RLR
MASIUS

H. Masius,

Deutsches Lesebuch.

III.

Deutsches Lesebuch

für

höhere Unterrichts-Anstalten.

Herausgegeben von

Dr. Hermann Masius.

3

Dritter Theil.

Für obere Klassen.

Vierte Auflage.

Halle a. S.,
Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.
1880.

Vorwort zur ersten Auflage.

Der vorliegende Band, der sich jetzt selbständig aus der bisherigen Gestalt des Buches ausgelöst hat, mußte, um den Gebrauch desselben nicht zu erschweren, fürerst wenigstens noch einige solche Aufsätze beibehalten, welche vielleicht mehr an die mittlere Unterrichtsstufe grenzen. Es erklärt sich daraus theilweis sein erheblicher Umfang; zumeist jedoch und wesentlich beruht derselbe auf anderem Grunde. Denn eben in den Oberklassen, für welche dieser Band bestimmt worden, hat sich der Gesichtskreis der Schüler bereits derart erweitert und wird selbst schon ein derartiges Maß der Leistungen erwartet, daß hier von dem deutschen Lesebuche entschieden eine größere Mannigfaltigkeit des Stoffes und der Form gefordert werden darf. Daher ist, ohne irgend die Erzählung und die Schilderung wie etwas Ueberflüssiges zu beseitigen, das Hauptgewicht in der prosaischen Abtheilung auf geschichtliche, rednerische und didaktische Darstellung gelegt. Wenn nun aber gerade in dieser letzteren Gruppe einige der Lessingschen und Schillerschen Abhandlungen fehlen, welche ohne Gefahr des Uebergriffs wenigstens in der Prima eines Gymnasiums gelesen werden mögen, so kann ich mich dem gegenüber nur auf die Erwartung berufen, daß jetzt, beim Erlöschen der betreffenden Druckprivilegien, bald auch jene Abhandlungen in besonderen Schulausgaben zur Hand sein werden. Was aber immer auch aufgenommen wurde: überall habe ich gestrebt zunächst stilistisch vollgültige Muster zu bieten, und ich hoffe, sie werden es auch wirklich sein, selbst da, wo sie nicht einem Schriftsteller ersten Ranges angehören. Fülle der Lehre endlich und jeder edlen Anregung dürfte sich gleicherweise aus allen ergeben; wenigstens meine ich, keines der großen geistigen und gemüthlichen Interessen, an welchen unsere Jugend reifen soll, verabsäumt zu haben.

Daß ich insbesondere dem litterargeschichtlichen Momente einigen Raum geliehen, wird man auf der betreffenden Stufe nicht verwerfen; ihm sollen auch die dem Buche angefügten biographischen Data dienen, wenn schon dieselben mehr zu einer Anknüpfung für den Lehrer als

unmittelbar für den Schüler geeignet erscheinen. Sie sind in der Regel da am knappsten gehalten, wo der betreffende Schriftsteller nur in vereinzelten und ausgewählten Partieen der Schule nahegebracht werden kann und mithin der eigentliche schriftstellerische Gesamtcharakter ihr fremd bleibt.

Schließlich habe ich noch der Unterstützung zu gedenken, welche mir meine Freunde Prof. Dr. Eckstein hier und Prof. Dr. Rasemann in Halle aus ihren Bücherschätzen zu theil werden ließen, und der mehrfachen Nachweise, welche der letztere mir zumal bei Durchsicht des litterargeschichtlichen Anhanges gegeben. Ebenso hat Herr Prof. Dr. Gosche in Halle die Güte gehabt, mir für den genannten Zweck behülflich zu sein.

Indem ich alle dieser Förderung herzlich danke, empfehle ich denn das Lesebuch auch in seiner jetzigen Gestalt einer wohlwollenden Prüfung und Aufnahme.

Leipzig, den 21. Decbr. 1866. H. M.

Die dritte Auflage

hat nur wenige Veränderungen erfahren, und beschränken sich dieselben hauptsächlich auf die Hinzufügung einiger Gedichte von bisher noch nicht aufgenommenen Dichtern. Wenn dabei aber zugleich eine bedeutsamere Vertretung der patriotischen Lyrik erstrebt wurde, so wird man das hoffentlich nicht weniger billigen, als andererseits die Weglassung von ein paar Stücken, gegen welche irgendwie sachliche oder formelle Bedenken erhoben werden durften. Uebrigens habe ich, der wohlmeinenden Beurtheilungen und der wachsenden Verbreitung des Lesebuchs dankbar eingedenk, nur noch die Versicherung zu wiederholen, daß ich auch ferner bemüht sein werde, jeden kundigen Beirath für dasselbe gewissenhaft zu nutzen.

Leipzig, Juni 1874. H. M.

Inhalt.

Poesie.

Lyrisches. Episches. Didaktisches.

Prosa.

Erste Abtheilung.

Erzählungen, Scenen und Novellen.

1. Der westfälische Hofschulze.

Im Hofe zwischen den Scheuern und Wirthschaftsgebäuden stand mit aufgekrempten Hemdsärmeln der alte Hofschulze und schaute achtsam in ein Feuer, welches, zwischen Steinen und Kloben am Boden entzündet, lustig flackerte. Er rückte einen kleinen Amboß, der daneben stand, zurecht, legte sich Hammer und Zange zum Griffe bereit, prüfte die Spitzen einiger großen Radnägel, die er aus dem Bruststücke des vorgebundenen Schurzfells zog, legte die Nägel auf das Bodenbrett des Leiterwagens, dessen Räder er ausbessern wollte, und drehte die Stelle des Rades, von welcher ein Stück Schiene abgebrochen war, vorsichtig nach oben, worauf er durch untergeschobene Steine das Rad in seiner Stellung befestigte.

Nachdem er wieder ein paar Augenblicke in das Feuer gesehen hatte, ohne daß seine hellen und scharfen Augen davon zu blinzeln begannen, fuhr er rasch mit der Zange hinein, hob das rothglühende Stück Eisen heraus, legte es auf den Amboß, schwang den Hammer darüber, daß die Funken sprühten, schlug das noch immer glutröthliche um das Rad, da wo die Schiene fehlte, schlug und schweißte es mit zwei gewaltigen Schlägen fest und trieb dann die Nägel, welche es in seiner weichen Dehnbarkeit noch immer leicht hindurchließ, an ihre Plätze.

Einige der stärksten und heftigsten Schläge gaben dem eingefügten Stücke das letzte Geschick. Der Schulze stieß mit dem Fuße die vor das Rad gelegten Steine hinweg, faßte den Wagen bei der Stange, um das geflickte Rad zu prüfen, und zog ihn ungeachtet seiner Schwere ohne Anstrengung quer über den Hof, so daß die Hühner, Gänse und Enten, welche sich ruhig gesonnt hatten, mit großem Geschrei vor dem rasselnden Wagen entflohen und ein paar Schweine aus ihrem eingewühlten Lager grunzend auffuhren.

Zwei Männer, von denen der eine ein Pferdehändler, der andere ein Rendant oder Receptor war, hatten, unter der großen Linde vor dem Wohnhause sitzend und ihren Trunk verzehrend, der Arbeit des alten,

rüstigen Mannes zugesehen. „Das muß wahr sein," rief jetzt der eine, der Pferdehändler, „Ihr hättet einen tüchtigen Schmied abgegeben, Hofschulze!"

Der Hofschulze wusch in einem Stalleimer voll Wasser, welcher neben dem kleinen Amboß stand, sich Hände und Gesicht, goß dann das Feuer aus und sagte: „'Ein Narr, der dem Schmied giebt, was er selbst verdienen kann." Er nahm den Amboß auf, als sei er eine Feder, und trug ihn nebst Hammer und Zange unter einen kleinen Schuppen zwischen Wohnhaus und Scheuer, in welchem Hobelbank, Säge, Stemmeisen und was sonst zu Zimmer- und Schreinergewerk gehört bei Holz und Brettern mancher Art stand, lag oder hing.

Indem der Alte sich unter dem Schuppen noch zu schaffen machte, sagte der Pferdehändler zu dem Receptor: „Wollen Sie glauben, daß der auch alle Pfosten, Thüren und Schwellen, die Kisten und Kasten im Hause mit eigner Hand flickt oder, wenn das Glück gut ist, auch neu zuschneidet? Ich meine, wenn er wollte, könnte er auch einen Kunstschreiner vorstellen und würde einen richtigen Schrank zu Wege bringen."

„Da seid Ihr im Irrthum," sprach der Hofschulze, der das letzte gehört hatte und, das Schurzfell jetzt abgethan, im weißleinenen Kittel aus dem Schuppen trat. Er setzte sich zu den beiden Männern an den Tisch, eine Magd brachte ihm auch ein Glas, er that seinen Gästen Bescheid und fuhr dann fort: „Zu einem Pfosten, zu einer Thüre und Schwelle gehören nur ein Paar gesunde Augen und eine firme Faust, aber ein Schreiner braucht mehr. Ich habe mich einmal vom Hochmuth verleiten lassen und wollte, wie Ihr es nennt, einen richtigen Schrank zu Wege bringen, weil mir Hobel und Meißel und Reißschiene auch bei dem Zimmerwerk durch die Hände gegangen waren. Ich maß und zeichnete und schnitt die Hölzer zu, auf Fuß und Zoll hatte ich alles abgepaßt; ja, als es nun an das Zusammenfügen und Leimen gehen sollte, war alles verkehrt, die Wände standen windschief und klafften, die Klappe vorne war zu groß, und die Kasten für die Oeffnungen zu klein. Ihr könnt das Gemächt noch sehen, ich habe es auf dem Sill[1] stehen lassen, mich vor der Versuchung künftig zu wahren; denn es thut dem Menschen immer gut, wenn er eine Erinnerung an seine Schwachheit vor Augen hat."

In diesem Augenblicke ließ sich ein lustiges Wiehern aus dem Pferdestalle gegenüber vernehmen. Der Pferdehändler räusperte sich, spuckte aus, schlug sich Feuer an, blies dem Receptor eine starke Dampfwolke in das Gesicht, sah sehnsüchtig nach dem Stalle und dann gedankenvoll vor sich nieder. Hierauf spuckte er noch einmal aus, nahm den lackirten Hut vom Kopfe, strich mit dem Arme über die Stirn und sagte: „Noch immer eine schwüle Witterung!" — Dann schnallte er seine lederne Geldkatze vom Leibe, warf sie mit Getöse auf den Tisch, daß der Inhalt klang und klirrte, lösete die Riemen und zählte zwanzig blanke Goldstücke hin, bei deren Anblicke die Augen des Receptors zu funkeln anfingen, und

1) Sill (vergl. Saal, Söller), westfälischer Ausdruck für Hausflur.

nach denen der alte Hofschulze gar nicht hin sah. „Hier ist das Geld!" rief der Pferdehändler, die Faust geballt auf den Tisch stemmend, „krieg' ich die braune Stute dafür? Sie ist, weiß Gott, nicht einen Heller mehr werth."

„Dann behaltet Euer Geld, damit Ihr nicht zu Schaden kommt," versetzte der Hofschulze kaltblütig. „Sechsundzwanzig, wie ich gesagt habe, und keinen Stüber darunter. Ihr kennt mich nun die Jahre her, Herr Marr, und solltet daher wissen, daß das Dingen und Feilschen bei mir nicht verschlägt, weil ich nie von meiner Sprache abgehe. Ich begehre, was mir eine Sache werth ist, und thue niemalen vorschlagen, und so könnte ein Posaunengel vom Himmel dahergefahren kommen, er kriegte die Braune nicht unter Sechsundzwanzig."

„Aber Gott's Sackerlot," schrie der Pferdehändler erbost, „aus Fordern und Bieten besteht doch der Handel, und meinen eignen Bruder überfrage ich, und wenn kein Vorschlagen mehr in der Welt ist, so hört alles Geschäft auf!"

„Im Gegentheil," erwiderte der Hofschulze, „das Geschäft kostet dann weit weniger Zeit und ist schon um deshalb profitlicher, aber auch außerdem haben beide Theile von einem Handel ohne Vorschlagen vielen Nutzen. Ich habe es immer erlebt, daß, wenn vorgeschlagen wird, sich die Natur erhitzt und zuletzt niemand mehr recht weiß, was er redet oder thut. Da läßt denn der Verkäufer, um nur dem Gehader ein Ende zu machen, die Waare oft unter dem Preise, den er im stillen bei sich festsetzte, und der Käufer seinerseits in der Begierde und Brunst des Bietens verthut sich ebenso oftmals. Ist aber gar keine Rede von Ablassen, dann bleiben beide schön ruhig und wahren sich vor Schaden."

„Da Ihr so vernünftig redet, so werdet Ihr meinen Antrag jetzt besser erwogen haben," hob der Receptor an. „Wie gesagt, die Regierung will alle Korngefälle der Höfe in hiesiger Gegend in Geld umwandeln. Sie hat allein den Schaden davon, denn Korn bleibt Korn, aber Geld ist heute so viel und morgen so viel werth; indessen ist es nun einmal ihr Wille, um der Last des Aufspeicherns quitt zu werden. Ihr thut mir also den Gefallen und unterschreibt diese neue, auf Geld lautende Urkunde, die ich zu diesem Behufe schon mitgebracht habe."

„Durchaus nicht!" antwortete der Hofschulze eifrig. „Es ist ein alter Glaube hier im Lande, daß wer seinem Hofe eine Last auflegt, dafür zur Strafe nach seinem Tode auf dem Hofe umgehen muß. Ich weiß nicht, wie es damit beschaffen ist, aber das weiß ich: vom Oberhofe sind seit vielen hundert Jahren nur Körner an die Gotteszelle gegeben worden, und damit wolle sich also das Rentamt begnügen, wie das Stift sich damit begnügt hat. Wächst Geld auf meinem Acker? Nein! Korn wächst darauf. Woher wollen sie also das Geld nehmen?"

„Ihr sollt ja nicht übervortheilt werden!" rief der Receptor.

„Es muß alles beim alten bleiben," sagte der Hofschulze feierlich. „Das war noch eine gute Zeit, als die Tafeln mit den Verzeichnissen der Lasten und Abgaben der Bauerschaft in der Kirche hingen. Dazumal stand alles fest, und kein Gezänk hat sich nimmer darüber begeben, wie neuer-

1*

dings nur gar zu oft. Hernacher hieß es, die Tafeln mit den Hühnern und Eiern und Maltern und Sümmern [1] schadeten der Andacht, und sie wurden hinweggethan. Im Gegentheil, sie hatten immer zu Predigt und Gesang gehört, wie Amen und Segen; ich für mein Theil, wenn ich sie ansah, besonders beim dritten Theile oder der Nutzanwendung, bekam die erbaulichsten Gedanken, zum Exempel: Ueberhebe dich nicht, denn da steht geschrieben, wie viel Zinsroggen und Schoßhafer du geben mußt! oder auch so: Wenn du draußen Lasten zu tragen hast, hier im Gotteshause bist du frei, und was dergleichen mehr war. Nun aber, als man auf die leeren Stellen sah, gingen die Gedanken immer wandern und suchten nach den Tafeln, und es dauerte geraume Zeit, ehe und bevor die Menschheit wieder recht nach dem Pastor hinhörte."

Er ging in sein Haus. — „Das ist ein alter Racker!" rief der Pferdehändler, als er seinen Handelsfreund nicht mehr sah, indem er den lackirten Hut verdrießlich wieder auf den Kopf stülpte. „Wenn der nicht will, so bringt ihn der Teufel nicht herum. Das Schlimmste ist, daß der Kerl die besten Pferde in der Gegend zieht und sie im Grunde, so zu sagen, billig genug losschlägt."

„Ein starres, widerhaariges Volk hier zu Lande," sagte der Receptor. „Ich bin erst vor kurzem aus Sachsen her versetzt und merke den Abstand. Dort wohnen die Leute beisammen, und deshalb müssen sie schon höflich und nachgiebig und bethulich mit einander sein. Aber hier sitzt ein jeder auf seinem Kampe, hat sein Holz, sein Feld, seinen Wiesenwachs um sich, als gäbe es sonst nichts in der Welt. Darum halten sie auch auf ihre alten Schnurren und Faxen so steif, die anderwärts überall abgekommen sind. Was für Mühe habe ich schon mit den andern Bauern wegen der dummen Umschreibereien gehabt, aber dieser hier ist doch der schlimmste!"

„Das kommt daher, Herr Receptor, weil er so reich ist," bemerkte der Pferdehändler. „Mich wundert, daß Sie es mit den andern in der Bauerschaft ohne ihn durchgesetzt haben, denn d e r hier ist ihr General und Advocat und alles; sie richten sich in jeglicher Sache nach ihm. Er bückt sich vor keinem. Vor'm Jahre kam ein Prinz hier durch; wie er den Hut vor dem abnahm, war es wahrhaftig, als wollte er sagen: „Du bist d e r, und ich bin d e r." Der Mistfink! Für die Stute sechsundzwanzig Pistolen haben zu wollen! Aber das ist das Unglück, wenn der Bauer zu viel Vermögen kriegt. Wenn Sie dort durch das Eichholz hindurch sind, gehen Sie eine geschlagene, halbe Glockenstunde durch seine Felder. Und alles bestellt, daß es nur so eine Art hat. Ich bin mit meiner Koppel vorgestern durch den Roggen und Weizen geritten, und Gott strafe mich, wenn was anderes als die Köpfe von den Pferden über die Aehren hinübersah. Ich dachte, ich würde ersaufen."

„Woher hat er's denn?" fragte der Receptor.

„O!" rief der Pferdehändler, „da liegen hier mehrere solcher Höfe herum, man heißt sie Oberhöfe; wenn die nicht manchen Edelmann aus-

1) Malter und Sümmer sind Getreidemaße, jenes zu 12, dieses zu 3 Scheffeln.

stechen, so will ich nicht Marx heißen. Das Erdreich ist von uralter Zeit usammengeblieben. Und sparsam und fleißig ist der Nichtsnutz von jeher gewesen, das muß man ihm lassen. Sie sahen ja, wie er sich abäscherte, nur um dem Schmied die paar Groschen Verdienst zu nehmen. Und blicken Sie nur um sich; ist es nicht hier, als ob man bei einem Grafen wäre?"

Während der letzten Reden hatte der verdrießliche Pferdehändler sachte in die Geldkatze gegriffen und den zwanzig Goldstücken, gleichgültig thuend, noch sechs hinzugefügt. Der Hofschulze trat wieder in die Thüre, und der andere sagte brummend, ohne ihn anzusehen: „Da liegen die sechsundzwanzig, weil es einmal nicht anders sein soll."

Der alte Bauer lächelte schalkhaft und sprach: „Ich wußte wohl, daß Ihr das Pferd kaufen würdet, Herr Marx; denn Ihr sucht für den Rittmeister in Unna eins zu dreißig Pistolen, und mein Bräunchen paßt Euch dazu, wie bestellt. Ich ging auch nur in das Haus, um die Goldwage zu holen, und konnte vorher sehen, daß Ihr Euch unterdessen besonnen haben würdet."

Der Alte, welcher in seinen Bewegungen bald etwas ungemein Rasches, bald wieder die größte Bedächtigkeit zeigte, je nachdem das Geschäft war, was er trieb, setzte sich an den Tisch, wischte langsam und sorgfältig seine Brille ab, spannte sie über die Nase und fing an, die Goldstücke genau zu wägen. Zwei oder drei musterte er als zu leicht aus, worüber der Pferdehändler ein heftiges Gezeter erhob, welchem der Hofschulze, schweigend und kaltblütig, die Wage in der Hand behaltend, zuhörte, bis der andere statt der verworfenen Münzen vollwichtige hervorholte. Endlich war die Sache beendigt, der Verkäufer packte bedächtig das Geld in ein Papier und ging mit dem Pferdehändler nach dem Stalle, um ihm das Pferd zu überliefern.

Der Receptor wartete die Rückkunft der beiden nicht ab. „Mit solchem Klotz ist nichts anzufangen," sagte er, „aber wenn du uns nur nicht so ordentlich auf die Termine bezahltest, wir wollten dich!" — Er fühlte nach seinen urkundlichen Papieren in der Tasche, merkte an dem Knittern, daß sie noch darin seien, und schlich vom Hofe.

Aus dem Stalle traten der Roßkamm, der Schulze und ein Knecht, welcher zwe Pferde, das des Roßkammes und die erkaufte braune Stute, hinter sich herführte. Der alte Schulze sagte, indem er die letztere zum Abschiede streichelte: „Es thut einem immer leid, wenn man eine Creatur, die man aufzog, losschlägt; aber wer kann dawider? — Nun, halte dich brav, Bräunchen!" rief er und gab dem Thiere einen herzhaften Schlag auf die runden, glänzenden Schenkel.

Der Pferdehändler war mittlerweile aufgestiegen und sah mit seiner langen Figur und der kurzen Schoßjacke unter dem breitkrempigen, lackirten Hute, mit seinen erbsengelben Hosen über den dürren Lenden und den hochhinaufreichenden, ledernen Kamaschen, mit seinen Pfundsporen und seiner Peitsche wie ein Wegelagerer aus. Er ritt, ohne Lebewohl zu sagen, fluchend und wetternd davon, die Braune am Leitzaum nachziehend. Keinen Blick wandte er nach dem Gehöfte zurück, die Braune dahingegen

drehte mehreremale den Hals um und wieherte wehmüthig, als wollte sie klagen, daß ihre gute Zeit nun vorüber sei. Der Hofschulze blieb, die Arme in die Seite gestemmt, mit dem Knechte stehen, bis der Zug durch den Baumgarten verschwunden war. Dann sagte der Knecht: „Das Vieh grämt sich.“ „Warum sollte es nicht?“ erwiderte der Hofschulze, „grämen wir uns doch auch. Komm auf den Futterboden, wir wollen Hafer messen.“

K. Immermann.

2. Eine Versteigerung und ein Begräbniß.

Dat was in dat Johr 1829 up den Jehan'nsdag, dunn satt en Mann in de deipste Trurigkeit [1] in 'ne Eschenlauw in en ganz verkamenen Goren.[2] Dat Gaud,[3] wotau de Goren hürte, was en Pachtgaud un lag an de Peen tüschen [4] Anclam und Demmin, un de Mann, de in den käuhlen Schatten von de Lauw satt, was de Pächter — dat heit, hei was't bet dorhen west;[5] denn nu was hei afmeiert,[6] un up sine Hawstäd was hüt Aukschon [7] un sin Haw un Gaud gung in alle vir Win'n.

Dat was en groten, breitschullerigen, virunvirtigjöhrigen Mann mit düsterblonde Hor, un wat Arbeit ut en Minschen maken kann, dat hadd sei ut dit Holt sneden,[8] un en beteres hadd sei mäglicher Wis' nahrends [9] nich funnen. „Arbeit“ säd sin ihrenwirth Gesicht — „Arbeit“ säden sine trugen Hän'n,[10] de nu still in sinen Schot legen un in enanner folgt wiren [11] — woll taum Beden.

Ja taum Beden! Un in dat ganze leiwe Pommerland hadd woll keiner so'n Grund un Ursak, sik mit sinen Herrgott tau bereden, as dese Mann. — 't is en swor [12] Stück för jedwereinen, wenn hei sinen Husrath, den hei sik mit Mäuh un Sweit [13] Stück för Stück anschafft hett, in alle Welt wannern süht. 't is en swor Stück för en Landmann, wenn hei dat Veih,[14] wat hei sik in Noth un Sorgen upfött hett, in annere Hän'n gahn laten möt,[15] de nicks von de Quesen [16] weiten, de em sin Lewenstid drückt hewwen; äwer dat was't nich, wat em so swor in de Sel lag; 't was noch en anner swores Led, wat em de mäuden [17] Hän'n tausam folgte, wat em de mäuden Ogen nah baben [18] richt'.

Sid gistern was hei Wittwer, sine Fru lag up ehr letztes Lager. — Sine Fru! — Teihn Johr [19] hadd hei üm se worben, teihn Johr hadd hei wirkt un schafft, wat minschliche Kräften gaudmaken känen, dat hei mit ehr tausam kam, dat hei Platz kreg för de deipe, gewaltige Leiw,[20] de dörch sin ganzes Wesen gung, as Pingstdags-Klocken äwer gräune Feller un bläuhende Awtböm.[21] — Vör vir Johr hadd hei't mäglich makt; hei hadd allens tausam schrapt,[22] wat hei hatt hadd; en Bekannten von em,

1) da saß ein Mann in tiefster Traurigkeit. — 2) verkommenen Garten. — 3) Gut. — 4) zwischen. — 5) er war's bis dahin gewesen. — 6) abgethan. — 7) auf seinem Besitzthum (Besitzstätte) war heute Auction. — 8) aus diesem Holz geschnitten. — 9) nirgends. — 10) treuen Hände. — 11) zusammengefaltet waren — wohl zum Beten. — 12) schwer. — 13) Müh und Schweiß. — 14) Vieh. — 15) gehen lassen muß. — 16) Beule, Schwiele (Blutblase). — 17) müden. — 18) oben. — 19) Zehn Jahr. — 20) Liebe. — 21) Obstbäume. — 22) zusam-

de von sin Öllern wegen twei Gäuder arwt habb,[23] habb em dat ein verpacht — hoch, sihr hoch — hei wüßt dat sülwsten[24] am besten, äwer de Leiw giwwt Maud, hellen Maud, de sik dörchtauslagen versteiht. — Oh, 't wir ok gahn,[25] ganz gaud gahn, wenn't Unglück nich äwer em kamen wir, wenn sine lütte leiwe Fru nich bet Morgens vor Dau un Dag' upstahn wir, dat sei doch ok ehr Ding' dauhn wull, un wenn sei de hitzigen, roden Fläg'[26] nich up de Backen kregen habb. — Oh, 't wir ok gahn, ganz gaud gahn, wenn sin Verpächter nich blot en Bekannten, wenn't en Fründ west wir — hei was't nich: hüt let hei sin Enventor[27] up de Aukschon bringen.

Frün'n?[28] — So'n Mann, as de, de unner de Eschenlauw sitt, de süll kein Frün'n hewwen? — Ach, hei habb Frün'n, un hei habb ok Fründschaft; awer sei kunnen em nich helpen, sei habben nicks tau gewen un tau borgen. Wo hei henkek, dor schow[29] sik 'ne düstere Wand för sin Og un engte un preßte em in, dat hei ludhals'[30] tau unsern Herrgott habb schrigen müggt, em ut sin Nöthen tau redden. — Un äwer em in de Eschentwigen[31] sung de Stiglitsch un de Baukfink,[32] un ehre bunten Farwen spelten in de Sünn,[33] und de Blaumen in den verwahrlos'ten Goren schenkten ehren Duft ümsüs,[34] un de Eschen gewen ehren käuhlen Schatten ümsüs, un dat schönste Brudpoor[35] up de Welt habb sik dorunner setten künnt un habb Flag[36] un Dag meindag nich vergeten.

Un habb hei nich ok unner desen Schatten seten mit 'ne weike Hand in sine harte? Habben de Vägel nich sungen, habben de Blaumen nich raken? Habb hei nich unner de Eschen drömt[37] von den käuhlen Schatten för sin Öller?[38] Un wer was't denn west, de em en quicklichen Drunk nah en heites Dag'wark bröcht habb? Wer was't, de sin Mäuhen und Sorgen tru deilte und tröste?

't was weg — allens weg! — Sin Mäuhen un Sorgen was up de Aukschon, un de weike, warme Hand was kolt un stiw.[39] Un denn ward den Minschen woll so tau Maud, as wenn de Vägel nich mihr för em singen, de Blaumen nich mihr för em rüken, un de leiwe Sünn nich mihr för em schint, un wenn dat arme Hart noch ümmer sur sleiht,[40] denn reckt hei sine Hand woll äwer Vägel un Blaumen un äwer de goldene Sünn höger rup nah en Tröster, vör den dese Irdenfreuden nich bestahn sälen, vör den äwer mal dat Minschenhart bestahn sall.

So satt Hawermann för sinen Herrgott dor, un sine Hän'n wiren folgt, un sine braven blagen[41] Ogen keken nah baben, un in ehr speigelte sik noch en schönern Schin, as von Gottes Sünn. — Dunn kamm

mengescharrt. — 23) der von seinen Eltern zwei Güter geerbt hatte. — 24) selbst. — 25) wäre auch gegangen. — 26) thun wollte, und wenn sie die rothen Flecke. — 27) Inventar. — 28) Freunde. — 29) Wohin er sah, da schob sich. — 30) laut (eigentlich aus vollem Halse, aus lauter Brust). — 31) Eschenzweigen. — 32) Buchfink. — 33) Sonne. — 34) umsonst. — 35) Brautpaar. — 36) Stelle (Fleck) und Stunde niemals (eigentlich mein Lebtag nicht) vergessen. — 37) geträumt. — 38) Alter. — 39) kalt und starr (steif). — 40) das Herz noch immer bange (eigentlich sauer) schlägt. — 41) blauen.

en lüttes Dirning[42] an em 'ranne un läd en Marikenbläuming[43] in sinen Schot, un sin beden Hän'n beden sik utenanner un slogen sik üm dat Kind — dat was sin Kind — un hei stunn up von de Bank un namm sin Kind up den Arm, un ut sine Ogen föll Thran up Thran, un dat Marikenbläuming hadd hei in de Hand un gung mit sin Kind den Stig entlang, den Goren hendal.[44]

Hei kamm an en jungen Bom, den hadd hei sülwst plant't;[45] dat Strohseil, womit de an sine Stütt bunnen was, hadd loslaten, un de junge Bom let sin Kron dalwarts sacken.[46] Hei richt'te em in En'n un bünn em fast, ahn sik wider wat dorbi tau denken, denn sine Gedanken wiren wid weg, un Sorgen und Helpen lag in sine Natur.

Awer wenn den Minschen sine Gedanken so in't Blage gahn, un wir't ok de blage Hewen,[47] sin däglich Dauhn, wenn't em in de Ogen föllt, 'ne olle gewohnte Handgebird, an de hei sik makt, wil dat hei sik ümmer dormit behulpen hett, röppt sei em ut de Firn taurügg[48] un wis't em dat, wat negbi üm em is, un wat dor noth is. Un dat dat so is, is en grot Geschenk von unsern Herrgott.

Hei gung den Goren up un dal,[49] un sin Og sach, wat üm em was, un sine Gedanken kihrten wedder up Irden in, un doch, wenn sei as swarte un düstere Wolken an den Hewen von sine Taukunft ruppe treckten,[50] ein lütt Stück blagen Hewen kunnen sei em nich verdustern, dat was sin lütt Dirning, de hei up den Arm drog, un de mit ehre weike Kinnerhand in sin Hor spelte. Hei hadd sine Lag' äwerdacht; fast un irnsthaft hadd hei de düstern Wolken in't Og' fat't, hei müßt sorgen, dat em un sin Kind dat Weder nich unnerkreg.[51]

Hei gung von den Goren up den Hof. — Du leiwer Gott, wo würd em tau Maud! — Glikgültig un up ehren lütten Vurthel bedacht, drängten sik de Minschen üm den Disch, wo de Actuworius de Aufschon afhöll,[52] Stück för Stück würd sine langjöhrige Mäuh an den Meistbeidenden tauslagen, würd sin nothwise Husrath utbaden,[53] un dat, wat hei unner Noth und Sorgen Stück för Stück in't Hus schafft hadd, gung nu unner Lachen un Witzen in alle Welt — ok Stück för Stück. — Dat Schapp[54] was noch von sin oll Mutter her, de Kommod hadd em sin Fru taubröcht, den lütten Neihdisch[55] hadd hei ehr mal schenkt, as sei noch sin Brud was. — Lingelank[56] stunn sin Veih anbunnen an 'ne Rek un bröllte nah de Weid'; de brune Stark[57] mit den witten Stirn, de sine arme Fru sülwst upbörnt[58] hadd, ehr Leiwling, stunn dormang;[59] hei tred an ehr ranne un strek ehr mit de Hand den Puckel lang. — „Herr," säd de Staathöller[60] Niemann, „'t is Jammerschad'." — „„Ja, Niemann, 't is Schad'; äwer wat helpt dat all?"" säd hei un

42) ein kleines Mädchen (Dirnlein). — 43) Marienblümchen. — 44) den Steig entlang, den Garten hinab. — 45) selbst gepflanzt. — 46) niederwärts hängen. — 47) Himmel. — 48) ruft sie ihm aus der Ferne zurück und zeigt ihm das, was nahebei um ihn ist. — 49) auf und nieder. — 50) heraufzogen. — 51) das Wetter nicht unterkriegte (das Schicksal nicht niederwarf). — 52) abhielt. — 53) ausgeboten. — 54) der (das) Schrank. — 55) Nähtisch. — 56) der Reihe (Länge) nach. — 57) Stärke (junge Kuh). — 58) aufgezogen. — 59) dazwischen. — 60) Statthalter, Hofmeister (Aufseher des Gesindes).

wen'nt sik üm un gung up de Minschen tau, de sik üm den Aukschonsdisch drängten.

As de Lüd' markten, dat hei an den Disch ranne wull, makten sei em höflich un fründlich Platz, un hei wen'nte sik an den Actuworius: ob hei em woll en por Würd'[61] spreken künn. — „Glik, Herr Hawermann," säd de Mann. „Glik den Ogenblick! Jk bün glik mit dat Husinventor farig,[62] denn ... — 'ne Kommod'! Twei Daler, vir Schilling! Sös[63] Schilling! ·Twei Daler, acht Schilling! Zum ersten! Zum andern! Twei Daler, twölf Schilling! — Keiner wider? — Zum ersten! Zum andern! und zum — dritten! — Wer hett s'?" — „„Snider[64] Brand,"" was de Antwurt.

Grad in desen Ogenblick kamm 'ne Gesellschaft von Landlüd' up den Hof tau riden,[65] de 't mäglicher Wis' up dat Veih affeihn[66] habben, wat nu an de Reih kamen süll. Vöran red en dicken, rodgesichtigen Mann, up den sin fettes Gesicht de Äwermaud so recht Platz hadd, sik breid tau maken. — So'n Ort is stark begäng',[67] äwer wat desen von sine gewöhnlichen Bräuder unerscheiden ded, dat wiren de lütten listigen Ogen, de äwer de dicken Backen räwer keken, as wullen sei seggen: Ji sid schön in de Wehr, äwersten uns hewwt ji 't tau verdanken, wi weiten jugen[68] Vurthel wohrtaunemen. De Besitter von dese Ogen was ok de Besitter von dat Gaud, wat Hawermann in Pacht hatt hadd; hei red dicht an den Minschen-Hümpel[69] ran, un as hei sinen unglücklichen Pächter dormang stahn sach, föll em de Mäglichkeit in, dat hei nich tau sine vulle Pacht kamen künn, un de listigen Ogen, de ehren Vurthel so schön wohrtaunemen verstünnen, säden tau den Äwermaud, de up Mund un Minen lag: Brauder, nu is 't Tid, hir kannst di mal breid maken, hir kost't kein Geld; un sin Pird neger[70] an Hawermannen ranne drängend, rep hei, so dat 't alle Lüd' hören müßten: „Ja, dat sünd de klauken Meckelnbörger, de uns wirthschaften lihren willen![71] Wat hewwen s' uns lihrt? Win drinken un Korten spelen, dat hewwen s' uns lihrt, äwer wirthschaften? — Pankrottmaken känen s' uns lihren."

Allens was still worden bi dese harte Red' und kek bald den an, von den sei utstött[72] was, un bald den, an den sei richt't was. — Hawermann was tau Anfang bi de Stimm un de Würd' tausam schaten,[73] als wir em en Metz[74] in't Hart stött; nu stunn hei still dor un sach stumm vör sik hen, as wull hei allens äwer sik ergahn laten; äwer unner dat Volk brök en Murren los: „Pfui! Pfui! — Schämen S' sik wat! — De Mann hett keinen Win drunken un kein Korten speelt. — De Mann hett wirthschaft't as en Kirl!"[75] — „„Wat is dat för'n Grotmul, dat so wat reden kann?"" frog oll Bur[76] Drenkhahn ut Liepen un drängte sik mit sinen Krüzdurn[77] en beten neger ranne. — „Dat's

61) ein paar Worte. — 62) fertig. — 63) sechs. — 64) Schneider. — 65) kam geritten (zu reiten). — 66) abgesehen. — 67) dergleichen Art giebts viele (ist stark vertreten). — 68) wir wissen euren Vortheil. — 69) Menschenhaufen. — 70) sein Pferd näher. — 71) lehren wollen. — 72) ausgestoßen. — 73) zusammengefahren. — 74) Messer. — 75) Kerl (hier in bonam partem = ein tüchtiger Mann). — 76) Bauer. — 77) (Knotenstock aus) Kreuzdorn oder Schwarzdorn (Schlehen-

de Kirl, Vadder," rep de Stolper Smidt,[78] „den sin Lüd' milenwid bi uns snurren[79] gahn." — „„De nich en Rock up den Liw hewwen,"" rep de Snider Brand ut Jarmen, „„un de bi de Arbeit all ehr Gottsdischröck[80] dragen möten."" — „Ja," lachte de Smidt, „dat's de Kirl, de sik so freien deiht, dat sin Lüd' ümmer so'ne schöne Röck dragen bi de Arbeit, wil dat sei nich so vel hewwen, sik en Kittel antauschaffen."

De Actuworius was upsprungen un was an den Verpächter ranne treden, de mit de utverschamteste Dicknäsigkeit dese Reden anhüren ded: „„Üm Gotteswillen, Herr, wo künnen Sei so wat seggen!"" — „Ja," säd einer ut sine Gesellschaft, de mit em tau riden kamen was, „de Lüd' hewwen recht! Du süllst Di wat schämen! Pfui! Du willst den Mann, de sin Allens willig hengiwwt, dat hei Di gerecht warden will, un de morgen mit en witten Stock[81] dorvon geiht, noch wider dümpeln?" — „„Ach Gott,"" säd de Actuworius, „wenn't dat allein wir! Äwer gistern is ok sine Fru storwen und liggt up ehr letzt Lager, un hei sitt nu dor mit sin lüttes Worm,[82] un wat hett de Mann woll för ne Utsicht?"" Dat Murren gung nu von dat Volk in den Herrn Verpächter sine eigene Gesellschaft äwer, un't wohrt nich lang', höll hei up sin Flag[83] allein tau Pird; de mit em kamen wiren, wiren affid[84] reden. — „Heww ik dat wüßt?" säd hei verzagt un verdreitlich un red von den Hof; un de lütten listigen Ogen säden tau den breiden Äwermaud: Brauder, ditmal heww wi uns richtig fast führt.[85]

De Actuworius gung an Hawermannen ranne: „„Herr Hawermann, Sei wullen mi wat seggen?"" — „Ja — ja," antwurte de Pächter, as wenn en marterter Minsch nah grugliche Qualen wedder allmählich tau Besinnung kümmt, „ja, ik wul Sei bidden, wat Sei nich de Saken,[86] de för mi von Gerichtswegen taurügg stellt sünd, dat Bedd un dat anner,[87] ok up de Aufschon bringen wullen." — „„Herzlich girn; äwer de Husrath is slicht betahlt, de Lüd hewwen kein Geld, un wenn Sei wat verköpen[88] willen, dauhn Sei beter, Sei verköpen't unner de Hand."" — „Dortau[89] heww ik kein Tid, un ik bruk dat beten Geld." — „„Na, wenn Sei 't wünschen, denn will ik't up den Bott[90] bringen,"" un de Actuworius gung an sin Geschäft.

„Hawermann," säd de Pächter Grot, de mit de Gesellschaft tau Pird kamen was, „Sei sünd hir so allein mit ehr Unglück, kamen S' mit ehr lütt Dirning na mi räwer un bliewen S' 'ne Tid lang bi mi, min Fru ward' sik sihr freu'n..." — „„Ik dank Sei velmal för den gauden Willen; ik kann nich, ik heww hir noch wat tau besorgen."" — „Hawermann," säd de Pächter Hartmann, „Sei meinen dat Gräfniß[91] von Ehre leiwe Fru. Wennihr willen Sei sei grawen laten? Wir wollen ehr doch alltausamen girn de letzte Ihr[91] gewen." — „Ok darför möt

strauch). — 78) Schmied aus Stolp. — 79) betteln. — 80) Abendmahls-(Sonntags)röcke. — 81) weißen Stock (Bettelstab). — 82) Wurm (hier Ausdruck des Mitleidens und der Klage für Kind). — 83) hielt er auf seiner Stelle allein. — 84) abseits. — 85) fest gefahren, verfahren. — 86) ob Sie nicht die Sachen. — 87) andere. — 88) verkaufen wollen. — 89) Dazu hab' ich keine Zeit. — 90) zum Angebot. — 91) Begräbniß, graven = begraben. — 92) letzte Ehre.

ik danken; ik kann Sei nich upnehmen, as sik dat paßt, un nahgradens heww ik nu lihrt, dat einer de Fäut[93] nich wider strecken sall, as de Deck reikt."" — „Oll Fründ, min leiw oll Nawer[94] un Landsmann," säd de Entspekter[95] Wienk un slog em up de Schuller, „äwerlaten S' sik nich so'ne stille Vertwiflung! 't ward all wedder beter in de Welt." — „„Vertwiflung, Wienk?"" säd Hawermann irnstfast,[96] drückte sin Kind faster an sik ranne un kek den Enspekter ruhig mit sine ihrlichen blagen Ogen an. „„Is dat Vertwiflung, wenn einer sine Taukunft fast in't Og' fat't un allermeist doran denkt, sin Schicksal tau wen'n? Awer hier is min Bliwens nich; vör dat Flag hött[97] sik einer, wo sin Schipp[98] mal up den Grund stött is; ik möt en Hus wider gahn,[99] und möt dormit wedder anfangen, wo ik mal mit uphürt heww: ik möt wedder üm't Brod deinen un min Fäut unner frömd Lüd' ehren Disch strecken. Un nu lewen S' alle recht woll! Sei sünd ümmer gaude Nawers un Frün'n tau mi west. — Adjüs! — Adjüs! — Giww din Händting, Wising.[100] — Adjüs! — Un grüßen Sei all velmals tau Hus; min Fru..."" — Hei wull noch wat seggen, äwer't was, as wenn em dat äwernamm, un hei dreihte sik rasch üm un gung sin Weg'.

„Niemann," säd hei tau sinen Staathöller, as hei an dat anner En'n von den Hof kamm, „segg Hei[101] dat de äwrigen Lüd' ok: morgen früh Klock vir wull ik de Fru grawen laten." Dormit gung hei in't Hus, in sine Slapstuw.[102] — Allens was utrümt,[103] ok sin Bedd un dat beten Klapperkram, wat sei em laten hadden; nicks as de vir nakten Wän'n! Blot in de Eck an't Finster stunn 'ne olle Kist, und dorup satt ne junge Daglöhnerfru mit rodgeweinte Ogen, un in de Midd stunn en swartes Sark, un dorin lag en bleikes, stilles, fierliches Gesicht, un de Fru hadd en gräunen Busch in de Hand un jog de Fleigen[104] von dat stille Gesicht. — „Stine"[105] säd Hawermann, „gah nah Hus; ik bliw nu hier." — „„Oh, Herr, laten S' mi."" — „Ne, Stine, ik bliw de Nacht äwer hir." — „„Sall ik denn de Lütt nich mit mi nemen?"" — „Ne, lat man, sei ward woll inslapen." — De junge Fru gung; de Actuwarius kamm un hännigte em dat Geld in, wat hei för sin Saken böhrt hadd, de Lüd' up den Hof vertröcken sik; 't würd buten[106] so still as binnen. Hei sette dat Kind dal un tellte dat Geld up't Finsterbrett: „Dat krigt de Discher för't Sark. — Dat för en Krüz up't Graww. — Dat is för't Gräfniß. — Dat sall Stine hewwen, un hirmit kam ik gaud bet tau min Swester." — De Abend kamm, de junge Daglöhnerfru bröchte en Licht herin, stellte sik an't Sark und kek lang' in dat bleike Gesicht, drögte sik de Ogen mit de Schört:[107] „Gun Nacht ok!" un Hawermann was wedder allein mit sin Kind.

---

93) Füße. — 94) Nachbar. — 95) Inspector. — 96) mit festem Ernst. — 97) hütet. — 98) Schiff. — 99) ein Haus weiter gehn. — 100) dein Händchen, Luischen (ing Deminutivendung). — 101) sage Er das den übrigen Leuten auch. — 102) Schlafstube. — 103) ausgeräumt. — 104) Fliegen. — 105) Christine. — 106) die Leute verloren (eigentl. verzogen) sich, es war draußen so still wie drinnen. — 107) Schürze.

Hei makte dat Finster up un kek in die Nacht herin; sei was düster för dese Jahrestid, kein Stirn stunn an den Hewen, allens was swart betreckt, un warm un dunstig weihte 'ne lise Luft un süfzte in de Firn.[108] Von't Feld heräwer slog de Wachtel ehren Slag und de Wachtelkönig rep sinen Regenraup,[109] un sachten föllen de irsten Druppen up de döstige Ird,[110] un de let taum Dank för de Gaw den schönsten Geruch upstigen, den de Ackersmann kennt, den Irddunst, in den alle Segen för sin Mäuh un Arbeit swemmt. — Wo oft hadd de em de Seel upfrischt un de Sorgen verjagt un de Hoffnung belewt up en gaudes Johr! — Nu was hei de Sorgen los, äwer de Freuden ok: eine grote Freud' was em unnergahn un hadd all de lütten mit sik reten.[111] Hei makte dat Finster tau, un as hei sik ümdreihte, stunn sin lütt Döchting[112] an't Sark un langte vergews nah dat stille Gesicht, as wull sei't straken.[113] Hei böhrte das Kind höger, dat dat ankamen künn, un dat lütt Dirning strakte und eiete[114] mit de warmen Hännen un de warmen Leiweswürd an ehr stilles Mutting[115] un an den kollen Dod[116] herümmer, un kek dunn den Vader mit ehre groten Ogen an, as wull sei nah wat Unbegripliches fragen un pohlte:[117] „Mutting — huh!' — „„Ja,““ säd Hawermann, „„Mutting friert,““ un de Thranen stört'ten em ut de Ogen, un hei set'te sik up de Kist un namm sin Döchting up den Schot un weinte bitterlich. Un de Lütt fung ok an tau weinen und weinte sik sacht in den Slap; hei läd sei weik an sik un slog den Rock warm üm ehr, un so satt hei de Nacht dor un höll true Likenwacht bi sin Fru un sin Glück.

Den annern Morgen tidig[118] Klock vir kamm de Staathöller mit de annern Daglöhners; dat Sark würd tauschrawen;[119] de Tog gung langsam nah den lütten Kirchhof; de einzige Folg' was hei un sin lütt Dirning. Dat Sark würd in de Gruft laten — ein stilles Vaterunſ — 'ne Hand vull Ird — un dat Bild von dat, wat em förre Johren erquickt un tröst't, freut un belewt hadd, was för sine Ogen verborgen, un wenn hei't wedder seihn wull, müßt hei sin Hart upslagen as en Bauk,[120] Bladd för Bladd, bet ok dit mal eins[121] tauslaten würd, un denn? — Ja denn würd em dat leiwe Bild mal schön un herrlich wedder för Ogen stahn.

Hei gung an sine Lüd' heran, gaww jeden de Hand un bedankte sik bi ehr för den letzten Deinst, den sei em dahn hadden, und säd ehr Adjüs, gaww den Staathöller dat Geld för Sark, Krüz un Gräfniß, un slog deip in Gedanken sinen eigenen Weg in de düstere Taukunft in.

As hei an dat letzte Hus in dat lütte Dörp kamm, stunn de junge Daglöhnerfru mit en Kind up den Arm vör de Dör; hei tred an sei ranne: „Stine, Du hest mine arme Fru so tru plegt in ehre letzte Krankheit — hir, Stine,“ un hei wull ehr en por Daler in de Hand drücken.

108) wehte ein leiser Lufthauch und seufzte fernhin. — 109) der Wachtelkönig (= Ralle, Wiesenschnarrer) rief seinen Regenruf. — 110) die ersten Tropfen auf die durstige Erde. — 111) gerissen. — 112) Töchterchen. — 113) streicheln. — 114) streichelte und schmeichelte. — 115) Mütterchen. — 116) kalten Tod. — 117) lallte. — 118) zeitig. — 119) zugeschraubt; der Zug ging. — 120) Buch. — 121) bis auch dies einstmals zugeschlossen wird.

— „„Herr, Herr,““ rep dat junge Wiw, „„dauhn S' mi dat nich tau leden![122] Wat hewwen Sei nich in gauden Dagen an uns dahn, woröm sall unserein nich in slimmen dat mal wedder vergellen? — Ach, Herr, ik heww 'ne Bed an Sei:[123] laten S' mi dat Kind hir. Jk will't hegen un plegen, as wir't min eigen. Laten S' mi dat Kind hir!““ — Hawermann stunn in deipen Bedenken. — „„Herr,““ säd de Fru wider, „„so vel ik dorvon verstah, möten Sei sik doch taulețt von dat lütte Worm scheiden un — seihn S', hir kümmt Jochen, hei ward Sei datsülwige seggen.““[124] — De Daglöhner kamm heran un as hei hürt hadd, wovon de Red' was, säd hei: „Ja, Herr, sei sall hollen warden, as 'ne Prinzeß, un wi stünd gesund un gaud in de Wehr, un wat Sei an uns dahn hewwen, dat sall ehr riklich tau Gauden kamen.“ — „„Ne,““ säd Hawermann un ret sik ut sine Gedanken, „dat geiht nich, ik kann't nich! 't mag unrecht sin, dat ik dat Kind up't ungewisse mit mi nem; äwer ik heww so vel hir laten, dat letzte kann ik nich missen. — Ne, ne! — Jk kann't nich,““ rep he hastig un wen'nte sik taum Gahn,[125] „„min Kind möt bliwen, wo ik bün. — Adjüs Stine! — Adjüs Nassow!“ — „„Wenn Sei uns dat Kind nich laten willen, Herr,““ säd de Daglöhner, „„denn will ik taum wenigsten mitgahn un will Sei dat Kind dragen.“ — „„Ne, ne!““ wehrte Hawermann em af, „„dat is kein Last för mi;““ äwer dat kunn hei nich wehren, dat de junge Fru sin Döchting strakte un küßte un ümmer wedder küßte, un dat de beiden truen Lüd', as hei sine Weg' gung, ehm lang nahkeken. Sei, mit Thranen in de Ogen, dachte mihr an dat Kind, hei, in irnsten Gedanken, mir an den Mann. — „Stine,““ säd hei, „so'n Herrn krigen wi nich wedder.“ — „„Dat weit de leiw Gott,““ säd sei, un beid' gungen taurügg an ehre dägliche Arbeit.

F. Reuter.

3. Die Trauung.

Die Insel Seeland ist gegen Nordwesten durch eine schmale, wüste, sandige Landstrecke mit einer Halbinsel verbunden, die, anmuthig und fruchtbar, mit Dörfern bedeckt ist und einen eigenen Bezirk (Olsherred) bildet. Aber jenseit der einzigen kleinen Halbinsel ragt ein Theil derselben in das wilde Kattegat hinein. Er bildet eine Gegend von einem furchtbar öden und wilden Ansehen. Der Flugsand hat allen Pflanzenwuchs verdrängt. Bewegliche Sandhügel, das Spiel der Stürme, die von dem rauhen Meer unbehindert über das Land sausen, verändern fortdauernd ihre Stelle, entstehn, verwehen und häufen sich an einem neuen Orte wieder an. Ich brachte, die Gegend durchreisend, hier eine Stunde zu, die mir ein unvergeßliches Bild der wildesten Zerstörung hinterließ und nicht ohne Gefahr war. Indem ich die öde, sandige Gegend einsam durchritt, erhub sich vom Meere aus Norden her ein Sturm mit Gewitter. Die Wellen hoben sich, die Wolken jagten sich unruhig, der Himmel ward

122) thun Sie mir das nicht zu Leide. — 123) eine Bitte an Sie. — 124) hier kommt Joachim, er wird Ihnen dasselbe sagen. — 125) wandte sich zum Gehen.

dunkler und drohender, der Sand fing an, sich in immer größern Massen unter den Füßen des Pferdes zu bewegen, er erhob sich in Wirbeln und erfüllte die Luft. Der Weg ward unkenntlich, das Pferd sank tief in den losen Sand hinein; Himmel, Erde und Meer wurden vermischt und alle Gegenstände in eine Staub- und Sandwolke verhüllt. Keine Spur von Leben oder Vegetation; der Sturm sauste durch die Luft, die Wellen des nahen Meeres peitschten das Ufer, der Donner rollte in der Ferne, und durch die Staubwolke drang der Blitz, trübe, dunkel, röthlich, kaum hindurch. Die Gefahr war augenscheinlich, als ein plötzlicher, gewaltiger Gewitterregen den Sand zur Ruhe brachte und mich, völlig durchnäßt, den Weg nach einer kleinen Stadt finden ließ. Es war eine grauenhafte Vermischung aller Elemente. Wie das Erdbeben ein Seufzer der Natur aus tiefer Brust ist, gab dieses Chaos das Bild eines wildzerrissenen Gemüthes: alle Hoffnung zerstört, jede Freude verschüttet, die Trümmer der Vergangenheit unter der wüsten Stätte unruhiger Leidenschaften vergraben, die Stimme des Gewissens, drohend, donnerähnlich, in der Ferne das verzehrende Feuer dunkel leuchtend in der trüben Seele, bis die längst versiegten Thränenquellen sich gewaltsam flutend eröffnen und Wehmuth die zerrissene Seele in ihren Wellen begräbt.

In dieser traurigen Gegend war vor Zeiten ein Dorf, Rörwig, etwa eine Viertelmeile vom Ufer entfernt. Der Flugsand hat das Dorf verschüttet; die Einwohner, meist Schiffer und Fischer, haben sich dicht am Ufer angebaut; nur die feste Kirche, auf einem Hügel gebaut, steht noch einsam, von der traurigen, beweglichen Oede umgeben. Sie ist der Schauplatz dieser räthselhaften Erzählung.

In der einsamen Stube saß, in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der alte, ehrwürdige Prediger des Orts, in fromme Betrachtungen versunken. Es war gegen Mitternacht. Das Haus lag am Ende des Dorfes, und die einfachen Sitten der Einwohner kannten das wechselseitige Mißtrauen so wenig, daß Schloß und Riegel ihnen fremd waren und jede Thür offen blieb. Die nächtliche Lampe brannte trübe, die feierliche Stille ward nur von dem Rauschen des Meeres unterbrochen, und der blasse Mond spiegelte sich in seinen Wellen. Da hörte er die Thüre unten öffnen, vernahm starke Männertritte auf der Treppe und erwartete schon die Aufforderung, irgend einem Sterbenden mit geistlichem Troste beizustehen. Zwei fremde Männer traten schnell herein, in weiße Mäntel gehüllt. Der eine näherte sich ihm höflich. „Mein Herr," sagte er, „Sie werden uns sogleich folgen. Sie müssen eine Trauung verrichten; das Brautpaar wartet schon in der entfernten Kirche." — „Diese Summe," sprach er ferner und zeigte dem Greis eine volle Goldbörse, „wird Sie für die Mühe und für den Schrecken über eine so unerwartete Aufforderung hinlänglich entschädigen." Der Greis starrte die fremden Gestalten, die ihm etwas Furchtbares, ja Gespenstisches zu haben schienen, stumm und erschrocken an. Der Fremde wiederholte seinen Antrag dringend und gebieterisch. Als der Greis sich erholt hatte, fing er milde an, den Fremden vorzustellen, wie sein Amt ihm nicht erlaube, eine solche feierliche Handlung, ohne Kenntniß der Personen und ohne diejenigen Förmlich-

keiten, welche die Gesetze fordern, zu begehen. Da trat der andere drohend hervor. „Mein Herr, Sie haben die Wahl, folgen Sie und nehmen Sie die angebotene Summe, oder bleiben Sie hier, aber dann fährt eine Kugel durch ihren Kopf.“ Er hielt ihm ein Pistol vor die Stirne und erwartete die Antwort. Der alte Prediger erblaßte, erhub sich furchtsam und stillschweigend, kleidete sich schnell an und sagte dann: „Ich bin fertig.“

Die Fremden hatten zwar dänisch gesprochen, aber so, daß man die Ausländer nicht verkennen konnte. Sie gingen jetzt schweigend in der nächtlichen Stille durch das Dorf; der Prediger folgte. Es war eine völlig dunkle Herbstnacht, denn der Mond war schon untergegangen. Als sie aus dem Dorfe traten, sah der von Schrecken und Erstaunen betäubte Greis die ferne Kirche hell erleuchtet, und noch immer stillschweigend schritten seine Begleiter, in ihre weißen Mäntel gehüllt, schnell durch die öde, sandige Fläche, während er mühsam und nachdenklich zu folgen strebte. Als sie die Kirche erreicht hatten, verbanden sie ihm die Augen. Die dem Prediger wohlbekannte Nebenthür eröffnete sich knarrend, und er ward in ein dichtes Gedränge von Menschen gewaltsam hineingestoßen. Um sich hörte er durch die ganze Kirche ein Gemurmel, in seiner Nähe Gespräche in einer ihm völlig unbekannten Sprache. Wie er vermuthete, war es russisch. Und als er nun mit verbundenen Augen, von allen Seiten gedrängt, rathlos und in großer Verwirrung dastand, fühlte er sich von einer Hand ergriffen und ward mit Gewalt durch das dichte Gedränge gezogen. Endlich war das Volk, wie es schien, zurückgewichen; man löste die Binde, er erkannte den einen seiner nächtlichen Begleiter und fand sich vor dem Altar stehend. Eine Reihe großer brennender Wachslichter in prächtigen silbernen Leuchtern zierte den Altar; die Kirche selbst war durch viele Lichter so hell erleuchtet, daß man die entferntesten Gegenstände erkannte; und war kurz vorher, als er, erblindet in das Gewühl des dichten Haufens gedrängt ward, das Gemurmel ihm fürchterlich, so erfüllte jetzo die dumpfe Stille unter der großen Menge die bange Seele mit Entsetzen. Obgleich die Nebengänge und Stühle dicht mit Menschen besetzt waren, so war dennoch der mittlere Gang völlig leer, und der Prediger erkannte tief unten ein frisch aufgewühltes Grab. Der Stein, der es sonst bedeckte, stand an einen Stuhl gelehnt. Der Prediger sah nichts als Männer, nur in einem entfernten Stuhle glaubte er eine Frau undeutlich zu erkennen. Die Stille dauerte einige Minuten, ohne daß jemand sich rührte. So mag in der verirrten Seele ein stilles, schweres Brüten jeder entsetzlichen That vorangehen.

Endlich richtete sich ein Mann auf, dessen prächtiger Anzug ihn von den übrigen unterschied und seinen hohen Stand verrieth. Er schritt rasch über den leeren Gang, indem die Menge ihn anstarrte, und seine Tritte hallten in der Kirche wieder. Der Mann war von mittelmäßigem Wuchse, breitschultrig, von gedrungenem Bau, sein Gang trotzig, das Gesicht gelblich braun, die Haare rabenschwarz, die Züge strenge, die Lippen wie voller Ingrimm geschlossen; eine kühn gebogene Nase erhöhte das Gebieterische seines Ansehens, dunkle, lange und buschige Augenbrauen überschatteten die kleinen, schwarzen Augen, in welchen eine wilde Glut brannte. Er

trug ein grünes Kleid, mit starken, goldenen Tressen besetzt, und an dem Kleide blitzte ein Stern. Die Braut, die neben ihm kniete, war sorgfältig, ja mit Pracht angezogen. Ein himmelblaues Gewand reich mit Silber besetzt, umfing die schlanke Gestalt und warf sich in großen Falten über die anmuthigen Glieder. Ein Diadem, von Edelsteinen blitzend, zierte die blonden Haare. Die höchste Anmuth und Schönheit ließ sich in den obschon entstellten Zügen des Gesichts erkennen. Die leichenhaften Wangen waren völlig wie erstarrt, kein Zug bewegte sich, die erblaßten Lippen schienen todt, die Augen wie gebrochen, und die erschlafften Arme hingen völlig gerade an dem zusammengesunkenen Leibe hinab. So kniete sie, ein Bild des Todes, und ein furchtbares Entsetzen schien so Bewußtsein wie Leben in einem wohlthätigen Schlummer festzuhalten.

Jetzt erst entdeckte der Prediger ein altes, häßliches Weib, in einem fratzenhaft bunten Anzuge, den Kopf mit einem blutrothen Turban bedeckt, welches grimmig, ja spöttisch über die knieende Braut weg blickte. Hinter den Bräutigam hatte sich ein riesenhafter Mann gestellt, von finsterem Ansehen, der unbeweglich, starr und ernst vor sich hinsah.

Der Prediger, von Schrecken gelähmt, blieb einige Zeit stumm, als ein wilder Blick von dem Bräutigam ihn an die Trauung mahnte. Was ihn in neue Verwirrung brachte, war die Ungewißheit, ob das Brautpaar seine Sprache verstehen würde. Es war ihm nicht wahrscheinlich. Dennoch faßte er sich und wagte es, den Bräutigam nach den Namen des Brautpaars zu fragen. „Neander, Feodora," antwortete dieser mit einer rauhen Stimme.

Der Prediger fing nun an die Trauungsformel her zu lesen, indem seine Stimme schwankte und er, oft sich irrend, die Worte wiederholen mußte, doch ohne daß das Brautpaar seine Verwirrung zu bemerken schien, wodurch er in seiner Vermuthung, daß beiden die Sprache, wenn auch nicht völlig, unbekannt sein müßte, bestärkt ward. Als er nun fragte: „Neander, willst Du die hier neben Dir knieende Feodora für Dein rechtmäßiges Eheweib erkennen?" da zweifelte er, ob der Bräutigam, der Sprache unkundig, antworten würde; aber zu seinem Erstaunen sprach dieser laut, ja fast schreiend, das Ja in einem furchtbar gellenden Tone, der durch die ganze Kirche drang. Tiefe Seufzer, die allenthalben aus der Menge hervordrangen, begleiteten dieses entsetzliche Ja, und ein stilles Zucken, wie ein entfernter Blitz, setzte die todtenbleichen Züge der Braut in vorübergehende Bewegung. Er wandte sich darauf, lauter redend, als wollte er sie aus dem Todesschlummer erwecken, an die Braut, indem er sagte: „Willst Du, Feodora, den neben Dir knieenden Neander für Deinen rechtmäßigen Ehegemahl erkennen, so antworte durch ein vernehmliches Ja." Da erwachte die entseelte Braut; ein tiefes, grauenhaftes Entsetzen bewegte die erschlafften Wangen, die erblaßten Lippen bebten, ein schnell verfliegendes Feuer blitzte aus den Augen, die Brust hob sich, ein gewaltsamer Thränenguß löschte die Glut der Augen, und das Ja ließ sich hören wie das Angstgeschrei einer Sterbenden und schien in den unwillkürlichen Tönen des Schmerzes, die aus jeder Brust der Menge hervorbrachen, ein tiefes Echo zu finden. Die Braut sank der widrigen Alten

in die Arme. Einige Minuten vergingen in furchtbarem Stillschweigen. Da sah der Prediger die leichenblasse Braut wie vorher in tiefer Betäubung knieen und beendigte die Trauung. Der Bräutigam erhob sich und führte die schwankende Braut nach ihrem vorigen Platze; die Alte und der riesenhafte Mann folgten. Die Begleiter des Predigers erschienen wieder, verbanden ihm die Augen, zogen ihn nicht ohne Mühe durch das Gedränge, und, nachdem sie ihn aus der Thür gestoßen hatten, verriegelten sie diese inwendig und überließen ihn sich selber.

Hier stand er nun einsam und ungewiß, ob das schauderhafte Ereigniß mit allen seinen furchtbaren, ja gespensterähnlichen Umständen nicht ein Traum wäre, der ihn ängstigte. Als er aber die Binde von den Augen gerissen hatte, als er die hellerleuchtete Kirche vor sich sah und das Gemurmel der Menge hörte, mußte er sich wohl von der Wirklichkeit der räthselhaften Begebenheit überzeugen. Um den Erfolg, so viel möglich, zu erfahren, verbarg er sich in einen Winkel der Kirche, an der entgegengesetzten Seite, und indem er hier lauschte, hörte er wie das Gemurmel immer stärker ward. Es war, als entspänne sich ein heftiger Streit; er glaubte die rauhe Stimme des Bräutigams zu erkennen, die gebieterisch Stillschweigen befahl. Dann erfolgte eine lange Pause. Ein Schuß fiel, das Geschrei einer weiblichen Stimme ließ sich hören. Darauf wieder eine Pause; dann ein Wühlen und Arbeiten, welches fast eine Viertelstunde dauerte. Die Lichter wurden ausgelöscht, das Gemurmel erhob sich wieder, und die ganze Menge stürzte zur Kirche hinaus und wandte sich lärmend dem Meere zu.

Jetzt machte sich der alte Prediger auf und eilte nach seinem Dorfe. Dort erweckte er Nachbarn und Freunde, indem er ihnen, was ihm Wunderbares und Unglaubliches begegnet, noch von Schrecken ergriffen, erzählte. Aber so ruhig, stille, durch die gewohnten Grenzen des Herkömmlichen bestimmt war alles, was diesen einfachen Menschen entgegentrat, daß sie von einem ganz anderen Entsetzen ergriffen wurden. Sie glaubten nämlich, daß irgend ein unglücklicher Zufall die Einbildungskraft des geliebten Lehrers in Unordnung gebracht hätte, und nur mit vieler Mühe, und indem sie sich nach seinen vermeintlichen Phantasieen richten wollten, überredete er einige, sich mit Brecheisen und Schaufeln zu versehen und ihm nach der Kirche zu folgen.

Indessen war die Nacht verschwunden, die Sonne zeigte sich schon, und als der Prediger mit seinen Begleitern den Hügel zur Kirche hinaufstieg, erkannten sie ein Kriegsschiff unter vollen Segeln, welches sich vom Ufer entfernte und nach Norden hinsteuerte. Ein so überraschender Anblick in dieser einsamen Gegend machte die Begleiter schon zweifelhaft, aber noch geneigter waren sie, dem Greise Glauben beizumessen, als sie die Nebenthür der Kirche gewaltsam erbrochen fanden. Voller Erwartung betraten sie die Kirche. Der Prediger zeigte ihnen nun das Grab, welches er in der Nacht aufgewühlt gesehen hatte. Man erkannte leicht, daß der Stein abgewälzt und von neuem hingelegt war; das Brecheisen ward angesetzt, und in dem eröffneten Grabe fand man einen neuen, reich geschmückten Sarg. Mit fast jugendlicher Ungeduld stieg der Greis selber

mühsam in das Grab hinab, andere folgten ihm; der Deckel ward abgehoben, und der alte Prediger fand seine entsetzliche Ahnung bestätigt. In dem Sarge lag die Braut ermordet. Das prächtige Diadem war verschwunden. Die Kugel war in der Gegend des Herzens durch die Brust gegangen. Die entstellten Züge des tiefen Grames waren aus ihrem Antlitze verschwunden, ein himmlischer Friede hatte das schöne Gesicht verklärt, und wie ein Engel lag sie da. Der Greis stürzte laut weinend neben dem Sarge nieder und betete für die Seele der Ermordeten, und stumme Verwunderung und Grauen ergriff die Begleiter.

Der Prediger fand sich verpflichtet, dieses Ereigniß dem Bischof von Seeland, als seiner höchsten Behörde, ungesäumt und umständlich zu melden, und bis er aus Kopenhagen Nachricht erhielt, nahm er den Freunden einen Eid ab, daß sie stille schwiegen. Das Grab ward wieder zugedeckt, und keiner wagte etwas zu sprechen. Plötzlich erschien ein angesehener Mann aus der Hauptstadt, erkundigte sich genau nach allem, ließ sich das Grab zeigen, lobte das bis dahin beobachtete Stillschweigen, forderte strenge, daß der Vorfall beständiges Geheimniß bleiben sollte, indem er jeden, der davon zu sprechen wagte, mit der härtesten Strafe bedrohte.

Nach dem Tode des Predigers fand man einen schriftlichen Aufsatz, dieses Ereigniß erzählend, dem Kirchenbuche beigefügt. Einige glauben, daß es mit den schnellen und gewaltsamen Thronveränderungen nach Peter des Ersten und Katharinens Tode in irgend einer geheimen Beziehung stehen möge. Das tiefe Räthsel dieser schauderhaften That zu lösen wird schwer, wo nicht unmöglich sein.

H. Steffens.

4. Die Jacinto-Prairie.

(Eduard Morse, General der Republik Texas, erzählt:)

Wir waren ein halbes Dutzend Reiter nämlich Mister Neal, mein Freund, ich und drei Neger. Unsere Aufgabe bestand darin, die im Umkreis von 4 bis 5 englischen Meilen zerstreuten Rinderherden dem Hause Neals zuzutreiben, wo die für den Markt bestimmten Thiere mit dem Lasso eingefangen und sofort nach Brazoria abgeführt werden sollten. Ich ritt meinen Mustang. Wir hatten uns der ersten Herde, die aus etwa fünfzig bis sechzig Stück bestand, auf eine Viertelstunde genähert. Die Thiere blieben ganz ruhig. Sie umreitend, suchten wir der zweiten Herde den Wind abzugewinnen. Auch diese blieb ruhig, und so ritten wir weiter und weiter. Die letzte und äußerste Truppe hinter uns, begannen wir nun uns zu trennen, um sämtliche Herden in einen Halbkreis zu schließen und nach der Colonie zu treiben.

Mein Mustang hatte, munter fortsprengend, bisher keine seiner Tücken gezeigt, aber jetzt — wir waren noch keine zweihundert Schritte auseinander — erwachte der alte Spanier. — Etwa tausend Schritte von uns weideten nämlich die Mustangs der Pflanzung, und kaum hatte er diese gesehen, als er auch in Kreuz- und Quersprüngen ausbrach, die mich beinahe aus dem Sattel brachten. Noch hielt ich mich jedoch. Aber unglück-

licher Weise hatte ich, dem Rathe Mister Neals entgegen, nicht nur, statt des mexikanischen Gebisses, mein amerikanisches angelegt, ich hatte auch den Lasso, der mir bisher das Thier mehr, als selbst der Zaum regieren half, zurückgelassen, und wo dieser fehlt, war mit einem Mustang in der Prairie nichts anzufangen. Alle meine Reitergeschicklichkeit vermochte hier nichts; wie ein wilder Stier sprang das Pferd etwa fünfhundert Schritte der Herde zu, hielt aber, ehe es in ihrer Mitte anlangte, so plötzlich an, warf die Hinterfüße so unerwartet in die Luft, den Kopf zwischen die Vorderfüße, daß ich über denselben hinabgeflogen war, ehe ich mich dessen irgend versehen konnte. Auf Zügel und Trense mit beiden Vorderfüßen zugleich springen, den Zaum abstreifen und dann mit wildem Gewieher der Herde zuspringen: das war dem Kobolde das Werk eines Augenblicks.

Wüthend erhob ich mich aus dem ellenhohen Grase. Mein nächster Nachbar, einer der Neger, sprengte zu meinem Beistande herbei und bat mich, das Thier einstweilen laufen zu lassen, Anthony, der Jäger, werde es schon wieder erwischen; aber ich hörte nicht. Schreiend gebot ich ihm, abzusteigen und mir sein Pferd zu überlassen. Vergebens bat der Schwarze, dem Thiere nicht nachzureiten; ich wollte nichts hören, sprang auf den Rücken seines Mustangs und schoß dem Flüchtling nach. Mister Neal war unterdessen selbst herbeigeeilt und rief so laut als er konnte, ich möge ja bleiben, ums Himmelswillen bleiben, ich wisse nicht, was ich unternehme; ich hörte nichts mehr, wie toll galoppierte ich dem Mustang nach.

Das Thier war der Pferdeherde zugesprungen und ließ mich auf etwa dreihundert Schritte herankommen, den Lasso, der glücklicher Weise am Sattel befestigt war, zurechtlegen, und dann — riß es abermals aus. Ich wieder nach. Wieder hielt es eine Weile an und galoppierte wieder weiter; ich immer toller nach. In der Entfernung einer halben Meile hielt es wieder an, und als ich bis auf drei- oder zweihundert Schritte herangekommen, brach es wieder mit wildem, schadenfrohem Gewieher auf und davon. Ich ritt langsamer, auch der Mustang fiel in einen langsamern Schritt; ich ritt schneller, auch er wurde schneller. Wohl zehnmal ließ er mich an die zweihundert Schritte nahen, und eben so oft rannte er wieder davon. Jetzt wäre es allerdings hohe Zeit gewesen, von der wilden Jagd abzustehen, sie Erfahrnern zu überlassen; wer aber je einmal in einem solchen Falle gewesen, wird auch wissen, daß ruhige Besonnenheit fast immer gleichzeitig dahin ist. Eigentlich war es nur jenes Gewieher, was mich so erbitterte, blind und taub machte — es gellte mir so ganz wie boshafter Triumph in die Ohren, daß ich immer wilder wurde. Endlich ermüdete ich doch und beschloß nur noch einen letzten Versuch zu wagen, dann aber gewiß umzukehren. Der Mustang hielt vor einer Oase von Fruchtbäumen, einer sogenannten Insel. Diese wollte ich umreiten, durch die Baumgruppen schleichen und dem Thiere, das ganz nahe am Rande graste, von diesem aus den Lasso über den Kopf werfen oder es wenigstens der Pflanzung zutreiben. Ich glaubte meinen Plan sehr geschickt angelegt zu haben, ritt um die Insel herum, dann hindurch und kam auf dem Punkte heraus, wo ich meinen Mustang sicher erwartete;

allein, keine Spur war mehr zu sehen. Ich ritt nun ganz aus der Insel heraus — er war verschwunden. Unter Verwünschungen gab ich meinem Pferde die Sporen, um der Pflanzung wieder zuzureiten.

Zwar sah ich diese nicht mehr, selbst die Herde der Mustangs und der Rinder war verschwunden, aber das machte mich nicht bange. Glaubte ich doch der Richtung ganz gewiß zu sein, die Insel vom Hause aus gesehen zu haben. Auch fand ich allenthalben Pferdespuren, und so ritt ich denn unbekümmert weiter.

Eine Stunde mochte ich so geritten sein. Ich sah nach der Uhr. Sie wies auf eins, — Schlag neun waren wir ausgeritten. Ich war also vier Stunden im Sattel, und wenn ich anderthalb Stunden auf die Rinderumkreisung rechnete, so kamen dritthalb auf meine wilde Jagd. Ich konnte mich denn doch weiter von der Pflanzung entfernt haben, als ich dachte. Auch begann sich mein Appetit stark zu regen. Es war gegen Ende Märzes, der Tag heiter und frisch, wie einer unserer Maryland-Maitage. Die Sonne stand zwar jetzt golden am Himmel, aber der Morgen war trübe und neblig gewesen, und unglücklicher Weise waren wir erst den Abend zuvor auf der Pflanzung angelangt, so daß ich keine Gelegenheit wahrgenommen, mich über die Lage des Hauses zu vergewissern. Diese Unkunde begann mich allmählich zu ängstigen, auch fielen mir die dringenden Bitten des Negers, die Zurufe Mister Neals ein; doch wußt' ich immer noch Trost: ich konnte keines Falls weiter als zehn bis funfzehn Meilen von der Pflanzung entfernt sein, die Herden mußten jeden Augenblick auftauchen, und dann war ich ja geborgen! Diese tröstende Stimmung hielt nicht lange an, es kam wieder eine bange; denn abermals war ich eine Stunde geritten, und noch immer zeigte sich keine Spur von einer Herde oder Pflanzung. Ich wurde ungeduldig und zürnte auf Mister Neal. Warum sandte er mir nicht einen oder ein paar seiner faulen Neger oder seinen Jäger nach? Aber Anthony war nach Anahuac gegangen, konnte also vor ein paar Tagen nicht zurück sein. — Aber ein Signal mit einem Flintenschusse konnte mir der Kentuckier doch geben. Ich hielt an; ich horchte; kein Laut; — tiefe Stille ringsumher — selbst die Vögel in den Inseln schwiegen; die ganze Natur lag im Zauberschlaf. So weit nur das Auge reichte, ein wallendes, wogendes Meer von Gräsern, hie und da Baumgruppen, aber keine Spur eines menschlichen Daseins. Endlich glaubte ich etwas entdeckt zu haben. Die nächste der Baumgruppen, gewiß war sie dieselbe, welche ich bei unserm Austritte aus dem Hause so sehr bewundert; wie eine Schlange, die sich zum Sprunge aufringelt, lag sie da. Ich hatte sie rechts von der Pflanzung etwa sechs bis sieben Meilen gesehen — es konnte nicht fehlen, wenn ich die Richtung nun links nahm. Und frisch schlug ich sie ein, trabte eine Stunde, eine zweite, trabte unermüdet fort. — Dazwischen hielt ich an, spähend, horchend. Umsonst! Keine Spur menschlicher Nähe zeigte sich! Alles todtstill! Dafür aber machte ich eine andere bedenkliche Entdeckung. In der Richtung, in der wir ausgeritten, waren die Gräser häufiger, die Blumen seltener gewesen; die Prairie, durch die ich jetzt ritt, bot aber mehr einen Blumengarten dar — einen Blumengarten, in dem kaum

noch das Grün zu sehen war. Der bunteste rothe, gelbe, violette, blaue Teppich, den ich je geschaut, Millionen der herrlichsten Prairierosen, Tuberosen, Dahlien, Astern, wie sie kein botanischer Garten der Erde so schön, so üppig aufziehen kann! Mein Mustang vermochte sich kaum durch dieses Blütengewirr hindurchzuarbeiten. Eine Weile staunte ich diese außerordentliche Pracht an, es schien in der Ferne, als ob Regenbogen auf Regenbogen über der Wiese hingebreitet zitterten — aber das Gefühl war kein freudiges, dem peinlicher Angst zu nahe verwandt. Bald sollte diese meiner ganz Meister werden. Ich war indessen wieder an einer Insel vorbeigeritten, als sich mir in der Entfernung von etwa zwei Meilen ein Anblick darbot, so wunderbar, daß er alles weit übertraf, was ich je von außerordentlichen Erscheinungen gesehen.

Ein Koloß glänzte mir entgegen, eine gediegene, ungeheure Masse, ein Berg des glänzendsten, reinsten Silbers. Gerade war die Sonne hinter einer Wolke hervorgetreten, und wie jetzt ihre schrägen Strahlen das außerordentliche Phänomen beleuchteten, hielt ich an, in sprachlosem Staunen starrend, aber wenn mir alle Schätze der Erde geboten worden wären, nicht vermögend, diese Erscheinung zu erklären. Bald glich es einem Silbereisen, bald verwandelte es sich in ein Schloß mit Zinnen und Thürmen, bald war es wieder ein riesiger Koloß — aber immer von gediegenem Silber und über alle Beschreibung prachtvoll. Was war das? In meinem Leben hatte ich nichts dem Aehnliches gesehen.[1] Der Anblick verwirrte mich, es kam mir jetzt vor, als ob ich in die Zauberkreise eines bösen Geistes gebannt sei. — Ich hatte mich wirklich verirrt, ich durfte nicht mehr zweifeln. Eine Flut trüber, düsterer Gedanken kam zugleich mit dieser entsetzlichen Gewißheit. Alles, was ich von Verirrten, Verlorengegangenen gehört, tauchte mit einemmale in den grausigsten Bildern vor mir auf: keine Märchen, sondern Thatsachen, die mir von den glaubwürdigsten Personen erzählt worden. Freilich im Sommer oder Herbste mochte eine solche Irrfahrt minder gefährlich sein, weil dann die Inseln eine Fülle der süßesten Früchte lieferten, die wenigstens vor dem Hungertode schützten. Die herrlichsten Weintrauben, Parsimonen, Pflaumen, Pfirsiche sind dann allenthalben im Ueberflusse zu finden; aber nun war der Frühling erst seit wenigen Tagen angebrochen; — die Bäume und Reben hatten kaum abgeblüht. Auch Wild sah ich vorbeistürzen; aber ohne Gewehr, stand ich, inmitten des reichsten Landes der Erde, vielleicht, ja wahrscheinlich dem Hungertode preisgegeben. Der grause Gedanke kam jedoch nicht in folgerechter Ordnung, wie ich ihn hier entwickele, — er schoß mir vielmehr verwirrt, verdumpfend und doch wieder fast blitzartig durch das Gehirn; jedesmal, wenn er mich durchzuckte, fühlte ich einen Stich, der mir Krämpfe und Schmerzen verursachte.

Doch kamen auch wieder ruhigere Augenblicke. Ich war ja bereits vier Wochen im Lande, hatte einen großen Theil in allen Richtungen

---

1) Die Erscheinung, welche die aufgeregte Phantasie des Verirrten so ergreift, ist eine Lebenseiche, einer der riesigsten Bäume Mittel- und Südamerikas, der in dem seltsamen Schmucke eines langen, silberweißen Moosbartes doppelt grotesk erscheint.

durchstreift. Diese Streifzüge waren alle durch Prairieen gegangen! — Natürlich; denn das ganze Land war ja eine Prairie, und dann hatte ich meinen Kompaß und war immer in Gesellschaft. Dies hatte mich auch sicher gemacht, so daß ich nun, gegen jede Mahnung und Warnung taub, dem Thiere nachgejagt, uneingedenk, daß vier Wochen kaum hinreichten, mich im Umkreise von zwanzig Meilen, viel weniger in einem Lande, dreimal größer als der Staat Newyork, zu orientiren. Und doch hatte ich von der eigentlichen Größe der Gefahr noch immer keinen deutlichen Begriff, die Blitzfunken eines sanguinischen Temperaments zuckten denn doch noch häufig, ja oft trotzig hervor. Ich hielt es für unmöglich, mich in den wenigen Stunden so gänzlich verirrt zu haben, daß nicht Mister Neal oder seine Neger meine Spur einholen sollten. Auch die Sonne, die jetzt hinter den dumpfumflorten Inseln im Nordwesten unterging und die Dämmerung hereinbrechen ließ, beruhigte mich wieder wunderbar. Ein seltsamer Beruhigungsgrund! Häuslich erzogen und von Kindesbeinen an Ordnung gewöhnt, war es mir zur Regel geworden, abends zu Hause oder wenigstens unter Obdach zu sein. So sehr hatte sich diese Gewohnheit mit meinem ganzen Dasein verschwistert, daß es mir ganz und gar unmöglich erschien, die Nacht hindurch ohne schützendes Dach zu bleiben. So fest wurde die Vorstellung, dieses Obdach sei in der Nähe, daß ich meinem Mustang unwillkürlich die Sporen gab, fest überzeugt, das Haus Mister Neals dort in der Dämmerung auftauchen, die Lichter herüberschimmern zu sehen. Jeden Augenblick glaubte ich das Bellen der Hunde, das Gebrüll der Rinder, das Lachen der Kinder hören zu müssen. Wirklich stand auch jetzt das Haus vor mir, meine Phantasie ließ mich deutlich die Lichter im gastlichen Zimmer sehen, ich ritt hastiger; aber als ich endlich näher kam, lag wieder eine Insel vor mir. Was ich für Lichter gehalten, waren Leuchtkäfer, die mir wie Funkenregen aus der düstern Nacht der Insel entgegenglänzten und nun in dem auch über die Prairie hereinbrechenden Dunkel auf allen Seiten ihre blauen Flämmchen sprühen ließen, so daß ich auf einem bengalischen Feuersee umherzuirren wähnte. Etwas die Sinne mehr Verwirrendes läßt sich schwerlich denken, als ein solcher Ritt in einer warmen Märznacht durch die endlos einsame Prairie. Ueber mir das tiefdunkelblaue Firmament mit seinem hellfunkelnden Sternenheere, zu den Füßen ein Ocean magischen Lichtes, Millionen von Leuchtkäferchen entstrahlend! — Es war eine neue, eine verzauberte Welt. Jedes Gras, jede Blume, jeden Baum konnte ich unterscheiden, aber auch jedes Gras, jede Blume erschien in einem übersinnlichen Lichte. Zugleich begannen sie sich zu regen, zu bewegen, zum Reigen zu ordnen, um mich herum ihre zauberischen Tänze zu schlingen. — Auf einmal schallte ein lauter, langgezogener Ton aus dem Feuermeere zu mir herüber. Ich hielt an, horchte und schaute voll unheimlichen Bangens um mich. Nichts war mehr zu hören. Wieder ritt ich weiter. Abermals der langgezogene Ton, diesmal aber melancholisch klagend. Wieder hielt ich an, wieder ritt ich weiter. Jetzt ließen sich die Klagelaute zum drittenmale hören. Sie kamen aus einer Insel; die einsame Nachtigall der Prairieen, die Whippoorwill, sang ihr Nachtlied. Wie sie das viertemal ihr Whippoorwill in die

flammende Nacht hinausrief, antwortete ihr eine muthwillige Katydid. O, wie ich da aufjauchzte, die Nachtsänger meines geliebten Marylands zu hören! In dem Augenblicke stand die heimatliche Pflanzung vor mir. Ich hörte das Gemurmel der Creek, die an den Rohrhütten vorbeiplätscherte, und so überwältigend war die Täuschung, daß ich meinem Mustang die Sporen gab, des festen Glaubens, das Vaterhaus liege vor mir. Auch ähnelte die Insel, aus welcher der Nachtgesang herüberklang, im Schimmer jenes magischen Lichtes den Waldsäumen, die meines Vaters Haus umgaben, so vollkommen, daß ich wohl eine halbe Stunde ritt, dann aber hielt und abstieg und Charon Tommy rief. Charon Tommy war der Fährmann. Die Creek, die durch die väterliche Pflanzung floß, war tief und nur wenige Monate im Jahre übersetzbar. Ich rief ein — zwei — ein drittes, ein viertes mal — Charon Tommy antwortete nicht. Erst nachdem ich nochmals vergebens gerufen, erwachte ich.

Ein süßer Traum, ein schmerzliches Erwachen! Die Gefühle zu beschreiben, die sich meiner bemächtigten, ist nicht möglich. Alles lag so dumpf, so sinnebetäubend auf mir, das Gehirn schien sich mir im Kopfe, der Kopf auf dem Rumpfe zu drehen. Ich war nicht so müde und matt, so hungrig und durstig, daß ich eine Abnahme meiner Kräfte gefühlt hätte; aber die Angst, die Furcht, die wunderbaren Erscheinungen brachten einen Taumel über mich, der mich wie einen Nachtwandler umhertrieb. Keines Gedankens mehr fähig, stand und starrte ich in die blaue Flammenwelt hinein; wie lange, weiß ich nicht. Mechanisch that ich endlich, was ich während meines vierwöchentlichen Aufenthalts im Lande andere thun gesehen; ich grub mit einem Taschenmesser, das ich glücklicher Weise bei mir hatte, ein Loch in den schwarzen Wiesenboden, legte das Lassoende hinein, stampfte das Loch wieder zu, und nachdem ich die Schlinge dem Thiere über den Kopf geworfen und ihm Sattel und Zaum abgenommen, ließ ich es weiden, mich außerhalb des Kreises, den es beschreiben konnte, niederlegend. Eine etwas seltsame Art, die Pferde zu sichern, aber immerhin die natürlichste und bequemste in einem Lande, wo der Wanderer oft funfzig Meilen in der Runde kein Haus, und auf fünfundzwanzig weder Strauch noch Baum erblickt.

Zu schlafen vermochte ich jedoch nicht, denn von mehreren Seiten ließ sich ein Geheul vernehmen, in dem ich bald die Stimmen von Wölfen und Cuguaren erkannte, — wahrlich nirgendwo eine sehr angenehme Nachtmusik, hier aber, in diesem Feueroceane, dieser räthselhaften Zauberwelt, klang dieses Geheul so entsetzlich, daß es mir durch Mark und Bein drang. Meine Fibern und Nerven waren in Aufruhr, und ich weiß in der That nicht, was aus mir geworden wäre, wenn ich mich nicht besonnen, daß mir ja meine Cigarrenbüchse und ein Röllchen Virginia treu geblieben, — unbezahlbare Schätze in diesem Augenblicke, die auch nicht verfehlten, meine trübe Phantasie wieder heiterer zu stimmen.

Ein paar Havanna — ich hatte natürlich das Feuerzeug bei mir — brachten einen wohlthätigen Rausch über mich, in dem ich endlich doch entschlummerte.

Der Tag war schon angebrochen, als ich erwachte. Mit den Träumen waren auch die trüben Gedanken verschwunden; ich fühlte mich hungrig, aber doch noch frisch und munter. Nüchtern, wie ich war, beschloß ich, auch nüchtern die Richtung, die ich zu nehmen hätte, zu überdenken, legte dem Pferde vor allem den Sattel, den Zaum an, grub den Knoten aus dem Loche, brachte den Lasso in Ordnung und bestieg dann mein Thier. Ein neckender Geist hatte einen ganzen Tag seine Possen mit mir getrieben, mich meine Unbesonnenheit büßen lassen; dafür, hoffte ich, würde er mir heute gnädiger sein, den Scherz nicht zu sehr Ernst werden lassen. In dieser Hoffnung begann ich meinen Ritt.

Ich kam an den herrlichsten Inseln vorbei. Es haben aber diese Inseln, so wie überhaupt die Wälder in Texas, das Eigenthümliche, daß ihre Baumarten nicht gemischt, sondern eines durchaus reinen Schlages sind. Wie die verschiedenen Thiere des Waldes sich zu einander halten, so halten sich hier Lebenseichen zu Lebenseichen, Pflaumen zu Pflaumen, Pfirsiche zu Pfirsichen — nur die Rebe ist allen gemeinsam. Sie verwebt und umschlingt sie alle mit ihren zarten und doch kräftigen Banden. Mehrere dieser Inseln betrat ich. Da sie nie sehr groß sind und weder Gesträuch noch Gestrüpp, stets aber das herrlichste Grün zum Fußteppich haben, so erscheinen sie so frisch und hehr wie ein Götterheiligthum. Es schien mir unmöglich, daß die sich selbst überlassene Natur so unglaublich rein sich erhalten sollte; unwillkürlich sah ich mich um nach der ordnenden Hand des Menschen, des Künstlers, sah aber nichts als Rudel von Hirschen, die mich mit ihren treuen Augen unschuldig anschauten und erst, wenn ich näher kam, mit Windesschnelle entflohen. Was hätte ich jetzt für ein Loth Pulver, eine Unze Blei und ein Gewehr gegeben! Immerhin heiterte mich der Anblick der Thiere auf, gab mir wieder eine gewisse Sprungkraft, eine Körper- und Geistesfrische, die mich ordentlich trieb, den Thieren nachzujagen. Auch mein Mustang schien etwas Aehnliches zu verspüren, er tanzte dann immer mehr mit mir, als er ging und wieherte frisch in den Morgen hinein.

So ritt ich denn getrost weiter, Stunde auf Stunde. Der Morgen verging, der Mittag kam heran, die Sonne stand schon hoch oben am wolkenlosen Himmel; der Appetit begann sich nun stärker zu melden und wurde bald zum Heißhunger. Ein wahrhaft krebsartiges Nagen zehrte in meinem Innern. Ich spürte die gierigen Zangen, wie sie in meinen Eingeweiden herumwühlten, die zartesten Theile meines Lebens angriffen. Auch meine Kräfte, am Morgen beim Erwachen so frisch und lebendig, nahmen zusehends ab, und eine eigenthümliche Ermattung kam über mich.

Dazu gesellte sich ein quälender Durst. Doch hielt er, so wie auch der Hunger, nie lange an; auch die Mattigkeit verging wieder, und es kam jedesmal nach einem solchen Anfalle wieder eine Pause, während welcher ich mich wohler fühlte. Die dreißig oder mehr Stunden, seit denen ich nichts zu mir genommen, hatten meine von Natur starken Nerven mehr an- als abgespannt; aber doch begann mir klar zu werden, daß dieser gewaltsame Zustand nicht lange mehr währen könne, denn bereits meldeten sich die Vorboten. Die Zuversicht und Besonnenheit, die mich noch immer

aufrecht erhalten, fing an zu schwinden. Eine ohnmächtige Verzagtheit überfiel mich, in der mich so entsetzliche Traumbilder umschwirrten, daß mir die Sinne wirr wurden und ich wie ein Betrunkener vom Pferde herabhing. — Solche halb bewußtlose Zustände währten bis jetzt zwar nicht lange, immer kam ich wieder zu mir, gab dann dem Thiere die Sporen und eilte wieder rascher vorwärts. Aber das grause Gefühl der Verlassenheit, das mich bei einem solchen Erwachen jedesmal durchdrang! Wie ich dann so hastig wild, halb wahnsinnig herumstierte — schaute — und doch nichts erschaute, als den ewigen Ocean von Gräsern und Inseln!

Ich war oft der Verzweiflung nahe, meine Angst so entsetzlich, daß ich wie ein Kind weinte und betete. — Ja, zu beten begann ich jetzt, und seltsam! — wie ich das Gebet des Herrn anhob, war es mir, als ob eine Stimme vorwurfsvoll mir zuriefe, warum ich mich nicht früher an ihn gewendet, der allein hier helfen könne? Ich betete nun so hastig, flehte so inbrünstig, wie niemals noch in meinem Leben. Auch kam, als ich jetzt nach dem Gebete meine Augen zu ihm erhob, der in dieser seiner herrlichen Welt so sichtbar thronte, eine unbeschreiblich fromme, kindliche Zuversicht über mich! Es war mir, als müßte ich erhört werden. Ich wußte es so gewiß, daß ich ganz getrost auf und umherschaute, überzeugt, zu finden, was ich suchte. Und wie ich so schaue, o unaussprechliches Entzücken! gewahre ich ganz in der Nähe, keine zehn Schritte von mir, — eine Reitspur! Bei dieser Entdeckung entfuhr mir ein Freudenschrei. Es durchzuckte mich ein elektrischer Funke. Mein Muth und meine ganze Kraft war auf einmal wiedergekehrt. Es trieb mich, vom Pferde zu springen, die Erde, die diese Spuren trug, zu küssen. Freudenthränen rollten mir aus den Augen, über die Wangen, wie ich nun jubelnd meinem Thiere die Zügel schießen ließ und mit einer Hast davon ritt, als ob die Geliebte meines Herzens mir vom Ziele herüber winkte. Nie hatte ich der Vorsehung inniger gedankt, als in dieser Stunde. Während ich ritt, betete ich, und während ich betete, trat mir wieder die Größe meines Schöpfers so siegend aus seinen herrlichen Werken vor die Augen! Ich öffnete sie jetzt weiter, denn je, um mich ganz von ihm und seiner Herrlichkeit durchdringen zu lassen. Es lag so erhaben vor mir, so feierstill, so meerweit mit seinen, Hunderte von Meilen hinfließenden Gräsern, den geheimnißvollen Inseln, die in den Strahlen der Nachmittagssonne wirklich schwebend und schwimmend erschienen, während wieder hinten und seitwärts wogende Blumenfelder, in den fernen Aether hinaufschwellend, Himmel und Erde in eine und dieselbe Glorie verschmolzen. So bot sich die Prairie gegen Westen dem Auge dar. Gegen Süden erschien sie, wo möglich, noch zauberischer. Lichte, golden und blau gewirkte Schleier umhingen da die entfernteren Inselgruppen, jetzt ihnen einen dunklen Bronceschimmer verleihend, der wieder in der nächsten Minute durch einen leichten Luftzug in die hellste Farbenpracht aufflammte. Triumphirend brachen bei jedem solchen Luftzuge die Strahlen der Sonne durch diese Schleier, und die kolossalen Baummassen schienen mit dem Luftstrome heran zu schwimmen, zu tanzen durch die unglaublich durchsichtige Atmosphäre. Ein unbeschreiblicher Anblick!

Doch zurückzukehren zu meiner glücklich gefundenen Spur, so ritt ich wohl eine Stunde, als ich plötzlich mir zur Seite — eine zweite Spur erschaute. Sie lief in paralleler Richtung mit der, welcher ich folgte. — Wäre es möglich gewesen, meinen Jubel zu erhöhen, so würde diese gefundene zweite Spur es bewirkt haben; so stärkte sie bloß meine Zuversicht. Jetzt schien es mir unmöglich, den Ausweg aus diesem Labyrinthe nicht zu finden. Zwar fiel es mir etwas auf, daß zwei Reiter in dieser endlosen Wiese zusammengetroffen und gemeinsam ihren Weg fortgesetzt haben sollten; aber die beiden Pferdespuren waren einmal da und liefen traulich neben einander fort. Auch zeigte ihre Frische, daß die Reiter nicht vor langer Zeit geritten sein konnten. Vielleicht, daß es noch gelang, sie einzuholen. — Der Gedanke trieb mich zur größtmöglichen Eile. Ich ritt, was der Mustang nur durch die ellenhohen Gräser und Blumen traben konnte; aber obwohl ich nun eine — zwei — ja drei Stunden wieder dahingejagt war, bekam ich doch keine Reiter zu sehen. Zehn Meilen konnte ich ringsum überschauen; aber nirgends etwas Reiterähnliches! Zwar lagen einige Inseln vor mir, aus einer glänzte mir ein ähnliches Silber-Phänomen, wie das, welches ich den vergangenen Tag gesehen, entgegen; aber jetzt zog mich keine Pracht, kein Glanz mehr an. Um einen der Reiter hätte ich alle Schätze der Erde gegeben. Zuletzt mußte ich doch auf sie treffen, denn die Spuren lagen vor mir, mußten zu ihnen führen, wenn — ich sie nur nicht verlor! Daß dieses Unglück mir nicht begegne, war meine größte Sorge. Alle meine Geisteskräfte im Auge gesammelt, ritt ich nun Schritt für Schritt. — So verging wieder eine Stunde — eine zweite — der Nachmittag wandte sich dem Abend zu — die Spuren liefen immer noch fort, das tröstete mich. Zwar nahmen jetzt meine Kräfte immer sichtbarer ab, die Anwandlungen von Ohnmacht meldeten sich häufiger, stärker; aber eigentlichen Hunger und Durst fühlte ich nicht mehr an diesem zweiten Nachmittage. Doch immer mächtiger schwanden die Kräfte, und bald stellte sich eine Schwäche aller Organe ein, die mich mit neuem Schrecken erfüllte. Es wurde mir trübe vor den Augen, dumpf um die Ohren, der Zaum begann mir kalt und schwer zwischen den Fingern zu liegen, in den Gliedern wurde eine gewisse schmerzhafte Empfindsamkeit fühlbar, das Blut rann eisig durch die Adern; es war mir, als ob die ewige Nacht über mich hereinbräche.

Immer ritt ich jedoch fort und fort. Die Prairie mußte doch irgendwo ein Ende haben. Freilich war das ganze südliche Texas eine Prairie, aber doch hatte diese Prairie wieder Flüsse, und in der Nähe derselben mußte ich auf Ansiedelungen stoßen, ich durfte nur dem Laufe eines Stromes fünf oder sechs Meilen folgen und war gewiß, auf Häuser und Pflanzungen zu treffen. Wie ich, so mich tröstend, fortritt und abermals schaute, ob denn noch keiner der Reiter zu sehen, entdeckte ich plötzlich eine dritte Pferdespur, in der That und Wahrheit eine dritte Pferdespur, die wieder parallel mit den zweien, denen ich nachritt, fortlief. Nun waren meine seit einigen Stunden gesunkenen Hoffnungen plötzlich wieder neu belebt. Jetzt konnte es mir doch gewiß nicht mehr fehlen; drei Reiter mußten eine bestimmte, zu irgend einem Ziele führende Richtung genommen haben. Welche? war mir gleichviel, wenn sie nur zu Menschen

führte. „Zu Menschen, zu Menschen!“ rief ich jauchzend, mein Pferd zu erneuerter Eile antreibend.

Die Sonne sank das zweitemal hinter den hohen Baumwipfeln der westlichen Inseln hinab; die in diesen südlichen Breitegraden so schnell einbrechende Nacht umgab mich abermals; von den drei Reitern aber — war noch immer nichts zu sehen. Ich fürchtete in der Dunkelheit die Spuren zu verlieren, hielt daher vor einer Insel an, schlang das eine Ende des Lassos um einen Baumast, die Schlinge um den Hals des Thieres und warf mich dann ins Gras.

Rauchen konnte ich nicht mehr; schlafen eben so wenig. Kam auch zuweilen der Schlummer, so wurde er jedesmal durch krampfhaftes Auf- und Zusammenschrecken unterbrochen. — Es giebt nichts Qualvolleres, als matt und schwach, von Hunger und Durst zerwühlt und zernagt, nach Schlaf zu ringen und doch nicht schlafen zu können! Zugleich spielten die ungeheuerlichsten Phantome in meine wirren Traumgedanken. — Nimmer werde ich diese Nacht vergessen.

Kaum war die Morgendämmerung angebrochen, so raffte ich mich auch wieder auf; aber es dauerte lange, ehe ich meinen Mustang gerüstet hatte. Der Sattel war mir so schwer geworden, daß ich ihn nur mit Mühe dem Thiere auf den Rücken hob; sonst warf ich ihn mit zwei Fingern auf, jetzt vermochte ich es kaum mit Anstrengung aller meiner Kräfte. Noch größere Mühe kostete es mir den Gurt zu befestigen; doch gelang es endlich, und ich bestieg abermals mein Pferd, die Spur so rasch verfolgend, als es uns beiden nur möglich war. Der Mustang war von dem acht und vierzigstündigen Ritte gleich stark mitgenommen: ein Glück für mich, denn frisch und munter hätte er mich bei dem ersten Seitensprunge abgeworfen. Schon jetzt vermochte ich mich kaum mehr im Sattel zu halten und hing wie ein Automat von dem Rücken des Thieres herab, das weder um Sporen, noch Zügel sich viel zu bekümmern schien.

So mochte ich wieder eine oder zwei Stunden geritten sein, als ich plötzlich zu meinem größten Schrecken die drei Pferdespuren verschwunden sah. Ich schaute und starrte; mein Schrecken wurde zum Entsetzen, aber sie waren und blieben verschwunden. · Noch immer traute ich meinen Augen nicht. Ich schaute, prüfte nochmals, ritt zurück, wieder vorwärts, spähte auf allen Seiten, nahm alle Geisteskräfte im Blicke des Auges zusammen; — aber sie waren verschwunden. Sie kamen bis auf den Punkt, wo ich hielt, hier aber hörten sie auf. Bis hierher waren die Reiter gekommen und keinen Schritt weiter. Sie mußten hier gelagert haben, denn ich fand das Gras in einem Umkreise von fünfzig bis sechzig Fuß zertreten. Da plötzlich gewahre ich etwas Weißes im Grase. Ich steige ab, gehe darauf zu, hebe es auf. Gott im Himmel! Es war das Papier, in das ich meinen Virginia gewickelt, das ich die letzte Nacht weggeworfen! Ich war auf derselben Stelle, wo ich übernachtet! war also meiner eigenen Spur nachgeritten, im Kreise herumgeritten!

Ich stand wie vernichtet. In dumpfer Verzweiflung sank ich neben meinem Mustang nieder, nichts wünschend, als so schnell wie möglich zu sterben.

Wie lange ich lag, weiß ich nicht. Lange mußte es gewesen sein, denn als ich mich endlich doch wieder aufraffte, war die Sonne tief am westlichen Himmel herabgesunken. Ich war nicht nur körperlich, sondern auch geistig erschöpft, so daß ich mir durchaus nicht erklären konnte, wie ich hierher gekommen. Später wurde mir dieses freilich klar. Was ich für fremde Reiterspuren gehalten, waren meine eigenen gewesen. Ohne Landmarke, ohne Wegweiser, war ich im Kreise herum und, während ich vorwärts zu kommen glaubte, rückwärts geritten. Ich war, wie ich später erfuhr, in der Jacinto-Prairie, einer der schönsten von Texas, an die siebzig Meilen lang und breit, ein wahres Eden, die auch das mit dem Paradiese gemein hat, daß sie so leicht verführt. Selbst erfahrene Jäger wagen sich nicht leicht ohne Kompaß in diese, von dem Fuße des Menschen kaum noch betretene Wiesen- und Inselwelt. Wie hätte ich mich also zurechtfinden sollen, ein so eben vom Collegium gekommener zweiundzwanzigjähriger, unerfahrner Neuling! Meine Lage war in der That gräßlich. So ganz hatte mir die furchtbare Entdeckung die Kraft geraubt, daß ich mich nur mit vieler Anstrengung noch auf dem Rücken des Thieres hielt und willen- und machtlos mich ihm überließ. Was jetzt noch kam, war mir gleichgültig. Den Zaum um die Hand gewunden, klammerte ich mich so stark, als ich vermochte, an Sattel und Mähne, das Thier in Frieden gehen lassend. Hätte ich es doch früher gethan! Wahrscheinlich wäre ich dann nicht in diese äußerste Noth gerathen, der Instinct würde das Thier zweifelsohne einer Pflanzung zugeführt haben. Das ist jedoch das Eigenthümliche unserer Unbesonnenheiten, daß die erste immer eine ganze Reihe anderer unaufhaltsam nach sich zieht, so daß man gar nicht mehr zu einer ruhigen, leidenschaftslosen Anschauung kommen kann.

Nur so viel kann ich mich von diesen Stunden noch erinnern, daß mein Mustang einigemale in der Luft herumschnaubte, dann aber eine entgegengesetzte Richtung und zwar so rasch einschlug, daß ich mich nur mit größter Mühe in dem Sattel behaupten konnte. Denn jetzt schmerzten alle meine Glieder aufs heftigste, und oft kam ich in Versuchung, Kopf und Mähne fahren und mich hinabsinken zu lassen. Wie lange ich so herumgeschleppt ward, weiß ich nicht, noch wie ich bei einbrechender Nacht von dem Rücken des Pferdes kam. Wahrscheinlich verdankte ich es dem Lasso, daß es so geduldig mit mir umsprang. — Wie ich die Nacht zugebracht, frage keiner. Alles that mir weh. Ich war in allen Gliedern zerbrochen. Meine Hände waren abgemagert, meine Wangen eingefallen, meine Augen lagen tief in den Höhlen; — ich war dem Wahnsinne nahe. Des Morgens, als ich aufstand, vermochte ich kaum, mich auf den Füßen zu erhalten. Man behauptet, der gesunde Mann könne neun Tage ohne Nahrung aushalten; vielleicht kann er es in einer Stube oder einem Gefängnisse, aber sicher nicht in einer Texas-Prairie. Ich bin überzeugt, den fünften Tag hätte ich nicht überstanden. Wie ich wieder auf den Rücken des Mustangs kam, ist mir noch heute ein Räthsel; aber hinauf kam ich, Dank dem Lasso, den ich instinctartig, wie der Ertrinkende, keinen Augenblick aus der Hand gelassen. Jetzt verschwamm alles so chaotisch vor meinen Augen, daß es Momente gab, wo ich mich nicht mehr auf dieser

Erde wähnte. Ich sah die herrlichsten Städte, wie sie die Phantasie des genialsten Malers nicht grandioser hervorzuzaubern vermag, mit Thürmen, Kuppeln, Säulenhallen, die bis zu den Sternen hinaufreichten; wieder die schönsten Seen, statt mit Wasser, mit flüssigem Gold und Silber gefüllt; Gärten, in den Lüften schwebend, mit den lockendsten Blumen und Bäumen, mit den herrlichsten Früchten; — aber ich vermochte nicht mehr, auch nur die Hand nach dieser lockenden Labe auszustrecken. Jeder Schritt des Thieres verursachte mir jetzt die gräßlichsten Schmerzen, die geringste Bewegung wurde zur wahren Qual; die Eingeweide brannten mir wie glühende Kohlen; es riß darin herum, als wenn Skorpione da wühlten; Gaumen und Zunge waren vertrocknet, die Lungenflügel wie verschrumpft, während die Hände, die Füße zu fühlen waren, als ob sie nicht mehr Theile meines Körpers, sondern fremdartige, mir angesetzte Marterwerkzeuge wären.

Bloß so viel weiß ich mich noch dunkel zu entsinnen, daß es mir plötzlich an den Kopf, um die Ohren schlug — ob wirklich Schläge, ob Laute oder Töne, kann ich nicht sagen — es war etwas, wie Gestöhne, das ich zu hören glaubte, ein Röcheln, das mir dumpf ins Ohr drang, vielleicht mein eigenes, vielleicht auch fremdes. — Sinne und Bewußtsein hatten mich nun beinahe gänzlich verlassen. Nur sehr dunkel schwebt es mir vor, als wenn ich an Blätter und Zweige gestreift, denn es sauste um mich, wie Knacken und Brechen der Aeste; — auch hielt ich mich mit der letzten Kraft an etwas, — was es war, ob Sattel, ob Mähne, oder sonst etwas, weiß ich gleichfalls nicht; — dieser Halt entfuhr mir — die Kraft verließ mich — ich sank.

Ein Schlag, wie der Donner eines losgebrannten Vierundzwanzigpfünders, — ein Brausen, wie des Niagara-Kataraktes, — ein Wirbeln, als ob ich in den Mittelpunkt der Erde hinabgerissen würde, — ein Heer der greulichsten Phantome, die von allen Seiten auf mich einstürmten! — Und dann eine Musik, wie aus höhern Sphären, glänzende Lichtgestalten, ein sich vor meinen Blicken öffnendes Elysium!

Dann ein schmerzlicher Stich, der mir glühend durch Kehle und Eingeweide brannte! Nun etwas, als ob der entwichene Lebensfunke wieder zurückkehrte, die Lungenflügel sich öffneten, als ob es heiß durch Glieder und Adern quölle, mir in Kopf und Augen dränge. — Sie öffneten sich.

Ich lag auf einer Rasenbank am Ufer eines schmalen, aber tiefen Flusses. Mir zur Seite stand mein Mustang, neben diesem ein Mann, der, die Arme gekreuzt, eine strohgeflochtene Weidmannsflasche in der Hand hielt.

Ch. Sealsfield.

5. Im Hochgebirg verirrte Kinder.

Es war am Vorabend der heiligen Weihnacht. Die erste Morgendämmerung in dem Alpenthale von Gschaid war in Helle übergegangen, ein dünner, trockener Schleier hing über den Himmel gebreitet, so daß man die ohnedies schiefe und ferne Sonne im Südosten nur als einen undeutlichen rothen Fleck sah; zudem war an diesem Tage eine milde,

beinahe laulichte Luft unbeweglich im ganzen Thale und auch an dem Himmel, wie die unveränderte und ruhige Gestalt der Wolken zeigte. Da sagte die Frau des Dorfschusters zu ihren Kindern: „Weil ein so angenehmer Tag ist und die Wege fest sind, so dürft Ihr zur Großmutter nach Milsdorf gehen; aber Ihr müßt den Vater noch vorher fragen."

Die Kinder, welche noch in ihren Nachtkleidchen da standen, liefen in die Nebenstube und baten den Vater um Erlaubniß. Sie wurde ihnen ertheilt.

Die Schustersfrau zog nun ihre Kinder vorsorglich an. Als sie dieses Geschäft vollendet hatte, sagte sie: „Konrad, gieb wohl Acht: weil ich Dir die Schwester mit gehen lasse, so müsset Ihr bei Zeiten fortgehen, und wenn Ihr bei der Großmutter gegessen habt, so müsset Ihr gleich wieder umkehren und nach Hause trachten; denn die Tage sind sehr kurz, und die Sonne geht gar bald unter." „Ich weiß es schon, Mutter," sagte Konrad. „Und siehe gut auf Sanna, daß sie nicht fällt oder sich erhitzt. Und nun behüte Euch Gott."

Der Knabe nahm eine von seinem Vater kunstvoll aus Kalbsfellen genähte Tasche an einem Riemen um die Schulter, und die Kinder gingen in die Nebenstube, um dem Vater Lebewohl zu sagen. Aus dieser kamen sie bald heraus und hüpften, von der Mutter mit einem Kreuze besegnet, fröhlich auf die Gasse.

Sie gingen schleunigst längs des Dorfplatzes hinab und endlich zwischen den Planken der Obstgärten in das Freie hinaus. Die Sonne stand schon über dem Walde der Anhöhen, und ihr trübes röthliches Bild schritt durch die laublosen Zweige der Holzapfelbäume mit den Kindern fort.

In dem ganzen Thale war kein Schnee; die größeren Berge, von denen er schon viele Wochen herab geglänzt hatte, waren damit bedeckt, die kleineren standen im Mantel ihrer Tannenwälder und im Fahlroth ihrer entblößten Zweige unbeschneit und ruhig da. Der Boden war noch nicht gefroren, und er wäre vermöge der vorhergegangenen langen regenlosen Zeit ganz trocken gewesen, wenn ihn nicht die Jahreszeit mit einer zarten Feuchtigkeit überzogen hätte, die ihn aber nicht schlüpfrig, sondern eher fest und widerprallend machte. Das wenige Gras, welches noch auf den Wiesen und vorzüglich an den Wassergräben derselben war, stand in herbstlichem Ansehen.

Gegen die Grenzen der Wiesen zu floß ein Gießbach, über welchen ein hoher Steg führte. Die Kinder gingen auf den Steg und schauten hinab. Es war fast kein Wasser im Bett, ein dünner Faden von stark blauer Farbe ging durch die trockenen Kiesel des Gerölles, und sowohl die Spärlichkeit als die Farbe des Wassers zeigten an, daß in den größeren Höhen schon Kälte herrschen müsse, die den Boden verschließe.

Die Kinder trafen endlich die erste Grenze des Holzes, und gingen in demselben weiter. Als sie in die höheren Wälder des sogenannten „Halses" hinaufgekommen waren, zeigten sich die langen Furchen des Fahrweges nicht mehr weich, sondern sie waren gefroren. An manchen Stellen waren sie so fest, daß sie die Körper der Kinder trugen. Als diese nach

Verlauf einer Stunde auf der Höhe des Halses[1] angekommen waren, zeigte sich der Boden bereits so hart, daß er klang. Auf diesem Punkte war vor Jahren eine „Unglückssäule“ errichtet. Sie bezeichnete die Stelle, wo ein Bäcker, der Brot über das Gebirg getragen, todt gefunden war.

Sanna bemerkte zuerst, daß sie nicht mehr da stehe. Sie gingen zu dem Platze hinzu, und sahen, daß der roth angestrichene Balken, der das Bild des Bäckers trug, in dem dürren Grase lag. Sie sahen zwar nicht ein, warum die Säule liege, ob sie umgeworfen worden, oder ob sie von selber umgefallen; aber da sie einmal lag, so machte es ihnen Freude, daß sie das Bild und die erklärende Schrift so nahe betrachten konnten, wie es sonst nie der Fall gewesen war. Als sie alles — den Korb mit den Broten, die bleichen Hände des Bäckers, seine geschlossenen Augen, seinen grauen Rock — betrachtet hatten, als sie die Schrift laut gelesen hatten, gingen sie weiter.

Abermals nach einer Stunde wichen die dunkeln Wälder zu beiden Seiten zurück, dünnstehende Bäume und Gebüschgruppen empfingen sie, geleiteten sie weiter, und nach kurzem liefen sie auf den Wiesen in das Milsdorfer Thal hinab.

Die Großmutter hatte sie kommen gesehen, war ihnen entgegen gegangen, nahm Sanna bei den erfrornen Händchen und führte sie in die Stube. „Es freut mich gar sehr, daß Ihr wieder gekommen seid,“ sagte sie, „aber heute müßt Ihr bald fort, der Tag ist kurz, und es wird auch kälter; am Morgen war es in Milsdorf nicht gefroren.“ Hierauf fragte sie, was die Mutter mache, was der Vater mache, und ob nichts Besonderes in Gschaid geschehen sei.

Nach diesen Fragen bekümmerte sie sich um das Essen, sorgte, daß es früher bereitet wurde als gewöhnlich, und richtete selber den Kindern kleine Leckerbissen zusammen. Dann wurde der Großvater gerufen, die Kinder bekamen an dem Tische aufgedeckt, wie große Personen, und aßen nun mit Großvater und Großmutter, und die letztere legte ihnen hiebei besonders Gutes vor. Nach dem Essen streichelte sie Sannas unterdessen sehr roth gewordene Wangen.

Hierauf ging sie geschäftig hin und her, füllte das Kalbfellränzchen des Knaben und steckte ihm noch allerlei in die Taschen. Auch in die Täschchen von Sanna that sie allerlei Dinge. Sie gab jedem ein Stück Brot, es auf dem Wege zu verzehren, und in dem Ränzchen, sagte sie, seien noch zwei Weißbrote, wenn etwa der Hunger zu groß würde. „Für die Mutter habe ich einen guten gebrannten Kaffee mit gegeben,“ sagte sie, „und in dem Fläschchen, das zugestopft und gut verbunden ist, befindet sich ein schwarzer Kaffeeaufguß, ein besserer, als die Mutter bei Euch gewöhnlich macht; sie soll ihn nur kosten, er ist eine wahre Arzenei, so kräftig, daß ein Schlückchen den Magen so erwärmt, daß es den Körper in den kältesten Wintertagen nicht frieren kann. Die anderen Sachen, die

1) „Hals“ nennen die Aelpler einen mäßig hohen Bergrücken, der zwei bedeutendere Gebirgsstöcke mit einander verbindet, und über den man von einem Thale in ein anderes gelangen kann.

in der Schachtel und in den Papieren sind, bringt unversehrt nach Hause." Nach einem Weilchen hieß sie die Kinder gehen. „Habe Acht, Sanna," sagte sie, „daß Du nicht frierst, und daß Ihr nicht über die Wiesen hinauf und unter den Bäumen lauft. Kommt etwa gegen Abend ein Wind, da müßt Ihr langsamer gehen. Grüßet Vater und Mutter, und sagt, sie sollen recht glückliche Feiertage haben."

Die Großmutter küßte beide Kinder auf die Wangen und schob sie durch die Thür hinaus. Nichts desto weniger ging sie aber auch selber mit, geleitete sie durch den Garten, ließ sie durch das Pförtchen hinaus, schloß wieder und ging in das Haus zurück. Die Kinder gingen durch die Milsdorfer Felder und wendeten sich gegen die Wiesen hinan.

Als sie auf den Anhöhen gingen, wo die zerstreuten Bäume und Gebüschgruppen standen, fielen äußerst langsam einzelne Schneeflocken. „Siehst Du Sanna," sagte der Knabe, „ich habe es gleich gedacht, daß wir Schnee bekommen; weißt Du, da wir von Hause weg gingen, sahen wir noch die Sonne, die so blutroth war wie eine Lampe bei dem heiligen Grabe, und jetzt ist nichts mehr von ihr zu erblicken, und nur der graue Nebel ist über den Baumwipfeln oben. Das bedeutet Schnee."

Die Kinder gingen eifriger fort, und Sanna freute sich, wenn sie mit dem dunklen Aermel ihres Röckchens eine der Flocken auffangen konnte, und wenn dieselbe recht lange nicht zerfloß. Als sie endlich an dem äußersten Rande der Milsdorfer Höhen angekommen waren, wo es gegen die dunkeln Tannen hinein geht, war die dichte Waldwand schon lieblich gesprenkelt von den immer reichlicher fallenden Flocken. Sie gingen nunmehr in den dicken Wald hinein, der den größten Theil ihrer noch bevorstehenden Wanderung einnahm.

Die Erhebung des Berges von der Milsdorfer Seite aus ist aber so steil, daß der Weg nicht gerade empor geht, sondern in langen Zickzacklinien hinan klimmt. An der ganzen Länge des Weges hinauf bis zur Unglückssäule und hinab bis zu den Wiesen von Gschaid sind hohe, dichte Waldbestände, und sie werden erst ein wenig dünner, wenn man in die Ebene gelangt ist und gegen die Wiesen des Thales hinaus kommt. Der Hals ist auch, wenn gleich nur eine kleine Verbindung zwischen zwei großen Gebirgshäuptern, doch selbst so groß, daß er in die Ebene gelegt einen bedeutenden Gebirgsrücken abgeben würde.

Das erste, was die Kinder sahen, als sie die Waldung betraten, war, daß der gefrorne Boden sich grau zeigte, als ob er mit Mehl besät wäre, daß die Fahne manches dünnen Halmes des am Wege und zwischen den Bäumen stehenden Grases mit Flocken beschwert war, und daß auf den grünen Zweigen der Tannen und Fichten, die sich wie Hände öffneten, schon weiße Fläumchen saßen. „Schneit es denn jetzt bei dem Vater zu Hause auch?" fragte Sanna. „Freilich," antwortete der Knabe, „es wird auch kälter, und Du wirst sehen, daß morgen der ganze Teich gefroren ist." „Ja Konrad," sagte das Mädchen.

Es verdoppelte beinahe seine kleinen Schritte, um mit denen des dahinschreitenden Knaben gleich bleiben zu können.

Sie gingen nun rüstig in den Windungen fort, jetzt von Abend nach Morgen, jetzt von Morgen nach Abend. Der von der Großmutter vorausgesagte Wind stellte sich nicht ein; im Gegentheil war es so still, daß sich nicht ein Zweig rührte, ja es schien sogar im Walde wärmer, und die Flocken fielen stets reichlicher, so daß der ganze Boden schon weiß war, und der Wald sich grau zu bestäuben anfing, und daß auf dem Hute und den Kleidern des Knaben so wie auf denen des Mädchens der Schnee lag. Die Freude der Kinder war groß. Sie traten auf den weichen Flaum, suchten mit dem Fuße absichtlich solche Stellen, wo er dichter zu liegen schien, um sich den Anschein zu geben, als wateten sie bereits.

Es war große Ruhe eingetreten. Von den Vögeln, deren noch manche auch zuweilen im Winter in dem Walde hin und her fliegen, war nichts zu vernehmen oder zu sehen; der ganze Wald war gleichsam ausgestorben; auch zeigte den Kindern der reine und unverletzte Schnee, daß sie die einzigen waren, die heute über den Hals gingen.

Sie schritten in ihrer Richtung fort, näherten sich öfter den Bäumen, öfter entfernten sie sich, und wo dichtes Unterholz war, konnten sie den Schnee auf den Zweigen sehen. Ihre Freude wuchs noch immer; denn die Flocken fielen stets dichter, und nach kurzer Zeit brauchten sie nicht mehr den Schnee aufzusuchen, um in ihm zu waten, da er sich bereits um die Schuhe zu legen begann; und wenn es so ruhig und heimlich war, so war es, als ob sie das Knistern des in den Nadeln herabfallenden Schnees vernehmen könnten. „Werden wir heute noch die Unglücksäule sehen?“ fragte das Mädchen, „sie ist ja umgefallen, und da wird es darauf schneien, und die rothe Farbe wird weiß sein.“ „Vielleicht können wir sie doch sehen,“ antwortete der Knabe. Indessen, da sie noch weiter gegangen waren, ward der Schneefall so dicht, daß sie nur noch die allernächsten Bäume erblickten. Von der Härte des Weges oder gar von Furchen war nichts zu empfinden, der Weg war überall gleich weich und überhaupt nur daran zu erkennen, daß er als ein gleichmäßiger weißer Streifen in dem Walde fort lief.

Die Kinder gingen jetzt langsamer, weil das Gehen beschwerlicher ward. Der Knabe zog seine Jacke empor und setzte den Hut tiefer über das Haupt, um geschützter zu sein. Er zog auch seinem Schwesterlein das Tuch, das ihm die Mutter um die Schulter gegeben hatte, besser zusammen und vorwärts in die Stirne, daß es ein Dach bilde.

Der von der Großmutter vorausgesagte Wind war noch immer nicht gekommen; aber dafür wurde der Schneefall nach und nach so mächtig, daß auch nicht mehr die nächsten Bäume zu erkennen waren, sondern daß sie wie neblige Säcke in der Luft standen. Die Kinder duckten ihre Köpfe tiefer in ihre Kleider. Sanna nahm den Riemen, an welchem Konrad die Kalbfelltasche um die Schulter hängen hatte, mit den Händchen, hielt sich daran, und so gingen sie ihres Weges. Die Unglücksäule hatten sie noch nicht erreicht. Der Knabe konnte die Zeit nicht ermessen, weil keine Sonne am Himmel stand, und weil es immer gleichmäßig grau war. „Werden wir bald zu der Säule kommen?“ fragte Sanna. „Ich weiß es nicht,“ antwortete der Knabe, „ich kann heute die Bäume und den

Weg nicht erkennen. Die Unglückssäule werden wir wohl gar nicht sehen, weil so viel Schnee liegen wird, daß sie verhüllt sein wird. Aber es macht nichts. Wir gehen immer auf dem Wege fort. Wenn er zu dem Platze der Unglückssäule kommt, dann wird er abwärts führen, wir gehen auf ihm weiter, und wenn er zu den Bäumen hinaus geht, dann sind wir schon auf den Wiesen von Gschaid, dann kommt der Steg, und dann haben wir nicht mehr weit nach Hause." „Ja, Konrad," sagte das Mädchen. Die hinter ihnen liegenden Fußstapfen waren nicht mehr lange sichtbar; denn die ungemeine Fülle des herabfallenden Schnees deckte sie bald zu. Der Schnee knisterte in seinem Falle nun auch nicht mehr in den Nadeln, sondern legte sich eilig und heimlich auf die weiße, schon daliegende Decke nieder. Die Kinder nahmen die Kleider noch fester und gingen sehr schleunig; aber der Weg führte noch immer aufwärts, und noch immer wollte sich die Höhe nicht zeigen, auf welcher die Unglückssäule stehen sollte, und von wo der Weg gegen die Gschaider Seite sich hinunter wenden mußte. Endlich kamen die Kinder in eine Gegend, in welcher keine Bäume standen.

„Ich sehe keine Bäume mehr," sagte Sanna. „Vielleicht ist nur der Weg so breit, daß wir sie wegen des Schneiens nicht sehen können," antwortete der Knabe. „Ja, Konrad," sagte das Mädchen. Nach einer Weile blieb der Knabe stehen und sagte: „Wir müssen aus dem Walde gekommen sein. Wir wollen ein wenig stehen bleiben und herum sehen, vielleicht erblicken wir etwas." Aber sie erblickten nichts. Sie sahen durch einen trüben Raum in den Himmel. Wie bei dem Hagel über die weißen oder grünlich gedunsenen Wolken die finsteren fransenartigen Streifen herabstarren, so war es hier, und das stumme Schütten dauerte fort. Auf der Erde sahen sie nur einen runden Fleck Weiß und dann nichts mehr. „Weißt Du, Sanna," sagte der Knabe, „wir sind auf dem dürren Grase, auf welches ich Dich oft im Sommer heraufgeführt habe. Wir werden da jetzt gleich rechts hinab gehen!" „Ja, Konrad." „Der Tag ist kurz, wie die Großmutter gesagt hat, und wir müssen uns daher sputen." „Ja, Konrad," sagte das Mädchen. „Warte ein wenig, ich will Dich besser einrichten," erwiderte der Knabe. Er nahm seinen Hut ab, setzte ihn Sanna auf das Haupt und befestigte ihn mit den beiden Bändchen unter ihrem Kinne. Das Tüchlein, welches sie um hatte, schützte sie zu wenig, während auf seinem Haupte eine solche Menge dichter Locken war, daß noch lange Schnee darauf fallen konnte, ehe Nässe und Kälte durchzudringen vermochten. Dann zog er sein Pelzjäckchen aus, und zog dasselbe über die Aermel der Schwester. Um seine eigenen Schultern und Arme, die jetzt das bloße Hemd zeigten, band er das kleinere Tüchlein, das Sanna über der Brust, und das größere, das sie über den Schultern gehabt hatte. Das sei für ihn genug, dachte er; wenn er nur stark auftrete, werde ihn nicht frieren. Er nahm das Mädchen bei der Hand, und so gingen sie jetzt fort.

Das Mädchen schaute mit den willigen Aeuglein in das ringsum herrschende Grau und folgte ihm gerne, nur daß es mit den kleinen eilenden Füßen nicht so nachkommen konnte, wie er vorwärts strebte,

gleich einem, der es zur Entscheidung bringen wollte. Sie gingen nun mit der Unablässigkeit und Kraft, die Kinder und Thiere haben, weil sie nicht wissen, wie viel ihnen beschieden ist und wann ihr Vorrath erschöpft ist.

Aber wie sie auch dahinschritten, konnten sie doch nicht merken, ob sie über den Berg hinabkämen oder nicht. Sie hatten gleich rechts nach abwärts gebogen, allein sie kamen wieder in Richtungen, die bergan führten, bergab und wieder bergan. Oft begegneten ihnen Steilheiten, denen sie ausweichen mußten, und ein Graben, in dem sie fortgingen, führte sie in einer Krümmung herum. Sie erklommen Höhen, die sich unter ihren Füßen steiler gestalteten, als sie dachten, und was sie für abwärts hielten, war wieder eben, oder es war eine Höhlung, oder es ging immer gedehnt fort. „Wo sind wir denn, Konrad?“ fragte das Mädchen. „Ich weiß es nicht,“ antwortete er. „Wenn ich nur mit diesen meinen Augen etwas zu erblicken im Stande wäre,“ fuhr er fort, „daß ich mich darnach richten könnte.“

Aber es war rings um sie nichts als das blendende Weiß, das einen immer kleineren Kreis um sie zog, und dann in einen lichten, streifenweise niederfallenden Nebel überging, der jedes weitere verhüllte und zuletzt nichts anderes war als der unersättlich niederfallende Schnee.

„Warte, Sanna,“ sagte der Knabe, „wir wollen ein wenig stehen bleiben und horchen, ob wir nicht etwas hören können, was sich im Thale meldet, sei es nun ein Hund oder eine Glocke oder die Mühle, oder sei es ein Ruf. Hören müssen wir etwas, und dann werden wir wissen, wohin wir zu gehen haben.“ Sie blieben nun stehen, aber sie hörten nichts. Nicht ein einziger Laut, auch nicht der leiseste außer ihrem Athem ließ sich vernehmen, ja es war, als sollten sie den Schnee hören, der auf ihre Wimpern fiel. Die Voraussage der Großmutter hatte sich noch immer nicht erfüllt, der Wind war nicht gekommen, kein Lüftchen rührte sich. Nachdem sie lange gewartet hatten, gingen sie wieder fort.

„Es thut auch nichts, Sanna,“ sagte der Knabe, „sei nur nicht verzagt, folge mir, ich werde Dich doch noch hinüber führen. — Wenn nur das Schneien aufhörte!“ Sie war nicht verzagt, sondern hob die Füßchen, so gut es gehen wollte, und folgte ihm. Er führte sie in dem weißen, regsamen, undurchsichtigen Raume fort. Nach einer Weile sahen sie Felsen, die sich dunkel und undeutlich aus dem dämmerigen Lichte emporhoben.

Die Kinder gingen zwischen die Felsen hinein und unter ihnen fort, in einen engen Weg gezwängt. Nach einiger Zeit verloren sie dieselben wieder und konnten sie nicht mehr erblicken. So wie sie unversehens unter sie gekommen waren, kamen sie wieder unversehens von ihnen. Es umgab sie wieder nichts als das eine Weiß. Alles war, wenn man so sagen darf, in eine weiße Finsterniß gehüllt, und weil kein Schatten war, so war kein Urtheil über die Größe der Dinge, und die Kinder konnten kaum wissen, ob sie aufwärts oder abwärts gehen würden. „Mir thun die Augen weh,“ sagte Sanna. „Schaue nicht auf den Schnee,“ antwortete der Knabe, „sondern in die Wolken. Mir thun sie schon lange weh; aber es thut nichts, ich muß doch auf den Schnee schauen, weil ich auf den

Weg zu achten habe. Fürchte Dich nur nicht, ich führe Dich doch hinunter ins Gschaid." „Ja, Konrad."

Sie gingen wieder fort; aber wie sie auch gehen, wie sie sich auch wenden mochten, es wollte kein Anfang eines Hinabweges kommen. Sie merkten vielmehr bald, daß ihr Fuß, wo er tiefer durch den jungen Schnee einsank, nicht erdigen Boden unter sich empfand, sondern etwas anderes, das wie älterer gefrorner Schnee war; aber sie schritten immer fort, mit Hast und Ausdauer. Wenn sie stehen blieben, war alles still, unermeßlich still; wenn sie gingen, hörten sie das Rascheln ihrer Füße, sonst nichts; denn die Hüllen des Himmels sanken ohne Laut hernieder, und so reich, daß man den Schnee hätte wachsen sehen können. Sie selber waren so bedeckt, daß sie sich von dem allgemeinen Weiß nicht hervorhoben und sich, wenn sie um ein paar Schritte getrennt worden wären, nicht mehr gesehen hätten. Eine Wohlthat war es, daß der Schnee so trocken war wie Sand, so daß er von ihren Füßen leicht abglitt, ohne Nässe zu machen.

Endlich gelangten sie wieder zu Gegenständen.

Es waren riesenhafte, wild durch einander liegende Trümmer. Sie gingen hinzu. Es war Eis — lauter Eis.

Es lagen Platten da, die mit Schnee bedeckt waren, an deren Seitenwänden aber das glatte, grünliche Eis sichtbar war; es lagen Hügel da, die wie zusammengeschobener Schaum aussahen, an deren Seiten es aber matt flimmerte und glänzte, als wären Barren von Edelsteinen durch einander geworfen worden; es lagen gerundete Kugeln da, gleich ungeheuren Wurfgeschossen aus Schnee; es standen Blöcke und Wände schief oder gerade aufwärts, so hoch wie Häuser. In einigen waren Höhlen eingefressen, durch die man mit einem Arme durchfahren konnte, mit einem Kopfe, mit einem Körper, mit einem ganzen Wagen voll Heu. Alle diese Gestalten starrten im wüsten Gedräng empor, so daß sie oft Dächer oder Hänge bildeten, über deren Ränder sich der Schnee herüber legte und herabgriff wie lange weiße Tatzen. Selbst ein großer schreckhaft schwarzer Stein, gewaltig wie ein Thurm, lag unter dem Eise, als sei er auf die Spitze gestellt. Und nicht dieser Stein allein — noch mehrere und größere staken in dem Eise, die man erst später sah, und die wie eine Trümmermauer an ihm hingingen.

„Sanna," sagte der Knabe, „wir sind auf dem Berge, den man von unserm Garten aus im Sonnenscheine so weiß sieht. Erinnerst Du Dich noch, wie wir oft nachmittags in dem Garten saßen, wie die Bienen um uns summten, die Linden dufteten und die Sonne schien?" „Ja, Konrad, ich erinnere mich." „Da sahen wir auch den Berg. Er war fast so sanft blau wie der Himmel; droben aber sahen wir den Schnee, wenn auch bei uns Sommer war, und in der Hitze die Getreide reif wurden." „Ja, Konrad." „Und wo der Schnee aufhört, da sieht man allerlei Farben, grün, blau, weißlich — das ist das Eis, das unten nur so klein ausschaut, weil man sehr weit entfernt ist, und das, wie der Vater sagt, nicht weggeht bis an das Ende der Welt. Und da habe ich oft gesehen, daß unterhalb des Eises die blaue Farbe noch fortgeht; das werden Steine sein, dachte ich, oder es wird Erde und Weidegrund sein, und dann fangen die

Wälder an, dann folgen die Wiesen, und dann die grünen Laubwälder, und dann kommen unsere Wiesen und Felder, die in dem Thale von Gschaid sind. Siehst Du nun, Sanna, weil wir jetzt bei dem Eise sind, so werden wir über die blaue Farbe hinab gehen, dann durch die Wälder, dann über die Wiesen und dann durch die grünen Laubwälder, und dann werden wir im Thale von Gschaid sein und recht leicht unser Dorf finden."

Die Kinder gingen nun in das Eis hinein. Sie waren winzigkleine, wandelnde Punkte in diesen ungeheuern Massen.

Wie sie so unter die Ueberhänge hinein sahen, gleichsam als gäbe ihnen ein Trieb ein, ein Obdach zu suchen, gelangten sie in einen breiten, tiefgefurchten Graben. Er glich dem Bett eines Stromes, der aber jetzt ausgetrocknet und überall mit frischem Schnee bedeckt war. Wo er aus dem Eise hervorkam, war ein Thorgewölbe aus Eis über ihn gespannt. Die Kinder gingen in den Graben und in die Wölbung hinein. Es war ganz trocken, und unter ihren Füßen hatten sie glattes Eis. In der ganzen Höhle aber war es blau, tiefer und schöner blau, als das Firmament, gleichsam wie himmelblau gefärbtes Glas, durch welches lichter Schein hinein sinkt. Es waren dickere und dünnere Bogen, es hingen Zacken, Spitzen und Troddeln, und der Gang zog sich immer tiefer hinein, sie wußten nicht wie tief, aber sie gingen nicht mehr weiter. Es wäre auch sehr gut in der Höhle gewesen, denn es war warm, es fiel kein Schnee; aber es war so schreckhaft blau. Die Kinder fürchteten sich, eilten wieder hinaus und kletterten dann über den Rand des Grabens hinweg.

„Wir werden jetzt da noch hinüber gehen und dann von dem Eise abwärts laufen," sagte Konrad. „Ja," sagte Sanna und klammerte sich an ihn an. Sie schlugen von dem Eise eine Richtung durch den Schnee abwärts ein, die sie in das Thal führen sollte. Aber sie kamen nicht weit. Ein neuer Strom von Eis, zu einem riesenhaften Walle aufgethürmt, lag quer durch den weichen Schnee und griff mit seinen Armen rechts und links um sie herum. Mit dem Starkmuthe der Unwissenheit kletterten sie in das Eis hinein, um den vorgeschobenen Strom desselben zu überschreiten und dann jenseits weiter hinab zu kommen. Sie schoben sich in die Zwischenräume hinein, sie setzten den Fuß auf jedes Stück, das mit einer weißen Schneehaube versehen war, war es Fels oder Eis, sie nahmen die Hände zu Hülfe, krochen, wo sie nicht gehen konnten, und arbeiteten sich mit ihren leichten Leibern hinauf, bis sie die Seite des Walles überwunden hatten und oben waren. Jenseits wollten sie wieder hinabklettern. Aber es gab kein Jenseits.

Statt eines Walles, über den man hinüber gehen könnte, stiegen aus der Wölbung neue Wände empor, geborsten und geklüftet, und hinter ihnen erhoben sich immer neue Wände, bis der Schneefall das Weitere mit seinem Grau verdeckte. „Sanna, da können wir nicht gehen," sagte der Knabe. „Nein," antwortete die Schwester. „Da werden wir wieder umkehren und anderswo hinab zu kommen suchen." „Ja, Konrad." Die Kinder versuchten nun von dem Eiswalle wieder da hinab zu kommen, wo sie hinauf geklettert waren, aber vergebens. Sie wandten sich hierhin und dorthin und konnten aus dem Eise nicht heraus kommen, als wären sie von

ihm umschlungen. Endlich da der Knabe die Richtung immer verfolgte, in der sie nach seiner Meinung gekommen waren, zeigten sich zerstreutere, aber größere Trümmer, wie sie am Rande des Eises zu sein pflegen, und die Kinder gelangten kriechend und kletternd hinaus. Nicht weit von ihnen standen mehrere Blöcke mit den Köpfen gegen einander gelehnt, und über ihnen lagen andere als Dach. Es war wie ein Häuschen, das gegen vorne offen, rückwärts und an den Seiten aber geschützt war. Im Innern war es trocken, da der steilrechte Schneefall keine einzige Flocke hineingetragen hatte. Die Kinder freueten sich endlich wieder auf ihrer Erde zu stehen.

Aber es war nun auch finster geworden.

„Sanna," sagte der Knabe, „wir können nicht mehr hinab kommen, weil es Nacht geworden ist, und weil wir fallen oder gar in eine Grube gerathen könnten. Wir werden da unter die Steine hineingehen, wo es so trocken und warm ist, und da werden wir warten. Die Sonne geht bald wieder auf, dann laufen wir hinunter. Weine nicht, ich bitte Dich, weine nicht; ich gebe Dir alle Dinge zu essen, welche uns die Großmutter mitgegeben hat." Sie weinte auch nicht, sondern nachdem sie beide unter das steinerne Ueberdach hinein gegangen waren, wo sie nicht nur bequem sitzen, sondern auch stehen und herumgehen konnten, setzte sie sich recht dicht an ihn und war mäuschenstille. „Die Mutter," sagte Konrad, „wird nicht böse sein, wir werden ihr von dem vielen Schnee erzählen, der uns aufgehalten hat, und sie wird nichts sagen; der Vater auch nicht. Wenn Dir kalt wird — weißt Du — dann mußt Du mit den Händen an Deinen Leib schlagen, wie die Holzhauer gethan haben, und dann wird Dir wärmer werden." „Ja, Konrad," sagte das Mädchen. Sanna war nicht gar so untröstlich, daß sie heute nicht mehr über den Berg hinab gingen und nach Hause liefen; denn die Anstrengung, von der die Kinder nicht einmal gewußt hatten, wie groß sie gewesen, ließ ihnen das Sitzen süß, unsäglich süß erscheinen, und sie gaben sich hin. Jetzt machte sich aber auch der Hunger geltend. Beide nahmen fast zu gleicher Zeit ihre Brote aus der Tasche und aßen. Sie aßen auch die Dinge — Kuchen, Mandeln und Nüsse und andere Kleinigkeiten — die die Großmutter ihnen in die Tasche gesteckt hatte. „Sanna, jetzt müssen wir auch den Schnee von unsern Kleidern thun," sagte der Knabe, „daß wir nicht naß werden." Die Kinder gingen aus ihrem Häuschen, und zuerst reinigte Konrad das Schwesterlein vom Schnee. Er nahm die Kleiderzipfel, schüttelte sie, nahm ihr den Hut ab, entleerte ihn von Schnee, und was noch zurück geblieben war, das stäubte er mit einem Tuche ab. Dann entledigte er auch sich, so gut es ging, des auf ihm liegenden Schnees.

Der Schneefall, der bereits seit einiger Zeit mäßiger geworden, hatte zu dieser Stunde ganz aufgehört. Die Kinder spürten keine Flocke.

Sie gingen wieder in die Steinhütte und setzten sich nieder. Das Aufstehen hatte ihnen ihre Müdigkeit erst recht gezeigt. Konrad legte die Tasche ab. Er nahm das Tuch heraus, in welches die Großmutter eine Schachtel und mehrere Papierpäckchen gewickelt hatte, und that es zu größerer Wärme um seine Schultern. Auch die zwei Weißbrote nahm er

aus dem Ränzchen und reichte sie Sanna. Das Kind aß begierig. Es aß eines der Brote und von dem zweiten auch noch einen Theil. Den Rest reichte es aber Konrad, da es sah, daß er nicht aß. Von da an saßen die Kinder und schauten. So weit sie in der Dämmerung zu sehen vermochten, lag überall der flimmernde Schnee hinab, dessen einzelne winzige Täfelchen hie und da in der Finsterniß seltsam zu funkeln begannen, als hätte er bei Tag das Licht eingesogen und gäbe es jetzt von sich.

Die Nacht brach mit der in großen Höhen gewöhnlichen Schnelligkeit herein. Aber der Schneefall hatte nicht nur aufgehört, sondern der Schleier am Himmel fing auch an sich zu verdünnen und zu vertheilen; denn die Kinder sahen ein Sternlein blitzen. Von der Wärme der Höhle umfangen, ruhten sie enge aneinander und vergaßen sogar die Finsterniß zu fürchten. Bald vermehrten sich auch die Sterne, jetzt kam hier einer zum Vorscheine, jetzt dort, bis es schien, als wäre am ganzen Himmel keine Wolke mehr.

Das war der Zeitpunkt, in welchem man in den Thälern die Lichter anzuzünden pflegt. Zuerst wird eines angezündet und auf den Tisch gestellt, um die Stube zu erleuchten, oder es brennt auch nur ein Span, dann erhellen sich allgemach alle Fenster der Wohnungen und glänzen in die Schneenacht hinaus. Aber heute — am heiligen Abende — da wurde Kerze bei Kerze angezündet, um die Gaben zu beleuchten, welche für die Kinder auf den Tischen lagen oder an den Bäumen hingen. War doch beinahe in jedem Hause, in jeder Hütte, jedem Zimmer ein oder mehrere Kinder, denen der heilige Christ etwas gebracht hatte, und wozu man Lichter stellen mußte. Der Knabe hatte geglaubt, daß man sehr bald von dem Berge hinab kommen könne, und doch von den vielen Lichtern, die heute in dem Thale brannten, kam nicht ein einziges zu ihnen herauf. Sie sahen nichts als den blassen Schnee und den dunkeln Himmel, alles andere war ihnen in die unsichtbare Ferne hinab gerückt. In allen Thälern bekamen die Kinder in dieser Stunde die Geschenke des heiligen Christ; nur die zwei saßen oben am Rande des Eises.

Die Schneewolken waren ringsum hinter die Berge hinab gesunken, und ein dunkelblaues, fast schwarzes Gewölbe spannte sich um die Kinder, voll von dichten, brennenden Sternen, und mitten durch diese Sterne war breit ein schimmerndes, milchiges Band gewoben, das sie wohl auch unten im Thale, aber nie so deutlich gesehen hatten. Die Nacht rückte vor. Die Kinder wußten nicht, daß die Sterne gegen Westen ziehen und weiter wandeln, sonst hätten sie an ihrem Vorschreiten den Stand der Nacht erkennen können; es kamen neue und gingen die alten, sie aber glaubten, es seien immer dieselben. Es wurde von dem Scheine der Sterne auch lichter um die Kinder; aber sie sahen kein Thal, keine Gegend, sondern überall nur Weiß — lauter Weiß. Bloß ein dunkles Horn, ein dunkles Haupt, ein dunkler Arm wurde sichtbar und ragte dort und hier aus dem Schimmer empor. Der Mond war nirgends am Himmel zu erblicken, vielleicht war er schon frühe mit der Sonne untergegangen oder noch nicht erschienen.

Als eine lange Zeit vergangen war, sagte der Knabe: „Sanna, Du mußt nicht schlafen; denn weißt Du, wie der Vater gesagt hat? Wenn

man im Gebirge schläft, muß man erfrieren, so wie der alte Eschenjäger auch geschlafen hat und vier Monate todt auf dem Steine gesessen ist, ohne daß jemand gewußt hatte, wo er sei." „Nein, ich werde nicht schlafen," sagte das Mädchen matt. Konrad hatte es an dem Zipfel des Kleides geschüttelt, um es zu erwecken. Nun war es wieder stille. Nach einer Zeit empfand der Knabe ein sanftes Drücken gegen seinen Arm, das immer schwerer wurde. Sanna war eingeschlafen und gegen ihn herüber gesunken. „Sanna, schlafe nicht, ich bitte Dich, schlafe nicht!" sagte er. „Nein," lallte sie schlaftrunken, „ich schlafe nicht." Er rückte weiter von ihr, um sie in Bewegung zu bringen; allein sie sank um, und hätte auf der Erde liegend fortgeschlafen. Er nahm sie an der Schulter und rüttelte sie. Da er sich dabei selber etwas stärker bewegte, merkte er, daß ihn friere, und daß sein Arm schwerer sei. Er erschrak und sprang auf. Er ergriff die Schwester, schüttelte sie stärker: „Sanna, stehe auf, wir wollen ein wenig stehen, daß es besser wird." „Mich friert nicht, Konrad." „Ja, ja, es friert Dich, Sanna, stehe auf!" rief er. „Die Pelzjacke ist warm," meinte sie. „Ich werde Dir empor helfen," sagte er. Sie aber widerstrebte und war stille. Da fiel dem Knaben etwas anderes ein. Die Großmutter hatte gesagt: Nur ein Schlückchen wärmt den Magen so, daß man in den kältesten Wintertagen nicht frieren kann.

Er nahm das Kalbfellränzchen, öffnete es und griff so lange, bis er das Fläschchen fand, in welches die Großmutter einen schwarzen Kaffeeabsud gefüllt hatte. Er nahm es heraus, that den Verband weg und entfernte mit Anstrengung den Kork. Dann bückte er sich zu Sanna und sagte: „Da ist der Kaffee, den die Großmutter der Mutter schickt; koste ihn ein wenig, er wird Dich warm machen. Die Mutter giebt ihn uns, wenn sie nur weiß, wozu wir ihn nöthig gehabt haben." Das Mädchen, dessen Natur zur Ruhe zog, antwortete: „Mich friert nicht." „Nimm nur etwas," sagte der Knabe, „dann darfst Du schlafen." Diese Aussicht verlockte Sanna, sie bewältigte sich so weit, daß sie das fast eingegossene Getränk verschluckte. Hierauf trank der Knabe auch etwas. Der ungemein starke Auszug wirkte sogleich, und zwar um so heftiger, da die Kinder in ihrem Leben keinen Kaffee gekostet hatten. Statt zu schlafen, wurde Sanna nun lebhafter und sagte selber, daß sie friere, daß es aber von innen recht warm sei und auch schon warm in die Hände und Füße gehe. Die Kinder redeten sogar eine Weile mit einander. So tranken sie trotz der Bitterkeit immer wieder von dem Getränke, sobald die Wirkung nachzulassen begann, und steigerten ihre unschuldigen Nerven zu einem Fieber, das im Stande war, den zum Schlummer ziehenden Gewichten entgegen zu wirken.

Es war nun Mitternacht gekommen. Weil sie noch so jung waren und an jedem heiligen Abende im höchsten Drange der Freude stets erst sehr spät, aber dann desto tiefer entschlummerten, so hatten sie nie das mitternächtliche Läuten der Weihnachtsglocken, nie das Festspiel der Orgel gehört, obwohl sie nahe an der Kirche wohnten. In diesem Augenblicke der Nacht wurde nun mit allen Glocken geläutet; es läuteten die Glocken in Milsdorf, es läuteten die Glocken in Gschaid, es läutete draußen in

den fernen Geländen aus unzähligen Kirchen mit unzähligen Glocken. Von Ort zu Ort ging die Tonwelle; ja man konnte wohl zuweilen von einem Dorfe zum andern durch die blätterlosen Zweige das Klingen hören; nur zu den Kindern herauf kam kein Laut, hier wurde nichts vernommen; denn hier war nichts zu verkündigen. In den Thalkrümmen gingen jetzt an den Berghängen die Lichter der Laternen hin, und von manchem Hofe tönte das Hausglöcklein, um die Leute zu erinnern; aber dieses konnte droben noch weniger gesehen und gehört werden; es glänzten nur die Sterne, und sie leuchteten und funkelten ruhig fort.

Wenn auch Konrad sich das Schicksal des erfrornen Eschenjägers vor Augen hielt, wenn auch die Kinder durch das fast ausgeleerte Fläschchen schwarzen Kaffees ihr Blut zu größerer Thätigkeit brachten, so würden sie doch den Schlaf nicht haben überwinden können, dessen verführende Süßigkeit alle Gründe überwiegt, hätte nicht die Natur in ihrer Größe ihnen beigestanden und in ihrem Innern eine Kraft aufgerufen, welche im Stande war dem Schlafe zu widerstehen.

In der Todesstille, die rings um die Einsamen herrschte, in dieser Stille, in der sich kein Schneespitzchen zu rühren schien, hörten die Kinder dreimal das Krachen des Eises. Was das Starrste scheint und doch das Regsamste und Lebendigste ist, der Gletscher, hatte die Töne hervorgebracht. Dreimal hörten sie hinter sich den Schall, gellend und dröhnend, als ob die Erde geborsten wäre, einen Schall, der sich nach allen Richtungen im Eise verbreitete und gleichsam durch alle Aederchen desselben lief. Die Kinder blieben mit offenen Augen sitzen, in die Sterne hinausschauend.

Und auch für die Augen begann sich etwas zu entwickeln. Leise erblühte am Himmel vor ihnen ein bleiches Licht mitten unter den Sternen und spannte einen schwachen Bogen durch dieselben. Es hatte einen grünlichen Schimmer, der sich sachte nach unten zog. Aber der Bogen wurde immer heller und heller, bis sich die Sterne erblassend vor ihm zurückzogen. Auch in andere Gegenden des Himmels sandte er einen grünen Schein. Dann standen Garben verschiedenen Lichtes auf der Höhe des Bogens, wie Zacken einer Krone, und braunten. Es rann helle durch die benachbarten Himmelsgegenden, es sprühte leise und ging in sanftem Zucken durch lange Räume. Hatte sich nun der Gewitterstoff des Himmels durch den unerhörten Schneefall so gespannt, daß er in diesen stummen herrlichen Strömen des Lichtes ausfloß, oder war es eine andere Ursache der unergründlichen Natur: nach und nach wurde es schwächer, die Garben erloschen, dann auch der Bogen, bis zuletzt wieder nichts am Himmel war als die tausend und tausend einfachen Sterne.

Die Kinder blieben sprachlos sitzen und schauten mit offenen Augen in den Himmel. Es geschah nun nichts Besonderes mehr. Die Sterne glänzten, funkelten und zitterten, nur manche schießende Schnuppe fuhr durch sie. Allmählich aber fing der Himmel an heller zu werden; es wurde seine Farbe sichtbar, die bleichsten Sterne erloschen, und die andern standen nicht mehr so dicht. Endlich wichen auch die stärkeren, und der Schnee von den Höhen wurde deutlicher sichtbar. Zuletzt färbte sich eine Himmelsgegend gelb, und ein Wolkenstreifen wurde zu einem leuchtenden Faden entzündet. Alle

Dinge waren klar zu sehen, und die entfernten Schneehügel zeichneten sich scharf in die Luft.

„Sanna, der Tag bricht an!“ sagte der Knabe. „Nun gehen wir.“ „Ja, wir gehen,“ antwortete Sanna. Die Kinder standen auf und versuchten ihre erst heute recht müden Glieder. Obwohl sie nicht geschlafen hatten, waren sie doch durch den Morgen gestärkt, wie das immer so ist. Der Knabe hing sich das Kalbfellränzchen um und machte das Pelzjäckchen an Sanna fester zu. Dann führte er sie aus der Höhle. Weil sie nach ihrer Meinung nur über den Berg hinab zu laufen hatten, dachten sie an kein Essen. Von dem Berge wollte nun Konrad in die Thäler hinabschauen, um das Gschaider Thal zu erkennen und in dasselbe hinunter zu gehen. Aber er sah gar keine Thäler. Es war gar nicht, als ob sie sich auf einem Berge befänden, von dem man hinab sieht, sondern in einer fremden, seltsamen Gegend. Sie sahen heute auch in größerer Entfernung furchtbare Felsen aus dem Schnee emporstehen, die sie gestern nicht gesehen hatten, sie sahen das Eis, sie sahen Hügel und Schneelehnen hinauf starren, und hinter diesen war entweder der Himmel, oder es ragte die blaue Spitze eines sehr fernen Berges am Schneerande hervor.

In diesem Augenblicke ging die Sonne auf.

Eine große blutrothe Scheibe erhob sich am Himmelssaume, und mit einemmale erröthete der Schnee um die Kinder, als wäre er mit Millionen Rosen überstreut worden. Die Kuppen und die Hörner warfen lange grünliche Schatten. Sie gingen nun in den Schnee hinaus. Er war in der heiteren Nacht noch trockener geworden und wich den Tritten noch besser aus. Rüstig wateten sie fort, und ihre Glieder wurden sogar geschmeidiger und stärker, da sie gingen. Allein sie kamen an keinen Rand, über den sie hätten hinwegsehen können. Schneefeld entwickelte sich aus Schneefeld, und am Saume eines jeden stand allemal wieder der Himmel. Sie gingen deßohngeachtet fort. Da kamen sie wieder in das Eis, und waren es gleich nicht die fürchterlichen Trümmer, wie an jenem Rande, an dem sie die Nacht zugebracht hatten, so sahen sie doch hie und da Stücke, deren immer mehr wurden, und die sie wieder zu klettern zwangen.

So standen sie denn abermals auf einem Eisfelde. Es ragte gleichsam Welle hinter Welle auf, die beschneiten Schollen waren gedrängt gequollen, emporgehoben, gleich als schöben sie sich nach vorwärts und flössen gegen die Brust der Kinder heran. „Sanna,“ sagte der Knabe, „wir werden gar nicht mehr in das Eis hineingehen, weil wir in demselben nicht fortkommen. Und weil wir in unser Thal gar nicht hinab sehen können, so werden wir gerade über den Berg hinab gehen. Wir müssen in ein Thal kommen, dort werden wir den Leuten sagen, daß wir aus Gschaid sind, die werden uns einen Wegweiser nach Hause mitgeben.“

So begannen sie nun nach jener Richtung abwärts zu gehen, welche sich ihnen eben darbot. Der Knabe führte das Mädchen an der Hand. Allein nachdem sie eine Weile abwärts gegangen waren, hörte das Gehänge auf, und der Schnee stieg abermals empor.

Da wollten die Kinder die Richtung suchen, in der sie gestern gekommen waren, und zur Unglückssäule hinab gehen. Weil es nicht schneite,

hofften sie die Stelle derselben schon zu erkennen. Der Knabe sagte diesen Gedanken dem Schwesterchen, und diese folgte. Allein auch der Weg auf den Hals hinab war nicht zu finden.

So klar die Sonne schien, so schön die Schneehöhen und Schneefelder erglänzten, so konnten sie doch die Gegend nicht erkennen. Von ihren gestrigen Spuren aber ließ sich nirgends eine Tapfe mehr sehen. Sie gingen jedoch immer fort und meinten es zu erringen. Nur wichen sie den steilen Abstürzen aus. Auch blieben sie öfter stehen, um zu horchen; aber sie vernahmen auch heute nicht den geringsten Laut. Zu sehen war auch nichts als der weiße Schnee, aus dem hie und da die schwarzen Hörner und Steinrippen emporstanden.

Endlich war es dem Knaben, als sähe er auf einem fernen, schiefen Schneehange ein hüpfendes Feuer. Es tauchte auf, es tauchte nieder. Jetzt sahen sie es, jetzt sahen sie es nicht. Sie blieben stehen und blickten unverwandt auf jene Gegend hin. Das Feuer hüpfte immer fort, und es schien, als ob es näher käme; denn sie sahen es größer und sahen das Hüpfen deutlicher. Es verschwand nicht mehr so oft und nicht mehr auf so lange Zeit wie früher. Nach einer Weile vernahmen sie in der stillen, blauen Luft schwach, sehr schwach etwas wie einen lang anhaltenden Ton aus einem Hirtenhorne. Wie aus Instinct schrieen beide Kinder laut. Nach einiger Zeit hörten sie den Ton wieder. Sie schrieen wieder und blieben auf der nämlichen Stelle stehen. Das Feuer näherte sich auch immer mehr. Der Ton wurde zum drittenmale vernommen, und diesesmal deutlicher. Die Kinder antworteten wieder durch ein lautes Schreien. Nach einer geraumen Weile erkannten sie auch das vermeintliche Feuer. Es war eine rothe Fahne, die geschwungen wurde. Zugleich ertönte das Hirtenhorn stärker, und die Kinder antworteten.

„Sanna,“ rief der Knabe, „da kommen Leute aus Gschaid, ich kenne die Fahne. Es ist die rothe Fahne, welche der fremde Herr, der mit dem jungen Eschenjäger den Gars bestiegen hatte, auf dem Gipfel aufpflanzte.“

Bald sahen die Kinder auch die Menschen, die bei der Fahne waren, kleine schwarze Stellen, die sich zu bewegen schienen. Der Ruf des Hornes wiederholte sich von Zeit zu Zeit. Die Kinder antworteten immer wieder. Endlich sahen sie über den Schneeabhang gegen sich her mehrere Männer mit ihren Stöcken herabfahren; die hatten die Fahne in der Mitte. Da sie näher kamen, erkannten sie dieselben. Es war der Hirt Philipp mit dem Horne, seine zwei Söhne, dann der junge Eschenjäger und mehrere Bewohner von Gschaid.

„Gebenedeit sei Gott!“ schrie Philipp, „da seid Ihr ja. Der ganze Berg ist voll Leute. Laufe doch gleich einer in die Sideralpe hinab und läute die Glocke, daß die dort hören, daß wir sie gefunden haben, und einer muß auf den Krebsstein gehen und die Fahne aufpflanzen und die Böller abschießen, damit die es wissen, die im Milsdorfer Walde suchen, und damit sie in Gschaid die Rauchfeuer anzünden und alle, die noch auf dem Berge sind, in die Sideralpe hinab bedeuten. Das sind Weihnachten!“ „Ich laufe in die Alpe hinab,“ sagte einer. „Ich trage die Fahne auf den Krebsstein,“ sagte ein anderer. „Und wir werden die Kinder in die

Siberalpe hinab bringen, so gut wir es vermögen, und so gut uns Gott helfe!“ sagte Philipp. Ein Sohn Philipps schlug den Weg abwärts ein, und der andere ging mit der Fahne durch den Schnee dahin. Der Eschenjäger nahm das Mädchen bei der Hand, der Hirt Philipp den Knaben. Die andern halfen, wie sie konnten. So begann man den Weg. Bald gingen sie nach einer Richtung, bald schlugen sie die entgegengesetzte ein, bald gingen sie abwärts, bald aufwärts. Bei sehr schiefen Flächen thaten sie Steigeisen an die Füße und trugen die Kinder. Endlich hörten sie ein Glöcklein, das sanft und fein zu ihnen heraufkam und das erste Zeichen war, das ihnen die niederen Gegenden wieder zusandten. Es war das der Siberalpe. Bald hörten sie auch schwach die Böllerschüsse herauf, die in Folge der ausgesteckten Fahne abgefeuert wurden, und sahen dann in die Luft schwache Rauchsäulen aufsteigen.

Da sie nach einer Weile über eine sanfte Lehne abgingen, erblickten sie die Siberalphütte. Sie gingen auf sie zu. In der Hütte brannte ein Feuer, die Mutter der Kinder war da, und mit einem Schrei sank sie in den Schnee zurück, als sie die Verlornen mit dem Eschenjäger kommen sah.

Dann lief sie herzu, betrachtete sie überall, wollte ihnen zu essen geben, wollte sie wärmen, wollte sie in vorhandenes Heu legen; aber bald überzeugte sie sich, daß die Kinder durch die Freude stärker seien, als sie gedacht hatte. Sie bedurften nur einiger warmer Speise, die sie bekamen. Da nach einer Zeit der Ruhe wieder eine Gruppe Männer über die Schneefläche herabkam, während das Hüttenglöcklein immer fortläutete, liefen die Kinder selber mit den andern hinaus, um zu sehen, wer es sei. Der Vater war es, mit Alpenstock und Steigeisen, begleitet von seinen Freunden und dem Großvater, dem in der Nacht Boten das Unglück gemeldet. „Sebastian, da sind sie!“ schrie das Weib ihrem Mann entgegen. Er aber war stumm, zitterte und lief auf sie zu. Dann rührte er die Lippen, als wollte er etwas sagen, sagte aber nichts, riß die Kinder an sich und hielt sie lange. Dann wandte er sich gegen sein Weib, schloß es an sich und rief: „Sanna, Sanna!“

Nach einer Weile nahm er den Hut auf, der ihm in den Schnee gefallen war, trat unter die Männer und wollte reden. Er sagte aber nur: „Nachbarn, Freunde, ich danke Euch.“

„Wir danken Euch!“ rief der Großvater. „Aber Du mein Schwiegersohn, kniee nieder und preise Gott auf den Knieen, daß kein Wind gegangen ist. Hundert Jahre werden wieder vergehen, daß ein so wunderbarer Schneefall kommt, und daß er gerade niederfällt, wie nasse Schnüre von einer Stange hängen. Wäre ein Wind gegangen, so wären die Kinder verloren gewesen.“

„Ja, danken wir Gott, danken wir Gott!“ sagte der Schuster.

Nach A. Stifter.

6. Heinrich von Zütphen.

Dat eerste Kapitel.

Wat Henrick van Zütphen för een Mann weer,[1] un op wat förn Aart[2] he na Dithmarschen kaam[3] is.

Den Gott bruukn[4] will, weet[5] he allerweghn to findn un schickt em hierhen und daarhen bet[6] an den rechten Oort. Henrick van Zütphen (na syn Gebuurtsstadt also benöömt,[7] sons[8] weer syn eegentliche Tonaam Möller) uck[9] en Augustinermönk as Doctor Luther, den reep Gott uut de Nedderlande hen na Wittenbarg, daar van Doctor Luther to leern den waaren Gloobm un dat rechte Prehdigen. He bewysde sick fraam[10] un flytig un düchtig un ging wol uutrüst[11] wedder in syn Vaaderland torüg,[12] wo he in Antwerpen toeerst syn Licht lüchten leet.[13] Alleen daar, so wie vehlerwehgn, leefdn[14] de Minschn de Finsterniß meer as dat Licht un settn em fast,[15] hardn em uck[16] gewiß tom Füür brocht,[17] as man plegde damaaln, wenn nich barmhartige Lüüd, besonders Fruuentimmer[18] em to de Flucht behölplich wehsen weern. Nu wull he wedder hen na Wittenbarg, reisde äwer[19] Bremen, da word he aber van fraamern Handn anhooln,[20] de em op den Prehdigtstool in St. Ansgariikark settn, wo he bleef van 1522, un, frylich mit grooter Wedderspraak un Verfolgunk, doch toglyks mit grootn Byfall un Sehgen arbeidt.

In Dithmarschen hÿöör[21] man von dissen Preester, — de Verstand segt, da dat Land to de Tyd mit Bremen in Verkeer stunn; de Gloof segt, wyl Gottes Woord en starkn Klang hett. Reine Seeln kennt[22] 'et all an den Klang. Twee solke Seeln weern in Melbörp, en Preester mit Naam Niklaus Boje un en Wittfru, Wiebke Jungen; de beide mit noch veelen annern fraamen Lüüdn int Karspel[23] leegn[24] Henrick an, to süm[25] heräwer to kaam un ehnen (so schreebm se) „dat Woord Gades[26] to verkündigen un se uut den Rachen des Antichrist to rytn,[27] denn desülwe[28] da gewaltig regyrede." Wat en true Knecht Gottes is, de hÿöört uck gau,[29] wenn de Herr röpt,[30] un lett nicht lang op sick tööbm.[31] Henrick entsloot sick dahen to reisn. Syn Fründn[32] wulln em nich laatn, stelln em vör ünner annern, em mug baar wat toftöötn,[33] wat allerdings Grund genog harr; he aber wus[34] se to trööſn und reisde af den Maandag na den eersten Advent (1524) op Brunsbüttel un keem[35] de leztn Daag glücklich in Melbörp an, wo em syn Fründn dar mit grootn Frolockn emfungen.[36]

---

1) war. — 2) was für eine Art. — 3) gekommen. — 4) brauchen. — 5) weiß. — 6) bis. — 7) benannt. — 8) sonst. — 9) auch. — 10) fromm. — 11) ausgerüstet. — 12) zurück. — 13) ließ. — 14) dort, so wie vieler Orten, liebten. — 15) setzten ihn fest, ins Gefängniß. — 16) hätten ihn auch. — 17) zum Feuer, zum Scheiterhaufen gebracht. — 18) Frauenzimmer. — 19) über. — 20) angehalten. — 21) hörte. — 22) kennen es schon. — 23) in dem Kirchspiel. — 24) lagen. — 25) zu ihnen. — 26) Gottes. — 27) zu reißen. — 28) denn derselbige. — 29) auch sogleich. — 30) ruft. — 31) warten. — 32) Freunde. — 33) ihm möchte da etwas zustoßen. — 34) wußte. — 35) kam. — 36) empfingen.

Dat tweete Kapitel.

Wat man dehd,[1] um em van de Kanzel to hooln,[2] un wo[3] standhaft he weer.

Aber syn Fynde raudn[4] uck nich. En ole Schrift uut de Tyd segt: „De Döōwel rook[5] den Braadn un wor törnig mit syn Lydmaatn,[6] wie et fast allenthalbm togeidt, wo Gades Woord henkomt.“ De Prior in dat Meldörper Kloster, heet Augustinus Torneborch, maak sick des Sonnabends na Heide to de achtunveerdig Verweser des Landes, de daar tohoop weern.[7] He geef an, dat se Henrick van Zütphen nu in Meldörp hardn, de wordt hyr maakn as in Bremen un de ganze Landschop verkettern.[8] Vollboort[9] un Bystand funn[10] de Prior an eenen Achtunveerdiger uut Lunden, Naams Peter Nannen, de en Brooder werr (en unglyke Brooder) van Wiebke Jungen, un an den Landschrywer Günther Warner. Se tosaam stelln vör: wo[11] dat Marienlof[12] falln word, wenn de Kettery inreet;[13] wat för Tweespalt und Oproor[14] daruut entstaan word, daaräwer se ehre Fryheit verleeren kundn;[15] wat se sick för Gunst un Gnaad erworbm[16] by ehren Erzbischop (to Bremen), wenn se dissen Kerl verbrendn,[17] un dergl. So en politische Naagel pleg to treckn,[18] aber se mut em doch nich recht opm Kopp draapm hem,[19] denn da worr[20] noch keen Blootordeel fällt, sondern se geebm man[21] en Breef uut an dat Karspel Meldörp un een an den Pastor Boje: dat he den Mönk wegjaagn un nich meer prehdign laatn schull[22] by de höchste Straaf na Gelegenheit des Landes. Torneborch hardt[23] wol geern scharper hatt,[24] doch ging he voller Freud to Huus un leet in de Nacht opm Sonndag den Pastorn syn Breef em insinueren. De besegg[25] den Breef, bedacht sick en weinig un sehd:[26] „Den Befehl kann ick nich pareren, de Achtunveerdiger hebbt um Karkensaakn[27] sick nich to bekümmern, dat komt de Gemeen by un hyr hebbt (Meldörp weer do en Stadt) Börgermester un Radt[28] so sprehken.“ Henrick weer ehbm[29] sowol nicht verfeert,[30] als Boje em hyrvan Naricht geef, un da he höörde, wat Landes Recht un Bruuk[31] weer in solken Saakn, erkläär[32] he: „Ick will myn Beroop nakaam,[33] will prehdigen so lang, ast de Gemeen[34] gefallt, denn man mut Gades Woord[35] meer gehorchen as den Minschen; will Gott dat ick in Dithmarschen starbm[36] schall,[37] so is de Himmel my hyr so neeg[38] as annerwehgn, — ick mut doch um Gades Woords willen myn Bloot noch vergeeten.“[39]

---

1) that. — 2) halten. — 3) wie. — 4) ruhten. — 5) der Teufel roch. — 6) (Mitgliedern, Mitgenossen), Gliedmaßen. — 7) die da zusammen waren. (Das Obergericht der Achtundvierzig war 1434 gestiftet, und hatte sich bald zu fürstlicher Unabhängigkeit und Macht erhoben.) — 8) Landschaft verketzern. — 9) Vollmacht. — 10) fand. — 11) wie. — 12) Marienlob. — 13) einriß. — 14) Aufruhr. — 15) könnten. — 16) erwerben. — 17) verbrennten. — 18) pflegt zu ziehen. — 19) auf den Kopf getroffen haben. — 20) wurde. — 21) gaben nur. — 22) lassen sollte. — 23) hätte es. — 24) gehabt. — 25) besah. — 26) sagte. — 27) Kirchensachen. — 28) Rath. — 29) eben. — 30) erschrocken, in Furcht gesetzt. — 31) Brauch. — 32) erklärte. — 33) nachkommen. — 34) als es der Gemeinde. — 35) denn man muß Gottes Wort. — 36) sterben. — 37) soll. — 38) mir hier so nahe. — 39) mein Blut noch vergießen.

Dat drüdde Kapitel

Van syn Prehdigen in Meldörp.

Des Morgens stunn he op de Kanzel. Dat Evangelium am tweeten Advent, Luc. 16, 25—36: „Und es werden Zeichen geschehen ꝛc." — paßde so, as wenn es uutsocht weer,[1] so wie he to syn Inleidn[2] uck wol keen behtern[3] Spruch harr wähln kunt[4] as Röm. 1, 9 ff.: Gott ist mein Zeuge, welchem ich diene in meinem Geist am Evangelio von seinem Sohne." Wat förn Indruck disse Prehdigt maakde, kann man afnehmen uut dat allgemeene Ordeel daaräwer:[5] „De hillige Geist sprickt uut ehm, wente[6] he uns ganz entzündet un angesteckt." Des Namiddaags hett he waarschynlich äwer de Epistel prehdigt, denn anmarkt as[7] syn Text is de Spruch, Röm. 15, 1: „Wir aber, die wir stark sind, sollen der Schwachen Gebrechlichkeit tragen und nicht Gefallen an uns selber haben." So waant Demood alltyd[8] in een Huus mit de Kraft. Des Mittewehkens,[9] weer[10] Nikolaidag, prehdig[11] he wedder tweemaal, un dat Volk leep uut alle Winkeln tohoop,[12] eerst äwer Luc. 19, 12 ff.: „Von den anvertraueten Pfunden," — dannegst äwer Hebr. 7, 13 ff: „Und jener sind viele, die Priester wurden;" — beydemaal mit solken Verstand un Geist, dat yderman sick wunder[13] un Gott beed,[14] he mug den Prehdiger lang by süm laatn.[15] Daarop des Frydaags äwer Matth. 1, wedder tweemaal. He prehdig van de groote Verheetunk,[16] de den Väädbrn scheen[17] weer, und wat se förn Globm hatt hardn op den tokaamendn[18] Christum, vermaande daby, dat my uck mit solken Gloobm mussn seelig wardn ahn[19] all unse Verdeenst. Uut disse Prehdigt besonders kreegn se dat klaare Licht davan, dat Mönken und Paapm[20] mit Leegn[21] un Dreegn[22] weern umgaan.[23] So prehdigde Henrick; aber by de groote Freud fürchtn de Lüüd, he mug annerwehgn henroopm[24] wardn un süm[25] verlaatn, daarum beedn se em, dat he äwern Wyhnachtn doch bleef un yden[26] hillige Dag (damaals weern dree hillige Daag) tweemaal optreed.

Welke Gewalt des Woordes is dat! welke Bewehgunk in de Seeln! Davör schwigt still, de solke Dinge nich an sick sülws erfaarn hett. Aber wer gaar keen Religion in sick föölt, as leider vehle, den mut sowat wol närrisch vörkaam, tom Verglyk as sick de Danzers uutnehmd,[27] wenn man de Oorn[28] vör de Musik tohölt.

Dat veerde Kapitel

handelt van den weltlichen Verloop disser Saak, bet to[1] den Anslag, Henrick Gewalt to doon.[2]

Do Henrick de eerste Prehdigt daan harr,[3] leet de Prior Torneborch en Befehl van de Achtunveerdiger, den annern Breef, vört Karspel lehsn,

1) als wenn es ausgesucht wäre. — 2) (Einleiten), Einleitung. — 3) keinen bessern. — 4) hätte wählen können. — 5) Urtheil darüber. — 6) dieweil, indem. — 7) denn angemerkt als. — 8) so wohnt Demuth allezeit. — 9) des Mittwochs. — 10) es war. — 11) predigte. — 12) zusammen, zuhauf. — 13) daß jedermann sich wunderte. — 14) bat. — 15) bei ihnen lassen. — 16) Verheißung. — 17) geschehen. — 18) kommenden. — 19) ohne. — 20) Mönche und Pfaffen. — 21) Lügen. — 22) Trügen. — 23) umgegangen. — 24) anderwärts hingerufen. — 25) sie verlassen. — 26) jeden. — 27) wie sich die Tänzer ausnehmen. — 28) Ohren.

1) bis zu. — 2) zu thun. — 3) gethan hatte.

— as noch gebruuklich is in Dithmarschen, wenn de Gottesdeenst uut is, — de daarhen lud:[4] dat Karspel schull[5] den Mönken Henrick nich prehdigen laatn by Straaf van dusend rhynische Gülden, äwrigens schull dat Karspel den Maandag eenige Bevollmächtige na Heide schickn, denn de Landschop keem wehgn wichtige Dorsaakn tosaam. Mit grootn Wedderwilln un Toorn[6] worr[7] disse Breef anhöört, dewyl so en Breef ganz jeegn[8] Verfaatunk[9] un Landesbruuk anleep: „Wat hebbt[10] de Achtunveerdiger in de Saak to seggn! Ydet[11] Karspel in ganzn Lann[12] kann ja Preesters insettn un affettn,[13] as et will! Wo määgt[14] doch unse eegen Mitbröders uns disse Fryheit to beroobm söökn![15] Se grypt to wyd,[16] dat kün wy un muss wy nimmer lydn!"[17] Daarop beslooten se denn tovörders,[18] Henrick as ehren Prehdiger antoseen[19] van nu an, em to beschützn un beschirm; ferner, um doch keen Larm un Opstand to maakn, wennt[20] villicht in Guudn afgaahn[21] kun, beslootn se den annern Dag Bevollmächtigte hentoschickn mit fründliche un eernsthafte Vörstelln awer de Saak. Dat gescheeg.[22] De Pastor Boje harr ehr uck noch en Breef mitgehbm[23] an de Achtunveerdiger, worin he erkläärde: dat nich he noch Henrick de Meenunk[24] weern, Oproor to maakn, sondern Gottes Woord rein to leern, woräwer he jeegn yderman to Recht staan wull;[25] man mugde doch de Mönken nicht glööbm,[26] as de bloot[27] uut Haat un Nyd to Wark gingn.[28] Mit dissen Breef verbunn[29] de Meldörpers ehrn mündlichen Andrag; alleen dat schyn, as wennt all umsons weer, de Herrn weern to doll verhißt.[30] Een seh[31] dit, de anner dat, un by solken Larm kun[32] et nich tom Slus kaam.[33] Tolest tree de ole,[34] wyse Peter Dethlefs van Delv hervör, he weer een van de öldsten swaarsten[35] Achtunveerdiger, un sehd also: „Wy weet[36] ja, leebm Fründn, da is groote Tweespalt in allen Landn äwer den Gloobm, man[37] wy as ungeleerte, in solkn Saakn unverständige Minschn könt[38] nich richtn. Drum laat dat unse Meenunk wehsn,[39] dat wy de Saak opschuubm[40] bet to en allgemeen Concilium, wat ja in kortn hooln ward,[41] as unse Herr Landschrywer bericht; wat denn unse guuden Naawers[42] hooln und gloobm ward,[43] datsülwige, dachd ick, neem wy uck an; is et awer de Fall, as man segt, dat Gades Woord nicht genogsaam klaar geleert ward un yemand is, de det klaarer un reiner leern kann, will wy[44] dat nich verbeedn, denn wy könt keen Oproor lyden; daarum laat yderman tofrehdn[45] syn un de Saak op sick berauen[46] bet to Oostern, midlertyd ward et sik sülm wol uutwysn,[47]

4) dahin lautete. — 5) sollte. — 6) Zorn. — 7) wurde. — 8) gegen. — 9) Verfassung. — 10) haben. — 11) jedes. — 12) Land. — 13) absetzen. — 14) wie mögen. — 15) zu berauben suchen. — 16) sie greifen zu weit. — 17) leiden. — 18) beschlossen sie denn zuvörderst. — 19) anzusehen. — 20) wenn es. — 21) im Guten abgehen. — 22) geschah. — 23) mitgegeben. — 24) Meinung. — 25) stehen wollte. — 26) glauben. — 27) bloß. — 28) aus Haß und Neid zu Werke gingen. — 29) verbanden. — 30) verhetzt. — 31) sagte. — 32) konnte. — 33) zum Schluß kommen. — 34) Zuletzt trat der alte. — 35) schwersten, gewichtigsten, einflußreichsten. — 36) wissen. — 37) aber. — 38) können. — 39) sein. — 40) aufschieben. — 41) in kurzem gehalten wird. — 42) Nachbarn. — 43) halten und glauben werden. — 44) wollen wir. — 45) zufrieden. — 46) auf sich beruhen. — 47) ausweisen.

wat recht un wat unrecht is." De Rehd[48] funn[49] Byfall, daför denn uck ja keen Buur sick schaam[50] dörft, un as Peter Dethlefs wull, word beslaatn.[51] De Meldörper aber toogn[52] mit groote Freud na Huus, brochdn de Gemeen[53] disse angenehme Bäädschop,[54] un yderman häpp,[55] de Saak schull nu wol guud wardn.[56]

Dat föfte Kapitel

enthöllt en lütje äwerglöößche[1]) Geschichte, wer se daför nehm will, de sick währnder Tyd todraagn hett mit Boyen Klaus Boye to Süderdiek, Karspel Wesselburen.

Ungloof is so vehl in unsen Lann, dat wol en bethjen[2] Aewergloof mank[3] hendäärloopen[4] kann, wennt uck man[5] is den Unglooben[6] tom Körtswyl.[7] Oder will man de Begehbmheit betrachtn as dat lütje Lood[8] an de Klock,[9] damit dat groote Lood, de Ungloof, nich heel[10] hendaalrutscht,[11] hef ick in Eernst nicks dajeegn. De Geschichte aver het de ole dithmarsche Geschichtschrywer Neokorus[12] mitdeelt,[13] un mit den syn eegn Wöördn[14] will ick se hiehehr settn, uut syn eegn Handschrift, de wy nu in Kiel hebbt,[15] un woruut wy bald meer un anders wat bekaam ward.[16]

„Dewile averst de van Meldörp dorch ehre bevollmächtigten Commissarien wegen disser Sake up negsten Maandag vör dat ganze Land beschehden und Boyen Klaus Boye to Weßlingbuhren, en Vörnehmer under de Achtunveerdiger, vörmals nich tor Heyde gewesen, als dat Gebot und Citation aver de Meldörper utgegefen, ward ehm Bädeschop,[17] dat he um groter Orsaken willen tor Heyde kamen moste, wente dar sy[18] en Mönk van Bremen gekamen, de prehdigde wedder de Moder Gades. Darup he geantwortet: „Ja, ick will dar kamen, schull ick uck up den grooten Votestöhne[19] darhen hinken." — Averst[20] höre Gades Wunder und Gerichte! Alsobald föhlet he Wehdag[21] in demsülven sines Votes Töhne in hehler Hudt,[22] welke so heftig togenahmen, dat he darvan en tydlang to Bedde gelegen, grote, unverwindliche Schmerten geleden[23] und endlicken[24] daran gestorfen, allen Tyrannen, Fienden[25] und Verfolgern göttlichen Wordes und dessülven Deenern to einem merklichen Exempel, und lehren desülven hier samt allen, als dat ock de Heyden erkennen unde bekennen möten[26] vam Poeten Homero: ἔχει Θεὸς ἔκδικον ὄμμα." (Düdsch: Mit en Handumkeern kann Gott di wat anners leern.)

---

48) Rede. — 49) fand. — 50) schämen. — 51) beschlossen. — 52) zogen. — 53) brachten der Gemeinde. — 54) Botschaft. — 55) hoffte. — 56) werden.

1) eine kleine abergläubische. — 2) ein bißchen. — 3) dazwischen. — 4) hindurchlaufen. — 5) wenn es auch nur. — 6) dem Unglauben. — 7) Kurzweile. — 8) Loth (Gewicht an einer Uhr). — 9) Uhr. — 10) ganz. — 11) herniederrutscht. — 12) Joh. Adolf Köster, genannt Neokorus, schrieb eine Chronik des Landes Dithmarschen, welche 1827 von Dahlmann herausgegeben ist. — 13) mitgetheilt. — 14) und mit (dem seinen) dessen eigenen Worten. — 15) haben. — 16) bekommen werden. — 17) Botschaft. — 18) dieweil da sei. — 19) Fußzehe. — 20) aber. — 21) Schmerz (Wehtage). — 22) bei heiler Haut. — 23) gelitten. — 24) endlich. — 25) Feinden. — 26) müssen.

Dat söste Kapitel.

Da ward van frischen nabött[1] un de Mord-Anslag smehdt.[2]

De Mönken un andern Fynde hardn[3] sick den Uutfall in Heide nich also dachd un mussn[4] nu dafför sorgn, dat dat anlechte[5] un anblaaste Füür[6] nich wedder koold[7] worr. Wähnder Tyd Henrick een Dag um den annern prehdigde, bewysn se sick flytig[8] op ehre Art. Torneborch ging mit en gewissen Doctor Wilhelmus, de van Hamburg schickt weer, um de reine Leer to dämpm,[9] hen na Lunden to de Mönken daar, welke Baarföoter[10] oder Graue heeten[11] (de Meldörper heeten Jakobiner) und brochden dorch de towegh,[12] dat eenige van de angeseensten Lüüd roopm wordn,[13] wie denn de Norderdeel[14] jümmer de Bääwerhand[15] in Dithmarschen hatt hett.[16] Peter Swyn, Peter Nannen, Klaus Rode keem.[17] Da klaagden de Mönkn Gadesklagg, as man wol denken kann. Peter Nannen sehd:[18] „Wy hebbt ja schrehbm an den Pastor un an den Mönkn, wie sie sick verhooln schulln,[19] wennt nöödig deid,[20] so will wy noch eenmal schrybm.“[21] — „Ne,“[22] seh[23] de Prior, „dat geid[24] nich! schryf ji[25] an em, so antwoord he wedder, un ji ward in syn Kettery[26] verflochtn unverwaarns,[27] wy mut de Saak anners bykaam! Dat beste Mittel is, wy nehmt em des Nachts gefangn un verbrennt em,[28] eher de Landschop un dat Volk daar wat van wys[29] ward.“ De Anslag gefull.[30] Peter Nannen as en besondre Fründ van den Prior äwerneem[31] dat Wydere.[32] De Landschrywer Günther word hentotrockn[33] un in den syn[34] Huus to Nynkarken beslaaten, eenige Ammirals, d. h. groote, starke, verwaagen[35] Lüüd as Hööftlüüd[36] to Hölp to nehm, de yder denn wedder anner Volk an sick treckn[37] schull, un all schulln tohoop kaam[38] in Hemmingstedt, Frydag, den 10. Dec. jeegn Aabmd,[39] wenn de Behdklock[40] sloog — as uck gescheeg.[41]

Dat sääbmde Kapitel.

Henrick ward uut Meldörp afhaalt[1] un op en schreckliche Art na Heide brocht.[2]

To bestemmter Tyd keem se in Hemmingstedt, en halwe Myl to Noordn Meldörp,[3] tosaam by fyfhundert Man stark, denn van een oder twee Stieg[4] lett en Gemeen,[5] de wat van ehren Preester hölt,[6] sick densülven wol nich nehm. Toeerst wordn de Wehge, de na Meldörp gaat[7] belegt, damit niems[8] henkaam un waarschuen[9] kun. Daarop dehd man

1) nachgeschürt, gehetzt. — 2) geschmiedet. — 3) hatten. — 4) mußten. — 5) angelegte. — 6) und angeblasene Feuer. — 7) kalt. — 8) fleißig. — 9) dämpfen, auslöschen, ersticken. — 10) Barfüßer. — 11) hießen. — 12) zuwege. — 13) gerufen wurden. — 14) der nördliche Theil. — 15) immer die Oberhand. — 16) gehabt hat. — 17) kamen. — 18) sagte. — 19) verhalten sollten. — 20) thut. — 21) schreiben. — 22) Nein. — 23) sagte. — 24) geht. — 25) schreibt ihr. — 26) Ketzerei. — 27) unversehens. — 28) verbrennen ihn. — 29) (weis) gewahr. — 30) gefiel. — 31) übernahm. — 32) das Weitere. — 33) hinzugezogen. — 34) und in dem seinen, in dessen. — 35) verwegene. — 36) Hauptleute. — 37) ziehen. — 38) sollten zusammenkommen. — 39) gegen Abend. — 40) Betglocke. — 41) wie auch geschah.

1) abgeholt. — 2) gebracht. — 3) eine halbe Meile nördlich von Meldorf. — 4) Stiege ist eine Anzahl von zwanzig. — 5) läßt eine Gemeinde. — 6) hält. — 7) gehen. — 8) niemand. — 9) warnen, einen Wink geben, wahrschauen.

den grootn Huupm[10] kund, wat se schulln, denn bethehr hardn bloot[11] de Hööftlüüd Bescheed wust. Aber de gemeen Man entsett[12] sick vör so en bööse Daad, de Hööftlüüd mussn mit swaarer Bröök drauen,[13] de Mönken eenige Tonn Hamborger Beer[14] tom besten gehbm,[15] do gingn se voll un doll drop loos. De Klock twölf toogn se in Meldörp herin. All leeg in deepsten Slaap.[16] Aber int Kloster weer man munter un wach. Hyr kreegn[17] se Licht un Fackeln. En Verrääder mit Naamen Grot Johanns Maes, de int Preesterhuus (is gewiß dat sülwige, daar noch dissen Dag de Hööftpastor in waant)[18] Bescheed wus,[19] steeg[20] in de Luuk[21] un maakde op. Nu ging et an en Brehkn, Stöötn,[22] Hauen, Plündern und Roobm,[23] den Karkherrn Boje reetn[24] se henuut na de Straat un schreegn,[25] he schull mit, andre bajeegn, se schulln den gaan laatn, daar hardn se keen Befehl to, — den guudn Henrick kunn se eerst nich findn, praaln:[26] „Wo is de Mönk? wo is de Mönk?" bet se uck den dreepm,[27] reetn em naakt uutm Bett, sloogn un stöttn em, bundn em de Hann scharp opm Rügn und toogn so mit em af. — De Aewerfall weer so stark un unverwaatns, by nachtslaapm Tyd, doch mut de Meldörper eenigen Wedderstand dann hem,[28] wie man uut dat Geschryg[29] sluutn[30] kann, dat de Mörders fäört hebbt: „Slae dood! slae dood!" — obglyck my dat Verhooln[31] der Meldörpers nich begryplich is, besonders dat se nich des Morgens achterna[32] trockn sünt, um ehrn so leewen Preester to bfryen. Aber dat is ja de Macht, de en dryste Daat hett, dat se Minschn bedutzt un behaalt[33] maakt. — Se reetn so fürchterlich mit Henrick herum, dat sülfs syn arge Fynd, Peter Nannen sick erbarm mus un sehd, se schuln em loos maakn, he ging wol van sülm. Daarop word en groote Kerl roopm, Bolke Johann uut de Lieth, de schull em leidn, wo de Sleef[34] aber man Gelegenheit seeg,[35] da föör[36] he den armen Minschen dörch Pütt un Pööl[37] un scharpes Ys,[38] dat em dat roode Bloot uut de Fööt sprung. In Hemmingstedt heeln se wedder an. Henrick weer ganz af, he kun nich wyder — un musde doch. He beed, se mugden em en Pehrd[39] gehbm. Do fungn se an to lachen: wo man de Ketter uck Pehr hooln schull![40] — fraagn em, wodennig[41] he int Land kaam weer, un wat he hyr verlaarn harr, worop he so fründlich un blyd[42] antwoorde, dat se all bewehgt wordn in ehr Gemööt, betr[43] roopm word: „Man[44] weg! man weg! sprehk ji mit em, so verkettert he ju."[45] Also gingt wedder vorwärts in de Nacht, na Heide to, dat is noch en halve Myl wyder.

10) dem großen Haufen. — 11) denn bisher hatten bloß. — 12) entsetzte. — 13) mit schwerer Strafe (Brüche) drohen. — 14) Bier. — 15) geben. — 16) im tiefsten Schlaf. — 17) kriegten, bekamen. — 18) wohnt. — 19) wußte. — 20) stieg. — 21) Luke. — 22) Stoßen. — 23) Rauben. — 24) rissen. — 25) schrieen. — 26) riefen, schrieen. — 27) trafen. — 28) gethan haben. — 29) Geschrei. — 30) schließen. — 31) Verhalten. — 32) hinterher. — 33) betroffen, verwirrt. — 34) der plumpe, rohe Mensch; Sleef heißt eigentlich ein hölzerner Küchenlöffel; dän. Slof. — 35) sah. — 36) führte. — 37) Pfützen und Sümpfe (Pfuhle). — 38) Eis. — 39) Pferd. — 40) auch Pferde halten sollte. — 41) wie denn. — 42) sanft, heiter. — 43) bis da. — 44) nur. — 45) euch.

Dat achte Kapitel.

Wat sik to Heide in de Saak todraagn hett so wyd, dat he vört Füür stunn.

Se brochdn em in en Huus, de Man heet Ral Drewes, daar wulln se em en Stock mit ysern Kehdn[1] anleggn, dat kun de Man syn Mitlydn[2] nich togehbm, un he ging so eernsthaft jeegn se an, dat se syn Huus verleetn.[3] By en annern Huusweerd, en Herr Reimer Hözeken, de mit de Paapm[4] un Mönkn in Verbindunk stunn, hardn se frye Hand, daar settn se Henrick in den Keller, dreebm[5] allerlei Spektakel mit em, as ja plump un duun[6] Volk nich anners kann. Daar keem uck[7] de Landschrywer Günther hen un fraag[8] Henrick, ob he wull[9] na Bremen schickt wardn to den Bischop oder syn Loon[10] in Dithmarschen empfangn. He antwoorde: „Hef ick wat Unchristlickes leert oder daan, kün ji wol my daarum straafen, — de Wille Gottes gescheeg!“ „Hört, leewen Frünn,“ seh[11]. Günther, „he will in Dithmarschen starbm.“[12] De Klock acht des Morgens treedn[13] se opm Markt tosaam, Raat to hooln,[14] wat nu wyder mit den Ketter to maakn. Da brülln se all: „Tom Füür![15] tom Füür!“ — un de Kehln, die noch beht[16] heller weern, settn hento: „So wardn wy hüden[17] by Gott un Lüüden Ehr verwarbm,[18] he mut starbm.“ So worr[19] de Unschuld verdammt, 'unverhöörter= un unbetüügterwys.[20]

Daarop word uutroopm: All, de den Mönkn haalt[21] hebbt, schüllt sick mit Wehr verseen un em ruutföörn tom Füür. Do bundn se em Strängn un Reepn[22] um Lyf,[23] um Hals, um Hann un Fööt, un elkeen heel en Enn faat,[24] slehpm em fort, een toog hyr=, de ander darhen, bet to Oosten de Heide, wo dat Füür all bött weer.[25] Op Lütjenheide, da se vörby keem, stunn en Huusfru in ehre Däär,[26] de seeg den Jammer an un ween,[27] dat worr Henrick wys un seh to ehr: „Leewe Fru, weent nich äwer my, denn dat is Gades Wille!“ As se byt Füür keem, wo Henrick vör groote Mattigkeit sick daalsett,[28] tree[29] de Vagt Schoeters Maes hervör un sprook dat Ordeel mit de Wöördn: „Disse Bösewicht hefft gepredigt wedder de Moder Gades un den christlicken Gloobm, ut welker Orsake ick en verordele van wegen mines gnädigen Bischopes in Bremen tom Füüre.“ Henrick antwoor daarop: „Dat hef ick nich daan, doch, Herr, dyn Wille geschehe!“ — dann beed he syn Gloobm hehr, sloog syn Oogen nadn Himmel un sehd: „Herr, vergif ehnen, denn se weet nich, wat se doon! dyn Naam is alleen[30] hillig, himmlische Vader!“

1) Ketten. — 2) das konnte (dem Mann sein) des Mannes Mitleiden. — 3) verließen. — 4) mit den Pfaffen. — 5) trieben. — 6) betrunkenes. — 7) da kam auch. — 8) fragte. — 9) wollte. — 10) Lohn. — 11) sagte. — 12) sterben. — 13) traten. — 14) Rath zu halten. — 15) zum Feuer. — 16) etwas. — 17) heute. — 18) Ehre erwerben. — 19) wurde. — 20) unbezeugterweise. — 21) geholt. — 22) Stricke. — 23) Leib. — 24) und jeder hielt ein Ende gefaßt. — 25) wo das Feuer schon angezündet war. — 26) Thüre. — 27) weinte. — 28) niedersetzte. — 29) trat. — 30) allein.

Dat nehgnte Kapitel.

Wiebke Jungen will Henrick noch rettn.

En lleene Laabung[1] för Henrick as ehbmfalls[2] för uns, de wy syn Geschichte mit Hartn[3] un Smartn[4] lehst! Dat weern doch nich all Barbarn; syn Meldörper Frünn hardn doch nich all em verlaatn.[5] Paster Boje mus[6] wol to Huus blybm,[7] den se so bööse toricht hardn,[8] aber Wiebke Jungen leet sick nich hooln,[9] sondern reisde soglyks achterna.[10] Frylich, man schull denken, dat hardn vehl meer daan. „Wente[11] he uns ganz entzündet un angesteckt:" wo deep[12] weer dat nu gaan? — Aber wo mag den guudn Henrick syn Hart erfreut wordn syn, as he doch een seeg[13] ut Meldörp! as he Wiebke Jungen seeg! Se wull em noch rettn. Se arbeid sick dör de Lüüd, tree vört Füür un rehde de Mörders mit fryen Mood an: „Wat will ji? wat maakt ji? Ick hef em roopm! ick hef em int Land brocht! Slaat my! pytscht my, un noch daarto will ick dusend Gülden erleggn, wenn ji den Man fry laat bet den neegsten Maandag, dat dat ganze Land em verhöört un denn verdammt!" — Ach! dat holp[14] nicks. De Minschen weern tweemal duun,[15] van Beer[16] un van Bosheit, se reetn[17] de Fru to Ehr,[18] pettn ehr[19] mit de Fööt, stöttn[20] ehr uutn Krink[21] henuut. Gott weet, wodennig[22] se noch lebendig davan kaam[23] is.

Dat teinte Kapitel.

Syn letzte Marter un syn Dood.[1]

Wenn by[2] bööse Minschen en Förbehd[3] nich hölpt,[4] so deid[5] se Schaadn. As Wiebke Jungen wegstött[6] weer, drungn se grimmiger op Henrick in. Johann Holm van Nynkarken sloog em mit en Fuusthaamer,[7] en ander hau[8] em mit en Stootdehgn äwern Kopp, en ander steek[9] em in de Syt, in'n Rüggn,[10] in de Arms, allwo se man[11] bykaam kunn, un dat so twee Klockenstunn, wyl dat Füür nich brenn wull. De Mönkn hardn ehr Freud daaran un sehdn: „Nu gat ji de Saak recht na;" — Günther aber maak[12] et fast noch doller, de sehd, unglooflich to vertelln:[13] „Frisch to, leebm[14] Frünn, hyr spehld[15] Gott mit." In naakdem Hemm,[16] in Rehgn un Snee, äwer un äwer blöödig stunn Henrick vört Füür un harr[17] syn Hann foolt[18] un segg[19] nadn Himmel op, denn he weer ja ahn alln menschlichen Droost. Tolest[20] kreggn se em op en Ledder[21] un bundn em fast, um em so int Füür to schuubm.[22] Do fung he an, syn Gloobm noch eenmal to sprehkn, se sloogn em aber op syn Mund, kunn

---

1) Labung. — 2) wie auch. — 3) Herzen. — 4) Schmerzen. — 5) verlassen. — 6) mußte. — 7) bleiben. — 8) zugerichtet hatten. — 9) halten, abhalten. — 10) hintennach, hinterdrein. — 11) dieweil. — 12) wie tief. — 13) sah. — 14) half. — 15) trunken. — 16) Bier. — 17) rissen. — 18) zur Erde. — 19) traten sie. — 20) stießen. — 21) Kreis. — 22) wie denn. — 23) gekommen.

1) Tod. — 2) bei. — 3) Fürbitte. — 4) hilft. — 5) thut. — 6) weggestoßen. — 7) Fausthammer. — 8) hieb. — 9) stach. — 10) in den Rücken. — 11) nur. — 12) machte. — 13) erzählen. — 14) liebe. — 15) spielt. — 16) Hemd. — 17) hatte. — 18) gefaltet. — 19) sah. — 20) zuletzt. — 21) Leiter. — 22) schieben.

em dat nich günn[23] un sehdn: „Eerst schast[24] du brendn, neegst[25] kannst du behdn." So fürchterlich heel[26] ehr de Mordgeist besehtn![27] Een sett em den Foot op de Bost[28] un bunn em mitn Sträng oen Hals an den Ledderbalkn so stram, dat dat Blot uut Nääs[29] un Mund leep. Nu stelln se de Ledder schreeg op un settn en Hellebart oder en Spitt[30] daarünner an en Trehm,[31] dat gleeb[32] af, un dat Spitt ging Henrick dörcht Lyf. Daarop smeetn se em mit de Ledder opt Holt, full[33] aber op de ander Syt wedder herdaal.[34] Do keem Johann van Nynkarkn mit syn Fuusthaamer un slogg em so gewaltig ob de Bost, dat he em dat Hart int Lyf dööd.[35] — Nu röög[36] he sick nich meer. — Den Dag äwer bleef de Lyknam in den Rook un Schmook[37] unverbrennt, da dat Füür ganz nich[38] opflamm wull; den andern Dag haudn se em Kopp, Hann un Fööt af, de verbrenn se; de Rump worr bekleyet.[39] De Koppel,[40] wo de Gruelbaat vollfööört is, liegt to Noorboostn Heide, de letzte twischen den Weddingstehder un Henstehder Wehg, hööert[41] nu den Herrn Landvaagt Griebel in Heide to, un se kreeg den Naamen Mönkenbarg;[42] de Tyd aber, do et gescheen, is den 10ten un 11ten December, as man schreef na Christi Gebuurt en dusend fyf hundert un veer un twintig.[43]

Anhang.

Hochdeutsche Uebersetzung des zehnten Kapitels.[1]

Wenn bei bösen Menschen eine Fürbitte nicht hilft, so thut sie Schaden. Als Wiebke Jungen weggestoßen war, drangen sie grimmiger auf Heinrich ein. Johann Holm aus Neuenkirchen schlug ihn mit einem Fausthammer, ein anderer hieb ihm mit einem Stoßdegen über'n Kopf, ein anderer stach ihm in die Seite, in den Rücken, in die Arme, allerwärts, da sie hinkommen konnten, und das zwei lange Stunden, weil das Feuer nicht brennen wollte. Die Mönche hatten ihre Freude daran und sagten: „Jetzt gehet ihr der Sache recht nach." Günther aber machte es fast noch ärger, indem er sagte, was unglaublich ist zu erzählen: „Frisch zu, lieben Freunde, hier spielet Gott mit." In nacktem Hemde, in Regen und Schnee, über und über blutend und blutig stand Heinrich vor dem Feuer, und hatte seine Hände gefaltet und sahe zum Himmel hinauf, denn er war ja ohn' allen menschlichen Trost. Zuletzt brachten sie ihn auf eine Leiter und banden ihn fest, um ihn so in das Feuer zu schieben. Da fing er an, seinen Glauben noch einmal zu sprechen, sie schlugen ihn aber auf den Mund, konnten ihm das nicht gönnen und sagten: „Erst sollst du brennen, hernach magst du beten." So fürchterlich hielt sie der Mordgeist besessen. Einer setzte ihm den Fuß auf die Brust und band ihn mit einem Strang

---

23) gönnen. — 24) sollst. — 25) nächst, dann. — 26) hielt. — 27) besessen. — 28) Brust. — 29) Nase. — 30) Spieß. — 31) Sprosse (Tram, Balken). — 32) glitt. 33) fiel. — 34) hernieder. — 35) tödtete. — 36) rührte. — 37) Rauch und Schmauch. — 38) gar nicht. — 39) wurde eingescharrt, eigentlich mit Lehmerde bedeckt. — 40) Stück Feld. — 41) gehört. — 42) Mönchsberg. — 43) vier und zwanzig.

1) Der Herausgeber des Lesebuchs hat diesen Nachtrag, welchen er einer besonderen Güte des berühmten Verfassers obiger Erzählung verdankt, beigefügt als Muster für die Uebertragung mundartlicher Stücke in unsere Schriftsprache.

um den Hals an den Leiterbalken, so straff, daß das Blut aus Nas' und Mund ging. Nun stellten sie die Leiter schräg auf und setzten eine Hellebarde oder einen Speer darunter an eine Sprosse, das glitt ab, und der Speer ging Heinrich durch den Leib. Darnach warfen sie ihn mit der Leiter auf das Holz, er fiel aber auf der andern Seite wieder herunter. Da kam Johann von Neuenkirchen mit seinem Fausthammer und schlug ihn so gewaltig auf die Brust, daß er ihm das Herz im Leibe tödtete. — Nun rührte er sich nicht mehr. — Den Tag über blieb der Leichnam im Rauch und Qualm unverbrannt, da das Feuer gar nicht aufkommen wollte; den andern Tag hieben sie ihm Kopf, Hände und Füße ab, die verbrannten sie; der Rumpf wurde eingegraben. Die Koppel (der Acker), auf welcher diese Greuelthat ausgeführt worden, liegt Nordost an Heide, die letzte zwischen dem Weddingstedter und dem Hehnsteder Wege, gehört jetzt dem Herrn Landvogt Griebel in Heide, und sie bekam den Namen Mönchenberg;[2] die Zeit aber, da es geschehen, ist der zehnte und elfte December, als man schrieb nach Christi Geburt 1524.

Kl. Harms.

7. Die feindlichen Brüder.

In der spärlich bewohnten, alten Gasse, „der Kniebis" genannt, steht ein kleines Häuschen, das außer einem Stall und einem Schuppen nur drei zum Theil mit Papier zugeklebte Fenster hat; oben am Dachfenster hängt ein Laden nur noch an einer Angel und droht jeden Augenblick herunter zu fallen; neben dem Hause ist ein kleines Gärtchen, das noch durch einen der Länge nach hindurchlaufenden Zaun von dürren Dornen in zwei Hälften geschieden ist. In dem Hause wohnten zwei Brüder schon seit vierzehn Jahren in unabänderlicher Feindschaft. Wie im Garten, so war auch im Hause alles getheilt, von der Dachkammer bis hinab in den kleinen Keller; die Fallthüre war offen, aber drunten hatte jeder seinen durch Latten abgetheilten, verschlossenen Raum, auch sonst waren an allen Thüren noch Hängeschlösser befestigt, als ob man stündlich den Ueberfall von Dieben fürchte; der Stall gehörte dem einen, der Schuppen dem andern Bruder; kein Wort wurde im Hause vernommen, wenn nicht bisweilen einer laut vor sich hin fluchte.

Michel und Koanradle, so hießen die beiden Brüder, waren beide schon sehr bei Jahren und beide unbeweibt; dem Koanradle war seine Frau früh gestorben, und er lebte so für sich allein; der Michel war nie verheirathet gewesen.

Eine blauangestrichene, lange, sogenannte Bankkiste war die erste Ursache des Bruderhasses.

Nach dem Tode der Mutter sollte alles getheilt werden; die im Dorfe verheirathete Schwester hatte schon ihr Pflichttheil bekommen. Der Koanradle behauptete, er habe die Kiste aus seinem eigenen Gelde gekauft,

2) Seit den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts ist dort der Gottesacker für die Gemeinde Heide; an der Stätte, da Heinrich verbrannt und begraben, ist demselben ein Denkmal gesetzt.

das er sich als Wegknecht durch Steineschlagen auf der Straße verdient, er habe sie nur der Mutter geliehen, und sie sei sein eigen; der Michel aber behauptete, er habe der Mutter Brot gegessen und habe somit kein eigenes Vermögen. Nach einem persönlichen, heftigen Streite kam die Sache vor den Schultheiß und sodann vor das Gericht, und es wurde entschieden, daß, da die Brüder nicht überein kommen könnten, alles im Hause samt der Kiste verkauft und der Erlös getheilt werden sollte. Ja das Haus selber wurde versteigert, da sich aber kein Käufer dafür fand, mußten es in Gottes Namen die Brüder behalten.

Die Brüder mußten nun ihre eigenen Sachen, ihr Bett und anderes öffentlich wieder kaufen; das machte dem Koanradle manchen Kummer, denn er hatte etwas mehr Empfindung als gewöhnlich. — Es giebt in jedem Hause mancherlei Dinge, die keinem Fremden für Geld zu haben sind; sie sind viel mehr werth, als man eigentlich dafür bezahlen kann, denn es haften Gedanken und Lebenserinnerungen daran, die für keinen andern in der Welt Werth haben. Solche Sachen müssen sich still von Geschlecht zu Geschlecht forterben, dadurch bleibt ihr steter innerer Werth unangetastet; muß man sie aber erst wieder aus den Händen anderer reißen und für Geld mit Fremden darum ringen, so ist ein großer Theil ihrer ursprünglichen Weihe dahin, sie sind in ihrem Geldeswerthe errungen und nicht still, man möchte sagen, wie ein Heiligthum ererbt. — Solcherlei Gedanken waren es, worüber der Koanradle oft den Kopf schüttelte, wenn ihm ein altes Hausgeräth zugeschlagen wurde; und als das in schwarzen Sammt eingebundene Gesangbuch der Mutter mit den silbernen Spangen und den silbernen Buckeln zum Verkaufe kam und ein Trödler das Silber in der Hand wog, um das Gewicht zu schätzen, schoß ihm alles Blut in den Kopf; er erstand das Gesangbuch um hohen Preis. Endlich kam die Kiste an die Reihe. Der Michel räusperte sich laut und betrachtete mit einem herausfordernden Blicke seinen Bruder; er setzte sogleich eine namhafte Summe darauf, der Koanradle bot schnell einen Gulden mehr, ohne dabei aufzuschauen, und er zählte die Knöpfe an seinem Wams, der Michel aber bot, sich keck umschauend, höher; kein Fremder steigerte mit, und von den Brüdern wollte zum Hohne keiner dem andern die Streitsache lassen. Ein jeder dachte auch bei sich: „Du brauchst ja nur die Hälfte zu bezahlen,“ und so gingen sie immer höher und höher, und endlich wurde die Kiste für mehr als das Fünffache ihres Werthes, für acht und zwanzig Gulden, dem Koanradle zugeschlagen.

Jetzt erst schaute er auf, und sein Gesicht war ganz verändert: Hohn und Spott sprachen aus den weit aufgerissenen Augen, dem offenen Munde und dem ganzen vorgebeugten Antlitze. „Wenn Du stirbst, so schenk ich Dir die Kist', daß man Dich drein 'neinlegt,“ sagte er zitternd vor Wuth zum Michel, und das waren die letzten Worte, die er seit vierzehn Jahren zu ihm gesprochen hat.

Im ganzen Dorfe wurde die Kistengeschichte zu allerlei Spaß und Lustbarkeit benutzt, und wo einer den Koanradle sah, bemerkte er, wie schändlich der Michel gehandelt habe, und der Koanradle redete sich immer mehr in Wuth gegen seinen Bruder hinein.

Auch sonst waren die beiden Brüder ganz verschiedener Sinnesart und gingen auch ihre verschiedenen Wege.

Der Koanradle hielt sich eine Kuh, die er mit der Kuh seines Nachbarn Christian zur Feldarbeit zusammenspannte, in der übrigen Zeit schlug er für fünfzehn Kreuzer des Tages Steine auf der Straße. Auch war der Koanradle sehr beisichtig, er trat unsicher auf, und wenn er sich Feuer schlug, brachte er den Zunder immer nahe zur Nase, um dadurch gewiß zu sein, daß er brenne; er hieß im ganzen Dorfe der „blind' Koanradle," das „le" wurde ihm gegeben, weil er eine kurze, untersetzte Gestalt hatte.

Der Michel hingegen war das gerade Gegenspiel, er war lang und hager und schritt ganz sicher einher, er trug sich vollkommen bäurisch, nicht weil er ein besonderer Bauer war, denn er war eigentlich gar keiner, sondern weil ihm das zu seinem Handel sehr förderlich war. Er handelte nämlich mit alten Pferden, und die Leute haben weit mehr Zutrauen zu einem Pferde, das sie von einem bäurisch gekleideten Manne kaufen. Der Michel war ein verdorbener Hufschmied, er verpachtete und verkaufte zum Theil seine Aecker, legte sich ganz auf den Pferdehandel und führte dabei ein Herrenleben. Er war eine wichtige Person in der ganzen Gegend, er kannte auf sechs, acht Stunden im Umkreis, im Würtembergischen, im ganzen Sigmaringer und im Hechinger „Ländle" und bis ins Badische hinein den Zustand und das Contingent der Ställe so gut wie ein großer Staatsmann die statistischen Berichte fremder Staaten und die Stellung der Cabinette; und wie dieser in den Zeitungen, so sondirte Michel die Stimmung des Volkes in den Wirthshäusern. Er hatte überdies in jedem Orte einen Thunichtgut als Residenten, mit denen er manche geheime Conferenzen hielt, und die im Nothfall eine Estafette zum Michel sandten, nämlich sich selber, für die sie weiter nichts verlangten, als ein gutes Trinkgeld im buchstäblichen Sinne des Wortes; dann aber hatte auch Michel geheime Agenten, die die Leute zu Revolutionen in ihren Ställen verleiteten, und so kam es, daß in seinem Schuppen, der als Stall diente, fast immer ein Marode-Gaul war, den er für einen neuen Feldzug, für die Oeffentlichkeit, d. h. für den Verkauf auf dem Markte zustutzte; er färbte die Haare über den Augen, er feilte die Zähne, und wenn das arme Thier auch nichts mehr als Kleien fressen konnte und beim andern Futter verhungern mußte, ihn kümmerte das wenig, denn er schlug es auf dem nächsten Markte unfehlbar wieder los. Dabei hatte er seine besondern Kunststückchen; er stellte z. B. einen Helfershelfer auf, der zum Scheine einen Tausch mit ihm machen wollte, sie lärmten dabei ganz ungeheuer, dann rief aber der Michel ganz laut: „Ich kann nicht tauschen, ich hab' kein Futter und keinen Platz, und wenn ich den Gaul für eine Karolin' weggeben muß, fort muß er!" — Oder er machte es noch gescheiter; er stellte für ein paar Kreuzer ein dummes Bäuerchen hin, gab ihm den Gaul, ließ sich ihn vorreiten und sagte: „Wenn ein rechter Bauer das Thier hätt', da könnt' man einen schönen Gaul hinfüttern, das Gestell ist überaus, die Knochen sind englisch, dem fehlt nichts als Fleisch, und da ist er seine zwanzig Karolin werth;" dann brachte er einen Käufer,

bedingte sich ein Unterhändlersgeld und erhielt beim Verkaufe seines eigenen Pferdes noch einen Nebenprofit. Am meisten war Michel den gerichtlichen Urkunden feind, in denen man gegen die Hauptfehler garantiren mußte; er ließ, wenn es drauf und dran kam, lieber noch ein paar Gulden nach, ehe er solche Verbindlichkeiten einging; dabei hatte er aber manchen Prozeß, der den Gaul samt den Profit auffraß; aber es liegt in dieser Art von Leben, von freiem, arbeitslosem Herumstreifen etwas so Verführerisches, und der Michel rechnete immer auch wieder eins ins andere, daß er vom Pferdehandel nicht lassen konnte. Sein Grundsatz war: „Ich geh' nicht vom Markt, gepatscht muß sein." Damit meinte er, ein Handel muß abgeschlossen sein, wobei man die Hände schallend zusammenschlägt. Die Handelsjuden auf den Märkten waren ihm auch vielfach behülflich, und er spielte wieder mit ihnen unter der Decke.

Wenn der Michel so zu Markte ritt oder vom Markte heimfuhr und der Koanradle an der Straße Steine schlug, da sah er seinen Bruder halb mitleidig, halb höhnisch an, denn er dachte: „O du armer Schelm, schlägst Steine von morgens bis abends um fünfzehn Kreuzer, und ich verdiene, wenn's nur ein bißle gut geht, fünfzehn Gulden."

Der Koanradle, der das mit seinen blöden Augen doch bemerkte, schlug dann auf die Steine, daß die Splitter weit umherspritzten.

Wir wollen aber sehen, wer es weiter bringt, der Michel oder der Koanradle.

Der Michel war einer der beliebtesten Unterhaltungsmenschen im ganzen Dorfe, denn er konnte Tag und Nacht immer fort erzählen, so viel Schliche und Striche wußte er, und er kannte auch Gott und die Welt. Freilich, Gott kannte er wenig, obgleich er manchmal in die Kirche ging; aber er ging eben in die Kirche, wie gar viele, ohne etwas dabei zu denken und sein Leben darnach einzurichten.

Der Koanradle hatte auch seine Untugenden, und dazu gehörte besonders der Haß gegen seinen Bruder und die Art, wie er denselben äußerte. Wenn man ihn fragte: „Wie geht's Deinem Michel?" antwortete er immer: „Dem geht's noch so!" dabei machte er unter dem Kinn mit beiden Händen, als ob er einen Knoten schlinge, dann fuhr er nach beiden Seiten aus und streckte die Zunge heraus; er wollte damit sagen: der wird noch gehenkt.

Natürlich sparten die Leute die Fragen nicht sehr, und es war immer ein besonderes Halloh, wenn man den Koanradle zu seiner feststehenden Antwort brachte.

Auch sonst schürten die Leute den Haß der Brüder, nicht gerade immer aus Bosheit, sondern weil es ihnen Spaß machte; der Michel aber zuckte nur verächtlich die Achseln, wenn man von dem „armen Schelm" sprach.

Nie blieben die Brüder in einer Stube; wenn sie sich nun in dem Wirthshause oder bei ihrer Schwester trafen, ging immer schnell einer von ihnen fort. Niemand dachte mehr daran, sie zu versöhnen, und wenn zwei Leute in Feindschaft mit einander waren, hieß es sprichwörtlich: „Die leben wie der Michel und der Koanradle."

Zu Hause redeten die beiden kein Wort, wenn sie sich begegneten; ja sie sahen sich nicht einmal an. Dennoch, wenn einer merkte, daß der andere unwohl im Bette lag, ging er den weiten Weg zu der Schwester, die in der Froschgasse wohnte und sagte: „Gang' nuf, i glaub, es isch ihm nit reacht!“[1] und dann arbeitete ein jeder von den Brüdern gewiß leise und ohne Geräusch, um den andern nicht zu stören.

Außer dem Hause aber und unter den Leuten lebten sie in gleichmäßiger Feindschaft, und niemand dachte daran, daß noch ein Funke von Liebe in ihnen sei.

Das dauerte nun in das vierzehnte Jahr. Dem Michel war unter dem vielen Hin- und Herhandeln das Geld von seinen verkauften zwei Aeckern durch die Finger gefallen, er wußte nicht wie; der Koanradle aber hatte sich von einem Auswanderer noch einen neuen Acker gekauft und fast ganz bezahlt. Der Michel gab sich nun meist damit ab, anderen Leuten beim Handel behülflich zu sein, und er dachte daran, durch den Verkauf eines neuen Ackers sich wieder flott und selbsthandelnd zu machen.

„Und es kam ein neuer König in Aegypten,“ diesen Vers im zweiten Buch Mosis, Kap. 1, V. 8, konnten die Leute im Dorfe auf eine eigene Weise auf sich anwenden. Der alte Pfarrer war gestorben; der neue Pfarrer, der in das Dorf gekommen war, war ein eifriger, junger Mann; er wollte alles in Ordnung bringen, und er brachte auch vieles zu Stande.

Es war an einem Sonntage nach der Mittagskirche, da saßen die Leute bei einander auf dem Bauholz für das neue Feuerspritzenhaus neben dem Rathhausbrunnen; auch der Michel war mit darunter, er saß gebückt da und kaute spielend an einem Strohhalm. Da ging der Peter, der fünfjährige Bub' des Schackerles Hannes vorbei, einer rief das Kind heran und sagte in die Tasche greifend: „Guck' Peter, Du kriegst ein Häufle Nuß, wenn Du dem Koanradle nachmachst; wie macht der Koanradle?“ Der Bub' schüttelte „Nein“ und wollte gehen, denn er war gescheit und fürchtete den anwesenden Michel, aber er wurde festgehalten und fast gezwungen, und endlich machte er das Knotenschlingen, das Ausziehen und das Zungausstrecken; es war ein Gelächter, daß man's durch das halbe Dorf hörte. Als nun der Bub' die Nüsse wollte, zeigte sich's, daß der Versprecher keine hatte, und ein neues Gelächter entstand, als der Knabe mit Füßen nach dem Betrüger ausschlug.

Der neue Pfarrer war indeß den kleinen Hügel am Rathhause herabgekommen, er war stehen geblieben und hatte dem ganzen Handel zugesehen; als nun der Knabe für seine dringende Forderung noch geprügelt werden sollte, da trat der Pfarrer schnell herzu und riß das Kind weg, alle Bauern standen schnell auf und rissen die Mützen vom Kopfe. Der Pfarrer nahm den Heiligenpfleger, der mit darunter gewesen war, mit durch das Dorf und ließ sich von ihm alles erzählen; er erfuhr nun die Feindschaft der Brüder und alles, was wir bisher erfahren.

---

1) Geh' hinauf, ich glaub', es ist ihm nicht recht.

Am Samstag darauf wurde der Koanradle, als er mitten im Dorfe Steine schlug, auf morgen früh nach der Kirche zum Pfarrer vorgeladen; er glotzte verwundert drein, die Pfeife ging ihm aus, und fast zwei Secunden lang blieb der Stein unter seinem mit einem Brette besohlten Fuße unzerspalten; er konnte sich gar nicht denken, was es im Pfarrhause gebe, er wäre lieber gleich hingegangen.

Den Michel traf die Vorladung, als er gerade einem alten Gaul „seine Sonntagsstiefeln schmierte," so hieß er nämlich das Aufputzen der Hufe; er pfiff dann die Melodie eines Liedes, hörte aber doch mitten drin auf, denn er wußte wohl, was es morgen geben würde. Er war froh, daß er sich noch auf eine tüchtig gesalzene Gegenpredigt vorbereiten konnte, ein paar Brocken davon murmelte er schon jetzt leise vor sich hin.

Am Sonntag Morgen hielt der Pfarrer eine Predigt über den Text Psalm 133: „Siehe wie gut und wie lieblich ist's, wenn Brüder beisammen sitzen." Er zeigte, wie alles Glück und alle Freude auf Erden halb und nichtig ist, wenn wir es nicht mit denen genießen und theilen, die unter demselben Mutterherzen, wie wir, geruht; er zeigte, wie die Eltern diesseits nicht glücklich und jenseits nicht selig werden können, deren Kinder Haß, Neid und Bosheit trennt; er wies auf das Beispiel von Kain und Abel hin und zeigte, wie der Brudermord die erste giftige Frucht des Sündenfalls war. Alles dies und noch viel mehr sprach der Pfarrer mit klangvoller, donnernder Stimme, so daß die Bauern von ihr sagten: „Sie druckt die Wänd' aus einander;" aber freilich ist es oft fast noch leichter, die Wände aus einander zu drücken, als die verhärtete, verschlossene Brust der Menschen zu öffnen. Die Bärbel weinte bittere Thränen über die Hartherzigkeit ihrer Brüder, und obgleich der Pfarrer zehnmal wiederholte, er meine nicht diesen oder jenen, sondern jeder möge die Hand aufs Herz legen und sich fragen, ob er die echte Liebe gegen die Seinigen habe, so dachte eben doch jeder: „Das geht auf den Michel und den Koanradle, das ist bloß für die gemünzt."

Diese beiden standen nicht weit von einander; der Michel kaute an seiner Mütze, die er zwischen den Zähnen hielt, der Koanradle aber hörte mit offenem Munde zu, und als sich einmal die Blicke beider begegneten, fiel dem Michel die Mütze aus der Hand, und er bückte sich schnell.

Das Lied machte einen sanften, beruhigenden Schluß; aber noch ehe die letzten Töne verklungen waren, war der Michel aus der Kirche und stand vor der Thür des Pfarrhauses; sie war noch geschlossen; er ging in den Garten. Lange stand er hier an den Bienenstöcken und sah dem emsigen Treiben der Thierchen zu:

„Die wissen's nit, daß Sunntig isch,"

und er dachte: „Du hast auch keinen Sonntag bei Deinem Handel, denn Du hast auch keinen rechten Werktag," und er dachte wieder, wie viel hundert Geschwister in so einem Bienenstocke bei einander wohnen und alle arbeiten, wie die Alten; aber er blieb nicht lange bei derlei Gedanken, sondern er nahm sich vor, sich von dem Pfarrer keine Trense aufsetzen zu

lassen, und als er nach dem Gottesacker drüben sah, dachte er an die letzten Worte Koanrables, und seine Fäuste ballten sich.

Im Pfarrhause traf der Michel den Pfarrer und den Koanrable schon in eifrigem Gespräche beisammen; der Pfarrer stand auf, er schien den Ankömmling nicht mehr erwartet zu haben und bot Michel einen Stuhl an. Auf seinen Bruder deutend erwiderte aber Michel:

„Herr Pfarrer, allen Respect vor Euch, aber ich setz' mich nicht nieder, wo der da ist; Herr Pfarrer, Ihr seid erst kurz im Dorf, Ihr wisset nicht, was der für ein Lügenbeutel ist, das ist ein scheinheiliger Duckmäuser, der hat's aber faustdick hinter den Ohren. Alle Kinder machen ihm nach," fuhr er zähneknirschend fort, „wie geht's Deinem Michel?" Er machte nun ebenfalls die uns sattsam bekannten Manieren, dann sagte er wieder zitternd vor Wuth: „Herr Pfarrer, der da ist an meinem Unglück schuldig, er hat mir den Frieden im Haus verscheucht, und ich hab' mich dem Teufel mit seinem Roßhandel ergeben; Du hast mir's prophezeit, Du," sagte er, auf seinen Bruder losfahrend, „ich häng' mich noch an einem Roßhalfter auf, aber zuerst mußt Du dran!"

Der Pfarrer ließ die beiden Brüder austoben, er gebrauchte seine Würde nur in so weit, um von Thätlichkeiten zurückzuhalten; er wußte wohl, daß, wenn der lang verhaltene Ingrimm ausgeschüttet, auch die Liebe zum Vorschein kommen müsse, aber er täuschte sich doch noch lange.

Endlich saßen die beiden Brüder wortlos und nur noch laut athmend da, keiner regte sich; da sprach der Pfarrer zuerst mit sanften Worten, er eröffnete alle verborgenen Falten des Herzens: es half nichts, die beiden sahen zur Erde. Der Pfarrer schilderte ihnen die Qualen ihrer Eltern im Jenseits, der Koanrable seufzte, aber er sah nicht auf; da faßte der Pfarrer alle seine Kraft zusammen, seine Stimme dröhnte, wie die eines strafenden Propheten, er schilderte ihnen, wie sie nach ihrem Tode vor den Richterstuhl des Herrn kommen und der Herr ruft: Wehe! Wehe! Wehe! Ihr habt verstockten Herzens in Haß gelebt, Ihr habt die Bruderhand einander entzogen, gehet hin an einander geschmiedet, verschmachtet ewig in der Hölle."

Alles war stille, der Koanrable wischte sich mit seinem Aermel die Thränen ab, dann stand er auf und sagte: „Michel!"

Der Angeredete hatte seit so vielen Jahren diesen Ton nicht gehört, daß er plötzlich aufschaute, und der Koanrable trat näher und sagte: „Michel, verzeih!" — Die Hände der Brüder lagen fest in einander, die Hand des Pfarrers wie segnend darauf.

Alles im Dorfe schaute auf und freute sich, als man den Michel und den Koanrable Hand in Hand den kleinen Hügel am Rathhause herunter kommen sah.

Bis nach Hause ließen sie ihre Hand nicht los, es war, als ob sie die lange Entbehrung einbringen müßten; zu Hause aber rissen sie schnell die Hängeschlösser ab, dann gingen sie in den Garten und stürzten den Zaun um, so viel Kohl auch dabei zu Grunde ging: dies Zeichen der Zwietracht mußte fort.

Dann gingen sie zu ihrer Schwester und aßen an einem Tische neben einander.

Nachmittags saßen die beiden Brüder in der Kirche, und ein jeder hielt eine Seite von dem Gesangbuche der Mutter in der Hand.

Ihr ganzes Leben ward fortan wiederum ein einiges.

B. Auerbach.

8. Michael Kohlhaas.

An den Ufern der Havel lebte, um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, ein Roßhändler, Namens Michael Kohlhaas, Sohn eines Schulmeisters, einer der rechtschaffensten zugleich und entsetzlichsten Menschen seiner Zeit. — Dieser außerordentliche Mann würde bis in sein dreißigstes Jahr für das Muster eines guten Staatsbürgers haben gelten können. Er besaß in einem Dorfe, das noch von ihm den Namen führt, einen Meierhof, auf welchem er sich durch sein Gewerbe ruhig ernährte; die Kinder, die ihm sein Weib schenkte, erzog er in der Furcht Gottes, zur Arbeitsamkeit und Treue; nicht einer war unter seinen Nachbarn, der sich nicht seiner Wohlthätigkeit oder seiner Gerechtigkeit erfreut hätte; kurz, die Welt würde sein Andenken haben segnen müssen, wenn er in einer Tugend nicht ausgeschweift hätte. Das Rechtsgefühl aber machte ihn zum Räuber und Mörder.

Er ritt einst mit einer Koppel junger Pferde, wohlgenährt alle und glänzend, ins Ausland und überschlug eben, wie er den Gewinn, den er auf den Märkten damit zu machen hoffte, anlegen wolle — theils, nach Art guter Wirthe, auf neuen Gewinn, theils aber auch auf den Genuß der Gegenwart, als er an die Elbe kam und bei einer stattlichen Ritterburg, auf sächsischem Gebiete, einen Schlagbaum traf, den er sonst auf diesem Wege nicht gefunden hatte. Er hielt in einem Augenblick, da eben der Regen heftig stürmte, mit den Pferden still und rief den Schlagwärter, der auch bald darauf, mit einem grämlichen Gesicht, aus dem Fenster sah. Der Roßhändler sagte, daß er ihm öffnen solle. Was giebt's hier Neues? fragte er, da der Zöllner nach einer geraumen Zeit aus dem Hause trat. Landesherrliches Privilegium, antwortete dieser, indem er aufschloß, dem Junker Wenzel von Tronka verliehen. — So, sagte Kohlhaas. Wenzel heißt der Junker? und sah sich das Schloß an, das mit glänzenden Zinnen über das Feld blickte. Ist der alte Herr todt? — Am Schlagfluß gestorben, erwiderte der Zöllner, indem er den Baum in die Höhe ließ. — Hm! Schade! versetzte Kohlhaas. Ein würdiger, alter Herr, der seine Freude am Verkehr der Menschen hatte, Handel und Wandel, wo er nur vermochte, forthalf und einen Steindamm einst bauen ließ, weil mir eine Stute draußen, wo der Weg ins Dorf geht, das Bein gebrochen. Nun, was bin ich schuldig? — fragte er und holte die Groschen, die der Zollwärter verlangte, mühselig unter dem im Winde flatternden Mantel hervor. „Ja, Alter," setzte er noch hinzu, da dieser: Hurtig! hurtig! murmelte und über die Witterung fluchte: „Wenn der Baum im Walde stehen geblieben wäre wär's besser gewesen, für mich

und Euch;" und damit gab er ihm das Geld und wollte reiten. Er war aber noch kaum unter den Schlagbaum gekommen, als eine neue Stimme schon: Halt dort, der Roßkamm! hinter ihm vom Thurm erscholl und er den Burgvogt ein Fenster zuwerfen und zu ihm herabeilen sah. Nun, was giebt's Neues? fragte Kohlhaas bei sich selbst und hielt mit den Pferden an. Der Burgvogt, indem er sich noch eine Weste über seinen weitläufigen Leib zuknöpfte, kam und fragte, schief gegen die Witterung gestellt, nach dem Paßschein. — Kohlhaas fragte: Der Paßschein? Er sagte, ein wenig betreten, daß er, so viel er wisse, keinen habe; daß man ihm aber nur beschreiben möchte, was dies für ein Ding des Herrn sei, so werde er vielleicht zufälligerweise damit versehen sein. Der Schloßvogt, indem er ihn von der Seite ansah, versetzte, daß ohne einen landesherrlichen Erlaubnißschein kein Roßkamm mit Pferden über die Grenze gelassen würde. Der Roßkamm versicherte, daß er siebzehnmal in seinem Leben, ohne einen solchen Schein, über die Grenze gezogen sei; daß er alle landesherrlichen Verfügungen, die sein Gewerbe angingen, genau kenne; daß dies wohl nur ein Irrthum sein werde, wegen dessen er sich zu bedenken bitte, und daß man ihn, da seine Tagereise lang sei, nicht länger unnützer Weise hier aufhalten möge. Doch der Vogt erwiderte, daß er das achtzehntemal nicht durchschlüpfen würde, daß die Verordnung deshalb erst neuerlich erschienen wäre und daß er entweder den Paßschein noch hier lösen, oder zurückkehren müsse, wo er hergekommen sei. Der Roßhändler, den diese ungesetzlichen Erpressungen zu erbittern anfingen, stieg nach kurzem Besinnen vom Pferde, gab es einem Knecht und sagte, daß er den Junker von Tronka selbst darüber sprechen würde. Er ging auch auf die Burg; der Vogt folgte ihm, indem er von filzigen Geldraffern und nützlichen Aderlässen derselben murmelte, und beide traten, mit ihren Blicken einander messend, in den Saal. Es traf sich, daß der Junker eben mit einigen muntern Freunden beim Becher saß und, um eines Schwanks willen, ein unendliches Gelächter unter ihnen erscholl, als Kohlhaas, um seine Beschwerde anzubringen, sich ihm näherte. Der Junker fragte, was er wolle; die Ritter, als sie den fremden Mann erblickten, wurden still; doch kaum hatte dieser sein Gesuch, die Pferde betreffend, angefangen, als der ganze Troß schon: Pferde? Wo sind sie? ausrief und an die Fenster eilte, um sie zu betrachten. Sie flogen, da sie die glänzende Koppel sahen, auf den Vorschlag des Junkers, in den Hof hinab; der Regen hatte aufgehört; Schloßvogt und Verwalter und Knechte versammelten sich um sie, und alle musterten die Thiere. Der eine lobte den Schweißfuchs mit der Bläße, dem andern gefiel der Kastanienbraune, der dritte streichelte den Schecken mit schwarzgelben Flecken, und alle meinten, daß die Pferde wie Hirsche wären und im Lande keine bessern gezogen würden. Kohlhaas erwiderte munter, daß die Pferde nicht besser wären, als die Ritter, die sie reiten sollten, und forderte sie auf, zu kaufen. Der Junker, den der mächtige Schweißhengst sehr reizte, befragte ihn auch um den Preis; der Verwalter lag ihm an, ein paar Rappen zu kaufen, die er wegen Pferdemangels in der Wirthschaft gebrauchen zu können glaubte; doch als der Roßkamm sich erklärt hatte, fanden die Ritter ihn zu theuer,

und der Junker sagte, daß er nach der Tafelrunde reiten und sich den König Arthur aufsuchen müsse, wenn er die Pferde so anschlage. Kohlhaas, der den Schloßvogt und den Verwalter, indem sie sprechende Blicke auf die Rappen warfen, mit einandern flüstern sah, ließ es, aus einer dunkeln Vorahnung, an nichts fehlen, die Pferde an sie los zu werden. Er sagte zum Junker: „Herr, die Rappen habe ich vor sechs Monaten für 25 Goldgülden gekauft; gebt mir 30, so sollt Ihr sie haben.“ Zwei Ritter, die neben dem Junker standen, äußerten nicht undeutlich, daß die Pferde wohl so viel werth wären; doch der Junker meinte, daß er für den Schweißfuchs zwar, aber nicht eben für die Rappen Geld ausgeben möchte, und machte Anstalten aufzubrechen; worauf Kohlhaas sagte: er würde vielleicht das nächstemal, wenn er wieder mit seinen Gäulen durchzöge, einen Handel mit ihm machen, sich dem Junker empfahl und die Zügel seines Pferdes ergriff, um abzureiten. In diesem Augenblick trat der Schloßvogt aus dem Haufen vor und sagte, er höre, daß er ohne einen Paßschein nicht reisen dürfe. Kohlhaas wandte sich und fragte den Junker, ob es denn mit diesem Umstand, der sein ganzes Gewerbe zerstöre, in der That seine Richtigkeit habe? Der Junker antwortete, mit einem verlegenen Gesicht, indem er abging: Ja, Kohlhaas, den Paß mußt Du lösen. Sprich mit dem Schloßvogt, und zieh Deiner Wege. Kohlhaas versicherte ihn, daß es gar nicht seine Absicht sei, die Verordnungen, die wegen Ausführung der Pferde bestehen möchten, zu umgehen; versprach, bei seinem Durchzug durch Dresden, den Paß in der Geheimschreiberei zu lösen, und bat, ihn nur diesmal, da er von dieser Forderung durchaus nichts gewußt, ziehen zu lassen. Nun! sprach der Junker, da eben das Wetter wieder zu stürmen anfing und seine dürren Glieder durchsauste, laßt den Schlucker laufen. Kommt! sagte er zu den Rittern, kehrte sich um und wollte nach dem Schlosse gehen. Der Schloßvogt sagte, zum Junker gewandt, wenigstens ein Pfand, zur Sicherheit, daß er den Schein lösen würde, müsse er zurücklassen. Der Junker blieb wieder unter dem Schloßthor stehen. Kohlhaas fragte, welchen Werth er denn an Geld oder an Sachen, zum Pfande wegen der Rappen, zurücklassen solle? Der Verwalter meinte, in den Bart murmelnd, er könne ja die Rappen selbst zurücklassen. Allerdings, sagte der Schloßvogt, das ist das Zweckmäßigste; ist der Paß gelöst, so kann er sie zu jeder Zeit wieder abholen. Kohlhaas, über eine so unverschämte Forderung betreten, sagte dem Junker, der sich die Wamsschöße frierend vor den Leib hielt, daß er die Rappen ja verkaufen wolle; doch dieser, da in demselben Augenblick ein Windstoß eine ganze Last von Regen und Hagel durchs Thor jagte, rief, um der Sache ein Ende zu machen: Wenn er die Pferde nicht loslassen will, so schmeißt ihn wieder über den Schlagbaum zurück! und ging ab. Der Roßkamm, der wohl sah, daß er hier der Gewaltthätigkeit weichen mußte, entschloß sich, die Forderung, weil doch nichts anderes übrig blieb, zu erfüllen; spannte die Rappen aus und führte sie in einen Stall, den ihm der Schloßvogt anwies. Er ließ einen Knecht bei ihnen zurück, versah ihn mit Geld, ermahnte ihn, die Pferde bis zu seiner Zurückkunft wohl in Acht zu nehmen, und setzte seine Reise mit dem Rest der Koppel, halb

und halb ungewiß, ob nicht doch wohl, wegen aufkeimender Pferdezucht, ein solches Gebot im Sächsischen erschienen sein könne, nach Leipzig fort, um dort die Messe zu beziehen.

In Dresden, wo er in einer der Vorstädte ein Haus mit einigen Ställen besaß, weil er von hier aus seinen Handel auf den kleineren Märkten des Landes zu bestreiten pflegte, begab er sich gleich nach seiner Ankunft auf die Geheimschreiberei, wo er von den Räthen, deren er einige kannte, erfuhr, was ihm allerdings sein erster Glaube schon gesagt hatte, daß die Geschichte von dem Paßschein ein Märchen sei. Kohlhaas, dem die mißvergnügten Räthe auf sein Ansuchen einen schriftlichen Schein über den Ungrund derselben gaben, lächelte über den Witz des dürren Junkers, obschon er noch nicht recht einsah, was er damit bezwecken mochte; und nachdem er die Koppel der Pferde, die er bei sich führte, einige Wochen darauf zu seiner Zufriedenheit verkauft, kehrte er, ohne ein anderes bitteres Gefühl, als das der allgemeinen Noth der Welt, zur Tronkenburg zurück. Der Schloßvogt, dem er den Schein zeigte, ließ sich nicht weiter darüber aus und sagte auf die Frage des Roßkamms, ob er die Pferde jetzt wieder bekommen könnte: er möchte nur hinunter gehen und sie holen. Kohlhaas hatte aber schon, da er über den Hof ging, den unangenehmen Auftritt, zu erfahren, daß sein Knecht ungebührlichen Betragens halber, wie es hieß, wenige Tage nach dessen Zurücklassung in der Tronkenburg zerprügelt und weggejagt worden sei. Er fragte den Jungen, der ihm diese Nachricht gab, was denn derselbe gethan? und wer während dessen die Pferde besorgt hätte? worauf dieser aber erwiderte, er wisse es nicht, und dem Roßkamm, dem das Herz schon von Ahnungen schwoll, den Stall, in welchem sie standen, öffnete. Wie groß aber war sein Erstaunen, als er, statt seiner zwei glatten und wohlgenährten Rappen, ein Paar dürre, abgehärmte Mähren erblickte; Knochen, denen man, wie an Riegeln, hätte Sachen aufhängen können; Mähnen und Haare, ohne Wartung und Pflege zusammengeknetet: das wahre Bild des Elends im Thierreiche! Kohlhaas, den die Pferde mit einer schwachen Bewegung anwieherten, war auf das äußerste entrüstet und fragte, was seinen Gäulen widerfahren wäre? Der Junge, der bei ihm stand, antwortete, daß ihnen weiter kein Unglück zugestoßen wäre, daß sie auch das gehörige Futter bekommen hätten, daß sie aber, da gerade Ernte gewesen sei, wegen Mangels an Zugvieh, ein wenig auf den Feldern gebraucht worden wären. Kohlhaas fluchte über diese schändliche und abgekartete Gewaltthätigkeit, verbiß jedoch im Gefühl seiner Ohnmacht den Ingrimm und machte schon, da doch nichts anderes übrig blieb, Anstalten, das Raubnest mit den Pferden wieder zu verlassen, als der Schloßvogt, von dem Wortwechsel herbeigerufen, erschien und fragte, was es hier gäbe? Was es giebt? antwortete Kohlhaas. Wer hat dem Junker von Tronka und dessen Leuten die Erlaubniß gegeben, sich meiner bei ihm zurückgelassenen Rappen zur Feldarbeit zu bedienen? Er setzte hinzu, ob das wohl menschlich wäre? versuchte die erschöpften Gäule durch einen Gertenstreich zu erregen, und zeigte ihm, daß sie sich nicht rührten. Der Schloßvogt, nachdem er ihn eine Weile trotzig angesehen hatte, versetzte:

Seht den Grobian! Ob der Flegel nicht Gott danken sollte, daß die Mähren überhaupt noch leben? Er fragte, wer sie, da der Knecht weggelaufen, hätte pflegen sollen? Ob es nicht billig gewesen wäre, daß die Pferde das Futter, das man ihnen gereicht habe, auf den Feldern abverdient hätten? Er schloß, daß Kohlhaas hier keine Flausen machen möchte, oder daß er die Hunde rufen und sich durch sie Ruhe im Hofe zu verschaffen wissen würde. — Dem Roßhändler schlug das Herz gegen das Wams. Es drängte ihn, den nichtswürdigen Dickwanst in den Koth zu werfen und den Fuß auf sein kupfernes Antlitz zu setzen. Doch sein Rechtsgefühl, das einer Goldwage glich, wankte noch; er war vor der Schranke seiner eigenen Brust noch nicht gewiß, ob eine Schuld seinen Gegner drücke; und während er, die Schimpfreden niederschluckend, zu den Pferden trat und ihnen, in stiller Erwägung der Umstände, die Mähnen zurecht legte, fragte er mit gesenkter Stimme: um welchen Versehens halber der Knecht denn aus der Burg entfernt worden sei? Der Schloßvogt erwiderte: Weil der Schlingel trotzig im Hofe gewesen ist! Weil er sich gegen einen nothwendigen Stallwechsel gesträubt und verlangt hat, daß die Pferde zweier Jungherren, die auf die Tronkenburg kamen, um seiner Mähren willen auf der freien Straße übernachten sollten! — Kohlhaas hätte den Werth der Pferde darum gegeben, wenn er den Knecht zur Hand gehabt und dessen Aussage mit der Aussage dieses dickmäuligen Burgvogts hätte vergleichen können. Er stand noch und streifte den Rappen die Zotteln aus und sann, was in seiner Lage zu thun sei, als sich die Scene plötzlich änderte und der Junker Wenzel von Tronka, mit einem Schwarm von Rittern, Knechten und Hunden von der Hasenhetze kommend, in den Schloßplatz sprengte. Der Schloßvogt, als er fragte, was vorgefallen sei, nahm sogleich das Wort, und während die Hunde beim Anblick des Fremden, von der einen Seite, ein Mordgeheul gegen ihn anstimmten, und die Ritter ihnen, von der andern, zu schweigen geboten, zeigte er ihm unter der gehässigsten Entstellung der Sache an, was dieser Roßkamm, weil seine Rappen ein wenig gebraucht worden wären, für eine Rebellion verführe. Er sagte mit Hohngelächter, daß er sich weigere die Pferde als die seinigen anzuerkennen. Kohlhaas rief: „Das sind nicht meine Pferde, gestrenger Herr! Das sind die Pferde nicht, die dreißig Goldgülden werth waren! Ich will meine wohlgenährten und gesunden Pferde wieder haben!" — Der Junker, indem ihm eine flüchtige Blässe ins Gesicht trat, stieg vom Pferde und sagte: Wenn der Kerl die Pferde nicht wiedernehmen will, so mag er es bleiben lassen. Komm, Günther! rief er — Hans! Kommt! indem er sich den Staub mit der Hand von den Beinkleidern schüttelte; und: Schafft Wein! rief er noch, da er mit den Rittern unter der Thür war, und ging ins Haus. Kohlhaas sagte, daß er eher den Abdecker rufen und die Pferde auf den Schindanger schmeißen lassen, als sie so, wie sie wären, in seinen Stall zu Kohlhaasenbrück führen wolle. Er ließ die Gäule, ohne sich um sie zu bekümmern, auf dem Platz stehen, schwang sich, indem er versicherte, daß er sich Recht zu verschaffen wissen würde, auf seinen Braunen und ritt davon.

Spornstreichs auf dem Wege nach Dresden war er schon, als er, bei dem Gedanken an den Knecht und an die Klage, die man auf der Burg gegen ihn führte, schrittweis zu reiten anfing, sein Pferd, ehe er noch tausend Schritt gemacht hatte, wieder wandte und zur vorgängigen Vernehmung des Knechts, wie es ihm klug und gerecht schien, nach Kohlhaasenbrück einbog. Denn ein richtiges, mit der gebrechlichen Einrichtung der Welt schon bekanntes Gefühl machte ihn, trotz der erlittenen Beleidigungen, geneigt, falls nur wirklich dem Knecht, wie der Schloßvogt behauptete, eine Art von Schuld beizumessen sei, den Verlust der Pferde, als eine gerechte Folge davon, zu verschmerzen. Dagegen sagte ihm ein eben so vortreffliches Gefühl, und dies Gefühl faßte tiefere und tiefere Wurzeln in dem Maße, als er weiter ritt und überall, wo er einkehrte, von den Ungerechtigkeiten hörte, die täglich auf der Tronkenburg gegen die Reisenden verübt wurden: daß, wenn der ganze Vorfall, wie es allen Anschein habe, bloß abgekartet sein sollte, er mit seinen Kräften der Welt in der Pflicht verfallen sei, sich Genugthuung für die erlittene Kränkung und Sicherheit für zukünftige seinen Mitbürgern zu verschaffen.

Sobald er bei seiner Ankunft in Kohlhaasenbrück Lisbeth, sein treues Weib, umarmt und seine Kinder, die um seine Kniee frohlockten, geküßt hatte, fragte er gleich nach Herse, dem Großknecht, und ob man nichts von ihm gehört habe? Lisbeth sagte: Ja, liebster Michael, dieser Herse! Denke Dir, daß dieser unselige Mensch vor etwa vierzehn Tagen, auf das jämmerlichste zerschlagen, hier eintrifft; nein, so zerschlagen, daß er auch nicht frei athmen kann. Wir bringen ihn zu Bett, wo er heftig Blut speit, und vernehmen auf unsere wiederholten Fragen eine Geschichte, die keiner versteht. Wie er von Dir mit Pferden, denen man den Durchgang nicht verstattet, auf der Tronkenburg zurückgelassen worden sei, wie man ihn durch die schändlichsten Mißhandlungen gezwungen habe, die Burg zu verlassen, und wie es ihm unmöglich gewesen wäre, die Pferde mitzunehmen. So? sagte Kohlhaas, indem er den Mantel ablegte. Ist er denn schon wieder hergestellt? — Bis auf das Blutspeien, antwortete sie, halb und halb. Ich wollte sogleich einen Knecht nach der Tronkenburg schicken, um die Pflege der Rosse, bis zu Deiner Ankunft daselbst, besorgen zu lassen. Denn da sich der Herse immer wahrhaftig gezeigt hat und uns so getreu, wie in der That kein anderer, so kam es mir nicht zu, in seine Aussage, von so viel Merkmalen unterstützt, einen Zweifel zu setzen und etwa zu glauben, daß er der Pferde auf eine andere Art verlustig gegangen wäre. Doch er beschwört mich, niemandem zuzumuthen, sich in diesem Raubneste zu zeigen und die Thiere aufzugeben, wenn ich keinen Menschen dafür aufopfern wolle. — Liegt er denn noch im Bette? fragte Kohlhaas, indem er sich von der Halsbinde befreite. — Er geht, erwiderte sie, seit einigen Tagen schon wieder im Hofe umher. Genug, Du wirst sehen, fuhr sie fort, daß alles seine Richtigkeit hat und daß diese Begebenheit einer von den Freveln ist, die man sich seit kurzem auf der Tronkenburg gegen die Fremden erlaubt. — Das muß ich doch erst untersuchen, erwiderte Kohlhaas. Ruf' ihn mir, Lisbeth, wenn er auf ist, doch her! Mit diesen Worten setzte er sich in den

Lehnstuhl, und die Hausfrau, die sich über seine Gelassenheit sehr freute, ging und holte den Knecht.

Was hast Du in der Tronkenburg gemacht? fragte Kohlhaas, da Lisbeth mit ihm in das Zimmer trat. Ich bin nicht eben wohl mit Dir zufrieden. — Der Knecht, auf dessen blassem Gesicht sich bei diesen Worten eine fleckige Röthe zeigte, schwieg eine Weile. Da habt Ihr Recht, Herr! antwortete er; denn einen Schwefelfaden, den ich durch Gottes Fügung bei mir trug, um das Raubnest, aus dem ich verjagt worden war, in Brand zu stecken, warf ich, als ich ein Kind darin jammern hörte, in das Elbwasser und dachte: Mag es Gottes Blitz einäschern; ich will's nicht! — Kohlhaas sagte betroffen: Wodurch aber hast Du Dir die Verjagung aus der Tronkenburg zugezogen? Drauf Herse: Durch einen schlechten Streich, Herr; — und trocknete sich den Schweiß von der Stirn — Geschehenes ist aber nicht zu ändern. Ich wollte die Pferde nicht auf der Feldarbeit zu Grunde richten lassen und sagte, daß sie noch zu jung wären und nicht gezogen hätten. — Kohlhaas erwiderte, indem er seine Verwirrung zu verbergen suchte, daß er hierin nicht ganz die Wahrheit gesagt, indem die Pferde schon zu Anfange des verflossenen Frühjahrs ein wenig im Geschirr gewesen wären. Du hättest Dich auf der Burg, fuhr er fort, wo Du doch eine Art von Gast warest, schon ein oder etlichemal, wenn gerade wegen schleuniger Einführung der Ernte Noth war, gefällig zeigen können. — Das habe ich auch gethan, Herr, sprach Herse. Ich dachte, da sie mir grämliche Gesichter machten, es wird doch die Rappen just nicht kosten. Am dritten Vormittag spannt' ich sie vor, und drei Fuhren Getreide führt' ich ein. Kohlhaas, dem das Herz emporquoll, schlug die Augen zu Boden und versetzte: Davon hat man mir nichts gesagt, Herse! — Herse versicherte ihn, daß es so sei. Meine Ungefälligkeit, sprach er, bestand darin, daß ich die Pferde, als sie zu Mittag kaum ausgefressen hatten, nicht wieder ins Joch spannen wollte, und daß ich dem Schloßvogt und dem Verwalter, als sie mir vorschlugen, frei Futter dafür anzunehmen, und das Geld, das Ihr mir für Futterkosten zurückgelassen hattet, in den Sack zu stecken, antwortete — ich würde ihnen sonst was thun, mich umkehrte und wegging. — Um diese Ungefälligkeit aber, sagte Kohlhaas, bist Du von der Tronkenburg nicht weggejagt worden. — Behüte Gott, rief der Knecht, um gottvergessene Missethat! Denn auf den Abend wurden die Pferde zweier Ritter, welche auf die Tronkenburg kamen, in den Stall geführt und meine an die Stallthüre angebunden. Und da ich dem Schloßvogt, der sie daselbst einquartierte, die Rappen aus der Hand nahm und fragte, wo die Thiere jetzo bleiben sollten, so zeigte er mir einen Schweinekoben an, der von Latten und Brettern an der Schloßmauer aufgebaut war. — Du meinst, unterbrach ihn Kohlhaas, es war ein so schlechtes Behältniß für Pferde, daß es einem Schweinekoben ähnlicher war, als einem Stall. — Es war ein Schweinekoben, Herr, antwortete Herse; wirklich und wahrhaftig ein Schweinekoben, in welchem die Schweine aus- und einliefen und ich nicht aufrecht stehen konnte. — Vielleicht war sonst kein Unterkommen für die Rappen aufzufinden, versetzte Kohlhaas; die Pferde der Ritter gingen

auf eine gewisse Art vor. — Der Platz, erwiderte der Knecht, indem er die Stimme fallen ließ, war eng. Es hauseten jetzt in allem sieben Ritter auf der Burg. Wenn Ihr es gewesen wäret, Ihr hättet die Pferde ein wenig zusammenrücken lassen. Ich sagte, ich wolle mir im Dorf einen Stall zu miethen suchen; doch der Schloßvogt versetzte, daß er die Pferde unter seinen Augen behalten müsse, und daß ich mich nicht unterstehen solle sie vom Hofe wegzuführen. — Hm! sagte Kohlhaas. Was gabst Du darauf an? — Weil der Verwalter sprach, die beiden Gäste würden bloß übernachten und am andern Morgen weiter reiten, so führte ich die Pferde in den Schweinekoben hinein. Aber der folgende Tag verfloß, ohne daß es geschah; und als der dritte anbrach, hieß es, die Herren würden noch einige Wochen auf der Burg verweilen. — Am Ende war's nicht so schlimm, Herse, im Schweinekoben, sagte Kohlhaas, als es Dir, da Du zuerst die Nase hineinstecktest, vorkam. — 's ist wahr, erwiderte jener. Da ich den Ort ein bissel ausfegte, ging's an. Ich gab der Magd einen Groschen, daß sie die Schweine wo anders einstecke. Und den Tag über bewerkstelligte ich auch, daß die Pferde aufrecht stehen konnten, indem ich die Bretter oben, wenn der Morgen dämmerte, von den Latten abnahm und abends wieder auflegte. Sie guckten nun, wie Gänse, aus dem Dach vor und sahen sich nach Kohlhaasenbrück oder sonst, wo es besser ist, um. — Nun denn, fragte Kohlhaas, warum also in aller Welt jagte man Dich fort? — Herr, ich sag's Euch, weil man mich los sein wollte. Weil sie die Pferde, so lange ich dabei war, nicht zu Grunde richten konnten. Ueberall schnitten sie mir, im Hofe und in der Gesindestube, widerwärtige Gesichter; und weil ich dachte: Zieht Ihr die Mäuler, daß sie verrenken, so brachen sie die Gelegenheit vom Zaune und warfen mich vom Hofe herunter. — Aber die Veranlassung! rief Kohlhaas. Sie werden doch irgend eine Veranlassung gehabt habeu! — O allerdings, antwortete Herse, und die allergerechteste. Ich nahm am Abend des zweiten Tages, den ich im Schweinekoben zugebracht, die Pferde, die sich darin doch zugesudelt hatten, und wollte sie zur Schwemme reiten. Und da ich eben unter dem Schloßthore bin und mich wenden will, hör' ich den Vogt und den Verwalter, mit Knechten, Hunden und Prügeln, aus der Gesindestube hinter mir herstürzen und Halt den Spitzbuben! rufen, Halt den Galgenstrick! als ob sie besessen wären. Der Thorwächter tritt mir in den Weg; und da ich ihn und den rasenden Haufen, der auf mich anläuft, frage: Was auch giebt's? Was es giebt? antwortet der Schloßvogt und greift meinen beiden Rappen in die Zügel. Wo will Er hin mit den Pferden? fragt er und packt mich an die Brust. Ich sage: Wo ich hin will? Himmeldonner! Zur Schwemme will ich reiten. Denkt Er, daß ich —? Zur Schwemme? ruft der Schloßvogt. Ich will Dich, Gauner, auf der Heerstraße nach Kohlhaasenbrück schwimmen lehren! und schmeißt mich mit einem hämischen Mordzug, er und der Verwalter, der mir das Bein gefaßt hat, vom Pferd herunter, daß ich mich, lang wie ich bin, in dem Koth messe. Mord! Hagel! ruf' ich, Sielzeug und Decken liegen und ein Bündel Wäsche von mir im Stall. Doch er und die Knechte, indessen der Verwalter die Pferde wegführt, mit Füßen und Peitschen und Prügeln

über mich her, daß ich halbtodt hinter dem Schloßthor niedersinke. Und da ich sage: Die Raubhunde! Wo führen sie mir die Pferde hin? und mich erhebe: Heraus aus dem Schloßhof! schreit der Vogt, und: Hetz, Kaiser! hetz, Jäger! erschallt es, und: Hetz Spitz! und eine Koppel von mehr denn zwölf Hunden fällt über mich her. Drauf brech' ich, war es eine Latte, ich weiß nicht was vom Zaune, und drei Hunde todt streck' ich neben mir nieder; doch da ich von jämmerlichen Zerfleischungen gequält, weichen muß: Flüt! gellt eine Pfeife; die Hunde in den Hof, die Thorflügel zusammen, der Riegel vor, und auf der Straße ohnmächtig sink' ich nieder. — Kohlhaas sagte bleich im Gesicht, mit erzwungener Schelmerei: Hast Du auch nicht entweichen wollen, Herse? Und da dieser mit dunkler Röthe vor sich niedersah: Gesteh mir's, sagte er; es gefiel Dir im Schweinekoben nicht; Du dachtest: im Stall zu Kohlhaasenbrück ist's doch besser. — Himmelschlag! rief Herse, Sielzeug und Decken ließ ich ja und ein Bündel Wäsche im Schweinekoben zurück. Würd' ich drei Reichsgülden nicht zu mir gesteckt haben, die ich im rothseidenen Halstuch hinter der Krippe versteckt hatte? Blitz, Höll' und Teufel! Wenn Ihr so sprecht, so möcht' ich nur gleich den Schwefelfaden, den ich wegwarf, wieder anzünden! Nun, nun! sagte der Roßhändler, es war eben nicht böse gemeint! Was Du gesagt hast, schau Wort für Wort, ich glaub' es Dir; und das Abendmahl, wenn es zur Sprache kommt, will ich selbst nun darauf nehmen. Es thut mir leid, daß es Dir in meinen Diensten nicht besser ergangen ist; geh, Herse, geh zu Bett, laß Dir eine Flasche Wein geben und tröste Dich: Dir soll Gerechtigkeit widerfahren! Und damit stand er auf, fertigte ein Verzeichniß der Sachen an, die der Großknecht im Schweinekoben zurückgelassen, specificirte den Werth derselben, fragte ihn auch, wie hoch er die Kurkosten anschlage, und ließ ihn, nachdem er ihm noch einmal die Hand gereicht, abtreten. —

Hierauf erzählte er Lisbeth, seiner Frau, den ganzen Verlauf und inneren Zusammenhang der Geschichte, erklärte ihr, wie er entschlossen sei, die öffentliche Gerechtigkeit für sich aufzufordern, und hatte die Freude, zu sehen, daß sie ihn in diesem Vorsatze aus voller Seele bestärkte. Denn sie sagte, daß noch mancher andere Reisende, vielleicht minder duldsam, als er, über jene Burg ziehen würde; daß es ein Werk Gottes wäre, Unordnungen, gleich diesen, Einhalt zu thun; und daß sie die Kosten, die ihm die Führung des Prozesses verursachen würde, schon beitreiben wolle. Kohlhaas nannte sie sein wackeres Weib, erfreute sich diesen und den folgenden Tag in ihrer und seiner Kinder Mitte und brach, sobald es seine Geschäfte irgend zuließen, nach Dresden auf, um seine Klage vor Gericht zu bringen.

Hier verfaßte er, mit Hülfe eines Rechtsgelehrten, den er kannte, eine Beschwerde, in welcher er, nach einer umständlichen Schilderung des Frevels, den der Junker Wenzel von Tronka an ihm sowohl, als an seinem Knecht Herse verübt hatte, auf gesetzmäßige Bestrafung desselben, Wiederherstellung der Pferde in den vorigen Stand und auf Ersatz des Schadens antrug, den er sowohl, als sein Knecht dadurch erlitten hatten. Die Rechtssache war in der That klar. Der Umstand, daß die Pferde

gesetzwidriger Weise festgehalten worden waren, warf ein entscheidendes Licht auf alles übrige; und selbst wenn man hätte annehmen wollen, daß die Pferde durch einen bloßen Zufall erkrankt wären, so würde die Forderung des Roßkamms, sie ihm gesund wieder zuzustellen, noch gerecht gewesen sein. Es fehlte Kohlhaas auch, während er sich in der Residenz umsah, keineswegs an Freunden, die seine Sache lebhaft zu unterstützen versprachen; der ausgebreitete Handel, den er mit Pferden trieb, hatte ihm die Bekanntschaft, und die Redlichkeit, mit welcher er dabei zu Werke ging, ihm das Wohlwollen der bedeutendsten Männer des Landes verschafft. Er speisete bei seinem Advocaten, der selbst ein ansehnlicher Mann war, mehreremal heiter zu Tisch, legte eine Summe Geldes, zur Bestreitung der Prozeßkosten, bei ihm nieder und kehrte, nach Verlauf einiger Wochen, völlig von demselben über den Ausgang seiner Rechtssache beruhigt, zu Lisbeth, seinem Weibe, nach Kohlhaasenbrück zurück. Gleichwohl vergingen Monate, und das Jahr war daran, abzuschließen, bevor er von Sachsen aus auch nur eine Erklärung über die Klage, die er daselbst anhängig gemacht hatte, geschweige denn die Entscheidung selbst, erhielt. Er fragte, nachdem er mehreremale von neuem bei dem Tribunal eingekommen war, seinen Rechtsgehülfen in einem vertrauten Briefe, was eine so übergroße Verzögerung verursachte, und erfuhr, daß die Klage, auf eine höhere Insinuation, bei dem Dresdener Gerichtshofe, gänzlich niedergeschlagen worden sei. — Auf die befremdete Rückschrift des Roßkamms, worin dies seinen Grund habe, meldete ihm jener, daß der Junker Wenzel von Tronka mit zwei Jungherren, Hinz und Kunz von Tronka, verwandt sei, deren einer, bei der Person des Herrn, Mundschenk, der andere gar Kämmerer sei. — Er rieth ihm noch, er möchte, ohne weitere Bemühungen bei der Rechtsinstanz, seiner auf der Tronkenburg befindlichen Pferde wieder habhaft zu werden suchen; gab ihm zu verstehen, daß der Junker, der sich jetzt in der Hauptstadt aufhalte, seine Leute angewiesen zu haben scheine, sie ihm auszuliefern; und schloß mit dem Gesuch, ihn wenigstens, falls er sich hiermit nicht beruhigen wolle, mit ferneren Aufträgen in dieser Sache zu verschonen.

Kohlhaas befand sich um diese Zeit gerade in Brandenburg, wo der Stadthauptmann, Heinrich von Geusau, unter dessen Regierungsbezirk Kohlhaasenbrück gehörte, eben beschäftigt war, mehrere wohlthätige Anstalten für Kranke und Arme einzurichten. Besonders war er bemüht, einen mineralischen Quell, der in einem Dorfe der Umgegend sprang und von dessen Heilkräften man sich mehr, als die Zukunft nachher bewährte, versprach, für den Gebrauch der Preßhaften einzurichten; und da Kohlhaas ihm wegen manchen Verkehrs, in dem er zur Zeit seines Aufenthalts am Hofe mit demselben gestanden hatte, bekannt war, so erlaubte er Hersen, dem Großknecht, dem ein Schmerz beim Athemholen über der Brust, seit jenem schlimmen Tage auf der Tronkenburg, zurückgeblieben war, die Wirkung der kleinen, mit Dach und Einfassung versehenen Heilquelle zu versuchen. Es traf sich, daß der Stadthauptmann eben am Kessel des Quells, in welchen Kohlhaas den Herse gelegt hatte, gegenwärtig war, um einige Anordnungen zu treffen, als jener, durch

einen Boten, den ihm seine Frau nachschickte, den niederschlagenden Brief seines Rechtsgehülfen aus Dresden empfing. Der Stadthauptmann, der, während er mit dem Arzte sprach, bemerkte, daß Kohlhaas eine Thräne auf den Brief, den er eröffnet hatte, fallen ließ, näherte sich ihm auf eine freundliche und herzliche Weise und fragte, was für ein Unfall ihn betroffen; und da der Roßhändler ihm, ohne zu antworten, den Brief überreichte, so klopfte dieser würdige Mann, dem die abscheuliche Ungerechtigkeit, die man auf der Tronkenburg an ihm verübt hatte, und an deren Folgen Herse eben krank danieder lag, bekannt war, auf die Schulter und sagte ihm, er solle nicht muthlos sein; er werde ihm zu seiner Genugthuung verhelfen! Am Abend, da sich der Roßkamm, seinem Befehle gemäß, zu ihm aufs Schloß begeben hatte, sagte er ihm, daß er nur eine Supplik, mit einer kurzen Darstellung des Vorfalls, an den Kurfürsten von Brandenburg aufsetzen, den Brief des Advocaten beilegen und wegen der Gewaltthätigkeit, die man sich auf sächsischem Gebiet gegen ihn erlaubt, den landesherrlichen Schutz aufrufen möchte. Er versprach ihm, die Bittschrift unter einem anderen Packet, das schon bereit liege, in die Hände des Kurfürsten zu bringen, der seinethalb unfehlbar bei dem Kurfürsten von Sachsen einkommen würde; und mehr als eines solchen Schrittes bedürfe es nicht, um ihm bei dem Tribunal in Dresden, den Künsten des Junkers und seines Anhanges zum Trotz, Gerechtigkeit zu verschaffen. Kohlhaas, lebhaft erfreut, dankte dem Stadthauptmann für diesen neuen Beweis seiner Gewogenheit aufs herzlichste; sagte, es thue ihm nur leid, daß er nicht, ohne irgend Schritte in Dresden zu thun, seine Sache gleich in Berlin anhängig gemacht habe; und nachdem er in der Schreiberei des Stadtgerichts die Beschwerde, ganz den Forderungen gemäß, verfaßt und dem Stadthauptmann übergeben hatte, kehrte er, beruhigter über den Ausgang seiner Geschichte als je, nach Kohlhaasenbrück zurück. Er hatte aber schon in wenigen Wochen den Kummer, durch einen Gerichtsherrn, der in Geschäften des Stadthauptmanns nach Potsdam ging, zu erfahren, daß der Kurfürst die Supplik seinem Kanzler, dem Grafen Kallheim, übergeben habe, und daß dieser nicht unmittelbar, wie es zweckmäßig schien, bei dem Hofe zu Dresden um Untersuchung und Bestrafung der Gewaltthat, sondern um vorläufige, nähere Information bei dem Junker von Tronka eingekommen sei. Der Gerichtsherr, der vor Kohlhaasens Wohnung im Wagen haltend, den Auftrag zu haben schien, dem Roßhändler diese Eröffnung zu machen, konnte ihm auf die betroffene Frage, warum man also verfahren? keine befriedigende Auskunft geben. Er fügte nur noch hinzu, der Stadthauptmann ließe ihm sagen, er möchte sich in Geduld fassen; schien bedrängt, seine Reise fortzusetzen; und erst am Schluß der kurzen Unterredung errieth Kohlhaas aus einigen hingeworfenen Worten, daß der Graf Kallheim mit dem Hause derer von Tronka verschwägert sei. — Kohlhaas, der keine Freude mehr, weder an seiner Pferdezucht, noch an Haus und Hof, kaum an Weib und Kind hatte, durchharrte in trüber Ahnung der Zukunft den nächsten Mond; und ganz seiner Erwartung gemäß kam, nach Verlauf dieser Zeit, Herse, dem das Bad einige Linderung verschafft hatte, von Brandenburg zurück,

mit einem, ein größeres Rescript begleitenden Schreiben des Stadthauptmanns, des Inhalts: es thue ihm leid, daß er nichts in seiner Sache thun könne; er schicke ihm eine, an ihn ergangene Resolution der Staatskanzlei und rathe ihm, die Pferde, die er in der Tronkenburg zurückgelassen, wieder abführen und die Sache übrigens ruhen zu lassen. — Die Resolution lautete: „er sei, nach dem Bericht des Tribunals in Dresden, ein unnützer Querulant; der Junker, bei dem er die Pferde zurückgelassen, halte ihm dieselben auf keine Weise zurück; er möchte nach der Burg schicken und sie holen, oder den Junker wenigstens wissen lassen, wohin er sie ihm senden solle, die Staatskanzlei aber auf jeden Fall mit solchen Plackereien und Stänkereien verschonen." Kohlhaas, dem es nicht um die Pferde zu thun war — er hätte gleichen Schmerz empfunden, wenn es ein paar Hunde gegolten hätte — Kohlhaas schäumte vor Wuth, als er diesen Brief empfing. Er sah, so oft sich ein Geräusch im Hofe hören ließ, mit der widerwärtigsten Erwartung, die seine Brust jemals bewegt hatte, nach dem Thorwege, ob die Leute des Jungherren erscheinen und ihm, vielleicht gar mit einer Entschuldigung, die Pferde, abgehungert und abgehärmt, wieder zustellen würden; der einzige Fall, in welchem seine Seele auf nichts, das ihrem Gefühl völlig entsprach, gefaßt war. Er hörte aber in kurzer Zeit schon durch einen Bekannten, der die Straße gereiset war, daß die Gäule auf der Tronkenburg, nach wie vor, den übrigen Pferden des Landjunkers gleich, auf dem Felde gebraucht würden; und mitten durch den Schmerz, die Welt in einer so ungeheuren Unordnung zu erblicken, zuckte die innerliche Zufriedenheit empor, seine eigne Brust nunmehr in Ordnung zu sehen. Er lud einen Amtmann, seinen Nachbar, zu sich, der längst mit dem Plan umgegangen war, seine Besitzungen durch den Ankauf der ihre Grenze berührenden Grundstücke zu vergrößern, und fragte ihn, nachdem sich derselbe bei ihm niedergelassen, was er für seine Besitzungen im Brandenburgischen und im Sächsischen, Haus und Hof, in Bausch und Bogen, es sei nagelfest oder nicht, geben wolle? Lisbeth, sein Weib, erblaßte bei diesen Worten. Sie wandte sich und hob ihr Jüngstes auf, das hinter ihr auf dem Boden spielte, verzweifelte Blicke auf den Roßkamm und ein Papier werfend, das er in der Hand hielt. Der Amtmann fragte, was ihn plötzlich auf so sonderbare Gedanken bringe; worauf jener, mit so viel Heiterkeit, als er erzwingen konnte, erwiderte: der Gedanke, seinen Meierhof an den Ufern der Havel zu verkaufen, sei nicht allzuneu; sie hätten beide schon oft über diesen Gegenstand verhandelt; sein Haus in der Vorstadt in Dresden sei, in Vergleich damit, ein bloßer Anhang, der nicht in Erwägung komme; und kurz, wenn er ihm seinen Willen thun und beide Grundstücke übernehmen wolle, so sei er bereit, den Contract darüber mit ihm abzuschließen. Er setzte, mit einem etwas erzwungenen Scherz hinzu, Kohlhaasenbrück sei ja nicht die Welt; es könne Zwecke geben, in Vergleich mit welchen, seinem Hauswesen als ein ordentlicher Vater vorzustehen, untergeordnet und nichtswürdig sei; und kurz, seine Seele, müsse er ihm sagen, sei auf große Dinge gestellt, von welchen er vielleicht bald hören werde. Der Amtmann, durch diese Worte beruhigt, sagte auf eine lustige Art zur Frau, die das Kind einmal über das andere

küßte, er werde doch nicht gleich Bezahlung verlangen? legte Hut und Stock, die er zwischen den Knieen gehalten hatte, auf den Tisch und nahm das Blatt, das der Roßkamm in der Hand hielt, um es zu durchlesen. Kohlhaas, indem er demselben näher rückte, erklärte ihm, daß es ein von ihm aufgesetzter eventueller in vier Wochen verfallener Kaufcontract sei, zeigte ihm, daß darin nichts fehle, als die Unterschriften und die Einrückung der Summen, sowohl was den Kaufpreis selbst, als auch den Reukauf, d. h. die Leistung betreffe, zu der er sich, falls er binnen vier Wochen zurückträte, verstehen wolle; und forderte ihn noch einmal munter auf, ein Gebot zu thun, indem er ihn versicherte, daß er billig sein und keine großen Umstände machen würde. Die Frau ging in der Stube auf und ab; ihre Brust flog, daß das Tuch, an welchem der Knabe gezupft hatte, ihr völlig von der Schulter herabzufallen drohte. Der Amtmann sagte, daß er ja den Werth der Besitzung in Dresden keineswegs beurtheilen könne; worauf ihm Kohlhaas, Briefe, die bei ihrem Ankauf gewechselt worden waren, hinschiebend, antwortete, daß er sie zu 100 Goldgulden anschlage, obschon daraus hervorging, daß sie ihm fast um die Hälfte mehr gekostet hatten. Der Amtmann, der den Kaufcontract noch einmal überlas und darin auch von seiner Seite, auf eine sonderbare Art, die Freiheit stipulirt fand, zurückzutreten, sagte, schon halb entschlossen, daß er ja die Gestütpferde, die in seinen Ställen wären, nicht brauchen könne; doch da Kohlhaas erwiderte, daß er die Pferde auch gar nicht loszuschlagen willens sei und daß er auch einige Waffen, die in der Rüstkammer hingen, für sich behalten wolle, so — zögerte jener noch und zögerte und wiederholte endlich ein Gebot, das er ihm vor kurzem schon einmal, halb im Scherz, halb im Ernst, nichtswürdig gegen den Werth der Besitzung, auf einem Spaziergange gemacht hatte. Kohlhaas schob ihm Tinte und Feder hin, um zu schreiben; und da der Amtmann, der seinen Sinnen nicht traute, ihn noch einmal gefragt hatte, ob es sein Ernst sei? und der Roßkamm ihm ein wenig empfindlich geantwortet hatte: ob er glaube, daß er bloß seinen Scherz mit ihm treibe? so nahm jener zwar mit einem bedenklichen Gesicht die Feder und schrieb; dagegen durchstrich er den Punkt, in welchem von der Leistung, falls dem Verkäufer der Handel gereuen sollte, die Rede war; verpflichtete sich zu einem Darlehn von 100 Goldgülden auf die Hypothek des Dresdenschen Grundstücks, das er auf keine Weise käuflich an sich bringen wollte; und ließ ihm binnen zwei Monaten völlige Freiheit, von dem Handel wieder zurückzutreten. Der Roßkamm, von diesem Verfahren gerührt, schüttelte ihm mit vieler Herzlichkeit die Hand; und nachdem sie noch überein gekommen waren, daß des Kaufpreises vierter Theil gleich bar und der Rest, in drei Monaten, in der Hamburger Bank gezahlt werden sollte, rief jener nach Wein, um sich eines so glücklich abgemachten Geschäfts zu erfreuen. Er sagte einer Magd, die mit den Flaschen hereintrat, Sternbald, der Knecht, solle ihm den Fuchs satteln; er müsse, gab er an, nach der Hauptstadt reiten, wo er Verrichtung habe; und gab zu verstehen, daß er in kurzem, wenn er zurückkehre, sich offenherziger über das, was er jetzt noch für sich behalten müsse, auslassen würde. Hierauf, indem er die Gläser einschenkte, fragte er nach den Polen

und Türken, die gerade damals mit einander im Streit lagen, verwickelte den Amtmann in mancherlei politische Conjecturen darüber, trank ihm schließlich hierauf noch einmal das Gedeihen ihres Geschäfts zu und entließ ihn. — Als der Amtmann das Zimmer verlassen hatte, fiel Lisbeth auf die Kniee vor ihm nieder. Wenn Du mich irgend, rief sie, mich und die Kinder in Deinem Herzen trägst; wenn wir nicht im voraus schon verstoßen sind: so sage mir, was diese entsetzlichen Anstalten zu bedeuten haben! Kohlhaas sagte: Liebstes Weib, nichts, das Dich noch, so wie die Sachen stehen, beunruhigen dürfte. Ich habe eine Resolution erhalten, in welcher man mir sagt, daß meine Klage gegen den Junker Wenzel von Tronka eine nichtsnutzige Stänkerei sei. Und weil hier ein Mißverständniß obwalten muß, so habe ich mich entschlossen, meine Klage noch einmal, persönlich bei dem Landesherrn selbst, einzureichen. — Warum willst Du Dein Haus verkaufen? rief sie, indem sie mit einer verstörten Gebärde aufstand. Der Roßkamm, indem er sie sanft an seine Brust drückte, erwiderte: Weil ich in einem Lande, liebste Lisbeth, in welchem man mich in meinen Rechten nicht schützen will, nicht bleiben mag. Lieber ein Hund sein, wenn ich von Füßen getreten werden soll, als ein Mensch! Ich bin gewiß, daß meine Frau hierin so denkt, als ich. — Woher weißt Du, fragte jene wild, daß man Dich in Deinen Rechten nicht schützen wird? Wenn Du dem Herrn bescheiden, wie es Dir zukommt, mit Deiner Bittschrift nahst: woher weißt Du, daß sie bei Seite geworfen oder mit Verweigerung, Dich zu hören, beantwortet werden wird? — Wohlan, antwortete Kohlhaas, wenn meine Furcht hierin unbegründet ist, so ist auch mein Haus noch nicht verkauft. Der Herr selbst, weiß ich, ist gerecht; und wenn es mir nur gelingt, durch die, die ihn umringen, bis an seine Person zu kommen, so zweifle ich nicht, ich verschaffe mir Recht und kehre fröhlich, noch ehe die Woche verstreicht, zu Dir und meinen alten Geschäften zurück. Möcht' ich alsdann noch, setzt' er hinzu, indem er sie küßte, bis an das Ende meines Lebens bei Dir verharren! — Doch rathsam ist es, fuhr er fort, daß ich mich auf jeden Fall gefaßt mache; und daher wünschte ich, daß Du Dich auf einige Zeit, wenn es sein kann, entferntest und mit den Kindern zu Deiner Muhme nach Schwerin gingst, die Du überdies längst hast besuchen wollen. — Wie? rief die Hausfrau. Ich soll nach Schwerin gehen? Ueber die Grenze mit den Kindern, zu meiner Muhme nach Schwerin? Und das Entsetzen erstickte ihr die Sprache. — Allerdings, antwortete Kohlhaas, und das, wenn es sein kann, gleich, damit ich in den Schritten, die ich für meine Sache thun will, durch keine Rücksichten gestört werde. — O! ich verstehe Dich! rief sie. Du brauchst jetzt nichts mehr als Waffen und Pferde; alles andere kann nehmen, wer will! Und damit wandte sie sich, warf sich auf einen Sessel nieder und weinte. — Kohlhaas sagte betroffen: Liebste Lisbeth, was machst Du? Gott hat mich mit Weib und Kindern und Gütern gesegnet; soll ich heute zum erstenmal wünschen, daß es anders wäre? — — — Er setzte sich zu ihr freundlich nieder. — Sag' mir an, sprach er, indem er ihr die Locken von der Stirne strich: Was soll ich thun? Soll ich meine Sache aufgeben? Soll ich nach der Tronkenburg gehen und den Ritter bitten, daß er mir

die Pferde wieder gebe, mich aufschwingen und sie Dir herreiten? — Lisbeth wagte nicht ja! ja! ja! zu sagen — sie schüttelte weinend mit dem Kopf, sie drückte ihn heftig an sich und überdeckte ihn mit Küssen. Nun also! rief Kohlhaas. Wenn Du fühlst, daß mir, falls ich mein Gewerbe forttreiben soll, Recht werden muß: so gönne mir auch die Freiheit, die mir nöthig ist, es mir zu verschaffen! Und damit stand er auf, und sagte dem Knecht, der ihm meldete, daß der Fuchs gesattelt stünde, morgen müßten auch die Braunen eingeschirrt werden, um seine Frau nach Schwerin zu führen. Lisbeth sagte, sie habe einen Einfall! Sie erhob sich, wischte sich die Thränen aus den Augen und fragte ihn, der sich an einem Pult niedergesetzt hatte: ob er ihr die Bittschrift geben und sie, statt seiner, nach Berlin gehen lassen wolle, um sie dem Landesvater zu überreichen. Kohlhaas, von dieser Wendung um mehr als einer Ursach willen gerührt, zog sie zu sich nieder und sprach: Liebste Frau, das ist nicht wohl möglich! Der Landesherr ist vielfach umringt; mancherlei Verdrießlichkeiten ist der ausgesetzt, der ihm naht. Lisbeth versetzte, daß es in tausend Fällen einer Frau leichter sei, als einem Mann, ihm zu nahen. Gieb mir die Bittschrift, wiederholte sie; und wenn Du weiter nichts willst, als sie in seinen Händen wissen, so verbürge ich mich dafür: er soll sie bekommen! Kohlhaas, der von ihrem Muth sowohl, als ihrer Klugheit mancherlei Proben hatte, fragte, wie sie es denn anzustellen denke; worauf sie erwiderte: daß der Castellan des kurfürstlichen Schlosses in früheren Zeiten, da er zu Schwerin in Diensten gestanden, um sie geworben habe; daß derselbe zwar jetzt verheirathet, sie aber immer noch nicht ganz vergessen wäre; — und kurz, daß er es ihr nur überlassen möchte, aus diesem und manchem andern Umstand, den zu beschreiben zu weitläufig wäre, Vortheil zu ziehen. Kohlhaas küßte sie mit vieler Freude, sagte, daß er ihren Vorschlag annähme, belehrte sie, daß es weiter nichts bedürfe, als eine Wohnung bei der Frau desselben, um den Landesherrn im Schlosse selbst anzutreten, gab ihr die Bittschrift, ließ die Braunen anspannen und schickte sie mit Sternbald, seinem treuen Knecht, wohleingepackt ab.

Diese Reise war aber von allen erfolglosen Schritten, die er in seiner Sache gethan, der allerunglücklichste. Denn schon nach wenig Tagen zog Sternbald in den Hof wieder ein, Schritt vor Schritt den Wagen führend, in welchem die Frau, mit einer gefährlichen Quetschung an der Brust, ausgestreckt darnieder lag. Kohlhaas, der bleich an das Fuhrwerk trat, konnte nichts Zusammenhängendes über das, was dieses Unglück verursacht hatte, erfahren. Der Castellan war, wie der Knecht sagte, nicht zu Hause gewesen; man war also genöthigt worden, in einem Wirthshause, das in der Nähe des Schlosses lag, abzusteigen; dies Wirthshaus hatte Lisbeth am andern Morgen verlassen und dem Knecht befohlen, bei den Pferden zurückzubleiben; und eher nicht, als am Abend, sei sie in diesem Zustand zurückgekommen. Es schien, sie hatte sich zu dreist an die Person des Landesherrn vorgedrängt und, ohne Verschulden desselben, von dem bloßen rohen Eifer einer Wache, die ihn umringte, einen Stoß mit dem Schaft einer Lanze vor die Brust erhalten. Wenigstens berichteten die Leute so, die sie, in bewußtlosem Zustand, gegen Abend in den Gasthof

brachten; denn sie selbst konnte, von aus dem Munde hervorquellendem Blute gehindert, wenig sprechen. Die Bittschrift war ihr nachher durch einen Ritter abgenommen worden. Sternbald sagte, daß es sein Wille gewesen sei, sich gleich auf ein Pferd zu setzen, um ihm von diesem unglücklichen Vorfall Nachricht zu geben; doch sie habe, trotz der Vorstellungen des herbeigerufenen Wundarztes, darauf bestanden, ohne alle vorgängige Benachrichtigungen zu ihrem Manne nach Kohlhaasenbrück abgeführt zu werden. Kohlhaas brachte sie, die von der Reise völlig zu Grunde gerichtet worden war, in ein Bett, wo sie unter schmerzhaften Bemühungen, Athem zu holen, noch einige Tage lebte. Man versuchte vergebens, ihr das Bewußtsein wieder zu geben, um über das, was vorgefallen war, einige Aufschlüsse zu erhalten, sie lag mit starrem, schon gebrochenem Auge da und antwortete nicht. Nur kurz vor ihrem Tode kehrte ihr noch einmal die Besinnung wieder. Denn da ein Geistlicher lutherischer Religion (zu welchem eben damals aufkeimenden Glauben sie sich, nach dem Beispiel ihres Mannes, bekannt hatte) neben ihrem Bette stand und ihr mit lauter und feierlicher Stimme ein Kapitel aus der Bibel vorlas: so sah sie ihn plötzlich mit einem finstern Ausdruck an, nahm ihm, als ob ihr daraus nichts vorzulesen wäre, die Bibel aus der Hand, blätterte und blätterte und schien etwas darin zu suchen und zeigte dem Kohlhaas, der an ihrem Bette saß, mit dem Zeigefinger den Vers: „Vergieb Deinen Feinden; thue wohl auch denen, die Dich hassen." — Sie drückte ihm dabei mit einem überaus seelenvollen Blick die Hand und starb. — Kohlhaas dachte: So möge mir Gott nie vergeben, wie ich dem Junker vergebe! küßte sie, indem ihm häufig die Thränen flossen, drückte ihr die Augen zu und verließ das Gemach. Er nahm die hundert Goldgülden, die ihm der Amtmann schon für die Ställe in Dresden zugefertigt hatte, und bestellte ein Leichenbegängniß, das weniger für sie, als für eine Fürstin, angeordnet schien: ein eichener Sarg, stark mit Metall beschlagen, Kissen von Seide, mit goldnen und silbernen Troddeln, und ein Grab von acht Ellen Tiefe, mit Feldsteinen gefüttert und Kalk. Er stand selbst, sein Jüngstes auf dem Arm, bei der Gruft und sah der Arbeit zu. Als der Begräbnißtag kam, ward die Leiche, weiß wie Schnee, in einem Saal aufgestellt, den er mit schwarzem Tuche hatte beschlagen lassen. Der Geistliche hatte eben eine rührende Rede an ihrer Bahre vollendet, als ihm die landesherrliche Resolution auf die Bittschrift zugestellt ward, welche die Abgeschiedene übergeben hatte, des Inhalts: er solle die Pferde von der Tronkenburg abholen und bei Strafe, in das Gefängniß geworfen zu werden, nicht weiter in dieser Sache einkommen. Kohlhaas steckte den Brief ein und ließ den Sarg auf den Wagen bringen. Sobald der Hügel geworfen, das Kreuz darauf gepflanzt und die Gäste, die die Leiche bestattet hatten, entlassen waren, warf er sich noch einmal vor ihrem, nun verödeten Lager nieder und übernahm sodann das Geschäft der Rache. Er setzte sich nieder und verfaßte einen Rechtsschluß, in welchem er den Junker Wenzel von Tronka, kraft der ihm angeborenen Macht, verdammte, die Rappen, die er ihm abgenommen und auf den Feldern zu Grunde gerichtet, binnen drei Tagen nach Sicht, nach Kohlhaasenbrück zu führen und in Person in seinen

Ställen dick zu füttern. Diesen Schluß sandte er durch einen reitenden Boten an ihn ab und instruirte denselben, flugs nach Uebergabe des Papiers wieder bei ihm in Kohlhaasenbrück zu sein. Da die drei Tage ohne Ueberlieferung der Pferde verflossen, so rief er Hersen, eröffnete ihm, was er dem Junghern, die Dickfütterung derselben anbetreffend, aufgegeben, fragte ihn, ob er mit ihm nach der Tronkenburg reiten und den Junghern holen, auch, ob er über den Hergeholten, wenn er bei Erfüllung des Rechtsschlusses, in den Ställen von Kohlhaasenbrück, faul sei, die Peitsche führen wolle? und da Herse, so wie er ihn nur verstanden hatte: Herr, heute noch! aufjauchzte und, indem er die Mütze in die Höhe warf, versicherte: einen Riemen, mit zehn Knoten, um ihn das Striegeln zu lehren, lasse er sich flechten! so verkaufte Kohlhaas das Haus, schickte die Kinder, in einen Wagen gepackt, über die Grenze, rief bei Anbruch der Nacht auch die übrigen Knechte zusammen, sieben an der Zahl, treu ihm jedweder wie Gold, bewaffnete und beritt sie, und brach nach der Tronkenburg auf.

Er fiel auch mit diesem kleinen Haufen schon beim Einbruch der dritten Nacht, den Zollwärter und Thurmwächter, die im Gespräch unter dem Thor standen, niederreitend, in die Burg, und während, unter plötzlicher Aufprasselung aller Baracken im Schloßraum, die sie mit Feuer bewarfen, Herse über die Wendeltreppe in den Thurm der Vogtei eilte und den Schloßvogt und den Verwalter, die halb entkleidet beim Spiel saßen, mit Hieben und Stichen überfiel, stürzte Kohlhaas zum Junker Wenzel ins Schloß. Der Engel des Gerichts fährt also vom Himmel herab; und der Junker, der eben unter vielem Gelächter dem Troß junger Freunde, der bei ihm war, den Rechtsschluß, den ihm der Roßkamm übermacht hatte, vorlas, hatte nicht sobald dessen Stimme im Schloßhof vernommen, als er den Herren schon, plötzlich leichenbleich: Brüder, rettet Euch! zurief und verschwand. Kohlhaas, der, beim Eintritt in den Saal, einen Junker Hans von Tronka, der ihm entgegen kam, bei der Brust faßte und in den Winkel des Saals schleuderte, daß er sein Hirn an den Steinen verspritzte, fragte, während die Knechte die anderen Ritter, die zu den Waffen gegriffen hatten, überwältigten und zerstreuten: wo der Junker Wenzel von Tronka sei? Und da er, bei der Unwissenheit der betäubten Männer, die Thüren zweier Gemächer, die in die Seitenflügel des Schlosses führten, mit einem Fußtritt sprengte und in allen Richtungen, in denen er das weitläufige Gebäude durchkreuzte, niemanden fand, so stieg er fluchend in den Schloßhof hinab, um die Ausgänge besetzen zu lassen. Inzwischen war, vom Feuer der Baracken ergriffen, nun schon das Schloß mit allen Seitengebäuden, starken Rauch gen Himmel qualmend, angegangen, und während Sternbald mit drei geschäftigen Knechten alles, was niet- und nagelfest war, zusammenschleppten und zwischen den Pferden, als gute Beute, umstürzten, flogen, unter dem Jubel Hersens, aus den offenen Fenstern der Vogtei die Leichen des Schloßvogts und Verwalters, mit Weib und Kindern, herab. Kohlhaas, dem sich, als er die Treppe vom Schloß niederstieg, die alte, von der Gicht geplagte Haushälterin, die dem Junker die Wirthschaft führte, zu Füßen warf, fragte sie, indem er

auf der Stufe stehen blieb: wo der Junker Wenzel von Tronka sei? und da sie ihm mit schwacher, zitternder Stimme zur Antwort gab: sie glaube er habe sich in die Kapelle geflüchtet; so rief er zwei Knechte mit Fackeln, ließ, in Ermangelung der Schlüssel, den Eingang mit Brechstangen und Beilen eröffnen, kehrte Altäre und Bänke um und fand gleichwohl, zu seinem grimmigen Schmerz, den Junker nicht. Es traf sich, daß ein junger, zum Gesinde der Tronkenburg gehöriger Knecht, in dem Augenblick, da Kohlhaas aus der Kapelle zurückkam, herbeieilte, um aus einem weitläufigen, steinernen Stall, den die Flamme bedrohte, die Streithengste des Junkers herauszuziehen. Kohlhaas, der in eben diesem Augenblicke in einem kleinen, mit Stroh bedeckten Schuppen seine beiden Rappen erblickte, fragte den Knecht: warum er die Rappen nicht rette? und da dieser, indem er den Schlüssel in die Stallthür steckte, antwortete: der Schuppen stehe ja schon in Flammen; so warf Kohlhaas den Schlüssel, nachdem er ihn mit Heftigkeit aus der Stallthüre gerissen, über die Mauer, trieb den Knecht, mit hagelbichten flachen Hieben der Klinge, in den brennenden Schuppen hinein und zwang ihn, unter entsetzlichem Gelächter der Umstehenden, die Rappen zu retten. Gleichwohl, als der Knecht schreckenblaß, wenige Momente nachdem der Schuppen hinter ihm zusammenstürzte, mit den Pferden, die er an der Hand hielt, daraus hervertrat, fand er den Kohlhaas nicht mehr; und da er sich zu den Knechten auf den Schloßhof begab, und den Roßhändler, der ihm mehreremal den Rücken zukehrte, fragte: was er mit den Thieren nun anfangen sollte? — hob dieser plötzlich, mit einer fürchterlichen Gebärde, den Fuß, daß der Tritt, wenn er ihn gethan hätte, sein Tod gewesen wäre, bestieg, ohne ihm zu antworten, seinen Braunen, setzte sich unter das Thor der Burg und erharrte, inzwischen die Knechte ihr Wesen forttrieben, schweigend den Tag. Als der Morgen anbrach, war das ganze Schloß, bis auf die Mauern, niedergebrannt, und niemand befand sich mehr darin, als Kohlhaas und seine sieben Knechte. Er stieg vom Pferde und untersuchte noch einmal, beim hellen Schein der Sonne, den ganzen, in allen seinen Winkeln jetzt von ihr erleuchteten Platz, und da er sich, so schwer es ihm auch ward, überzeugen mußte, daß die Unternehmung auf die Burg fehlgeschlagen war, so schickte er, die Brust voll Schmerz und Jammer, Hersen mit einigen Knechten aus, um über die Richtung, die der Junker auf seiner Flucht genommen, Nachricht einzuziehen. Hierauf besprach er einige Tronkenburgische Knechte, die mit dem Junker unzufrieden waren und, von der Aussicht auf Beute gereizt, in seine Dienste zu treten wünschten, bewaffnete sie, nach Art des Fußvolks, mit Armbrüsten und Dolchen und lehrte sie, hinter den berittenen Knechten aufsitzen; und nachdem er alles, was der Troß zusammengeschleppt hatte, zu Geld gemacht und das Geld unter denselben vertheilt hatte, ruhete er einige Stunden, unter dem Burgthor, von seinen jämmerlichen Geschäften aus.

Gegen Mittag kam Herse und bestätigte ihm, was ihm sein Herz, immer auf die trübsten Ahnungen gestellt, schon gesagt hatte: nämlich, daß der Junker in dem Stift zu Erlabrunn, bei der alten Dame Antonia von Tronka, seiner Tante, befindlich sei. Es schien, er hatte sich, durch eine

Thür an der hintern Wand des Schlosses, über eine schmale steinerne Treppe gerettet, die, unter einem kleinen Dach, zu einigen Kähnen in die Elbe hinablief. Wenigstens berichtete Herse, daß er in einem Elbdorfe um Mitternacht in einem Nachen, ohne Steuer und Ruder, angekommen und mit einem Dorffuhrwerk nach Erlabrunn weiter gereiset sei. — — — Kohlhaas seufzte bei dieser Nachricht tief auf; er fragte, ob die Pferde gefressen hätten? und da man ihm mit ja antwortete, so ließ er den Haufen aufsitzen und stand schon in drei Stunden vor Erlabrunn. Eben, unter dem Gemurmel eines entfernten Gewitters am Horizont, mit Fackeln, die er sich vor dem Ort angesteckt, zog er mit seiner Schaar in den Klosterhof ein, als er die Aebtissin und den Stiftsvogt in einem verstörten Wortwechsel unter das Portal des Klosters treten sah; und während jener, der Stiftsvogt, ein kleiner, alter, schneeweißer Mann, grimmige Blicke auf Kohlhaas schießend, sich den Harnisch anlegen ließ und den Knechten, die ihn umringten, mit dreister Stimme zurief, die Sturmglocke zu ziehn: trat diese, die Stiftsfrau, das silberne Bildniß des Gekreuzigten in der Hand, bleich, wie ein Linnenzeug, von der Rampe herab und warf sich, mit allen ihren Jungfrauen, vor Kohlhaasens Pferd nieder. Kohlhaas, während Herse und Sternbald den Stiftsvogt überwältigten und als Gefangenen zwischen die Pferde führten, fragte sie: wo der Junker Wenzel von Tronka sei? und da sie, einen großen Ring mit Schlüsseln von ihrem Gurt loslösend: In Wittenberg, Kohlhaas, würdiger Mann! antwortete und, mit bebender Stimme, hinzusetzte: Fürchte Gott und thue kein Unrecht! — so wandte Kohlhaas, in die Hölle unbefriedigter Rache zurückgeschleudert, das Pferd und war im Begriff: Steckt an! zu rufen, als ein ungeheurer Wetterschlag, dicht neben ihm, zur Erde niederfiel. Kohlhaas, indem er sein Pferd zu ihr zurückwandte, fragte sie: Seit wann ist der Junker entwichen? — Zwei Stunden, so wahr mir Gott helfe, vor der Ankunft Eures Boten — — und Waldmann, der Knecht, zu dem sich Kohlhaas mit finstern Blicken umkehrte, bestätigte stotternd diesen Umstand: die Gewässer der Mulde, vom Regen geschwellt, hätten ihn verhindert, früher einzutreffen. Ein plötzlicher Regenguß rauschte jetzt, die Fackeln verlöschend, auf das Pflaster des Platzes nieder. Kohlhaas aber, als habe der Schmerz in seiner Brust sich zu lösen begonnen, wandte mit leichtem Gruß gegen die Dame sein Pferd, drückte ihm mit den Worten: Folgt mir meine Brüder; der Junker ist in Wittenberg! die Sporen ein und verließ das Stift.

Er kehrte, da die Nacht einbrach, in einem Wirthshause auf der Landstraße ein, wo er, wegen großer Ermüdung der Pferde, einen Tag ausruhen mußte, und da er wohl einsah, daß er mit einem Haufen von zehn Mann (denn so stark war er jetzt) einem Platze, wie Wittenberg war, nicht trotzen konnte, so verfaßte er ein Mandat, worin er, nach einer kurzen Erzählung dessen, was ihm im Lande begegnet, „jeden guten Christen," wie er sich ausdrückte, „unter Angelobung eines Handgeldes und anderer kriegerischer Vortheile," aufforderte, „seine Sache gegen den Junker von Tronka, als den allgemeinen Feind aller Christen, zu ergreifen." In einem anderen Mandat, das bald darauf erschien, nannte er sich „einen

Reichs- und Weltfreien, Gott allein unterworfenen Herrn;" eine Schwärmerei krankhafter und mißgeschaffener Art, die ihm gleichwohl, bei dem Klang seines Geldes und der Aussicht auf Beute, unter dem Gesindel, das der Friede mit Polen außer Brot gesetzt hatte, Zulauf in Menge verschaffte, dergestalt, daß er in der That dreißig und etliche Köpfe zählte, als er sich zur Einäscherung von Wittenberg auf die rechte Seite der Elbe zurückbegab. Er lagerte sich mit Pferden und Knechten unter dem Dache einer alten verfallenen Ziegelscheune, in der Einsamkeit eines finsteren Waldes, der damals diesen Platz umschloß, und hatte nicht sobald durch Sternbald, den er, mit dem Mandat, verkleidet in die Stadt schickte, erfahren, daß das Mandat daselbst schon bekannt sei, als er auch mit seinem Haufen schon am heiligen Abend vor Pfingsten aufbrach und den Platz, während die Bewohner im tiefsten Schlaf lagen, an mehreren Ecken zugleich in Brand steckte. Dabei klebte er ein Blatt an den Thürpfeiler einer Kirche an, des Inhalts: „er, Kohlhaas, habe die Stadt in Brand gesteckt und werde sie, wenn man ihm den Junker nicht ausliefere, dergestalt einäschern, daß er," wie er sich ausdrückte, „hinter keine Wand werde zu sehen brauchen, um ihn zu finden." — Das Entsetzen der Einwohner über diesen unerhörten Frevel war unbeschreiblich; und die Flamme, die bei einer zum Glück ziemlich ruhigen Sommernacht zwar nicht mehr als neunzehn Häuser, worunter gleichwohl eine Kirche war, in den Grund gelegt hatte, war nicht sobald gegen Anbruch des Tages einigermaßen gedämpft worden, als der alte Landvogt, Otto von Gorgas, bereits ein Fähnlein von funfzig Mann aussandte, um den entsetzlichen Wütherich aufzuheben. Der Hauptmann aber, der es führte, Namens Gerstenberg, benahm sich so schlecht dabei, daß die ganze Expedition Kohlhaasen, statt ihn zu stürzen, vielmehr zu einem höchst gefährlichen kriegerischen Ruhm verhalf; denn da dieser Kriegsmann sich in mehrere Abtheilungen auflösete, um ihn, wie er meinte, zu umzingeln und zu erdrücken, ward er von Kohlhaas, der seinen Haufen zusammenhielt, auf vereinzelten Punkten angegriffen und geschlagen, dergestalt, daß schon am Abend des nächstfolgenden Tages kein Mann mehr von dem ganzen Haufen, auf den die Hoffnung des Landes gerichtet war, gegen ihn im Felde stand. Kohlhaas, der durch diese Gefechte einige Leute eingebüßt hatte, steckte die Stadt am Morgen des nächsten Tags von neuem in Brand, und seine mörderischen Anstalten waren so gut, daß wiederum eine Menge Häuser und fast alle Scheunen der Vorstadt in die Asche gelegt wurden. Dabei plackte er das bewußte Mandat wieder an, und zwar an die Ecken des Rathhauses selbst, und fügte eine Nachricht über das Schicksal des von dem Landvogt abgeschickten und von ihm zu Grunde gerichteten Hauptmanns von Gerstenberg bei. Der Landvogt, von diesem Trotz aufs äußerste entrüstet, setzte sich selbst mit mehreren Rittern an die Spitze eines Haufens von hundert und funfzig Mann. Er gab dem Junker Wenzel von Tronka, auf seine schriftliche Bitte, eine Wache, die ihn vor der Gewaltthätigkeit des Volks, das ihn platterdings aus der Stadt entfernt wissen wollte, schützte; und nachdem er auf allen Dörfern in der Gegend Wachen ausgestellt, auch die Ringmauer der Stadt, um sie vor einem Ueberfall zu decken, mit Posten besetzt hatte, zog er am Tage des

heiligen Gervasius selbst aus, um den Drachen, der das Land verwüstete, zu fangen. Diesen Haufen war der Roßkamm klug genug zu vermeiden; und nachdem er den Landvogt durch geschickte Märsche fünf Meilen von der Stadt hinweggelockt und vermittelst mehrerer Anstalten, die er traf, zu dem Wahn verleitet hatte, daß er sich, von der Uebermacht gedrängt, ins Brandenburgische werfen würde: wandte er sich plötzlich beim Einbruch der dritten Nacht, kehrte, in einem Gewaltritt, nach Wittenberg zurück und steckte die Stadt zum drittenmal in Brand. Herse, der sich verkleidet in die Stadt schlich, führte dieses entsetzliche Kunststück aus; und die Feuersbrunst war, wegen eines scharf wehenden Nordwindes, so verderblich, daß in weniger als drei Stunden zwei und vierzig Häuser, zwei Kirchen, mehrere Klöster und Schulen und das Gebäude der kurfürstlichen Landvogtei selbst in Schutt und Asche lagen. Der Landvogt, der seinen Gegner beim Anbruch des Tages im Brandenburgischen glaubte, fand, als er von dem, was vorgefallen, benachrichtigt, in bestürzten Märschen zurückkehrte, die Stadt in allgemeinem Aufruhr; das Volk hatte sich zu Tausenden vor dem mit Balken und Pfählen verrammelten Hause des Junkers gelagert und forderte mit rasendem Geschrei seine Abführung aus der Stadt. Zwei Bürgermeister, Namens Jenkens und Otto, die in Amtskleidern an der Spitze des ganzen Magistrats gegenwärtig waren, bewiesen vergebens, daß man platterdings die Rückkehr eines Eilboten abwarten müsse, den man wegen Erlaubniß, den Junker nach Dresden bringen zu dürfen, wohin er selbst aus mancherlei Gründen abzugehen wünsche, an den Präsidenten der Staatskanzlei geschickt habe; der unvernünftige, mit Spießen und Stangen bewaffnete Haufen gab auf diese Worte nichts, und eben war man, unter Mißhandlung einiger zu kräftigen Maßregeln auffordernden Räthe, im Begriff das Haus, worin der Junker war, zu stürmen und der Erde gleich zu machen, als der Landvogt, Otto von Gorgas, an der Spitze seines Reiterhaufens in der Stadt erschien. Diesem würdigen Herrn, der schon durch seine bloße Gegenwart dem Volk Ehrfurcht und Gehorsam einzuflößen gewohnt war, war es, gleichsam zum Ersatz für die fehlgeschlagene Unternehmung, von welcher er zurückkam, gelungen, dicht vor den Thoren der Stadt drei versprengte Knechte von der Bande des Mordbrenners aufzufangen; und da er, inzwischen die Kerle vor dem Angesicht des Volks mit Ketten belastet wurden, den Magistrat in einer klugen Anrede versicherte, den Kohlhaas selbst denke er in kurzem, indem er ihm auf der Spur sei, gefesselt einzubringen: so glückte es ihm, durch die Kraft aller dieser beschwichtigenden Umstände, die Angst des versammelten Volks zu entwaffnen und über die Anwesenheit des Junkers, bis zur Zurückkunft des Eilboten aus Dresden, einigermaßen zu beruhigen. Er stieg, in Begleitung einiger Ritter, vom Pferde und verfügte sich, nach Wegräumung der Pallisaden und Pfähle, in das Haus, wo er den Junker, der aus einer Ohnmacht in die andere fiel, unter den Händen zweier Aerzte fand, und da Herr Otto von Gorgas wohl fühlte, daß dies der Augenblick nicht war, wegen der Aufführung, die er sich zu Schulden kommen lassen, Worte mit ihm zu wechseln, so sagte er ihm bloß mit einem Blick stiller Verachtung, daß er sich ankleiden und ihm, zu seiner eigenen Sicherheit,

in die Gemächer der Ritterschaft folgen möchte. Als man dem Junker ein Wams angelegt und einen Helm aufgesetzt hatte und er, die Brust wegen Mangels an Luft noch halb offen, am Arm des Landvogts und seines Schwagers, des Grafen von Gerschau, auf der Straße erschien, stiegen gotteslästerliche und entsetzliche Verwünschungen gegen ihn zum Himmel auf. Das Volk, von den Landsknechten nur mühsam zurückgehalten, nannte ihn einen Blutegel, einen elenden Landplager und Menschenquäler, den Fluch der Stadt Wittenberg und das Verderben von Sachsen; und nach einem jämmerlichen Zuge durch die in Trümmern liegende Stadt, während dessen er mehreremal, ohne ihn zu vermissen, den Helm verlor, den ihm ein Ritter wieder aufsetzte, erreichte man endlich das Gefängniß, wo er unter dem Schutz einer starken Wache verschwand. Mittlerweile setzte die Rückkehr des Eilboten mit der kurfürstlichen Resolution die Stadt in neue Besorgniß. Denn die Landesregierung, bei welcher die Bürgerschaft von Dresden in einer dringenden Supplik unmittelbar eingekommen war, wollte, vor Ueberwältigung des Mordbrenners, von dem Aufenthalt des Junkers in der Residenz nichts wissen; vielmehr verpflichtete sie den Landvogt, denselben da, wo er sei, mit der Macht, die ihm zu Gebote stehe, zu beschirmen; wogegen sie der guten Stadt Wittenberg zu ihrer Beruhigung meldete, daß bereits ein Heerhaufen von fünfhundert Mann unter Anführung des Prinzen Friedrich von Meißen im Anzuge sei, um sie vor den ferneren Belästigungen desselben zu beschützen. Der Landvogt, der wohl einsah, daß eine Resolution dieser Art das Volk keineswegs beruhigen konnte, — der Krieg, den der Roßhändler, in der Finsterniß der Nacht, durch verkleidetes Gesindel, mit Pech, Stroh und Schwefel führte, hätte, unerhört und beispiellos, wie er war, selbst einen größeren Schutz, als mit welchem der Prinz von Meißen heranrückte, unwirksam machen können — der Landvogt, nach einer kurzen Ueberlegung, entschloß sich, die Resolution, die er empfangen, ganz und gar zu unterdrücken. Er plackte bloß einen Brief, in welchem ihm der Prinz von Meißen seine Ankunft meldete, an die Ecken der Stadt an; ein verdeckter Wagen, der beim Anbruch des Tages aus dem Hofe des Herrenzwingers kam, fuhr, von vier schwer bewaffneten Reitern begleitet, auf die Straße nach Leipzig hinaus, wobei die Reiter auf eine unbestimmte Art verlauten ließen, daß es nach der Pleißenburg gehe; und da das Volk über den heillosen Junker dergestalt beschwichtigt war, brach er selbst mit einem Haufen von dreihundert Mann auf, um sich mit dem Prinzen Friedrich von Meißen zu vereinigen. Inzwischen war Kohlhaas durch die sonderbare Stellung, die er in der Welt einnahm, auf hundert und neun Köpfe herangewachsen; und da er auch in Jessen einen Vorrath an Waffen aufgetrieben und seine Schaar auf das vollständigste damit ausgerüstet hatte: so faßte er, von dem doppelten Ungewitter, das gegen ihn heranzog, benachrichtigt, den Entschluß, demselben mit der Schnelligkeit des Sturmwinds zu begegnen. Demnach griff er schon tags darauf den Prinzen von Meißen in einem nächtlichen Ueberfall bei Mühlberg an, bei welchem Gefechte er zwar, zu seinem großen Leidwesen, den Herse einbüßte, der gleich durch die ersten Schüsse an seiner Seite zusammenstürzte, durch diesen Verlust erbittert aber, in einem drei

Stunden langen Kampfe, den Prinzen, unfähig sich in dem Flecken zu sammeln, so zurichtete, daß er beim Anbruch des Tages, mehrerer schweren Wunden und einer gänzlichen Unordnung seines Haufens wegen, genöthigt war, den Rückweg nach Dresden einzuschlagen. Durch diesen Vortheil tollkühn gemacht, wandte er sich, ehe derselbe noch davon unterrichtet sein konnte, zu dem Landvogt zurück, fiel ihn bei dem Dorfe Damerow, am hellen Mittag, auf freiem Felde an und schlug sich unter mörderischem Verluste zwar, aber mit gleichen Vortheilen, bis in die sinkende Nacht mit ihm herum. Ja, er würde den Landvogt, der sich in den Kirchhof zu Damerow geworfen hatte, am andern Morgen unfehlbar mit dem Rest seines Haufens wieder angegriffen haben, wenn derselbe nicht durch Kundschafter von der Niederlage, die der Prinz bei Mühlberg erlitten, benachrichtigt worden wäre und somit für rathsamer gehalten hätte, gleichfalls bis auf einen besseren Zeitpunkt nach Wittenberg zurückzukehren. Fünf Tage nach Zersprengung dieser beiden Haufen stand er vor Leipzig und steckte die Stadt an drei Seiten in Brand. — Er nannte sich in dem Mandat, das er bei dieser Gelegenheit ausstreute, „einen Statthalter Michaelis, des Erzengels, der gekommen sei, an allen, die in dieser Streitsache des Junkers Partei ergreifen würden, mit Feuer und Schwert die Arglist, in welcher die ganze Welt versunken sei, zu bestrafen.“ Dabei rief er von dem Lützner Schloß aus, das er überrumpelt und worin er sich festgesetzt hatte, das Volk auf, sich zur Errichtung einer besseren Ordnung der Dinge an ihn anzuschließen; und das Mandat war, mit einer Art von Verrückung, unterzeichnet: „Gegeben auf dem Sitz unserer provisorischen Weltregierung, dem Erzschlosse zu Lützen.“

Unter diesen Umständen übernahm der Doctor Martin Luther das Geschäft, den Kohlhaas durch die Kraft beschwichtigender Worte, von dem Ansehn, das ihm seine Stellung in der Welt gab, unterstützt, in den Damm der menschlichen Ordnung zurückzudrücken, und auf ein tüchtiges Element in der Brust des Mordbrenners bauend, erließ er ein Placat folgenden Inhalts an ihn, das in allen Städten und Flecken des Kurfürstenthums angeschlagen ward:

„Kohlhaas, der Du gesandt zu sein vorgiebst, das Schwert der Gerechtigkeit zu handhaben, was unterfängst Du Dich, Vermessener, im Wahnsinn stockblinder Leidenschaft, Du, den Ungerechtigkeit selbst vom Wirbel bis zur Sohle erfüllt? Weil der Landesherr, dem Du unterthan bist, Dir Dein Recht verweigert hat, Dein Recht in dem Streit um ein nichtiges Gut, erhebst Du Dich, Heilloser, mit Feuer und Schwert und brichst, wie der Wolf der Wüste, in die friedliche Gemeinheit, die er beschirmt. Du, der die Menschen mit dieser Angabe voll Unwahrhaftigkeit und Arglist verführt — meinst Du, Sünder, vor Gott dereinst an dem Tage, der in die Falten aller Herzen scheinen wird, damit auszukommen? Wie kannst Du sagen, daß Dir Dein Recht verweigert worden ist, Du, dessen grimmige Brust vom Kitzel schnöder Selbstrache gereizt, nach den ersten, leichtfertigen Versuchen, die Dir gescheitert, die Bemühung gänzlich aufgegeben hat, es Dir zu verschaffen? Ist eine Bank voll Gerichtsdienern und Schergen, die einen Brief, der gebracht wird, unterschlagen oder ein Erkenntniß, das sie abliefern sollen, zurückhalten, Deine Obrigkeit? Und muß ich Dir

sagen, Gottvergessener, daß Deine Obrigkeit von Deiner Sache nichts weiß — was sag' ich? daß der Landesherr, gegen den Du Dich auflehnst, auch Deinen Namen nicht kennt, dergestalt, daß wenn dereinst Du vor Gottes Thron trittst, in der Meinung, ihn anzuklagen, er heiteren Antlitzes wird sprechen können: Diesem Mann, Herr, that ich kein Unrecht, denn sein Dasein ist meiner Seele fremd! Das Schwert, wisse, das Du führst, ist das Schwert des Raubes und der Mordlust, ein Rebell bist Du und kein Krieger des gerechten Gottes, und Dein Ziel auf Erden ist Rad und Galgen, und jenseits die Verdammniß, die über die Missethat und die Gottlosigkeit verhängt ist.

Wittenberg, u. s. w. Martin Luther."

Kohlhaas wälzte eben auf dem Schlosse zu Lützen einen neuen Plan, Leipzig einzuäschern, in seiner zerrissenen Brust herum — denn auf die in den Dörfern angeschlagene Nachricht, daß der Junker Wenzel in Dresden sei, gab er nichts, weil sie von niemand, geschweige denn vom Magistrat, wie er verlangt hatte, unterschrieben war — als Sternbald und Waldmann das Placat, das zur Nachtzeit an den Thorweg des Schlosses angeschlagen worden war, zu ihrer großen Bestürzung bemerkten. Vergebens hofften sie durch mehrere Tage, daß Kohlhaas, den sie nicht gern deshalb antreten wollten, es erblicken würde; finster und in sich gekehrt, erschien er zwar in der Abendstunde, aber bloß, um seine kurzen Befehle zu geben, und sah nichts, dergestalt, daß sie an einem Morgen, da er ein paar Knechte, die in der Gegend wider seinen Willen geplündert hatten, aufknüpfen lassen wollte, den Entschluß faßten, ihn darauf aufmerksam zu machen. Eben kam er, während das Volk von beiden Seiten schüchtern auswich, in dem Aufzuge, der ihm seit seinem letzten Mandat gewöhnlich war, von dem Richtplatz zurück: ein großes Cherubsschwert auf einem rothledernen Kissen, mit Quasten von Gold verziert, ward ihm vorangetragen, und zwölf Knechte mit brennenden Fackeln folgten ihm; da traten die beiden Männer, ihre Schwerter unter dem Arm, so daß es ihn befremden mußte, um den Pfeiler, an welchen das Placat angeheftet war, herum. Kohlhaas, als er mit auf dem Rücken zusammengelegten Händen, in Gedanken vertieft unter das Portal kam, schlug die Augen auf und stutzte; und da die Knechte bei seinem Anblick ehrerbietig auswichen, so trat er, indem er sie zerstreut ansah, mit einigen raschen Schritten an den Pfeiler heran. Aber wer beschreibt, was in seiner Seele vorging, als er das Blatt, dessen Inhalt ihn der Ungerechtigkeit zieh, daran erblickte — unterzeichnet von dem theuersten und verehrungswürdigsten Namen, den er kannte, von dem Namen Martin Luthers! Eine dunkle Röthe stieg in sein Antlitz empor; er durchlas es, indem er den Helm abnahm, zweimal von Anfang bis zu Ende, wandte sich, mit ungewissen Blicken, mitten unter die Knechte zurück, als ob er etwas sagen wollte, und sagte nichts, löste das Blatt von der Wand los, durchlas es noch einmal und rief: Waldmann! laß mir mein Pferd satteln! sodann: Sternbald! folge mir ins Schloß! und verschwand. Mehr als dieser wenigen Worte bedurfte es nicht, um ihn in der ganzen Verderblichkeit, in der er dastand, plötzlich zu entwaffnen. Er warf sich in die Verkleidung eines thüringischen Landpächters, sagte Sternbald,

daß ein Geschäft von bedeutender Wichtigkeit ihn nach Wittenberg zu reisen nöthige, übergab ihm, in Gegenwart einiger der vorzüglichsten Knechte, die Anführung des in Lützen zurückbleibenden Haufens und zog unter der Versicherung, daß er in drei Tagen, binnen welcher Zeit kein Angriff zu fürchten sei, wieder zurück sein werde, nach Wittenberg ab. —

Er kehrte unter einem fremden Namen in ein Wirthshaus ein, wo er, sobald die Nacht angebrochen war, in seinem Mantel und mit einem Paar Pistolen versehen, die er in der Tronkenburg erbeutet hatte, zu Luthern ins Zimmer trat. Luther, der unter Schriften und Büchern an seinem Pulte saß und den fremden, besonderen Mann die Thür öffnen und hinter sich verriegeln sah, fragte ihn, wer er sei? und was er wolle? und der Mann, der seinen Hut ehrerbietig in der Hand hielt, hatte nicht sobald mit dem schüchternen Vorgefühl des Schreckens, den er verursachen würde, erwidert, daß er Michael Kohlhaas, der Roßhändler sei, als Luther schon: Weiche fern hinweg! ausrief, und indem er, vom Pult aufstehend, nach einer Klingel eilte, hinzusetzte: Dein Odem ist Pest und Deine Nähe Verderben! Kohlhaas, indem er, ohne sich vom Platz zu regen, sein Pistol zog, sagte: Hochwürdiger Herr, dies Pistol, wenn Ihr die Klingel rührt, streckt mich leblos zu Euren Füßen nieder! Setzt Euch und hört mich an; unter den Engeln, deren Psalmen Ihr aufschreibt, seid Ihr nicht sicherer, als bei mir. Luther, indem er sich niedersetzte, fragte: Was willst Du? Kohlhaas erwiderte: Eure Meinung von mir, daß ich ein ungerechter Mann sei, widerlegen! Ihr habt mir in Eurem Placat gesagt, daß meine Obrigkeit von meiner Sache nichts weiß: wohlan, verschafft mir freies Geleit, so gehe ich nach Dresden und lege sie ihr vor. Heilloser und entsetzlicher Mann! rief Luther, durch diese Worte verwirrt zugleich und beruhigt; wer gab Dir das Recht, den Junker von Tronka in Verfolg eigenmächtiger Rechtsschlüsse zu überfallen und, da Du ihn auf seiner Burg nicht fandst, mit Feuer und Schwert die ganze Gemeinschaft heimzusuchen, die ihn beschirmt? Kohlhaas erwiderte: Hochwürdiger Herr, niemand fortan! Eine Nachricht, die ich aus Dresden erhielt, hat mich getäuscht, mich verführt! Der Krieg, den ich mit der Gemeinheit der Menschen führe, ist eine Missethat, sobald ich aus ihr nicht, wie Ihr mir die Versicherung gegeben habt, verstoßen war! Verstoßen! rief Luther, indem er ihn ansah. Welch' eine Raserei der Gedanken ergriff Dich? Wer hätte Dich aus der Gemeinschaft des Staats, in welchem Du lebtest, verstoßen? Ja, wo ist, so lange Staaten bestehen, ein Fall, daß jemand, wer es auch sei, daraus verstoßen worden wäre? — Verstoßen, antwortete Kohlhaas, indem er die Hände zusammendrückte, nenne ich den, dem der Schutz der Gesetze versagt ist! Denn dieses Schutzes, zum Gedeihen meines friedlichen Gewerbes, bedarf ich; ja er ist es, dessenhalb ich mich mit dem Kreis dessen, was ich erworben, in diese Gemeinschaft flüchte; und wer mir ihn versagt, der stößt mich zu den Wilden der Einöde hinaus; er giebt mir, wie — wollt Ihr das leugnen? — die Keule, die mich selbst schützt, in die Hand. — Wer hat Dir den Schutz der Gesetze versagt? rief Luther. Schrieb ich Dir nicht, daß die Klage, die Du eingereicht, dem Landesherrn, dem Du sie eingereicht, fremd ist? Wenn Staatsdiener hinter seinem

Rücken Processe unterschlagen oder sonst seines geheiligten Namens, in seiner Unwissenheit, spotten: wer anders als Gott darf ihn wegen der Wahl solcher Diener zur Rechenschaft ziehen, und bist Du, gottverdammter und entsetzlicher Mensch, befugt, ihn deshalb zu richten? — Wohlan, versetzte Kohlhaas, wenn er der Landesherr nicht verstößt, so kehre ich auch wieder in die Gemeinschaft, die er beschirmt, zurück. Verschafft mir, ich wiederhol' es, freies Geleit nach Dresden, so lasse ich den Haufen, den ich im Schloß zu Lützen versammelt, aus einander gehen und bringe die Klage, mit der ich abgewiesen worden bin, noch einmal bei dem Tribunal des Landes vor. — Luther, mit einem verdrießlichen Gesicht, warf die Papiere, die auf seinem Tisch lagen, übereinander und schwieg. Die trotzige Stellung, die dieser seltsame Mensch im Staat einnahm, verdroß ihn; und den Rechtsschluß, den er von Kohlhaasenbrück aus an den Junker erlassen, erwägend, fragte er, was er denn von dem Tribunal zu Dresden verlange? Kohlhaas antwortete: Bestrafung des Junkers, den Gesetzen gemäß, Wiederherstellung der Pferde in den vorigen Stand und Ersatz des Schadens, den ich sowohl, als mein bei Mühlberg gefallener Knecht Herse, durch die Gewaltthat, die man an uns verübte, erlitten. — Luther rief: Ersatz des Schadens! Summen zu Tausenden, bei Juden und Christen, auf Wechsel und Pfänder, hast Du zur Bestreitung Deiner wilden Selbstrache aufgenommen. Wirst Du den Werth auch auf der Rechnung, wenn es zur Nachfrage kommt, ansetzen? — Gott behüte! erwiderte Kohlhaas. Haus und Hof und den Wohlstand, den ich besessen, fordere ich nicht zurück, so wenig als die Kosten des Begräbnisses meiner Frau! Hersens alte Mutter wird eine Berechnung der Heilkosten und eine Specification dessen, was ihr Sohn in der Tronkenburg eingebüßt, beibringen, und den Schaden, den ich wegen Nichtverkaufs der Rappen erlitten, mag die Regierung durch einen Sachverständigen abschätzen lassen. — Luther sagte: Rasender, unbegreiflicher und entsetzlicher Mensch! und sah ihn an. Nachdem Dein Schwert sich an dem Junker Rache, die grimmigste, genommen, die sich erdenken läßt: was treibt Dich, auf ein Erkenntniß gegen ihn zu bestehen, dessen Schärfe, wenn es zuletzt fällt, ihn mit einem Gewicht von so geringer Erheblichkeit nur trifft? — Kohlhaas erwiderte, indem ihm eine Thräne über die Wange rollte: Hochwürdiger Herr! es hat mich meine Frau gekostet; Kohlhaas will der Welt zeigen, daß sie in keinem ungerechten Handel umgekommen ist. Fügt Euch in diesen Stücken meinem Willen und laßt den Gerichtshof sprechen; in allem anderen, was sonst noch streitig sein mag, füge ich mich Euch. — Luther sagt: Schau her, was Du forderst, wenn anders die Umstände so sind, wie die öffentliche Stimme hören läßt, ist gerecht; und hättest Du den Streit, bevor Du eigenmächtig zur Selbstrache geschritten, zu des Landesherrn Entscheidung zu bringen gewußt, so wäre Dir Deine Forderung, zweifle ich nicht, Punkt für Punkt bewilligt worden. Doch hättest Du nicht, alles wohl erwogen, besser gethan, Du hättest, um Deines Erlösers willen, dem Junker vergeben, die Rappen, dürre und abgehärmt, wie sie waren, bei der Hand genommen, Dich aufgesetzt und zur Dickfütterung in Deinen Stall nach Kohlhaasenbrück heimgeritten? — Kohlhaas antwortete: Kann sein! und

indem er ans Fenster trat: Kann sein, auch nicht! Hätte ich gewußt, daß ich sie mit Blut aus dem Herzen meiner lieben Frau würde auf die Beine bringen müssen: kann sein, ich hätte gethan, wie Ihr gesagt, hochwürdiger Herr, und einen Scheffel Hafer nicht gescheut! Doch, weil sie mir einmal so theuer zu stehen gekommen sind, so habe es denn, meine ich, seinen Lauf: laßt das Erkenntniß, wie es mir zukommt, sprechen und den Junker mir die Rappen auffüttern. — — Luther sagte, indem er unter mancherlei Gedanken wieder zu seinen Papieren griff, er wolle mit dem Kurfürsten seinethalben in Unterhandlung treten. Inzwischen möge er sich auf dem Schlosse zu Lützen still halten; wenn der Herr ihm freies Geleit bewillige, so werde man es ihm auf dem Wege öffentlicher Anplackung bekannt machen. — Zwar, fuhr er fort, da Kohlhaas sich herab bog, um seine Hand zu küssen, ob der Kurfürst Gnade für Recht ergehen lassen wird, weiß ich nicht; denn einen Heerhaufen, vernehm ich, zog er zusammen und steht im Begriff, Dich im Schlosse zu Lützen aufzuheben; inzwischen, wie ich Dir schon gesagt habe, an meinem Bemühen soll es nicht liegen. Und damit stand er auf und machte Anstalt, ihn zu entlassen. Kohlhaas meinte, daß seine Fürsprache ihn über diesen Punkt völlig beruhige; worauf Luther ihn mit der Hand grüßte, jener aber plötzlich ein Knie vor ihm senkte und sprach: er habe noch eine Bitte auf dem Herzen. Zu Pfingsten nämlich, wo er an den Tisch des Herrn zu gehen pflege, habe er die Kirche, dieser seiner kriegerischen Unternehmungen wegen, versäumt; ob er die Gewogenheit haben wolle, ohne weitere Vorbereitung seine Beichte zu empfangen und ihm, zur Auswechselung dagegen, die Wohlthat des heiligen Sakraments zu ertheilen? Luther, nach einer kurzen Besinnung, indem er ihn scharf ansah, sagte: Ja Kohlhaas, das will ich thun! Der Herr aber, dessen Leib Du begehrst, vergab seinem Feinde. — Willst Du, setzte er, da jener ihn betreten ansah, hinzu, dem Junker, der Dich beleidigt hat, gleichfalls vergeben, nach der Tronkenburg gehen, Dich auf Deine Rappen setzen und sie zur Dickfütterung nach Kohlhaasenbrück heimreiten? — Hochwürdiger Herr, sagte Kohlhaas erröthend, indem er seine Hand ergriff. — Nun? — Der Herr auch vergab allen seinen Feinden nicht. Laßt mich den Kurfürsten, meinen beiden Herren, dem Schloßvogt und Verwalter, den Herren Hinz und Kunz, und wer mich sonst in dieser Sache gekränkt haben mag, vergeben, den Junker aber, wenn es sein kann, nöthigen, daß er mir die Rappen wieder dick füttere. — Bei diesen Worten kehrte ihm Luther mit einem mißvergnügten Blick den Rücken zu und zog die Klingel. Kohlhaas, während dadurch herbeigerufen ein Famulus sich mit Licht in dem Vorsaal meldete, stand betreten, indem er sich die Augen trocknete, vom Boden auf, und da der Famulus vergebens, weil der Riegel vorgeschoben war, an der Thür wirkte, Luther aber sich wieder zu seinen Papieren niedergesetzt hatte, so machte Kohlhaas dem Mann die Thür auf. Luther, mit einem kurzen, auf den fremden Mann gerichteten Seitenblick, sagte dem Famulus: Leuchte! worauf dieser, über den Besuch, den er erblickte, ein wenig befremdet, den Hausschlüssel von der Wand nahm und sich, auf die Entfernung desselben wartend, unter die halboffene Thür des Zimmers zurückbegab. — Kohlhaas sprach, indem er seinen Hut bewegt

zwischen beide Hände nahm: Und so kann ich, hochwürdigster Herr, der Wohlthat versöhnt zu werden, die ich mir von Euch erbat, nicht theilhaftig werden? Luther antwortete kurz: Deinem Heiland, nein; dem Landesherrn — das bleibt einem Versuch, wie ich Dir versprach, vorbehalten! Und damit winkte er dem Famulus, das Geschäft, das er ihm aufgetragen, ohne weiteren Aufschub abzumachen. Kohlhaas legte, mit dem Ausdruck schmerzlicher Empfindung seine beiden Hände auf die Brust, folgte dem Manne, der ihm die Treppe hinunterleuchtete, und verschwand.

H. v. Kleist.

9. Das Kind mit dem Löwen.

Ein dichter Herbstnebel verhüllte noch in der Frühe die weiten Räume des fürstlichen Schloßhofes, als man schon mehr oder weniger durch den sich lichtenden Schleier die ganze Jägerei zu Pferde und zu Fuß durch einander bewegt sah. Die eiligen Beschäftigungen der Nächsten ließen sich erkennen: man verlängerte, man verkürzte die Steigbügel, man reichte sich Büchse und Patrontäschchen, man schob die Dachsranzen zurecht, indeß die Hunde ungeduldig am Riemen den Zurückhaltenden mit fortzuschleppen drohten. Auch hie und da gebärdete ein Pferd sich muthiger, von feuriger Natur getrieben oder von dem Sporn des Reiters angeregt, der selbst hier in der Halbhelle eine gewisse Eitelkeit, sich zu zeigen, nicht verleugnen konnte. Alle jedoch warteten auf den Fürsten, der, von seiner jungen Gemahlin Abschied nehmend, allzulange zauderte.

Erst vor kurzer Zeit zusammen getraut, empfanden sie schon das Glück übereinstimmender Gemüther: beide waren von thätig lebhaftem Charakter; eins nahm gern an des andern Neigungen und Bestrebungen Antheil. Des Fürsten Vater hatte noch den Zeitpunkt erlebt und genutzt, wo es deutlich wurde, daß alle Staatsglieder in gleicher Betriebsamkeit ihre Tage zubringen, in gleichem Wirken und Schaffen jeder nach seiner Art erst gewinnen und dann genießen sollte.

Wie sehr dies gelungen war, ließ sich in diesen Tagen gewahr werden, als eben der Hauptmarkt sich versammelte, den man gar wohl eine Messe nennen konnte. Der Fürst hatte seine Gemahlin gestern zu Pferde durch das Gewimmel der aufgehäuften Waaren geführt und sie bemerken lassen, wie gerade hier das Gebirgsland mit dem flachen Lande einen glücklichen Umtausch treffe; er wußte sie an Ort und Stelle auf die Betriebsamkeit des Länderkreises aufmerksam zu machen.

Wenn sich nun der Fürst fast ausschließlich in diesen Tagen mit den Seinigen über diese zudringenden Gegenstände unterhielt, auch besonders mit dem Finanzminister anhaltend arbeitete, so behielt doch auch der Landjägermeister sein Recht, auf dessen Vorstellung es unmöglich war der Versuchung zu widerstehen, an diesen günstigen Herbsttagen eine schon verschobene Jagd zu unternehmen, sich selbst und den vielen angekommenen Fremden ein eigenes und seltenes Fest zu eröffnen.

Die Fürstin blieb ungern zurück; man hatte sich vorgenommen, weit in das Gebirg hineinzudringen, um die friedlichen Bewohner der dortigen Wälder durch einen unerwarteten Kriegszug zu beunruhigen.

Scheidend versäumte der Gemahl nicht, einen Spazierritt vorzuschlagen, den sie im Geleit Friedrichs, des fürstlichen Oheims, unternehmen sollte; auch lasse ich, sagte er, Dir unsern Honorio, als Stall- und Hofjunker, der für alles sorgen wird. Und im Gefolg dieser Worte gab er im Hinabsteigen einem wohlgebildeten jungen Manne die nöthigen Aufträge und verschwand sodann bald mit Gästen und Gefolge.

Die Fürstin, die ihrem Gemahl noch in den Schloßhof hinab mit dem Schnupftuch nachgewinkt hatte, begab sich in die hintern Zimmer, welche nach dem Gebirg eine freie Aussicht ließen, die um desto schöner war, als das Schloß selbst von dem Flusse herauf in einiger Höhe stand und so vor- als hinterwärts mannigfaltige bedeutende Ansichten gewährte. Sie fand das treffliche Teleskop noch in der Stellung, wo man es gestern Abend gelassen hatte, als man über Busch, Berg- und Waldgipfel die hohen Ruinen der uralten Stammburg betrachtend, sich unterhielt, die in der Abendbeleuchtung merkwürdig hervortraten, indem alsdann die größten Licht- und Schattenmassen den deutlichsten Begriff von einem so ansehnlichen Denkmal alter Zeit verleihen konnten. Auch zeigte sich heute früh durch die annähernden Gläser recht auffallend die herbstliche Färbung jener mannigfaltigen Baumarten, die zwischen dem Gemäuer ungehindert und ungestört durch lange Jahre emporstrebten. Die schöne Dame richtete jedoch das Fernrohr etwas tiefer nach einer öden, steinigen Fläche, über welche der Jagdzug weggehen mußte; sie erharrte den Augenblick mit Geduld und betrog sich nicht; denn bei der Klarheit und Vergrößerungsfähigkeit des Instruments erkannten ihre glänzenden Augen deutlich den Fürsten und den Oberstallmeister; ja sie enthielt sich nicht, abermals mit dem Schnupftuch zu winken, als sie augenblickliches Stillhalten und Rückblicken mehr vermuthete als gewahr ward.

Fürst Oheim, Friedrich mit Namen, trat sodann, angemeldet, mit seinem Zeichner herein, der ein großes Portefeuille unter dem Arme trug. Liebe Cousine, sagte der alte rüstige Herr, hier legen wir die Ansichten der Stammburg vor, gezeichnet, um von verschiedenen Seiten anschaulich zu machen, wie der mächtige Trutz- und Schutzbau von alten Zeiten her dem Jahr und seiner Witterung sich entgegenstemmte, und wie doch hie und da sein Gemäuer weichen, da und dort in wüste Ruinen zusammenstürzen mußte. Nun haben wir manches gethan, um diese Wildniß zugänglicher zu machen; denn mehr bedarf es nicht, um jeden Wanderer, jeden Besuchenden in Erstaunen zu setzen, zu entzücken.

Indem nun der Fürst die einzelnen Blätter deutete, sprach er weiter: Hier, wo man, den Hohlweg durch die äußern Ringmauern herauf kommend, vor die eigentliche Burg gelangt, steigt uns ein Felsen entgegen von den festesten des ganzen Gebirgs; hierauf steht nun gemauert ein Thurm; denn niemand wüßte zu sagen, wo die Natur aufhört, Kunst und Handwerk aber anfangen. Ferner sieht man seitwärts Mauern angeschlossen und Zwinger terrassenförmig herab sich erstreckend. Doch ich sage nicht recht; denn es ist eigentlich ein Wald, der diesen uralten Gipfel umgiebt: seit hundert und funfzig Jahren hat keine Axt hier geklungen, und überall sind die mächtigsten Stämme emporgewachsen. Wo Ihr Euch an die

Mauern andrängt, stellt sich der glatte Ahorn, die rauhe Eiche, die schlanke Fichte mit Schaft und Wurzeln entgegen; um diese müssen wir uns herumschlängeln und unsere Fußpfade verständig führen. Seht nur, wie trefflich unser Meister dies Charakteristische auf dem Papier ausgedrückt hat, wie kenntlich die verschiedenen Stamm- und Wurzelarten zwischen das Mauerwerk verflochten und die mächtigen Aeste durch die Lücken durchgeschlungen sind! Es ist eine Wildniß wie keine, ein zufällig einziges Local, wo die alten Spuren längst verschwundener Menschenkraft mit der ewig lebenden und fortwirkenden Natur sich in dem ernstesten Streit erblicken lassen.

Ein anderes Blatt aber vorlegend, fuhr er fort: Was sagt Ihr nun zum Schloßhofe, der, durch das Zusammenstürzen des alten Thorthurmes unzugänglich, seit undenklichen Jahren von niemand betreten ward! Wir suchten ihm von der Seite beizukommen, haben Mauern durchbrochen, Gewölbe gesprengt und so einen bequemen, aber geheimen Weg bereitet. Inwendig bedurfte es keines Aufräumens; hier findet sich ein flacher Felsgipfel von der Natur geplattet, aber doch haben mächtige Bäume hie und da zu wurzeln Glück und Gelegenheit gefunden; sie sind sachte, aber entschieden aufgewachsen; nun erstrecken sie ihre Aeste bis in die Galerieen hinein, auf denen der Ritter sonst auf und abschritt, ja durch Thüren und durch Fenster in die gewölbten Säle, aus denen wir sie nicht vertreiben wollen; sie sind eben Herr geworden und mögen's bleiben. Tiefe Blätterschichten wegräumend, haben wir den merkwürdigsten Platz geebnet gefunden, dessengleichen in der Welt vielleicht nicht wieder zu sehen ist.

Nach allem diesen aber ist es immer noch bemerkenswerth und an Ort und Stelle zu beschauen, daß auf den Stufen, die in den Hauptthurm hinauf führen, ein Ahorn Wurzel geschlagen und sich zu einem so tüchtigen Baume gebildet hat, daß man nur mit Noth daran vorbeidringen kann, um die Zinne, der unbegrenzten Aussicht wegen, zu besteigen. Aber auch hier verweilt man bequem im Schatten; denn dieser Baum ist es, der sich über das Ganze wunderbar hoch in die Luft hebt.

Danken wir also dem wackern Künstler, der uns löblich in verschiedenen Bildern von allem überzeugt, als wenn wir gegenwärtig wären; er hat die schönsten Stunden des Tages und der Jahreszeit dazu angewendet und sich wochenlang um diese Gegenstände herumbewegt. In dieser Ecke ist für ihn und den Wächter, den wir ihm zugegeben, eine kleine angenehme Wohnung eingerichtet. Sie sollten nicht glauben, meine Beste, welch eine schöne Aus- und Ansicht er ins Land, in Hof und Gemäuer sich dort bereitet hat. Nun aber, da alles so rein und charakteristisch umrissen ist, wird er es hier unten mit Bequemlichkeit ausführen. Wir wollen mit diesen Bildern unsern Gartensaal zieren, und niemand soll über unsere regelmäßigen Parterre, Lauben und schattigen Gänge seine Augen spielen lassen, der nicht wünschte, dort oben in dem wirklichen Anschauen des Alten und Neuen, des Starren, Unnachgiebigen, Unzerstörlichen und des Frischen, Schmiegsamen, Unwiderstehlichen seine Betrachtungen anzustellen.

Honorio trat ein und meldete, die Pferde seien vorgeführt; da sagte die Fürstin, zum Oheim gewendet: Reiten wir hinauf, und lassen Sie mich in der Wirklichkeit sehen, was Sie mir hier im Bilde zeigten. Seit ich hier bin, höre ich von diesem Unternehmen und werde jetzt erst recht verlangend, mit Augen zu sehen, was mir in der Erzählung unmöglich schien und in der Nachbildung unwahrscheinlich bleibt. — Noch nicht, meine Liebe, versetzte der Fürst; was Sie hier sahen, ist, was es werden kann und wird; jetzt steckt noch manches im Beginnen; die Kunst muß erst vollenden, wenn sie sich vor der Natur nicht schämen soll. — Und so reiten wir wenigstens hinaufwärts, und wäre es nur bis an den Fluß; ich habe große Lust, mich heute weit in der Welt umzusehen. — Ganz nach Ihrem Willen, versetzte der Fürst. — Lassen Sie uns aber durch die Stadt reiten, fuhr die Dame fort, über den großen Marktplatz, wo eine zahllose Menge von Buden die Gestalt einer kleinen Stadt, eines Feldlagers angenommen hat. Es ist, als wären die Bedürfnisse und Beschäftigungen sämtlicher Familien des Landes umher nach außen gekehrt, in diesem Mittelpunkte versammelt, an das Tageslicht gebracht worden; denn hier sieht der aufmerksame Beobachter alles, was der Mensch leistet und bedarf; man bildet sich einen Augenblick ein, es sei kein Geld nöthig, jedes Geschäft könne hier durch Tausch abgethan werden; und so ist es auch im Grunde. Seitdem der Fürst gestern mir Anlaß zu diesen Uebersichten gegeben, ist es mir gar angenehm zu denken, wie hier, wo Gebirg und flaches Land aneinander grenzen, beide so deutlich aussprechen, was sie brauchen und was sie wünschen. Wie nun der Hochländer das Holz seiner Wälder in hundert Formen umzubilden weiß, das Eisen zu einem jeden Gebrauch zu vermannigfaltigen, so kommen jene drüben mit den vielfältigsten Waaren ihm entgegen, an denen man den Stoff kaum unterscheiden und den Zweck oft nicht erkennen mag.

Ich weiß, versetzte der Fürst, daß mein Neffe hierauf die größte Aufmerksamkeit wendet; denn gerade zu dieser Jahreszeit kommt es hauptsächlich darauf an, daß man mehr empfange, als gebe; dies zu bewirken, ist am Ende die Summe des ganzen Staatshaushalts, so wie der kleinsten häuslichen Wirthschaft. Verzeihen Sie aber, meine Beste, ich reite niemals gern durch Markt und Messe; bei jedem Schritt ist man gehindert und aufgehalten, und dann flammt mir das ungeheure Unglück wieder in die Einbildungskraft, das sich mir gleichsam in die Augen eingebrannt, als ich eine solche Güter- und Waarenbreite in Feuer aufgehen sah.

Lassen Sie uns die schönen Stunden nicht versäumen, fiel ihm die Fürstin ein, da der würdige Mann sie schon einigemal mit ausführlicher Beschreibung jenes Unheils geängstigt hatte, wie er sich nämlich, auf einer großen Reise begriffen, abends im besten Wirthshause auf dem Markte, der eben von einer Hauptmesse wimmelte, höchst ermüdet zu Bette gelegt und nachts durch Geschrei und Flammen, die sich gegen seine Wohnung wälzten, gräßlich aufgeweckt worden.

Die Fürstin eilte das Lieblingspferd zu besteigen und führte, statt zum Hinterthore bergauf, zum Vorderthore bergunter ihren widerwillig bereiten Begleiter; denn wer wäre nicht gern an ihrer Seite geritten,

wer wäre ihr nicht gern gefolgt! Und so war auch Honorio von der sonst so ersehnten Jagd willig zurückgeblieben, um ihr ausschließlich dienstbar zu sein.

Wie voraus zu sehen, durften sie auf dem Markte nur Schritt für Schritt reiten; aber die schöne Liebenswürdige erheiterte jeden Aufenthalt durch eine geistreiche Bemerkung. Ich wiederhole, sagte sie, meine gestrige Lection, da denn doch die Nothwendigkeit unsere Geduld prüfen will. Und wirklich drängte sich die ganze Menschenmasse dergestalt an die Reitenden heran, daß sie ihren Weg nur langsam fortsetzen konnten. Das Volk schaute mit Freuden die junge Dame, und auf so vielen lächelnden Gesichtern zeigte sich das entschiedene Behagen, zu sehen, daß die erste Frau im Lande auch die schönste und anmuthigste sei.

Untereinander gemischt standen Bergbewohner, die zwischen Felsen, Fichten und Föhren ihre stillen Wohnsitze hegten, Flachländer von Hügeln, Auen und Wiesen her, Gewerbsleute der kleinen Städte und was sich alles versammelt hatte. Nach einem ruhigen Ueberblick bemerkte die Fürstin ihrem Begleiter, wie alle diese, woher sie auch seien, mehr Stoff als nöthig zu ihren Kleidern genommen, mehr Tuch und Leinwand, mehr Band zum Besatz. Ist es doch, als ob die Weiber nicht brauschig und die Männer nicht pausig [1] genug sich gefallen könnten.

Wir wollen ihnen das ja lassen, versetzte der Oheim; wo auch der Mensch seinen Ueberfluß hinwendet, ihm ist wohl dabei, am wohlsten, wenn er sich damit schmückt und aufputzt. Die schöne Dame winkte Beifall.

So waren sie nach und nach auf einen freien Platz gelangt, der zur Vorstadt hinführte, wo am Ende vieler kleiner Buden und Kramstände ein größeres Brettergebäude in die Augen fiel, das sie kaum erblickten, als ein ohrzerreißendes Gebrülle ihnen entgegen tönte. Die Fütterungsstunde der dort zur Schau stehenden wilden Thiere schien herangekommen; der Löwe ließ seine Wald- und Wüstenstimme aufs kräftigste hören, die Pferde schauderten, und man konnte der Bemerkung nicht entgehen, wie in dem friedlichen Wesen und Wirken der gebildeten Welt der König der Einöde sich so furchtbar verkündige. Zur Bude näher gelangt, durften sie die bunten kolossalen Gemälde nicht übersehen, die mit heftigen Farben und kräftigen Bildern jene fremden Thiere darstellten, welche der friedliche Staatsbürger zu schauen eine unüberwindliche Lust empfinden sollte. Der grimmig ungeheure Tiger sprang auf einen Mohren los, im Begriff ihn zu zerreißen; ein Löwe stand ernsthaft majestätisch, als wenn er keine Beute seiner würdig vor sich sähe; andere wunderliche, bunte Geschöpfe verdienten neben diesen mächtigen weniger Aufmerksamkeit.

Wir wollen, sagte die Fürstin, bei unserer Rückkehr doch absteigen und die seltenen Gäste näher betrachten. — Es ist wunderbar, versetzte der Fürst, daß der Mensch durch Schreckliches immer aufgeregt sein will. Drinnen liegt der Tiger ganz ruhig in seinem Kerker, und hier muß er grimmig auf einen Mohren losfahren, damit man glaube, dergleichen inwendig ebenfalls zu sehen. Es ist an Mord und Todtschlag noch nicht

1) Zu brauschig und pausig vgl. Grimm, Wörterbuch II. S. 328.

genug, an Brand und Untergang; die Bänkelsänger müssen es an jeder Ecke wiederholen. Die guten Menschen wollen eingeschüchtert sein, um hinterdrein erst recht zu fühlen, wie löblich und schön es sei, frei Athem zu holen.

Was denn aber auch Bängliches von solchen Schreckensbildern mochte übrig geblieben sein, alles und jedes war sogleich ausgelöscht, als man, zum Thore hinausgelangt, in die heiterste Gegend eintrat. Der Weg führte zuerst am Flusse hinan, an einem zwar noch schmalen, nur leichte Kähne tragenden Wasser, das aber nach und nach als größter Strom seinen Namen behalten und ferne Länder beleben sollte. Dann ging es weiter durch wohlversorgte Frucht- und Lustgärten sachte hinaufwärts, und man sah sich nach und nach in der aufgethanen, wohlbewohnten Gegend um, bis erst ein Busch, sodann ein Wäldchen die Gesellschaft aufnahm und die anmuthigsten Oertlichkeiten ihren Blick begrenzten und erquickten. Ein aufwärts leitendes Wiesenthal, erst vor kurzem zum zweitenmal gemäht, sammetähnlich anzusehen, von einer oberwärts lebhaft auf einmal reich entspringenden Quelle gewässert, empfing sie freundlich, und so zogen sie einem höheren, freieren Standpunkt entgegen, den sie, aus dem Walde sich bewegend, nach einem lebhaften Stieg erreichten, alsdann aber vor sich noch in bedeutender Entfernung über neuen Baumgruppen das alte Schloß, den Zielpunkt ihrer Wallfahrt, als Fels- und Waldgipfel hervorragen sahen. Rückwärts aber — denn niemals gelangte man hierher, ohne sich umzukehren — erblickten sie durch zufällige Lücken der hohen Bäume das fürstliche Schloß links, von der Morgensonne beleuchtet; den wohlgebauten, höheren Theil der Stadt, von leichten Rauchwolken gedämpft, und sofort nach der Rechten zu die untere Stadt, den Fluß in einigen Krümmungen, mit seinen Wiesen und Mühlen; gegenüber eine weite nahrhafte Gegend.

Nachdem sie sich an dem Anblick ersättigt oder vielmehr, wie es uns bei dem Umblick auf so hoher Stelle zu geschehen pflegt, erst recht verlangend geworden nach einer weitern, weniger begrenzten Aussicht, ritten sie eine steinige, breite Fläche hinan, wo ihnen die mächtige Ruine als ein grüngekrönter Gipfel entgegenstand, wenig alte Bäume tief unten um seinen Fuß; sie ritten hindurch, und so fanden sie sich gerade vor der steilsten, unzugänglichsten Seite. Mächtige Felsen standen von Urzeiten her, jedem Wechsel unangetastet, fest, wohlgegründet voran, und so thürmte sich's aufwärts; das dazwischen Herabgestürzte lag in mächtigen Platten und Trümmern unregelmäßig übereinander und schien dem Kühnsten jeden Angriff zu verbieten. Aber das Steile, Jähe scheint der Jugend zuzusagen; dies zu unternehmen, zu erstürmen, zu erobern ist jungen Gliedern ein Genuß. Die Fürstin bezeigte Neigung zu einem Versuch; Honorio war bei der Hand; der fürstliche Oheim, wenn schon bequemer, ließ sich's gefallen und wollte sich doch auch nicht unkräftig zeigen; die Pferde sollten am Fuß unter den Bäumen halten, und man wollte bis zu einem gewissen Punkte gelangen, wo ein vorstehender mächtiger Fels einen Flächenraum darbot, von wo man eine Aussicht hatte, die zwar schon in den Blick des Vogels überging, aber sich doch noch malerisch genug hinter einander schob.

Die Sonne, beinahe auf ihrer höchsten Stelle, verlieh die klarste Beleuchtung: das fürstliche Schloß mit seinen Theilen, Hauptgebäuden, Flügeln, Kuppeln und Thürmen erschien gar stattlich; die obere Stadt in ihrer völligen Ausdehnung; auch in die untere konnte man bequem hineinsehen, ja durch das Fernrohr auf dem Markte sogar die Buden unterscheiden. Honorio war immer gewohnt ein so förderliches Werkzeug überzuschnallen; man schaute den Fluß hinauf und hinab, diesseits das bergartig terrassenweis unterbrochene, jenseits das aufgleitende, flache und in mäßigen Hügeln abwechselnde fruchtbare Land, Ortschaften unzählige; denn es war längst herkömmlich, über die Zahl zu streiten, wie viel man deren von hier oben gewahr werde.

Ueber die große Weite lag eine heitere Stille, wie es am Mittag zu sein pflegt, wo die Alten sagten, der Pan schlafe, und alle Natur halte den Athem an, um ihn nicht aufzuwecken.

Es ist nicht das erstemal, sagte die Fürstin, daß ich auf so hoher, weitumschauender Stelle die Betrachtung mache, wie doch die klare Natur so reinlich und friedlich aussieht und den Eindruck verleiht, als wenn gar nichts Widerwärtiges in der Welt sein könne. Und wenn man dann wieder in die Menschenwohnung zurückkehrt, sie sei hoch oder niedrig, weit oder eng, so giebt's immer etwas zu kämpfen, zu streiten, zu schlichten und zurecht zu legen.

Honorio, der indessen durch das Sehrohr nach der Stadt geschaut hatte, rief: Seht hin! Seht hin! auf dem Markte fängt es an zu brennen. Sie sahen hin und bemerkten wenigen Rauch; die Flamme dämpfte der Tag. Das Feuer greift weiter um sich! rief man, immer durch die Gläser schauend; auch wurde das Unheil den guten unbewaffneten Augen der Fürstin bemerklich. Von Zeit zu Zeit erkannte man eine rothe Flammenglut; der Dampf stieg empor, und Fürst Oheim sprach: Laßt uns zurückkehren! Das ist nicht gut; ich fürchtete immer, das Unglück zum zweitenmale zu erleben. Als sie, herabgekommen, den Pferden wieder zugingen, sagte die Fürstin zu dem alten Herrn: Reiten Sie hinein, eilig, aber nicht ohne den Reitknecht! Lassen Sie mir Honorio, wir folgen sogleich. Der Oheim fühlte das Vernünftige, ja das Nothwendige dieser Worte und ritt so eilig, als der Boden erlaubte, den wüsten, steinigen Hang hinunter.

Als die Fürstin aufsaß, sagte Honorio: Reiten Ew. Durchlaucht, ich bitte, langsam! In der Stadt wie auf dem Schloß sind die Feueranstalten in bester Ordnung; man wird sich durch einen so unerwartet außerordentlichen Fall nicht irre machen lassen. Hier aber ist ein böser Boden, kleine Steine und kurzes Gras; schnelles Reiten ist unsicher; ohnehin, bis wir hineinkommen, wird das Feuer schon nieder sein. Die Fürstin glaubte nicht daran; sie sah den Rauch sich verbreiten, sie glaubte einen aufflammenden Blitz gesehen, einen Schlag gehört zu haben, und nun bewegten sich in ihrer Einbildungskraft alle die Schreckbilder, welche des trefflichen Oheims wiederholte Erzählung von dem erlebten Jahrmarktsbrande leider nur zu tief eingesenkt hatte. Fürchterlich war wohl jener Fall, überraschend und eindringlich genug, um zeitlebens eine Ahnung

und Vorstellung wiederkehrenden Unglücks ängstlich zurückzulassen, als zur Nachtzeit auf dem großen budenreichen Marktraum ein plötzlicher Brand Laden auf Laden ergriffen hatte, ehe noch die in und an diesen leichten Hütten Schlafenden aus tiefen Träumen geschüttelt wurden, der Fürst selbst als ein ermüdet angelangter, erst eingeschlafener Fremder ans Fenster sprang, alles fürchterlich erleuchtet sah, Flamme nach Flamme, rechts und links sich überspringend, ihm entgegen züngelte.

Die Häuser des Marktes, vom Widerschein geröthet, schienen schon zu glühen, drohend, sich jeden Augenblick zu entzünden und in Flammen aufzuschlagen; unten wüthete das Element unaufhaltsam, die Bretter prasselten, die Latten knackten, Leinwand flog auf, und ihre düstern, an den Enden flammend ausgezackten Fetzen trieben in der Höhe sich umher, als wenn die bösen Geister, in ihrem Elemente um- und umgestaltet, sich muthwillig tanzend verzehren und da und dort aus den Gluten wieder auftauchen wollten. Dann aber mit kreischendem Geheul rettete jeder, was zur Hand lag; Diener und Knechte mit den Herren bemüheten sich von Flammen ergriffene Ballen fortzuschleppen, von dem brennenden Gestell noch einiges wegzureißen, um es in die Kiste zu packen, die sie denn doch zuletzt den eilenden Flammen zum Raube lassen mußten. Wie mancher wünschte nur einen Augenblick Stillstand dem heranprasselnden Feuer, nach der Möglichkeit einer Besinnung sich umsehend, und er war mit aller seiner Habe schon ergriffen; an der einen Seite brannte, glühte schon, was an der andern noch in finsterer Nacht stand. Hartnäckige Charaktere, willenstarke Menschen widersetzten sich grimmig dem grimmigen Feinde und retteten manches, mit Verlust ihrer Augenbrauen und Haare. Leider nun erneuerte sich vor dem schönen Geiste der Fürstin der wüste Wirrwarr; nun schien der heitere morgendliche Gesichtskreis umnebelt, ihre Augen verdüstert, Wald und Wiese hatten einen wunderbaren, bänglichen Anschein.

In das friedliche Thal einreitend, seiner labenden Kühle nicht achtend, waren sie kaum einige Schritte von der lebhaften Quelle des nahe fließenden Baches herab, als die Fürstin ganz unten im Gebüsche des Wiesenthals etwas Seltsames erblickte, das sie alsobald für den Tiger erkannte; heranspringend, wie sie ihn vor kurzem gemalt gesehen, kam er entgegen; und dieses Bild zu den furchtbaren Bildern, die sie so eben beschäftigten, machte den wundersamsten Eindruck. Flieht, gnädige Frau, rief Honorio, flieht! Sie wandte das Pferd um, dem steilen Berge zu, wo sie herabgekommen waren. Der Jüngling aber, dem Unthier entgegen, zog die Pistole und schoß, als er sich nahe genug glaubte; leider jedoch war gefehlt, der Tiger sprang seitwärts, das Pferd stutzte, das ergrimmte Thier aber verfolgte seinen Weg, aufwärts unmittelbar der Fürstin nach. Sie sprengte, was das Pferd vermochte, die steile, steinige Strecke hinan, kaum fürchtend, daß ein zartes Geschöpf, solcher Anstrengung ungewohnt, sie nicht aushalten werde. Es übernahm sich, von der bedrängten Reiterin angeregt, stieß am kleinen Gerölle des Hanges an und wieder an und stürzte zuletzt nach heftigem Bestreben kraftlos zu Boden. Die schöne Dame, entschlossen und gewandt, verfehlte nicht, sich strack auf ihre Füße zu stellen;

auch das Pferd richtete sich auf, aber der Tiger nahte schon, obgleich nicht mit heftiger Schnelle; der ungleiche Boden, die scharfen Steine schienen seinen Antrieb zu hindern, und nur daß Honorio unmittelbar hinter ihm herflog, neben ihm gemäßigt heranritt, schien seine Kraft aufs neue anzuspornen und zu reizen. Beide Renner erreichten zugleich den Ort, wo die Fürstin am Pferde stand, der Ritter beugte sich herab, schoß und traf mit der zweiten Pistole das Ungeheuer durch den Kopf, daß es sogleich niederstürzte und ausgestreckt in seiner Länge erst recht die Macht und Furchtbarkeit sehen ließ, von der nur noch das Körperliche übrig geblieben da lag. Honorio war vom Pferde gesprungen und kniete auf dem Thiere, dämpfte seine letzten Bewegungen und hielt den gezogenen Hirschfänger in der rechten Hand. Der Jüngling war schön; er war herangesprengt, wie ihn die Fürstin oft im Lanzen- und Ringelspiel gesehen hatte: ebenso traf in der Reitbahn seine Kugel im Vorbeisprengen den Türkenkopf auf dem Pfahl gerade unter dem Turban in die Stirne, ebenso spießte er, flüchtig heransprengend, mit dem blanken Säbel das Mohrenhaupt vom Boden auf. In allen solchen Künsten war er gewandt und glücklich; hier kam beides zu statten.

Gebt ihm den Rest! sagte die Fürstin; ich fürchte, er beschädigt Euch noch mit den Krallen. — Verzeiht! erwiderte der Jüngling, er ist schon todt genug, und ich mag das Fell nicht verderben, das nächsten Winter auf Eurem Schlitten glänzen soll. — Frevelt nicht! sagte die Fürstin; alles was von Frömmigkeit im tiefen Herzen wohnt, entfaltet sich in solchem Augenblick. — Auch ich, rief Honorio, war nicht frömmer, als jetzt eben; deshalb aber denke ich ans Freudigste; ich blicke dieses Fell nur an, wie es Euch zur Lust begleiten kann. — Es würde mich immer an diesen schrecklichen Augenblick erinnern, versetzte sie. — Ist es doch, erwiderte der Jüngling mit glühender Wange, ein unschuldigeres Triumphzeichen, als wenn die Waffen erschlagener Feinde vor dem Sieger her zur Schau getragen würden. — Ich werde mich an Eure Kühnheit und Gewandtheit dabei erinnern und darf nicht hinzusetzen, daß Ihr auf meinen Dank und auf die Gnade des Fürsten lebenslänglich rechnen könnt. Aber steht auf; schon ist kein Leben mehr im Thiere, bedenken wir das Weitere; vor allen Dingen steht auf! — Da ich nun einmal knice, versetzte der Jüngling, da ich mich in einer Stellung befinde, die mir auf jede andere Weise untersagt wäre, so laßt mich bitten von der Gunst und Gnade, die Ihr mir zugewendet, in diesem Augenblicke versichert zu werden. Ich habe schon so oft Euren hohen Gemahl gebeten um Urlaub und Vergünstigung einer weitern Reise. Wer das Glück hat an Eurer Tafel zu sitzen, wen Ihr beehrt, Eure Gesellschaft unterhalten zu dürfen, der muß die Welt gesehen haben. Reisende strömen von allen Orten her, und wenn von einer Stadt, von einem wichtigen Punkte irgend eines Welttheils gesprochen wird, ergeht an den Eurigen jedesmal die Frage, ob er daselbst gewesen sei? Niemand traut man Verstand zu, als wer das alles gesehen hat; es ist als wenn man sich nur für andere zu unterrichten hätte.

Steht auf! wiederholte die Fürstin, ich möchte nicht gern gegen die Ueberzeugung meines Gemahls irgend etwas wünschen und bitten; allein, wenn ich nicht irre, so ist die Ursache, warum er Euch bisher zurückhielt, bald gehoben. Seine Ansicht war, Euch zum selbständigen Edelmann herangereift zu sehen, der sich und ihm auch auswärts Ehre machte, wie bisher am Hofe, und ich dächte, Eure That wäre ein so empfehlender Reisepaß, als ein junger Mann nur in die Welt mitnehmen kann.

Daß anstatt einer jugendlichen Freude eine gewisse Trauer über sein Gesicht zog, hatte die Fürstin nicht Zeit zu bemerken, noch er seiner Empfindung Raum zu geben; denn hastig den Berg hinauf, einen Knaben an der Hand, kam eine Frau geradezu auf die Gruppe los, die wir kennen, und kaum war Honorio sich besinnend aufgestanden, als sie sich heulend und schreiend über den Leichnam herwarf und an dieser Handlung, so wie an einer, obgleich reinlich anständigen, doch bunten und seltsamen Kleidung sogleich errathen ließ, sie sei die Meisterin und Wärterin dieses dahin gestreckten Geschöpfes, wie denn der schwarzaugige, schwarzlockige Knabe, der eine Flöte in der Hand hielt, gleich der Mutter, weinend, weniger heftig, aber tief gerührt, neben ihr knieete.

Den gewaltigen Ausbrüchen der Leidenschaft dieses unglücklichen Weibes folgte, zwar unterbrochen stoßweise, ein Strom von Worten, wie ein Bach sich in Absätzen von Felsen zu Felsen stürzt. Eine natürliche Sprache, kurz und abgebrochen, machte sich eindringlich und rührend; vergebens würde man sie in unsere Mundarten übersetzen wollen, den ungefähren Inhalt dürften wir nicht verfehlen. Sie haben dich ermordet, armes Thier! ermordet ohne Noth! Du warst zahm und hättest dich gern ruhig niedergelassen und auf uns gewartet; denn deine Fußballen schmerzten dich und deine Krallen hatten keine Kraft mehr! Die heiße Sonne fehlte dir, sie zu reifen. Du warst der schönste deinesgleichen; wer hat je einen königlichen Tiger so herrlich ausgestreckt im Schlafe gesehen, wie du nun hier liegst, todt, um nicht wieder aufzustehen. Wenn du des Morgen aufwachtest beim frühen Tagschein und den Rachen aufsperrtest, ausstreckend die rothe Zunge, so schienst du uns zu lächeln, und, wenn schon brüllend, nahmst du doch spielend dein Futter aus den Händen einer Frau, von den Fingern eines Kindes! Wie lange begleiteten wir dich auf deinen Fahrten! wie lange war deine Gesellschaft uns wichtig und fruchtbar! Uns! uns, ganz eigentlich kam die Speise von den Fressern und süße Labung von den Starken. So wird es nicht mehr sein! Wehe, wehe!

Sie hatte nicht ausgeklagt, als über die mittlere Höhe des Bergs am Schlosse herab Reiter heransprengten, die alsobald für das Jagdgefolge des Fürsten erkannt wurden, er selbst voran. Sie hatten, in den hintern Gebirgen jagend, die Brandwolken aufsteigen sehen und durch Thäler und Schluchten, wie auf gewaltsam hetzender Jagd, den geraden Weg nach diesem traurigen Zeichen genommen. Ueber die steinigen Blöcke einhersprengend, stutzten und starrten sie, nun die unerwartete Gruppe gewahr werdend, die sich auf der leeren Fläche merkwürdig auszeichnete. Nach dem ersten Erkennen verstummte man, und nach einigem Erholen

ward, was der Anblick nicht selbst ergab, mit wenigen Worten erläutert. So stand der Fürst vor dem seltsamen, unerhörten Ereigniß, einen Kreis umher von Reitern und Nacheilenden zu Fuße. Unschlüssig war man nicht, was zu thun sei; anzuordnen, auszuführen war der Fürst beschäftigt, als ein Mann sich in den Kreis drängte, groß von Gestalt, bunt und wunderlich gekleidet wie Frau und Kind. Und nun gab die Familie zusammen Schmerz und Ueberraschung zu erkennen. Der Mann aber gefaßt, stand in ehrfurchtsvoller Entfernung vor dem Fürsten und sagte: Es ist nicht Klagenszeit! Ach, mein Herr und mächtiger Jäger, auch der Löwe ist los; auch hier nach dem Gebirg ist er hin; aber schont ihn! habt Barmherzigkeit, daß er nicht umkomme, wie dies gute Thier.

Der Löwe? sagte der Fürst; hast Du seine Spur? — Ja, Herr! Ein Bauer dort unten, der sich ohne Noth auf einen Baum gerettet hatte, wies mich weiter hier links herauf; aber ich sah den großen Trupp Menschen und Pferde vor mir, neugierig und hülfsbedürftig eilte ich hierher. Also — beorderte der Fürst — muß die Jagd sich auf diese Seite ziehen. Ihr ladet Eure Gewehre; geht sachte zu Werk; es ist kein Unglück, wenn Ihr ihn in die tiefen Wälder treibt. Aber am Ende, guter Mann, werden wir Euer Geschöpf nicht schonen können; warum waret Ihr unvorsichtig genug, sie entkommen zu lassen? — Das Feuer brach aus, versetzte jener, wir hielten uns still und gespannt, es verbreitete sich schnell, aber fern von uns; wir hatten Wasser genug zu unserer Vertheidigung, aber ein Pulverschlag flog auf und warf die Brände an uns heran, über uns weg; wir übereilten uns und sind nun unglückliche Leute.

Noch war der Fürst mit Anordnungen beschäftigt, aber einen Augenblick schien alles zu stocken, als oben vom alten Schloß herab eilig ein Mann heranspringend gesehen ward, den man bald für den angestellten Wächter erkannte, der die Werkstätte des Malers bewachte, indem er darin seine Wohnung nahm und die Arbeiter beaufsichtigte. Er kam außer Athem springend, doch hatte er bald mit wenigen Worten angezeigt, oben hinter der höhern Ringmauer habe sich der Löwe im Sonnenschein gelagert, am Fuße einer hundertjährigen Buche und verhalte sich ganz ruhig. Aergerlich aber schloß der Mann: Warum habe ich gestern meine Büchse in die Stadt getragen, um sie ausputzen zu lassen! Er wäre nicht wieder uafgestanden, das Fell wäre doch mein gewesen, und ich hätte mich dessen, wie billig, zeitlebens gebrüstet.

Der Fürst, dem seine militärischen Erfahrungen auch hier zu statten kamen, da er sich wohl schon in Fällen gefunden hatte, wo von mehreren Seiten unvermeidliches Uebel herandrohte, sagte hierauf: Welche Bürgschaft gebt Ihr mir, daß, wenn wir Eures Löwen schonen, er nicht im Lande unter den Meinigen Verderben anrichtet?

Hier diese Frau und dieses Kind, erwiderte der Vater hastig, erbieten sich ihn zu zähmen, ihn ruhig zu erhalten, bis ich den beschlagenen Kasten heraufschaffe, da wir ihn denn unschädlich und unbeschädigt wieder zurückbringen werden.

Der Knabe schien seine Flöte versuchen zu wollen, ein Instrument von der Art, das man sonst die sanfte, süße Flöte zu nennen pflegte; sie

war kurz geschnäbelt, wie die Pfeifen; wer es verstand, wußte die anmuthigsten Töne daraus hervorzulocken. Indeß hatte der Fürst den Wärtel gefragt, wie der Löwe hinaufgekommen. Dieser aber versetzte: Durch den Hohlweg, der, auf beiden Seiten vermauert, von jeher der einzige Zugang war und der einzige bleiben soll; zwei Fußpfade, die noch hinaufführten, haben wir dergestalt entstellt, daß niemand als durch jenen ersten engen Anweg zu dem Zauberschlosse gelangen könne, wozu es Fürst Friedrichs Geist und Geschmack ausbilden will.

Nach einigem Nachdenken, wobei sich der Fürst nach dem Kinde umsah, das immer sanft gleichsam zu präludiren fortgefahren hatte, wendete er sich zu Honorio und sagte: Du hast heute viel geleistet, vollende das Tagewerk. Besetze den schmalen Weg; haltet Eure Büchsen bereit, aber schießt nicht eher, als bis Ihr das Geschöpf nicht sonst zurückscheuchen könnt; allenfalls macht ein Feuer an, vor dem es sich fürchtet, wenn es hinunter will. Mann und Frau mögen für das übrige stehen. Eilig schickte Honorio sich an, die Befehle zu vollführen.

Das Kind verfolgte seine Melodie, die keine war, eine Tonfolge ohne Gesetz, und vielleicht eben deswegen so herzergreifend; die Umstehenden schienen wie bezaubert von der Bewegung einer liederartigen Weise, als der Vater mit anständigem Enthusiasmus zu reden anfing und fortfuhr:

Gott hat dem Fürsten Weisheit gegeben und zugleich die Erkenntniß, daß alle Gotteswerke weise sind, jedes nach seiner Art. Seht den Felsen, wie er fest steht und sich nicht rührt, der Witterung trotzt und dem Sonnenschein! Uralte Bäume zieren sein Haupt, und so gekrönt schaut er weit umher; stürzt aber ein Theil herunter, so will es nicht bleiben, was es war, es fällt zertrümmert in viele Stücke und bedeckt die Seite des Hanges. Aber auch da wollen sie nicht verharren, muthwillig springen sie tief hinab, der Bach nimmt sie auf, zum Flusse trägt er sie. Nicht widerstehend, nicht widerspenstig, eckig, nein, glatt und abgerundet finden sie schneller ihren Weg und gelangen von Fluß zu Fluß, endlich zum Ocean, wo die Riesen in Schaaren daherziehen und in der Tiefe die Zwerge wimmeln.

Doch wer preist den Ruhm des Herrn, den die Sterne loben von Ewigkeit zu Ewigkeit! Warum seht ihr aber im fernen umher? Betrachtet hier die Biene, noch spät im Herbst sammelt sie emsig und baut sich ein Haus, winkel- und wagerecht, als Meister und Geselle. Schaut die Ameise da! sie kennt ihren Weg und verliert ihn nicht, sie baut sich eine Wohnung aus Grashalmen, Erdbröslein und Kiefernadeln, sie baut sie in die Höhe und wölbt sie zu; aber sie hat umsonst gearbeitet, denn das Pferd stampft und scharrt alles auseinander. Seht hin! es zertritt ihre Balken und zerstreut ihre Planken, ungeduldig schnaubt es und kann nicht rasten; denn der Herr hat das Roß zum Gesellen des Windes gemacht und zum Gefährten des Sturms, daß es den Mann dahin trage, wohin er will, und die Frau, wohin sie begehrt. Aber im Palmenwald trat er auf, der Löwe; ernsten Schrittes durchzog er die Wüste, dort herrscht er über alles Gethier und nichts widersteht ihm. Doch der Mensch weiß

ihn zu zähmen, und das grausamste der Geschöpfe hat Ehrfurcht vor dem Ebenbilde Gottes, wonach auch die Engel gemacht sind, die dem Herrn dienen und seinen Dienern. Denn in der Löwengrube scheute sich Daniel nicht; er blieb fest und getrost, und das wilde Brüllen unterbrach nicht seinen frommen Gesang.

Diese mit dem Ausdruck eines natürlichen Enthusiasmus gehaltene Rede begleitete das Kind hie und da mit anmuthigen Tönen; als aber der Vater geendigt hatte, fing es mit reiner Kehle, heller Stimme und geschickten Läufen zu intoniren an, worauf der Vater die Flöte ergriff und im Einklang sich hören ließ; das Kind aber sang:

Aus den Gruben hier im Graben
Hör' ich des Propheten Sang;
Engel schweben ihn zu laben,
Wäre da dem Guten bang'?
Löw' und Löwin hin und wieder
Schmiegen sich an ihn heran;
Ja, die sanften, frommen Lieder
Haben's ihnen angethan!

Der Vater fuhr fort, die Strophe mit der Flöte zu begleiten; die Mutter trat hie und da als zweite Stimme mit ein.

Eindringlich aber ganz besonders war, daß das Kind die Zeilen der Strophe nunmehr zu ganz anderer Ordnung durcheinander schob und dadurch, wo nicht einen neuen Sinn hervorbrachte, doch das Gefühl in und durch sich selbst aufregend erhöhte.

Engel schweben auf und nieder
Uns in Tönen zu erlaben:
Welch ein himmlischer Gesang!
In den Gruben, in dem Graben
Wäre da dem Kinde bang?
Diese sanften, frommen Lieder
Lassen Unglück nicht heran:
Engel schweben hin und wieder,
Und so ist es schon gethan!

Hierauf mit Kraft und Erhebung begannen alle drei:

Denn der Ew'ge herrscht auf Erden,
Ueber Meere herrscht sein Blick:
Löwen sollen Lämmer werden,
Und die Welle schwankt zurück;
Blankes Schwert erstarrt im Hiebe;
Glaub' und Hoffnung sind erfüllt;
Wunderthätig ist die Liebe,
Die sich im Gebet enthüllt.

Alles war still, hörte, horchte; und nur erst als die Töne verhallten, konnte man den Eindruck bemerken und allenfalls beobachten. Alles war wie beschwichtigt; jeder in seiner Art gerührt. Der Fürst, als wenn er erst jetzt das Unheil übersähe, das ihn vor kurzem bedroht hatte, blickte nieder auf seine Gemahlin, die, an ihn gelehnt, sich nicht versagte, das gestickte Tüchlein hervorzuziehen und die Augen damit zu bedecken. Es that ihr wohl, die jugendliche Brust von dem Druck erleichtert zu fühlen, mit dem die vorhergehenden Minuten sie belastet hatten. Eine vollkom-

mene Stille beherrschte die Menge; man schien die Gefahren vergessen zu haben, unten den Brand und von oben das Erstehen eines bedenklich ruhenden Löwen.

Durch einen Wink, die Pferde näher herbeizuführen, brachte der Fürst zuerst wieder in die Gruppe Bewegung; dann wendete er sich zu dem Weibe und sagte: Ihr glaubt also, daß Ihr den entsprungenen Löwen, wo Ihr ihn antrefft, durch Euren Gesang, durch den Gesang dieses Kindes, mit Hülfe dieser Flötentöne beschwichtigen und ihn sodann unschädlich, sowie unbeschädigt in seinen Verschluß wieder zurückbringen könntet? Sie bejahten es, versichernd und betheuernd; der Kastellan wurde ihnen als Wegweiser zugegeben. Nun entfernte der Fürst mit wenigen sich eiligst; die Fürstin folgte langsamer mit dem übrigen Gefolge; Mutter aber und Sohn stiegen, von dem Wärtel, der sich eines Gewehrs bemächtigt hatte, geleitet, steiler gegen den Berg hinan.

Vor dem Eintritt in den Hohlweg, der den Zugang zu dem Schloß eröffnete, fanden sie die Jäger beschäftigt, dürres Reisig zu häufen, damit sie auf jeden Fall ein großes Feuer anzünden könnten. Es ist nicht noth, sagte die Frau; es wird ohne das alles in Güte geschehen.

Weiter hin, auf einem Mauerstück sitzend, erblickten sie Honorio, seine Doppelbüchse in den Schoß gelegt, auf einem Posten, als wie zu jedem Ereigniß gefaßt. Aber die Herankommenden schien er kaum zu bemerken; er saß, wie in tiefe Gedanken versunken, er sah umher, wie zerstreut. Die Frau sprach ihn an mit der Bitte, das Feuer nicht anzünden zu lassen; er schien jedoch ihrer Rede wenig Aufmerksamkeit zu schenken; sie redete lebhaft fort und rief: Schöner junger Mann, Du hast meinen Tiger erschlagen; ich fluche Dir nicht. Schone meinen Löwen, guter junger Mann; ich segne Dich.

Honorio schaute gerade vor sich hin, dorthin, wo die Sonne auf ihrer Bahn sich zu senken begann. — Du schaust nach Abend, rief die Frau; Du thust wohl daran, dort giebt's viel zu thun. Eile nur, säume nicht; Du wirst überwinden. Aber zuerst überwinde dich selbst. Hierauf schien er zu lächeln. Die Frau stieg weiter, konnte sich aber nicht enthalten, nach dem Zurückbleibenden nochmals umzublicken; eine röthliche Sonne überschien sein Gesicht; sie glaubte nie einen schönern Jüngling gesehen zu haben.

Wenn Euer Kind, sagte nunmehr der Wärtel, flötend und singend, wie Ihr überzeugt seid, den Löwen anlocken und beruhigen kann, so werden wir uns dessen sehr leicht bemeistern, da sich das gewaltige Thier ganz nahe an die durchbrochenen Gewölbe hingelagert hat, durch die wir, da das Hauptthor verschüttet ist, einen Eingang in den Schloßhof gewonnen haben. Lockt ihn das Kind hinein, so kann ich die Oeffnung mit leichter Mühe schließen, und der Knabe, wenn es ihm gut däucht, durch eine der kleinen Wendeltreppen, die er in der Ecke sieht, dem Thiere entschlüpfen. Wir wollen uns verbergen; aber ich werde mich so stellen, daß meine Kugel jeden Augenblick dem Kinde zu Hülfe kommen kann.

Die Umstände sind alle nicht nöthig. Gott und Kunst, Frömmigkeit und Glück müssen das Beste thun. Es sei! versetzte der Wärtel; aber

ich kenne meine Pflichten. Erst führe ich Euch durch einen beschwerlichen Stieg auf das Gemäuer hinauf, gerade dem Eingange gegenüber, den ich erwähnt habe; das Kind mag hinabsteigen, gleichsam in die Arena des Schauspiels, und das besänftigte Thier dort hereinlocken. Das geschah; Wärtel und Mutter sahen versteckt von oben herab, wie das Kind die Wendeltreppen hinunter in dem klaren Hofraum sich zeigte und in der düstern Oeffnung gegenüber verschwand, aber sogleich seinen Flötenton hören ließ, der sich nach und nach verlor und endlich verstummte. Die Pause war ahnungsvoll genug; den alten mit Gefahr bekannten Jäger beengte der seltene menschliche Fall. Er sagte sich, daß er lieber persönlich dem gefährlichen Thiere entgegen ginge; die Mutter jedoch, mit heiterem Gesicht, übergebogen horchend, ließ nicht im mindesten Unruhe bemerken.

Endlich hörte man die Flöte wieder, das Kind trat aus der Höhle hervor mit glänzend befriedigten Augen, der Löwe hinter ihm drein, aber langsam, und, wie es schien, mit einiger Beschwerde. Er zeigte hie und da Lust sich niederzulegen; doch der Knabe führte ihn im Halbkreise durch die wenig entblätterten, buntbelaubten Bäume, bis er sich endlich in den letzten Strahlen der Sonne, die sie durch eine Ruinenlücke hereinsandte, wie verklärt niedersetzte und sein beschwichtigendes Lied abermals begann, dessen Wiederholung wir uns auch nicht entziehen können.

Aus den Gruben, hier im Graben
Hör' ich des Propheten Sang;
Engel schweben ihn zu laben,
Wäre da dem Guten bang?
Löw' und Löwin hin und wieder
Schmiegen sich um ihn heran;
Ja, die sanften frommen Lieder
Haben's ihnen angethan!

Indessen hatte sich der Löwe ganz knapp an das Kind hingelegt und ihm die schwere rechte Vordertatze auf den Schoß gehoben, die der Knabe fortsingend anmuthig streichelte, aber gar bald bemerkte, daß ein scharfer Dornzweig zwischen die Ballen eingestochen war. Sorgfältig zog er die verletzende Spitze hervor, nahm lächelnd sein buntseidnes Halstuch vom Nacken und verband die greuliche Tatze des Unthiers, so daß die Mutter sich vor Freuden mit ausgestreckten Armen zurückbog und vielleicht ungewohnter Weise Beifall gerufen und geklatscht hätte, wäre sie nicht durch einen derben Faustgriff des Wärtels erinnert worden, daß die Gefahr nicht vorüber sei.

Glorreich sang das Kind weiter, nachdem es mit wenigen Tönen vorgespielt hatte:

Denn der Ew'ge herrscht auf Erden,
Ueber Meere herrscht sein Blick;
Löwen sollen Lämmer werden,
Und die Welle schwankt zurück;
Blankes Schwert erstarrt im Hiebe;
Glaub' und Hoffnung sind erfüllt;
Wunderthätig ist die Liebe,
Die sich im Gebet enthüllt.

Ist es möglich zu denken, daß man in den Zügen eines so grimmigen Geschöpfes, des Tyrannen der Wälder, des Despoten des Thierreichs, einen Ausdruck von Freundlichkeit, von dankbarer Zufriedenheit habe spüren können, so geschah es hier; und wirklich sah das Kind in seiner Verklärung aus wie ein mächtiger, siegreicher Ueberwinder, jener zwar nicht wie der Ueberwundene — denn seine Kraft blieb in ihm verborgen — aber doch wie der Gezähmte, wie der dem eigenen friedlichen Willen Anheimgegebene. Das Kind flötete und sang so weiter, nach seiner Art die Zeilen verschränkend und neue hinzufügend:

Und so geht mit guten Kindern
Sel'ger Engel gern zu Rath,
Böses Wollen zu verhindern,
Zu befördern schöne That.
So beschwören, fest zu bannen
Liebem Sohn ans zarte Knie,
Ihn, des Waldes Hochtyrannen,
Frommer Sinn und Melodie.

W. v. Goethe.

Zweite Abtheilung.

Bilder aus Natur und Kunst, Sitte und Leben.

---

10. Der südliche Sternenhimmel.

Seit wir in die heiße Zone eingetreten waren, konnten wir jede Nacht die Schönheit des Himmels nicht genugsam bewundern, welcher in dem Maße, als wir nach Süden vorrückten, neue Sternbilder unsern Augen entfaltete. Man hat ein wunderbares Gefühl, wenn man bei der Annäherung gegen den Aequator, und besonders bei dem Uebergange von der einen Hemisphäre in die andere, allmählich die Sterne niederer werden und zuletzt verschwinden sieht, welche man von seiner ersten Kindheit an kennt. Nichts erinnert einen Reisenden lebhafter an die unermeßliche Entfernung seines Vaterlandes, als der Anblick eines neuen Himmels. Die Gruppirung der großen Sterne, einige zerstreute Nebelsterne, welche an Glanz mit der Milchstraße wetteifern, und Räume, welche durch eine außerordentliche Schwärze ausgezeichnet sind, geben dem südlichen Himmel eine eigenthümliche Physiognomie. Dieses Schauspiel setzt selbst die Einbildungskraft derjenigen in Bewegung, welche, ohne Unterricht in den höhern Wissenschaften, das Himmelsgewölbe gern betrachten, wie man eine schöne Landschaft oder eine majestätische Aussicht bewundert. Man hat nicht nöthig Botaniker zu sein, um die heiße Zone bei dem bloßen Anblick der Vegetation zu erkennen; ohne Kenntniß in der Astronomie erlangt zu haben, ohne mit den Himmelskarten von Flamstead und la Caille vertraut zu sein, fühlt man, daß man nicht in Europa ist, wenn man das ungeheure Sternbild des Schiffs oder die phosphorescirenden Wolken Magalhaens am Horizont aufsteigen sieht. Die Erde und der Himmel, alles nimmt in der Aequinoctial-Gegend einen fremden Charakter an.

Die niedern Gegenden der Luft waren seit einigen Tagen mit Dämpfen angefüllt. Wir sahen erst in der Nacht vom 4. zum 5. Julius (1799) im 16. Grad der Breite das **Kreuz des Südens** zum erstenmal deutlich; es war stark geneigt und erschien von Zeit zu Zeit zwischen Wolken, deren Mittelpunkt, von dem Wetterleuchten gefurcht, ein silberfarbenes Licht zurückwarf. Wenn es einem Reisenden erlaubt ist von seinen persönlichen Rührungen zu reden, so setze ich hinzu, daß ich in dieser Nacht einen der Träume meiner ersten Jugend in Erfüllung gehen sah.

Wenn man anfängt den Blick auf geographische Karten zu heften und die Beschreibungen der Reisenden zu lesen, so fühlt man eine Art von Vorliebe für gewisse Länder und Klimate, von welcher man sich in einem höhern Alter nicht wohl Rechenschaft geben kann. Diese Eindrücke haben einen merkbaren Einfluß auf unsere Entschlüsse, und wir suchen uns wie instinctmäßig mit den Gegenständen in Beziehung zu setzen, welche seit langer Zeit einen geheimen Reiz für uns hatten. In einer Epoche, wo ich den Himmel studirte, nicht um mich der Astronomie zu widmen, sondern um die Sterne kennen zu lernen, wurde ich von einer Furcht in Bewegung gesetzt, welche denjenigen unbekannt ist, die eine sitzende Lebensart lieben. Es schien mir schmerzhaft, der Hoffnung zu entsagen, die schönen Sternbilder zu sehen, welche in der Nähe des Südpols liegen. Ungeduldig, die Gegenden des Aequators zu durchwandern, konnte ich die Augen nicht gegen das gestirnte Gewölbe des Himmels erheben, ohne an das Kreuz des Südens zu denken, und ohne mir die erhabene Stelle des Dante ins Gedächtniß zurückzurufen, welche die berühmtesten Commentatoren auf dieses Sternbild bezogen haben:

Zur Rechten kehrt' ich mich, den Geist gewandt
 Zum andern Pol, und sah vier Stern' im Schimmer,
 Die niemand, als das erste Paar, erkannt.
Den Himmel letzt' ihr funkelndes Geflimmer;
 O du verwaistes Land, du öder Nord,
Du siehst den Glanz der schönen Lichter nimmer!

Die Befriedigung, welche wir bei der Entdeckung dieses Kreuzes des Südens empfanden, wurde lebhaft von denjenigen Personen der Schiffsmannschaft getheilt, welche die Colonieen bewohnt hatten. In der Einsamkeit der Meere grüßt man einen Stern wie einen Freund, von dem man lange Zeit getrennt war. Bei den Portugiesen und Spaniern scheinen noch besondere Gründe dieses Interesse zu vermehren, ein religiöses Gefühl macht ihnen ein Sternbild lieb, dessen Form ihnen das Zeichen des Glaubens ins Gedächtniß ruft, welches von ihren Voreltern in den Wüsten der neuen Welt aufgepflanzt wurde.

Da die beiden großen Sterne, welche die Spitze und den Fuß des Kreuzes bezeichnen, ungefähr die nämliche gerade Auffsteigung haben, so muß das Sternbild in dem Augenblick, wo es durch den Meridian geht, beinahe senkrecht stehen. Diesen Umstand kennen alle Völker, welche jenseits des Wendekreises oder auf der südlichen Halbkugel wohnen. Man hat beobachtet, um welche Zeit in der Nacht, in verschiedenen Jahreszeiten, das südliche Kreuz gerade oder geneigt ist. Es ist dies eine Uhr, welche ziemlich regelmäßig, beinahe um 4 Minuten täglich, vorrückt, und kein anderes Sternbild bietet bei dem bloßen Anblick eine so leicht anzustellende Beobachtung der Zeit dar. Wie oft hörten wir in den Savannen von Venezuela oder in der Wüste, welche sich von Lima nach Truxillo erstreckt, unsere Wegweiser sagen; „Mitternacht ist vorbei, das Kreuz fängt an sich zu neigen!" Wie oft haben diese Worte uns die rührende Scene ins Gedächtniß gerufen, wo **Paul** und **Virginie**, sitzend an der Quelle des Flusses der Latanien, sich zum letztenmal unterhalten, und wo der Greis

bei dem Anblick des Kreuzes im Süden sie erinnert, daß es Zeit ist zu scheiden!

A. v. Humboldt.

11. Die Sonnenfinsterniß vom 28. Juli 1851.

Von einer Kuppe des samländischen Ufers betrachtete ich am 28. Juli das großartigste Schauspiel, das ich in meinem Leben sah und wohl sehen werde. Ich war mit einer kleinen Gesellschaft die Düne hinaufgestiegen. So weit das Auge reichte, sahen wir die Ufer und den über das Land ragenden Karlsberg bereits mit einem Menschengewühl bedeckt. Das waren Sonnenschauer, welche zu diesem Meere pilgerten, die Broschüre des Dr. Busch, des Directors der Königsberger Sternwarte in der Hand, und das gebräunte Glas und die Uhr in Bereitschaft. Wir setzten uns auf die Ufervorsprünge, mit freudiger Ungeduld der großen Erscheinung harrend. Aber es verging eine lange Zeit. — Endlich schob der Mond seinen äußersten Rand gegen die Sonnenscheibe; die Spannung stieg von Minute zu Minute. Die Physiognomie des Himmels, der See und des Landes verwandelte sich seltsam. Das Meer verschleierte sich in einen grauen Duft; Düne und Uferstrand erstarben allgemach in einem geisterhaften Schein, in den die Büsche und Figuren lange Schatten warfen. Das Land mit seinen Hochbergen, seinen Dörfern und Thälern tauchte sich in ein immer matter werdendes Uebergangslicht, in einen Dämmer etwa wie Wintersonnenschein und gespenstiger Mond. Ich warf einen Blick in die Bernsteinbergwerke hinunter. — Diese Sklaven der Frohnarbeit karrten noch ihre schrillenden Karren, aber sie glichen nun den Arbeitern aus Dantes Hölle, die im bleichen Dämmerschein ihre Lasten vor sich her wälzen. Plötzlich ein Ach! aus aller Munde. Der Mondschatten bedeckte uns, der blaue Himmel wurde Nacht, und rings über der See und dem Lande entglomm der Horizont in einem schwülen Feuerdampf. Die schwarze Mondscheibe hing am Himmel, eingefaßt von einem magischen Strahlenschein, von Flammenbüscheln, welche aus der bedeckten Sonne stiegen: eine wunderbare Weltkugel, ein unbeschreibliches Phänomen, ein durch die Himmel schwebender Gott, der sein Haupt verhüllt hat und in die Finsterniß weint. Aber tröstend blitzt das Sternlein auf, ein blaues helles Licht neben dem düstern Mond, Venus, der Stern der Liebe, herbeigelockt von der Nacht und dem bangen Menschengemüth, l'amor che mouve 'l sole e l'altre stelle. Dort auch erwachen Kastor und Pollux, die beiden Zwillingsbrüder, und nordwärts steigt herauf Mercur, der lichtverkündende Bote, und südwärts selber kommt der alte rettende Gott Jupiter allgemach heraufstrahlend.

„Wie still und weit sind diese Welten.“

Ja, mir ist's, als wär' ich im Hades, und müßte den Lucifer sehen, wie er den Kain durch die unermeßlichen Räume führt. Solche dämonische Pracht und schauerlich schöne Stimmung der Natur wiederzugeben vermag nur, wer selbst den Hades sah: Aeschylus, Dante, Byron. Es giebt große Menschengemüther, in denen das Universum sich so abspiegelt, Himmel, Erde, die verfinsterte Sonne und die herabtröstenden Sterne, grauenhaft und doch so schön beleuchtet. — Ein strahlender, siegender, triumphirender

Sonnenblick, und die Magie war verschwunden. Wir stiegen die Düne herab ins Dörfchen. Ein Fischerweib erzählte uns mit Angst, daß sie geglaubt, der jüngste Tag und der Antichrist sei gekommen, daß die Gänse schreiend vom Feld und die Vögel gegen die Fenster geflogen wären. Stumm zerstreute sich die Gesellschaft. F. Gregorovius.

12. Hochgewitter im Schwarzwald.

Ich stieg in die Regionen, wo rostfarbenes Moos und das unermüdliche Heidekraut die letzten Grüße der Vegetation sind, und kam in den gespenstischen Kreis des Mummelsees. Felsen und Bäume haben groteske Formen, sie bilden die Decoration, und ein altes schauriges Lied geht über die Scene. Ich saß lange am Ufer und sah einer wunderschönen Seerose zu, die sich langsam und prächtig entfaltete. Dann riß ich sie ab und gab sie zerpflückt den Wellen wieder. War es eine Nymphe, die sich sonnen wollte, und die das Auge des Fremdlings in die Blumengestalt bannte? Rächte der Seegeist den Tod seines Kindes? Die Sage erzählt ähnliches. Meine Blume war todt; ich ging.

Die Sonne stand tief am Horizonte, und die Nebel wallten zu meinen Füßen schwer auf. Ich eilte fort, um vor der Nacht, die sich im Gebirge so plötzlich herabsenkt, aus diesem Reiche der Schluchten und Abhänge zu kommen. Es rieselte feucht um mich, ein Schleier lag vor meinen Augen; ich tappte in einer Dunstschicht, einer Wolke, die am Berge hing. Das Moos unter mir war schlüpfrig, ich glitt bei jedem Schritt aus und mußte endlich stehen, weil ich auch keine Spur eines Pfades mehr erkannte. Ein Baumstamm, an den ich stieß, und der langhingestreckt, vom Sturm gebrochen, zwischen Farrenkräutern lag, sollte mir zum Sitze dienen. Aber nicht der Sturm, das Alter hatte ihn gestürzt; er lag schon seit Jahren am Boden. Er war faul und morsch; ich brach mit ihm zusammen, und die Felsen gaben in der düstern Stille ein blechernes Echo. Ich stand, und der Sturm kam herauf; ja es war, als sei er in meiner nächsten Nähe entsprungen. Ich tappte weiter und drückte mich an einen mächtigen Block, um das Vertoben des Wetters geschützt abzuwarten. Es athmete etwas neben mir, ich tastete mit der Hand herum und fühlte den Kopf eines Rehs, das, wie ich, mit seinen Jungen hier Schutz gesucht. Die Flanken des Thieres flogen vor Angst, und es mochte die Furcht vor dem Menschen nur überwinden, weil die Mutterliebe ihm sagte, daß das kleine Kitzchen in diesem Wetter und dieser Dunkelheit nicht hätte fliehen können. Mir gefiel meine Nachbarschaft ungemein, und sie hätte mich noch mehr gefreut, wenn ich das Freundliche nicht über dem Großartigen vergessen hätte. Mir wäre es recht gewesen, wenn sich die Wuth der Luft ins Unendliche gedehnt; das Aufgehen in dem grandiosen Naturkampf hatte nichts Schreckliches für mich. Ich war mitten in der Wetterwolke. Die Luft, die ich athmete, war mit Schwefelduft geschwängert, und die zuckende, suchende Elektrizität um mich herum theilte sich meinen Nerven mit. Die Blitze sah ich nur weißgelb durch die trübe Hülle, die sich eng an meine Augen schmiegte; ich sah sie nicht zackig und begrenzt, — eine bleiche

Flamme schlug auf und loderte lang hin, breit und noch bleicher als der Kern umflimmert. Jede solche Flamme war ein Blitz. Dies Licht nur ließ mich die zerzausten und theilweis zerstückten Tannen erkennen. Der Sturm sang sein tollstes Lied, er schüttelte die Bäume, und mich schüttelte der Frost und inneres Beben. Furcht war es nicht, denn ich war innig heiter; aber ich ertrug die Spannung der Luft und der Nerven nicht; ich sank halb wach, halb schlummertrunken zusammen. — Es giebt keine Zeit, wenn man nur sich und der Natur gehört; sie zog an mir vorüber, ohne daß ich von ihr wußte. Die Wolke war mit fortgegangen; ich sprang auf, als das Reh, das nur noch mich zu fürchten hatte, von dem Jungen gefolgt, entfloh. Nur einzelne Fetzen mochten noch an mir vorübergeweht werden, denn ich konnte mit meinen, jetzt noch nachtgewohnten Augen von Zeit zu Zeit klar sehen. Die Sterne funkelten durch Risse in den oberen Wolkenschichten, die noch sanften Sprühregen herunterschickten, und endlich brach auch der Mond voll und groß aus seinem Versteck.

Ich werde wohl nie wieder ein solches Schauspiel erleben. Das seltene Phänomen eines Mondregenbogens vor mir; das dumpfe Verrollen des Donners seitwärts, und mit ihm Blitze, die jetzt blau leuchteten; die düsteren Tannen mit Brillanten besät — es war erhaben schön. Dazu dicht bei mir nur das klingende Rieseln der Tropfen, in Pausen aber athemlose Stille. Ich weiß nicht, wann die Natur größer war — in ihrer Zügellosigkeit, im Schnaufen des Zorns, oder in der lächelnden Harmonie der Versöhnung.

M. Waldau.

13. Nachtfahrt am ligurischen Strande.

Mit abgemessenen Ruderschlägen gleiten wir langsam durch die ambrosische Nacht. Die Sonne ist gesunken; ihr rother Widerschein leuchtet uns auf dem feuchten Pfade. Vor den verwitterten Felsen, an den steil ansteigenden blättrigen Schichten der Uferkalke mit ihren Höhlen und Rissen vorbei, segeln wir in die ruhige Bucht von St. Hospice. Wir landen. Die Schatten der Oelbäume empfangen uns, wie die geheimnißvollen Wölbungen eines gothischen Doms. Vom Boden auf blitzt ein Funke, hier wieder einer. Die engen Wege füllen sich mit kleinen pulsirenden Lichtchen, die auf und ab, hin und her schweben, aufglimmend in grünlichem Feuer, dann wieder in Nacht verschwindend. Mit jedem Augenblicke tauchen neue glitzernde Flämmchen unter den Oelbäumen auf; das Laub erhellt sich; bald glänzt und blinkt es rings: eine unzählige Schaar beweglicher Sterne. Es ist, als hätte sich der Boden in eine weite Schale verwandelt, aus der, wie bei einem Zaubergebräu, Myriaden Funken sich in die Luft erheben, hin und her huschend, blitzend, erlöschend und wieder aufglühend. Das sind die Leuchtfliegen von St. Hospice! Millionen fliegender Johanniswürmchen!

Die Nacht ist unterdessen vollständig geworden. An den Felswänden hin drückt sich ein Fischer auf plattem Boote, in der einen Hand das kaum plätschernde Ruder, in der andern den Dreizack mit den stählernen Spitzen. Auf seiner Barke brennt die Pechpfanne und wirft rothe, flackernde Lichter

auf die Felswände und über die zitternde Meeresfläche. Langsam gleitet unser Kahn über den Fjord. Ein langer Lichtstreif folgt ihm. Tausende von Funken blitzen an den Planken des Fahrzeugs, an seinem scharfen Buge hervor, wenn es die Wellen durchschneidet, als wären die Sterne der Milchstraße in das Meer gefallen und suchten empor zu klimmen an dem Holzwerk, um sich wieder aufzuschwingen in die Atmosphäre, nach ihrer Heimat. Wir senken die Netze hinab in das funkensprühende Wasser — das Haupthaar der Berenice blitzt uns aus ihren Poren entgegen. Ueberall strahlendes Leben — ringsum Olivenwälder in leisem, gespenstigem Schimmer, fernes funkelndes Zucken auf der Erde, unter uns das Meer in nasser Glut, über uns der hohe Himmel mit seinen ewigen, unbeweglichen Lichtern! So fahren wir dahin, leuchtenden Sinnes, durch die leuchtende Umgebung.

K. Vogt.

14. Die Wasserfälle von Trollhätta.

Nachmittags um vier Uhr erreichten wir Trollhätta einen Fabrikort, der bergauf, bergunter das Felsenufer des Kanals entlang klettert. Wir stiegen trotz des Unwetters ans Land. Im Gasthofe fanden wir einen freundlichen Wirth, der uns ohne weiteres deutsch anredete. Nachdem wir uns gekräftigt, brachen wir zu den berühmten Katarakten auf.

Draußen war der Regen selbst zu einem Wasserfall geworden, er klatschte laut auf Bäume und Felsen; aber wir machten uns entschlossen auf den Weg. Ein kleiner munterer Bube führte uns. — Der Name Trollhätta bedeutet „Trolls Hut," und soll von Hergrimer Halftroll herrühren. Dieser raubte Starkodders Braut, die schöne Ogn Alfa-Foster, und vermählte sich mit ihr. Als Starkodder heimkehrte und sie nicht mehr fand, da raste er wie ein angeschossener Eber und forderte Halftroll zum Zweikampf heraus. Hier, wo die Flut der Göthaelf von Bergeshöhe niederstürzt, war der Ort des Kampfes, und Halftroll fiel. Aber Ogn hatte ihn geliebt, sie konnte nicht mehr im Arm des Mörders ruhn und gab sich selbst den Tod. — Zuerst kamen wir an den Gullöfall, wo die Wasserwucht des Stromes zu beiden Seiten einer tannenbewachsenen Insel über die Felsen braust. Dann kletterten wir mit unsern triefenden Schirmen weiter und zwar auf regenglatten Steinen, die mit Sägespänen bestreut waren. Wir gingen an der Königsgrotte vorbei, wo auch Gustav Adolfs Name am Felsen steht, und gewannen, ein eisernes Brücklein überschreitend, den Felsenvorsprung mitten im Fall. Und wenn man hier verweilt, ist man rings vom gewaltigen Strudeln und Donnern des Elements umgeben, das all seine taubenhafte Sanftmuth abgeschüttelt hat, das zur Lawine, zum Löwen, zum Drachen wurde.

Wie zwei schäumende, zischende Riesenschlangen windet sich der Strom um einen Felsgrat herab, ringelt die Doppelleiber dann zusammen und bildet seinen dritten Fall. Gleich einer ungeheuren Masse von grünem, geschmolzenem Krystall kommt er daher, schneeweißen Gischt, betäubendes Rauschen und donnerähnliches Tosen im Gefolge. Tausend einzelne kleine Schaumstrahlen sickern daneben, wie ein Silbernetz, an der rothgrauen

Steinwand herab. So wälzt sich die Flut in ein mächtiges Becken, dessen Fläche ultramarin gefärbt ist, und von hier schmettert sie noch einmal tiefer ins Thal. Wir standen so recht im Falle drin, der weiße Schaum des zürnenden Bergstroms umsprühte uns. Nach der Landseite zu waren Hütten und Fabrikgebäude an den zerklüfteten Fels geklebt, drüben aber stieg eine viel schroffere Felswand mit Schwarztannen bekleidet empor und dehnte sich in schöner Biegung um das Bassin. Der echt schwedische Regen, unermüdlich fortströmend, hüllte die ganze wunderbare Landschaft in seinen Flor und hob deren Charakter mehr, als er ihn störte.

Den Fall bei Terni und die Cascatellen von Tivoli hatten wir im lachenden Sonnenschein gesehen, und dort muß auch eine heitere, blühende Beleuchtung sein. Dort gleitet die silberne Najade leichten Sprunges von der Höhe herab, weit umher liegt der feurig schöne Süden, liegen die freien, offenen Göttertempel da. Die Flut benetzt spitzig kluge Aloes und Agaven mit ihren Diamantentropfen, und über dem Katarakt schwebt Iris, die Leuchtende, am siebenfarbigen Schleier erkennbar.

Trollhätta aber ist die scandinavische Bifrost, die zitternde Brücke, welche vom Himmel auf die Erde führt. Asen reiten darüber hin zu ihrer Versammlungsstätte am Urdarsbrunnen; Heimdall, der Weithintönende, bewacht sie gut und stößt in sein Gjalderhorn, sobald die Bergriesen nahn. Solch ein nordisches Bild gewinnt im Regen jene graue, geisterhafte Färbung, die am besten zu der Landschaft paßt. E. Boas.

15. Märkische Moorlandschaft.

Es war an einem Spätherbstnachmittage des Jahres 1807. Ein einsamer Fußgänger durchschritt die letzten Ausläufer eines jener Kiefernwälder, denen die Mark ihre Berühmtheit verdankt. Von den Bäumen kamen dichte Tropfenschauer, die der Wind gelöst, und Schwärme von Krähen umkreisten mit unmelodischem Ruf ihre Wipfel. Bald hatte er den Ausgang des Gehölzes erreicht, und es war nur noch ein halb entblätterter Elsenbusch, der die Aussicht über die weite Moorgegend verbarg.

Aus dem grau dunstenden Horizont schoß ein mattgelber Lichtstrahl auf die Fläche. Sie schien zu leben, und es war doch kein lebendiges Wesen da, so weit das Auge trug. Auch der Wind bewegte nicht die kahlen Gesträuche. Grau in Grau umspannte Himmel und Erde. Und doch hätte es einen Maler entzücken können, das weite Fernbild einer ersterbenden Natur. Die scharf geschnittenen Torfgräben mit ihren geraden Wasserlinien freilich nicht; sie verwunden das künstlerische Auge. Aber diese Linien, Winkel liefen nur aus wie Radien und Zacken, welche die Cultur hineingeschnitten in die noch unbewältigte Masse. Das war sie freilich hier nicht; die Väter der Väter hatten schon Torf gegraben, aber das war lange her, und die Natur hatte wieder Besitz genommen von ihrem Eigenthume. Die scharf abgestochenen Wände waren eingefallen, das Wasser quellte über, Gestrüpp und Schilf wucherten, und die braungelben Hügel waren überwachsener Auswurf des Spatens. Da verfiel eine Hütte, von den

alten Torfgräbern zum Schutz vor der Witterung errichtet; aus ihrem eingesunkenen Dach wuchsen junge Birken auf. Und wenn der schräge gelbe Strahl alle die aufquellenden Wasseradern traf, wenn er sich drüben am Horizont an den bloßgelegten Hügeln, die ihren rollenden Sand ins Moor schütteten, brach, konnte man sagen, die Gegend blitzte, lebte. Es war aber, hätten andere gesagt, nur das letzte Aufblitzen eines Sterbenden: seine Augen starren noch einmal, sie leuchten noch einmal die Gegenstände an, die er nicht mehr sehen soll, und im Körper ist schon der Todesfrost, der ihn niedersinken läßt, ein starrer Klumpen, Erde, um Erde zu werden. Wenn die Wolken sich schlossen, der Strahl versank, schillerten und blitzten auch die Wasser nicht mehr, und es ward alles wieder Grau in Grau.

Als der Wanderer aus dem Elsenbusch trat, schoß dieser röthlich gelbe Wetterstrahl gerade hinter einer scharf abgekanteten Wolke stärker als vorhin nieder. Ein goldbrennender Lichtstreifen fuhr schräg über die Heide, die kleinen Seen und Wassertümpel, die er berührte, gleichsam entzündend. Ein Anblick, der, unerwartet wie er kam, fast erschrecken konnte. Auch fuhr der Wanderer zurück, wenigstens zog er den Fuß, der eben über eine Moortiefe nach einer festen Wurzel drüben den Ansatz nahm, wieder sacht an sich. Aber sein Auge verfolgte nicht den Sonnenstrahl bis zu den fernen Sandhügeln, sondern haftete auf zwei Steinen, die gegen hundert Schritt von ihm in Manneshöhe sich aus dem Moore erhoben. Sie schienen von tausendjährigen Regenströmen und Wassergüssen abgespült und von der Sonne gebleicht, wie Gebeine der Erde in der braunen Wüste zurückgelassen; aber der Reflex des Sonnenstrahls brach sich röthlich an ihrer Kante. Es waren uralte rohe Grabmäler eines uralten Stammes. Hier auf diesem von Wasser durchdrungenen Erdreich war die große Wendenschlacht geschlagen, hier fiel ihr letzter Krole. An den „Blutsteinen," die sein Grab bezeichneten, war, Jahrhunderte später, in einer jener wilden Scenen des dreißigjährigen Krieges ein Schwedenoberst von den Bauern erschlagen; im unergründlichen Schlamm des Moores selbst hatten abenteuernde Schatzgräber ihr Ende gefunden.

Der Wanderer drang langsam weiter; denn von allen Seiten quellte und strömte es, und nur von Stein zu Stein, von Hügel zu Hügel springend konnte der Fuß haften. Endlich hatte er eine Höhe erstiegen. Eine kahle Kuppe bot noch einen letzten Rückblick auf die Gegend, ehe der Fußpfad nach dem nächsten Dorfe sich im dichten Kiefernwald verlor. Die Sonne schoß noch einmal aus der kleinen Wolkenbresche, die sich enger zusammenzog, einen trügerischen Freudestrahl. Rothe Lichter fielen auf das braune Moor, die Blutsteine flammten, und der hohen Kieferstämme knorrige Aeste waren von der Glut übergossen, welche unsere Nadelwälder oft so malerisch macht. Der zerfallene Wall einer zerfallenen Burgruine ward von den Bäumen versteckt, aber jenseits links ragte das große Königsgrab, vom Lichtglanz übergossen, in den Horizont. Es war ein stiller, feierlicher Anblick. Tiefes Schweigen ruhete über der Gegend, nur schwach unterbrochen vom Klappern der Wassermühle, welche ein zusammenrinnender Bach trieb. Das Krähengeschrei war verstummt; nur hoch über dem Krolengrabe kreiseten zwei Raubvögel.

Der Wanderer stand mit unterschlagenen Armen, den Blick unverwandt auf die Hünengräber gerichtet, als wolle sein Auge in ihre geschlossenen Tiefen dringen. „Was ist von euch allen übrig als eine dunkle Mär, daß ihr einst gelebt! Alles andre vergessen, eure Thaten, selbst eure Namen, und über eure Gräber geht der Pflug. Wo einer eure Aschenurnen ausgräbt, zerschellt er sie gleichgültig, er zerstreut den Rest eurer Gebeine in den Wind, weil ihr keine Schätze gesammelt, die Werth für uns haben. Wenn so große Reiche und Völker untergehen konnten, welche die Geschichte noch gekannt, spurlos, ohne Erinnerung verschwanden, kann nicht auch an uns die Reihe kommen? Was helfen Heldenthaten, große Werke und große Könige einem Volke, wenn seine Stunde abgelaufen ist! Wir hatten auch große Könige, haben Werke verrichtet und Heldenthaten geübt, die unser Stolz bis in die Sterne erhebt, und wenn doch auch unsere Stunde gekommen wäre in dem Zeitmeer, für das wir keine Messung haben, wenn die Schöpfung dieser gewaltigen Könige bestimmt wäre, in Trümmer und Staub zu sinken, und Männer ständen einst vor unsern Gräbern, wie wir vor diesen, und fragten gleichgültig: „Wer waren sie, und was haben sie gethan?" — Der Wanderer verlor sich in schmerzliches Sinnen. Aber bald weckte ihn der Wind, der leise pfeifend von Westen gekommen, jetzt durch den Forst heulte. Die Kronen der hohen Kiefern beugten sich knarrend über den Einsamen, und das leuchtende Königsgrab war zum grauen Klumpen verschrumpft. Nach W. Alexis.

16. Die Ufer des Hellesponts und Smyrna.

Die Empfindung, mit welcher ich am 11ten October 1836 beim ersten Grauen des Tages erwachte, glich fast jener, die mich in meinen Jünglingsjahren ergriff, als nun endlich der Morgen des längst ersehnten Tages gekommen war, an dem ich den theuren Mann und Lehrer (Herder), der mir der erste, freundliche Führer auf das Meer des eigenen, selbständigen Denkens und Forschens gewesen war, nach einer zweijährigen Trennung wiedersehen sollte. Ich sollte heute ein Land sehen und begrüßen, das mir in der Blütenzeit des Lebens ein Lustgarten gewesen war, darinnen meine Seele sich Hütten wie zum beständigen Wohnen aufgeschlagen, meine Phantasie täglich sich ergangen hatte; ich sollte die Küste von Ilion sehen: Achilles wie des Patroklos Grabmal und des Skamandros blühende Gefilde. Schon vor Sonnenaufgang standen wir auf dem Verdeck; ein Geruch, wie nach Narden, den der Wind vom Lande her brachte, kam uns entgegen, die breitere Bahn der Propontis lag hinter uns, wir näherten uns schon dem Eingang zum Hellespont. Dort auf den Alpenhöhen des Rhodopegebirges, die sich uns durch eine der Thalschluchten zeigten, erwachte jetzt im Strahle der aufgehenden Sonne der Morgen; es war als ob einzelne Töne der Orpheischen Lyra, wie ein Säuseln aus dem Wipfel der Eiche, an unser Ohr kämen; dort an dem beschneiten Gipfel von Rhodopes Gebirge klagte Orpheus um seine Eurydice.

Gallipoli, auf welches nun auch die Strahlen der Morgensonne fielen, erscheint noch immer, wie sein alter Name Kallipolis es nennt, als eine

schöne Stadt, malerisch schön durch den Gürtel der streifenweise geschichteten, von Gärten und Cypressenwäldern durchzogenen Felsen, an die es sich anlehnt; schön durch das farbige Gemisch seiner Moscheen und Häuser. Das vormalige Lampsakus dagegen (jetzt Lepsek oder Lamsaki), das an der entgegengesetzten, asiatischen Küste etwas südlicher denn Gallipoli liegt, erschien nur als ein unregelmäßiger Haufe armseliger Hütten; doch glühet hier noch immer unter dem Grün der Rebe das Feuer der edelsten, gehaltreichsten Trauben, und Feigenbäume, von bräunlichen Früchten behangen, bedecken die Hügel.

Immer genußreicher und reizender wird jetzt die Fahrt. — Da in der Meerenge des Hellespontos stehen sich die Kräfte zweier nachbarlicher Welttheile, wie die Vorposten zweier Heere, nahe gegenüber; sie rufen sich wechselseitig Worte der Herausforderung zu. Das asiatische Ufer, in der unvergleichlich schönen Fülle seiner Lorbeer- und Terebinthenhaine, in dem Schmucke der Wein- und Kirschengärten, über deren niedre Hügel von Süden her der hohe Ida hervorblickt, ruft mit lauter Stimme zu der Nachbarin hinüber: „Siehst du mein Haupt mit Kränzen des Ruhmes umwunden?" — „Wunden!" antwortet drüben das Echo aus den jähen Felsen des Chersonesus. Darauf fragt der noch jetzt von den Trümmern der Mauer des Miltiades umzäunte Chersonesus: „Siehst du die hehren Werke meiner Hände?" und das Echo der asiatischen Küste antwortet: „Ende." Von neuem ruft das Blumengefilde Mysiens zu der Nachbarin hinüber: „Was hast du mit Asiens Blüten zu vergleichen?" — „Eichen!" antwortet darauf der Widerhall von Thraciens Halbinsel. — Wiederum erhebt Europas Küste die mächtige Stimme und rufet: „Welcher Ausgang bleibt dir, du Sklavin der Sklaven, offen?" — Die Gegnerin antwortet: „Hoffen."

Indem wir so lauschend das Auge bald auf die grünen Anhöhen und die von immerblühenden Rosenhagen gerötheten Schluchten der asiatischen Küste, bald auf die von Seelilien umsäumten Felsengestade des Chersonesus heften, sind wir schon, Sestos gegenüber, bis an das Vorgebirge von Abydos gekommen, und vor dem geistigen Auge wie vor dem leiblichen beginnt der Schauplatz der Homerischen Heldenkämpfe sich zu entfalten. Da, wo der Saum der Küste ein wenig anwärts steigt, erhebt sich noch jetzt, neben dem des Patroklus, jener Grabeshügel des Achill, den schon vor 22 Jahrhunderten Alexander der Macedonier durch gymnischen Kriegstanz ehrte, hier war das Lager der Griechen; dort auf der Anhöhe, die nun das Dorf Burnabaschi einnimmt, stand Ilions Feste, und noch jetzt quillt am Fuße des Hügels der warme Quell, noch jetzt zeigt sich da, von altem Gemäuer umfaßt, ein Wasserbehältniß, vielleicht dasselbe, an welchem Trojas Frauen, ehe das Annahen der feindlichen Heeresmacht die Sitte des Friedens störte, die Gewänder wuschen. Noch jetzt wächst auf dem Feigenhügel das Gebüsch der wilden Feigen; die Höhe von Kali Kolone dort jenseits, auf welcher die mit Troja befreundeten Götter, jene ihr gegenüber gelegene, auf welcher die mit den Griechen verbündeten standen, selbst der kleine Hügel — das Grabmal des Aësitis —, von wo Polites die Bewegungen des Griechenheeres erspähte, lassen aus Homers

Beschreibungen sich noch errathen. Der Simois wälzt noch jetzt sein trübes, schlammiges Wasser zuletzt in eine sumpfige, mit Schilf bewachsene Brake, aus deren stehendem Wasser die Strahlen der Sonne Seuchen ausbrüten wie damals, da Griechenlands Heere dem tödtlichen Geschoß derselben erlagen. Zwar der klare, fischreiche Skamandros strömt durch ein andres, später gegrabenes Bett ins Meer, doch zeigen sich noch in den Vertiefungen des Bodens die Spuren seiner alten Zusammenmündung mit dem Simois. So tritt die Natur, wie die Aussage eines unschuldigen, unbefangenen Kindes, auf die Seite des Dichters und bezeugt, daß Homers Muse Wahres gesehen und gesprochen.

Jenseits Tenedos, das noch immer, wie zu Themistokles' Zeiten, durch seinen köstlichen Wein berühmt ist, begegnet uns, gerade in den heißen Stunden des Tages, ein erfrischender Wind; das Meer, auf welches ein vorüberziehendes Gewölk das dunkle Lasur seines Schattens warf, ging in etwas kräftigeren Wogen; fern im Norden, hinter und neben Imbros zeigte sich der Saoke, der Berg von Samothrake. Lemnos hatten wir wenig beachtet; desto mehr zog uns der Anblick des bergigen, schön bewachsenen Lesbos (Metelyn) an, dessen östlicher Ufern wir in den späteren Nachmittagsstunden nahe vorüberfuhren, und in dessen einer Bucht unser Dampfschiff für kurze Zeit anhielt. Noch jetzt gewährt diese Insel mehr als hundert größeren und kleineren Ortschaften Nahrung und fröhlichen Verkehr, und dieser reiche Boden war nicht bloß fruchtbar an leiblichen Gewächsen, er war dies auch an geistigen Kräften; denn Lesbos ist die Geburtsstätte von Alcäus und Sappho, wie von dem Zeichner der Charaktere, dem Dolmetscher der stummen Zeichensprache der Pflanzen, der Steine und Meteore: Theophrast dem Eresier. Wie durchsichtig und klar der Himmel dieser Länder sei, das lehrte uns am Abend der Anblick der Mondsichel, die wie ein zarter Silberfaden schon heute, gegen Ende des zweiten Tages nach dem Neumond, tief am Horizont sich zeigte. Die Feuer der brennenden Gebüsche, welche die Hirten entzündet hatten, ergossen sich wie Glutströme über die Schluchten des Gebirges; erst später verließen wir das Verdeck, um die Ruhestätte zu suchen.

Beim Erwachen, in der Dämmerung des nächsten Morgens, war das erste, das wir vernahmen, ein Laut, den wir lange nicht mehr gehört hatten: der Ton der christlichen Gebetglocken. Unser Schiff lag schon seit mehreren Stunden in der Bucht von Smyrna. Sei uns gegrüßt du altes, schwärzlich graues Felsenschloß auf der Höhe des Mastusiaberges, aus dessen Palästen und Tempeln einst die Fülle und Herrlichkeit Joniens in solcher siegreichen Anmuth hervorblickte, daß der länderkundige Strabo bei dem Anblick das Lob der „schönen Stadt“ ausrief. Noch mehr aber sei du uns gegrüßt, du immer grünendes Gefilde des Meles, aus dem einer jener Engel hervorging, der wie jene, durch deren Geschäft das Gesetz gegeben ward, die Bestimmung hatte, den Völkern und Menschen ein geistiges Bewegen, hinweg von dem thierischen Sinnengenuß in ein Gebiet des innern Schauens und Genießens zu bringen, welches wenigstens die Vorhalle oder der Garten jenes Tempels der Innenwelt ist, deren Pforten der Glaube eröffnet. Hier oder unfern von hier war die Geburtsstätte des Homeros.

Es lag in der dämmernden Frühe über den Hainen der Cypressen und den Gärten der Orangen eine Stille, wie jene, die eine liebende Mutter sich und den Ihrigen auferlegt, damit der schlafende Säugling nicht geweckt werde; endlich nahete von den Höhen des Sypilos der Morgen und goß seine Strahlen herab in das Thal; der dunkelgrüne Vorhang der Cypressenhaine that sich auf und verstattete dem Auge den Zutritt hinein in die Lustgänge der Lebenden wie auf die Ruhestätte der in den langen letzten Schlummer versenkten Schläfer. Smyrna breitete seine ganze Herrlichkeit vor den erstaunten Augen aus.

Man hat die weite, von Bergen umgürtete Bucht von Smyrna mit der von Neapel verglichen. Die Natur ist allerdings eben so großartig und gewaltig in ihren Umrissen, ja vielleicht selbst noch großartiger, als die von Neapel; der Gedanke, daß man hier in Homers, in Hesiods, in Anakreons, in Anaxagoras' Vaterlande, und was noch mehr ist, daß man sich an der Stätte jener alten Christengemeinde befinde, welche vor allen andern Gemeinden der Erde den Namen „der treuen" sich erworben (Offenb. Joh. 2, 8 — 11), erhebt vielleicht die Seele noch mächtiger, als der Anblick von Vergils Grabe am Posilippo. Eines aber geht dennoch der Gegend von Smyrna im Vergleich mit der von Neapel ab, das ist die grüne Bekleidung der Berge und Hügel mit Gebüsch und Bäumen, welche Italiens Landschaften ihren ganz besonderen Reiz giebt. Der Muselmann, wie er sein eignes Haupt, das er unter dem Turban verbirgt, ganz kahl zu scheren, ja glatt zu rasiren pflegt, rasirt auch, so weit er es nur vermag, die Höhen seiner Berge und Hügel, und entzieht hierdurch den Quellen und Flüssen seines Landes die natürliche Nahrung. Die Ebenen und Schluchten um Smyrna sind allerdings lachend schön, die Höhen aber daneben grinsen in ihrer jetzigen Entstellung das Auge des Europäers an, wie ein kahlgeschorner Türkenkopf, dem der Turban entfiel, während das Haupt der neapolitanischen Höhen mit der Jugendfülle nie verbleichender Locken umgeben ist. Dennoch, wenn wir in der grünenden Ebene, gegen Burnabat hin, uns ergingen, oder zwischen den duftenden Orangengärten uns so verirrt hatten, daß wir keinen Ausweg mehr fanden, oder jenseits der Feigen- und Olivengärten auf einem der Hügel bei den Herden der hier weidenden großen, schönen Kameele standen, neben uns das Engthal des Meles, das noch jetzt den Namen Paradeisos führt, und in dem, wie man sagt, der Dichter der Iliade seine Grotte oder sein Hüttlein hatte — dennoch vergaßen wir gerne das, was etwa fehlte, und erquickten uns inniglich an dem, was in reicher Fülle gegenwärtig und vorhanden war.

In Smyrna haben Christen und Mohammedaner Jahrhunderte lang feindlich sich gegenübergestanden und manche blutige Kämpfe mit einander gekämpft. Oben die alte Burg auf dem Mastusiaberge, die seit Antigonus', des macedonischen Feldherrn, und seit der römischen Kaiser Zeiten von so vielerlei Händen gebaut und wieder zerrissen und wieder gebaut ward, hatten meist die Türken, den untern Theil der eigentlichen Stadt vorherrschend die Christen im Besitz, bis zuletzt unter der fester begründeten türkischen Herrschaft die Osmanen auch in der Stadt selber die Oberhand gewannen. Dennoch, seitdem die blutigen Kämpfe der griechischen Revolution

beendigt wurden, wohnen jetzt in dieser hierin merkwürdigen Stadt Mohammedaner und Juden mit den Christen der verschiedensten Glaubensbekenntnisse so einträchtig beisammen, daß man sich, nur freilich nach ungleich größerem Maßstabe, in ein Gasthaus von Marseille oder selbst von Leipzig, zur Zeit der Messe, versetzt glaubt, wo sich auch die Abkömmlinge und Bewohner der verschiedensten Länder und Städte, zu friedlichem Verkehr vereint, durch einander bewegen. Der Stadttheil, welchen die Armenier und Türken bewohnen, zieht das Auge des Europäers durch seine reich mit den Erzeugnissen des Orients besetzten Bazars an. Die Gassen sind hier zum Theil sehr schlecht gepflastert und schmutzig, dabei so eng, daß wenn der lange Zug der Kameele, mit Holz, Baumwolle oder getrockneten Feigen beladen, da hereinkommt, man in eine der angrenzenden Werkstätten sich retten muß; wenn sich, wie dies nicht selten geschieht, in einer solchen langen, engen Gasse zwei Züge von Kameelen begegnen, zwingt man die des einen Zuges, welche entweder gar nicht oder mit minder der Gefahr ausgesetzten Dingen beladen sind, sich niederzulegen, und die Thiere des andern Zuges steigen dann ganz vorsichtig auftretend über die am Boden liegenden Gefährten hinweg.

Um eine Uebersicht über das alte und neue Smyrna zu gewinnen, besteigt man den Berg der alten, weitläufigen Burg, in deren innern Räumen noch eine verlassene Moschee gesehen wird. Ein riesenhaft großer, weiblicher Kopf, in halberhabener Arbeit, den die Türken öfters zur Zielscheibe ihrer Pistolen gemacht und hierdurch sehr beschädigt haben, soll an jene Amazone oder, nach andern, an jene Gemahlin des aeolischen Begründers des alten Smyrna erinnern, von welcher diese Stadt ihren Namen empfing. Wie diesem Bildniß ist es dann freilich auch den vormals so viel und hoch gepriesenen Bauwerken des klassischen Smyrna selber ergangen. Das prachtvolle Theater, es war das größeste in Asien, ist von den Osmanen bis auf wenige Reste, die etwa schon bei der türkischen Besitznahme einen Theil der benachbarten Wohnhäuser ausmachten, auseinandergerissen und seine marmornen Mauerstücke zum Erbauen der Kaufmannshallen und anderer öffentlicher Gebäude verwendet worden. Dennoch läßt sich noch die Stätte nicht nur des alten Theaters und des Stadiums, sondern auch die des Tempels des Jupiter Akräus in der vormaligen Akropolis bestimmen, und auch die Wasserleitung, deren Bogen sich durch das sogenannte Thal des Paradieses hinüberziehen, stammt ihrer Grundlage nach aus den Zeiten wenigstens der römischen Baukunst her. Von der Höhe des alten Burgberges erblickt man auch am besten den bedeutenden Umfang der jetzigen Stadt, welche, wie man sagt, 12,500 Häuser, darunter freilich sehr viele Hütten, umfaßt und über 120,000 Einwohner hat.

Herabwärts gehend von den verödeten Baustätten des alten Smyrna kommen wir an einem Felsenvorsprung vorüber, auf welchem, im Schatten der alten Cypressen, ein einfaches Grabmal in türkischer Bauart steht. Hier, in der Nähe des Gemäuers eines längst zerstörten christlichen Kirchleins, das nach seinem Namen genannt war, fand sich der noch jetzt lebenden Sage nach das Grab des heiligen Polykarpos, eines Schülers des Lieblingsjüngers des Herrn, des Apostels Johannes. Auf eine beachtenswerthe

Weise halten selbst die Türken diese Grabstätte und das Andenken des Mannes, an den sie erinnert, in Ehren.

Sie sagen von ihm, daß er ein wahrer Freund Gottes gewesen sei; öfters schlachten sie da Lämmer, deren Fleisch sie an die Armen vertheilen. Polykarpos litt hier in der Nähe seiner Grabstätte im Jahre 177 nach Christi Geburt, mithin ein Jahr vorher, ehe das furchtbare Erdbeben (von 178) die Stadt verheerte, den Zeugentod, der mit den Martern der Flamme begann und durch das Schwert vollendet wurde. Da der heidnische Richter den fast hundertjährigen, im Glauben seligen Greis fragte, ob er nicht seines hohen Alters schonen und durch das Darbringen des Rauchwerkes vor dem vergötterten Bilde des Kaisers Christo entsagen wolle, antwortete der Alte: „Und wie könnte gerade ich, der so viele lange Jahre hindurch die Liebe und Wohlthaten dieses guten Herrn erfahren, mich von ihm lossagen?“ — Ja, der Alte hatte jene Worte des göttlichen Sendschreibens, das durch St. Johannis Hand ergangen war, wohl beherzigt und behalten: er war getreu geblieben bis an den Tod, und als ein fortwährender Segen des alten Hirten und seiner Herde mag es erscheinen, daß Smyrna seine Christengemeinde von den Zeiten der Apostel bis auf unsre Tage sich noch immer erhielt, während der Leuchter von Ephesus längst hinweggestoßen ward, Laodicea in die Vergessenheit einer zerstörten Gerichtsstätte gerieth und über Sardis die Stunde auch kam, wie ein Dieb in der Nacht.

So geht hier in Smyrna, wie in seiner ganzen Umgegend, die Erinnerung an die Heroen der Dichtkunst und der tiefer gründenden Weltweisheit mit der an die Helden des Christenglaubens Hand in Hand. Die Geschichte Joniens wie die eines jeden einzelnen, wahrhaft geistig durchgebildeten Menschen bezengt es, daß die höchste Stufe dessen, was wir mit Achtung und Recht „klassische Bildung“ nennen, dem einfältigen Kinderglauben des Christen keineswegs entgegenstehe und mit ihm unvereinbar sei, sondern daß gerade die hohe Kunst und die Weisheit der sichtbaren Welt, wenn sie nur redlich nach Wahrheit sucht, eine Führerin zu jener verborgenen Weisheit werden kann, deren Reich zwar über und auf, aber nicht von der Welt ist.

G. H. v. Schubert.

17. Danzig.

Ein Reisender erzählt, ihm habe es bei seinem ersten Eintritte in Danzig geschienen, als seien die Häuser von Glas. In der That ist der Eindruck, den wir in den Straßen Danzigs empfinden, ein so wunderlicher, so ganz und gar außergewöhnlicher, daß wir Mühe haben, uns der Ursachen bewußt zu werden, welche so eigenthümliche Empfindungen hervorrufen. Beim ersten Blicke scheint nämlich nichts diesen Eindruck zu rechtfertigen; die Gebäude enthalten nichts, was wir zerstreut nicht schon anderswo gesehen; die vorherrschende Enge der Straßen, der Mangel großer Plätze, die Gleichförmigkeit der Architektur, das Fehlen des Trottoirs, ein nicht sehr ebenes Pflaster sind unstreitig Dinge, die einzeln genommen

keinen erquicklichen Eindruck machen können; und dennoch fühlt sich der Fremde wie in einem nicht zu bannenden Zauber befangen.

Was ist der Grund dieser seltenen Empfindung? — Es ist die Harmonie. Es ist die Seele einer glänzenden Epoche, die noch unberührt von dem modernen Flitter aus diesen Häuserreihen uns entgegen blickt, deren Odem uns lebendig und erhebend anweht und durchdringt.

Die Architektur Danzigs steht nicht vereinzelt da. Wer Königsberg und Elbing kennt oder Hamburg oder eine der andern norddeutschen Städte, hat diese hochgegiebelten Häuser mit hellen Spiegelscheiben, die Treppen und Bäume davor bereits alle gesehn. Was aber in andern Städten hievon nur in einzelnen Straßen oder gar nur an einzelnen Häusern auftritt, das ist in Danzig die herrschende Regel.

Das Mittelalter, die Zeit der Hansa, in welcher diese Architektur die ersten Anregungen empfing, hatte keine Ahnung von der Ausdehnung unserer heutigen Städte. Die Gemeinsamkeit des Lebens, die Gefahr von außen, der Gegensatz von Stadt und Land zogen die Grenzen um die Stadt so enge als möglich. Wie damals noch kein „Westend" bestand, so gab es auch keine Villen vor den unsichern Thoren, noch weniger Gärten innerhalb der Mauern des eng umschlossenen Stadtraums. Der Grund und Boden war den Bürgern kärglich zugemessen. Nur die öffentlichen Gebäude blickten mit breiten Fronten nach den enge gewundenen Straßen; dem Privatmanne war selten eine Fronte von mehr als drei dicht neben einander gestellten Fenstern gestattet. Daher stehen die Danziger Häuser alle mit der schmalen Längenseite nach der Straße zu und dehnen sich ganz unverhältnißmäßig nach hinten aus. Oft geht die schmale Hinterfronte bis zu der parallel laufenden Hintergasse; oder es befindet sich zwischen dem Vorder- und dem Hintergebäude ein kleiner Hof, auf dem ein Seitengebäude die beiden Haupttheile verbindet.

War aber der Grund und Boden aufs äußerste beschränkt, so baute man in den freien Luftraum. Daher sind die Danziger Häuser alle so hoch und so thurm- und laternenartig luftig. Es entstand nur die Frage, wie man denn in so hohe, tiefe, dunkle Gebäude Licht schaffen möchte. Dies konnte nur durch sehr hohe und ganz eng neben einander gestellte Fenster bewirkt werden, wodurch die Façaden eben das Glasartige, Durchbrochene, Glänzende erhalten. Was aber diesen Eindruck ganz besonders verstärkt, das ist die Feinheit des Glases selber, welches spiegelnd und krystallklar die schönsten Reflexe hervorbringt. Ein grünes, düstres Glas, wie es vielfach in andern Städten benutzt wird, selbst das gewöhnliche weiße Fensterglas wird in Danzig kaum irgendwo angetroffen. Jene Spiegelung wird noch dadurch gesteigert, daß die großen Scheiben ganz ungebräuchlich sind und dafür nur kleinere etwa ein Viertel so große vorkommen; denn offenbar bringen mehrere und kleinere Flächen vielfachere Reflexe hervor als eine einzige große. Dazu kommt ferner, daß die Scheiben nicht als eine vollständig ebene Platte behandelt werden, sondern geschliffen eine Biegung erhalten, die bald vertieft, bald erhaben ist. Die erstere Form sammelt, die zweite zerstreut die darauf fallenden Spiegelbilder, und es ist zweifelhaft, welche Art des Einsetzens überraschender wirkt.

Durch diese Behandlung des Fensterglases erhalten die Gebäude in der That ein so glänzendes krystallnes Aussehn, daß man geneigt ist anzunehmen, sie seien überhaupt von Glas. Außerdem lassen diese Scheiben keinen dreisten Blick in das Innere der Gebäude zu.

Eine zweite Eigenthümlichkeit der Häuser ist ihre abgesonderte Stellung. Reisende, die in London gewesen, erzählen uns von der festungsartigen Abgeschlossenheit der dortigen Wohnhäuser, deren Trennung von der Straße durch einen Graben und ein Gitter. Gerade so ist es in Danzig. Der Mangel aller „Bürgersteige" fällt dem Fremden hier ganz besonders auf. Die Straße ist für die Oeffentlichkeit bestimmt; sie wird an beiden Seiten von einem Graben begrenzt, der in den meisten keineswegs an einen Rinnstein erinnert. Was demnächst folgt, ist nicht der allbetretene Pfad des Bürgersteiges, sondern das abgeschlossene Privateigenthum. Man geht daher in Danzig stets in der Mitte der Straße.

Den Raum, der sonst zu den Bürgersteigen verwendet wird, nimmt eine Platte, ein sogenannter „Beischlag" ein, der, meistens mit Steinfliesen belegt, vor der ganzen Fronte des Hauses hinläuft. Gegen den Graben hin ist derselbe durch eine niedrige Mauer von behauenen Steinen (Wangelsteinen) in zierlicher Form begrenzt, an der bei vielen Häusern sich kunstvolle Reliefdarstellungen befinden. In der Mitte dieser Mauer ist ein Raum zum Durchgange offen gelassen, von wo aus eine breite Steinplatte über den Graben nach der Straße gelegt, gleichsam eine Zugbrücke bildet. Das Geländer dieser Brücke besteht aus dicken eisernen Stangen mit großen Messingkugeln, die oben an den Wangelsteinen befestigt sind und am Eingange von der Straße auf mächtigen Steinen in Form von Kugeln, Eicheln 2c. ruhen. Die Geländer sind es ganz besonders, die den Charakter der Beischläge bedingen. Aus den mächtigen, oft einige Fuß im Durchmesser haltenden Steinkugeln spricht ein stolzes: my house is my castle; es liegt in ihnen etwas, das an tausendpfündige Mörser erinnert.

Selbst wo die Beischläge und Brücken entfernt oder vielleicht nie ausgeführt worden sind, stecken vor vielen Häusern diese deutlich redenden Steinkugeln im Pflaster und dienen als Schutzwehr gegen die dahinter befindlichen Gräben.

Es giebt wenige Straßen, in denen nicht mindestens vor einigen dieser Beischläge Linden ständen. Dieser edle Baum wird in Danzig viel zu sehr geachtet, als daß man den stolzen Wuchs mit Säge und Schere verstümmelte. Er beschattet nicht nur die Beischläge und macht den Aufenthalt daselbst zu einem höchst angenehmen, er gewährt auch der ganzen Straße eine Zierde, wie sie wenige Städte haben.

Die Dachspitzen der Häuser — vergegenwärtigen wir uns, daß dieselben mit der Giebelfronte nach der Straße zu stehen! — streben meist in zierlichen Formen arabeskenartig in die Höhe. Gewöhnlich sind sie von einer Fahne oder einer Figur, einer Büste oder auch von Thier- und Fruchtgestalten eingenommen und, der größeren Haltbarkeit wegen, am First des Daches mit einer eisernen Stange befestigt. Das Dach selbst fällt zu den beiden Nachbarseiten ab und ergießt den Regen in Rinnen, die ihren Abfluß nach der Straße zu haben. Da wo die Beischläge beginnen, läuft

die Rinne auf der — meist ziemlich hohen — gemeinschaftlichen Zwischenmauer, welche die Beischläge der Nachbaren trennt, und speit den Inhalt aus einem Drachenkopfe in den Graben.

Bilden die Privathäuser Danzigs in ihrer äußern Erscheinung den vollsten Gegensatz gegen unsere modernen, kasernenartigen Façaden, so enthält ihre innere Einrichtung des Abweichenden noch viel mehr. Auch sie erinnert uns an England. Während nämlich heutzutage alles darauf ankommt, Zimmerreihen neben einander zu erlangen, giebt es in Danzig kein Neben-, sondern nur ein Uebereinander. Dieses folgt ganz einfach aus der schmalen und hohen Beschaffenheit der Häuser. Dafür wird aber, wie in England, jedes Haus meist nur von einer Familie bewohnt (wenigstens in den reichern Stadtvierteln), wodurch allein eine trauliche Abgeschlossenheit ermöglicht wird. Wie wohlthuend wirkt gleich der erste Eintritt! In den Berliner Häusern befindet man sich plötzlich, man weiß nicht wie, in einem engen, völlig kahlen Hausflur, aus dem rings verschiedene Thüren zu einzelnen ganzen Wohnungen führen; es überkommt den suchenden Fremden dort ein Gefühl peinlichen Verlassenseins. Wie ganz anders wirkt hier die hohe, luftige, oft mit Bildern und Statuen geschmückte Halle, die den durch das weite Portal tretenden Fremden empfängt! Sie vertritt ganz die Stelle des griechischen Atriums, jenes heiter-geselligen Versammlungsortes der Bewohner; die hohe Decke ersetzt den hereinblickenden Himmel und große Topfpflanzen den Schatten der südlichen Bäume. Eine breite Treppe, oft kunstvoll geschnitzt, führt zu Gallerieen und in die oberen Gemächer, von denen das größte und prächtigste, das nach der Straße zu belegene, die ganze Breite des Gebäudes einnimmt, durch die drei hohen Fenster das helle Licht empfängt und ein köstliches „parlour“ abgiebt. Nach hinten zu befindet sich im Erdgeschosse meist die Küche, der ganze Wirthschaftsapparat, oft auch nur ein weites hohes Gemach oder das Comptoir. In den höheren Stockwerken liegen die Schlaf-, Kinder- und Fremdenzimmer.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß die Nützlichkeitsrücksicht diese schöne Harmonie vielfach gestört hat. Wir finden in die Halle oft einzelne Zimmer, mitunter zwei über einander, hineingebaut, wie man in manchen Kirchen das vollständige Modell einer kleineren antrifft. Sehr oft ist ein Theil des Beischlages oder wohl gar dieser ganze Raum bis zur Fensterhöhe der ersten Etage mit einem budenartigen Ausbau überbaut, in dem sich kleinere Kaufläden befinden. In vielen Häusern endlich ist die große Halle der ganzen Höhe nach in zwei ungleiche Theile getheilt, von denen der größere eine Kaufhalle, der kleinere aber den Eingang zu der Treppe der obern Stockwerke bildet. — Schon aus dieser Skizze, wenn gleich sie nur die Privatbauten der Stadt beachtete, erklärt sich der Charakter der Bevölkerung. In beiden, in den Bewohnern und in der Architektur, spricht sich derselbe Geist abgeschlossenen, selbstbewußten, kräftigen Bürgerthums aus, der Danzig einst so groß gemacht. Man gehe an der reichen Façade des „Englischen Hauses“ (um von all den öffentlichen Gebäuden, den Schöpfungen großartigen Gemeinsinnes zu schweigen) vorüber; man durchschreite im Mondscheine die grandiose Speicherinsel;

man merke, was aus den dunkeln Luken, diesen hohlen Augen, blickt; man lese am Thore der Langgasse jenes mahnende: concordia respublicae parvae crescunt, oder an Privathäusern in goldenen Lettern geschrieben die Namen der Horatier, des Themistokles, Fabricius und Camillus; man trete mit „unheiligen" Sohlen jene Grabsteine in der Marienkirche, die der Stifter „sich und seinen Erben" meißeln ließ, aus denen die Jahrhunderte reden, und man wird sich nicht mehr wundern über den stolzen Geist dieser Patricier, deren Ahnherren aus Hunderten von Bildern mit ihren „rathsherrlichen" Gesichtern auf ihre Enkel blicken und zu thatkräftiger Gesinnung anfeuern. L. Passarge.

18. Brügge.

Wie man Flandern nur mit Italien vergleichen kann, so läßt sich auch für Brügge nur ein Vergleich finden: Venedig. Auf dem Antlitze dieser beiden Städte liegt jener tragische Zug eines greisen Königs, dem, vom Throne getrieben, nichts mehr geblieben ist, als die königlichen Gewänder, und der nun mit starren Gliedern und gläsernem Auge umherschreitet, ein Gespenst, das beim Hahnenschrei sich verspätet und zurückgeblieben. Venedig ist von seiner Größe herabgestürzt, weniger durch seine eigene Schuld, als durch den Umsturz der äußern Zustände; Brügge aber, einst fast nicht minder mächtig als Venedig, hat seine Macht verloren aus Uebermuth, Gewaltthätigkeit und Beschränktheit des Geistes. Keine Theilnahme ist ihm in seine Erniedrigung gefolgt, die Nachwelt hat keine Erinnerung für seine einstige Höhe, und mit Erstaunen läßt sie sich erzählen, daß die Stadt, die jetzt arm ist, traurig und einsam dasteht, einst der Mittelpunkt des Welthandels gewesen ist. In diesem Hafen, der uns jetzt wie ein müßiger Lazzarone entgegengähnt, lagen einst die stolzen Schiffe Genuas, Venedigs und des fernen Konstantinopels vor Anker und harrten, wie die Pagen vor der Thür der Fürsten, der Aufträge, mit welchen die Stadt sie beladen werde; in diesen öden Gassen hatten zwanzig Minister fremder Höfe ihren Wohnsitz; siebzehn Königreiche hatten hier ihre Factoreien; Italien, England, Deutschland und die Küstenländer des baltischen Meeres sandten hierher ihre Erzeugnisse; die Schätze des fernen Indien hatten hier ihren Stapelplatz, und die stolze, mächtige und eifersüchtige Hansa mußte sich beugen und Brügge zum Protector und zum Mittelpunkt ihrer Unternehmungen wählen. — Wer von den hohen Rittern des goldenen Vließes denkt, wenn er die Ordenskette um den Nacken hängt, heute wohl daran, daß dieser Orden in Brügge zu Ehren der dortigen Wollweber gestiftet wurde? Wer denkt daran, daß hier die Residenz jener mächtigen Herzöge von Burgund war, der Hof jenes Karl des Kühnen, dessen Pracht später nur von Ludwig XIV. überboten wurde, mehr weil er geschmackvoller, als weil er reicher war? Karl der Kühne hatte seiner Residenz ein böses Beispiel gegeben; übermüthig wie er, war auch sie — und wie er, der reichste und mächtigste Fürst jener Zeit, von dem kleinsten und scheinbar unbedeutendsten unter allen Völkern, von den Schweizern, überwunden und getödtet wurde, so

ist sie, die reichste und mächtigste Stadt jener Zeit, von dem schwächsten und unbedeutendsten aller Fürsten, von Kaiser Friedrich III. aufgerieben und getödtet worden.

Auf dem Marktplatze von Brügge steht ein einfaches Haus mit einem kleinen Laden, worin ein bescheidener Krämer seine Cigarren verkauft. Dieses kleine Haus hat die Macht und den Reichthum der ganzen Stadt verschlungen. In diesem Hause hielten die Brügger ihren Regenten, den edlen Theuerdank, den nachmaligen deutschen Kaiser Maximilian, lange Zeit eingesperrt und trotzten dem Reichsheere und dem päpstlichen Bann, bis Maximilian ihnen auf offenem Markte, in Gegenwart der Zünfte und des Volkes, knieend und mit entblößtem Haupte schwören mußte, sich in ihren Willen zu fügen und die Beleidigungen, die ihm widerfahren, zu vergessen. — Zwar war Max edel genug, nicht selbst Rache zu nehmen; aber wer die Geschichte kennt, weiß auch, auf welche Art sein Vater dies für ihn gethan. — Statt die Stadt zu strafen, hat er sie vernichtet; er hat ihren Hafen gesperrt, ihre Privilegien aufgehoben, ihren Handel zerstört und seinem Enkel dadurch eins der reichsten Juwele aus seiner Krone gerissen. Durch die Vernichtung von Brügge sank die Kraft Flanderns bedeutend herab; dem deutschen Reiche wurde dadurch nicht nur eine seiner Schutzmauern gegen Frankreich untergraben, sondern auch eine seiner reichsten Pulsadern, die Hansa, wurde dadurch geschwächt, und England trat als lachender Erbe eines Handels auf, den ein deutscher Kaiser seinen Enkeln aus der Hand schlug.

Ich habe Brügge mit Venedig verglichen, und wahrlich, es ist nicht die Geschichte allein, welche die Aehnlichkeit hervorbringt. Abgesehen davon, daß Brügge gleichfalls eine Wasserstadt ist, und daß nicht weniger als 52 Brücken die verschiedenen Stadttheile mit einander verbinden, ist es vor allem jener sichtbare Geist der Vergangenheit, der auch hier hinter jedem Fenster sein bleiches Gesicht zeigt und märchenhafte Erinnerungen und Phantasieen in uns herauf beschwört, auf deren Quelle wir uns kaum besinnen können. Ich habe die meisten Städte Deutschlands gesehen, die wegen ihrer alterthümlichen Gestalt gerühmt sind, von den sagenreichen Urstädten, die sich im Rhein, im Main und Neckar spiegeln, bis zu den grauen Czechen- und Magyarensitzen Prag und Presburg; ich habe die alten Städte der Normandie gesehen, die längs der Seine von Paris gegen Havre sich erheben; aber nirgends habe ich den Eindruck gefunden, den Brügge hervorbringt. Ueberall fand ich, daß, je älter die Stadt ist, desto vereinzelter und widersprechender die grauen Denkmäler des Mittelalters neben den andern Gebäuden stehn. Anders Brügge. Die Eisenbahn, das modernste Institut der Zeit, läuft bis dicht an die Stadt; aber wie man das Geländer, das aus dem Bahnhofe führt, hinter sich zugeschlagen hat, da ist es, als fielen alle Beziehungen zu der Gegenwart hinter uns zusammen.

Bei dem ersten Schritt in die Stadt glaubt man sich um 300 Jahr zurückversetzt, da scheint alles noch das Datum von 1540 und noch früher zu tragen, Häuser, Menschen, Sitten und Tracht. Kaum unterbricht hie und da ein neues Gebäude die schmalen Façaden des spanischen Stils

mit den stiegenartigen Giebeln, oder die breiten massiven Reihen gothischer Baukunst mit den spitzen Bogen an Fenstern und Thoren. Es ist ein Herculanum des Mittelalters, über das der Lavastrom der Zeit hingegangen ist, während es unten in stiller Ruhe ganz so geblieben, wie am Tage seines Falles. Die todte, sabbathähnliche Ruhe, die auf den Straßen herrscht, erhöht noch den feierlichen Eindruck, und wenn man da auf dem Markte, vor den Hallen auf dem alten Börsenplatze oder vor einem der vielen Kanäle steht und seinen Träumen sich überläßt, da ist es, als müßten sich die alten Bogenthüren öffnen und Rathsherren mit weißem Bart und schwarzem Baret heraustreten, oder Ritter in vollem, glänzendem Harnisch, oder Jungfrauen mit hoher, steifer Halskrause und langem Schleppkleide. Und wahrlich, die Jungfrauen lassen nicht lange warten, sie wandeln wirklich daher in jener alterthümlichen Tracht, in der dunkeln Mantille mit der weißen Kapuze, die die blühenden Gesichter und vor allem das reiche Haar klösterlich verhüllt. Und dort wer ist die seltsame Gestalt, die aus jenem seltsamen Hause tritt? Ist es wohl Johann van Eyk, der alte Maler, der zuerst mit Oelfarben zu malen verstand und die menschlichen Figuren mit grünen Landschaften und blauem Himmel umgab? Und da das graue Hospiz — eine Nonne thut das Pförtchen auf; im Garten wimmelt es von bleichen Genesenden. Sind es fromme Pilger, die hier Zuflucht gefunden? Und wandelt in ihrer Mitte nicht Hemling, der malende Soldat, der kranke Krieger, der zum Danke für Pflege und Wartung der Klosterfrauen seinen Farbenkasten aufschließt und unschätzbare Wunderthaten mit seinem sanften Pinsel schafft? Wie ein Blitz durchschießt die Phantasie die öden und doch so ehrwürdigen Räume dieser Stadt, überall neu sich entzündend; jeder Stein bietet ihr Stoff und Anziehung.

J. Kuranda.

19. Ein Blick auf Paris.

I.

Der harte Boden des Kalvarien-Berges, sich selbst überlassen, bildet ein Distelfeld voll mannshoher Stauden. Es ist schwer sich durchzuwinden. Aber hier, welch ein Anblick! Die Sonne trat aus einer Wolke und warf ihren vollen Glanz in das ungeheure Theater, gerade, als es sich vor uns aufthat. Wir konnten es mit einem Blick nicht fassen; die Ausdehnung der Stadt läuft rund herum, sie macht einen Halbkreis, dessen Enden auf beiden Seiten sich uns entzogen. Zur Linken vor uns hin erblickten wir die waldigen Anhöhen, die den großen Kessel umschließen, in dem Paris liegt. Was wir vor uns haben, so weit das Auge trägt, ist alles Paris, der Gesichtskreis seine Grenze.

Nicht weit vom Montmartre mündet die Eisenbahn des rechten Seine-Ufers in die Stadt. Wir stiegen ein und blieben nicht lange unter Häusern, dann fuhren wir über den Fluß und in einem großen Bogen an ihm hin. Eine halbe Stunde so rasch als die Räder laufen können, und wir sind in St. Cloud. Aber was hatten wir erreicht? Nur wieder einen Punkt, auf dem wir uns am Ende von Paris befanden. St. Cloud,

Boulogne, Auteuil, Passy, Paris ein ununterbrochenes Meer von Häusern: eine Stadt. Die Aussicht von St. Cloud übertrifft alles, was ich bisher gesehen habe. Denn was ist es am Ende, wenn wir das Meer groß und die Berge imposant nennen? Wenn aber solche Strecken eine einzige große Wohnung der Menschen geworden sind, so ist damit eine Eroberung über die Natur und eine Macht des Menschenlebens vor die Augen geführt, deren welthistorische Bedeutung man gar nicht zu kennen brauchte, um von ihrem Anblick ergriffen zu werden. Und hier — wer wollte es leugnen? — liegt ein Brennpunkt des europäischen Geistes, wenn auch das Licht, das von ihm ausgegangen, öfter ein blendendes war oder zur zerstörenden Flamme erwuchs.

II.

Vom Père la Chaise herab gesehen liegen die ungeheuren Steinhaufen von Paris, mit darüber geworfenen Streiflichtern, da, als seien mitten im Ocean die Wellen hinweggestürmt und der sonst verhüllte Meeresgrund würde aufgethan. So im Ganzen eben, aber zerklüftet, wirr und zackig erscheint die unübersehliche Masse; nur die Notre Dame aus der Ferne versucht die schweren Thurmarme empor zu richten, das Pantheon und der Invalidendom steigen langsam auf, die Mitte und Ecken der Tuilerien ragen um etwas empor, und weit vom Ende der Champs élysées schimmert der neue Triumphbogen herüber.

Im Innern aber, besonders an dem hindurchgeschlängelten Strom mit den schwerfälligen Brücken, dem leicht hinübergeschlagenen Pont des arts, den großartigen, bunten Quais, den weiten Palästen, den baumreichen Gärten, den stolzen Plätzen hören die malerischen Ansichten nicht auf. Den vorwaltenden Grundton giebt der gelblich graue Kalkstein, im Schatten dunkelnd, im Sonnenschein blendend; für Tiefe und Licht die reinste Scala. Der Boden, die Häuser, die Berge, der Strom, die Ufer, das Laub selbst bei längerer Dürre behalten denselben Farbenton; der Dunst der Stadt bei klarer Luft und dünnen Wolkenschleiern spielt mit zartem Duft oder silbern und goldig glänzender Beleuchtung hinein, und von dem fahlgrauen Grunde heben sich alle Farben keck und doch harmonisch ab. Die Wohnhäuser machen auf sogenannte Schönheit der Form keinen Anspruch. Aber fest und mauerstark, nicht düster und nicht lachend, steigen sie mit ihren breiten, hohen Fenstern kühn empor; durch die riesigen, geschwärzten Schornsteine thurmartig und felsicht. Auf Sauberkeit ist es nicht abgesehen, nichts ist spießbürgerlich nett oder prunkend und blank, sondern durchweg bewohnt, altgebraucht, im Charakter des lebendigsten weltstädtischen Verkehrs. Die oberen Stockwerke ragen in melancholischer Trauer hoch und immer höher, arm und ärmer empor; unten aber erhellt und verschönt die Zierlichkeit des Geschmacks und der Mode Café's und Kaufläden jeder Art zu lockender Grazie und fast orientalischem Luxus. Und nun das Ganze, bald geengt, bald geweitet, immer wieder eins über das andere hinausgehäuft; Ecken, Winkel, Vorbauten, Höfe, Durchgänge, kleine und große Plätze, Theater, Bäder, vornehm breite und ärmlich schmale Straßen, eins ohne Störung reiht sich ans andre, und trotz aller

Verschiedenheit kehrt stets derselbe Grundcharakter wieder. Vor diesen Häusern aber, in diesen Straßen und Passagen muß immer Gewimmel sein, rastlose Bewegung; denn für eine unzählbare Menge, für das ununterbrochenste Bedürfniß sind sie errichtet. Menschenleer, unbewohnt wäre die Stadt ein furchtbares Steingespenst. Für Gebrauch und Genuß ist alles bestimmt und der stets vermittelte Contrast von Felsenruhe und schwindelndem Umschwung ein Hauptzug. Mittelaltriges hat sie wenig mehr, doch auch nichts eigentlich Heutiges. Massig und scharf, schmutzig und zierlich, schwer und feenhaft steht sie da, als wäre sie immer so gewesen und könnte sich niemals verändern: eins mit ihrem Kalkboden, aus dem sie heraufgeschichtet, und doch bei ihrer jahrtausendalten Dauer wie auf einem einsturzdrohenden Krater erbaut. G. Hotho.

20. Goethes Haus in Weimar.

I.

An einem freien Platze, den ein Brunnen lebendig macht, zeigt sich in grauröthlicher Tünche, die Fenster mit schwarzen Einfassungen umgeben, ein zweistöckiges Haus, geräumig dem Ansehen nach, aber durch nichts über das Maß der Wohnung eines wohlhabenden Bürgers hinausgestellt. Wir treten über die Schwelle und befinden uns in einem Hausflur, den eine gelbliche Steinfarbe hell und heiter erscheinen läßt. Wir steigen die mit massivgemauerten Wangen versehene Treppe hinan, die sich mit breiten Stufen in der sachtesten Hebung emporschwingt. Ihre Größe muß uns überraschen, sie steht in keinem Verhältniß zu den übrigen Dimensionen des Gebäudes und nimmt das Unterhaus zumeist für sich weg. Interessant ist es zu hören, wie sie entstand. Während seines römischen Aufenthalts wurde das Goethen vom Herzog geschenkte Haus ausgebaut, auch eine entsprechende Treppe war bereits fertig, da sah Goethe in Rom eine, deren Bauart ihn entzückte. Sofort ließ er eine Zeichnung davon machen und schickte diese nach Deutschland mit dem Befehl, eine solche Treppe in seinem Hause anzubringen. Vergebens waren alle Gegenvorstellungen über die Alpen hin; es mußte ihm gehorcht werden. Als er zurückkam, sah er sich das Treppenwerk, welches ihm sein Unterhaus wegnahm, nachdenklich an, stieg kopfschüttelnd, aber schweigend hinauf und hat auch nachmals nie von der Sache gesprochen.

Im obern Vestibulum blickten uns aus Mauernischen die Gestalten des Schlafes und des Todes und das riesenhafte Haupt der Juno entgegen. Auch römische Zeichnungen, die über der Treppe hängen, erinnern an jenes Land, nach dessen Verlassen er, wie er zu sagen pflegte, nie wieder ganz glücklich geworden ist.

Ein längliches, gelbes Sälchen thut sich auf. Darin speiste er mit seinen Gästen. Zeichnungen bedecken die Wände; auch die Nebenräume rechts und links zeigen nur Dinge, die der Kunst angehören. Da ist nun überall Vergangenheit und Erinnerung; denn da ist nichts, was nicht in die Periode seiner Bildung verschlungen wäre. Gerührt überblicken wir

die geringen und armen Sachen, an denen der große Mann sich aufzuerbauen wußte.

Rechts von diesem Sälchen sehen wir in das sogenannte Deckenzimmer; warum Goethe dasselbe vorzugsweise so benannte, weiß man nicht, da alle Zimmer mit Stuck verzierte Decken haben. Links liegt sein blaues Empfangszimmer, und dahinter das sogenannte Urbinozimmer, nach dem Bilde eines Herzogs von Urbino, welches er aus Italien mitbrachte, getauft. Auf der Schwelle des Empfangzimmers begrüßt uns ein freundliches: Salve! Goethe kam, wenn er Menschen empfing, nie auf dem Wege von der Treppe aus, den wir gewandert sind; er ging vielmehr von seinem Arbeitszimmer durch einen Verbindungsgang in das Urbinozimmer, und aus diesem trat er dann, vorbereitet und gefaßt, den Fremden entgegen. Er liebte es nicht,

. . . . „daß ihn der Augenblick
Blindwüthend, finsterherrschend mit sich führe."

Dies sind nun die Räume, welche andern bei seinen Lebzeiten zugänglich waren.

Die Beschreibungen, welche sich in Denkwürdigkeiten und Reiseblättern von diesen Gemächern finden, hatten mir alle ein unrichtiges Bild von ihnen gegeben. Ich erwartete eine gewisse Pracht, wie sie wohl jetzt in den Häusern derer gefunden wird, welche ihre Umgebungen zu schmücken Talent und Mittel besitzen. Zu dieser Annahme hatten mich die schimmernden Worte der Besucher verleitet. Sie sahen den Zeus, und darum erweiterten sie die Wände um ihn zu Tempelhallen, welche von seinem Abglanz strahlten. Vermuthlich wäre es mir auch so gegangen. Nun man aber durch die verlassenen Räume geht, verschwindet die Täuschung und macht einer bescheidenen Wahrheit Platz. Es ist eine Wohnung, bequem, heiter, anständig, aber durchaus einfach, im Stil früherer Einrichtungsart, hin und wieder selbst etwas vernutzt; es ist die Wohnung eines Altvaters, dessen beste Erinnerungen sich an Möbeln, Leisten und Farben knüpfen, die von langer Zeit herrühren, und die er daher um sich erhalten wissen mag, wenn sie auch unscheinbar zu werden und abzubleichen begonnen haben.

Wir gingen durch kleine Verbindungsgemächer quer durch das Haus dem Studir- und Arbeitszimmer zu. In einem der kleinen Gemächer machten wir auf einen Augenblick Halt; es ist das, in welchem er speiste, wenn er mit seinen Kindern allein war. Ein Laubdach vor diesem Zimmerchen wirft einen grünen Schein herein; mit einem Schritt ist man im Garten, in welchem Goethe zu freien Stunden jeden hellen Sonnenblick zu genießen pflegte. In der Ecke steht ein Gartenhäuschen, worin er seine naturwissenschaftliche Sammlung aufbewahrte.

Im Vorzimmer des Museums sah ich in Schränkchen und unter Glaskasten an den Wänden umher Stufen, Steine, Conchylien, Versteinerungen, überhaupt alles, was Gegenstand seiner naturwissenschaftlichen Betrachtungen geworden war. Alles fand ich sehr sauber gehalten und mit einer gewissen Zierlichkeit angeordnet. Eine Thür rechts war geöffnet, da blickte ich in die Bibliothek.

Jetzt that der Bibliothekar Kräuter, der frühere Schreiber Goethes, der treue Wächter dieses Allerheiligsten, die Thür des Arbeitszimmers auf, und da wurde mir ein rührender Anblick. Ich erinnerte mich aus Eckermanns Gesprächen der gelegentlichen Aeußerungen Goethes, die mich hohe Einfachheit hier erwarten ließen; aber wieder war die Wirklichkeit anders. Dieses kleine, niedrige, schmucklose grüne Zimmerchen mit den dunklen Rouleaux von Rasch, den abgeschabten Fensterbrettern, den zum Theil morsch gewordenen Rahmen war also der Ort, von dem aus sich eine solche Fülle des glänzendsten Lichtes ergossen hatte! Ich fühlte mich tief bewegt; ich mußte mich zusammennehmen, um nicht in eine Weichheit zu gerathen, die mir die Kraft zur Anschauung geraubt hätte.

Nichts ist von seiner Stelle gerückt; Kräuter hält mit frommer Strenge darauf, daß jedes Blättchen, jeder Federschnitzel am Orte bleibe, wo er lag, da der Meister entschlief. Noch zeigt die Uhr die Todesstunde, halb Zwölf; sie stockte damals, der Zufall schuf ein Wunderähnliches. Neben ihr steht am Fenster rechts das kleine Schreibtischchen, welches der Großvater für die Enkel machen ließ, die er nach dem Tode des Vaters wieder unter seine eigene Obhut und in seine nächste Nähe nahm. Das Wölfchen war sein Liebling, Walther weniger; Alma mußte, um stillsitzen zu lernen, an dem Schreibtischchen, neben den Brüdern Seidenläppchen zupfen. Da liegen sie noch in einem Briefcouvert.

Hier ist jeder Fleck geweihter Boden, und tausend Gegenstände, von denen das Zimmerchen erfüllt ist, reden von dem Wesen und Weben des Geistes. Rings umher an den Wänden laufen niedrige Schränke mit Schiebfächern, in denen Schriften aufbewahrt wurden; darüber befinden sich Bücherschränke, worein Goethe die Sachen stellte, mit denen er sich eben beschäftigte. Das Holzwerk ist altersbraun, ein Schrank von polirtem und glänzendem Kirschbaum sticht dagegen ab; die Schwiegertochter redete ihm denselben auf, Goethe mochte lange das gleißende Möbel nicht leiden, „das ihn zerstreue." — Darum ist auch kein Kunstwerk im Zimmer, wie man auch vergeblich sich nach einem Spiegel und Sofa umsieht. Letzteres bedurfte er schon deshalb nicht, weil er den ganzen Tag ging oder stand. Er las stehend, er schrieb stehend, er verzehrte selbst sein Frühstück an einem hohen Tische stehend. Ein gleiches Verhalten empfahl er jedem, für den er sich interessirte, als Leben erhaltend angelegentlich, so wie daß die Hände auf den Rücken gehalten würden, wodurch, wie er sagte, die Brust vor jeder Verengung und Zusammenpressung bewahrt werde.

Sehen wir uns in dieser ehrwürdigen Werkstatt noch etwas genauer um! Hier liegt eine schwarzgefärbte Halbkugel aus Pappe, auf welcher Goethe mittelst einer gläsernen Kugel voll Wasser bei hellem Sonnenschein alle Regenbogenfarben zu entzünden liebte. Damit hat er sich stundenlang, besonders nach dem Tode seines Sohnes, beschäftigen können, und seine größte Freude ist es gewesen, wenn der bunte Schein sich so recht kräftig hervorlocken ließ. Dort steht das kleine Brustbild Napoleons aus Opalfluß, ein Geschenk Eckermanns aus Straßburg, das ihm neugefundene Wahrheiten der Farbenlehre bestätigte und ihm zum wahren Entzücken

gereichte! Ueber jene Flasche, die uns da auf dem andern Tisch gezeigt wird, jauchzte er wie ein Kind. Es war rother Wein darin gewesen, sie hatte auf der einen Seite umgelegen, und als Goethe sie zufällig gegen das Licht hielt, so sah er darin die allerschönsten Krystallisationen des Weinsteins in Blätter- und Blumenform abgesetzt. Begeistert rief er seine Nächsten zusammen, zeigte ihnen dieses Schauspiel, ließ eine brennende Kerze bringen und drückte mit Feierlichkeit sein Wappen in Siegellack auf den Pfropfen, damit kein Zufall diese Erscheinung zerstören möge. — Napoleons Gipsabdruck fiel am Tage der Schlacht von Leipzig vom Nagel herab; ein Stück des Randes brach aus, ohne daß gleichwohl das Antlitz des Helden verletzt wurde. Da in jener Schranknische hängt der verstümmelte noch; Goethe hat, Lucan parodirend, um das Bild mit rothen Buchstaben den Vers setzen lassen:

Scilicet immenso superest ex nomine multum.

Reinlich war Goethe über alle Maßen. Es verdroß ihn, daß der kleine Comptoirkalender, den er zu gebrauchen pflegte, sich das Jahr hindurch nicht sauber halten wollte. Da machte er eigenhändig ein pappenes Futteral dazu. In der Mitte des Zimmers steht ein großer runder Tisch. Daran saß der Abschreiber, dem Goethe dictirte, während er den Tisch unaufhörlich umwandelte. Die Arbeit begann um acht Uhr morgens und dauerte oft bis 2 Uhr nachmittags, ohne Unterbrechung.

Abends, wenn Goethe sich wieder, wie er in den letzten Jahren immer that, in dieses stille Zimmer zurückgezogen hatte, sah ihm der Bediente nach den Augen, ob diese freundlich und aufgeweckt waren. Ließ sich darin ein Begehren nach Mittheilung und Gesellschaft verspüren, so rückte er stillschweigend den Lehnsessel zum Tisch, breitete ihm die Polster auf denselben, setzte einen Korb zur Seite, in den Goethe sein Tuch legte; und dann nahm Goethe Platz, harrend, ob ihn ein Freund besuchen möge. Den nächsten war unterdessen Nachricht gegeben worden, und wer wäre nicht gern, wenn er konnte, gekommen! — Dann saß er mit seinem Zirkel bis gegen Elf in traulicher Unterhaltung, ließ ihnen Wein und kalte Küche geben; er selbst genoß schon seit Jahren am Abend nichts mehr.

Nun sollte ich auch noch seine letzte Lagerstatt sehen! Zwar er ist nicht liegend gestorben, sondern, wenn auch nicht, wie dem Imperator ziemt, stehend, wenigstens sitzend. Links an das Arbeitszimmer stößt das Schlafzimmer. Es ist auch ganz klein, schmucklos, noch abgenutzter als das Arbeitszimmer. Nur in seinen höheren Jahren sorgte Goethe in der Art für sich und sein Lager, daß er zwischen dem Bett und den daranstoßenden Wänden eine wollene Decke an Ringen aufziehen ließ, um die Kälte der Wand von sich abzuhalten. Außer dieser Vorrichtung und einem schmalen Teppich vor dem Bette ist auch nichts von Weichlichkeit oder bequemem Wesen hier sichtbar. Das Bett selbst ist niedrig, mit einer alten, rothseidenen Decke überlegt, so schmal, daß ich nicht begreife, wie sein großer Körper darin Platz haben konnte.

Bis in diese Kleinigkeiten hin prägt sich uns das Bild eines Weisen, eines großen Mannes aus, der Schmuck und Zier an ihrem Orte gelten

läßt, aber um sich her in seiner unmittelbarsten Nähe nur das Einfachste sehen will, weil er sich selber die größte Zierde ist.

Da, zu Häupten des Bettes, steht nun der Lehnstuhl, in dem dieses majestätische Leben ausathmete. Alle Stimmen sind völlig einig darin, daß der Tod ohne Kampf, ohne Schmerz, ohne Gefühl der Annäherung eingetreten sei, ja daß niemand den eigentlichen Zeitpunkt seines Eintritts gemerkt habe. Die Schwiegertochter hatte ihren Arm um seinen Leib geschlungen, seine Hand in der ihrigen; so saß sie wohl anderthalb Stunden vor seinem Ende. Die unbequeme Stellung versetzte sie in einen Zustand der Betäubung. Als sie aus derselben erwachte, sah sie ihm behutsam, ohne sich zu rühren, unter dem Schirm in die Augen. Da war er todt. Man weiß nicht, wie lange vorher er gestorben ist. Sie stieß einen heftigen Schrei aus und sank in Ohnmacht. Die Freunde, welche im Naturaliencabinette versammelt waren, drangen herein. Man nahm die Ohnmächtige von der Leiche und streckte diese sanft auf das Lager aus.

Ich trat in ein ziemlich geräumiges Zimmer, welches von dem Arbeitszimmer durch mehrere Räume getrennt lag. Darin, wie in dem anstoßenden Gelasse, sind die Kunstsammlungen aufbewahrt. Ein breiter Bücherschrank enthält die Mappen mit Handzeichnungen und Kupferstichen. Die Ordnung, in welcher sie zusammenliegen, soll sehr eigenthümlich und aus besonderen Gedankenfolgen Goethes, die sich ihm bei Betrachtung der Sachen entwickelten, entsprungen sein. In einer Menge von Schubfächern liegen die höchst bedeutenden Münzen und Medaillen. Jeder noch übrige Platz an den Wänden ist von Glasschränken eingenommen, hinter deren Scheiben sich Bronzen, Alterthumsstücke, Fragmente aller Art zeigen. In einem dieser Schränke stehen die Merkwürdigkeiten; darunter sah ich zwei Dinge, mit denen sich die Einbildungskraft meiner Knabenjahre lebhaft beschäftigt hatte, nämlich die dem Großvater Textor von den Nürnbergern als Meßpräsent verehrten Handschuhe und den hölzernen Becher voll Pfefferkörner. Diese Sachen waren mir damals durch den ersten Theil von Wahrheit und Dichtung sehr merkwürdig geworden.

Ich verließ dieses geweihte Haus in der frommen Stimmung, die mir von der Natur beschieden ist. Mich weht nun einmal der Athem Gottes in der Natur und in der Menschheit an. — Hierher soll man junge Leute führen, damit sie den Eindruck eines gesetzten, redlich verwandten Daseins gewinnen. Hier soll man sie drei Gelübde ablegen lassen, das des Fleißes, der Wahrhaftigkeit, der Consequenz.

II.

Unter solchen Gedanken und während es vom Himmel, der sich schon ins Abendgrau hüllte, herabtröpfelte, hatte ich die letzten Häuser der Vorstadt hinter mir gelassen und den Kirchhof betreten. Der Hofschreiber begleitete mich mit dem Schlüssel zur Fürstengruft. Es war eine besondere Vergünstigung, daß mir dieselbe aufgethan wurde; eigentlich ist der strenge Befehl gegeben, sie niemandem zu öffnen. Hügelansteigend gelangte ich zu den Stufen eines einfachen, tempelartigen Gebäudes von mäßigem

Umfange mit Vordach und Säulen. Hinter diesen that sich eine schwere Doppelpforte auf, und wir traten in einen rundgewölbten Raum ohne alle Verzierung durch Farbe oder Stuckatur, dessen Kuppel von Pfeilern getragen wurde, und zu dem das Licht von oben durch die Kuppel und durch Lünetten einfiel. In der Mitte blickte man, zu dem Gitter einer runden Oeffnung tretend, durch diese in das Dunkel der Gruft hinab. Hier wurden die fürstlichen Särge hinabgelassen; die Reste der Dichter gingen eine Seitentreppe hinunter zur ewigen Ruhe ein.

Ich überließ mich an der Oeffnung einige Minuten lang meinen Gefühlen, die durch keine Bemerkung des Begleiters gestört wurden, dann schritten wir schweigend die breite, sachte Seitentreppe hinunter. Der Küster hatte inzwischen die an den Wänden umher vertheilten Lichter angezündet: eine freundliche Helle ließ den Umfang und die Form der Gruft, so wie die Särge wohl erkennen. Links von der Treppe sah ich, auf gemauerten Unterlagen reinlich erhoben, zwei platte Grabmäler von braungebeiztem Eichenholz neben einander stehen. An dem ersten las ich in metallenen Buchstaben den Namen: Goethe, an dem zweiten in ganz gleichen Charakteren den Namen: Schiller. Es war sonst nicht die mindeste Verzierung an diesen Särgen zu erblicken, aber ein Kranz von Lorbeer und Eppich lag auf jedem derselben.

Tiefer in die Gruft vorschreitend, gelangte ich zu einem großen verzierten Grabmale von Erz. In diesem ruht Karl August. Gewinde von Eichenlaub umziehen ihn, auch das Blatt des Lorbeers und des Oelbaums zeigt sich und durfte sich hier zeigen. Die Sinnbilder der Gerechtigkeit und Tapferkeit: Schwert und Wage sind von diesen Gewinden und Zweigen eingefaßt. Die Inschriften: „Gerecht und milde; weise und tapfer“ sagen die Wahrheit von diesem Fürsten, dessen Name, Lebens- und Regentenjahre dem Hauswappen am Sarge beigefügt worden sind. Neben ihm steht ein kleiner, platter, den ein goldbesetzter Sammetüberzug umschließt. In diesem schläft Luise, die hohe, reine, edle Frau. Amalie ist in der Schloßkirche geblieben. K. Immermann.

21. Die Weichselbrücke bei Dirschau.

Der Mensch im Kampfe mit der Natur und ihren vernichtenden Kräften ist von jeher der Gegenstand einer staunenden Bewunderung gewesen; aber nur, wenn er siegreich diesen Kampf besteht. Das Unterliegen macht ihn lächerlich oder höchstens zum Gegenstande des Mitleids. Keinem Elemente gegenüber kann aber der Mensch eher auf einen Triumph rechnen, als beim Wasser. Wir verweilen in der Geschichte daher gerne bei solchen Nachrichten, welche von einer Bändigung, einem Jochauflegen reißender Ströme, bewegter Fluten reden, von der skythischen Isterbrücke des Darius, dem ruthengepeitschten Hellespont, der Rheinbrücke Cäsars bis zu dem „Brucken“ des Prinz Eugenius. Aber die meisten dieser Ueberbrückungen dienten nur augenblicklichen Zwecken, sie bedeuteten nicht viel mehr, als unsere heutigen Pontonbrücken. Von festen und bleibenden Brücken großer und mächtiger Ströme weiß die Geschichte selten zu erzählen, und wo es

geschehn, da zeigen die unter dem Wasser hervorragenden Trümmer, daß der Strom sein Joch bald unwillig abgeschüttelt hat. Erst die neueste Zeit hat den Versuch gemacht, auch die unbändigsten Ströme zu bändigen, die störrigsten zu zähmen. Haben sie doch den Niagara überbrückt, den Menai-Hellespont überbaut, und — was mehr sagen will — wird doch in kurzem die Locomotive über die Weichselbrücke brausen.

Kennt Ihr die Weichsel? Wißt Ihr etwas mehr, als daß sie auf den Karpathen entspringt, Krakau, Warschau und Danzig vorüberfließt und in die Ostsee mündet? Kennt Ihr die Tücke dieses Stromes? Vielleicht fuhrt Ihr einmal über seine Eisdecke, die so still und fest daliegt; es ist das bleiche Gesicht, die dämonische Ruhe der Leidenschaft, der sogleich ein furchtbarer Ausbruch folgen wird. Oder Ihr saht den versandeten, seichten Strom im Sommer: es ist die Magerkeit des gefangenen, kärglich genährten Raubthiers. Die Weichsel ist sie selbst nur in ihrer Wuth, in ihrer Zerstörung; kein Lied besingt ihre Lieblichkeit, kein Dichter preist sie wie den „grünen" Rhein, die „blaue" Donau, den „liederreichen" Don; sie hat ihren wahren Ausdruck nur bei der Katastrophe, während des Eisganges; sie ist furchtbar, als hätte sie ihre Quelle in dem ewigen Eise des tiefsten Kreises der Danteschen Hölle.

Auch der Bewohner südlicherer Gegenden, selbst des westlichen Deutschlands, kann eine Vorstellung von der übermächtigen Gewalt der Flüsse haben; plötzliche Ueberschwemmungen, Versandungen und Verheerungen bezeichnen die ebenso nützliche als zerstörende Lebensthätigkeit überall, wo eine solche Flußader pulsirt. Der Reisende wundert sich über die vielbogigen Brücken der Alpenströme, welche als winzige Wasserfäden durch ein mit fußtiefem Geröll angefülltes, breites Bett rieseln; er braucht nur einen Gewittersturm abzuwarten, um sich dieses Flußbett mit ungeheuren Wassermassen füllen und die Ufer überschwemmen zu sehen. Auch der Bewohner des Rheins weiß von Ueberflutungen zu erzählen, und der Mangel an festen Brücken spricht mehr als alles für seine Unbändigkeit. Dennoch würde es vollkommen falsch sein, nach der Natur der westlichen und südlichen Ströme Deutschlands auf die der Weichsel zu schließen. Die Gefährlichkeit des Rheins oder der Donau verhält sich zu der der Weichsel etwa wie die Gefahren einer Fahrt im atlantischen Meere zu denen einer Polar-Expedition. Denn wenn bei jenen Strömen vorzugsweise das Wasser als verheerende und vernichtende Macht auftritt, so ist es bei der Weichsel das Eis. Während dort das Hochwasser regelmäßig verläuft und nur ausnahmsweise Katastrophen hervorruft, verursacht der Eisgang der Weichsel alljährlich eine Gefahr, welche die Bewohner der Weichselniederungen, namentlich des Deltas, bedroht und nur deshalb weniger unerträglich erscheint, weil die Gewohnheit und die regelmäßige Wiederkehr der Gefahr die Empfindung und die Furcht davor abgestumpft haben.

Das Eis gehört zu denjenigen Kräften der Vernichtung, welche am sichersten wirken; das sehen wir an den schwimmenden Eisbergen der Polarmeere und den Gletschern. Es übertrifft in seinen Wirkungen selbst die der Asche und Lava, welche wenigstens nach ihrer Erkaltung eine Cultur zulassen, und steht in Betreff der Schädlichkeit und Nachhaltigkeit der

Verwüstung nur hinter dem Sande zurück. Furchtbarer noch als da, wo das Eis massenhaft und compact auftritt — wie in den Gletschern der Alpen oder den Eisfeldern des Nordens — sind seine Wirkungen aber in Verbindung mit dem strömenden Wasser, indem es hier die Gewalt des Stromes nicht bloß verstärkt, sondern zugleich durch Ansammlungen, Stopfungen einen Damm gegen den Strom selber errichtet und dadurch eine Ueberflutung der Flußufer verursacht. Dieses geschieht namentlich dann, wenn der Lauf eines Stromes in nördlichern Breitengraden von Süden nach Norden geht.

Fließt ein Strom von Norden nach Süden, wie beispielsweise die schwedischen Flüsse, dann rollt sich im Frühling die Eisdecke wie von selber auf; die Wärme verzehrt Scholle nach Scholle; die Wasser fließen mählich ab, und der Uebergang zum ruhigen Stromlaufe des Sommers geschieht langsam, ohne Zerstörung, ohne Gefahr für die Uferbewohner. Wenn aber der Strom von Süden nach Norden fließt; wenn, wie in dem polnischen Hügellande und den dortigen Ebenen, der Frühling plötzlich und mit all seiner Zerstörungslust über den eisbedeckten Strom hereinbricht: dann geschieht auch das Schmelzen der Eisdecke plötzlich; die herbeiströmenden Wasser heben, brechen, wälzen die zerberstenden Eismassen und treiben sie mit ungeheurem Krachen nicht einem offenen Wasser, sondern den Niederungen zu, welche von einem Frühlinge noch nichts wissen. Nun zerbirst in Folge des schwellenden Stromes das noch nicht mürbe gewordene Eis; die Schollen, klar und hart wie Glasblöcke, wälzen sich auf- und durcheinander, thürmen sich zu Bergen und zerstören, was ihnen hemmend in den Weg tritt. Sie zerreißen die Eisdecke, die sich noch vor ihnen hindehnt, sie überfluten oder unterwühlen die Dämme. Es eröffnet sich ein Theil des Deiches, und heraus brechen die Wogen über die tief unter dem Niveau des Strombettes liegenden Ebenen, die Saaten, die Wohnplätze der rathlosen Menschen. Mit dieser Art der Vernichtung, mit dieser Zerstörungslust, welche in den entfesselten Fluten und Eismassen liegt, kann die Gewalt des Feuers gar nicht verglichen werden. Schon räumlich will eine Feuersbrunst gegen einen solchen Durchbruch eines Stromes nichts bedeuten; aber auch in Betreff des verloren gegangenen Lebens, des vernichteten Besitzes, der nachhaltigen Wirkungen, wie bei Versandung ganzer Landstriche, läßt sich zwischen beiden Elementen keine Parallele ziehen.

Solche Katastrophen können indeß nur dann entstehen, wenn der Strom — wenigstens in seinem untern Laufe — mit einer starken Eisdecke belegt ist. Der Rhein fließt gleichfalls von Süden nach Norden, auch kommt es wohl vor, daß er gefriert. Dieses geschieht aber in einem so geringen Grade, daß die Eismassen als solche selten eine schädliche Wirkung ausüben, daß sie sich wegen ihrer geringern Dicke niemals zu solchen Bergen zusammenthürmen können wie bei der Weichsel. Außerdem tritt der Frühling und die Schneeschmelze im Westen ziemlich gleichmäßig ein; in Folge des Einflusses des Meeres ist zwischen den nördlichen Gegenden des Rheins und den südlichen kein großer Unterschied. Die in seinem obern Laufe anschwellenden Wasser treffen daher selten auf Eis, höchstens

wieder auf Wassermassen, mit denen sie sich zu einem normalen Stromlaufe vereinigen. Bei der Weichsel ist der Unterschied zwischen Süden und Norden aber außerordentlich groß. In Polen ist mitunter schon die volle Schneeschmelze eingetreten, während in der Provinz Preußen noch der Winter herrscht; oft pflanzt sich das Schmelzen und Aufbrechen der Eisdecke so langsam fort, daß man sich durch bloße Fußboten von dem Beginne des Eisganges in Kenntniß setzt und in Thorn dem von Warschau aus gemeldeten Aufbruche wie einem erst in einigen Tagen herannahenden Ereignisse entgegensieht. Dieses ist aber stets die gefährlichste Art des Eisganges. Denn die Gefahr liegt nicht sowohl in dem Anschwellen und in dem Eistreiben des Stromes, sie liegt ganz besonders darin, daß sich die Eismassen vor der noch nicht geschmolzenen und zerkleinerten Eisdecke stopfen, zu Bergen ansammeln, das ganze Strombett erfüllen und den Abfluß des Wassers hemmen. Gewöhnlich bewirkt der wachsende Wasserdruck ein Weichen, einen Durchbruch durch den Eiswall. Geschieht es nicht, dann ist eben ein Deichbruch — ein sogenannter Grundbruch — die nothwendige Folge. Eine solche Stopfung findet aber ganz besonders da statt, wo die herankommenden Eisschollen durch das Grundeis aufgehalten werden. In derartigen Fällen hat man wohl auch durch Pulverminen, Kanonenschüsse eine Oeffnung künstlich hervorzurufen versucht, aber fast immer ohne einen wesentlichen Erfolg. Der Mensch vermag in solchen Fällen nicht mehr als der Arzt einer Fieberkrankheit gegenüber; er kann nichts als abwarten, „ob die Natur sich nicht selber helfen werde;" und wenn es nicht geschieht, da mag er müßig der Götterstärke weichen, und wohl ihm, wenn er „ruhig und bewundernd" seine Werke untergehen sieht.

Wie schwierig, gefährlich und oft unmöglich bei solchen Verhältnissen das Ueberschreiten des Stromes ist, liegt auf der Hand. Aber eben so klar ist, daß eine dauernde Ueberbrückung der Weichsel sich trotz aller Bedenken und Hindernisse zuletzt als unabweisliche Nothwendigkeit herausstellte.

Es entstand zuvörderst die Frage, wo dieser Uebergang stattfinden solle. Die einen riethen bei Marienwerder, die andern bei Graudenz, selbst Thorn; endlich entschied man sich für den Doppelübergang bei Dirschau über die Weichsel und bei Marienburg über die Nogat. Denn bei Dirschau ist die Uferhöhe nicht viel bedeutender, als die Höhe der Brücke erfordert, und in Marienburg entspricht sie derselben genau.

Viel schwieriger war die Frage zu beantworten, wie die beiden Brücken construirt werden sollten. Bei der eigenthümlichen Natur des Stromes kam es darauf an, möglichst wenige Hindernisse in denselben zu werfen, das heißt, nur eine geringe Zahl von Pfeilern zu errichten. Daher empfahl sich eine Draht- oder Kettenbrücke ganz von selbst. Man vergegenwärtige sich die großartige Spannung der Kettenbrücken über die Moldau bei Prag und über die Donau bei Buda-Pest, oder denke an die spinnwebartige zu Freiburg in der Schweiz. Hier ist in der That eine Luftpassage construirt, kühn und genial.

Unglücklicherweise eignen sich aber Drahtbrücken durchaus nicht zum Eisenbahnbau. Es ist nicht bloß der Mangel an Stätigkeit, ihre leichte

Durchbiegung, ihr Schwanken selbst im Winde, es ist ganz besonders die Unmöglichkeit, sie für die Dauer sicher zu construiren, was ihre Benutzung für große Lasten so gefahrvoll macht.

Für den vorliegenden Zweck blieben schließlich nur zwei Arten von Brückenconstructionen übrig, von denen die eine freilich nur aus der andern entstanden ist, da beide demselben physischen Gesetze folgen.

Der geniale Stephenson hatte darauf aufmerksam gemacht, daß die Anwendung von massivem Material nicht bloß einen Luxus darstelle, sondern auch einen Fehler enthalte. Nimmt man nämlich einen Balken, legt ihn mit seinen Endpunkten auf zwei Pfeiler und beschwert ihn in der Mitte; oder befestigt man einen Balken an seinen Endpunkten und zieht ihn in der Mitte mittelst einer Kraft in die Höhe, so wird derselbe im Stande sein, bis zu einem gewissen Punkte dem Gewichte, der Kraft Widerstand zu leisten. Sobald dieser Punkt überschritten wird, muß er brechen. Hierbei zeigt sich nun die eigenthümliche Erscheinung, daß, wenn die Kraft von oben nach unten wirkt, die obern Theile des Balkens sich zusammen, die untern aber aus einander geben (wirkt die Kraft von unten nach oben, so ist es umgekehrt); die eigentliche Mitte und selbst ein großer Theil des Balkens verhalten sich fast gleichgültig, sie bieten der Kraft nur einen geringen Widerstand dar, d. h. sie tragen nicht, sie sind unnütz. Aber nicht genug, daß diese innern Theile des Balkens überflüssig, sie sind auch schädlich, denn sie haben selber ein Gewicht; *sie vermehren also die Kraft, welche auf den Balken wirkt.*

Auf Grund dieses so einfachen Gesetzes baute Stephenson seine berühmte Britanniabrücke über die Menaistraße. Er höhlte einen vierkantigen eisernen Balken, d. h. er bildete eine Röhre, welche ein Rechteck als Durchschnitt zeigt, gab derselben Pfeilerstützen, legte das Schienengeleise in die Röhre selbst, und die Brücke war fertig. So genial dieser Gedanke ist, so klebt ihm doch etwas — ich möchte sagen — Rohes an. Diese Röhre ist nichts als die handgreifliche Verwirklichung eines physischen Gesetzes; es ist der ausgehöhlte Baumstamm des Indianers; die Dirschauer Brücke ist, damit verglichen, eine elegante Gondel. Und doch folgen beide demselben Gedanken.

Die *Gitterbrücke* ist das genialere Kind der genialen *Britannia-Röhrenbrücke.*

Vergegenwärtigen wir uns, daß zur einfachsten Gestalt einer Brücke zwei Balken gehören, die parallel neben einander liegen und eine Bretterlage tragen. Die gegenseitige Entfernung der Endpunkte, auf welchen die Balken ruhen, und die Stärke der letztern bestimmt deren Tragkraft. Ebenso hängt dieselbe von der eigenthümlichen Dichtigkeit und Zähigkeit des Materials ab. Liegen nun die Stützpunkte weit aus einander, so wird es einer um so größern Stärke dieser Balken bedürfen, als dieselben zugleich bestimmt sind, große Lasten zu tragen. Bedenken wir nun, daß *vorzugsweise* die obern und untern Theile eines Balkens tragen, ferner, daß ein schmaler und hoher Balken eine größere Last zu tragen vermag als ein breiter und niedriger, so ergiebt sich die Construction eines *idealen* Balkens von folgender Art.

Man entfernt zwischen den allein brauchbaren obern und untern Theilen des Balkens die werthlose Mittellage — wodurch man eigentlich zwei Balken erhält — und verbindet dieselben durch senkrechte Träger und gekreuzte Stäbe mit einander. Dadurch entsteht, seiner äußern Form nach, ein aufrecht stehendes Gitter, an welchem dem Laien die Träger und gekreuzten Stäbe als die Hauptsache erscheinen, während doch vorzugsweise diejenigen beiden Balken die Tragfähigkeit dieses Gitters bestimmen, in welche oben und unten die Stäbe eingefalzt sind.

Dieser Gitter werden mehrere (mindestens zwei) auf den Stützpunkten (den Strompfeilern) senkrecht neben einander gestellt und ihrerseits mit einander durch einzelne Stäbe verbunden, um die senkrechte Stellung nicht zu verlieren. Was aber bei gewöhnlichen Holzbrücken die Bretterlage, das ist hier eine wagerechte Balkenlage, die auf Eisenstäben ruht, welche von Gitter zu Gitter gehen.

Dem Leser wird es nach dieser Darstellung nicht schwer werden, in einem solchen Gitter nichts als einen idealen Balken zu sehen; er wird auch weit davon entfernt sein zu glauben, die Träger und die gekreuzten Gitterstäbe hätten nur die obern und untern Balken (Gürtungen genannt) aus und über einander zu halten. Nur die vollkommenste Festigkeit in der Verbindung durch die Gitterstäbe bewirkt es, daß beide Balkengürtungen zusammen nur e i n e n Balken darstellen. Wäre dieses nicht der Fall, so würde ein jeder dieser Balken, auf sich selbst angewiesen, dem ausgeübten Drucke durchaus nicht zu widerstehen im Stande sein. Es ist auch hier nur die Einheit, die so großartige Ergebnisse hervorbringt.

Die Gitterbrücken eignen sich wie keine anderen zur Ueberbrückung von großen Zwischenräumen, namentlich also von Strömen, welchen durch Pfeiler möglichst geringe Hindernisse entgegengestellt werden dürfen.

Bei der Weichsel muß man nun unterscheiden das eigentliche Strombett von 1200 Fuß Breite, in welchem sich der Strom, mit Ausnahme von ungewöhnlichen Anschwellungen, im Sommer zu bewegen pflegt, und das weitere Strombett, dessen Grenzen durch die Höhen von Dirschau und den Deich des rechten Ufers bestimmt werden. Die Breite dieses Strombettes beträgt, vom Beginne des einen Endpfeilers bis zum Ende des andern gemessen, 2668 Fuß. In diesem Raume nehmen die beiden Land- oder Uferpfeiler je $98\frac{1}{2}$ Fuß ein; zwischen ihnen befinden sich fünf Strompfeiler, von denen zwei in dem eigentlichen Strombette zu stehen kommen. Dadurch ergeben sich sechs Brückenöffnungen, deren jede einzelne die überraschende Weite von 386 Fuß hat. Bei der schon oben erwähnten Britanniabrücke, welche in drei Oeffnungen über die Menaistraße führt, beträgt die Weite der größten Oeffnung 447 Fuß, also 61 Fuß mehr; dagegen hat die Kinzig-Gitterbrücke bei Offenburg nur eine einzige Spannweite von 195 Fuß.

Die Höhe der Pfeiler ist, vom untern Absatz, d. h. etwa von der Höhe des niedrigsten Wasserstandes aus gerechnet, 35 Fuß; der höchste Wasserstand bleibt noch 12 Fuß unter der Brücke. Das Gitter selbst hat eine Höhe von beinahe 38 Fuß, so daß in der That — wie ein Arbeiter

bemerkte — der Eisenbahnzug zwischen den Gittern den Eindruck einer Maus in der Falle machen wird.

Nächst dem Gitter ist nichts interessanter als der Bau der Pfeiler. Kam es bei jenem darauf an, ein physisches Gesetz mittelst einer mathematischen Rechnung zu verwirklichen, so mußte man bei den Pfeilern der ganzen Unbändigkeit, Launenhaftigkeit und Zerstörungslust des allgewaltigen Stromes zu begegnen wissen. Das Gitter ließ sich nicht bloß auf dem Papiere oder als Modell darstellen, sondern auch ausführen; an der Unzuverlässigkeit der Pfeiler, deren Festigkeit sich durchaus nicht voraussehen ließ, konnte schließlich aber doch das ganze Werk scheitern. Es ist so nicht gekommen; die Pfeiler stehen groß und unerschüttert da, wie ein Fels, der den Meereswellen trotzt; und wahrlich, sie haben schlimmern Kräften Widerstand zu leisten.

Die Landpfeiler sind mit vielfachen Gewölben, Kasematten, Schießscharten und ähnlichen Einrichtungen versehen, indem die Brücke nicht bloß dem Verkehre dienen, sondern zugleich einen befestigten Brückenkopf abgeben soll. Die Mittelpfeiler haben fast die Gestalt eines Schiffes, d. h. sie bilden ein an der schmalen Seite abgeschrägtes und zugespitztes Oblong, wie die Pfalz im Rhein. Sie stehen ihrer Länge nach, die 81 Fuß beträgt, dem Stromlaufe entsprechend, und sind 31 Fuß breit.

Höchst eigenthümlich ist die Art und Weise, wie die Strompfeiler gebaut sind. An der Stelle, wo der Pfeiler zu stehen kommen sollte, schlug man in der Größe und Grundform desselben eine Pfahlwand, die durch Ausbaggerung und Einrammen in eine möglichst große Tiefe versenkt wurde, während man den seit Jahrtausenden aufgeschwemmten Triebsand so weit als möglich herauszuschaffen suchte. In diese mit Wasser angefüllte Grube wurde demnächst ein Pfahlrost geschlagen und darauf eine aus Cement und grobem Kies oder Stein- und Ziegelstücken bestehende Mischung geschüttet, welche im Wasser vollständig zu einer Steinmasse verhärtet. Man bediente sich dabei kleinerer Körbe, die erst in der Tiefe ausgeschüttet wurden, um eine größere Gleichmäßigkeit in der Mischung zu erzielen und zu verhüten, daß die schwereren Bestandtheile rascher zu Boden sänken. Auf diesem mehrere Fuß hohen, zu Stein verhärteten Fundamente schüttete man längs der Pfahlwand einen Fangdamm bis über den Wasserspiegel, worauf das Wasser aus der Baugrube mit Leichtigkeit ausgepumpt und das Mauerwerk der Pfeiler ausgeführt werden konnte, zu welchem man vortreffliche, aufs sorgfältigste bearbeitete Steinquadern und Formsteine verwendete und erstere mittelst eiserner Klammern und Dübel, letztere aber durch Mörtel verband. Da wo sich der eigentliche Wogenschwall und das Eis zu brechen hatte, wählte man die spröde Basaltlava der Eifel; zur Mitte nahm man den Sandstein und zur Spitze stromabwärts Granit.

In einer Entfernung von 10 Fuß umgiebt den ganzen Pfeilerraum eine starke Pfahlwand. Rings um dieselbe ist ein mächtiges Lager von unbehauenen Feldsteinen geschüttet, welche nicht bloß den Pfeiler im allgemeinen gegen den Wasser- und Eisdrang schützen, sondern insbesondere Unterwaschungen verhüten sollen. Da dieser Steinwall aufs genaueste gemessen worden, so ist man leicht zu erkennen im Stande, ob sich eine

Veränderung zugetragen habe, und kann durch Nachschütten von Steinen den Mangel heben. Mir wurde mitgetheilt, daß um einen dieser Strompfeiler allein 1600 Schachtruthen — also 230,400 Kubikfuß — Steine geschüttet wären.

Zwischen den eisernen Gittern, deren lichte Weite 20 Fuß beträgt, wird in einer Höhe von 6 Fuß über dem untern Rande der Gürtung das Schienengeleise und zu dessen beiden Seiten die Bahn für gewöhnliches Fuhrwerk laufen. Für Fußgänger dient eine an der Außenseite der Gitter zu beiden Seiten angebrachte Gallerie von 3 Fuß Breite, ein luftiger, schwindelerregender Gang!

Sieht man die Gitter von der Seite aus einiger Entfernung, so ist es schwer das Durchbrochene, Luftige, Spitzenartige des Baues zu erkennen. Anders, wenn wir die Brücke selbst betreten. Die imposante Höhe der Gitter, welche über dem schnell dahinrauschenden Strome zu schweben scheinen; der eigenthümliche, hell klingende Luftzug, der durch die Gitter streicht; der Blick in die weiteste Ferne; der schöpferische Gedanke, der aus dem Werke redet, gewähren einen Eindruck, der erhebend und überwältigend wirkt. Es ist die Empfindung, wie wir sie auf den durchbrochenen Thurmspitzen gothischer Dome haben. Und doch, so erhaben der Eindruck ist, den dieses Werk in seiner Gesamtheit hervorruft, vorzugsweise ist es doch die geistvolle Technik, die mathematische Genauigkeit, was uns immer und immer zur Betrachtung des Einzelnen nöthigt, und was uns die bloße starrende Bewunderung aufzugeben zwingt. Nach L. Passarge.

22. Pfälzische Bauernhäuser.

Worin liegt das Malerische der pfälzischen Bauernhäuser? Vorab darin, daß alle die tausendmal abconterfeiten Rheindörfer gar keine echten Dörfer sind, sondern alterthümliche Städtchen der mannigfaltigsten und besondersten Bauart, voll großer und kleiner Häuser, herrschaftlich, bürgerlich und bäuerlich, ein Erkerbau neben einer Scheuer, eine Tagelöhnerhütte auf dem Rumpf eines Festungsthurmes, eng und weit angelegte Viertel, Häusergruppen und Straßenzeilen — alles in anmuthigster Unordnung durch einander.

Aber dieses weltkundige Bild der malerischen Rheindörfer geben in der Pfalz nicht die unmittelbar am Rheine gelegenen Ortschaften, sondern vielmehr die am Saume des Gebirgs „vor der Hart" sich hinziehende reiche Stadt- und Dörfer-Zeile.

Es liegt mir hier nicht ob, den künstlerischen Reiz eines Hartdorfes zu schildern, dessen wechselvolle Straßenperspectiven uns fast bei jeder Ecke verlocken möchten zum Skizzenbuch zu greifen; aber einige Züge des Häuserbaues dieser echten gewachsenen Stadtdörfer will ich doch hervorheben, um zu zeigen, daß im Volksleben wie in der Kunst der freieste Schmuck zugleich dem nothwendigsten Bedürfniß entspricht.

Die Weindörfer vor der Hart zeichnen sich aus durch zwei besonders ausgebildete Theile des Hauses; das Hochparterre, als die äußere Folge des hochgewölbten Kellers, und das freie, hochgewölbte Hofthor.

Der mächtige Keller ist hier mit Fug das halbe Haus. Dem innerlich Bedeutsamsten giebt aber das Volk wie der echte Künstler auch nach außen den eigenthümlichsten Schmuck. Darum hatte der alte Pfälzer Weinbauer seinen Keller da geziert, wo er sozusagen ans Licht tritt — im Kellerloch; er hat sich ein Ornamentstück geschaffen, welches sich vielleicht in dem Volksbau der ganzen Welt nicht wiederfindet: ornamentirte Kellerlöcher. Statt eines Ladens wird das Kellerloch durch einen stattlichen steinernen Schieber verschlossen. Selten ist dieser schmucklos; als Griffe sind Kreuze, Rosetten, Blumen, Kreise, Sterne, Vielecke ꝛc. im Hochrelief darauf ausgehauen. Beim ersten Blick begreift man, daß dieser ungewöhnliche Schmuck dennoch kein willkürlicher ist; denn er zeigt uns den Schwerpunkt des Hauses an.

Die gleiche Gesamtwirkung des Wahren und Nothwendigen spricht aus den großen monumentalen Hofthoren des pfälzischen Frucht- und Weinlandes. Diese gewaltigen, freien steinernen Rundbogen sind die Triumphbogen des Landmanns, durch welche er mit dem hochbeladenen Erntewagen als Triumphator einzieht. Und wie jeder gern den mächtigst gethürmten Wagen heimführen möchte, so hat auch jeder nach dem hochgewölbten Bogen gestrebt, als dem eigentlichen Steindenkmal seines Reichthums. Die Hochparterre mit den verzierten Kellerlöchern und die hochgewölbten schmuckreichen Hofthore stellen uns W e i n und B r o t dar als den Grundschatz dieser Weindörfer.

Der pfälzische Bauer schmückt übrigens nicht bloß seine Kellerlöcher, er schmückt auch seine Fenster, nur nicht so monumental wie jene. So wenig er sich an angeborenem Trieb für das Kunstschöne mit dem oberdeutschen Landvolke messen kann, so weit überragt er die meisten deutschen Bauerschaften im Sinne für das Naturschöne. Das Auge für landschaftliche Reize, welches uns in der Pfalz beim gemeinen Manne oft genug überrascht, mag vielleicht erst durch die allgemeinere moderne Bildung des ganzen Volkes erwacht sein. Viel deutlicher spricht sich ein angestammter, durch die Sitte überlieferter Natursinn in dem Blumenschmuck der Häuser und Gärten aus. Es giebt fast kein pfälzisches Bauernhaus, an dessen Fenstern nicht einige wohlgepflegte Blumenstöcke prangen. In manchen reichen Hartdörfern geht man auf der Straße durch eine förmliche Ausstellung von Seltenheiten und Prachtstücken der Topfblumenzucht. Aber auch das ärmste Dörfchen im Westrich entbehrt dieser Zierde nicht ganz. Bei Häusern, die mit Ginstern gedeckt sind, oder wo die losen Ziegel am Dachrande wie ein zerfetzter Saum herabhängen, an Häusern, deren Fenster statt der zerbrochenen Scheiben mit Holzspänen und alten Schürzen und Strümpfen ausgestopft werden, steht doch noch oft ein reicher Blumenflor auf dem rohen Fensterbrett. Freiwillig bietet die Natur auch dem Aermsten den Labetrunk der Schönheit, und auch der Aermste versteht ihn hier noch dankbar anzunehmen. Im übrigen Rheinland erfreut sich wohl auch der gemeine Mann am Blumenschmuck seines Hauses, aber so allgemein wie auf dem linken Ufer der Pfalz nirgends. Ein Antiquar könnte diese schöne örtliche Sitte hoch hinaufleiten bis zur römischen Grundlage pfälzischer Dorf- und Stadtsiedelung. Denn bekanntlich galten Blumen für eine

besondere Zierde der römischen Häuser, und namentlich den Fenstern seines Hauses wußte der alte Römer kein besseres Ornament als Blumenstöcke. Und soweit wenigstens meine vergleichenden Beobachtungen im deutschen Norden reichen, ist in den Strichen der reinsten germanischen Bevölkerung unserer Tiefebene diese Sitte keineswegs allgemein gangbar.

Noch ein anderer Zug überrascht bei den Blumenstöcken an den pfälzischen Häusern. In der bäuerlichen Blumenmode findet man eine schlagende Uebereinstimmung mit den Gesetzen der Bewegung in der Volkstracht. Das Bauernhaus unserer Gaue ist fast regelmäßig mit Zierpflanzen geschmückt, die in der Stadt bereits altmodisch geworden sind, als Nelken, Hortensien, Tulpen, Balsaminen, Goldlack, Levkoien u. dgl. In den Höfen der reichen Bauernhäuser vor der Hart sieht man wohl auch Taxusbäume, noch immer nach den Grundsätzen der ars topiaria sauber zugeschnitten, Kugelakazien, symmetrisch im Pflaster aufgepflanzt, und kugelrunde Orangenbäume in Reih und Glied dazwischen gestellt, Riesenkürbisse zum Schmuck der Hofmauer und wohlgepflegte Hauswurz als Krone der steinernen Pfeiler des Hofthores. Auch die Blumenliebhaberei bewegt sich auf dem Dorfe schwerfälligeren Schrittes als in der Stadt; sie folgt der vornehmen Mode auf etliche Menschenalter Entfernung, ganz wie der abgelegte städtische Rock erst nach einer Reihe von Jahrzehnten Volkstracht wird.

Eine andere lustige Zierde des pfälzischen Hauses ist der Weinstock. „In vite vitae“ — „in Reben blüht das Leben.“ Dieser alte Spruch sollte dem Pfälzer als Hausspruch beifallen, wenn er aus dem rebenumrankten Fenster auf die Straße schaut, oder zur Hausthüre eingeht, deren Deckbalken mit einem natürlichen Gewinde niederhängender großer blauer Trauben prangt. Nun liebt bekanntlich der Bauer in ganz Mittel- und Süddeutschland, sobald es irgend das Klima gestattet, den Rebstock am Hause; dennoch läßt sich auch hier wieder manches eigenthümlich Pfälzische aufspüren.

Wo in der obern Pfalz der Rebbau auf „Kammern“[1] jeden Weinberg in eine Gruppe kleiner Laubengänge verwandelt, da breitet auch der alte, knorrige Weinstock am Hause sein Gezweig zur mächtigen Laube in den Hof hinein, ja auf starken Balken und Pfählen ruhend, überschattet die Rebe oft den ganzen Hof. Diese traulichen Lauben dienen gar wohl der schönen pfälzischen Sitte, den warmen Sommerabend im Gespräch mit Nachbarn und Freunden vor dem Hause im Freien zu verbringen. Um so merkwürdiger ist aber, daß die Lauben in ihrer breitesten Ausbildung und als durchaus herrschend doch nur der Region des Kammer-Rebbaues zufallen, daß also auch hier der Schmuck des Hauses durch ein wirthschaftliches Herkommen seine besondere Form gewonnen hat.

Allein auch manche Dörfer der angrenzenden Ebene, die schon nicht mehr von eigentlichen Weinbauern bewohnt sind, setzen noch einen ganz besondern Stolz in die Rebstöcke und Lauben an den Häusern. Der Sinn

1) Die sogenannte „Kammererziehung“ des Weinstocks besteht darin, daß die Reben nicht bloß an Pfählen oder Spalieren, sondern weiter über querhin gelegte Latten, also zu langen Laubgängen gezogen werden.

des Volkes für Naturschönheit, der in dem gestaltlosen Flachland schon weniger Befriedigung fand, hat sich den Hof des Hauses um so malerischer ausgeschmückt. Es ist als hätten's die Bauern empfunden, daß sie selber einige Zuthat zu den kargen natürlichen Reizen ihres Dorfes schaffen müßten; drum halten sie hier auch die größten Stücke auf ihre Lauben.

Und darum meine ich, daß man mit dem Auge des Künstlers die pfälzischen Dörfer anschauen müsse; der Geist des Volkes hat überall seine Feinheiten und Tiefen und läßt sich nicht so leicht, wie manche Touristen glauben, vom Blatt lesen. Und hätte das Volk nicht diesen naiven, dämmernden Sinn für die Schönheit, wo wäre die Wurzel des Kunstsinnes und der Kunstbegabung der Gebildeten, die denn doch immer nichts weiteres sind als dasselbe, zu hellerem Bewußtsein erwachte Volk?

Selten hält das Volk aus bloßem Eigensinn an einer altüberlieferten Absonderlichkeit fest. Ein tieferer Grund, ihm selber unbewußt, steckt meist dahinter. Ein Beispiel knüpft sich leicht an das Vorgesagte. Die alte gemüthliche Einrichtung, daß die Hausthüre nicht der Länge nach in zwei Flügel, sondern querdurch in ein Ober- und Untertheil sich öffnet, besteht noch in vielen älteren Häusern der Pfalz. Man findet diese echt mittelalterliche Thür wohl auch anderwärts, nur nimmt es Wunder, daß gerade die neuerungslustigen Pfälzer das vielfach unbequeme Ding nicht längst durchaus abgeschafft haben. Allein diese altfränkische Thür hat einen Vortheil, der sie noch lange in der Pfalz retten wird: man kann sie beliebig in ein Fenster verwandeln, indem man den unteren Theil einklinkt, den oberen aber offen hält. Zu der Neigung der Pfälzer, in Mußestunden fleißig im offenen Fenster zu liegen und mit den Vorübergehenden zu plaudern, paßt eine solche Hausthür vortrefflich. Genremaler haben sie in dieser Art hundertmal als ein gar anmuthiges Motiv benützt. Die Hausflur — oft zugleich die Küche — des geringen Mannes würde gar kein Straßenfenster haben ohne diese Thür. Wer aber sehen will, was das Straßenfenster im pfälzischen Volksleben bedeutet, der braucht nur an einem schönen Sommerabend durch Mannheim zu gehen, wo überall die Fenster offen stehen und Männer und Frauen plaudernd in denselben sitzen und die Gruppen der vorübergehenden Freunde vor den Fenstern sich sammeln — ein Bild gemüthlicher Häuslichkeit auf der Gasse, wie man es wohl in ganz Deutschland nicht wieder findet. Und dieses Bild wiederholt sich in allen Städten und Dörfern der Pfalz bis zu den kleinsten herab.

Das ältere pfälzische Haus zeichnet sich noch durch Spruch und Marke aus. Dieser Schmuck herrscht hier durchweg, während er wenige Meilen weiter nordwärts am eigentlichen Mittelrhein verschwindet.

Bäuerliche Wappen wie an der Meeresküste des deutschen Nordens oder räthselhafte uralte Runen, wie selbst noch im nördlichen Mitteldeutschland, sieht man hier freilich nicht. Eher schmückt ein verwittertes Ritterwappen ein Haus, das jetzt dem Bauern gehört. Die Hausmarke des Pfälzers muß klar und selbstredend sein. Darum wählt er nur allgemein verständliche Gewerbzeichen. Der Weinbauer läßt eine Traube in den Schlußstein seines Hofthores meißeln oder zwei gekreuzte Rebmesser, oder ein Faß mit gekreuzten Wingertshacken; der Metzger einen Ochsen, der

Bäcker eine Bretzel. — Für Sprucherse wirthschaftlichen Bezugs neben diesen Berufszeichen hatte nur die alte Zeit — namentlich das sechszehnte Jahrhundert — noch Naivetät genug. Ein Beispiel aus Edenkoben möge für viele gelten:

„Als man 74 zalt,
Hans Hauenstein mich bawet hat;
Da galt der Wein 84 Güllen
Und das Korn 5 mit Willen."
1574.

Am allgemeinsten über die ganze Pfalz verbreitet ist die Namensinschrift oder Chiffre des Erbauers und die Jahreszahl auf einer Tafel über der Hausthür. Und selbst in den ärmsten Dörfern des Westrich hat man dabei noch genug Artigkeit, um den Namen der Ehefrau neben jenen des Mannes zu stellen. Der Pfälzer hält so viel auf Verewigung von Namenszug und Baujahr am Hause, daß er beides wohl auch an der Scheuer anbringt, ja in die Wetterfahne einschneidet. Am Glan steht mitunter selbst das Geburtsjahr des Erbauers am Hause zu lesen. Selten wird dagegen dem Namen Stand und Beruf des Erbauers beigefügt; ein ergötzlich doppelsinniges Beispiel kommt in einem Dorfe bei Landau vor, wo sich der Erbauer angeschrieben hat als „Burger und retirirter Militär 1811."

Haussprüche waren vordem in der Pfalz so volksthümlich, daß sie selbst an der Burg und am Fürstenschloß nicht fehlten. Die förmliche Erläuterung eines Wappens als Hausspruch ließ Herzog Johann I. von Zweibrücken über das Portal der Burg Kirkel setzen. Er selber faßte dabei die Wappensage von der Entstehung der pfälzischen Löwen in gute, gedrungene Verse. Dieser fürstliche Hausspruch unter dem Wappen war bis zur neuesten Zeit erhalten worden, während die Burg längst gebrochen lag. Ueber das Portal des Schlosses Katharinenburg bei Birlenbach setzte die Pfalzgräfin Katharine, Gemahlin des Pfalzgrafen Johann Kasimir von Zweibrücken, in echt pfälzischer Weise ihren Namenszug mit der Jahrzahl 1622 und darunter den Hausspruch: „Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut."

Dieser Spruch giebt den Grundton an, auf den die große Mehrzahl der pfälzischen Haussprüche gestimmt ist. Der protestantisch-reformirte Charakter spricht sich ganz entschieden aus; daher Bibelsprüche und Strophen aus dem protestantischen Gesangbuche allenthalben. Wie gesangbuchfest die Altvordern auch in der Pfalz waren und die Kirchenlieder als echte Volkslieder stets auswendig wußten, daran mag uns ein Hausspruch in Theisbergstegen erinnern. Er ist, gleichsam stenographisch, fast nur aus Anfangsbuchstaben zusammengesetzt, die sich aber nach der ausgeschriebenen ersten Zeile in den bekannten Vers entziffern: „Unsern Eingang segne Gott, Unsern Ausgang gleichermaßen ꝛc." Jedermann wußte die ganze sechszeilige Strophe, wenn einmal die Anfangsworte gegeben waren; darum schrieb man nur diese aus.

In Oberdeutschland liest man mitunter Hausverse, in denen sich der trübe Gedanke an das Eitle alles Irdischen ausspricht, wie das schneidende

Wort: „All Ding a Weil!" oder den etwas breiter gefaßten, in Baiern verbreiteten Hausspruch:

„Ich hab dies Haus gebaut, doch ist's nicht mein,
Und deß, der nach mir kommt, wird's auch nicht sein,
Den Dritten trägt man wie uns beid' hinaus:
Nun ist die Frag', wem g'hört das Haus?"

In der Pfalz habe ich solche Sprüche nicht gefunden. Weit eher sieht man neben den gangbarsten geistlichen Versen einen ganz weltlich lustigen. Zum Exempel an einem Dorfwirthshause bei Kaiserslautern:

„Lieber Gast komm g'schwind herein!
Hast du Geld, hab ich guten Wein:
Hast du keins, kannst du drüben einkehren:
Dort ist ein guter Brunn mit zwei Röhren."

W. H. Riehl.

23. Aegypten.

In geschlossenen Massen sind die Länder Afrikas zu beiden Seiten des Aequators gelagert. Ein mächtiges Hochland füllt den ganzen Süden des Erdtheils aus und sinkt im Norden zu einem Flachlande herab, das noch unwegsamer ist, als die weiten Meere, welche die Küsten Afrikas im Westen, Süden und Osten bespülen. Dieses Flachland, selbst ein trocken gelegter Meeresgrund, ist in der Sonnenglut ohne Vegetation geblieben. Nur da, wo Quellen den durstigen Boden tränken, ragen fruchtbare Inseln aus dem Flugsande, aus der einsamen Oede der Schluchten und Klippenreihen, der kahlen Felsplatten hervor.

Wie das Meer nirgend mit tieferen Busen in die Küsten Afrikas eindringt, so vermögen es auch die Flüsse nicht, weite und fruchtbare Thäler auszugraben und Zugänge zum innern Lande zu schaffen. Das große Hochland ist von steilen Randgebirgen umgeben, welche terrassenförmig zur Küste herabsteigen und hier fast überall nur schmale, niedrige und sumpfige Landstreifen frei lassen. In reißendem Lauf, in Wasserfällen und Stromschnellen müssen sich die Flüsse durch die Bergriegel, welche ihnen diese Randgebirge vorschieben, Bahn brechen, um dann nach einem kurzen und desto trägeren Lauf durch den Küstensaum ins Meer zu fallen.

Das Hochland wie das Randgebirge desselben und die langgestreckten Meeresküsten, mit Ausnahme der Südspitze und der Alpenlandschaften von Abyssinien im Osten, sind der Wohnsitz des schwarzen Völkerstammes. Die Neger sind meist von kräftigem Körper, aber ihre geistige Befähigung scheint bei der Mehrzahl der Stämme auf Nachahmung beschränkt; ihr Streben geht auf Befriedigung der Sinne und Ruhe. So leben sie kindisch gutmüthig und träge dahin, bis die Leidenschaft plötzlich in ihrem heißen Blute erwacht, bis Habgier und Rachsucht sie zu thierischer Wuth, zum wildesten Blutdurst fortreißen; solchen Ausbrüchen folgen dann wieder lange apathische Abspannungen. Wie groß die Zahl der Negervölker und Stämme, wie verschieden in Körperbildung und Dialekten sie sind — unter einer senkrecht glühenden Sonne, in schwer zugänglichen Ländern wohnend, haben

sie sich nirgend über die Anfänge menschlicher Cultur, über eine rohe Götterverehrung erhoben. Wie die Tage und Nächte unter dem Aequator stets in gleicher Länge sich ablösen, so ist auch bei den Negern Geschlecht auf Geschlecht gefolgt ohne Andenken und ohne eingreifende Veränderung. Vor Jahrtausenden wie heute verkaufen die Völker an den Küsten und an den Binnengrenzen ihres Gebietes die Stammgenossen, ja die eigenen Weiber und Kinder den Fremden als Sklaven. —

Die Nordküste Afrikas tritt aus dem Charakter der übrigen Ländermasse heraus. Blickt die Westküste auf den weiten atlantischen Ocean, führen die Wogen, welche an der Südspitze branden, zum Eise des Pol, so ist die Nordküste nur durch ein Wasserbecken von mäßigem Umfang von benachbarten Gestaden getrennt. Es ist ein Gebirgsland, welches den Raum zwischen der Sahara und dem Mittelmeer ausfüllt. Im Westen desselben erreichen die Gipfel des Atlas auch in diesem Klima die Grenzen des ewigen Schnees, nach Osten gegen die Mündung des Nil senken sich die Berge allmählich herab, und das Plateau von Barka steigt wenig mehr als tausend Fuß über die Meeresfläche empor. Zahlreiche Bergketten, welche hier dicht an das Meer treten, dort größeren Ebenen an der Küste Raum lassen, bedecken den Nordrand, und hier an den tiefeingefurchten Bergströmen wuchert jene üppige Vegetation, welche Afrika überall da auszeichnet, wo das Wasser nicht mangelt, wenn auch diese fruchtbaren Thäler wieder durch weite wasserarme und darum kahle Hochflächen und Senkungen unterbrochen werden.

Das einzige in großer Ausdehnung fruchtbare Flußthal des ganzen Erdtheils öffnet sich auf dieser Nordküste gegen das Mittelmeer. Es nimmt die Nordostecke Afrikas ein, nur durch einen schmalen Meeresstreifen von Arabien geschieden, und durchzieht mit seinem Wasserstrahl den weiten Raum von dem nördlichen Abfall des Hochlandes bis zur Küste, welcher sonst überall in der ganzen Breite des Erdtheiles von der Einöde der Sahara ausgefüllt ist.

Von den nördlichen Randgebirgen des Hochlandes fließt aus unbekannter Ferne, aus Schneegebirgen nahe am Aequator, der weiße Nil (Bahr el Abiad). Nachdem dieser Fluß die Terrassen des Gebirgs durchbrochen, gelangt er am Fuße desselben in ein waldiges Sumpfland, welches mit Tamarisken und Sykomoren, mit Dickichten von Schilfrohr und baumhohen Schlingpflanzen bedeckt und vom Elefanten wie vom Rhinoceros, vom Nilpferd und vom Krokodil, vom Zebra und von der Hyäne, von Antilopen und mächtigen Schlangen bewohnt ist. Darauf tritt der Strom in ein Bergland von mittlerer Höhe, in welchem er sich mit dem blauen Nil (Bahr el Azrek) vereinigt, der eine weit geringere Wassermenge von dem abyssinischen Plateau, von den Alpenwiesen des Schneegebirges Samen herabführt. Zum Nil verbunden, durchfließen diese Wasser nun eine weite, mit vulkanischen Kegeln besetzte Fels- und Wüstenplatte. Die Bergzüge legen sich, den Terrassen des Randgebirges gleichlaufend, dem Flusse quer vor, der sich in unzähligen Katarakten seinen Weg über dieselben bahnen muß. Nur in den Senkungen zwischen diesen Bergzügen läßt der von Wasser getränkte Boden eine Vegetation gedeihen. Bei Syene durchbricht

der Nil den letzten Querriegel. Von hier ist der Bau des Gebirges ein anderer, eine fast anderthalb hundert Meilen lange Felsenspalte öffnet sich bis zum Mittelmeere, welche der mächtige Fluß (bei den letzten Fällen hat er bereits eine Breite von 3000 Fuß) nun in ungestörter Ruhe bis zum Meere durchfließen kann.

Aus dieser Felsenspalte hat der Nil eine schmale Oase (das Thal ist durchschnittlich nicht über drei bis vier Stunden breit) mitten in der Wüste geschaffen, welche durch die Höhen im Westen vor dem Flugsande und den Stürmen der großen Wüste gesichert wird, durch das Gebirge im Osten von den Felsklippen, den öden Platten und Sanddünen getrennt ist, welche hier den Zwischenraum zwischen dem Flußthal und dem arabischen Meerbusen ausfüllen. Indem der Nil die Erde, welche er von den oberen Bergen abspült, mit seinem Wasser durchdrungen auf der Sohle des Thals in ruhiger Strömung ablagert, schafft er hier einen trefflichen Fruchtboden; er giebt diesem Thale nicht nur durch seine Wassermenge hinreichende Kühle und Feuchte, er befruchtet und düngt dasselbe auch jährlich durch seine Ueberschwemmung von neuem. Wenn der Schnee auf den Gipfeln der Hochgebirge, denen die beiden Arme des Nil entspringen, schmilzt, wenn die tropischen Regengüsse an seinem obern Lauf eintreten, schwillt der untere Nil bald nach der Sommersonnenwende langsam und allmählich an. Gegen Ende des Juli tritt er aus seinen Ufern und überflutet das ganze Thal bis an die einschließenden Bergreihen, so daß er gegen Ende September mehr als zwanzig Fuß über dem niedrigsten Wasserstande steht. Ebenso allmählich wie er gestiegen, fällt er nach einer Ueberschwemmung von mehr als vier Monaten auf seinen gewöhnlichen Wasserstand zurück. Durch die Langsamkeit und Ruhe dieser Bewegung schlägt sich überall, so weit das Wasser hinaufreicht, fruchtbarer Schlamm nieder, und die starke Vermehrung der Wassermenge giebt der Luft gerade in der heißesten Zeit des Juli und August Abkühlung. Trotzdem herrscht in Oberägypten, wo der blaue und glänzende Himmel fast niemals durch Regenwolken getrübt wird, in dem eingeschlossenen Thal starke Hitze, und die Südweststürme treiben den Sand und Staub der Sahara zuweilen über die libyschen Berge bis in den Nil hinein. Dem Delta sendet die Nähe des Meeres von Zeit zu Zeit Regengüsse und fast alle acht Monate hindurch wird der ganze untere Theil des Thales von erfrischenden Nordwinden durchweht, welche zugleich die Schiffahrt gegen den Strom erleichtern.

Dieses Gebiet war in ganz Afrika am meisten geeignet, die Entstehung einer dichten Bevölkerung, einer höheren Bildung zu begünstigen und zu fördern. Hier gab es einen Boden, der, durch die Natur selbst jährlich von neuem befruchtet, fast ohne Arbeit reichliche Ernten trug und dadurch den Uebergang zum Ackerbau, zu festen Wohnsitzen und geordnetem Besitz sehr leicht machte. Wenn in Nubien die Katarakten den Verkehr auf dem Flusse, wenn Felsenketten und wüste Strecken die Verbindung zu Lande unterbrachen und das Leben auf das Gebiet des einzelnen Stammes, auf das heimische Thal beschränkten, so nöthigte Aegypten fast zum Leben in größerer Gemeinschaft, welcher Fluß und Land innerhalb der beiden Bergreihen kein Hinderniß entgegenstellten.

Aber die jährlich wiederkehrende Ueberschwemmung zwang auch frühzeitig Besitz und Herden vor dem Wasser zu bergen, die Wohnungen zu sichern und die Zeit des steigenden und fallenden Wassers zu beobachten. Auf die lange Dauer der Ueberschwemmung hin mußte Vorsorge getroffen werden für den Unterhalt der Menschen und Thiere. Man mußte es lernen auf dem Wasser zu verkehren, wenn das ganze Thal von den Fluten des Nil erfüllt war. Die jährliche Ueberschwemmung machte es nothwendig, die Grenzen der Aecker fest zu bezeichnen oder dieselben immer von neuem zu regeln. Mit der steigenden Zahl der Bevölkerung in einem fest umgrenzten, von Wüsten umgebenen Lande mußte man versuchen, auch die höher liegenden Theile des Thales, welche die Ueberschwemmung nicht erreichte, fruchtbar zu machen, indem man das Wasser auch hierher zu leiten suchte und tiefer liegende sumpfige Niederungen von ihrem Ueberfluß an Wasser befreiete. Die Erfahrung lehrte bald, daß der Acker da die reichsten Früchte trug, wo die Ueberschwemmung am längsten stand und dadurch Zeit hatte, den stärksten Schlamm abzulagern, man mußte also versuchen, das Wasser durch Dämme zu längerem Verweilen zu zwingen.

Den Nordrand von Afrika, wie das Flußthal des Nil fast bis zu jenem Sumpfland am Fuße der abyssinischen Berge finden wir von Völkern bewohnt, welche in Farbe, Sprache und Sitte scharf von den Negern geschieden sind. Sie bildeten eine große Familie, deren Mundarten noch heute in den Sprachen der Berbern fortleben. Auch das untere Nilthal hatte ein Volk dieser Familie inne, welches in eine so eigenthümliche, zugleich begünstigte und zur Vorsorge zwingende Natur gestellt, seine Stammesgenossen bald weit hinter sich zurückließ und den unvergänglichen Ruhm errungen hat, der ersten und ältesten Cultur der Erde den Ursprung gegeben zu haben. Der Name, mit welchem die Griechen das Land dieses Stammes bezeichnen, Aegypten, scheint auf die alte Form des Namens, mit welchem sich das Volk selbst nannte (Gypti, Kypti, Kopten) zurückgeführt werden zu müssen. Die Aegypter selbst hießen ihr Land nach dessen dunklem Fruchtboden Chemi d. h. das schwarze, im Gegensatz zu der hellgelben blendenden Wüste. Noch heute leben ihre Nachkommen wenn auch ärmlich und wenig zahlreich in Aegypten, wie die alte Sprache des Landes in der koptischen erhalten ist. Das Koptische wird nicht mehr gesprochen und ist hauptsächlich in einer Bibelübersetzung und einigen andern liturgischen Büchern erhalten; aber dieser Ueberrest hat genügt, der neueren Forschung den Zugang zur Enthüllung des ägyptischen Alterthums, zur Entzifferung der Hieroglyphen zu öffnen. M. Duncker.

24. Palästina und seine Weltstellung.

I.

Palästina war von der Natur in folgende vier Landschaften geschieden: Galiläa, Samaria, Judäa und die Küsten am Meere.

Die erstgenannte Landschaft besteht aus einer größeren Ebene und aus einer, diese Ebene im Norden und Nordosten begrenzenden Gebirgsgegend. Jenes ist die Hochebene Esdraelon, aus ihr strömt der Kischon

nach der Bai von Ptolemais; dieses sind die Gegenden nordwestlich vom See Tiberias. Die nordwestliche Grenze Galiläas bildet der Antilibanon mit seinen Abhängen; die südwestliche wird durch die Gebirge gebildet, die sich vom Karmel her südöstlich in das Land erstrecken, und deren Fortsetzung noch Samaria und Judäa durchschneidet und zum Theil erfüllt. Eine Querreihe von Bergen, an welcher das jetzige Jeneen liegt, und welche sich ganz östlich gegen den Jordan hin erstreckt, bildet die südliche Grenze Galiläas, der Jordan die östliche, der See Tiberias die nordöstliche.

Da wo die Gebirge, die vom Antilibanon herabstreichen, sich jenem Gebirgszug, der in den Karmel ausläuft, am meisten nähern, bilden sie einen Engpaß, durch welchen der Kischon fließt, und durch welchen die Bewohner der höheren Ebenen und Gebirge von Galiläa mit der Meeresküste in Verbindung stehen.

Die Ebene Esdraelon, welche im Süden bis zu der Gebirgsreihe von Jeneen, im Norden bis zu der von Nazareth reicht, und in deren nördlichem Theile der Berg Tabor mit höchst eigenthümlicher Gestalt hervorragt, ist keine Ebene im strengsten Sinne des Wortes, sondern eine wellenförmig gebildete Gegend, in welcher zwar viele Erhebungen und Einsenkungen des Terrains, aber keine in einem solchen Grade statt finden, daß dadurch der Gegensatz von Bergen und Thälern entstünde. Diese ganze Strecke ist grasreich und zum Getreidebau geschickt, jetzt aber fast unbebaut, wovon die einfache Folge ist, daß Hungersnoth im Lande entsteht, sobald der Verkehr mit der niederen Ebene an der Bai von Ptolemais abgeschnitten ist.

Auch in der ältern Geschichte Palästinas zeigt sich eine Art Abhängigkeit dieser nördlichen Districte des Landes von dem Verkehr mit den phönicischen Territorien an dem Meeressaume, und es ist die Abhängigkeit von diesem Verkehr, der Einfluß dieses Verkehrs besonders, der die Galiläer zu jenem religiös weniger strengen, gegen fremde Sitte und Art weniger verschlossenen Volke gemacht hat, welches von den Juden strengen Glaubens und reinen Geblütes verachtet ward.

Die Umgebungen des Sees Tiberias bieten schöne Ansichten, sind aber sehr heiß und zum Theil ungesund, weil die Ufer des Sees, zwischen Bergreihen eingeschlossen, ein nicht sehr breites Becken bilden, in welchem sich die Sonnenstrahlen concentriren und der freie Durchzug der Lüfte gehemmt ist. Der Boden ist fast überall kahl und ohne Bäume, die Wasser des Sees sind ruhig und unbewegt und bieten fast dieselbe Anschauung wie der Spiegel des Todten Meeres.

S a m a r i a ist von allen Theilen Palästinas noch am wenigsten besucht, und auch in den Quellen für die Geschichte des jüdischen Staates wird Samaria bei weitem weniger berührt und beschrieben, als andere Gegenden des gelobten Landes. Im Gegensatz von Galiläa erscheint es als ein gebirgiges Land; die Hauptrichtung des Gebirges ist von Nordwesten nach Süden, doch ziehen sich Querreihen von diesem Hauptzug vielfach nach Osten hin und bilden sehr schöne und fruchtbare Thäler. Aber auch die Berge sind nicht unfruchtbar und bis auf die höchsten

Firsten mit Bäumen bewachsen, und die Niederungen zwischen denselben bieten dem Auge den Anblick des üppigsten Grüns und der gesegnetsten Natur. Die Schönheit der Vegetation, in Einklang mit den malerischen Formen der Gebirge, machen Samaria zu einer der schönsten Landschaften Syriens; Wiesen und Felder, Weingärten und kleine Wälder von Oelbäumen wechseln ab und werden durch Gießbäche, die häufig von den Höhen strömen, bewässert. Zuweilen sind die Thäler ganz mit Olivengärten besetzt, und namentlich das Thal bei Nablus, der alten Hauptstadt dieses Districtes, gehört unter die anmuthigsten und fruchtbarsten.

Die östliche Grenze von Samaria bildet das Jordanland, die westliche der Abfall des Gebirges, an welches sich ein mehr ebener Saum an der Küste des Meeres anschließt. Die Grenze gegen Galiläa ist in der Gebirgsreihe von Jeneen angenommen; nach Süden, gegen Judäa, erscheint die Grenze als unbestimmt und wechselnd.

Die Bevölkerung Samarias ist weder durch die Natur des Landes so an Fremdlinge gewiesen wie die von Galiläa, noch ist sie von einer so öden Gegend umgeben wie die von Judäa. Wenn auch die Samaritaner den Verkehr mit der Meeresküste nicht entbehren können, so bilden dabei doch die stamm- und sittenverwandten Galiläer das Mittelglied, und die unmittelbare Berührung mit Fremdlingen ist seltener; — wenn sie auch, gleich den Einwohnern Judäas, an dem Gesetz halten und ihre eigene Hierarchie entwickeln, bewahrt sie doch die freundlich umgebende, zu Lebensgenuß und duldsamer Gesinnung einladende Natur vor starrer Härte.

Judäa bildet eine ganz bergige Landschaft, deren östliche Gegenden nach dem Jordan zu kahl sind, mit steinigem, des Anbaues größtentheils unfähigem Boden. Die westlicheren Districte, gegen die Ebenen am Meere hin, haben einen der Landschaft Samaria einigermaßen ähnlichen Charakter, doch sind auch hier die Thäler enger, die Berge schroffer und deren Gipfel ganz kahl und unfruchtbar. Die einzelnen Berghäupter haben größtentheils eine konische Form, und nach Westen zu setzen sie stufenweise ab. Ueberhaupt gehen sie nach unten treppenförmig aus einander, so daß die unteren Regionen von selbst das Ansehen haben, wie in einigen Gegenden Italiens, der Schweiz und Deutschlands die Weinberge.

Die östlichen Gegenden Judäas haben einen Wüstencharakter, und nur einzelne Punkte sind einer schöneren Vegetation und vielfachen Anbaues fähig. Jericho erscheint fast ganz als Oase, auch Jerusalems nächste Umgebungen sind steril und unerfreulich. Daß sich gerade in dieser kargen und eintönigern Gegend ein tiefer Ernst des religiösen Lebens, aber auch eine eisernde Priesterherrschaft ausbildete, war natürlich; der Contact mit Fremden war fast gar nicht in freundlicher Weise vorhanden, denn nach Westen, Süden und Osten hin wohnten stammfeindliche Völker, und eine schöne Natur wendete keine Reize auf, um den Anhänger pharisäischer Lehre zu verlocken.

Endlich der Küstensaum Palästinas. Erst sehr spät kam derselbe unter die Botmäßigkeit jüdischer Fürsten: eine tiefliegende Ebene voll der üppigsten Vegetation, aber auch über alle Maßen heiß und ungesund. Der nördlich vom Karmel belegene Theil war wohl immer in den Händen

der Phönicier, die nach dem persischen Meerbusen hin, wie nach Aegypten und den weiteren Küsten Afrikas, schon früh Handel trieben, und mit denen wegen ihrer großen Ueberlegenheit und Unentbehrlichkeit die Israeliten im Ganzen immer in friedlichen Verhältnissen lebten, oft sogar in sehr enger Verbindung, so daß jüdische Könige phönicische Frauen heiratheten. Der südliche Theil der Küstenländer von Palästina war in den Händen eines ägyptischen Stammes, der Philister. Diese hatten an der Küste fünf feste Städte, welche Sitz eben so vieler Herrschaften waren, und deren Einwohner, was schon ihre Lage mit sich brachte, sich auf Schiffahrt und Handel gewendet hatten. Mit den Philistern hatten die Juden während der ganzen Richterzeit Kämpfe zu bestehen, und erst als sich das jüdische Königreich mächtig erhob, wurden auch die Philister gebeugt und überwunden. Die Seeküste giebt für innere Gestaltung der Verhältnisse in Judäa wenig Motive; wie sie auf Galiläa, auf Samaria wirkte, kennen wir nur im Allgemeinen und mehr aus Schlüssen als aus sicheren Berichten; auf jeden Fall aber ist in diesen fünf verschiedenen Landschaften — dem Gebirgs- und Hirtenlande Gilead östlich vom Jordan, dem Priesterlande Judäa, den Handelsstädten und ihren Territorien an der Küste, dem freundlichen, zu Naturgenuß einladenden Samaria, und dem seine Bewohner mannigfach ausbildenden und zu einem in Geschäften und Thaten rüstigen Volke machenden Galiläa — eine Mannigfaltigkeit der Lebensweisen gegeben, wie sie nicht leicht irgend ein anderes Land der Welt von so geringem Umfang aufzuweisen hat. Zugleich findet dabei eine bewundernswürdige Stufenleiter der klimatischen Verschiedenheit statt, und während einige Gegenden Palmen und Südgewächse jeder Art erzeugen, bieten andere eine Witterungsbeschaffenheit, unter welcher Walnüsse und andere Erzeugnisse kälterer Regionen noch gedeihen, ja hie und da bringt eine und dieselbe Gegend die Producte der verschiedensten Klimate und einige in besonderer Vollkommenheit hervor, so daß man in Wahrheit sagen kann, Palästina sei „ein Land, wo nichts gebricht, alles das auf Erden ist."

Dies ist nun das Land heiliger Sagen, in welchem fast kein Berg und kein Thal ohne Bedeutung für die Geschichte ist. Jeder Winkel des Landes ist durch etwas Geistiges, was sich daran knüpft, zu etwas Sinnvollem gemacht, und wenn wir auf der einen Seite die bergige, durchschnittene Natur, das Felsen- und Höhlenreiche dieser Gegenden, die herrliche Fruchtbarkeit der Thäler und wieder das Wüstenartige und dabei Großartige ganzer Landstriche, dann die paradiesische Mischung aller Klimate und die Fülle aller Bedingungen des Lebens ansehen müssen als von unendlichem Einfluß auf die frühzeitige Entwickelung des jüdischen Volkes: so ist es dagegen das Volk, das durch seinen Reichthum an Sagen dem Lande jenen poetischen Charakter verlieh, jenes geistige Kleid, welches allein im Stande ist, ein Volk mit unzerreißbaren Fesseln an sein Vaterland zu knüpfen. Ein Volk, das in seinem Lande in jedem Stein ein Denkmal alter Herrlichkeit, alter Tugend, der Offenbarung und Verehrung Gottes oder der Bestrafung der Gottlosen sieht, ein solches kann nur durch Mischung oder durch die gewaltsamste Unterdrückung von der väterlichen

Sitte und Freiheit losgerissen werden. Die kriegerische Tüchtigkeit dieses im Grunde doch sehr kleinen israelitischen Volkes, durch die es in mehreren Perioden seiner Geschichte ausgezeichnet ist, wird begreiflich, wenn man bedenkt, welchen sittlichen Halt dasselbe in seinem Lande hatte. Wie Antäus durch die Berührung mit der Erde nach jeder Ermattung neue Kräfte bekam, so werden wir die Juden nach jedem Unterliegen sich von neuem und kräftiger, muthiger erheben sehen, als gäbe ihnen der Boden ihres Landes immer neuen Aufschwung, bis endlich der Römer alles vernichtende Schärfe auch sie bezwang, ihrer Existenz als Volk ein Ende machte und sie seitdem, in alle Welt zerstreut, ein gedrücktes Leben führen.

H. Leo.

II.

Wie nirgend die rohe Gewalt oder die äußere Größe dauernden Sieg hat in den höheren Anordnungen der Dinge, sondern die innere Größe, der Kern und Gehalt, so ist es auch mit den Planetenräumen des Erdrundes. Palästina gehört seinem Umfange nach zu den weniger ausgedehnten, ja zu den dem Umfange nach geringfügigen Ländern der Erde; aber sein Name ist unter allen Erdgebieten der am weitesten ausgebreitete auf dem Planeten. Soweit christliche Gemeinden wohnen, ist er ein gefeierter Name, an den immer Erinnerungen, Gefühle, Gedanken, Ueberzeugungen von der größten und höchsten Wichtigkeit für das menschliche Herz geknüpft sind. Ja soweit heidnische Völker über den Erdenball verbreitet sind, soweit dringt er auch heute schon vor, wird dort immer einheimischer werden und die Augen der Menschen dereinst auf jenes wunderbare Land der höchsten Offenbarung hinweisen.

Auch die zerstreuten und verstoßenen Kinder Palästinas, denen nur die Offenbarung des Gesetzes auf jenem Boden zu theil ward, denen die Erfüllung desselben auf jenem Schauplatze der Worte und Werke des Erlösers und Weltheilandes noch verschleiert oder gänzlich verborgen blieb, sind an ihn doch auch noch in ihrem ganzen altgläubigen Ideenkreise gefesselt; gefesselt eben durch die Patriarchenzeit, durch ihren Landesgott Jehovah, durch den einen Tempel auf Moriah, durch die Glanzperiode ihrer Richter, Propheten, Gesetzgeber, Sänger, Könige, ja selbst durch das ganze Geschick ihres Volkes, durch seinen furchtbaren Sturz wie die daraus hervorgehende Zerstreuung. Darum wandern noch heute alljährlich viele Hunderte des jüdischen Volkes nach diesem Lande ihrer Väter zurück, um nach so manchen unruhigen Lebensschicksalen dort wenigstens eine ruhige Grabesstelle zu suchen. Aus dem Orient wie aus dem fernsten Occident treibt sie selbst im hohen Greisenalter die Sehnsucht nach dem Frieden, der ihnen unbekannt geblieben, noch dahin, um, wenn auch nur vom käuflich ihnen überlassenen Platze, den Blick auf Moriah zu richten, in dessen Angesicht ihr Leben zu beschließen das höchste Ziel ihrer Wünsche ist.

Auch ihre Dränger, die heutigen arabisch-türkischen Gebieter des Landes, theilen mit ihnen dieses fromme Verlangen. Auch den Mohammedanern ist nächst ihres Propheten Heimat Palästina das heiligste Land der Erde; Jerusalem vorzugsweise nennen sie „el Kods,“ richtiger „el Guds,“

die heilige Stadt. Die Wallfahrt zum Haram, d. i. zur Moschee, welche der Khalif Omar an der Stelle des Salomonischen Tempels erbaute, ist nächst der Pilgerfahrt nach Mekka die verdienstlichste Wallfahrt für den Diener des Koran.

Das Reich der Wahrheit wie des Irrthums der Völker nahm auf jener eng umschriebenen Stelle unseres Planeten in seinen historischen Erscheinungen und Entfaltungen eine gewisse irdische Gestaltung an; diese wurde durch den Himmel und den Boden bedingt, die ihnen zum Gezelt und zur Fußbank dienten.

Palästina war von Anfang an ein abgesondertes Land, wie Israel ein abgesondertes Volk, und darum sind beide Jahrtausende hindurch so unverständlich für andere geblieben. Keine große Landstraße führte hindurch von Volk zu Volk; alle gingen an seinen Landesgrenzen zur Seite vorüber, wie die Seewege vor seinem an Anfurten-armen Gestadesaume hin gingen. Keiner der heidnischen Staaten des Alterthums konnte durch die Theokratie Jehovahs mit einem andern geographisch, mercantilisch, politisch, religiös verknüpft werden; alle wurden sie ringsum von Kanaan geschieden durch den theokratischen Ideenkreis, der in diesem Länderkreise der vorherrschende wurde.

Der isolirtere Theil des isolirten syrischen Ländergebietes, zwischen einem Meere und einer Wüste hinziehend, erschien Palästina schon vom Anbeginn der Menschengeschichte als eine hohe Brücke, welche den wandernden Stamm vom Euphrat zum Nil und von da wieder zurück führte, ohne ihn den Gefahren einer Berührung mit fremden Völkern auszusetzen. Kein anderes Land der Erde lag Palästina in dieser Hinsicht gleich; schon die nördliche Hälfte Syriens, Soristan, nicht mehr, die auf der großen babylonisch-euphratensisch-syrischen Völkerstraße dem Andrang aller orientalischen Völkerbewegungen frühzeitig unterliegen mußte. Nur Palästina lag in gleichem Conflict und doch gesondert zugleich. Keins so in der unmittelbaren Nähe der sechs glänzendsten Culturvölker der alten Welt, der Babylonier, der Assyrier, Meder, Perser, Phönicier, Aegypter, und doch in ihrer Mitte durch die Natur selbst von ihnen gesondert und geschieden, um seinen vollständigen Gegensatz, seine nur ihm eigenthümliche Ausbildung, seinen Monotheismus behaupten, seine große geistige Selbständigkeit erlangen zu können. Keins so im Maximum der Annäherung der drei Erdtheile der alten Welt und der fünf einschneidenden Meeresbuchten, so daß auch für die Zeit der Erfüllung die Bahnen von der gemeinsamen Mitte zu den Völkern der Heiden schon für die Sendboten des Evangeliums nach allen Weltgegenden vorbereitet erscheinen. Läßt sich in solchen Hauptmomenten, die auf den Entwickelungsgang der Völkerschicksale von vielen Millionen durch Jahrtausende hindurch von entscheidendem Einflusse waren, eine höhere Anordnung wohl verkennen? und einem bloßen Zufall, einer bloßen Naturkraft, einer rein plutonischen oder neptunischen Willkür das Aufspringen einer Erdscholle zur Hebung einer Gebirgsbrücke nach der oder jener Richtung zuschreiben, oder die Ausfüllung dieser oder jener Einsenkung mit Meeresarmen? Ist nicht, wenn wir, wie überall in der großen Weltordnung, solche Hauptmomente nachzuweisen im Stande sind, welche

die Völkerschicksale in ihrem Entwickelungsgange extensiv wie intensiv bedingten, ein geistiges Element auch in der materiellen Erscheinung der Welt wirksam gewesen noch bis heute? und kann es dann eine Wissenschaft noch verantworten, wenn sie, den Erdorganismus übersehend, den Planeten noch zu den anorganischen Körpern rechnet? An hundert Stellen, die schon ihren historischen Einfluß ausgeübt, kann die tiefere Betrachtung das Leben dieses Erdorganismus in seinen Functionen zum Menschengeschlecht nachweisen, und die Localitäten des Planeten, die noch zu keinem Schauplatze der Menschengeschichte geworden, werden zu ihrer Zeit ihre Bestimmung nicht weniger erfüllen als diejenigen, welche auf dem klassischen Boden der alten Weltgeschichte schon früher dazu heranreifen sollten.

Palästinas Weltstellung trat frühzeitig in seiner historischen Individualität hervor; rings umgeben von den Residenzen der glänzendsten antiken Culturvölker, blieb sein Land und die Hauptstadt in seiner Mitte minder berührt von ihrem Treiben, abgesondert, schwer zugänglich durch Wüsten und Meere, gesichert zwischen Klippen, Schluchten und Bergen, ohne Reiz, ohne Reichthümer, ohne Anziehungskraft für das Ausland. So konnte es selbständig, in unverdrossener Bearbeitung seines kargen und doch lohnenden Bodens, ohne durch schiffbare Stromgebiete oder andere Naturbegünstigungen nach außen verlockt zu werden, und immer wieder in seine patriarchalische Mitte zurückkehrend, zur heimatlichen Entwickelung als Volk Israel gelangen. Das konnte es vermöge seiner räumlich abgesonderten Weltstellung, das sollte es vermöge seiner dadurch bewahrten urväterlichen Reinheit von dem Heiden- und Götzenthum der umher hausenden zahlreichen Völkerstämme, wenigstens eine längere Reihe von Jahrhunderten, bis es als Heimatland eines Volkes seine Rolle ausgespielt, das vorgesteckte Ziel an dieser Stelle erreicht hatte, die nun zur Geistesheimat aller Völker der Erde erhoben ward. Als die Zeit der Erfüllung des Gesetzes gekommen und die Isolirung überwunden war, öffneten sich dem Evangelium zugleich alle Bahnen zur schnellen und allseitigen Verbreitung unter die Völker der Heiden gegen den Auf- und Niedergang; selbst die gleichzeitige Zerstreuung des Volkes Israel nach der Zerstörung Jerusalems mußte diese Wege mit anbahnen.

Dieser Verein der größten Contraste in der Weltstellung, eine möglichst isolirte Zurückgezogenheit nebst Begünstigung allseitiger Weltverbindung mit der zu seiner Zeit vorherrschenden Culturſphäre der alten Welt, durch Handels- und Sprachenverkehr, zu Wasser wie zu Lande, mit der arabischen, indischen, ägyptischen, wie mit der syrischen, armenischen, griechischen und römischen Culturwelt, in deren gemeinsamer räumlicher und historischer Mitte, ist eine charakteristische Eigenthümlichkeit dieses gelobten Landes, das zur Heimat des auserwählten Volkes vom Anfange an bestimmt war.

Sie schließt sich an die nicht minder beachtenswerthe, wenn auch nicht eben bloß räumlich bedingte, aber doch gleichfalls räumlich hervortretende Thatsache an, daß die Religionsideen, welche alle drei von dieser Erdgegend ausgingen, Judenthum, Christenthum, Islam, am befähigtsten erscheinen, nach Inhalt wie nach ihrer irdischen Form und Ausdruck die

größte Empfänglichkeit unter den Völkern der Erde auf die Dauer zu erwecken. Nur von einer gemeinsamen durch Natur und Historie planetarisch bedingten Mitte konnten solche geistige Bewegungen nach innen und außen sich verbreiten, nicht aber etwa von den Enden der Erde ausgehen, um sich der gemeinsamen Mitte zu bemächtigen. Selbst die geistigsten Erscheinungen sind den irdisch planetarischen Bedingungen unterworfen und darum nicht minder frei; denn das Gesetz des Geistes, d. i. Gottes, das auch in allen Erscheinungen der Planeten waltet, ist ja nach dem Ausspruche der Apostel die Freiheit selbst. K. Ritter.

25. Spanien und England.

Spanien und England sind von Europa getrennt, dies durch das Meer, jenes durch die Pyrenäen. Aber das Meer trennt nicht sowohl, als daß es nähert. Man kommt in 9 Stunden von Paris nach London; um die Gebirge zu übersteigen, die sich zwischen Frankreich und Spanien erheben, braucht man mehr Zeit. Die spanische Halbinsel ist eigentlich eine Insel, und Großbritannien wird durch die verbindende Kraft des Dampfes zu einer Halbinsel des europäischen Festlandes. Nimmt man bei Spanien Andalusien aus und bei England Irland, so sind beide Länder von einem ernsten und stolzen, ruhigen und zurückhaltenden Volke bewohnt, das ein gleiches Gefühl würdevoller Haltung zeigt. Auch das ergiebt eine eigenthümliche Beziehung zwischen beiden Ländern, daß jedes von ihnen seinen Volkscharakter und seine Bildung in die neue Welt hinüberverpflanzt hat: ein Theil Amerikas ist englisch, der andere spanisch.

Aber wie verschieden ist schon der Anblick dieser Länder! In Spanien verhüllen die Sonne fast überall Wolken von Staub, in England sieht man sie fast nur durch einen Schleier von Nebel und Rauch.

Die Art zu reisen ist nicht weniger verschieden. In Spanien schwerfällige Reisewagen, gezogen von acht mit Federbüschen geschmückten und mit klingenden Schellen behängten Maulthieren, die der nebenher laufende Fuhrmann rufend und schreiend antreibt; auf jeder Station Zeitverlust von einer Viertelstunde; jede Nacht in der Herberge; schreckliche Wege, sobald man sich von den Hauptstraßen entfernt. In England nach allen Richtungen der prosaische, daherfliegende Dampfwagen mit seinem unerträglichen Eisengeklirr, die Locomotive, welche heult und zischt wie ein wüthendes Thier, aber den Reisenden hinwegführt, ohne ihm weder bei Tage noch bei Nacht einen Aufenthalt zu gönnen.

In England sieht der Reisende überall reiche Städte, schöne Dörfer, prächtige Schlösser, niedliche Hütten, wohlunterhaltene Hecken und die herrlichsten Bäume von der Welt! In Spanien gewährt selbst der bebaute Acker das Bild der Wüste, Dörfer sind selten, noch seltener Landhäuser und Pachthöfe oder gar Schlösser; die Spanier scheinen alle der Meinung eines alten Bauern zu sein, der mit einem für mich unvergeßlichen Tone zu mir sagte: Unbewohnte Gefilde! das ist, was ich liebe!

Derselbe Gegensatz in den Vergnügen und in der Religion dieser Völker.

Tretet in eine spanische Kirche, und ihr seid geblendet von dem reichen Schmuck. Ueberall jene spanischen Gemälde mit ihrem warmen, reichen, mächtigen Colorit; ausgezeichnete Bildwerke in Holz, die die Arbeiten fast aller andern Völker übertreffen; vor allem ist man überrascht von jenen herrlichen Retablos über den Altären: ungeheure aus gemalten Figuren und Bildwerken zusammengesetzte Gemälde, in denen die Vergoldung mitten durch den Farbenschmuck schimmert und die Baukunst die Wirkung ihrer Formen mit dem Eindruck der Malerei und Bildhauerarbeit verbindet, ein oft überladener, stets prächtiger Schmuck von unglaublichem Reichthum. Und wenn man nun aus der spanischen Kirche in die englische tritt, was erblickt man? Nackte Mauern, nirgend ein Gemälde oder einen andern Schmuck außer Grabdenkmälern. Diese selbst ohne allen religiösen Eindruck. Es ist ein Museum, ein Tempel des menschlichen Ruhmes oder vielmehr englischen Ruhmes, in dem er sich mit seinen Heiligen und Märtyrern, mit Staatsmännern und Feldherren umgeben hat.

Zu denselben entgegengesetzten Betrachtungen gelangt man, wenn man nun die Art des Gottesdienstes selbst vergleicht. Eines Sonntags befand ich mich in Dursam. Ich wollte dem Gottesdienst in der bischöflichen Kirche beiwohnen. Da jeder Platz seinen Eigenthümer zu haben schien, wandte ich mich an einen Mann mit einem schwarzen Mäntelchen, um mir einen anweisen zu lassen. Nachdem er mich durch die ganze Kirche geführt, wies er mir im Chor eine Stelle an. Wie die Rangordnung in England überall herrscht, giebt es für den ersten Rang ein Gebetbuch in Folio, für den zweiten eins in Quart, eins in Octav für den dritten. Alles ist von Anfang bis zu Ende unbeweglich; man wundert sich husten zu hören; aufzustehn und hinauszugehn ist unmöglich. Uebrigens bemerkte ich in der Kirche weder einen Mann noch eine Frau aus dem Volke. Ich weiß nicht, ob man ihnen erlauben würde hinzukommen; daß sie sich aber nicht einfanden, ist gewiß.

Die Kirchen Spaniens sind allen geöffnet. Der Bettler steht unmittelbar neben dem großen Herrn. Im Gegensatz zur englischen Förmlichkeit läßt sich hier alles gehen, und doch glaube ich, daß es mehr Andacht bei diesen jungen Engländerinnen giebt, die regungslos, nur wie nach Vorschrift aufstehend und niedersetzend, zwei Stunden lang ihre Augen auf das Gebetbuch geheftet haben, als bei jenen schönen Spanierinnen mit ihrem schwarzen Mäntelchen und Schleier, die ich in den Kirchen in Cadix auf der Erde sitzen und, während sie so die Messe hörten, nur mit ihren Fächern und mit ihren Augen spielen sah.

Um des Gegensatzes in dem Charakter des spanischen und englischen Volks gewahr zu werden, muß man die belebtesten Theile der beiden Hauptstädte, die Puerta del Sol in Madrid und den Strand in London vergleichen. Dort Müßige aller Stände, die einen auf den Stufen einer Kirche gelagert, die andern in kleinen Gruppen plaudernd, die Cigarre im Munde; hier eine gedrängte geschäftige Menge, die nie stillsteht, nicht raucht, nicht Gruppen zu müßigem Plaudern bildet, sondern reißend und stumm dahin eilt, wie ein hochangeschwollener Strom. Ihr könnt euch

nicht einfallen lassen, langsam zu gehen, ohne sofort einen Stoß zu erhalten, und ihr habt den aufgehalten, der hinter euch kam und der vorbeieilend euch zur Seite drängt. Namentlich seit dem Gebrauch der Omnibus und der Einführung der Eisenbahnen ist in England alle Welt in Bewegung. Nichts ist interessanter, als ein Volk zu sehn, das mitten in dieser stürmischen Bewegung keinen Augenblick seine Ruhe verliert. In 16 Stunden ist man in Edinburg, in 14 in Dublin. Wo das Meer die Straße durchschneidet, steht das Dampfboot bereit. Um die Meerenge, welche England von der Insel Anglesea trennt, mit einem Schienenwege passiren zu können, hat man etwa 100 Fuß über der höchsten Flut eine Röhrenbrücke errichtet. Bisher mußte man jede Brücke stets entweder durch Bogen stützen oder durch Eisenketten befestigen; bei den Röhrenbrücken verfährt man anders. Man macht die Brücke fertig, man hißt sie 100 Fuß in die Höhe, legt das eine Ende auf ein Ufer, das andere Ende auf das entgegengesetzte Ufer der zu passirenden Meerenge, wie ein Kind eine Diele über einen Bach legt; dann gehen die Eisenbahnzüge durch die Röhre hindurch und die Schiffe darunter weg.

Das eigentliche Leben des englischen Volkes ist die Politik. Die Angelegenheiten des Volkes sind hier die Angelegenheiten eines jeden, das allgemeine Interesse ist mit dem Privat-Interesse verschmolzen; jede Stadt, jeder Flecken, jede Gemeinde mag sich mit allem, was sie betrifft, beschäftigen.

In Spanien fehlt es an öffentlichem Leben, Bewußtsein, Bestreben fast gänzlich. Es giebt in Madrid eine Versammlung, in der Reden gehalten und Gesetze entworfen werden, und Kaffeehäuser, in denen man Journale liest. Aber im ganzen übrigen Spanien zeigt die Masse der Bevölkerung die größte Gleichgültigkeit dagegen.

Diese Gegensätze wiederholen sich im Leben der Gesellschaft. Die Spanier und Engländer sind gleich stolz, dieser auf den Titel Gentleman, jener auf den Titel Caballero. Aber in England muß man Geld haben, um ein Gentleman zu sein; in Spanien rechnet sich jeder zum Adel. In England redet alles, mit Ausnahme der Lords und der Bischöfe einander mit „Herr“ an; aber eine Gleichheit der Stände giebt es nicht, nur ist die Ungleichheit allgemein zugestanden, sie verletzt niemanden. In Spanien ist es anders, da herrscht die Gleichheit der Sitte, und der Bettler hat einen eben so adeligen Anstand, als der Grande von Spanien. Die Gleichheit hat hier nichts Anmaßendes; die Ungleichheit zeigt dort weder Hochmuth noch Erniedrigung.

Nach J. Ampère.

26. Die Andalusier.

Die ganze Gemüths- und Sinnesart des andalusischen Volkes bekundet den arabischen Typus und zugleich eine darüber hingewachsene castilische Zumischung. Sevilla ist, als die morgenländischen Eroberer Spanien unter sich vertheilten, denen zugefallen, die von Hims in Syrien stammten, einem Orte, der durch die verkehrte Geistesmunterkeit, durch die thörichten Streiche seiner Einwohner weit berüchtigt, das Abdera der Araber war.

Der Art nun freilich sind die Sevillaner nicht mehr; die ritterliche Tapferkeit Castiliens ist hinzugetreten, und das Ergebniß ist, daß Sevilla und Andalusien überhaupt für die spanische Gascogne, zumeist aber der Sevillaner für den Gascogner Spaniens gilt. Den Grundzug also des Gemüthes bildet nun die Eitelkeit, wohl eine Untugend, die jedoch, da Selbstsucht und Geselligkeit in ihr verschmelzen, nicht gerade zu den unliebenswürdigsten gehört, die etwas Kindliches hat, mehr nur lächerlich ist als widerwärtig. So sind denn in Wort und Geberde die Weiber gefallsüchtig, die Männer prahlerisch, und wenn letztere einen Streit, zu dem sie leicht gelangen, mit dem Messer beendigen, so geschieht das weder aus Tücke noch aus Tapferkeit, sondern nur in der Uebereilung des Augenblicks. Und es geschieht überall nur selten; meist gehn die zwei Hähne, die sich lange mit sträubenden Federn beschaut und angesprungen, friedlich, ja neu befreundet auseinander. Drohend gerüstet aber sind sie stets, und ist das Messer auch als Waffe gesetzlich verboten, sie führen es dennoch lang und wohlgeschärft und gespitzt im Gürtel, um damit, wie sie sagen, für ihre Cigarren den Tabak zu schneiden. Und beide Geschlechter putzen sich gern und halten unwandelbar, weil sie in Schnitt und Farbe so wohl ansteht, die alte Volkstracht fest und sitzen, um noch gewisser die Augen auf sich zu lenken, gern zu Pferde. Was anderswo die höheren Stände sich vorbehalten, oder wer über seinen Stand höher hinaus will, das findet sich hier im gemeinen Volke: die Stutzerei, ein Prunken mit der Tracht, die nur ihm gehört, verbunden mit all jenen Herausforderungen des Leichtsinns. Wenn ein Fest in Triana, wenn nur in einem kleineren Orte der Nachbarschaft Jahrmarkt ist, da kann man den majo und die maja, den Stutzer und die Stutzerin aus dem Volk, in ihrer ganzen Herrlichkeit funkeln und flittern sehen, die Maja mit Blumen im Haar und hoch emporstehendem Kamme, mit schwarzem, aber bunt gefüttertem Schleiermantel über den Kamm herab und mit Leibchen und Röckchen wiederum von anderen hellen Farben, den Majo fast noch bunter und prahlerischer angethan, Jacke und Weste und Beinkleid und Gürtel von Sammet und Seide, überall und selbst auf den Kniestrümpfen von hellbraunem Leder Stickerei und blanke Knöpfe, auf den Achseln Schleifen von Gold- und Seidenbändern und eben solche an dem niedrigen Hute, dessen ringsum emporgebogener Rand den Kopf wie eine Rinne umgiebt, und der hinten aufstößt auf den Wulst der hoch im Nacken zusammen- und aufgebundenen Haare. In der Tracht also eben nicht viel Arabisches mehr; das findet sich einzig in ganz Spanien nur noch bei den Landleuten von Valencia, die mit Sandalen, mit weiten aus einem weißen Ueberwurfe nur leicht zusammen gehefteten Beinkleidern, mit der Jacke ohne Aermel, dem vielgefalteten Gürtel und dem um das Haupt gewundenen bunten Tuche noch ganz so durch die Palmengärten wandeln und gelbe Seide nach der Stadt zu Markte tragen, wie einst ihr Vorgänger mohammedanischen Glaubens.

Nicht minder als ins Auge, fällt das Leben und Treiben des Sevillanischen Volkes auch stark ins Ohr und macht schon den Alltagsverkehr der Gasse trotz der verringerten Einwohnerzahl zu einem laut geräuschigen.

So nun gar, wo die Menge durch neugierige Schaulust, durch die Lust, sich erbauen oder rühren oder zum Lachen reizen zu lassen, versammelt wird, in einem der Schauspielhäuser zum Beispiel, deren das Volk auch andre hat und mit Ausübung freierer Sitte besucht als die höheren Stände, oder wo sonst ein Anlaß ungewöhnlich festlicher Art vorhanden ist. Und solcher sind stets und überall nicht wenige vorhanden, und wo keiner von außen oder oben, von Staats oder von der Kirche wegen dargeboten wird, weiß die müßiggängerische Heiterkeit der gente morena sich jederzeit einen selbst und leicht zu schaffen. Da wird denn getanzt, von Majo und Maja oder von Zigeunerinnen, und der Ole, der Bolero, der Fandango, die Cachucha, all diese Tänze sind eben so viel Gebärdenspiele der leidenschaftlichsten Erregung; Castagnetten klappern, die Guitarre klirrt und girrt darein und zur Begleitung des Saitenspiels vielleicht Gesang, abwechselnd altbekannte und lieber noch frisch aus dem Stegereif erfundene Lieder, ähnlich den Schnitterhüpflein des baierischen Landvolkes, harmlos muthwillig oder auch voll witziger Bosheit. Denn so wenig dem Andalusier eine kalte, ruhige Verständigkeit kann nachgerühmt werden, so fern auch seinem Wesen jene an den Spielen der List sich freuende Verschlagenheit steht, die Baumarchais seinem Figaro gegeben hat: sein spöttischer Witz, sein Salz ist berühmt und ist ihm selber so bewußt und werth, daß ihm zur Vollkommenheit des andern Geschlechtes Schönheit und Witz untrennbar scheinen und salero (Salzfaß) ein Schmeichelname für Frauen ist. Oder (wir kehren zu der festlich versammelten Menge zurück) es trägt ein Blinder, deren auch hier mit solchem Gewerbe genug umherziehn, seine kunstreicheren Guitarrenweisen vor und Lieder, in denen zu heiterer Ueberraschung Singen und bloßes Reden sich wechselseitig plötzlich unterbrechen. Gesang und Saitenspiel: hier zeigt sich, so viel Aehnliches sonst die Aeußerungen der Volkslust in Spanien und Italien haben, eine auffallende Verschiedenheit der beiden Länder. Dem Italiener ist der Gesang die Hauptsache, und überall hin, da er bloß der Stimme bedarf, folgt ihm Gesang: wer hat nicht, wenn er durch Italien reiste, bald vom Ackerfeld herüber, wo die Männer, bald von der Schwelle eines ländlichen Hauses, wo mit der Spindel die Weiber thätig waren, jene kurzen in Dissonanz abbrechenden Mollsätze wie einsamen Vogelruf ertönen hören? Nicht so in Spanien; der Spanier ist stumm, wo ihm die Guitarre fehlt; ja ihm recht eigentlich eigen ist das Spiel der Guitarre allein, ohne die beseelende und beseelte Menschenstimme.

Jene Geräuschigkeit aber und jene Witzelei füllen nicht das ganze Wesen des Andalusiers und auch seine Belustigungen nicht gänzlich aus. Derselbe Majo, der alle Welt nur herauszufordern scheint, wird dich, wenn du in einer Schenke seinem Tische nahst, mit ernstlich meinender Gutmüthigkeit zu ihm heransitzen und theilnehmen heißen und ebenso ernstlich, wenn du vielleicht seinen gestickten Gürtel rühmst, dir ihn zum Geschenk anbieten. Auch die Vornehmeren sprechen unter dergleichen Umständen so, sprechen so; dem gemeinen Manne, welcher hierin noch ganz die Gesinnung und die Gebräuche morgenländischer Gastlichkeit bewahrt hat, ist es mehr als bloße Rede; darum aber erwartet er, daß andrerseits

du ebenso gegen ihn verfahrest. Und neben all dem Lärm des Tanzens und Singens und Redens geht eine wahrhaft bewunderungswerthe Nüchternheit in den gröberen leiblichen Genüssen her. Ich habe Andalusien in der aufgeregtesten Festzeit gesehen, um den Tag Johannis des Täufers, welcher hier wie überall in Spanien höher als irgend ein anderer Festtag begangen wird; es gab Jubel den ganzen Tag und Feuerwerk die ganze Nacht hindurch; aber auf einen Berauschten bin ich kaum irgendwo getroffen; die Wasserverkäufer durften sich auch jetzt unter der Menge sehen lassen und ihr Manzanilla de la rana ausrufen: Manzanilla der Name eines Ortes und des da wachsenden allbeliebten Weines, also Froschwein, wie unsre Kinder etwa Gänsewein trinken. Aber die Spanier hängen überhaupt nur wenig an dem Feuergetränke, das die Sonne auf ihren Felsen reift; das bessere gönnen sie eher dem Ausland als sich selbst und geben dem vina cristiano meist den Vorzug vor dem vino moro, dem christlichen, dem getauften, mit Wasser gemischten, vor dem maurischen, ungetauften. Ja neben dem Weine kommt auch schon unter ihnen je mehr und mehr das Biertrinken auf, und überall sind es Deutsche, welche die nordische Kühlung ihnen bereiten, ihnen wie dem ganzen Saume des Mittelmeeres nach bis ostwärts zu den Türken; diesen Einfluß gestattet man Deutschland. Unweit Sevilla, in Xeres, wo der beste aller spanischen Weine wächst, wohnt ein Deutscher, der durch Bierbrauen ein reicher Mann geworden ist. Will übrigens der Spanier einmal recht wohl leben, so mischt er Bier und Limonade. W. Wackernagel.

27. Land und Volk der Griechen.

I.

Europa und Asien sagt man und denkt dabei unwillkürlich an zwei verschiedene, durch Naturgrenzen gesonderte Erdtheile. Aber wo sind diese Grenzen? Mag im Norden, wo der Ural die breiten Landmassen schneidet, eine Grenzlinie möglich sein; südlich vom Pontus hat die Natur nirgends eine Scheidung gemacht zwischen Osten und Westen, sondern vielmehr alles gethan, sie eng und unzertrennlich mit einander zu verbinden. Dieselben Gebirge ziehen in dichten Inselreihen über die Propontis wie durch den Archipelagus; die beiderseitigen Uferländer gehören zu einander wie zwei Hälften eines Landes, und Hafenplätze, wie Thessalonich und Athen, sind von jeher den ionischen Küstenstädten ungleich näher gewesen als dem eigenen Binnenlande oder gar den westlichen Gestaden ihres Continents, von denen sie durch breite Länder und umständliche Seefahrt getrennt sind.

Meer und Luft verbinden die Küsten des Archipelagus zu einem Ganzen; dieselben Jahreswinde wehen vom Hellespont bis Kreta und geben der Schiffahrt gleiche Bestimmungen, dem Klima gleichen Wechsel. Zwischen Asien und Europa ist kaum ein Punkt zu finden, wo bei klarem Wetter ein Schiffer sich einsam fühle zwischen Himmel und Wasser; das Auge reicht von Insel zu Insel, bequeme Tagfahrten führen von Bucht zu Bucht. Darum haben auch zu allen Zeiten dieselben Völker an beiden Meerufern gesessen, und seit den Tagen des Priamus haben diesseits und

jenseits dieselben Sprachen und Sitten geherrscht. Der Inselgrieche ist ebenso heimisch in Smyrna wie in Nauplia; Salonichi ist in Europa gelegen und doch eine levantinische Handelsstadt; trotz aller Wechsel staatlicher Verhältnisse gilt Byzanz noch heute auf beiden Seiten als Metropole, und wie sich ein Wellenschlag vom Strande Joniens bis Salamis fortbewegt, so hat auch niemals eine Völkerbewegung das eine Gestade ergriffen, ohne sich auf das andere fortzupflanzen. Willkür der Politik hat in alten wie in neuen Zeiten die beiden Gegengestade getrennt und breitere Meerstraßen zwischen den Inseln als Grenzscheiden benutzt, aber jede Scheidung dieser Art ist eine äußerliche geblieben und hat nimmer zu trennen vermocht, was die Natur so deutlich zum Schauplatze einer gemeinsamen Geschichte bestimmt hat.

So gleichartig die Küstenländer sind, welche sich von Westen nach Osten einander gegenüber liegen, eben so groß ist die Verschiedenheit der Landschaften in der Richtung von Norden nach Süden. Am Nordrande des ägäischen Meeres schmückt kein Myrtenblatt das Ufer; das Klima ist einem mitteldeutschen ähnlich, ganz Rumelien ist ohne Südfrüchte.

Der vierzigste Grad macht einen Abschnitt. Hier beginnt man an den Küsten, in den geschützten Thälern die Nähe einer wärmeren Welt zu spüren; die immergrünen Waldungen heben an. Aber auch hier genügt eine geringe Erhebung, das ganze Verhältniß zu ändern; daher kommt es, daß ein Berg wie der Athos fast sämtliche Baumgattungen Europas auf seinen Höhen vereinigt. Im Innern vollends ist es ganz anders. Das Becken von Joannina, das beinahe einen Grad südlicher als Neapel liegt, hat das Klima der Lombardei; im inneren Thessalien gedeiht kein Oelbaum, dem ganzen Pindus ist die Flora Südeuropas fremd.

Erst mit dem neun und dreißigsten Grade bringt die Milde der See- und Küstenluft in das Innere, und nun entfaltet sich ein rascher Fortschritt. Schon in Phthiotis sieht man Reis und Baumwolle, der Oelbaum wird heimisch. In Euboia und Attika tritt einzeln schon die Palme auf, die in größeren Gruppen die südlicheren Cykladen schmückt und in messenischen Ebenen unter günstigen Verhältnissen wohl auch eßbare Datteln liefert. Die edleren Südfrüchte gedeihen bei Athen nicht ohne besondere Pflege; an der Ostküste von Argolis stehen Citronen und Orangen in dichtester Waldung, und in den Gärten der Naxioten reift schon die zarte Citrusstaude, deren duftige Frucht, im Januar gebrochen, innerhalb weniger Stunden an Küsten verführt wird, wo weder Wein noch Oel gedeihen will.

So reicht innerhalb eines Raumes von zwei Breitengraden das griechische Land von den Buchenständen des Pindus bis in das Palmenklima hinein, und es giebt auf der bekannten Erdfläche keine Gegend, wo die verschiedenen Zonen des Klimas und der Pflanzenwelt sich in so rascher Folge begegnen. Dadurch erzeugt sich eine Mannigfaltigkeit in den Lebensformen der Natur, eine Fülle der Producte, welche das Gemüth der Menschen anregen, ihre Aufmerksamkeit und Betriebsamkeit erwecken, den austauschenden Verkehr unter ihnen ins Leben rufen mußte.

Diese klimatischen Unterschiede sind im Ganzen beiden Gestaden gemeinsam. Aber auch zwischen den östlichen und westlichen Küstenländern herrscht bei aller Gleichartigkeit dennoch eine durchgreifende Verschiedenheit; denn so ähnlich einander die Küsten sind, so verschieden ist die Gestaltung der Länder selbst.

Es ist, als ob das ägäische Meer die besondere Kraft besäße, durch seinen Wellenschlag alles feste Land in eigenthümlicher Weise umzugestalten, d. h. überall eindringend, es aufzulockern, durch diese Auflockerung Inseln, Halbinseln, Landzungen und Vorgebirge zu bilden und so einen Küstenumriß von unverhältnißmäßig großer Ausdehnung mit zahllosen Hafenbuchten herzustellen. Ein solches Gestade können wir ein griechisches nennen, weil es vor allen Ländern der Erde den Gegenden eigenthümlich ist, in welchen Hellenen sich angesiedelt haben.

Nun ist der Unterschied dieser. Das östliche Festland ist nur äußerlich von dieser Gestaltung ergriffen. Im Ganzen heißt es trotz seiner Halbinselform mit Recht Kleinasien; denn es theilt mit den Landschaften Vorderasiens die mächtige Gesamterhebung. Wie ein kleines Iran baut es sich aus der Mitte dreier Meere auf: im Innern ein massenhaftes, unzugängliches Hochland von kühler Temperatur und trockner Luft, mit steinichten, wasserarmen Flächen, aber auch voll fruchtbarer Landschaften, die zur Ernährung großer und kräftiger Völker geeignet sind.

Nirgends reicht dies große Plateau mit seinem Rande an das Meer, sondern es ist von Gebirgen umgürtet. Das mächtigste derselben ist der Taurus, eine Felsmauer, welche mit hohem Rande und schroffen Wänden die südlichen Landschaften vom Kerne des Landes absondert. Gegen Norden zum Pontus hin sind die Terrassen breiter gelagert, mit wellenförmigen Bergländern und allmählich fortschreitender Senkung. Nach Westen ist die Gestaltung am mannigfaltigsten. Gegen Propontis und Hellespont erhebt sich der Rand des inneren Hochlandes zu ansehnlichen, wasser- und triftenreichen Gebirgen, dem mysischen Olympos und dem troischen Ida; nach der Seite des Archipelagus ist ein schroffer Uebergang vom Binnen- zum Küstenlande. Eine Linie von Konstantinopel quer durch Kleinasien, bis zum lykischen Meere gezogen, bezeichnet ungefähr den Längengrad, auf welchem die Plateaumasse plötzlich abbricht, wo das Land sich überall lockert und in weiten, fruchtbaren Flußthälern zum Meere öffnet, das ihnen in zahlreichen Buchten entgegenkommt. Hier beginnt gleichsam eine neue Welt, ein anderes Land: es ist wie ein aus anderem Stoffe angewebter Saum, und wenn man nach der Terrainbildung die Welttheile unterscheiden wollte, so müßte man auf jener Scheidelinie des Ufer- und Binnenlandes die Grenzsäulen aufrichten zwischen Asien und Europa.

Wie sich Kleinasien überhaupt wegen seiner eigenthümlichen Landbildung, welche ohne verbindende Einheit die größten Gegensätze umschließt, zu einer gemeinsamen Landesgeschichte niemals geeignet gezeigt hat, so sind um so mehr die Stufenländer Kleinasiens zu allen Zeiten der Schauplatz einer besonderen Geschichte, der Wohnplatz besonderer Völker gewesen, welche sich von der Herrschaft des Binnenlandes frei zu halten gewußt haben.

Der westliche Saum Kleinasiens besteht zunächst aus dem Mündungslande der vier großen Flüsse, die in parallel liegenden Thälern zum Meere strömen, des Maiandros, Kaystros, Hermos und Kaïkos, wie ihre Folge von Süden nach Norden ist. In keiner Gegend der alten Welt war Ueppigkeit des Acker- und Weidelandes so unmittelbar mit allen Vortheilen einer ausgezeichneten Küstenform verbunden. Die Entwickelung der Küstenlinie Joniens in allen Buchten und Vorsprüngen beträgt über das Vierfache ihrer geraden Erstreckung von Norden nach Süden. An der Nord- und Südseite ist diese Küstengestaltung nicht so durchgängig, sondern hier tritt sie nur in einzelnen Landstrichen auf, denen aber schon durch diesen Antheil an hellenischer Landbildung auch zur Theilnahme an hellenischer Geschichte ein besonderer Beruf mitgegeben worden ist. Dahin gehören die Küsten der Propontis und das karisch-lykische Gestadeland.

Im Osten hat also das Meer nur den Rand des Festlandes zu hellenisiren vermocht; anders ist es auf der gegenüberliegenden Seite. Auch hier lagert sich ein massenhaftes Festland, von den Donauländern her zwischen Adria und Pontus südwärts in das Meer geschoben; aber diese Kernmasse wird nicht bloß äußerlich, wie Kleinasien, durch das Meer verarbeitet und am Rande aufgelockert, sondern der Kern selbst löst sich mehr und mehr in Halbinseln und Inseln und geht endlich ganz in diese Gliederung auf.

Die ganze westgriechische Ländermasse ist durch eine Kette von Hochgebirgen, die sich in großem Bogen vom adriatischen zum schwarzen Meere hinzieht, von allen zum Donaugebiete gehörigen Landschaften gesondert, um sich als eine Welt für sich nach eigenen Gesetzen südwärts zu entwickeln. Der thrakische Hämus macht mit seinem unwegsamen Rücken gegen die Donaulandschaften eine schwierige und allen Völkerverkehr absperrende Naturgrenze, während von Asien her der Zugang leicht und offen ist. Eben so läßt sich in der Entfaltung der ganzen südlichen Landmasse zwischen dem adriatischen und ägäischen Meere das Gesetz erkennen, daß immer die östliche, die asiatische Landseite die bevorzugte ist, d. h. daß alle Landschaften dieser Seite für ein geordnetes Staatsleben besonders günstig organisirt sind und durch hafenreiche Küsten einen besonderen Beruf zum Seeverkehre empfangen haben. So ist zunächst Albanien und Illyrien nichts als ein Gedränge nahe gereihter Felskämme und enger Thalschluchten, die kaum für Wegebahnung Raum lassen; die Gestade sind wild und unwirthlich. Wenn daher auch alte Karavanenzüge das Gebirge überstiegen, um in der Mitte zwischen beiden Meeren die Erzeugnisse der ionischen Inseln und des Archipelagus auszutauschen, und wenn dann auch die Römer von Dyrrachium aus eine Hauptstraße quer durch das Land legten, so ist dennoch Illyrien durch alle Zeit hindurch ein Barbarenland geblieben.

Wie ist alles anders, wenn man über den Skarduspaß nach der Ostseite hinübersteigt! Hier bilden sich aus zahlreichen Quellen am Fuße der Centralkette mächtige Flüsse, die in breite Niederungen strömen, und um diese Niederungen legen sich in großen Ringen die Gebirgsarme, welche die Ebenen umgürten und den Flüssen des Landes nur schmalen Ausweg in das Meer gestatten. Das innere Macedonien besteht aus einer Folge

von drei solchen Ringebenen, deren Gewässer vereinigt in die Ecke des tief eingeschnittenen Golfs von Tessalonich sich zusammendrängen. Denn nicht nur die großen Saatebenen des Binnenlandes hat Macedonien vor Illyrien voraus, sondern auch ein zugängliches, gastliches Gestade. Anstatt einförmig wilder Küstenlinien springt hier zwischen den Mündungen des Axios und Strymon eine breite Bergmasse vor und streckt sich weit in das Meer mit drei buchtenreichen Felszungen, deren östlichste in den Athos ausläuft.

Ueber 6400 Fuß hoch steigt er mit steilen Marmorwänden aus der See empor; vom Eingang des Hellesponts und dem des pagasäischen Meerbusens gleich weit entfernt, warf er seinen Schatten bis auf den Markt von Lemnos, ein weit sichtbarer Richtpunkt der Seefahrt, den ganzen Norden des Archipelagus beherrschend.

Durch diese griechisch geformten Küsten stehen Macedonien und Thracien mit der griechischen Welt in Verbindung, während sie im Innern eine von dem eigentlichen Hellas durchaus verschiedene Beschaffenheit haben. Es sind Hochgebirgsländer, wo die Völker, vom Meere abgesperrt, in abgeschlossenen Thalringen gleichsam gefesselt gehalten werden.

Der vierzigste Breitengrad schneidet den Gebirgsknoten, mit dem gegen Süden eine neue Gliederung eintritt. Die Landschaften verlieren den Charakter der Alpenländer; die Berge werden nicht nur niedriger, zahmer, culturfähiger, sondern sie ordnen sich mehr und mehr in übersichtliche Bergzüge, welche die Culturebenen umgeben, das Land gliedern und schützen, ohne es unzugänglich, wild und unfruchtbar zu machen. Dieser Fortschritt im Organismus des Landes macht sich aber wieder nur an der Ostseite geltend, wo das fruchtbare Thalbecken des Peneios von Bergen umgürtet sich ausbreitet; auch an der Meerseite ist es abgesperrt durch das Ossagebirge, das sich als Pelion, dem Athos parallel, einem Felsdamme gleich in die See streckt. Aber zweimal sind die Berge durchbrochen und dadurch Thessalien zugleich entwässert und gegen Osten dem Verkehre geöffnet: an der Wasserpforte des Tempethals und dann südlich, wo zwischen Pelion und Othrys sich tief und breit der pagasäische Golf in das Land hineinzieht.

Nun wird gegen Süden die Gliederung immer reicher; der Verzweigung der Gebirge entsprechen die Meeresbuchten, welche von Osten und Westen eindringen. Dadurch wird die Landmasse so aufgelockert, daß sie zu einer Reihe von Halbinseln wird, die durch Landengen mit einander zusammenhängen. Damit beginnt unter dem neun und dreißigsten Breitengrade das mittlere Griechenland, Hellas im engeren Sinne, wo zwischen dem ambrakischen und malischen Golfe sich über siebentausend Fuß der Bergkegel des Tymphrestos erhebt und die Ost- und Westhälfte von Hellas noch einmal in der Mitte bindet. Gegen Westen überragt er das Wassergebiet des Acheloos, welches mit seinen Landschaften von der feineren Gliederung des Ostens gänzlich ausgeschlossen bleibt. Gegen Osten zieht das Oetagebirge und bildet am Südrande des malischen Meerbusens den Paß der Thermopylen, wo zwischen Sumpf und jähem Fels nur eines Weges Breite übrig bleibt, um nach den südlichen Landschaften zu gelangen. Von Thermopylä quer hinüber zum korinthischen Meere beträgt der

Abstand keine sechs Meilen. Dies ist der Isthmus, von dem aus sich die Halbinsel des östlichen Mittelgriechenlands bis zum Vorgebirge Sunium hinstreckt.

Das Stammgebirge dieser Halbinsel ist der Parnaß, dessen siebentausend fünfhundert Fuß hohe Kuppe die umwohnenden Menschengeschlechter als die einzige von der Flut nicht erreichte Höhe, als den Ausgangspunkt eines neuen Menschengeschlechts heilig hielten. Von seinem nördlichen Fuße strömt der Kephisos in den großen Thalkessel Böotiens, den der Helikon mit seinen Verzweigungen begrenzt. An den Helikon schließt sich der Kithäron, von neuem ein Quergebirge von Meer zu Meer, Attika von Böotien trennend. Nicht leicht giebt es ungleichere Nachbarländer. Böotien ist ein in sich abgeschlossenes Binnenland, wo des Wassers Ueberfülle in tiefen Thalgründen stockt, ein Land feuchter Nebel und üppiger Vegetation auf fettem Boden. Attika ganz in das Meer vorgeschoben, dem es sich mit seinen Buchten öffnet, von trocknem Felsboden, den eine dünne Erdschicht bedeckt, umgeben von der durchsichtig hellen Atmosphäre der Inselwelt, der es durch Lage und Klima angehört. Seine Gebirge setzen sich im Meere fort; sie bilden die innere Reihe der Cykladen, eben so wie die äußere Reihe die Fortsetzungen von Euboia sind. Attika war einmal das südlichste Glied des griechischen Continents, bis aus den Fluten die schmale, niedrige Landbrücke auftauchte, welche die Pelopsinsel als die vollkommenste Halbinsel, als Schlußglied dem Stamme des Festlandes anreihen sollte. So geschieht es, daß ohne den stetigen Zusammenhang des Landes zu zerreißen, inmitten desselben zwei breite, hafenreiche Binnenmeere sich begegnen, das eine nach Italien geöffnet, das andere nach Asien.

Der Peloponnes ist ein Ganzes für sich; er hat sein Stammgebirge in der eigenen Mitte, das mit mächtigen Brüstungen das hohe Binnenland Arkadien umgürtet und durch seine Verzweigungen die herumliegenden Landschaften gliedert. Diese sind entweder nur Abdachungen des innern Hochlandes, wie Achaja und Elis, oder es gehen neue Bergzüge aus, die nach Süden und Osten laufend den Stamm neuer Halbinseln bilden; so entstehen die messenischen, lakonischen, argivischen Halbinseln und zwischen ihnen die tiefgeschnittenen Meerbusen mit ihrem breiten Fahrwasser.

Die innere Beschaffenheit zeigt nicht geringere Mannigfaltigkeit als der äußere Umriß. Auf den einförmigen Hochebenen Arkadiens glaubt man sich in der Mitte eines ausgedehnten Binnenlandes; seine Thalkessel haben die Organisation und die schwere Nebelluft Böotiens; während die dichten Bergzüge Westarkadiens der rauhen Alpennatur von Epirus gleichen. Die peloponnesische Westküste entspricht den flachen Gestaden der Acheloosländer, die reichen Ebenen des Pamisos und Eurotas sind Geschenke des Flusses, der durch Bergspalten herausströmt gleich dem thessalischen Peneios; Argolis endlich mit seiner gegen Süden offenen Inachosebene und seiner an Felshäfen und vorliegenden Inseln so reichen Halbinsel ist nach Lage und Beschaffenheit ein zweites Attika. So wiederholt die schöpferische Natur von Hellas im südlichsten Gliede des Landes noch einmal alle ihre Lieblingsbildungen auf engem Raume die größten Gegensätze zusammendrängend.

Bei dieser verwirrenden Mannigfaltigkeit der Bodenverhältnisse gehen dennoch mit voller Strenge gewisse einfache und klare Gesetze durch, welche dem ganzen europäischen Griechenland das Gepräge eines eigenthümlichen Organismus geben. Dahin gehört das stete Zusammenwirken von Meer und Gebirge, um die Glieder des Landes zu bezeichnen, ferner die Reihe der von dem Centralgebirge auslaufenden Querriegel, welche zusammen mit den illyrisch-macedonischen Hochlanden darauf hinwirken, die Wohnsitze der Griechen von Norden unzugänglich zu machen, sie vom Continente zu isoliren und ganz auf das Meer und die jenseitigen Küsten hinzuweisen. Die nördlichen Hochländer sind dazu geschaffen, daß die Völker daselbst in engen wasserreichen Thälern als Bauern, Hirten und Jäger wohnen, daß ihre Kraft in Alpenluft gestählt, in einfachen Naturzuständen gesund erhalten werde, bis ihre Zeit gekommen ist, daß sie in die südlicheren Landschaften hinabsteigen sollen, welche durch ihre feinere, mannigfaltigere Gliederung berufen sind, ein Schauplatz der Staatenbildung zu werden und ihre Einwohner nach Osten hin in den See- und Küstenverkehr einer neuen, größeren Welt hereinzuziehen. Denn dies ist endlich von allen Gesetzen der europäisch-griechischen Landbildung das unverkennbarste und wichtigste, daß vom thrakischen Gestade an die Ostseite als die Vorderseite der ganzen Ländermasse bezeichnet ist. Das westliche Meer bespült, mit Ausnahme zweier Buchten und des korinthischen Golfs, von Dyrrachium bis Methone nur schroffe Klippenküsten oder ein angeschwemmtes, durch Lagunen entstelltes, flaches Uferland; wer aber vermag die tiefen Buchten und Ankerplätze zu zählen, welche von der Strymonmündung bis Cap Malea sich öffnen, um die Bewohner der nahen Inseln zur Anfahrt einzuladen und zu eigener Ausfahrt zu reizen! Die Form der Felsküsten, welche an der Ostseite vorherrscht und fast auf allen Punkten einer langen Uferlinie den Seeverkehr möglich macht, ist zugleich für die Gesundheit des Klimas die günstigere, für Stadtgründungen die geeignetere. So hat sich alle Geschichte von Hellas auf die Ostküste geworfen und die nach der Rückseite des Landes hingeschobenen Stämme, wie z. B. die westlichen Lokrer, sind dadurch zugleich aus dem lebendigen Zusammenhange fortschreitender Entwickelung hinausgedrängt worden.

Die Geschichte eines Volkes ist nicht als ein Product der natürlichen Beschaffenheit seiner Wohnsitze zu betrachten. Aber das erkennt man leicht, daß so eigenthümlich ausgeprägte Bodenformen, wie sie das Becken des Archipelagus einschließen, der Entwickelung der Menschengeschichte eine besondere Richtung zu geben im Stande sind.

In Asien haben große Ländermassen zusammen eine Geschichte. Ein Volk erhebt sich über eine Masse anderer, und immer handelt es sich um Schickungen, denen unterschiedlos die weitesten Erdstriche mit Millionen ihrer Bewohner erliegen. Gegen eine solche Geschichte sträubt sich jede Fußbreite griechischer Erde. Hier hat die Verästelung der Gebirge eine Reihe von Kantonen gebildet, deren jeder zu einem besonderen Dasein Beruf und Anrecht empfangen hat. In weiten Ebenen denken die Bewohner eines Dorfs nicht daran, gegen ein übermächtiges Heer ihr Recht und Gut zu vertreten; sie lassen über sich ergehen, was des Himmels

Wille ist, und wer übrig bleibt, baut sich still eine neue Hütte neben den Trümmern der alten. Wo 'aber die Ackerfluren, die mühsam bestellten, von Bergen umgürtet sind mit hohen Jochen und engen Pässen, die von wenigen gegen viele vertheidigt werden können, da wird mit solchen Schutzwaffen auch der Muth verliehen, die Waffen zu gebrauchen. Es bildet sich in jeder Gaugenossenschaft das Gefühl einer von Gott gewollten und geordneten Zusammengehörigkeit; es erwächst von selbst aus den Weilern des Thals der gemeinsame Staat und in jedem solcher Staaten das Bewußtsein einer vor Gott und Menschen vollberechtigten Selbständigkeit. Wer ein solches Land unterwerfen will, muß es in jedem seiner Gebirgsthäler von neuem angreifen und besiegen. Im schlimmsten Falle sind die Berggipfel und unnahbare Höhlen da, um die Ueberreste der freien Landesbewohner schützend aufzunehmen.

Aber nicht bloß die politische Selbständigkeit, auch die Mannigfaltigkeit der Bildung, Sitte und Sprache, welche das alte Griechenland auszeichnet, ist ohne die vielfältige Gliederung des Landes undenkbar; denn ohne die trennenden Gebirge würden die verschiedenen Bestandtheile der Bevölkerung sich frühzeitig an einander abgeschliffen haben.

Hellas ist aber nicht bloß ein abgeschlossenes und wohlverwahrtes Land, sondern auch wieder dem Verkehre offener, als irgend ein Land der alten Welt. Dringt doch von drei Weltgegenden her die See in alle Theile des Landes ein, das Auge schärfend, den Muth weckend, die Phantasie rastlos anregend: die See, welche dort, wo sie das ganze Jahr hindurch offen ist, ungleich näher die Länder verbindet, als die unwirthlichen Binnenmeere des Nordens. Leicht aufgeregt, ist sie auch leicht wieder besänftigt; ihre Gefahren sind verringert durch eine Menge sicherer Ankerbuchten, die der Schiffer erreichen kann, wenn das Wetter aufzieht; verringert durch die Klarheit der Luft, welche ihn bei Tage bis auf 20 Meilen hin die Zielpunkte erkennen läßt und ihm bei Nacht den wolkenlosen Himmel zeigt, dessen auf- und niedergehende Sterne des Landmanns wie des Schiffers Geschäfte in milder Ruhe regeln. Die Winde sind die Gesetzgeber der Witterung; aber auch sie haben in diesen Breiten etwas Geregeltes und steigern sich nur selten zur Heftigkeit verwüstender Orkane. Es ist ja nur die kurze Winterfrist, in welcher Wetter und Wind regellos schwanken; mit dem Eintritte der guten Jahreszeit — der sicheren Monate, wie die Alten sie nannten — folgt auch der Luftzug im ganzen Archipelagus einer festen Regel, und jeden Morgen erhebt sich der Nordwind von den thrakischen Küsten und weht das ganze Inselmeer hinab, so daß man das, was außerhalb dieser Küstenkreise lag, als „jenseits des Nordwinds“ bezeichnete. Das ist der Wind, der einst Miltiades nach Lemnos führte, und der zu allen Zeiten dem die Nordgestade Beherrschenden so große Vortheile sicherte. Oft haben diese Winde (die Etesien) wochenlang den Charakter eines Sturms, und bei wolkenlosem Himmel sieht man Schaumwellen, so weit das Auge umschaut; sie sind aber ihrer Gleichmäßigkeit wegen nicht gefährlich und so wie die Sonne sinkt, lassen sie nach; die See glättet sich, Luft und Wasser wird still, bis sich fast unmerklich ein leiser Gegenwind erhebt, ein Luftzug aus Süden. Dann löst der

Schiffer in Aegina seine Barke und wird in wenig Nachtstunden nach dem Peiraieus getragen. Das ist der von den Dichtern des Alterthums gepriesene Seehauch, der jetzt sogenannte Embates, der immer milde, weiche und heilbringende. Die Strömungen, die an den Küsten entlang gehen, erleichtern die Fahrt in den Golfen und Meersunden; der Flug der Wandervögel, die zu bestimmten Jahreszeiten sich wiederholenden Züge der Thunfische geben dem Schiffer willkommene Wahrzeichen. Die Regelmäßigkeit im ganzen Leben der Natur, in Bewegung von Luft und Wasser, der milde und menschenfreundliche Charakter der ägäischen See trug wesentlich dazu bei, daß ihre Bewohner sich mit vollem Vertrauen ihr hingaben, daß sie auf ihr und mit ihr lebten.

Die Flußschiffahrt ist bald zu Ende gelernt, die Seefahrt niemals; an Flußufern schleifen sich die Unterschiede der Bewohner ab, das Meer bringt das Verschiedenartigste plötzlich zusammen; es kommen Fremde, die unter anderem Himmel, unter andern Gesetzen leben; es findet ein unendliches Vergleichen, Lernen, Mittheilen statt, und je lohnender der Austausch der verschiedenartigen Landesproducte ist, um so rastloser arbeitet der menschliche Geist, den Gefahren des Meeres durch immer neue Erfindungen siegreich entgegenzutreten.

Euphrat und Nil bieten Jahr um Jahr ihren Anwohnern dieselben Vortheile und regeln ihre Beschäftigungen, deren stetiges Einerlei es möglich macht, daß Jahrhunderte über das Land hingehen, ohne daß sich in den hergebrachten Lebensverhältnissen etwas Wesentliches ändert. Es erfolgen Umwälzungen, aber keine Entwickelungen, und mumienartig eingesargt stockt im Thale des Nils die Cultur der Aegypter; sie zählen die einförmigen Pendelschläge der Zeit, aber die Zeit hat keinen Inhalt; sie haben Chronologie, aber keine Geschichte im vollen Sinne des Worts. Solche Zustände der Erstarrung duldet der Wellenschlag des ägäischen Meeres nicht, der, wenn einmal Verkehr und geistiges Leben erwacht ist, dasselbe ohne Stillstand immer weiter führt und entwickelt.

Was endlich die natürliche Begabung des Bodens betrifft, so war in diesem Punkte eine große Verschiedenheit zwischen der östlichen und westlichen Hälfte des griechischen Landes. Die Athener brauchten von den Mündungen der kleinasiatischen Flüsse nur wenig Stunden aufwärts zu gehen, um sich zu überzeugen, wie viel reicher dort der Ackerboden lohne, und mit Neid die tiefen Schichten der fruchtbarsten Erde in Aeolis und Jonien zu bewundern. Der Wuchs der Pflanzen, der Thiere war üppiger, der Verkehr in den breiten Ebenen so ungleich leichter. Sind doch im europäischen Lande die Ebenen nur wie Furchen und schmale Becken zwischen den Gebirgen eingesenkt oder dem äußern Rande derselben angeschwemmt, und über hohe Joche, die erst für Menschentritte geöffnet und dann mit unsäglicher Mühe für Saumthiere und Wagen gebahnt werden mußten, stieg man von einem Thale zum anderen. Auch die Gewässer der Ebenen blieben meist den Segen schuldig, den man von ihnen erwartete. Bei weitem die meisten waren im Sommer versiegende Flüsse, früh hinsterbende Nereidensöhne, wie sie die Sage darstellte, und wenn auch des Landes Trockenheit jetzt eine ungleich größere ist, als im Alterthum, so

waren doch seit Menschengedenken des Ilissos wie des Inachos Wasseradern unter dürrem Kieslager verschwunden. Neben größter Dürre ist dann wieder ein Uebermaß von Wasser, das hier im Thalbecken, dort zwischen Berg und Meer stockend die Luft verpestet und jedem Anbaue widerstrebt. Ueberall gab es Arbeit und Kampf. Und dennoch — wie frühe würde die griechische Geschichte zu Ende gegangen sein, wenn sie nur unter dem Himmel Joniens ihre Stätte gefunden hätte! Die volle Energie, welcher das Volk fähig war, ist doch erst im europäischen Hellas zu Tage getreten, auf dem so ungleich karger begabten Boden; hier ist am Ende doch der Leib stärker, der Geist freier entwickelt worden; hier ist das Land, das er sich durch Entsumpfung und Eindämmung und künstliche Bewässerung zu eigen gemacht hat, dem Menschen im vollern Sinne zum Vaterlande geworden, als im jenseitigen Lande, wo er die Gaben Gottes mühelos entgegennahm.

So besteht denn des griechischen Landes besonderer Vorzug in dem Maße seiner Begabung. Sein Bewohner genießt den vollen Segen des Südens, ihn erfreut und belebt der helle Glanz seines Himmels, die heitere Luft des Tages, die warme, erquickende Nacht. Den nöthigen Unterhalt gewinnt er leicht von Land und Meer: Natur und Klima erzieht ihn zur Mäßigkeit. Er bewohnt ein Bergland, aber seine Berge sind keine rauhen Hochlande, sondern urbar und triftenreich und Hüter der Freiheit; er bewohnt ein mit allen Vorzügen südlicher Gestade gesegnetes Inselland, das doch zugleich die Vortheile eines großen, ununterbrochenen Länderzusammenhangs genießt. Starres und Flüssiges, Berg und Niederung, Dürre und Feuchtigkeit, thrakische Schneestürme und tropische Sonnenglut — alle Gegensätze, alle Formen des Naturlebens kommen zusammen, um auf die verschiedenste Art den Menschengeist zu wecken und anzuregen. Wie aber diese Gegensätze sich alle in eine höhere Harmonie auflösen, welche das ganze Küsten- und Insselland des Archipelagus umfaßt, so wurde auch der Mensch darauf hingewiesen, zwischen den Gegensätzen, die das bewußte Leben bewegen, zwischen Genuß und Arbeit, zwischen Sinnlichkeit und Geistigkeit, zwischen Denken und Fühlen das Maß der Harmonie herzustellen.

Was ein Ackerboden zu leisten vermag, zeigt sich erst dann, wenn die für denselben geschaffenen Pflanzen ihre Wurzelfasern eintreiben und auf dem glücklich gefundenen Standorte in voller Gunst von Licht und Luft die ganze Fülle ihrer Lebenskräfte zur Entfaltung bringen. Bei dem Pflanzenleben weiß der Naturforscher nachzuweisen, wie dem bestimmten Organismus die besonderen Erdtheile des Bodens ersprießlich sind; bei dem Völkerleben ruht ein tieferes Geheimniß auf dem Zusammenhange zwischen Landschaft und Geschichte. E. Curtius.

II.

Die Gestalt Griechenlands erscheint auf den ersten Anblick viel rauher, als man erwartete. Von der Höhe übersehen gleicht es einem Meere von versteinerten Wellen, ganz durchästet von rauhen, einst allerdings mehr bewaldeten Felsgebirgen. Da mag man sich denn erinnern, daß die

Griechen so süß und geschmeidig nicht waren, wie sich der Schöngeist sie vorstellt, sondern daß ihre schöne Bildung aufwuchs auf einer Grundlage derber Kraft. Hier jagten diese unerbittlichen homerischen Städteverwüster den Eber, den Löwen, den wilden Stier; hier starrt die dorische Härte; an diesen Gipfeln und Spitzen stieg das Auge hinauf und wuchs der Sinn des Erhabenen. Verfolgt man aber die Umrisse, so sind sie schwungvoll fließend, und das Auge hatte ein Reich von Linien vor sich, die es zum plastischen Blicke bildete. Nun aber steigt man in die Thäler herunter und wird von jonischer Weichheit und Lieblichkeit empfangen, die doch nicht allzu üppig ist, sondern noch immer gemessen bleibt. Da spielt eine unendliche Thierwelt; zahllose Cicaden summen im Grase; Tausende von Nachtigallen schlagen im Myrtengebüsch, unter den Oliven, im Platanenhain, zwischen Wäldern von Oleander, im Dunkel der Orangen und Limonen; das Steinhuhn lockt; zierliche Lacerten werden von Schlangen verfolgt; mächtige Geier schreiten gravitätisch; der Pelikan und Storch lauern am See, und hoch in den Lüften wiegt sich in stolzen Kreisen der Vogel des Zeus. Die gefährliche, Cultur hemmende Thierwelt wurde in der Heroenzeit verfolgt, ohne daß darum das Wild in dem Grade ausgerottet worden wäre, wie bei uns, und die griechischen Dichter und Künstler haben Löwen, Schlangen, Adler, Geier noch in ihrer wilden Freiheit gesehen. Der Pferdeschlag war der schlanke, orientalische. — Mit mäßiger Mühe gedieh dreifache Ernte; Wein und edle Früchte erfreuten die Sinne; aber des Landes ist wenig: das unendliche Meer rief zum Handel, und dieser erst brachte Reichthum. Vielfach verzahnte und eingeschnittene Küsten geben dem Lande individuelle Gestalt und zeigen sinnbildlich die reiche Gliederung griechischen Lebens an; umher aber schwimmen in reiner Bläue die schön gezeichneten Inseln. In diesem glücklichen Lande wurde das Leben nicht schwer, aber auch nicht zu leicht; die Natur saß dem Menschen wie ein schmiegsames Kleid, worin sie sich ungehemmt bewegen konnte. Sie drückte nicht, sie zerschmelzte nicht; sie löste freundlich, und sie spannte kräftig an. Reine Gebirgsluft und frischer Seewind kühlt die brütende Hitze der Thäler, und selbst Schneegestöber, strengere Kälte kannte der härtere Bergbewohner. In diesem vielgetheilten Lande konnten sich die mannigfaltigen Stämme in ihrer Individualität ausbilden; aber der trennende Gebirgszug, der Meerbusen war leicht überschritten, und lebendiger Austausch hinderte die Isolirung. Der Hauptgegensatz, der des Dorischen und Jonischen, schuf durch stetige Reibung bewegtes Leben, und die Paarung des Strengen und Weichen gab guten Klang. Der üppigere, geschwätzigere, geistig bewegtere, feinere, leidenschaftlichere Jonier stand, durch die Colonie in Kleinasien namentlich, dem Orientalischen näher, der härtere, unbewegtere Dorier erscheint nordischer oder gleicht, wenn man will, dem herben Semiten, und dann ist der Jonier dem Indier zu vergleichen.

Der Gliederbau des Griechen war kräftig breit und doch von schlanker Linie, geschmeidigen Formen; er hatte nicht nur durch Gymnastik, sondern schon durch Race den Charakter des Gelösten, Herausgearbeiteten, besonders in der frei gewölbten Brust. Dem Profil war bekanntlich der gerade

Gesichtswinkel mit kaum merklicher Einziehung der Nasenwurzel und fast gerader, nur ganz leise gebogener Nase eigen, wenn schon die Griechen auch wohl das γρυπὸν und seinen Gegensatz, das σιμὸν kannten. Jenes scheint dorisch gewesen zu sein, dieses kam vereinzelt überall vor und zeigt sich überhaupt in der unentwickelten Nase der Kinder. Das volle Kinn aber gab dem schönen geistigen Ganzen die abschließende Basis und zeigte den in sich festen, runden Menschen an. Die Stirne war mäßig gewölbt, nicht allzuhoch, berühmt das volle, runde, leuchtende Auge unter fein gezogenen Augenbrauen, der lockige Haarschmuck. Dieses Profil sprach das Gleichgewicht des Temperaments aus. Zwar nennt man die Griechen gern sanguinisch, aber sie hatten auch die Gabe von Phlegma und Melancholie, die zur Wissenschaft und zum ganzen Gefühl des Tragischen gehört, und man darf nur den Achilles sich vergegenwärtigen, um die Stärke des cholerischen Feuers zu erkennen. Auf der Grundlage dieser reinen Mischung ist ihre Begabung als allseitig und daher genial zu bezeichnen.

Alle griechischen Culturformen verkündeten die schöne Menschlichkeit. Die Tracht ließ das Haupt und die Beine frei, auch der ganze oder halbe Arm sah nackt aus dem Chiton. Das Himation nun, das über die linke Schulter geworfen, um den Rücken geschlagen, dann unter oder über den rechten Arm genommen wurde, so daß das Ende wieder über die linke Schulter fiel, und ähnlich die kürzere Chlamys war jenes ungenähte Stück wollenen Tuchs, dessen reicher Faltenwurf durch die Formen des Körpers motivirt diese durchblicken ließ, mit jeder Bewegung sich veränderte, nicht fertig genäht am Leibe hing, sondern getragen sein wollte, daher ein bewegtes, lebendiges, ein persönliches Kleid. Wie einfach und doch schwungvoll, wie edel ohne Ueberladung, wie lebendig ferner alle Geräthe, Waffen u. s. w. waren, weiß jeder, der antike Vasen, Lanzen, Candelaber, Küchen- und Tafelgeschirre, Helme, Schilde u. s. w. gesehen hat. Selbst die Löcher im Sieb hatten Zeichnung, das Gewicht an der Wage war ein Götterkopf u. dgl., die Theatermarke stellte ein niedlich geschnittenes Thierchen vor u. s. w. Denn dies ist eben das eigenthümlich Griechische, daß hier die Kunst in alles drang, daß die Erscheinung der Griechen in allen Sphären das Schöne ebensosehr hervorrief, als sie selbst schön war. In der Kriegsführung unterscheiden sich die Griechen schon nach Homer von den Asiaten: sie ziehen schweigend in gemessener Ordnung in die Schlacht, die Trojaner mit wildem Geschrei. Später entwickelt sich die Taktik bis zur berühmtem macedonischen Phalanx. Dabei bleibt aber die ganze Bewaffnung so, daß jeder Gebrauch der Waffe den ganzen lebendigen Mann braucht und die Schönheit und Kraft der Glieder zeigt. Auch der Pfeil, vermittelst dessen der Feigste und Schwächste den Tapfersten tödten kann, ist noch etwas ganz anderes, als das Feuergewehr, das sich durch den bloßen Druck des Fingers entlädt. Der Feldherr befiehlt nicht abstract; Alexander stürmt an der Spitze seiner Reiterei auf die feindlichen Massen. — Die Genüsse gaben jeden Taumel der Lust frei, und das Orgiastische der Orientalen war namentlich noch in den Dionysien sichtbar, aber die höchste Trunkenheit hielt noch das Band der Schönheit fest und gab selbst dem Wilden jenen Rhythmus, der als Takt

haltendes Maß auch die Wuth der Bacchantin beherrscht. Den Festen des losgelassenen Genusses treten aber die Feste der Thätigkeit, die gymnastischen, die berühmten Spiele zu Olympia u. s. w. zur Seite. Hier zeigte der Grieche dem Gott und dem Volke seine Kraft und Schönheit. Solche Spiele waren ein Gottesdienst, und dieser bestand überhaupt vorzüglich in Aufzügen, wo das Volk an seinem Reichthum, dem Adel seiner Stände, der Schönheit seiner Jünglinge und Jungfrauen, seiner Rosse und Rinder sich erfreute. Da war nicht dumpfes Brüten noch wilde Wollust; das düstere Geheimniß spielte an den Rand gedrängt in den Mysterien nebenher, das blutige Menschenopfer wurde weggeworfen, der Cult war heiter und sonnig wie das ganze Leben. Fr. Th. Vischer.

28. Italien und Scandinavien.

Italien wurde von unsern Vorfahren Walaholant oder Walahum, später Walhen, adjectivisch walhisc lant, Welschland genannt. Da jedoch in zu großer Unbestimmtheit dieser Ausdruck auch auf gallische Völker geht, von welchen er sogar hergenommen scheint, so wandte sich der Sprachgebrauch allmählich zu dem im Lande selbst herkömmlichen Namen Italia. Es ist, als weckte sein Wohllaut Verlangen zu dem Boden, der ihn führt. Wie sich Pflanzen nach der Mittagssonne drehen, Völker von Osten gegen Westen, von Norden gegen Süden wenden, begehrt, seit dem Drang der großen Wanderungen Einhalt gethan und die Sitte der frommen Romfahrten erstorben ist, der einzelne Mensch jetzt noch in diesen paradiesischen Landstrich einzuziehen und in der Fülle aller dort aufsteigenden Gefühle zu schwelgen.

Drei Gegenstände sind es, an denen sich in Italien ein offener Sinn laben kann: die Größe und Herrlichkeit der Natur, die reiche Geschichte des Landes, das Zeuge war so vielfacher in das Schicksal der Welt eingreifender Ereignisse, und die allenthalben auf ihm ausgestreuten Denkmäler der Kunst.

Ueber alles andere aber reicht die Macht der Natur, vor deren ewiger Jugend unsere Geschlechter hinsterben, und aus der die Kunst immer nur Stücke hernehmen kann, stolz oder zufrieden sie in ihr engeres Maß zu fassen. Doch den Menschen vermittelt des Künstlers oder Dichters schöpferischer Geist jene göttliche Natur im näheren Bilde.

Wer dem meeresumspülten Italien heutzutage entgegenreist, wird sich eine Küste ersehn, um an ihr rasch hingleitend wie durch Zauber alsbald auf entlegner Stelle zu landen, gewissermaßen im Besitz der Ferne zu sein, aus welcher ihn nachher langsamere Landwege wieder in seine Heimat führen. Ein über die Alpen bloß landaufwärts Vordringender sorgt immer nicht alles zu erlangen, und seine Lust schwächt sich an Zwischenaufenthalten; frisch von Genua aus selbst am römischen Gebiet sehnsüchtig vorübersegeln und Neapel erreichen, heißt zugleich auch sich Roms versichern, und die Lombardei darf man bei der Rückkehr, wie den Herbst nach verlebten Sommertagen viel ruhiger genießen; Staub giebt es auf der Heimreise doch genug zu schlucken, und die reine Wasserstraße ist, wie die alte Sitte

des Händewaschens vor dem Gastmahl, eine den Geschmack erhöhende Vorbereitung. Unter dem heiteren Himmel, der monatelang keinen Tropfen Regen fallen läßt, wird man drei schwüle Tage und drei kühlende Nächte recht der Wellen froh, deren bald blaue, bald grüne Flut weiß aufschäumt und die Sonnenstrahlen wie den Glanz des Monds und das Flimmern der Sterne, gleich als sprühe sie selbst von Funken, wiederspiegelt. Zur Seite aber folgt dem Schiffenden des Landes Rand mit seinen rein und scharf geschnittenen duftigen Bergen. Diese kühne Gestalt des Gebirgs rechne ich zu den höchsten Vorzügen Italiens und der Alpen; unsre meisten Berge in Deutschland haben runde, zu verschwommen abgestumpfte Formen, die mit träger Schwere ins Auge fallend sich dahin ziehen. Wie eines Weibes edler Wuchs in vollem Ebenmaß seiner Theile angekündigt und von dem ganzen Leib auf die Züge des Gesichts bis zu den im lächelnden Munde blinkenden Zähnen (ein Zeichen der höchsten Schönheit) geschlossen wird: so ist auch den italienischen Gegenden bei ihrem allgemeinen Reiz eine nie ausbleibende Fülle von Einzelnheiten eingeprägt, die ihren großartigen Eindruck bewähren. Zwar hat die glühende Sonne das bei uns lachendere Grün der Wiesen bald gesengt und ein dort stärker ausduftendes Laub der Bäume gebräunt; doch dies verleiht den schön geformten Eichen noch männlicheres Ansehn, und von ihnen sticht die fahle Farbe der Olivenwälder desto angenehmer ab; was aber ließe sich dem schlanken Aufschuß gekrönter Pinien vergleichen, die den Horizont säumen? Wenn Regen die lechzende Flur erquickt, fällt er großtropfig, nicht fein zersprützt und gemächlich nieder, und das Gewitter hat sich schnell entladen. Auf dem Gefilde sind Gärten und ungebautes Land oft nicht zu unterscheiden, gelbblumige Aloe zäunt mit ihrem scharfeckigten Blatt sichrer und schöner als Gitter und Mauer; unser Weinstock muß geschnitten an kleinen Stäben aufwachsen, deren Einförmigkeit den poetischen Rebhügeln steifes Ansehn ertheilt; dort schlingen sich Ranken der Weinbäume, die, in zwanglose Gruppen gestellt, sich mit schwerbeladnen Armen wie zum frohen Reigen anzufassen scheinen. Gärten stoßen an Wälder, und die Wälder haben die Art fortgesetzter Gärten.

Mit dieser Anmuth einer unerreichbaren Natur sucht nun auch das, was durch Menschenhände geschieht, im Einklang zu bleiben, sie nicht zu stören noch zu verderben. Auf den Heerstraßen laden gefüge Bänke den Wandersmann zum Ruhesitz, zierliche Brunnen zur Labung ein, Namen, die zu wissen nöthig ist, stehen mit schöner Majuskel an die Mauern geschrieben. Alle Städte zeigen sich wohl angelegt, alle Dörfer gefällig über das Land verbreitet; wenn auch nicht jedes Haus und Gebäude Forderungen eines reinen Geschmacks genügt, wird doch sichtbarer als anderswo ein Gesamteindruck bewahrt, der keine auffallende Beeinträchtigung leidet. In dem weitläuftigen Neapel sind mir tadelhaft entworfene Gebäude aufgefallen, es scheint dort noch ein spanischer Stil fortzuwirken, überhaupt ist die große Toledostraße weit hinter meiner voraus gefaßten Erwartung geblieben; ihr Gewühl, wenn sie rechte Breite hätte und mehr edle Paläste in sich schlösse, müßte ganz andere Wirkung hervorbringen, und doch in dieser Stadt, bei dem nahen Anblick des Meers, des rauchenden Vesuvs

und der mitten in sie reichenden Gebirge verstummt aller Tadel. Wer die Anhöhe von Camaldoli erstiegen und nach der Stadt, den Seen und dem Meer herabgeschaut hat, dem wird vielleicht im ganzen übrigen Europa kein Anblick gegönnt sein, der diesem nur in fernem Abstand zu vergleichen wäre. Gegen das tosende Neapel ist Rom Aufenthalt der feierlichen Ruhe, und alle Mannigfaltigkeit seines großen Inhalts, eben weil Natur, Kunst und Geschichte fast im Gleichgewicht stehn, läßt doch schnell zu erwünschter Besinnung und freier Auswahl gelangen.

Schon wenn man dieser stolzen Stadt, die nun 2600 Jahre zählt, auf der Via Appia näher kommt und die edlen Bogentrümmer großartiger Wasserleitungen erblickt, fühlt man sich im voraus für die alten Römer ungleich mehr eingenommen, als für die jüngeren. Ganz Rom bildet ungeheure Steinmassen, allenthalben in endloser Reihe strecken sich Mauern; es ist, als hätten die wieder geordneten und die im Schutt liegenden Steine ihre Geschichte und wären sich bewußt einer andern Bindung, die zusammengestürzt ist. Was würden sie erzählen, könnten sie reden! Wie gewaltig ragt noch immer das stehen gebliebene Alte aus den Kreisen hervor, die spätere Geschlechter dazwischen und an seine Stelle setzten. Die neuen bauen für ihr Treiben und wohnen kleinlich bequem, sind, wenn sie darüber hinauswollen, um den Stil verlegen und spielen nutzlos; die alten richteten ihre großen Werke zu ernsten Zwecken des Lebens auf, die wir nicht einmal nachahmen. In Rom geht nichts über den Anblick des Forum, wo man das Capitol hinter sich, das Colosseum vor sich hat; dagegen vermögen Engelsburg, Vatican, Peterskirche gar nicht aufzukommen; bei allem ihrem Aufwand zeigen sie nur die engere Schranke der neuen Welt. Die Peterskirche, an deren linker Seite der Vatican allzu dicht klebt, auf der Stelle erbaut, nach welcher die provenzalischen und altfranzösischen Dichter Rom überhaupt seltsam genug Neiron prat, Noiron pré, d. i. prata Neronis nennen, diese Kirche hat für einen durch die Säulengänge und auf den Stufen Emporsteigenden noch nichts Erhabenes; erst wenn er in ihre innere Halle getreten ist, füllt ihre Größe ihn mit Staunen, das sich aber nicht in ruhige Bewunderung aufzulösen vermag. Ich weiß wohl, welche berühmte Baumeister, unter denen Rafael und Michel Angelo sind, an ihr gearbeitet haben; es ist doch weder ein heidnischer noch ein christlicher Tempel, und ich glaube die vom Feuer verzehrte Paulskirche an der Stadt entgegengesetztem Ende, wenn sie wieder ganz wird hergestellt sein, muß weit größere Wirkung thun. Die Römer des Mittelalters scheinen sich gegen den vollen gothischen Stil, wie er in den Domen zu Köln und Mailand waltet, gewehrt und ihn nur mit vieler Einschränkung zugelassen zu haben. Die ältesten christlichen Kirchen waren nach der weltlichen Basilika der Heiden gestaltet, von deren überliefertem Gepräge, zugleich dem nahen Eindruck der classischen Bauten die römischen sich nicht losmachten, während der gothische Kirchenstil in freierem Schwung entfaltet, man darf es sagen, den Kunstwerken der Christen erst die rechte Weihe gab. Auch in dem meisten, was die Päpste sonst gebaut haben, herrscht leere Pracht und überladener Schmuck, ohne das Behagen der wahren Größe. Besser darauf verstanden sich die Florentiner königliche

Paläste aufsteigen zu lassen; aber unter allen Städten Italiens ist es Venedig, dessen wundervolle Gebäude nach dem eigenthümlichsten Maßstab des Mittelalters emporgewachsen sind und darum allermeist befriedigen. Man mag überhaupt sagen, daß unbestritten Rom die erste Stadt Italiens sei und bleibe und neben ihm Florenz die wohnlichste, zu langem Aufenthalt einladende, Neapel den zweiten Rang habe, aber Venedig den dritten.

Oft zwar sehen wir unter gleichem Himmelsstrich die verschiedensten Sitten und Gebräuche eingeführt, und keine Gegend vermag den eingewanderten Menschen umzuschaffen; dennoch muß in der Länge der Zeit sie großen Einfluß auf ihn ausüben, und ohne Zweifel hat auch der Italiener manche günstige Eigenschaften dem dauernden Wohnen seines Geschlechts in schöner und milder Natur zu danken. Alle Völker des heutigen Europas zusammengehalten, läßt sich nicht verkennen, daß dem Italiener die natürlichste und ungezwungenste Lebensart eigen ist. Schon seine Gebärden spielen frei und ungehindert, er sticht vortheilhaft ab gegen den gezierten, übertriebenen Franzosen, den feierlichen Spanier, den eingebildeten Engländer und unbeholfnen Deutschen. Es ist, als ob wir hinter den Alpen gesessenen der Mienen des Gesichts und der Bedeutsamkeit unserer Hände und Finger, deren Gesticulation des lebhaftesten Ausdrucks, einer stummen Sprache fähig wird, uns gleichsam schämten. Jeder Italiener weiß damit auf das angelegenste und ungezwungenste seine Rede zu unterstützen. Er besitzt mehr angebornen als erzognen Anstand und hat fast von selbst feines Geschick für das Rechte. Seine Kleidung, wo sie noch Volkstracht geblieben ist, wirft malerische Falten, und er braucht, wenn er andere zu besuchen geht, nicht erst sich zu schmücken, sondern erscheint, wie er den ganzen Tag sich zeigt, auch in Gesellschaften; dieser eine Zug verbürgt uns einen noch einfachen, unverstimmten Zustand. Man muß es angesehen haben, mit welcher zierlichen Gewandtheit die Stutzer das ausgezogene Wams auf dem äußersten Ende der einen Achsel zu tragen wissen, ohne daß es je zu Boden fällt. Kein anderes Volk hat zu öffentlichen Aufzügen, Umgängen, Tänzen und Vermummungen besseres Geschick als das italienische. Den schönsten Menschenschlag meine ich im Kirchenstaat und in einzelnen Theilen der Lombardei gesehen zu haben; der in Neapel und Toscana scheint ihm nachzustehn, und mit dem Vorzug der leiblichen Gestalt war, wie es meistentheils zu sein pflegt, gewöhnlich auch angenehmere Kleidung verbunden. Ueberall jedoch sind Männer und Frauen leutselig, gesprächig und unverlegen, einmal wie das andremal, während wir Deutsche im Umgang mit der Menge anfangs steif erscheinen und erst aufthauen müssen, ehe wir uns in sie hineinfinden können.

Zu diesem allen stimmt nun im höchsten Grade die ausnehmende Schönheit und Gelenkigkeit der italienischen Sprache, die zwar eine Menge lebendiger Volksdialekte neben sich erträgt, allenthalben aber als höhere, edle Schriftsprache gilt und gepflegt wird. Früher wohl, angezogen von dem männlichen Cervantes, hatte ich der spanischen einen Vorzug gegeben, den sie nicht behaupten kann, und jetzt steht meine Ueberzeugung fest, daß die italienische Sprache Königin aller romanischen, die reichste und wohl-

lautendste unter ihnen sei. In dieser letzten Eigenschaft gleicht sie der lateinischen, ihrer Mutter, welcher ich ebenso einen außerordentlichen Wohllaut, und höheren als selbst der griechischen zuerkennen muß, weshalb auch die Tochter der letzteren, die neugriechische, bei weitem nicht an den Wohllaut der italienischen reicht. Zugleich haben sich, wenn man das Gesamtvermögen der romanischen Sprachen erwägt, in der italienischen Flexion die meisten Formen, in der italienischen Syntax die behendesten Bewegungen offenbar erhalten. Aus solchem willig ertheilten und, wie ich glaube, gerechten Lob der Sprache folgt jedoch keineswegs, daß mit ihr auch das Höchste zugleich in der Poesie ausgerichtet worden sei, so Vieles und Herrliches ihr von frühe an gelang; zum Dichten ist keine Sprache ungeschickt, ja in ihrer Weise jede befähigt, und wie ein schönes Gefieder nicht immer die Vögel anzeigt, welche am reinsten und süßesten singen, scheint aus ärmeren Sprachen gleichsam zum Ersatz für ein ihnen versagtes reichgeschmücktes Gewand die Fülle der Poesie desto lauterer vorzubrechen.

* * *

Scandinavien führt diesen Namen von der Landschaft Schonen, sei es, daß auf sie die anfängliche Allgemeinheit des Ausdrucks zurück gegangen oder bereits aus ihr entwickelt war.

Wenn man über die Ostsee hinfährt, heben sich die Wellen matter als auf der mittelländischen; erst im Belt wird ihr Schlag heftiger, auch die Farbe des Meers zeigt sich nur grau; dennoch verliert das ungestüme Element nichts von seiner Erhabenheit. Alle Küsten, denen man naht, treten flacher entgegen, und die Vegetation erreicht nicht einmal den Trieb der deutschen, geschweige die Fülle der italienischen. Nur hat der Baumwuchs in Seeland und theilweise Schonen noch ausgezeichnete Schönheit; in Schweden, je weiter man vordringt, läßt er nach, Eiche oder Buche weichen der weißrindigen Birke und dem einförmigen Schwarzgrün des Nadelholzes. Die Natur wird einsam, ruhig, und die geringe Anzahl des Volks kann sie nicht beleben.

Schweden, das Land der langen, lichten Sommernächte, gefällt durch seine grünen Matten, in deren Gras unscheinbare Blumen haften, welche die Glut des südlichen Himmels erstickt. Sogar die braunroth angestrichnen, kleinen, aber reinlichen Häuser, deren rasenbelegtes Dach Halme und Gesträuch treibt, hinterlassen freundlichen Eindruck. Stockholms Lage, vom Mosabak herab geschaut, mahnt an Genua und Neapel; nur fehlen Duft und Glanz.

Soll ich in dem ernsten, aber regen Gesicht der Schweden einen Nationalzug angeben, so böte ihn die feine, edle Bildung der Nase dar, etwa wie sie bei Goethe herrscht, der, was sein Name andeutet und Ueberlieferung besagt, von gotländischen Vorfahren abstammen soll; ein dänischer Typus zeigt sich an oder zwischen den Augen. Rothwangige Däninnen sahen frischer, bleiche Schwedinnen zierlicher aus.

Nach Norwegen, dessen Gebirge großartig sein sollen, bin ich nicht gelangt, den äußersten Strich nordischer Zungen, Island, kenne ich nur aus Abbildungen.

Diese fernen, rührigen Isländer haben an Europa ihre Pflicht redlich abgetragen und der Welt und dem sinnenden Menschengeist weit größeren Vorschub geleistet, als das unter herrlichem Himmelsstrich gelegene Sardinien, das, seit unsere Zeitrechnung gilt, träg und unnütz dahin lebt. So wenig hängt die innere Thätigkeit unseres Geschlechts ganz von seiner äußeren Lage ab. Ohne Island und die Auswanderung der edelsten und kühnsten Norweger nach erstarrendem, aber freiem Boden würden beinahe alle nordischen Alterthümer untergegangen sein, wie uns ohne die Errungenschaft eines ausgestorbenen Brudervolkes, der Gothen, aller wahre Zusammenhang unserer Sprache unerkannt und räthselhaft geblieben wäre.

Für den deutschen Forscher ist Scandinavien klassischer Grund und Boden, wie Italien für jeden, der die Spuren der alten Römer verfolgt. Grabhügel und Runsteine ragen aus der Erde; mächtiger zieht noch die Sprache an, die vom Andrang fremder Wissenschft später als unsere deutsche berührt in vielen ihrer innersten Verhältnisse unangetasteter geblieben ist. Ein kaum begonnenes und noch lange fortzusetzendes Studium des nordischen, sowohl todten als lebendigen Sprachstandes wird uns über Tugenden und Mängel unseres eignen aufklären. Wenn nicht an Wortlaut, doch an Gedrungenheit und freier Wortstellung übertreffen sie uns, wie schon zwei kleine, aber bedeutsame Hebel, der angehängte Artikel und die günstige Passivform, statt unserer schleppenden Umschreibungen erwarten lassen. Im volleren Klang der Vocale und schärferen Gepräge der Formen steht aber das Schwedische über dem Dänischen, das sich allzu großer Blödigkeit und Abgeschliffenheit ergeben hat, dennoch damit bequem und anständig hauszuhalten weiß. Und wer möchte der dänischen Sprache, aus der eine strebsame und geistige Literatur emporgewachsen ist, einen ohne Zweifel auch gewisse Vortheile des Ausdrucks beeinträchtigenden Untergang wünschen oder weissagen? Die scandinavische Kraft würde durch Ausdehnung des schwedischen Sprachgebiets gewinnen, wie die deutsche durch Bezwingung des niederländischen Dialekts, dem gleichfalls manche Vorzüge vor dem hochdeutschen zuerkannt werden müssen, oder wie Frankreich, indem es dem provenzalischen Dialekt das Recht der Schriftsprache entzog, an Fleisch und Blut gestärkt wurde. Jedes Emporheben des Ganzen gefährdet die Eigenheit des Einzelnen, und kein Sieg ist ohne Verlust bereit.

Die weiteren nordischen Landstrecken haben dem Protestantismus von Beginn an sich unterworfen und, ungespalten, fast nichts von der unseligen Verwirrung erfahren, die uns in Deutschland begegnet, oder die in England ein nicht völlig ausgetilgtes celtisches Element anschürt und hegt. Doch sind der Kirchenverfassung zumal in Schweden aus katholischer Zeit einige Bräuche geblieben, die nur auf den ersten Anblick, bald aber so wenig stören, als die äußere Form der alten Kirchen den Protestanten zuwider ist.

An keiner neueren Geschichte haftet unser Herz von Jugend auf wie an der schwedischen. Die Dänen haben bloß ihren Waldemar, der uns aber schon zu ferne rückt; doch welche Macht üben die Namen Gustav

Wasa, Gustav Adolf und Karl der Zwölfte über die Gemüther aus! Wasa, der als Jüngling sein Vaterland, Gustav Adolf, der Deutschland rettete, Karl, dessen Thaten wie ein dichterisches Abenteuer mitten in die prosaische Wirklichkeit seines Zeitalters eintreten. Wider Gustav Adolf haben sich neuere Schriftsteller, und ich erröthe darüber es zu sagen, deutsche aufgeworfen: sie schelten ihn einen Eroberer, der es auf die deutsche Verfassung abgesehen habe. Die Wahrheit ist, daß auch mit dem halben Werk, das der Held, mitten im Siegeslauf hingerafft, vollbrachte, er die deutsche Freiheit aufrecht erhalten hat, die ohne ihn, soweit Menschenaugen sehen können, preisgegeben war. Des Siegers Zeichen ist aber erobern, und über Gustav als deutschen König hätten eher Schweden als Deutsche zu klagen gehabt, die seines Reiches Mittelpunkt gebildet haben würden; welche Folgen wären daraus für den evangelischen Glauben, wie für die Welt hervorgegangen! Mutterhalb war sein Blut schon ein deutsches, und war er nicht deutscher als der in Spanien geborene Karl der Fünfte? Nur Eroberungen haben das Glück wie das Unglück der Weltgeschichte mit sich geführt, und aufgestiegen ist keine Macht, als die emporstrebende.

Nähe und Verwandtschaften erklären es, warum Deutschland vielfach auf Scandinavien einwirkte, und nach dem Wechsel der Zeiten hat die dortige Eigenthümlichkeit sich davon angezogen oder beleidigt gefunden. Noch heute wird ein deutscher Gast in keinem andern Lande, selbst Holland und England nicht ausgenommen, so brüderlich und herzlich empfangen, als in Dänemark, Norwegen und Schweden. Sitten und Bräuche sind von unseren wenig verschieden, man lebt wie unter seinesgleichen und wird vollständig verstanden. Von einer Bitterkeit, die in diesem Augenblick gerade unter Dänen gegen Deutsche obwalten soll, hatte ich nichts zu gewahren; auch scheint sie mir desto ungerechter, als die Dänen über ihre Grenze hinaus Deutsche beeinträchtigt haben, nie von Deutschen beeinträchtigt worden sind. Noch für seinen letzten großen Verlust empfing Dänemark mit schreiendem Unrecht ein deutsches Stück; denn an jenem trugen wir Deutsche keine Schuld. Und darf der Fortbestand des widernatürlichen Sundzolls deutsches Gefühl nicht versehren? Was sie selbst an Marokko zu zahlen müde sind, warum wollen wir fortfahren es den Dänen zu entrichten? Die Zeiten sind geschwunden, da Dänemark über Schonen, Blekingen, Halland, Gothland, einen Theil von Livland gebot, und edle Dänen erkennen, daß ihr Reich an Norwegen verblutet; aber an deutschen Stämmen soll es sich nicht erholen, und nie werden diese ihrer Mutter ungetreu werden.

Unter den nordischen Völkern sind Wissenschaft und Kunst nicht anders als auf deutschem Fuß gefördert, und wenn unsere Einwirkung dort größer scheint, als die französische bei uns, ist das naturgemäß. Namen wie Linnaeus, Berzelius, Thorwaldsen reichen über ganz Europa; nicht so mächtig ist der Gesang schwedischer und dänischer Dichter, doch er beglückt und erfüllt ihr Land.

Diese Nordländer sind ruhig und gemessen, aber in alle Tiefen des menschlichen Geistes einzugehen fähig und geneigt. Wenn ich über den Malare fuhr, saßen die Leute still und spielten mit den Fingern; ein

Nachen, der zehn Italiener faßte, würde von ausgelassenem Geschrei wimmeln. Man könnte mit einem Italiener alles, was sich auf der Fläche oder in gewisser Höhe hielte, anmuthig verhandeln und durch die Feinheit seiner sinnigen Art ergötzt werden, doch weiter hinaus würde eine Schranke vortreten, über die ihn Rückhalt und Angewöhnung nicht kommen lassen. Im Süden verfließt das gewöhnliche Leben mit Lust und Gemach, dem ernsten Norden traue ich dafür innere Blicke und Freuden zu, von welchen dort vielleicht keine Ahnung ist. J. Grimm.

29. Oberitalien.

Die fast wagerechte Ebene zu beiden Seiten des Po ist der einzige Theil Oberitaliens, den die Natur selbst als ein größeres Ganzes bezeichnet hat, wenn sie auch von Menschen seit langer Zeit in mehrere, früher sogar in viele Staaten von ziemlich verschiedenen Verhältnissen zertheilt worden ist. Eine fast in allen Theilen des Pothales gleich üppige Fruchtbarkeit, welche durch die Wassermassen, die dasselbe von allen Richtungen her durchströmen, erzeugt und erhalten wird, hat schon früh demselben den Beinamen des italienischen Paradieses verschafft. Bedeutend sind besonders die Nebenflüsse des linken Poufers, die alle aus Alpenthälern, zum Theil aus Landseen entströmen, deren Umgebungen zu den reizendsten und fruchtbarsten Landschaften Europas gehören und wegen der zwischen den Bergen concentrirten Sonnenhitze und der nach Norden durch die Alpen geschützten Lage ein bei weitem südlicheres Klima haben als die Ebenen, welche zunächst den Po umgeben.

Da der Po bis weit in das Land hinein schiffbar ist, so belebt er nicht bloß die Fluren, sondern auch menschliche Betriebsamkeit, und durch die Vorkehrungen und Bauwerke, welche seine große Wassermasse und sein schneller Fall nothwendig machen, muß er schon sehr früh die anwohnenden Völker zu bedeutenderen Kraft- und Geistes-Anstrengungen gezwungen haben. Obgleich er eine Gegend durchströmt, die durch ihre ganze Gestalt sich als ein geographisches Ganzes ankündigt, berührt er doch, von seinen Quellen am Monte Viso an bis zum Meere, Landschaften von mannigfach nuancirtem Charakter: wilde Gebirgsgegenden in den Alpen auf der einen Seite, und auf der anderen Niederungen am Meere, die sich über dieses fast gar nicht erheben und durch ihren Anblick an die Niederlande erinnern. Während der Anwohner seiner Quellen mit der Kargheit des Bodens kämpft und Lawinen fürchtet, sieht der Anwohner seiner Mündungen zu gewissen Jahreszeiten weit und breit die Umgegend unter Wasser gesetzt, über welches nur die Bäume mit ihren Kronen emporragen und die Ortschaften, welche auf künstlich erhöhtem Boden angelegt sind.

An das Pothal schließen sich als Nebenlandschaften: der schmale Streifen Landes zwischen dem Apennin und dem adriatischen Meere bis nach Ancona hin, und ein etwas breiterer zwischen den Alpen und demselben Meere bis in die Gegend von Aquileja.

Für die Geschichte gliedert sich das so bezeichnete nördliche Italien zunächst in drei, ihrem Charakter nach verschiedene Theile.

1) Das obere Pothal, zwischen dem Montferrat, den Seealpen und den cottischen Alpen; woran sich das Thal der Dora nebst einigen anderen kleineren Nebenthälern anschließt.

Daß diese Landschaft beinahe nach allen Seiten hin mit Bergen umschlossen, daß sie namentlich nach Westen und Norden von den höchsten Alpenreihen begrenzt ist, hat ihr auch politisch ein sehr bestimmtes Gepräge ertheilt. Der Handel dieser Gegenden, der in neuerer Zeit besonders nach der Schweiz, nach Frankreich und nach Genua hin gerichtet ist, war, so lange die Wege ungebahnter, die Straßen unsicherer waren, sehr beschränkt; der östlicher gelegenen Lombardei, wohin eine leichtere Communication stattfand, hatte die bezeichnete Gegend nur dieselben Erzeugnisse zu bieten, die damals die Lombardei auch hervorbrachte; der Handel konnte also hier wenigstens nicht, wie in dem größten Theile des übrigen Oberitaliens, alle Verhältnisse durchdringen. der Geldreichthum gewann hier nie in dem Grade die Oberherrschaft über den Güterbesitz, wie in Mailand und Genua; es wurde das Landeigenthum der adeligen Familien hier nicht so versplittert, wie es im eilften und zwölften Jahrhunderte schon, in den östlicheren Nachbarstaaten der Fall war, und auch später bis zur französischen Revolution ist der politische Charakter Piemonts der eines Lehnstaates geblieben. In der neuesten Zeit zeigt sich diese früh gegebene Grundlage der Verhältnisse auch noch in einem großartigeren Betreiben der Landwirthschaft, deren Zuschnitt im übrigen Italien, wenn auch im Ganzen dem Klima und dem Boden angemessen, doch zu wenig mit dem in anderen Ländern gleichmäßig fortgebildet worden ist, um unbedingten Beifall erhalten zu können.

Die großen Grundeigenthümer, der Adel hat also in Piemont bei weitem länger und vollständiger sein Ansehen und seine Rechte behauptet, und im Verhältniß zu der ganz städtisch und demokratisch sich bildenden Lombardei erscheint die Landschaft, welche bisher den Hauptbestandtheil der sardinischen Monarchie ausmachte, als eine aristokratische, wie im alten Griechenland das rossenährende Thessalien. Vermöge dieser Eigenschaft, sowie seiner geographischen Lage nach, kann Piemont und das Leben in demselben als eine Uebergangsbildung von italienischer zu älterer französischer Gestaltung des Lebens betrachtet werden.

2) Das untere Pothal, die Gegenden, welche nördlich und südlich den Po berühren, von Piemont bis zur Etsch und zum Rheno.

Während die westlichen und nordwestlichen Grenzländer Oberitaliens die Waaren des Orients und Südens weit leichter durch die Provence als durch Piemont erhielten, war hingegen für Deutschland lange Zeit der fast einzige Weg die Lombardei, und dies bestimmte den Charakter der so eben bezeichneten Landschaft. In der früheren Zeit des Mittelalters bis gegen das Ende des neunten Jahrhunderts war das heutige Ungarn unter der Herrschaft eines, wenn nicht friedlichen, doch Handel und Gewerben nicht abgeneigten Volkes, der Avaren, und diese hatten den Verkehr Deutschlands mit Byzanz, also mit dem Orient, in Händen. Als

dann aber die rohen Magyaren dieses Land in Besitz nahmen, schwand für lange Zeit die Möglichkeit friedlichen Verkehrs auf diesem Wege, und der Handel mit dem Orient suchte sich eine andere Straße; er ging von dieser Zeit an vorzugsweise durch die Lombardei. Die politische Verbindung des Frankenreiches mit Italien hatte damals schon mehrere große Straßen durch die Alpen, besonders die eine durch Tyrol nach Verona und die andere durch die Schweiz nach dem Comersee und Mailand eröffnet, oder diese waren vielmehr noch seit der Römerzeit fortwährend gangbar geblieben. Der Handel, bürgerliche Betriebsamkeit erhielten also in diesen Gegenden schon früh einen großen Aufschwung und bald hernach in dem Maße die Herrschaft, daß sie alle übrigen Verhältnisse bestimmten.

Mailand, in der Mitte zwischen Pavia, der früheren Hauptstadt des Landes, und Como gelegen, besiegte zuerst jene, die ihre Bedeutung ihrer militärisch wichtigen Lage verdankte, auf friedlichem Wege dadurch, daß es dieselbe im Handel in einer Zeit überflügelte, wo von diesem in der Lombardei alles abhing; sodann auch Como, das Mailand ein ähnliches Schicksal zu bereiten drohte, nach langen Fehden mit den Waffen in der Hand.

Alles, was in der Lombardei gegen die städtische, bürgerliche Herrschaft und Bildung war, schloß sich an diese von den Mailändern feindlich behandelten Städte Como und Pavia an; die Richtung aber, welche von natürlichen Verhältnissen begünstiget ward, und deren sich aus anderen Gründen der Papst annahm, die sogenannte guelfische, erhielt den Sieg über die mehr monarchische, bei den Deutschen Hülfe suchende, kaiserliche oder ghibellinische Partei Comos und Pavias.

Die Lombardei ist demnach die Landschaft republikanischer Bildung, städtischer Verhältnisse, und ihrem Schicksal und ihren Verhältnissen schlossen sich auch, obwohl von geringerer Bedeutung, die auf dem rechten Pouser gelegenen Städte des oben bezeichneten Territoriums an.

3) Die Mündungen des Po, die Lagunen und Inseln Venetiens.

Venedig liegt im adriatischen Meerbusen, gewissermaßen ein Riesenschiff in einem riesigen Hafen vor Anker. Seine engen Straßen, die dadurch, daß sie bloß für Menschen bestimmt sind, daß nie weder Wagen noch Lastvieh darin gesehen werden, ein gewisses Ansehen von Häuslichkeit bekommen, als seien es nur Gänge desselben Gebäudes, lassen sich ohne Zwang dem inneren Raume eines Schiffes vergleichen, in welchem der herrliche Marcusplatz als Saal, die Riva d' Schiavoni als Verdeck erscheinen. Vom hohen Glockenthurme, des Schiffes würdigem Hauptmast, aus gesehen, erscheinen die anderen entfernteren Inseln in den Lagunen nur als Bote und Schaluppen, die zum Dienste des großen Fahrzeuges bestimmt sind.

Die ganz eigenthümliche Lage Venedigs machte eine ganz eigenthümliche Verfassung nöthig. Venedig hängt von Weltverhältnissen ab; es hat keinen eigenen Grund und Boden für ein großartigeres Leben; es ist durch Weltverhältnisse erhoben, es ist durch Weltverhältnisse zu Grunde gerichtet

worden. Hier mußte also, sowie sich die eigenthümliche Stellung des Staates mehr entwickelte, eine Herrschaft strengen Verstandes entstehen, eine Herrschaft der Berechnung von Verhältnissen und der härtesten Consequenz. Diese kalte, verständige Weise zu denken und zu sein ist nie Sache des Volkes; sie setzt, da ihr das natürliche Gefühl immer entgegenarbeiten und sie auch in dem Einzelnen, der ihr folgt, tadeln wird, sie setzt eine Kraft, eine Erstarkung des Menschen nach einer einzelnen Seite hin voraus, wie sie nie unter der Menge gefunden werden kann.

Hier mußte also nothwendig eine Aristokratie und eine strengherrschende Aristokratie entstehen; wie auf einem Schiffe die Officiere unbedingt über das Schiffsvolk gebieten, so diese Aristokratie des Verstandes über das venetianische Volk. Aristokratieen, welche auf Grundeigenthum basirt sind, sind sonst die Halte und Schützer gemüthlichen Daseins; die venetianische Aristokratie trägt einen von jenen grundverschiedenen Charakter; das Volk muß dienen und der Adel herrschen, und damit dies geschehen könne, damit dies durchgeführt werden könne, werden absichtlich alle gemüthlichen Beziehungen mit Füßen getreten; der Adel sieht es gern, wenn die einzelnen Glieder seines Standes ein ausschweifendes Leben führen und sich von aller Häuslichkeit abwenden; sie werden dadurch freier von der Herrschaft des Gefühls und der Pietät gegen Private, sie kennen am Ende nur noch ein Interesse — Venedigs Größe. Auch im Volke ist eine Kraft im Leben, im Thun, welche ein Hingeben an das Gefühl ganz aufhebt.

Venedig, kann man im Allgemeinen aussprechen, hat nur Venedig hervorgebracht: seine Gelehrten nehmen fast nur Venedig zum Gegenstand ihrer Forschungen, seine Künstler besingen Venedig, malen, bilden Venedigs Helden oder unterhalten das Volk von Venedig; Venedig hat nur ein Streben und nur ein Werk erzeugt, das ist: es selbst und seine Blüte. Sowie die Venetianer dies vergessen haben, daß sie ohne eine fürchterliche Strenge und Kraft des Verstandes, der mit menschlichen Gefühlen nur zu seiner Unterhaltung in Verein tritt, der von ihrer Herrschaft so frei ist, daß er mit ihnen spielen kann, — daß sie ohne einen solchen Halt unter den Verhältnissen begraben werden müßten, sind sie auch wirklich begraben worden. Venedig hat der Welt ein Beispiel gegeben, daß ein Staat ganz ohne jene Privatsittlichkeit (wenn ich mich dieses Wortes bedienen darf) des Einzelnen bestehen und sogar geistig groß sein könne, wenn er nur das Interesse für das Allgemeine so lebendig zu erhalten weiß, daß jeder diesem Allgemeinen gern seine besondere Umgebung aufopfert; dies Beispiel konnte es aber nur geben, indem es der Aufopferungsfähigkeit des Einzelnen zu Hülfe kam und es wenigstens nicht verhinderte, wenn die Bande der Familien und aller kleineren Kreise der Gesellschaft geschwächt, zerrissen, mit Füßen getreten wurden.

Wenn Venedig auf dem festen Lande Italiens Herrschaft errungen hat, so war dies fast nur eine Herrschaft, soweit seine Kanonen reichten; wie ein Schiff des Zutritts zum nächsten Ufer bedarf, um dort Wasser und andere Bedürfnisse zu holen, so mußte Venedig auch den nächstgelegenen Ufersaum und seine Herrschaft 'zu bekommen suchen; als es über

diese natürliche Forderung hinausging, als sein Adel zum Landadel ward und mehr Sorgfalt auf Erwerb und Ansiedelung auf dem festen Lande als auf die Wahrnehmung allgemeiner Verhältnisse wandte, da hörte der alte Geist des Adels auf, und Venedig sank schwach in sich zusammen, weil es seine Natur verkannt hatte. H. Leo.

30. Rügen.

Ein merkwürdiges Beispiel der von einer höheren Einheit zusammengehaltenen Besonderung des norddeutschen Volksthums bietet die Insel Rügen. Betrachtet man den Umriß der Insel auf der Landkarte, diese spinnenartig ausgespreizte Zusammensetzung von Vorgebirgen, Halbinseln und Landzungen, deren Kern selbst wieder von Binnenseen durchlöchert ist, dann sollte man glauben, hier könne nur ein bis zur Zerrissenheit individualisirtes Volksthum seinen Sitz haben. Wirklich tritt auch die entschiedene Anlage zu dieser Zersplitterung überall hervor. Und doch ist der Volkscharakter dieser Insulaner zugleich wieder in den Hauptzügen aufs straffste zusammengehalten und in sich abgeschlossen. Die doppelseitige Natur macht das Eiland zu einem ethnologischen Beobachtungspunkte, der wohl ohnegleichen in Deutschland ist.

Die Bewohner Rügens sind geographisch so streng gegliedert, daß sie in der gemeinen Redeweise ihre Insel gar nicht einmal als ein einheitliches Ganze gelten lassen. Von der Halbinsel „Wittow," „Jasmund," „Mönchgut," „Zudar," spricht man hier, als ob das lauter selbständige Länder seien. Rügen ist nur die Bezeichnung für einen kleinen Theil, und wollte man den Namen für die ganze Insel gebrauchen, so würde der gemeine Mann aus dieser geographischen Abstraction so wenig klug werden, wie andere Leute aus der Abstraction eines Gesamtdeutschlands.

Der Verkehr zwischen den einzelnen Halbinseln ist erstaunlich gering, und auf den beiden verbindenden großen Isthmen, der „Schabe" und der „smalen Heide," hört fast alle Cultur auf. Man kann hier den ganzen Tag auf sogenannten Straßen bis über die Knöchel im Dünensand und Geröll waten, ohne einer sterblichen Seele zu begegnen. Wie in den Hochalpen ein Felsrücken, ein Gletscher zwei nachbarliche Thäler gleich zwei fernen Welten von einander abschneidet, so halten hier die Landengen die selbständigen Gestaltungen des Volkslebens aus einander. Jede Halbinsel hat ihre besondere Schattierung des Dialekts, Mönchgut namentlich seine ganz eigenthümliche Sprache. Hier herrscht auch eine besondere Volkstracht, während sich sonst überall an der Ostsee bei dem außerdem so zäh beharrenden Volke nur kümmerliche Reste der alten Trachten erhalten haben. Die Leute in diesem Lande haben wenig Sinn für künstlerische Formen und Farben. Frisia non cantat, sagt man auch auf der andern Seite der schleswig-dänischen Landzunge. Charakteristisch für den farb- und klanglosen Norden ist bei der Fischertracht auf Mönchgut, daß das Auszeichnende beim Kleide der Männer nur im Schnitt, nicht in der Farbe liegt, die als ein abscheuliches Gemisch von Schmutzgrau und Theerbraun sich darstellt. Nur die Frauen tragen noch derbe, reine Farben an Rock

und Mieder. Die Mönchguter haben anderes Herkommen als die Leute von Jasmund, von Wittow. So herrscht überall das eigensinnigste Sonderthum, aber das Volksleben fällt darum noch nicht aus einander. Das würde nur dann möglich gewesen sein, wenn dieses so reich individualisirte Land nicht eine Insel wäre und zwar eine Insel im Meer.

Was dieser bunte, unruhige Wechsel von Berg und Thal, Feld und Wald, Heideland, Dünenland, Sumpfland, Felsland in der Natur der Eingeborenen zersplittern mochte, das hielt das ringsum flutende Meer wieder mit starkem Arm zusammen. Das Meer ist die oberste social erhaltende Macht für Rügen. Im Großen wiederholt sich dieselbe Erscheinung bei den britischen Inseln. Das Meer hält Norddeutschland zusammen wie die Hochgebirge den deutschen Süden. Auf dem festen Boden sind die Interessen der Küstenbewohner mannigfach gestuft und gekreuzt, auf der See sind sie gleichartig. Die See erzeugt hier jene Einseitigkeit, die eine wesentliche Vorbedingung alles Genies ist, beim Einzelnen wie bei einer Volkspersönlichkeit.

Man sieht das an dem kleinen Bilde Rügens gar deutlich. Der Ausfall des Heringsfanges ist eine „brennende Frage" für die ganze Insel. Kommen im Frühjahre die Heringe in zahllosen Schaaren angeschwommen, dann sind die Leute auf Rügen fürs ganze Jahr lustig, wie die Weinbauern nach einem guten Herbst. Beide beten um volle Fässer, und das volle Heringsfaß läßt sich mit Sicherheit so wenig prophezeien, wie das volle Weinfaß. Die rügensche Chronologie zählt nach guten Heringsjahrgängen, wie die rheingauische nach guten Weinjahrgängen. Aber die Olympiaden der guten Heringsjahre sind glücklicherweise nicht so lang wie die Olympiaden der guten Weinjahre. Selbst der Bauer auf Rügen, der keinen Fischfang treibt, ist wenigstens stolz darauf, eine Tonne „selbsteingemachter" Heringe, die er „grün" angekauft, im Hause zu haben, und setzt sie dem Fremden mit den nämlichen selbstgefälligen Randbemerkungen vor, wie der Weinbauer seinen Haustrunk als eigenes Wachsthum.

Die ganze Art der Bildung, der Stoff des Wissens, ist bei diesen Küstenbewohnern bedingt durch das Meer. Ein rügenscher Bauer weiß sich in der Regel auf einer Landkarte ganz gut zurecht zu finden. Am Meere fehlt auch dem gemeinen Manne selten einige Anschauung von den gewöhnlichsten geographischen Hülfsmitteln. Ueberdies braucht der Rügener nur auf den „Rugard," das „Pehrd" oder die Höhenpunkte der „Granitz" zu steigen, so hat er seine Insel gleich im Original als Landkarte vor sich liegen. Zieht dagegen bei abgelegenen süddeutschen Bauern der Wanderer eine Karte aus der Tasche, so kann er noch in den Verdacht gerathen ein Hexenmeister zu sein, oder ein Beamter, der die Grund- und Hypothekenbücher nachzusehen komme. Von der Bedeutung einer Karte als Reisehülfsmittel haben diese Leute noch keinen Begriff. Die Rügener erschrecken auch nicht, wenn man ein Fernrohr ans Auge setzt, denn sie halten das Ding nicht, wie so oft unsere binnenländischen Bauern, für eine Schießwaffe. Daraus aber zu schließen, daß dieses Inselvolk gebildeter sei, als das binnenländische, wäre sehr verkehrt. Er besitzt nur eine Bildung anderer Art.

Dem Küstenbewohner wird seine Intelligenz gleichsam vom Meere an den Strand geworfen: das Meer macht ihn zum Genie der Volkspersönlichkeit, aber nur, weil es ihn zur Einseitigkeit zwingt. Die Thierfabel der Rügener spielt unter den Wasserthieren, wie die Thierfabel der Binnenlandsbewohner unter den Thieren des Waldes. Die Flunder z. B., ein kleiner, plattgedrückter, possierlicher Fisch mit zur Seite gezogenem, aufgeworfenem Maul, ist den Rügener Fischern der hohle Renommist in der Fischgesellschaft. Als die Flunder den ersten Hering sah, zog sie ein schiefes Maul und sagte hochmüthig-spöttisch: „Ist der Hering auch ein Fisch?" Da blieb ihr zum Wahrzeichen ihres Hochmuths für alle Zeiten das Maul schief stehen.

Selbst die Poesie des volksthümlichen Sagenschatzes hat hier ihre lautersten Heiligthümer in die Tiefe des Meeres versenkt. Der Nibelungenhort dieser Ostsee-Insulaner ist Vineta, die versunkene Stadt an der Küste von Usedom, das Traumbild unter den goldglitzernden Wasserwogen. Wisby auf Gothland, die märchenhafte Trümmerstadt, das scandinavische Pompeji, ist gleichsam ein über den Wellen stehen gebliebenes Vineta. Auf Arcona, der am weitesten in die offene See vorgeschobenen rügenschen Inselspitze, stand der Tempel Svantevits, des großen Slavengottes. Der Punkt, wo das Meer, das „alte, ewige, heilige Meer," ringsum brandet, wo die schmale Spitze Landes dem, der lange sinnend über die Flut hinausschaut, unter den Füßen schwindet, daß er mitten in den Wogen zu stehen vermeint — dieser Punkt und kein anderer mußte das Mekka der Insel sein. Saxo Grammaticus beschreibt den vierköpfigen Götzen Svantevit. Die Gesichtszüge waren ernst und tiefsinnig, der Bart herabhängend, die Haare nach Art der Wenden gescheitelt. Das gestrählt herabhängende Haar zeichnet noch heute die Fischer auf Rügen aus. Statt die Haare aus der Stirn zu streichen, lassen sie dieselben niederfallen, wie man wohl bei Meergöttern die Blätter des Schilfkranzes über die Stirne niederhängend malt. Die Sitte ist wiederum, wie fast alles auf dieser Insel, vom Meere bestimmt; Wasser und Wind sind die einzigen Haarkräusler dieser Leute.

Der ganze Entwickelungsproceß von Rügen ruht gleichsam auf einem fortwährend ausgebeuteten Strandrecht. Nicht bloß „Bildung" wirft den Küstenbewohnern die See aus, nicht bloß Muscheln und verwesenden Seetang, den die Bauern zu wirthschaftlichen Zwecken heimfahren, nicht bloß Quallen und vornehme Badegäste, auch die Granitblöcke, mit denen die Kirchen untergründet, die Landstraßen unterbaut sind, wurden in einem großen Weltschiffbruch auf dieses Land geschleudert. Die räthselhaften erratischen Blöcke aus den scandinavischen Gebirgen liegen auf Rügen noch in ungezählter Menge, obgleich doch schon Jahrhunderte an diesem gefundenen Capitale gezehrt haben. Sie sind vielfach so groß, daß man sie mit Pulver sprengen muß, um die Bruchstücke zur weiteren Benutzung fortzuschaffen. Höchst eigenthümlich nehmen sich diese Granitsteine an den Untermauern und Sockeln der zahlreichen gothischen Kirchen der Ostseeländer aus. In bunter Farbenmischung, grün, grau, roth durcheinander, sind die verschiedenartigen formlosen Steintrümmer zu einem cyclopischen Bau

zusammengesetzt, wie sie gerade eine Sündflut von den Wracks der verschiedensten Urgebirgsfelsen abgerissen hat. In scharfem Gegensatz erhebt sich dann darüber der Oberbau aus gleichgeformten, gleichfarbigen Backsteinen. So sind auch auf Rügen die mannigfaltigsten Steinbrocken, wie man sie nur aus Dutzenden von Steinbrüchen zusammentragen könnte, zu buntscheckigen trockenen Gartenmauern aufgeschichtet, während überhängende Dornbüsche diese Granitmusterkarte malerisch bekrönen. Man muß eine von den pommerischen, auf Granit gebauten Landstraßen, die gleich den norwegischen fast wie aus Eisen gegossen sind, einmal einen Tagemarsch unter den Füßen gehabt haben, um in dem brennenden Schmerz der Sohlen, für welche die granitene Festigkeit des Guten zu viel ist, eindringlich belehrt zu werden, welch königliches Geschenk das Meer dem steinlosen Flachland mit diesen gestrandeten Steinblöcken gemacht hat. So muß das Strandrecht den Ostseevölkern wohl als das erste Naturrecht erschienen sein, und es ist kein Wunder, daß sie sich angesichts ihrer Kirchen, ihrer Straßen, ihrer Gartenmauern, so schwer von seiner Unmenschlichkeit überzeugen konnten.

W. H. Riehl.

31. Die südamerikanische Steppe.

(Die Llanos.)

Am Fuße des hohen Granitrückens, welcher im Jugendalter unseres Planeten, bei Bildung des antillischen Meerbusens, dem Einbruch der Wasser getrotzt hat, beginnt eine weite, unabsehbare Ebene. Wenn man die Bergthäler von Caracas und den inselreichen See Tacarigua, in dem die nahen Pisang-Stämme sich spiegeln; wenn man die Fluren, welche mit dem zarten und lichten Grün des tahitischen Zuckerschilfes prangen, oder den ernsten Schatten der Cacao-Gebüsche zurückläßt: so ruht der Blick im Süden auf Steppen, die scheinbar ansteigend, in schwindender Ferne den Horizont begrenzen.

Aus der üppigen Fülle des organischen Lebens tritt der Wanderer betroffen an den öden Rand einer baumlosen, pflanzenarmen Wüste. Kein Hügel, keine Klippe erhebt sich inselförmig in dem unermeßlichen Raume. Nur hier und dort liegen gebrochene Flötzschichten von zweihundert Quadratmeilen Oberfläche, bemerkbar höher als die angrenzenden Theile. Bänke nennen die Eingebornen diese Erscheinung, gleichsam ahnungsvoll durch die Sprache den alten Zustand der Dinge bezeichnend, da jene Erhöhungen Untiefen, die Steppen selbst aber der Boden eines großen Mittelmeeres waren.

Noch gegenwärtig ruft oft nächtliche Täuschung diese Bilder der Vorzeit zurück. Wenn im raschen Aufsteigen und Niedersinken die leitenden Gestirne den Saum der Ebene erleuchten, oder wenn sie zitternd ihr Bild verdoppeln in der untern Schicht der wogenden Dünste, glaubt man den küstenlosen Ocean vor sich zu sehen. Wie dieser, erfüllt die Steppe das Gemüth mit dem Gefühl der Unendlichkeit, und durch dies Gefühl, wie den sinnlichen Eindrücken des Raumes sich entwindend, mit geistigen Anregungen höherer Ordnung. Aber freundlich zugleich ist der Anblick des

klaren Meeresspiegels, in welchem die leichtbewegliche, sanft aufschäumende Welle sich kräuselt; todt und starr liegt die Steppe hingestreckt, wie die nackte Felsrinde eines verödeten Planeten.

Von der Küstenkette von Caracas erstreckt sich die Steppe bis zu den Wäldern der Guyana; von den Schneebergen von Merida, an deren Abhange der Natrum-See Urao ein Gegenstand des religiösen Aberglaubens der Eingebornen ist, bis zu dem großen Delta, welches der Orinoco an seiner Mündung bildet. Südwestlich zieht sie sich, gleich einem Meeresarme, jenseits der Ufer des Meta und Vichada bis zu den unbesuchten Quellen des Guaviara und bis zu dem einsamen Gebirgsstock hin, welchen spanische Kriegsvölker, im Spiel ihrer regsamen Phantasie, den Paramo de la Suma Paz, gleichsam den schönen Sitz des ewigen Friedens, nannten.

Diese Steppe nimmt einen Raum von 16000 Quadratmeilen ein. Aus geographischer Unkunde hat man sie oft in gleicher Breite als ununterbrochen bis an die Magalhaensische Meeresenge fortlaufend geschildert, nicht eingedenk der waldigen Ebene des Amazonenflusses, welche gegen Norden und Süden von den Grassteppen des Apure und des La Plata-Stromes begrenzt wird. Die Andeskette von Cochabamba und die brasilianische Berggruppe senden, zwischen der Provinz Chiquitos und der Landenge von Villabella, einzelne Bergjoche sich entgegen. Eine schmale Ebene vereinigte die Hyläa des Amazonenflusses mit den Pampas von Buenos Ayres. Letztere übertreffen die Llanos von Venezuela dreimal an Flächeninhalt. Ja ihre Ausdehnung ist so wundervoll groß, daß sie auf der nördlichen Seite durch Palmengebüsche begrenzt und auf der südlichen fast mit ewigem Eise bedeckt sind. Der casuar-ähnliche Tuyu (Struthio Rhea) ist diesen Pampas eigenthümlich, wie die Colonieen verwilderter Hunde, welche gesellig in unterirdischen Höhlen wohnen, aber oft blutgierig den Menschen anfallen, für dessen Vertheidigung ihre Stammväter kämpften.

Gleich dem größten Theile der Wüste Sahara liegen die Llanos, oder die nördlichste Ebene von Südamerka, in dem heißen Erdgürtel. Dennoch erscheinen sie in jeder Hälfte des Jahres unter einer verschiedenen Gestalt: bald verödet, wie das libysche Sandmeer; bald als eine Grasflur, wie die hohe Steppe von Mittel-Asien.

Eine dünne Rinde fruchtbarer Erde bedeckt den sandigen Grund, und wenn die periodischen Regen ihre Wasserfülle ergießen, schmückt ihn eine aufschießende Vegetation; aber doch hat sie die anwohnenden Völkerstämme nicht reizen können, die schönen Bergthäler von Caracas, das Meeresufer und die Flußwelt des Orinoco zu verlassen, um sich in dieser baum- und quellenleeren Einöde zu verlieren. Daher ward die Steppe, bei der Ankunft europäischer und afrikanischer Ansiedler, fast menschenleer gefunden.

Allerdings sind die Llanos zur Viehzucht geeignet; aber die Pflege milchgebender Thiere war den ursprünglichen Einwohnern des neuen Continents fast unbekannt. Kaum wußte einer der amerikanischen Völkerstämme die Vortheile zu benutzen, welche die Natur auch in dieser Hinsicht ihnen dargeboten hatte. Die amerikanische Menschenrace (eine und dieselbe von 65° nördlicher bis 55° südlicher Breite, die Eskimos etwa abgerechnet)

ging vom Jagdleben nicht durch die Stufe des Hirtenlebens zum Ackerbau über. Zwei Arten einheimischer Rinder weiden in den Grasfluren von West-Canada, in Quivira, wie um die colossalen Trümmer der Azteken-Burg, welche (ein amerikanisches Palmyra) sich verlassen in der Einöde am Gila-Flusse erhebt. Ein langhörniges Mouflon, ähnlich dem sogenannten Stammvater des Schafes, schwärmt auf den dürren und nackten Kalkfelsen von Californien umher. Der südlichen Halbinsel sind die Vicuñas, Huanacos, Alpacas und Lamas eigenthümlich. Aber von diesen nutzbaren Thieren haben nur die ersten zwei Jahrtausende lang ihre natürliche Freiheit bewahrt. Genuß von Milch und Käse ist, wie der Besitz und die Cultur mehlreicher Grasarten, ein charakteristisches Unterscheidungszeichen der Nationen des alten Welttheils.

Blieb demnach das Hirtenleben, diese wohlthätige Mittelstufe, welche nomadische Jägerhorden an den grasreichen Boden fesselt und gleichsam zum Ackerbau vorbereitet, den Urvölkern Amerikas unbekannt, so liegt in dieser Unbekanntschaft selbst der Grund von der Menschenleere der südamerikanischen Steppen. Um so freier haben sich in ihr die Naturkräfte in mannigfachen Thiergestalten entwickelt; frei, und nur durch sich selbst beschränkt, wie das Pflanzenleben in den Wäldern am Orinoco, wo der Hymenäe und dem riesenstämmigen Lorbeer nie die verheerende Hand des Menschen, sondern nur der üppige Andrang schlingender Gewächse droht. Agutis, kleine buntgefleckte Hirsche, gepanzerte Armadille, welche rattenartig den Hasen in seiner unterirdischen Höhle aufschrecken, Herden von trägen Chiguiren, schön gestreifte Viverren, welche die Luft verpesten, der große ungemähnte Löwe, brasilianische Tiger (Jaguars), die den jungen selbsterlegten Stier auf einen Hügel zu schleppen vermögen: — diese und viele andere Thiergestalten durchirren die baumlose Ebene.

Fast nur ihnen bewohnbar, hätte sie keine der nomadischen Völkerhorden, die ohnedies (nach asiatisch-indischer Art) die vegetabilische Nahrung vorziehen, fesseln können, stände nicht hier und da die Fächerpalme (Mauritia) zerstreut umher. Weit berühmt sind die Vorzüge dieses wohlthätigen Lebensbaumes. Er allein ernährt am Ausflusse des Orinoco, nördlich von der Sierra de Imataca, die unbezwungene Nation der Guaraunen. Als sie zahlreicher und zusammengedrängt waren, erhoben sie nicht bloß ihre Hütten auf abgehauenen Palmenpfosten, die ein horizontales Tafelwerk als Fußboden trugen; sie spannten auch (so geht die Sage) Hängematten, aus den Blattstielen der Mauritia gewebt, künstlich von Stamm zu Stamm, um in der Regenzeit, wenn das Delta überschwemmt ist, nach Art der Affen auf den Bäumen zu leben. Diese schwebenden Hütten wurden theilweise mit Letten bedeckt. Auf der feuchten Unterlage schürten die Weiber zu häuslichem Bedürfniß Feuer an. Wer bei Nacht auf dem Flusse vorüberfuhr, sah die Flammen reihenweise auflodern, hoch in der Luft, vom Boden getrennt. Die Guaraunen verdanken noch jetzt die Erhaltung ihrer physischen und vielleicht selbst ihrer moralischen Unabhängigkeit dem lockeren, halbflüssigen Moorboden, über den sie leichtfüßig fortlaufen, und ihrem Aufenthalt auf den Bäumen: einer hohen Freistatt, zu der religiöse Begeisterung wohl nie einen amerikanischen Styliten leiten wird.

Aber nicht bloß sichere Wohnung, auch mannigfaltige Speise gewährt die Mauritia. Ehe auf der männlichen Palme die zarte Blütenscheide ausbricht, und nur in dieser Periode der Pflanzen-Metamorphose, enthält das Mark des Stammes ein sagoartiges Mehl, welches, wie das Mehl der Jatropha-Wurzel, in dünnen, brotähnlichen Scheiben gedörrt wird. Der gegohrne Saft des Baums ist der süße, berauschende Palmwein der Guaraunen. Die engschuppigen Früchte, welche röthlichen Tannenzapfen gleichen, geben, wie Pisang und fast alle Früchte der Tropenwelt, eine verschiedenartige Nahrung, je nachdem man sie nach völliger Entwickelung ihres Zuckerstoffes, oder früher, im mehlreichen Zustande, genießt. So finden wir auf der untersten Stufe menschlicher Geistesbildung (gleich dem Insect, das auf einzelne Blütentheile beschränkt ist) die Existenz eines ganzen Völkerstammes an einen einzigen Baum gefesselt.

Seit der Entdeckung des neuen Continents sind die Ebenen (Llanos) dem Menschen bewohnbar geworden. Um den Verkehr zwischen der Küste und der Guyana (dem Orinoco-Lande) zu erleichtern, sind hier und da Städte an den Steppenflüssen erbaut. Ueberall hat Viehzucht in dem unermeßlichen Raume begonnen. Tagereisen von einander entfernt liegen einzelne, mit Rindsfellen gedeckte, aus Schilf und Riemen geflochtene Hütten. Zahllose Schaaren verwilderter Stiere, Pferde und Maulesel (man schätzte sie zur friedlichen Zeit meiner Reise noch auf anderthalb Millionen Köpfe) schwärmen in der Steppe umher. Die ungeheure Vermehrung dieser Thiere der alten Welt ist um so bewundernswürdiger, je mannigfaltiger die Gefahren sind, mit denen sie in diesen Erdstrichen zu kämpfen haben.

Wenn unter dem senkrechten Strahl der niebewölkten Sonne die verkohlte Grasdecke in Staub zerfallen ist, klafft der erhärtete Boden auf, als wäre er von mächtigen Erdstößen erschüttert. Berühren ihn dann entgegengesetzte Luftströme, deren Streit sich in kreisender Bewegung ausgleicht, so gewährt die Ebene einen seltsamen Anblick. Als trichterförmige Wolken, die mit ihren Spitzen an der Erde hingleiten, steigt der Sand dampfartig durch die luftdünne, elektrisch geladene Mitte des Wirbels empor, gleich den rauschenden Wasserhosen, die der erfahrne Schiffer fürchtet. Ein trübes, fast strohfarbiges Halblicht wirft die nun scheinbar niedrigere Himmelsdecke auf die verödete Flur. Der Horizont tritt plötzlich näher. Er verengt die Steppe, wie das Gemüth des Wanderers. Die heiße, staubige Erde, welche im nebelartig verschleierten Dunstkreise schwebt, vermehrt die erstickende Luftwärme. Statt Kühlung führt der Ostwind neue Glut herbei, wenn er über den langerhitzten Boden hinweht.

Auch verschwinden allmählich die Lachen, welche die gelb gebleichte Fächerpalme vor der Verdunstung schützte. Wie im eisigen Norden die Thiere durch Kälte erstarren, so schlummert hier, unbeweglich, das Krokodil und die Boa-Schlange, tief vergraben in trockenem Letten. Ueberall verkündigt Dürre den Tod; und doch verfolgt überall den Dürstenden, im Spiele des gebogenen Lichtstrahls, das Trugbild des wellenschlagenden Wasserspiegels. Ein schmaler Luftstreifen trennt das ferne Palmengebüsch vom Boden. Es schwebt durch Kimmung gehoben bei der Berührung

ungleich erwärmter und also ungleich dichter Luftschichten. In finstere Staubwolken gehüllt, von Hunger und brennendem Durste geängstigt, schweifen Pferde und Rinder umher: diese dumpf aufbrüllend; jene mit langgestrecktem Halse gegen den Wind anschnaubend, um durch die Feuchtigkeit des Luftstroms die Nähe einer nicht ganz verdampften Lache zu errathen.

Bedächtiger und verschlagener, sucht das Maulthier auf andere Weise seinen Durst zu lindern. Eine kugelförmige und dabei vielrippige Pflanze, der Melonen-Cactus, verschließt unter seiner stachligen Hülle ein wasserreiches Mark. Mit dem Vorderfuße schlägt das Maulthier die Stacheln seitwärts, und wagt es dann erst die Lippen behutsam zu nähern und den kühlen Distelsaft zu trinken. Aber das Schöpfen aus dieser lebendigen vegetabilischen Quelle ist nicht immer gefahrlos; oft sieht man Thiere, welche von Cactus-Stacheln am Hufe gelähmt sind.

Folgt auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der hier immer gleich langen Nacht, so können Rinder und Pferde selbst dann nicht sich der Ruhe erfreuen. Ungeheure Fledermäuse saugen ihnen während des Schlafes vampyrartig das Blut aus oder hängen sich an dem Rücken fest, wo sie eiternde Wunden erregen, in welche Mosquitos, Hippobosken und eine Schaar stechender Insecten sich ansiedeln. So führen die Thiere ein schmerzenvolles Leben, wenn vor der Glut der Sonne das Wasser aus dem Erdboden verschwindet.

Tritt endlich nach langer Dürre die wohlthätige Regenzeit ein, so verändert sich plötzlich die Scene in der Steppe. Das tiefe Blau des bis dahin nie bewölkten Himmels wird lichter. Kaum erkennt man bei Nacht den schwarzen Raum im Sternbild des südlichen Kreuzes. Der sanfte phosphorartige Schimmer der Magalhaensschen Wolken verlischt. Selbst die scheitelrechten Gestirne des Adlers und des Schlangenträgers leuchten mit zitterndem, minder planetarischem Lichte. Wie ein entlegenes Gebirge erscheint einzelnes Gewölk im Süden, senkrecht aufsteigend am Horizonte. Nebelartig breiten allmählich die vermehrten Dünste sich über den Zenith aus. Den belebenden Regen verkündigt der ferne Donner.

Kaum ist die Oberfläche der Erde benetzt, so überzieht sich die duftende Steppe mit Kyllingien, mit vielrispigem Paspalum und mannigfaltigen Gräsern. Vom Lichte gereizt, entfalten krautartige Mimosen ihre gesenkt schlummernden Blätter und begrüßen die aufgehende Sonne, wie der Frühgesang der Vögel und die sich öffnenden Blüten der Wasserpflanzen. Pferde und Rinder weiden nun im frohen Genusse des Lebens. Aber das hochaufschießende Gras birgt den schöngefleckten Jaguar. Im sicheren Versteck auflauernd und die Weite des Sprunges vorsichtig messend, erhascht er die vorüberziehenden Thiere, katzenartig, wie der asiatische Tiger.

Bisweilen sieht man (so erzählen die Eingeborenen) an den Ufern der Sümpfe den befeuchteten Letten sich langsam und schollenweise erheben. Mit heftigem Getöse, wie beim Ausbruche kleiner Schlammvulkane, wird die aufgewühlte Erde hoch in die Luft geschleudert. Wer des Anblicks kundig ist, flieht die Erscheinung; denn eine riesenhafte Wasserschlange oder

ein gepanzertes Krokodil steigen aus der Gruft hervor, durch den ersten Regenguß aus dem Scheintode erweckt.

Schwellen nun allmählich die Flüsse, welche die Ebene südlich begrenzen, der Arauca, der Apure und der Payara: so zwingt die Natur dieselben Thiere, welche in der ersten Jahreshälfte auf dem wasserleeren, staubigen Boden vor Durst verschmachteten, als Amphibien zu leben. Ein Theil der Steppe erscheint nun wie ein unermeßliches Binnenwasser. Die Mutterpferde ziehen sich mit den Füllen auf die höheren Bänke zurück, welche inselförmig über dem Seespiegel hervorragen. Mit jedem Tage verengt sich der trockene Raum. Aus Mangel an Weide schwimmen die zusammengedrängten Thiere stundenlang umher und nähren sich kärglich von der blühenden Grasrispe, die sich über dem braungefärbten gährenden Wasser erhebt. Viele Füllen ertrinken; viele werden von den Krokodilen erhascht, mit dem zackigen Schwanze zerschmettert und verschlungen. Nicht selten bemerkt man Pferde und Rinder, welche, dem Rachen dieser blutgierigen, riesenhaften Eidechsen entschlüpft, die Spur des spitzigen Zahnes am Schenkel tragen.

Ein solcher Anblick erinnert unwillkürlich den ernsten Beobachter an die Biegsamkeit, mit welcher die alles aneignende Natur gewisse Thiere und Pflanzen begabt hat. Wie die mehlreichen Früchte der Ceres, so sind Stier und Roß dem Menschen über den ganzen Erdkreis gefolgt: vom Ganges bis an den Plata-Strom, von der afrikanischen Meeresküste bis zur Gebirgsebene des Antisana, welche höher als der Kegelberg von Teneriffa liegt. Hier schützt die nordische Birke, dort die Dattelpalme den ermüdeten Stier vor dem Strahl der Mittagssonne. Dieselbe Thiergattung, welche im östlichen Europa mit Bären und Wölfen kämpft, wird unter einem anderen Himmelsstriche von den Angriffen der Tiger und der Krokodile bedroht!

Aber nicht die Krokodile und der Jaguar allein stellen den südamerikanischen Pferden nach; auch unter den Fischen haben sie einen gefährlichen Feind. Die Sumpfwasser von Bera und Rastro sind mit zahllosen elektrischen Aalen gefüllt, deren schleimiger, gelbgefleckter Körper aus jedem Theile die erschütternde Kraft nach Willkür aussendet. Diese Gymnoten haben 5 bis 6 Fuß Länge. Sie sind mächtig genug die größten Thiere zu tödten, wenn sie ihre nervenreichen Organe auf einmal in günstiger Richtung entladen. Die Steppenstraße von Uritucu mußte einst verändert werden, weil sich die Gymnoten in solcher Menge in einem Flüßchen angehäuft hatten, daß jährlich vor Betäubung viele Pferde in der Furt ertranken. Auch fliehen alle anderen Fische die Nähe dieser furchtbaren Aale. Selbst den Angelnden am hohen Ufer schrecken sie, wenn die feuchte Schnur ihm die Erschütterung aus der Ferne zuleitet. So bricht hier elektrisches Feuer aus dem Schoße der Gewässer aus.

Ein malerisches Schauspiel gewährt der Fang der Gymnoten. Man jagt Maulthiere und Pferde in einen Sumpf, welchen die Indianer eng umzingeln, bis der ungewohnte Lärm die muthigen Fische zum Angriff reizt. Schlangenartig sieht man sie auf dem Wasser schwimmen und sich verschlagen unter den Bauch der Pferde drängen. Von diesen erliegen

viele der Stärke unsichtbarer Schläge. Mit gesträubter Mähne, schnaubend, wilde Angst im funkelnden Auge, fliehen andere das tobende Ungewitter. Aber die Indianer mit langen Bambusstäben bewaffnet, treiben sie in die Mitte der Lache zurück.

Allmählich läßt die Wuth des ungleichen Kampfes nach. Wie entladene Wolken zerstreuen sich die ermüdeten Fische. Sie bedürfen einer langen Ruhe und einer reichlichen Nahrung, um zu sammeln, was sie an galvanischer Kraft verschwendet haben. Schwächer und schwächer erschüttern nun allmählich ihre Schläge. Vom Geräusch der stampfenden Pferde erschreckt, nahen sie sich furchtsam dem Ufer, wo sie durch Harpunen verwundet und mit dürrem, nicht leitendem Holze auf die Steppe gezogen werden.

Dies ist der wunderbare Kampf der Pferde und Fische. Was unsichtbar die lebendige Waffe dieser Wasserbewohner ist; was, durch die Berührung feuchter und ungleichartiger Theile erweckt, in allen Organen der Thiere und Pflanzen umtreibt; was die weite Himmelsdecke donnernd entflammt; was Eisen an Eisen bindet und den stillen wiederkehrenden Gang der leitenden Nadel lenkt: alles, wie die Farbe des getheilten Lichtstrahls, fließt aus einer Quelle; alles schmilzt in eine ewige, allverbreitete Kraft zusammen. A. v. Humboldt.

32. Der Judenkirchhof.

(Gemälde von Jacob Ruisdael.)

Ein Gewitter zieht wolkenquirlend am Himmel vorüber; die Sonne, hinter Wolken und Bäumen sich verbergend, sendet einen sterbenden Blick auf einen Judenkirchhof bei den Ruinen eines alten Gebäudes. Der Kirchhof wird von einem wilden Waldbache durchschnitten, welcher über Steinblöcke herunter im Vordergrunde einen Wasserfall bildet. Ein knorriger Baumstrunk ist vom Ufer in die Wellen gestürzt und steht darin mit zwei riesigen, rauhen Beinen. Der Stamm, von dem ihn der Blitz herabgeschmettert hat, steht weiter zurück über dem Wasserfalle. Unfern davon steht ein zweiter verdorrter Baum, wie von Alter und Gram gebeugt, die dürren Arme zum gewitternächtigen Himmel emporstreckend. So sehen wir hier Israel und Juda bei einander. In der Mitte des Kirchhofes steht ein weißes, steinernes Grabmonument, dessen Vorderseite vom matten Tageslichte bestrahlt wird, in weißbläulichem Scheine. Rings umher ist Verwüstung, und Todesruhe nach ihr; nur der ewige Wanderer, der Gießbach, geht dazwischen durch, ruhelos, rastlos. J. Mosen.

33. Der Regenbogen.

(Gemälde von P. P. Rubens.)

Bilden Sie sich in Gedanken die schönste und fruchtbarste flamändische Gegend ein, über die an einem Sommernachmittage ein warmes, schwüles Gewitter mit Blitz und Strahl und Schlag und Regenguß gezogen,

in dessen letzten elektrischen Wolken ein Regenbogen mit einem Streif-Wiederschein rund herum entsteht. An dem einen Ende steigt er in einen lustigen Wald, von dem auf der linken Seite des Gemäldes noch ein Trupp Bäume auf einer moosigen Anhöhe zu sehen ist, hinter welcher dazwischen durch krumm herum ein klarer Fluß hervor sich wässert. Ein Hirt steht daran, der, wie der Himmel wieder heiter wird, seine Rinder hervorgetrieben, die herumstehen und hineingehen, und darin auf ihre Furcht trinken und sich abspiegeln, und an dessen Ufern an der Krümme weiterher in Schilf und Rohr und Beergesträuch Enten den Regen von den Flügeln schütteln und flattern und schreien und sich gütlich thun. Dann kommen ein paar Dirnen, die den Leuten Essen aufs Feld gebracht, mit leeren Töpfen, und in deren Mitte ein junger Bursch mit einer Heugabel, und seitwärts her ein Fuhrmann mit einem Heuwagen, der auf einem seiner zwei Gäule wohlgemuth dasitzt und die vor ihm Herschreitenden schalkhaft betrachtet. Daneben eine in voller Frucht stehende Saat. Weiter jenseits Heuhaufen um einen vielschössigen, schlanken Erlenstamm, von denen zwei Mädchen und ein junger Kerl auf einen Wagen laden. Und endlich hinten die herrlichste Ebene voll Buschwerk, Gartenfeld und Dorfschaften bis in die blaue Ferne, welche nach und nach noch in Regennebel sich verliert! — Die wiederkommende Helle, die Frische, der aufsteigende Duft über Gras und Blatt, das Naß auf den herabsinkenden Zweigen, der Segen des Herrn in Saat und Feld, der stärkende Geist der aufgethanen Fruchtbarkeit spricht und lebt einen an wie aus wirklicher Natur. — Außer diesem herzlichen Gefühl im Ganzen, das alles so warm in sich hegt, ist diese Landschaft noch ein Meisterstück des Pinsels, obgleich Rubens schwerlich länger als einen Tag daran gearbeitet hat und die Farbe so leicht und dünn aufgetragen ist, wie Buchstaben. Jeder Maler, der sich etwas einbildet, mag da stille stehen und die Zauberei betrachten, ohne sich von dem unausgemalten Regenbogen stören zu lassen, mit dessen Farben Rubens keine Schülerspielerei zu treiben hatte. Die Bäume sind nicht gezirkelt, nicht aufgefasert, aber doch so erkennbar in Stamm und Zug und Laub und Bewegung, so lebendig in ihrer Grüne! Die Saat reift allmählich heran und steht in dichten Halmen vom Regen geschwängert; und wenn man's am Holze sieht, ist's weiter nichts als grüner und gelber Strich. — Kurz es ist eine Gegend, so voll frischer Wärme und Fruchtbarkeit, daß jeder Reisende seinem Postillion da Halt zu machen befehlen müßte; denn so was lebt man wenige Tage seines Lebens.

W. Heinse.

34. Der Zinsgroschen.

(Gemälde von Tizian.)

Christus steht in der Mitte zwischen vier Pharisäern, kraftvollen Männergestalten in Kapuzen und Kappen; links im Hintergrunde ein greises Haupt mit grauem Barte, die gehörten Worte mit empfänglichem Sinne in sich beherbergend; vor ihm ein soeben sprechender, mit Zeigefinger und Daumen demonstrirender, ernster Schriftgelehrter. Beide stellen die geheime Sympathie mit Christus dar; wogegen rechts im Hintergrunde

eine schwarzbärtige, energische Physiognomie mit hierarchisch finsterer Miene sich von Christus ab-, ihrem Nachbar zuwendet, der bartlos, mit kleinen pfiffigen Augen, mit herabgebogener, starker Nase, mit dünnen, zugekniffenen Lippen und sinnlich ausgerundetem Unterkinn den kühlen Zweifelmuth ausdrückt. Zwischen diesen beiden, zum Glauben und zum Unglauben geneigten Gruppen Christus mit bloßem Haupte, in einem herrlichen, oberhalb gestickten Purpurmantel, über den zwei Riemen sich, auf das Kreuz hindeutend, herüber und hinüber ziehen. Die rothe Farbe ist hier gegen die dunkleren Farben der anderen Gewänder von außerordentlicher Wirkung, wahrhaft majestätisch. Das Gesicht Christi hat noch einen Nachhall vom byzantinischen Typus in den mandelartig geschlitzten Augen, in der langen, schmalen Nase, im reichen Gelock des nußbraundunkeln Haars, das gescheitelt auf den freien Hals herniederfällt. Die Hände sind wunderzart und eigenthümlich gehalten, indem der Zeigefinger der rechten Hand sich auf den Mittelfinger der linken legt, neben welchem aber auch der Zeigefinger derselben ausgestreckt ist — unstreitig als symbolische Bezeichnung der Dreieinigkeit. Der Ausdruck in den Zügen Christi ist bei aller ruhigen Milde, die vorzüglich aus der offenen Stirn und den klaren Augen hervordringt, nicht ohne eine erhabene Ironie in den Lippen, die soeben das alles erklärende, alles belebende, alles erlösende Wort sprechen wollen.

K. Rosenkranz.

35. Das Abendmahl von Leonardo da Vinci.

Wir wenden uns zu dem Abendmahl, welches im Kloster alle Grazie zu Mailand auf die Wand gemalt war. Möchten unsere Leser Morghens Kupferstich vor sich nehmen, welcher hinreicht uns sowohl über das Ganze, als wie das Einzelne zu verständigen.

Die Stelle, wo das Bild gemalt ist, wird allervörderst in Betrachtung gezogen; denn hier thut sich die Weisheit des Künstlers in ihrem Brennpunkte vollkommen hervor. Konnte für ein Refectorium etwas schicklicher und edler ausgedacht werden, als ein Scheidemahl, das der ganzen Welt für alle Zeiten als heilig gelten sollte?

Als Reisende haben wir dieses Speisezimmer vor manchen Jahren noch unzerstört gesehen. Dem Eingang an der schmalen Seite gegenüber, im Grunde des Saals, stand die Tafel des Priors, zu beiden Seiten die Mönchstische, sämtlich auf einer Stufe vom Boden erhöht; und nun wenn der Hereintretende sich umkehrte, sah er an der vierten Wand, über den nicht allzuhohen Thüren, den vierten Tisch gemalt, an demselben Christum und seine Jünger, eben als wenn sie zur Gesellschaft gehörten. Es muß zur Speisestunde ein bedeutender Anblick gewesen sein, wenn die Tische des Priors und Christi, als zwei Gegenbilder, auf einander blickten und die Mönche an ihren Tafeln sich dazwischen eingeschlossen fanden. Und eben deshalb mußte die Weisheit des Malers die vorhandenen Mönchstische zum Vorbilde nehmen. Auch ist gewiß das Tischtuch mit seinen gequetschten Falten, gemusterten Streifen und aufgeknüpften Zipfeln aus der Waschkammer des Klosters genommen, Schüsseln, Teller, Becher und sonstiges

Geräthe gleichfalls denjenigen nachgeahmt, deren sich die Mönche bedienten. Hier war also keineswegs die Rede von Annäherung an ein unsicheres, veraltetes Costüm. Höchst ungeschickt wäre es gewesen, an diesem Orte die heilige Gesellschaft auf Polster auszustrecken! Nein! sie sollte der Gegenwart angenähert werden, Christus sollte sein Abendmahl bei den Dominicanern zu Mailand einnehmen. Auch in manchem andern Betracht mußte das Bild große Wirkung thun. Ungefähr 10 Fuß über der Erde nehmen die dreizehn Figuren, sämtlich etwa anderthalbmal die Lebensgröße gebildet, den Raum von achtundzwanzig Pariser Fuß der Länge nach ein. Nur zwei derselben sieht man ganz an den entgegengesetzten Enden der Tafel, die übrigen sind Halbfiguren, und auch hier fand der Künstler in der Nothwendigkeit seinen Vortheil. Jeder sittliche Ausdruck gehört nur dem obern Theil des Körpers an, und die Füße sind in solchen Fällen überall im Wege; der Künstler schuf sich hier eilf Halbfiguren, deren Schoß und Knie von Tisch und Tischtuch bedeckt wird, unten aber die Füße im bescheidenen Dämmerlicht kaum bemerklich sein sollten.

Nun versetze man sich an Ort und Stelle, denke sich die sittliche äußere Ruhe, die in einem solchen mönchischen Speisesaale obwaltet, und bewundere den Künstler, der seinem Bilde kräftige Erschütterung, leidenschaftliche Bewegung einhaucht und, indem er sein Kunstwerk möglichst an die Natur herangebracht hat, es alsobald mit der nächsten Wirklichkeit in Contrast setzt.

Das Aufregungsmittel, wodurch der Künstler die ruhig heilige Abendtafel erschüttert, sind die Worte des Meisters: Einer ist unter euch, der mich verräth! Ausgesprochen sind sie, die ganze Gesellschaft kommt darüber in Unruhe; er aber neigt sein Haupt gesenkten Blickes; die ganze Stellung, die Bewegung der Arme, der Hände, alles wiederholt mit himmlischer Ergebenheit die unglücklichen Worte, das Schweigen selbst bekräftigt: Ja es ist nicht anders! Einer ist unter euch, der mich verräth. Ehe wir aber weiter gehen, müssen wir ein großes Mittel entwickeln, wodurch Leonardo dieses Bild hauptsächlich belebte: es ist die Bewegung der Hände; dies konnte aber auch nur ein Italiener finden. Bei seiner Nation ist der ganze Körper geistreich, alle Glieder nehmen Theil an jedem Ausdruck des Gefühls, der Leidenschaft, ja des Gedankens. Durch verschiedene Gestaltung und Bewegung der Hände drückt er aus: „Was kümmert's mich! — Komm her! — Dies ist ein Schelm! nimm dich in Acht vor ihm! — Er soll nicht lange leben! — Dies ist ein Hauptpunkt. — Dies merket besonders wohl, meine Zuhörer!“ Einer solchen Nationaleigenschaft mußte der alles Charakteristische höchst aufmerksam betrachtende Leonardo sein forschendes Auge besonders zuwenden; hieran ist das gegenwärtige Bild einzig, und man kann ihm nicht genug Betrachtung widmen. Vollkommen übereinstimmend ist die Gesichtsbildung und jede Bewegung, auch dabei eine dem Auge gleich faßliche Zusammen- und Gegeneinanderstellung aller Glieder auf das lobenswürdigste geleistet.

Die Gestalten überhaupt zu beiden Seiten des Herrn lassen sich drei und drei zusammen betrachten, wie sie denn auch so jedesmal in eins gedacht, in Verhältniß gestellt und doch in Bezug auf ihre Nachbarn

gehalten sind. Zunächst an Christi rechter Seite Johannes, Judas und Petrus.

Petrus, der entfernteste, fährt, nach seinem heftigen Charakter, als er des Herrn Wort vernommen, eilig hinter Judas her, der sich, erschrocken aufwärts sehend, vorwärts über den Tisch beugt, mit der rechten, festgeschlossenen Hand den Beutel hält, mit der linken aber eine unwillkürliche krampfhafte Bewegung macht, als wollte er sagen: Was soll das heißen? — Was soll das werden? Petrus hat indessen mit seiner linken Hand des gegen ihn geneigten Johannes rechte Schulter gefaßt, hindeutend auf Christum und zugleich den geliebten Jünger anregend, er solle fragen, wer denn der Verräther sei? Einen Messergriff in der Rechten setzt er dem Judas unwillkürlich zufällig in die Rippen, wodurch dessen erschrockene Vorwärtsbeugung, die sogar ein Salzfaß umschüttet, glücklich bewirkt wird. Diese Gruppe kann als die zuerst gedachte des Bildes angesehen werden, sie ist die vollkommenste.

Wenn nun auf der rechten Seite des Herrn mit mäßiger Bewegung unmittelbare Rache angedroht wird, entspringt auf seiner linken lebhaftes Entsetzen und Abscheu vor dem Verrath. Jacobus der ältere beugt sich vor Schrecken zurück, breitet seine Arme aus, starrt, das Haupt niedergebeugt, vor sich hin, wie einer, der das Ungeheure, das er durchs Ohr vernimmt, schon mit Augen zu sehen glaubt. Thomas erscheint hinter seiner Schulter hervor und, sich dem Heiland nähernd, hebt er den Zeigefinger der rechten Hand gegen die Stirne. Philippus, der dritte zu dieser Gruppe gehörige, rundet sie aufs lieblichste; er ist aufgestanden, beugt sich gegen den Meister, legt die Hände auf die Brust, mit größter Klarheit aussprechend: Herr, ich bin's nicht! Du weißt es! Du kennst mein reines Herz! Ich bin's nicht!

Und nunmehr geben uns die benachbarten drei letztern dieser Seite neuen Stoff zur Betrachtung. Sie unterhalten sich unter einander über das schrecklich Vernommene. Matthäus wendet mit eifriger Bewegung das Gesicht links zu seinen beiden Genossen, die Hände hingegen streckt er mit Schnelligkeit gegen den Meister und verbindet so, durch das unschätzbarste Kunstmittel, seine Gruppe mit der vorhergehenden. Thaddäus zeigt die heftigste Ueberraschung, Zweifel und Argwohn: er hat die linke Hand offen auf den Tisch gelegt und die rechte dergestalt erhoben, als stehe er im Begriff mit dem Rücken derselben in die linke einzuschlagen — eine Bewegung, die man wohl noch von Naturmenschen sieht, wenn sie bei unerwartetem Vorfall ausdrücken wollen: Hab' ich's nicht gesagt! Habe ich's nicht immer vermuthet! — Simon sitzt höchst würdig am Ende des Tisches, wir sehen daher dessen ganze Figur; er, der älteste von allen, ist reich mit Falten bekleidet, Gesicht und Bewegung zeigen, er sei betroffen und nachdenkend, nicht erschüttert, kaum bewegt.

Wenden wir nun die Augen sogleich auf das entgegengesetzte Tischende, so sehen wir Bartholomäus, der auf dem rechten Fuß, den linken übergeschlagen, steht, mit beiden ruhig auf den Tisch gestemmten Händen seinen übergebogenen Körper unterstützend. Er horcht, wahrscheinlich zu vernehmen, was Johannes vom Herrn ausfragen wird; denn überhaupt

scheint die Anregung des Lieblingsjüngers von dieser ganzen Seite auszugehen. Jacobus der jüngere, neben und hinter Bartholomäus, legt die linke Hand auf Petrus' Schulter, so wie Petrus auf die Schulter Johannis, aber Jacobus mild, nur Aufklärung verlangend, wo Petrus schon Rache droht. Und also wie Petrus hinter Judas, so greift Jacob der jüngere hinter Andreas her, welcher als eine der bedeutendsten Figuren mit halbaufgehobenen Armen die flachen Hände vorwärts zeigt, als entschiedenen Ausdruck des Entsetzens, der in diesem Bilde nur einmal vorkommt, da er in andern weniger geistreich und gründlich gedachten Werken sich leider nur zu oft wiederholt.

W. v. Goethe.

36. Die Kathedrale von Antwerpen.

Unser erster Ausgang in Antwerpen galt dem Dome, „dem Stolz der belgischen Gothik." Wir gönnten uns für die Betrachtung seines Aeußern nur wenige Minuten, denn recht wie ein wahres Christenleben schließt sein Inneres die höhere Schönheit ein. Am Hauptportale stand sein Hüter: eine hohe Mannesgestalt in prächtiger Uniform, dunkelblau, reich mit Silber gestickt, seidene Strümpfe und Schnallenschuh, den breiten garnirten Chapeaubas auf den Kopf, einen Amtsstab mit großem, silbernem Knauf und Trobdeln in der Rechten, über die Schulter zur Hüfte laufend ein breites Band mit der Inschrift in großen silbernen Buchstaben: Suisse de la cathédrale de notre dame. Seltsamer Anblick in einem Gotteshause.

Nun theilte sich der Vorhang des innern Zugangs: ja, das ist eines großen Königs Haus! Wie soll ich den Eindruck dieses Anblicks in Worte fassen? Majestät und Anmuth in Einer Gestalt! Der Geist heiterer Feierlichkeit wie das frühe Licht eines Sommersonntagsmorgens ergießt sich aus diesen weitgeöffneten, leicht emporgeschwungenen Hallen in die Seele und stimmt sie zu jener tief innerlichen Befriedigung und seligen Stille, wie sie sich dem Menschen nur in den geweihtesten Momenten seines Lebens zu empfinden giebt. Der Kölner Dom, die Antwerpener Kathedrale — ja wohl darf man sie mit einander vergleichen! und wenn ich den Gesamteindruck beider im Gleichnisse aussprechen soll, so möcht' ich sagen: jener ist das steinerne Nachbild des alten, dieser des neuen Testamentes. Jener in der Kolossalität seiner Massen, der Fülle und Pracht seiner Formen, der Erhabenheit und scheinbaren Unendlichkeit seiner Verhältnisse bannt den Betrachter in regungsloses Staunen und ehrfürchtige Schauer: Zeuch Deine Schuhe aus, denn hier ist heiliges Land! Dieser in seiner heiterverklärten Hoheit hebt und ermuthiget die Seele zum freudigen Hosianna in der Höhe!

Der Chor oder östliche Theil der Kathedrale zu Antwerpen wurde im Jahre 1352 begonnen und im Anfange des nächsten Jahrhunderts vollendet; das Uebrige im Laufe des letzteren und im Anfange des 16. Jahrhunderts ausgeführt. Die Länge des ganzen Raumes streckt sich auf 372 Fuß hin, seine Breite beträgt 207 Fuß und vertheilt sich an das Hauptschiff mit je drei Seitenschiffen zur Rechten und Linken, so daß sieben Hallen, durch sechs Pfeilerreihen von einander geschieden, durch das Langhaus neben einander hinlaufen — ein Reichthum der Anlage, hinter

welchem trotz seiner größeren räumlichen Verhältnisse selbst der nur fünfschiffige Kölner Dom zurücksteht.

Das Mittelschiff überragt um das Doppelte die Höhe der Seitenschiffe. Ueber den Bogengängen, welche es mit diesen verbinden, erhebt sich die durch senkrechte Stäbe und ein querlaufendes rosenartiges Flechtwerk überaus zierlich geschmückte Oberwand, durch deren breite, fünftheilige Fenster das Tageslicht in voller Klarheit hereinströmt, während eine mildere, farbige Beleuchtung durch die entfernteren und niedrigeren Fenster der beiden äußersten Seitenschiffe zwischen den schattenden Bogen und Pfeilern hindurch bis in den Mittelraum sich verirrt und hier mit den Lichtmassen von oben zu wunderbarem Dämmerschein verschmilzt.

Bei dem sechsten Pfeilerpaare des Hauptschiffs wird das Langhaus vom Kreuzschiffe durchschnitten. Aber jenseits dieser Durchkreuzung setzen sich die Säulenreihen des Hauptschiffs in dem hohen Chore fort, wo sie in leiser Verengerung ihrer Abstandsweiten das Ganze in Gestalt eines Sechsecks oder, richtiger gesagt, eines halben Zwölfecks abschließen. Aber hinter dem Abschluß zieht sich noch ein Umgang, und hinter diesem ein Kranz von Kapellen hin, indem auch die beiden inneren Seitenschiffe sich über das Querschiff hinaus fortsetzen und den Chorraum umkreisen. Durch diese Anordnung steigert sich die Perspective des Hauptschiffs zu mächtig ahnungsvoller Wirkung, indem das Auge in keiner abschließenden Wand auf ein Ende stößt, sondern durch die den Chor umstehenden Säulen hindurch in die dahinter liegenden Hallengänge sich verliert und der Beschauer in die Ahnung eines noch unbekannten innersten Heiligthums, eines unabsehbaren Unendlichen geheimnißvoll hineingezogen wird.

Die außerordentliche Tiefe des Gebäudes erforderte eine mehr als gewöhnliche Höhe, um den ganzen Bau nicht schwer und gedrückt erscheinen zu lassen. Diese hochaufgeführten Mauermassen aber bedurften zu sicheren Stützpunkten möglichst nahe zu einander gestellter Pfeiler. Gleichwohl ist die Abstandsweite zwischen denselben so groß, wie sie nach Schnaases Versicherung in keiner andern Kirche diesseits der Alpen vorkommt. In kühner Leichtigkeit strebt alles aufwärts, spannen sich die weiten Verbindungsbogen von einem Pfeiler zum andern. Die Pfeiler selbst sind von höchster Schlankheit und verbergen gleichsam ihre Stärke und Tragkraft, indem sie nicht als compacte Masse, sondern als Bündel von zarten, gerundeten Stäben sich darstellen, welche, ohne sich oben in ein Kapitäl zusammen zu fassen, in ungehemmtem Schwung gleich leichten Wasserstrahlen über das Gewölbe hinweg in die gegenüber oder zur Seite stehenden Pfeiler übersetzen und in ihnen wiederum den Boden erreichen. Dadurch scheint jeder Pfeiler, da er nur aus solchen Stäben besteht, seinem Wesen nach in den benachbarten Pfeiler überzugehen, so daß das Auge nirgends ein Getrenntes wahrnimmt, sondern sanft von einem zum andern gleitet. Diese gewaltigen Massen und Räume sind in gegenseitiger Wechselwirkung nud organischem Ineinandergreifen wie ein lebendiges Ganzes: nach allen Seiten hin harmonisches Sich-Begegnen, pulsirendes Leben!

Und nun über das alles hin das seelenhafte Element des Lichtes ergossen! Diese Niederländer sind in ihrer Kunst durchweg ein Malervolk;

selbst ihre Architektur ist eine Malerei in Formen. Die Anlage des Ganzen und auch alle Einzelverhältnisse dieses Baues sind auf die Wirkung des Lichts und auf das geistreiche Spiel seiner Farbentöne berechnet. Wie ein breiter goldener Strom zieht sich das Kreuzschiff mit seinen vollen Lichtmassen durch das mystische Halbdunkel der Längsschiffe hin, welches jenseits desselben im Säulengange des Chors abermals auftaucht und den Altarraum mit geheimnißvollen Schatten umwebt. Dagegen leuchtet ein wunderbar rosiger Dämmerschein in den Hallen der Seitenschiffe, in denen das Licht von zwei Seiten her, von außen durch die gemalten Glasfenster der Kapellen, von innen durch die Bogen des Hauptschiffes sich mischt und zwischen den zarten Schatten der Pfeilerreihen verrinnt. So gewinnt man auf jedem beliebigen Standpunkte ein anderes Bild, welches durch das wechselnde Spiel des Lichts an den freien Gliederungen der Bogen und Pfeiler und den sich mannigfaltig verschlingenden Wölbungen immer aufs neue fesselt.

F. Bäßler.

37. Niederländische Kanzeln.

Künstlich in Holz geschnitzte Kanzeln gehören zu den beliebten Eigenthümlichkeiten niederländischer Kirchen. Meistens stellen sie irgend einen Vorgang aus der biblischen Geschichte oder der Legende in lebensgroßen Figuren dar, hinter denen sich das decorative Beiwerk zu einem Rednerstuhle zusammenordnet. Ueber dem letzteren streckt sich als Schalldeckel vom Pfeiler herüber ein flacher, oft von Palmenbäumen und Gezweig überragter Baldachin mit faltig herabquellenden, schwerfällig schwebenden Teppichen und Quasten hervor — dieses alles gleichfalls von ungefärbtem Holze. Es ist leicht zu ermessen, wie wenig ein so selbständig in bequemer Breite sich eindrängendes Einzelwerk dem Ganzen des Innenraums sich anpasse, und wie störend es die reinen, strengen Formen der gothischen Architektur unterbreche. Sieht man aber davon ab und tritt, der feierlichen, idealen Umgebung vergessend, näher hinzu, so hat man doch seine Lust daran, mit welcher mehr als handwerksmäßigen Tüchtigkeit hier alles Einzelne gearbeitet ist, und wie sinnreich nach seiner Art der gute Meister diese Gruppen und hunderterlei naturgetreuen Gebilde so zusammenzufügen gewußt hat, daß sie wie von selber einen Predigtstuhl und zu ihm emporführenden Treppengang bilden.

Am meisten hat mich das erste Werk dieser Art, welches uns in der St. Peterskirche zu Löwen vor Augen kam, vielleicht aber noch mehr die Kanzel in der St. Andreaskirche zu Antwerpen ergötzt. Sie stellen beide einen ganz natürlichen Felsen dar mit hängendem Gestrüpp, Kräutern und Grasbüscheln, die sich aus den Spalten des Gesteins hervordrängen. Die Löwener Kanzel ist noch dazu mit mancherlei Gethier, mit Fuchs, Eidechs, Schlängelchen, Eichhorn, Papagei, kurzum mit einer wahrhaft paradiesischen Creaturenfülle belebt; ja die Natürlichkeit ist so folgerichtig festgehalten, daß selbst die Stufen der Treppe mit künstlich nachgeahmter Roheit ungleich ausgeschnitten und mit hin- und wiederlaufenden Erdrissen und Spalten verziert sind, eben wie eine durch den Felsen gehauene Stiege. Links davon, also noch auf der Hinterseite ist eine Grotte gesprengt, in

welcher St. Petrus der Verleugnung des Herrn bittre Thränen der Reue nachweint; ihm zu Häupten auf der Klippe steht der Hahn, der ihm das schlummernde Gewissen wachrief. Im Vordergrunde dagegen sieht man die Bekehrung Sauls. Ein Engel droht aus der Höhe des den Schalldeckel bildenden Baldachins mit dem Blitzstrahle: der Christenverfolger ist, von Schrecken betäubt, aus dem Sattel gestürzt und liegt auf den Steinplatten des Fußbodens dicht vor den Füßen der Zuhörer. Auch sein Roß, in voller Lebensgröße, mit Sattel und Zaum und allem Zubehör, ist mit den Vorderfüßen machtlos in das Sprunggelenk zusammengesunken, während es, hinten noch aufrecht stehend, Schweif und Croupe über die Häupter der Versammlung erhebt, so natürlich anzusehen, daß mich wirklich aus geringer Entfernung auf einige Augenblicke die Täuschung hinnahm, als habe sich ein die Straßen durchirrender Gaul in die Kirche herein verlaufen.

In der St. Andreaskirche zu Antwerpen stellt ein nicht minder künstliches Schnitzwerk von van Hool die Berufung des Petrus und Andreas dar. Man bemerke die sinnige Doppelbeziehung dieser Darstellung sowohl zu dem Patron der Kirche als zu der Kanzel und zu dem Prediger, welcher von hier aus das Netz des Menschenfischers in die Gemeine auswirft. Die Kanzel selbst erhebt sich in Gestalt einer von mancherlei Gesträuch durchwachsenen Felsklippe über den Boden, auf welchem die hölzernen Wellen daherfluten. Christus steht mit einer auffordernden Bewegung am Ufer: Folget mir nach! ich will euch zu Menschenfischern machen! Der feurige Petrus ist schon freudig beeilt aus dem Kahne gestiegen, dem Herrn entgegen, während der gelassenere Andreas voll Verwunderung aufschauend, mit dem Ruder in der Hand das Fahrzeug dem Gestade zulenkt. Die Gestalten sind einfach und edel, mit wenigen Linien charakterisirt, wie es das Material erfordert. Doch sind diese Kunstarbeiten nicht eigentlich aus dem Standpunkt der Plastik zu betrachten; vielmehr ist das malerische Element, wie es sich in der an Einzelheiten fast überreichen landschaftlichen Umgebung mit aller Behaglichkeit und Breite entfaltet, das überwiegende. Diese feingerieften, gekräuselten Wellen, die sich hier am flachen Ufer sanft verlaufen, dort den Felsen allgemach unterhöhlen; diese Klippen mit dem abhängenden Gras und Geblätter; dieses Gestade mit seinen umhergestreuten Kieseln und den gewundenen Seemuscheln, an denen man selbst die Sonderart erkennen kann; diese gefangenen Fische, welche ihres Endes gewärtig, zappelnd und schnappend am Boden des Fahrzeuges liegen, während der glücklicher begabte Hummer und die Landkrabbe, leise sich wegstehlend, an der Klippe emporklimmen; diese Netze, so natürlich verwirrt, so sauber durchbrochen, so fein bis aufs kleinste ausgearbeitet, daß man ihre hölzernen Maschen und Knötchen kaum in der Nähe von hänfenem Geflecht unterscheiden kann: all dieses genrehafte Beiwerk ist mit unsäglichem Fleiße, mit wahrhaft niederländischer Lust und Liebe zu den Erscheinungen des wirklichen Lebens dargestellt. Was diesen Werken in so hohem Maße Anmuthendes giebt, das ist die glückliche Naturnachahmung, welche in manchen Stücken zur leibhaften Gegenwart der nachgeahmten Dinge selber wird wie z. B. der Kahn, der, mit Ruder und Steuer versehen, so

wohlgezimmert dasteht, daß man sich versucht fühlen könnte, in ihm eine Lustfahrt auf der Schelde zu unternehmen. Bei weitem nicht so meisterhaft in der Behandlung des Einzelnen, aber durch seine wohldurchdachte Anordnung interessant ist das von Verbrüggen gefertigte Schnitzwerk der Kanzel in der Hauptkirche zu Brüssel, St. Gudule. Im Vordergrunde geschieht die Austreibung des ersten Ehepaares durch einen links von der Brüstung mit dem Donnerkeil daherschwebenden Engel. Durch das Laubwerk des verhängnißvollen Apfelbaums, welcher die Kanzel umspinnt, zieht sich der endlose Schweif der alten Schlange, die dieses Unheil angerichtet; sie flüchtet gleichsam aus der bedenklichen Nähe des Rächers in das Dickicht und windet sich, den Blicken verborgen, hinter dem die Kanzel tragenden Pfeiler empor, bis sie plötzlich zum ungeheuerlichen Unthier angeschwollen oben auf dem Baldachin wieder zum Vorschein kommt. Hier aber harret ihrer das letzte Schicksal. Der streitbare Engel Michael schreitet in voller Waffenrüstung aus der Höhe, und den festen Fuß auf dem giftgeschwellten Genick, versetzt er ihr mit der Lanze den Todesstoß.

Und nun laßt mich noch der naiv-ergötzlichen Kanzelgruppe in der Augustinerkirche zu Antwerpen kurz gedenken. Man sieht wiederum frei auf den Platten des Fußbodens, unterhalb der Kanzel, den Patron der Kirche, St. Augustinus im Meßgewande, das aufgeschlagene Evangelium in der Hand; in Verzückung himmlischer Gesichte. Er sitzt auf einer Weltkugel als Verkündiger „des Glaubens, der die Welt überwunden hat." Neben derselben, ja zum Theil von ihr überrollt, liegt ein halbnackter heidnischer Philosoph, „in seines Nichts durchbohrendem Gefühle," mit der kläglichsten Ungebärdigkeit gestürzten Hochmuths auf das dicke, zugeklappte Buch gestützt, dessen falsche Weisheit ihn zu Schanden werden ließ.

F. Bäßler.

38. Der Münsterthurm zu Freiburg im Breisgau.

Abweichend von der gewöhnlichen Anlage, die an der Façade des kirchlichen Gebäudes zwei Thürme über den westlichen Enden der Seitenschiffe anzuordnen pflegt, tritt am Freiburger Münster nur ein starker Thurm in der Breite des Mittelschiffes vor den Körper des Gebäudes. Der Thurm bezeichnet für dies Gebäude zunächst die Vorhalle der Kirche, die er in seinem unteren Geschosse in sich einschließt. Die Vorhalle ist nach der Vorderseite in ihrer ganzen Breite offen, die Oeffnung spitzbogig überwölbt und mit einem bildgeschmückten Giebel gekrönt. Eine reichgegliederte Thür, mit zahlreichen Bildwerken versehen, führt aus der Vorhalle in die Kirche. Im Uebrigen ist der gesamte Untertheil des Thurmes sehr einfach gehalten, und nur die kleinen Tabernakel über den Absätzen seiner starken Streben bringen seine Erscheinung in Harmonie mit der reicheren Decoration des Schiffes. Für die Bauzeit dieses unteren Thurmtheiles ist es nicht unwichtig, zu bemerken, daß sich am linken Strebepfeiler der Vorhalle, neben andern öffentlichen Bestimmungen die Umrisse des Brotmaßes vom Jahre 1270 eingegraben finden.

Die obere Hälfte des Thurmes bezeichnet dagegen ein neues Stadium der Bauführung. Im Gegensatz gegen die Einfachheit der unteren

Hälfte sehen wir hier die reichste Pracht des gothischen Stiles entwickelt; ein neuer Meister, eine neue Leitung, ein neuer Plan treten uns hier entgegen. Daß der Obertheil des Thurmes, wie er vor uns steht, nicht bereits im ursprünglichen Entwurfe der gesamten Thurmanlage vorgebildet war, beweist vornehmlich der Uebergang des einen Theiles in den andern. Es liegt im Wesen der gothischen Architektur, daß jeder spätere, jeder höher emporsteigende Theil in dem früheren, tiefer gelegenen seine Vorbereitung findet, und daß solchergestalt das Ganze von einer stetig fortschreitenden Entwickelung durchdrungen ist. Ein näherer Blick auf den Entwurf für den Thurmbau des Kölner Domes giebt hierüber den genügendsten Aufschluß. In dem Thurme des Freiburger Münsters aber hat der Untertheil nichts, was als eine Vorbereitung auf die Hauptformen des Obertheiles hindeuten könnte, nichts, was die Erscheinung der letzteren mit Nothwendigkeit bedingte. Ja, — ob auch leise verdeckt und somit für den Totaleindruck nicht geradezu störend, so brechen doch die Hauptformen des Untertheils fast roh ab, und es bildet sich, im Widerspruch gegen das Grundprincip des gothischen Stiles, ein scharfer Abschnitt zwischen beiden Theilen, die durch die Gallerie am Fuße des Obertheiles nur um so entschiedener hervorgehoben wird. Doch ist bei alledem ein äußerst glückliches Massenverhältniß zwischen den beiden Theilen des Thurmes beobachtet worden. Die obere Hälfte, in mächtiger Fülle emporragend, bildet den Haupttheil des Baues, dem sich die untere Hälfte, fast nur einem Untersatze vergleichbar, unterordnet.

Der obere Theil des Thurmes hat von seinem Fuße an eine achtseitige Grundform. Doch sind den vier Eckseiten zunächst reichverzierte Strebepfeiler von spitzwinklig dreiseitiger Gestalt vorgelegt, wodurch das Ganze eine, gewissermaßen zwölfseitige Grundform erhält. Erst in der Mitte, wo die Streben sich als freie Tabernakelthürme von der Masse ablösen, tritt der achteckige Bau in vollkommener Freiheit hervor. Hier sind seine acht Seiten durch große Fensteröffnungen ausgefüllt, während unterwärts noch die Mauermasse vorherrscht und diese nur durch kleine Fenster, die Schall-Löcher der dort aufgehängten Glocken, durchbrochen wird. Ueber den letzteren, am Fuße jener großen Fensteröffnungen ist bereits die Plattform des Thurmes, die eigentliche feste Bedeckung seines Innern, angeordnet. Von da an ist alles offne, freie, durchbrochene Architektur; keine Wölbung, kein Balken- oder Dachwerk füllt mehr das Innere aus. Die eigentlich festen Theile der Architektur, in eben so kühner wie sicherer Construction, bilden hier nur noch die acht Eckpfeiler zwischen den großen Fenstern und die acht mächtigen Rippen der schlanken Spitze, die den Schluß des Ganzen ausmacht; dazwischen sind die giebelgekrönten Bogen der Fenster und ihr zierlich leichtes Stabwerk, so wie die bunten und in mannigfachem Spiele wechselnden Rosetten in den schmalen Feldern der Spitze, nur eben eingespannt. Alles ist hier in den schwungvollsten und leichtesten Formen gebildet; je höher die letzteren emporsteigen, um so flüssiger und luftiger wird ihre Decoration; bis dem obersten Gipfelpunkte die mächtige Kreuzblume entblüht, die ihre Blätter dem Himmelsgewölbe entgegenbreitet. Wunderbar ist der Durchblick durch dieses luftige Formen-

spiel in das Blau des Himmels, wenn man auf der Fläche der Plattform steht; fast noch wunderbarer, wenn die Glut der untergehenden Sonne dies märchenhafte Gebilde mit Gold und Purpur übergießt. Der Thurm des Freiburger Münsters ist der Stolz der gothischen Architektur; wenigstens vereint unter all' den Thürmen, die zur Ausführung gekommen sind, keiner in gleichem Maße Reichthum, Kühnheit der Construction und freien gemessenen Adel der Formenbildung. Seine Gesamthöhe beträgt 385 rheinische Fuß.

F. Kugler.

39. Das Ordensschloß in Marienburg.

Gegründet nach dem Tode des großen Barbarossa, hatte der Ritterorden von Unser lieben Frauen zu Jerusalem die ersten Jahrzehnte seines Bestehens, gleich den Johannitern und Templern, gegen die Sarazenen im gelobten Lande Dienst gethan. Dann wird eine Schaar auf Bitten des Herzogs Konrad von Masovien nach dem Lande Cujavien, in die Gegend von Thorn, entsandt, die Herrschaft des hülflosen Piasten gegen die Einbrüche der heidnischen Preußen zu schützen. Daß sie dort blieben und nicht nur blieben, um den Interessen des slavischen Herzogs zu dienen, sondern auch um ihrem Orden ein Land zu erwerben, in dem es zum Bekehren wie zum Kämpfen an Gelegenheit nicht fehlen konnte, — war das Gebot und die Anordnung eines der bedeutendsten und einsichtigsten Männer, die wir auf der Höhe des Mittelalters kennen, des Hochmeisters Hermann von Salza. Er hatte für den ihm befreundeten Kaiser Friedrich II. die diplomatischen Verhandlungen mit der römischen Curie geführt, und so lange er lebte, hatte sich das Verhältniß zwischen den beiden Häuptern der Christenheit, wenn auch immer der Streitpunkte und Irrungen nicht wenige waren, noch ohne offenbare Feindseligkeiten gehalten; er war es gewesen, der in solcher Stellung den Orden, eine Lieblingsstiftung der Staufen, sicher gestellt hatte, auch bei den Päpsten, selbst wenn sie den Kaisern widerstrebten; er war es nun auch, der seinen Brüdern, den mitlebenden wie den kommenden, in der Besitznahme Preußens eine Aufgabe stellte, die mehr enthielt als die der meist aus welschen Ländern stammenden Johanniter und Templer, eine Aufgabe, die nur einem Bunde von Deutschen gestellt werden konnte, die: das mit Blut erkaufte Land durch die Mittel und Segnungen des Friedens dauernd festzuhalten.

In der That, es war dieser Kreuzzug nach Nordosten ganz anderer Natur als die nach Vorderasien. Zwar ward nicht weniger und nicht minder grausam gestritten als im Morgenlande, denn nach unsäglicher, schwerer Arbeit mit dem Schwerte rückte der Orden vor bis zu den heiligen Hainen von Romove, und mancher Vertrag ward gebrochen, manche rohe List angewandt, um die Feinde zu überraschen und zu theilen; aber hinter den Kriegerschaaren zog auch der Pflug ein in das Land, um die schützenden Burgen baute der deutsche Gewerbfleiß Städte an, und statt einer soldatischen Gewaltherrschaft, wie sie die Templer übten, ertheilte der Deutsche Orden Freibriefe und Handfesten. Unter dem Schutze des Magdeburgischen und Lübischen Rechtes erwuchs ein freier Bürgerstand, der mit den Bauern aus Thüringen und Niedersachsen schaarenweise in die Weichselgegend zog. Wie bald verrottete und verdarb alles, was die

abendländischen Kreuzfahrer in Asien gegründet hatten! Hier wuchs und erstarkte die Pflanzung, weil man nicht nur zerstören oder genießen wollte, sondern zugleich aufbaute und arbeitete; die ganze weite Strecke von den Quellen der Netze bis zu den Ausflüssen des Niemen ward deutsch in Glauben, in Sprache, in Sitte und Gesetz.

Hermann von Salza hat das Land nicht gesehen, in das er seine Ritter schickte, hat das Aufwachsen der Macht, zu der er den Grundstein legte, nicht erlebt. Aber seine Nachfolger im Amte ehrten die Hinterlassenschaft des großen Vorgängers und, wie schon angedeutet, nach kaum 80 Jahren erstreckte sich das Land, das ihnen gehörte, von den Ufern der Weichsel bis an die kurische Nehrung, von Thorn bis Memel. Die Weise, wie sie vorschritten, erinnert an die Politik der alten Römer, die keinen Fuß breit vorwärts gingen, ohne das hinten liegende Gebiet durch Festungen und Colonieen zu sichern, mit dem, was der Krieg verlangte, zugleich die Segnungen des Friedens verbindend. Bis jetzt hatten sie die Beziehungen zu Asien noch festgehalten; die Hochmeister hatten, um nach beiden Richtungen wirken zu können, ihren Sitz in Venedig gelassen; als aber mit dem Falle von Ptolemais die letzte europäische Besitzung in Syrien verloren gegangen war, da siedelte auch die Ordensregierung nach Preußen über, und — was bedeutsam genug ist — Siegfried von Feuchtwangen zog in Marienburg ein gerade 1309, in derselben Zeit also, wo der Untergang des viel reicheren und anscheinend mächtigeren Templerordens, von welchem die deutschen Brüder einst Rüstung und Kleidung entlehnt hatten, bereits eine beschlossene Sache war.

In Marienburg! Denn diese Feste erschien mit Recht als der zum Mittelpunkte des jungen Staates am meisten passende Ort. Auf einer mäßigen Höhe am rechten Ufer der Nogat gelegen, in geringer Entfernung von der Mündung des Flusses, weit genug von dem Gebiete der feindlichen Nachbaren in Pomerellen und Polen und nicht zu weit von den östlichen Marken jenseit Königsberg, mußte dieser Punkt mit seiner fast unerschöpflichen fruchtbaren Umgebung den Hochmeistern bei der Wahl ihrer Residenz vor allen anderen einladend winken. Als der Entschluß fest stand, dort zu wohnen, wurde die kleine Burg, welche wahrscheinlich von dem Landmeister Konrad von Thierberg um 1276 gegründet und kaum etwas mehr als eine einfache Befestigung mit den nothwendigen Räumen für die Besatzung und ihre Rosse gewesen war, völlig umgestaltet. Man legte die knappen Umfriedigungsmauern nieder, bauete statt der engen Thore und Thüren mächtige, hochstrebende Portale, stellte das große Kapitelhaus her und führte vornehmlich — so ziemte es den Brüdern, die auch Mönche waren, — eine stattliche Kirche mit verschiedenen Kapellen auf; die Ställe für das Vieh, die Räume für Kriegsmaterial und zur Aufbewahrung des Lebensmateriales verwies man in die sogenannte Vorburg, die nordwärts von der eigentlichen Burg angelegt ward; schließlich erfolgte der großartige Ausbau der prachtvollen Hochmeisterwohnung und des wunderbar herrlichen Conventsaales oder Conventsremters für die Mahlzeiten und freieren Zusammenkünfte der Ordensmitglieder, so wie man denn auch nach der Vollendung des Aeußeren an die reiche und zierliche Ausschmückung des Inneren

dachte. Mit der Vorburg nahm der ganze Bau eine solche Breite ein, daß fast die halbe Stadt Marienburg noch heute auf dem Boden des alten Schlosses steht. Natürlich ist das gewaltige Werk nur langsam vollendet worden; die nächsten Meister nach jenem Siegfried (Werner von Orseln, Dietrich von Altenburg, Winrich von Kniprode) haben jeder einzelne Theile hinzugefügt; ungefähr als das dreizehnte Jahrhundert endete, mag das Ganze dagestanden haben. Daß die Hochmeister ihre Residenz erst im 14. Jahrhundert baueten, nicht sofort bei dem ersten Eindringen des Ordens, dieser Umstand hat dem Werke zum größten Vortheil gereicht. Denn in Deutschland war mittlerweile die bisherige Weise des Burgenbaues gegen eine neue aufgegeben worden. An die Stelle der befestigten, gedrückten und unbehaglichen Wohnungen, des kurzgemessenen Hofplatzes, der kleinen, schlechtverwahrten Fenster, die schlitzartig die Thurmmauern durchbrachen, der engen Treppen und niedrigen Thüren waren seit dem 13. Jahrhundert hochgewölbte, säulengetragene Räume, weite Plätze, hohe und freie Thorfahrten, zierlich gewundene, bequeme Treppen und hochstrebende, in schönen Formen sich erhebende Fenster getreten; der Sonne und dem Lichte war reichlicherer Zugang gestattet, auch auf bequeme Lage und Zusammenhang der Zimmer hatte man achten gelernt.

Und noch ein anderes kam wohl der Stattlichkeit des Gebäudes zu gute. In das unbekannte, fremde Land zog der Hochmeister ein, aber er kam auch aus der Fremde und ein großer Theil seiner Ritter mit ihm. Wir finden also nicht allein die Art der deutschen Heimat hierhin übertragen; auch was in Italien und im weiteren Süden und Osten das Auge gesehen und die Lebensgewohnheit nahe gebracht hatte, auch dies fand hier, so weit es möglich war, seine Verwendung. Kann man doch die Gewölbe und Kreuzgänge, die die Templer auf ihren Balleien in verschiedenen Ländern erbauten, sofort an bestimmten Ornamenten, an der Stilart erkennen. Nicht weniger läßt sich von der Marienburg sagen, daß zumal die Großartigkeit in dem Entwurfe und die Kühnheit, mit welcher die Massen zusammengestellt sind, ihre Vorbilder nicht in Deutschland, sondern in weiterer Ferne gehabt haben, von Einzelheiten ganz abgesehen.

Freilich fehlt in dem Ganzen die Einheit. Dies ergiebt sich schon daraus, daß so lange an dem Werke gearbeitet ist; auch das augenblickliche Bedürfniß und selbst der Eigenwille der einzelnen Meister würden die Ausführung eines systematischen Planes gehindert haben. Aber wunderbar! So stetig war der Geist, der den Orden durchdrang, so scharf ausgebildet die Ueberlieferung selbst in der Hervorbringung dieses Werkes, daß, wenn keine eigentliche Einheit vorhanden ist, doch auch die einzelnen Theile unter einander und im Verhältniß zum Ganzen nicht contrastiren, daß eine — so zu sagen — behagliche Harmonie über die Gesamtheit des Schlosses ausgebreitet ist.

Es würde sich diese Ansicht noch bestimmter vertreten lassen, wenn wir noch im Stande wären, das Ganze zu übersehen. Leider haben wir aber nur Reste desselben. Denn nach der goldenen Zeit des großen Winrich von Kniprode währte es kaum 30 Jahre, und der Orden sank von seiner erhabenen Stellung in tiefste Niedrigkeit. Es ist bekannt, wie er zur

Sicherheit seiner Existenz genöthigt war, auch die Unterwerfung des heidnischen Lithauens, das ihn von der nördlichen Colonie Niederdeutschlands in Livland und Esthland trennte, zu versuchen, wie er, um mit dem deutschen Mutterlande in Verbindung zu bleiben, Pomerellen (das jetzige Hinterpommern) an sich fesseln mußte, wie er zu demselben Zwecke auch der Neumark bedurfte. Das waren alles Bestrebungen, die den Neid und Haß des benachbarten Polenreiches wachriefen, das durch den deutschen Großstaat seine Nationalität gefährdet sah. Als nun mit Ladislaus Jagiello Lithauen und Polen in eine Hand kamen, da begann der Kampf auf Leben und Tod, dem nicht mehr auszuweichen war, und der zuerst mit einem theilweisen, in nicht langer Zeit darauf mit dem gänzlichen Ruin des Ordens endete. Die Schlacht auf der Heide bei Tannenberg raffte die schönste Blüte der streitbaren Ritter hinweg, der Hochmeister selbst fiel, und die Slaven standen vor der Hauptfeste des Ordens, vor Marienburg. Was half es, daß der ernste und strenge Heinrich Reuß von Plauen das Capitol des Staates mit Erfolg vertheidigte? Zucht und Ordnung waren aus dem Orden gewichen, die Ritter waren auf dieselben Abwege wie die Templer gerathen, sie hatten den Gehorsam nach oben und Milde und Mäßigung nach unten verlernt, das Land mit seinem landsässigen Adel und mit den Handel treibenden Städten war der Herrschaft müde, die von jedem einzelnen Bruder in tyrannischer Weise geübt ward; es verbündete sich mit den Nationalfeinden, um sich der nächsten Unterdrücker zu entledigen, und im zweiten Frieden von Thorn 1466 mußte alles Land westlich der Weichsel, jenseit des Flusses Marienburg und Stuhm und Culm und Michelau nebst Ermland an Polen abgetreten werden; der Hochmeister zog als Vasall der Jagellonen nach Königsberg, das nunmehr die Hauptstadt des zerschnittenen und gelähmten Staates ward. In Marienburg aber setzten sich polnische Starosten fest, in dem Lande ringsum verschwand der deutsche Adel und die deutsche Sprache, nur in den Marschen der Niederung blieb der plattdeutsche Bauer wohnen, weil der Pole es verschmähet, durch saure Arbeit und Kampf mit den Elementen wohlhabend und unabhängig zu werden.

Jetzt gerieth vieles im Schlosse durch Vernachlässigung in Verfall, anderes ward durch An- und Einbauten bis zur Unkenntlichkeit verändert und verunglimpft. Doch muß ein billiges Urtheil den Polen nachsagen, daß sie weniger zerstörten als überkleibeten, daß sie zwar nicht erhielten, was mit geringer Mühe gerettet werden konnte, aber auch stehen ließen, was stehen konnte und wollte. Die schmerzlichste Einbuße erlitt die Burg vielmehr, als mit der ersten Theilung Polens 1772 das Weichselland wieder unter Preußens Scepter kam, als unverständige Diener des großen Königs den haushälterischen Eifer desselben soweit überspannten und übertrieben, daß sie keine Schönheit, kein Denkmal einer großen Vergangenheit achteten, wenn ihr Nützlichkeitsprincip damit in Widerstreit kam. Damals wurde der Conventsremter zum Exercierhause umgewandelt, in den Zimmern des Hochmeisters schlugen Weber und andere Arbeiter ihre Werkstätten auf, das sogenannte Hohe Schloß, worin das Kapitelshaus lag, ward ein Kriegsmagazin; und im Anfange dieses Jahrhunderts wurde

gar der größte Theil dieses Flügels abgebrochen, um das Material zur Herstellung eines neuen Magazins zu verwenden. Wer weiß, ob nicht demselben Schicksale auch der Rest, der stehen geblieben, verfallen wäre, hätte nicht Max von Schenkendorf, der Dichter, vor diesem Vandalismus gewarnt. Die Behörde stand von ihrem Plane ab und verstand sich sogar dazu, das noch Vorhandene restauriren zu lassen, als die Noth des Vaterlandes alle solche Bestrebungen zurücktreten ließ. Nach den Freiheitskriegen aber, als die Erhebung des Volkes gegen den Landesfeind jedes Herz mit heiliger Begeisterung für alles Große und Edle erfüllt hatte, fand die Idee allgemeinen Anklang, die Marienburg, die ja nicht nur das Haupthaus des mächtigen Ordens gewesen, sondern von der aus auch deutsches Leben und deutsche Bildung im Lande verbreitet und gefördert worden war, aus dem Schutte der Jahrhunderte in alterthümlicher Schönheit wieder erstehen zu lassen. Durch freiwillige Gaben sollten die Mittel zur Wiederherstellung aufgebracht werden; mit Enthusiasmus ging man darauf ein, der König und sein hohes Haus als die ersten. So ist es denn nach fast einem halben Jahrhundert gelungen, den alten Glanz des Ortes wieder aufleben zu lassen; soviel sich hat retten und nach dem Sinne des Verlornen erneuern lassen, das steht wieder da: ein schönes Denkmal der Hoheit vergangener Zeiten und des dankbaren, gemeinsamen Wirkens der Gegenwart.

Und nun laden wir den Leser zu einer Betrachtung des Baues ein, indem wir uns zuvor noch Zweierlei vergegenwärtigen: die Bestimmung des Gebäudes und das Material, aus dem es errichtet ist. Eine Feste sollte es sein, ein Aufenthalt sodann und der Hauptsammlungsort für mönchische Ritter, die der Welt und ihren Freuden entsagt haben, und drittens ein Fürstenschloß für den Regenten des Ordensstaates. Alle drei Bedingungen hat es erfüllt, wenn wir uns auch nur noch von den beiden letzteren eine Vorstellung machen können, seitdem die Festungswerke abgetragen sind und den Grund und Boden für Privathäuser der Stadt hergegeben haben. Dem entsprechend zerfiel es auch in drei Theile: in das zum Theil zerstörte Hohe Schloß, wo die Brüder ihre Wohnungen hatten, wo das Kapitelshaus zur Verhandlung allgemeiner Angelegenheiten, zur Aufnahme neuer Brüder und zur Wahl der Hochmeister lag, — in die Vorburg, von der wir oben sagten, daß sie ganz verschwunden sei, — und in das mittlere Schloß, wo der Meister mit den Gebietigern, dem Großkomthur, dem Marschall, dem Treßler und Drapier wohnte und der Conventsremter die Brüder zu geselligen Zusammenkünften aufnahm. Soweit sich der Charakter des Hohen Schlosses noch erkennen läßt, war es der einer strengen, herben Einfachheit und Entsagung; selbst die Mauern trugen das Gepräge des eintönigen Ernstes und der Schmucklosigkeit, die Zahl der Fenster war auf das nothwendige beschränkt, ein kunstloser Fries zog sich unter dem Dache entlang. Weil das Hohe Schloß den Sitz des Ordens in seiner ritterlichen und religiösen Bedeutung bildete, so war es von vier Flügeln geheimnißvoll umschlossen; darum stand hier der höchste Thurm, in schlanken Formen aufstrebend und zur höchsten Höhe weisend; darum auch war hier das kolossale Bild der heiligen Jungfrau mit seinem

blaugoldenen Sternenmantel an der Ostseite der Annenkapelle angebracht. Anders das Mittelschloß, wo des Meisters Räume und der Conventsremter sich befanden. Aus seinen Formen, die kühner, lebensvoller und eleganter sind, spricht die Freude an Genuß und Behaglichkeit; es drückt die weltliche Seite des Ordens aus, die des Glanzes nach außen nicht entbehren kann, die sich auch in ein anmuthiges, weniger klösterliches Gewand kleiden darf.

Es läßt sich kaum hoffen, daß der Leser von dem Eindruck, den das Aeußere der Burg auf jeden Beschauer hervorbringt, eine Vorstellung haben werde. Vielleicht hilft dazu das andere der vorher erwähnten Momente. Weithin enthält der Boden in Preußen keinen zum Baumaterial geeigneten Stein; das ganze Werk ist aus gebrannten, zum Theil glasirten Ziegeln aufgebaut. Nun denke man sich die dunkle, halb violettbraune, halb selbst schwärzliche Färbung, in der das Ganze vor das Auge tritt, man vergegenwärtige sich, wie aller Bau aus gebranntem Stein eine bestimmte Monotonie nicht verläugnen kann; denn nur, wenn das Material hart ist und zu größeren Stücken geschnitten werden kann, sind kühne, luftige Unterbrechungen in den Flächen der Wände und kunstvolle Verzierungen herzustellen. Und doch ist dies möglich geworden durch die geniale Behandlung des stumpfen, ungefügen Stoffes. Bei dem Hohen Schlosse hat man nicht gewollt, was am Mittelschlosse in wunderbar ergreifender Weise ausgeführt ist; daher dort der ernste, dunkle Ton, der über allem liegt; hier dagegen ist die Einförmigkeit durch Trennungen, Auskehlungen und Auskantungen, überhaupt durch die Mannigfaltigkeit gemäßigt und der Ernst der Grundfarbe lichter gemacht. Wenn man drüben, jenseit der Nogat, steht und auf das Mittelschloß hinübersieht, so erscheint es zunächst als ein plumper, schwerfälliger Koloß; aber bei näherem Anschauen sieht man, wie die wuchtigen Strebepfeiler an den Seiten durchbrochen sind von schlanken, weißen, auch wohl schwarzen Granitsäulen, wie eine Menge Fenster, und zwar nach oben zu immer mehr, die Masse gewissermaßen beleben, wie Bogen und Friese in graziösen Verhältnissen über diesen schweben, wie alles sich vereinigt zu dem harmonischen Gesamteindrucke von bewußter, solider Kraft, die fast in gefälligem Schmuck auftritt.

Wir treten endlich, von der Vorburgseite kommend, in das Schloß ein. Der Weg führt über eine Brücke unter dem Thore hindurch, das mit dem stahlgrauen Wappenschilde, darin das schwarze Kreuz und der Adler, geschmückt ist. Nun stehen wir im Hofe des Mittelschlosses. Ein weiter, stiller Raum. Die Krankenstuben, Firmareien, Küchen- und Gastkammern hinter uns lassend, wenden wir uns rechts, wo eine starke Eichenthür zu ebener Erde sich vor uns öffnet, um uns einzulassen in den Conventsremter. Welch ein zauberischer, unbeschreiblicher Anblick! Ein viereckiger Saal von 96 Fuß Länge, 48 Fuß Breite und 28¾ Fuß Höhe enthält das schönste Spitzbogengewölbe, das vielleicht auf Erden steht. Drei achteckige, gleichweit entfernte Pfeiler tragen den Bau. Kenner sagen, daß die gesamte gothische Kunst kein Gewölbe aufzuweisen habe, das in Leichtigkeit der Bildung, in Eleganz der Formen, in Freiheit und Beschränkung von Raum und Licht und in schönem Verhältniß der Stützen

zu dem Gestützten diesem Meisterwerke gleichkomme. Jeder Pfeiler besteht aus einem einzigen Stücke roth und schwarzgemischten Granits, jeder hat nur 14 Zoll Dicke und steigt über 10 Fuß in die Höhe, wo aus seinen fein gearbeiteten Kopfgesimsen sich 24 glatte Rippen leicht und zierlich zu Spitzbogen emporschwingen, um sich gegen die Wände wieder hinabzusenken, wo sie auf ebenso fein gearbeiteten Kragsteinen aufsetzen. Man hat die Pfeiler und ihre Bogenausstrahlungen mit Palmen verglichen oder mit Fontänen; die Vergleiche sind richtig und sind falsch, wahr aber ist, daß man das Auge davon kaum wieder wegzuwenden vermag. Und doch wird es durch ein anderes Bild abgezogen: durch die Fenster, deren es 14 in dem Remter giebt, 8 nach der Nogatseite, 6 nach dem Hofe zu, alle in Spitzbogenform bis etwas über die Mitte der Wände hinaufreichend. Sie sind entweder aus farbigen Glastafeln zusammengesetzt oder enthalten Glasmalereien, sämtlich Stiftungen der westpreußischen Kreise und Städte. Nun laßt abends die letzten Strahlen der Sonne die westlichen Fenster durchbrechen. Die Farben der Scheiben werfen ihren spielenden Widerschein auf die weiße Ostwand oder auf die bunte Mosaik des Fußbodens, während die Granitpfeiler sich mit scharfen Umrissen abzeichnen. Oder laßt von der Ostseite her das bleiche Licht des Mondes hineinfließen und phantastische Gestalten aus den Glasmalereien herausformen. Immer ist der Eindruck überwältigend und unfaßbar für das Wort.

Wir scheiden davon, indem wir eine Treppe hinaufsteigen, die die Verbindung mit dem Conventsremter und dem Meisterschlosse herstellt. Weniger bequem, als der Besucher sie sich denken mag, führt sie ihn zu einem langen Gange, der wieder ein schönes Spitzbogengewölbe bildet und wieder durch bunte Glasfenster sein Licht erhält. Viel bewundert sind auch hier die schlanken Pfeiler; sie stehen vor den Fenstern ohne doch dem Lichte seine volle Wirkung zu nehmen. Wir werfen einen Blick in die Tiefe des Ziehbrunnens, der durch alle Stockwerke hindurch bis in das Erdgeschoß reicht; dann treten wir ein in des Meisters großen Remter, den prächtigsten Saal des ganzen Schlosses. Bei einer Länge und Breite von 45 Fuß ist er 30 Fuß hoch, und das Gewölbe, das in den schönsten, reinsten Spitzbogen ausgeführt und mit vielen gegliederten Gurtbogen verziert ist, ruht in der Mitte auf einem einzigen, achteckigen Granitpfeiler aus einem Stücke von 12 Fuß Länge und 17 Zoll Dicke. Man muß sich in das Verhältniß dieser Dimensionen hineindenken, um von dieser Kühnheit, Schlankheit und Freiheit einen Begriff zu erhalten. Und was den Eindruck des Unbeschränktseins noch erhöhet: nur eine Wand — die, in welcher der Kamin steht — ist undurchbrochen, die drei anderen nehmen überall durch Fenster das Licht auf; auch die Pfeiler zwischen diesen sind schmal, die meisten derselben haben nur etwas über zwei Fuß Breite. Jetzt begreifen wir erst, warum der Baumeister die Strebepfeiler an ihrer Außenseite schwächte; hätte er sie in ihrer einheitlichen Stärke gelassen, so würden sie mindestens vier Fenster unmöglich gemacht haben; und jetzt erst wird unsere Bewunderung vor seinem Talente vollständig, wenn wir uns erinnern, daß auch dieser mannigfaltig und dünn gegitterte Bau aus Ziegelstein aufgeführt ist. Aber das Licht würde uns mit seiner

Energie durch 10 Fenster erdrücken, wäre es nicht auch wieder gemildert, denn hier wie im Conventsremter sind die Scheiben neben den bunten Steinrosetten von gefärbtem Glas. Das Königliche Haus hat die Fenster herstellen lassen. Eins davon ruft jetzt ein doppelt freudiges Gefühl hervor; vom damaligen Kronprinzen und seiner Gemahlin geschenkt, stellt es den Moment dar, wie Kaiser Friedrich II. dem Hochmeister Hermann von Salza den kaiserlichen Adler in Fahne und Wappen verleiht. Ueber dem Kamine in der Ostwand steckt jene berühmte Steinkugel, welche bei der Belagerung Marienburgs durch die Polen nach der Schlacht bei Tannenberg (1411) bestimmt war, den Pfeiler des Remters einzustürzen und die versammelten Ordensgebietiger unter den Trümmern des Gewölbes zu begraben, das aber wohl auch ohne Pfeiler stehen geblieben sein würde.

An den großen Remter stößt Meisters kleiner, der wohl eben so lang und breit ist, als sein Nachbar, aber bei weitem nicht so hoch: ein Verhältniß, das ihm die entsprechende Behaglichkeit verleiht. In dem Fußboden bemerkt man 14 mit Lochsteinen geschlossene Heizröhren; sie waren bestimmt, erwärmte Luft aus dem Kellergeschosse bis hinauf in diesen Saal zu führen. Auch hier ist das Gewölbe von schöner, obschon nicht so luftiger Spannung, und der Pfeiler architektonisch deshalb merkwürdig, weil ihm das Sims fehlt, so daß die Gewölberippen die unmittelbare Fortsetzung seiner Flächen bilden. Es folgt Meisters Stube und Meisters Gemach, das letztere Zimmer das gemüthlichste und wohnlichste im ganzen Schlosse, mit Tischen und Sitzen, einem Bücherschranke und Bildern an den Wänden. Den Schluß in der Reihe desselben Flurs bilden die Privatgemächer des Meisters, die Hinterkammer, Badekammer und die Kapelle, die einen ernsten, aber doch traulichen Eindruck macht, übrigens im Rundbogen- und Spitzbogenstile zugleich aufgeführt ist.

Noch viele Räume wären zu durchwandern und zu beschauen, alle wieder von eigenthümlicher Schönheit und je nach dem Zwecke verschieden, so z. B. die Stuben der Gebietiger, die unter denen des Meisters liegen. Doch würde damit das Bild von dem Schlosse nicht deutlicher werden. Wer aber einmal die Burg besucht, dem ist zu rathen, auch in das Kellergeschoß zu treten und die ungeheuren Träger zu betrachten, über denen sich in den höheren Zimmern die immer schlankeren Pfeiler erheben. Da wird man erst inne, welcher Grundlagen es bedarf, um solche Lasten zu stützen. Das Volk von Marienburg hat den Glauben, daß die Fundamente eben so tief in die Erde hinabreichen, wie das Gebäude sich in die Luft erhebt.

Also genug von den Steinen, und von ihnen zu den lebendigen Menschen! Denn wahrscheinlich wird dem Leser die Frage nahe liegen, wie nun in diesen merkwürdigen Räumen gelebt und verkehrt ward. Die Antwort kann nicht vollständig sein; doch hat der hochverdiente Geschichtsschreiber des Ordens, Johannes Voigt, aus archivalischen Quellen ein Bild von dem Treiben und Walten der Brüder entworfen, nach dem sich jene Frage wenigstens theilweise erledigen läßt.

Es wurde bereits gesagt, daß in dem Hohen Schlosse, wo die Ritter wohnten, der Ernst ihres Berufes und Gelübdes sich ausdrücke. Da ver-

den sie einsam lesend und nachdenkend in den Zellen gesessen haben oder zu regelmäßigen Tageszeiten, zur Hore und Complete, in die Kirche gegangen sein zur Messe und zu gemeinsamem Gebet und Gesang. Wenn das dritte Tagesgebet, die Sexte, um 12 Uhr abgehalten war, dann zogen sie insgesamt in ihren weißen Mänteln über den stillen Hof ins Mittelschloß, in den Conventsremter, wo sie sämtlich an der allgemeinen Conventstafel aßen; nur für den Hochmeister und die hohen Ordensbeamten gab es eine besondere Gebietigertafel. Hatten die Priesterbrüder das Gebet gesprochen, so ward in Schweigen die Mahlzeit eingenommen, ein Ordensbruder trug etwas vor, hielt die Lection. Derselbe Conventsremter war aber auch der Ort zu geselliger Zerstreuung und lustigem Zeitvertreib; hier versammelten sich die Brüder zu behaglicher Mittheilung und Unterhaltung, hier saßen zu vertraulichem Gespräche die zusammen, von deren inniger Freundschaft die Ordensgeschichte öfters zu berichten weiß. Hier waren auch Spiele erlaubt; man vergnügte sich am Schach- und Damenbrett. Und an hohen Festtagen wurden auch wohl fröhliche Trinkgelage gehalten — Collationes —, zu denen der Meister Wein und allerlei Leckerbissen reichen ließ.

Viel anders als das der gewöhnlichen Brüder war auch das Leben des Meisters nicht, wennschon ihn die Leitung des Staates und der äußeren Angelegenheiten in buntere Berührung mit der Fremde bringen mußte als sie, wennschon er nicht nur Ordensbruder, sondern auch Fürst war. Wir dürfen nicht vergessen, daß die letztere Würde meist nur für die Fremden sichtbar ward; unter den Seinigen war er nicht viel mehr als der erste unter Gleichen. Wir empfinden dies deutlich selbst in seinen Privatzimmern; an ein bequemes Beieinander gewöhnt, würden wir ungern in den fürstlichen Gemächern wohnen mögen; sie haben etwas Kaltes und Melancholisches und erinnern selbst in ihrer Pracht an die Klosterzelle. Wenn der Meister freilich als Herr und Fürst erschien, so schwiegen wohl zeitweise die strengen Gesetze des Ordens. Gab er sein Meisterfest nach der Wahl oder empfing er Gesandte fremder Fürsten oder beherbergte er erlauchte Gäste in seiner Burg zu St. Marien, dann zog sein Hofhalt fast das Gewand eines weltlichen Fürstenhofes an. In seinem kleinen Remter speiste er mit Vertrauten, in dem großen wurden an reichen und vollbesetzten Tafeln glänzende Gastereien ausgerichtet. Da erschienen auch Dichter und Liedsprecher, auch Musikanten und Fiedler — und diese gewährten eine erlaubte Zerstreuung; denn Voigt erzählt, daß, als ein fremder Spielmann von seltener Kunst im Jahre 1405 in der Burg gesungen, der Kastellan des Ordenshauses, Papau, ihm die Weise abgelernt habe, denn auch er sang bald „so wol sam die Nachtigal." Selbst Gaukler und „Tumeler" und andere „gehrende" Leute stellten sich ein, wurden aber vom Meister spärlicher beschenkt als die Spielleute, denn ihre Ergötzlichkeiten hießen in den Gesetzen ein „gefährlich Gaffenspiel, dessen man durch weltliche Hoffahrt pfleget zu des Teufels Diensten." Aber wundern würden wir uns, wenn wir in dem ernsten Schlosse auch von einem Hofnarren hören, wüßten wir nicht, daß solche Leute rechtmäßig zu einer fürstlichen

Dienerschaft gehörten; ihre Possen und Tollheiten waren das schneidendste, aber nothwendige Gegenstück zu der Strenge des ganzen Lebens.

In der Sommerzeit verweilte der Hochmeister auch außerhalb der Burg in seinen Gärten, die auf dem Wege nach Elbing zu das Ordenshaus umzogen. Da freuete er sich, wenn ihm in dem welschen Garten Südfrüchte oder Trauben reiften, oder er fütterte in den großen Teichen die Fische, oder er sah den Hirschen und Auerochsen und Löwen zu, die er in einem Zwinger hielt. — Nicht minder war für die Brüder der Aufenthalt in der Vorburg bewegter und lebendiger. Da tummelten sie die Rosse, probten die Waffen, übten das Bogenschießen und überwachten die großartigen Vorbereitungen in dem Tempel (Magazin) und dem Karwanshause, die getroffen wurden, wenn ein gefährlicher Krieg drohete. Kehrten sie dann wieder ein durch das hohe Thor, so umfing sie aufs neue der Ernst und die Stille, die dort die Regel waren.

Heute ist es noch stiller in den Räumen; unsere Tritte hallen wieder, selbst auf dem weiten Hofe. Nur in Sommertagen, wenn die Reiselust bei aller Welt erwacht, führt die Eisenbahn, die nicht weit vom Schlosse vorübergeht, eine zahllose Menge von bewundernden Besuchern in die Burg. Kämen ihrer doch so viele hierher, nach dem hohen Nordosten, als jährlich in den Südwesten nach dem schönen Heidelberg ziehen! Denn dies Schloß ist das rechte Gegenbild von dem Marienburger. Das Heidelberger, eine schöne Ruine aus der Renaissancezeit, mit den Erinnerungen an die alten, lebenslustigen Kurfürsten, mit dem Blicke auf das schöne Neckarthal und in die milde, erquickliche Landschaft; die Marienburg, in einer reizlosen, wenn auch fruchtbaren Gegend, ohne südliche Sonne, auf ihrem Antlitz den strengen Ernst des Bundes, dessen Hauptort sie war. Aber die Marienburg ist keine Ruine. Sie verbindet zwei weit aus einander liegende Jahrhunderte; und wie ein Glasfenster in dem Conventsremter den Ritterbruder links, den preußischen Landwehrmann rechts zeigt, so ist die Burg ein Denkmal, ebenso von der Bedeutsamkeit des jungen, anwachsenden Ordensstaates, wie von dem opferfreudigen, wahrhaft patriotischen Geiste, der vor 57 Jahren in der zweiten preußischen Hauptstadt, der Nachfolgerin Marienburgs, in Königsberg geboren ward.

O. Nasemann.

40. Der sterbende Fechter.

(Im Capitolinischen Museum.)

Diese Bezeichnung, wenn auch historisch unrichtig, wird dem bekannten Meisterwerke wohl bleiben, so lange Byrons herrliche Strophen leben, in denen er dasselbe besungen und zugleich unübertrefflich geschildert hat:

Ich sah vor mir den Gladiator liegen.
Er lehnt auf seine Hand. Das Auge schließt
Sich männlich, noch im Todeskampf zu siegen.
Es sinkt sein mattes Haupt, das Blut ergießt
Als letzter Tropfen sich, der langsam fließt,

So wie die ersten vor Gewittern fallen;
Und Ebbe wird, was erst so flutend schießt,
Es schwimmt der Circus ihm, er stirbt, — es hallen
Noch wild die Stimmen, die zum Lob des Siegers schallen.

Er hört's, doch achtet's nicht! — Weit ist sein Blick
Und weit sein Herz hinweg zum fernen Lande;
Ihn rührt nicht Lob, nicht tödtliches Geschick! —
Sein rauhes Hüttchen liegt am Donaustrande,
Dort spielt sein junges Völkchen in dem Sande,
Dort war sein dacisch Weib; dem Uebermuth
Römischer Festlust fiel ihr Mann zum Pfande —
Dies alles rauscht dahin mit seinem Blut!
Rächt's niemand? Gothen auf, schleift eurer Schwerter Wuth!

Eine kräftige Kriegergestalt ist tödtlich getroffen niedergesunken auf den riesigen Schild. Das Schwert ist der Faust entfallen, und aus der linken Brust rinnt das letzte Blutgetröpfel der Todeswunde. Die rechte Hand stemmt sich noch matt gegen den Boden; die linke ruht über dem Knie auf dem Schenkel des zusammengezogenen rechten Beins, über dessen untere Hälfte sich das linke schon sterbend hinstreckt. Alles, bis auf das sinkend zur rechten Seite geneigte Haupt zeigt den Moment an, welcher dem „langhinstreckenden Tode" vorangeht. Der letzte Athem scheint aus dem geöffneten Munde zu dringen, die Augen starren und brechen, und im Todesschauer kraust sich die Stirn unter dem emporgesträubten Haar. Das niederwärts gekehrte Antlitz verbirgt selbst unter den Schauern des nahenden Todes den verhaßten Feinden im trotzigen Stolz den Ausdruck des körperlichen und des Seelenleidens. Allein mit sich und seinem Schmerze will er sterben. Noch ein Moment, und der mattstützende Arm wird zusammenbrechen und das sinkende Haupt sich auf ihm betten im Todesschlafe.

Das Alterthum bewunderte ein unschätzbares Werk des athenischen Bildhauers Kresilas, eines Künstlers aus der Schule des Myron und Polyklet. Es war ein todwunder, sterbender Krieger, an dem man, wie Plinius sagt, den letzten Rest von Lebensodem wahrzunehmen glaubte. Es ist möglich, daß der Künstler, der diesen sterbenden Gallier schuf, jenes berühmte Kunstwerk sich zum Muster genommen. Aber sicherlich hat er keine Kopie jenes Werks geliefert. Kresilas' sterbender Verwundeter war ein Grieche; der „sterbende Fechter" ist ein Gallier, ein Barbar. Als solchen bezeichnen ihn nicht nur der Schnurrbart und die Halskette, der mächtige Schild und das Schlachthorn, sowie das ganz der Schilderung Diodors entsprechende Haupthaar, das wie in dicken Zackenbüschheln emporstarrt und hinten tief in den Nacken herabgewachsen ist, sondern auch der ganze Habitus der Gestalt. Es ist in ihr mehr rohe Kraft als gymnastisch ausgearbeitete Behendigkeit. Die Haut, minder zart und elastisch wie die griechische, zeigt besonders an den Händen und Fußsohlen den Einfluß eines rauhen Klimas auf die Hülle des Körpers. Die Falten der Haut, die Winkel, wo Glieder zusammenstoßen, sind tief und kräftig angegeben. Ungriechisch ist endlich die Kopfbildung und der Ausdruck der Züge. Aber das Ganze ist erfüllt von dem Adel historischer Wahrheit, und das Bar-

barenthum selbst erscheint in dieser treuen Darstellung von dem griechischen Künstler zu der ihm eigenthümlichen Schönheit erhoben durch den Geist und die Empfindung, welche über dieser Gestalt ergossen liegen.

A. Stahr.

41. Der Borghesische Fechter.

(Im Louvre.)

Zu den griechischen Künstlern, welche nach dem Vorgange Lysipps Kampfscenen zum Gegenstande ihrer Darstellungen machten, gehörte auch jener Agasias von Ephesus, des Dositheus Sohn, dessen Namen die Inschrift an der Statue des sogenannten Borghesischen Fechters uns aufbehalten hat. Dies Werk, das ein Jahrhundert früher als der Belvederische Apoll in den Ruinen des alten Antium bei dem heutigen Porto d'Anzo, wenige Meilen von Rom, gefunden und später mit der Borghesischen Sammlung in das Museum des Louvre versetzt wurde, kann uns einen Begriff geben von der Meisterschaft, mit welcher die Kunst jener Zeit solche Vorwürfe des bewegten Lebens zu behandeln verstand.

Es ist ein Krieger, der mit der Rechten zum tödtlichen Stoße auf einen von oben herabdringenden Gegner, einen Reiter oder eine Amazone, ausholt, während er in demselben Augenblicke mit dem Schilde der Linken den von dieser Seite her gegen ihn gerichteten Hieb oder Stich des Gegners abwehrt. Die plötzlich auf ihn einbrechende Lebensgefahr hat ihn genöthigt, ihr in äußerster Spannung alle seine Fechterkunst und Gewandtheit entgegenzuwerfen. Der wie eine Feder vor dem Losschnellen weit nach vorn übergebeugte Leib ruht auf dem vorgeworfenen, gekrümmten, rechten Beine, während das linke weit nach hinten zurückgestreckt nur mit den drei ersten Zehen den Boden berührt. Man kann sich, wenn man die Stellung selbst nachzuahmen versucht, leicht überzeugen, daß hier zugleich mit dem Momente der Abwehr auch schon der zweite mit Blitzesschnelle folgende Moment des Ausfalls fixirt erscheint, bei dem der schwungartig geführte Angriffsstoß die Hauptsache ist. Denn nur so hat eine Stellung Sinn, in welcher länger als einen Augenblick fest zu verharren eine Unmöglichkeit ist. Der linke Arm streckt abwehrend dem Feinde den Schild entgegen. Und wie die Ruhe dieses Armes der Festigkeit des mit eingekrümmtem Knie aufgestemmten rechten Fußes entspricht, so harmonirt mit dem Zuge des weit zurückgestreckten linken Beins der Schwung des rechten Arms, der bis auf das äußerste zurückgeworfen ist. Die Meisterschaft, mit welcher das Motiv des Moments behandelt ist, zeigt sich besonders auch darin, daß diese Stellung, die in der Wirklichkeit und Natur höchst unsicher und nur einen Augenblick festzuhalten ist, in der Kunstdarstellung den Eindruck der höchsten Sicherheit und kräftigsten Festigkeit gewährt.

Das Momentane ist in diesem Bravourstück hellenischer Plastik auch in dem Gesichtsausdrucke vorherrschend. Kopf und Auge, in der gewaltsamsten Weise nach links hinauf dem Angreifer zugewendet, und der wie zum Kampfschrei geöffnete Mund verrathen eine Spannung, wie sie eben nur ein entscheidender Moment zu erregen vermag, ein Moment, in welchem Sein und Nichtsein auf der Schneide eines Schermessers schweben.

Man sieht deutlich, daß dieser Kämpfer keinen zweiten Hieb und Stoß des Gegners abwarten darf, daß es nicht nur gilt, sich zu schützen, sondern im nächsten Momente den gefährlichen Angreifer selbst zu vernichten. Darum streckt sich der rechte Arm mit dem Schwerte bereits zum Ausholen zurück; in der nächsten Secunde wird der Mann wie ein Blitz sich herumwerfen und, mit dem linken Beine ausfallend, den tödtlichen Stoß führen.

So gehört dies herrliche Werk zu der Zahl derjenigen Meisterwerke der antiken Plastik, welche jene Lessingsche Ansicht widerlegen, daß die Kunst des Bildners nicht das Augenblickliche, Momentane, daß sie nicht Erscheinungen darstellen dürfe, „zu deren Wesen es gehört, daß sie das, was sie sind, nur einen Augenblick sein können." Die griechische Kunst hat den Gegenbeweis thatsächlich geführt, und wenn auch gewichtige Ruhe ihre schönste Aufgabe ist, so war sie doch so wenig die einzige, daß die ganze Reihe ihrer trefflichsten Schöpfungen gerade auf die Fixirung des Augenblicklichen, auf die Hervorhebung eines vorübergehenden Moments gestellt erscheinen. Den Laokoon hat schon Goethe einen fixirten Blitz, eine Welle genannt, versteinert in dem Augenblicke, da sie gegen das Ufer anbrandet. Und wird nicht der Belvederische Apoll in der nächsten Secunde den Arm sinken lassen, die Diana von Versailles den Pfeil auflegen und absenden, der Diskobol die Wurfscheibe abschleudern, der Borghesische Fechter aus Abwehr zum Angriff übergehen, der sterbende Fechter im Tode zusammenbrechen, die Dioskuren mit ihren Rossen eine andere Bewegung machen, und jener Wettläufer Ladas, von dem der griechische Dichter fürchtet, daß er der Basis entspringen möchte, den winkenden Siegerkranz ergreifen? Jene Lessingsche Ansicht verwechselte das Momentane überhaupt mit einem Momentanen bestimmter Art, nämlich mit einem solchen, wo ein Häßliches zum Ausbruch kommt. Dies allerdings, aber auch nur dies, ist in der plastischen Darstellung unerträglich, weil ein so festgebanntes Häßliches widrig, ekelhaft und grauenerregend wirkt, während uns der Borghesische Fechter, trotz des blitzartig vorübergehenden Moments, der hier fixirt ist, immer aufs neue entzückt.

Das Werk ist vortrefflich erhalten, nur der rechte Arm und das rechte Ohr sind restaurirt. Der Marmor ist ganz braungelb und fleckig, doch scheint hier und da die Politur durch. Die technische Ausführung ist von höchster Vollendung bis herab zu den sorgfältigst gearbeiteten Fußnägeln. Die Benennung „Fechter" erhielt das Werk bei seiner Auffindung zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts darum, weil man damals in allen alten plastischen Kunstwerken römische Süjets dargestellt zu sehen glaubte. Später haben sich die Gelehrten vergebens abgemüht, in dem Helden eine bestimmte historische oder heroische Person zu erkennen. Aber ein Theseus, Achill oder sonst ein Heroe kann es nicht sein, weil Gestalt und Gesichtsbildung, obschon durchaus griechisch, dennoch von dem in der alten Kunst ausgebildeten Typus des Heroenideals keine Spur haben. Ein durchaus menschlicher Realismus ist gerade bei dieser Statue das Vorherrschende und Charakteristische. Es lebt in ihr jener scharf ausgeprägte historische Stil, von dessen Werken Winckelmann einmal sagt, „sie seien

wie die Geschichte, in welcher die Wahrheit, aber in den ausgesuchtesten Gedanken und Worten, vorgetragen wird," während er die Gestaltungen des idealen Stiles der großen Phidiassischen Zeit einem erhabenen Heldengedichte verglich, „von der Wahrscheinlichkeit über die Wahrheit hinaus zum Wunderbaren geführt."

A. Stahr.

42. Der Vaticanische Apollo.

Die Statue des Apollo ist das höchste Ideal der Kunst unter allen Werken des Alterthums, welche der Zerstörung entgangen sind. Der Künstler derselben hat dieses Werk gänzlich auf das Ideal gebauet, und er hat nur eben so viel von der Materie dazu genommen, als nöthig war, seine Absicht auszuführen und sichtbar zu machen. Dieser Apollo übertrifft alle andere Bilder desselben so weit, als der Apollo des Homerus den, welchen die folgenden Dichter malen. Ueber die Menschheit erhaben ist sein Gewächs, und sein Stand zeugt von der ihn erfüllenden Größe. Ein ewiger Frühling, wie in dem glücklichen Elysien, bekleidet die reizende Männlichkeit vollkommener Jahre mit gefälliger Jugend und spielt mit sanften Zärtlichkeiten auf dem stolzen Gebäude seiner Glieder. Gehe mit deinem Geiste in das Reich unkörperlicher Schönheiten, und versuche ein Schöpfer einer himmlischen Natur zu werden, um den Geist mit Schönheiten, die sich über die Natur erheben, zu erfüllen: denn hier ist nichts Sterbliches, noch was die menschliche Dürftigkeit erfordert. Keine Adern noch Sehnen erhitzen und regen diesen Körper, sondern ein himmlischer Geist, der sich wie ein sanfter Strom ergossen, hat gleichsam die ganze Umschreibung dieser Figur erfüllet. Er hat den Python, wider welchen er zuerst seinen Bogen gebraucht, verfolgt, und sein mächtiger Schritt hat ihn erreicht und erlegt. Von der Höhe seiner Genugsamkeit geht sein erhabener Blick, wie ins Unendliche, weit über seinen Sieg hinaus: Verachtung sitzt auf seinen Lippen, und der Unmuth, welchen er in sich zieht, blähet sich in den Nüstern seiner Nase und tritt bis in die stolze Stirn hinauf. Aber der Friede, welcher in einer seligen Stille auf derselben schwebt, bleibt ungestört, und sein Auge ist voll Süßigkeit, wie unter den Musen, die ihn zu umarmen suchen. In allen uns übrigen Bildern des Vaters der Götter, welche die Kunst verehrt, nähert er sich nicht der Größe, in welcher er sich dem Verstande des göttlichen Dichters offenbarete, wie hier in dem Gesichte des Sohnes, und die einzelnen Schönheiten der übrigen Götter treten hier, wie bei der Pandora, in Gemeinschaft zusammen. Eine Stirn des Jupiter, darin die Göttin der Weisheit wohnt, Augenbrauen, die durch ihr Winken ihren Willen erklären, und Augen der Königin der Göttinnen, mit Großheit gewölbet. Sein weiches Haar spielt, wie die zarten und flüssigen Schlingen edler Weinreben, gleichsam von einer sanften Luft bewegt, um dieses göttliche Haupt; es scheint gesalbt mit dem Oel der Götter und von den Grazien mit holder Pracht auf seinem Scheitel gebunden. Ich vergesse alles andere über dem Anblicke dieses Wunderwerks der Kunst, und ich nehme selbst einen erhabenen Stand an, um mit Würdigkeit anzuschauen. Mit Verehrung scheint sich

meine Brust zu erweitern und zu erheben, wie diejenigen, die ich wie vom Geiste der Weissagung aufgeschwellt sehe, und ich fühle mich weggerückt nach Delos und in die Lycischen Haine, Orte, welche Apollo mit seiner Gegenwart beehrte: denn mein Bild scheint Leben und Bewegung zu bekommen, wie des Pygmalion Schönheit. Wie ist es möglich, es zu malen und zu beschreiben! Die Kunst selbst müßte mir rathen und die Hand leiten, die ersten Züge, welche ich hier entworfen habe, künftig auszuführen. Ich lege den Begriff, welchen ich von diesem Bilde gegeben habe, zu dessen Füßen, wie die Kränze derjenigen, die das Haupt der Gottheiten, welche sie krönen wollten, nicht erreichen konnten.

J. J. Winckelmann.

43. Die Laokoongruppe.

Es ist ein großer Vortheil für ein Kunstwerk, wenn es selbständig, wenn es geschlossen ist. Ein ruhiger Gegenstand zeigt sich bloß in seinem Dasein; er ist also durch und in sich selbst geschlossen. Ein Jupiter mit einem Donnerkeil im Schoß, eine Juno, die auf ihrer Majestät und Frauenwürde ruht, eine in sich versenkte Minerva sind Gegenstände, die gleichsam nach außen keine Beziehung haben, sie ruhen auf und in sich und sind die ersten, liebsten Gegenstände der Bildhauerkunst. Aber in dem herrlichen Zirkel des mythischen Kunstkreises, in welchem die einzelnen selbständigen Naturen stehen und ruhen, giebt es kleinere Zirkel, wo die einzelnen Gestalten in Bezug auf andere gedacht und gearbeitet sind. Zum Beispiel die neun Musen mit ihrem Führer Apoll; da ist jede für sich gedacht und ausgeführt, aber in dem ganzen, mannigfaltigen Chor wird sie noch interessanter. Geht die Kunst zum leidenschaftlich Bedeutenden über, so kann sie wieder auf dieselbe Weise handeln: sie stellt uns entweder einen Kreis von Gestalten dar, die unter einander einen leidenschaftlichen Bezug haben, wie Niobe mit ihren Kindern, verfolgt von Apoll und Diana, oder sie zeigt uns in Einem Werke die Bewegung zugleich mit ihrer Ursache. Wir gedenken hier nur des anmuthigen Knaben, der sich den Dorn aus dem Fuße zieht, der Ringer, zweier Gruppen von Faunen und Nymphen in Dresden und der bewegten herrlichen Gruppe des Laokoon.

Die Bildhauerkunst wird mit Recht so hoch gehalten, weil sie die Darstellung auf ihren höchsten Gipfel bringen kann und muß, weil sie den Menschen von allem, was ihm nicht wesentlich ist, entblößt. So ist auch bei dieser Gruppe Laokoon ein bloßer Name; von seiner Priesterschaft, von seinem trojanisch-nationellen, von allem poetischen und mythologischen Beiwesen haben ihn die Künstler entkleidet; er ist nichts von allem, wozu ihn die Fabel macht: es ist ein Vater mit zwei Söhnen, in Gefahr zwei gefährlichen Thieren zu unterliegen. So sind auch hier keine göttergesandten, sondern bloß natürliche Schlangen, mächtig genug einige Menschen zu überwältigen, aber keineswegs, weder in ihrer Gestalt noch Handlung, außerordentliche, rächende, strafende Wesen. Ihrer Natur gemäß schleichen sie heran, umschlingen, schnüren zusammen, und die eine beißt erst gereizt. Sollte ich diese Gruppe, wenn mir keine weitere Deutung derselben bekannt

wäre, erklären, so würde ich sie eine tragische Idylle nennen. Ein Vater schlief neben seinen beiden Söhnen, sie wurden von Schlangen umwunden und streben nun erwachend, sich aus dem lebendigen Netze loszureißen.

Aeußerst wichtig ist dieses Kunstwerk durch die Darstellung des Moments. Wenn ein Werk der bildenden Kunst sich wirklich vor dem Auge bewegen soll, so muß ein vorübergehender Moment gewählt sein; kurz vorher darf kein Theil des Ganzen sich in dieser Lage befunden haben, kurz nachher muß jeder Theil genöthigt sein, diese Lage zu verlassen; dadurch wird das Werk Millionen Anschauern immer wieder neu lebendig sein.

Um die Intention des Laokoon recht zu fassen, stelle man sich in gehöriger Entfernung, mit geschlossenen Augen davor; man öffne sie und schließe sie sogleich wieder, so wird man den ganzen Mamor in Bewegung sehen, man wird fürchten, indem man die Augen wieder öffnet, die ganze Gruppe verändert zu finden. Ich möchte sagen, wie sie jetzt dasteht, ist sie ein fixirter Blitz, eine Welle, versteinert im Augenblicke, da sie gegen das Ufer anströmt. Dieselbe Wirkung entsteht, wenn man die Gruppe nachts bei der Fackel sieht. Der Zustand der drei Figuren ist mit der höchsten Weisheit stufenweise dargestellt: der älteste Sohn ist nur an den Extremitäten verstrickt, der zweite öfters umwunden, besonders ist ihm die Brust zusammengeschnürt; durch die Bewegung des rechten Arms sucht er sich Luft zu machen, mit der Linken drängt er sanft den Kopf der Schlange zurück, um sie abzuhalten, daß sie nicht noch einen Ring um die Brust ziehe; sie ist im Begriff unter der Hand wegzuschlüpfen, keineswegs aber beißt sie. Der Vater hingegen will sich und die Kinder von diesen Umstrickungen mit Gewalt befreien, er preßt die andere Schlange, und diese, gereizt, beißt ihn in die Hüfte.

Um die Stellung des Vaters sowohl im Ganzen als nach allen Theilen des Körpers zu erklären, scheint es mir am vortheilhaftesten, das augenblickliche Gefühl der Wunde als die Hauptursache der ganzen Bewegung anzugeben. Die Schlange hat nicht gebissen, sondern sie beißt und zwar in den weichen Theil des Körpers, über und etwas hinter der Hüfte. Die Stellung des restaurirten Kopfes der Schlange hat den eigentlichen Biß nie recht angegeben, glücklicher Weise haben sich noch die Reste der beiden Kinnladen an dem hintern Theil der Statue erhalten, wenn nur nicht diese höchst wichtigen Spuren bei der jetzigen traurigen Veränderung auch verloren gehen! Die Schlange bringt dem unglücklichen Manne eine Wunde an dem Theile bei, wo der Mensch gegen jeden Reiz sehr empfindlich ist, wo sogar ein geringer Kitzel jene Bewegung hervorbringt, welche wir hier durch die Wunde bewirkt sehen: der Körper flieht auf die entgegengesetzte Seite, der Leib zieht sich ein, die Schulter drängt sich herunter, die Brust tritt hervor, der Kopf senkt sich nach der berührten Seite; da sich nun noch in den Füßen, die gefesselt, und in den Armen, die ringend sind, der Ueberrest der vorhergehenden Situation oder Handlung zeigt, so entsteht eine Zusammenwirkung von Streben und Fliehen, von Wirken und Leiden, von Anstrengen und Nachgehen, die vielleicht unter keiner andern Bedingung möglich wäre. Man verliert sich in Erstaunen über die Weisheit der

Künstler, wenn man versucht den Biß an einer andern Stelle anzubringen; die ganze Gebärde würde verändert sein, und auf keine Weise ist sie schicklicher denklich. Es ist also dieses ein Hauptsatz: der Künstler hat uns eine sinnliche Wirkung dargestellt, er zeigt uns auch die sinnliche Ursache. Der Punkt des Bisses, ich wiederhole es, bestimmt die gegenwärtigen Bewegungen der Glieder: das Fliehen des Unterkörpers, das Einziehen des Leibes, das Hervorstreben der Brust, das Niederzucken der Achsel und des Hauptes, ja alle die Züge des Angesichts sehe ich durch diesen augenblicklichen, schmerzlichen, unerwarteten Reiz entschieden.

Fern aber sei es von mir, daß ich die Einheit der menschlichen Natur trennen, daß ich den geistigen Kräften dieses herrlich gebildeten Mannes ihr Mitwirken abläugnen, daß ich das Streben und Leiden einer großen Natur verkennen sollte. Angst, Furcht, Schrecken, väterliche Neigung scheinen auch mir sich durch diese Adern zu bewegen, in dieser Brust aufzusteigen, auf dieser Stirn sich zu furchen; gern gestehe ich, daß mit dem sinnlichen auch das geistige Leiden auf der höchsten Stufe dargestellt sei: nur trage man die Wirkung, die das Kunstwerk auf uns macht, nicht zu lebhaft auf das Werk selbst über, besonders sehe man keine Wirkung des Gifts bei einem Körper, den erst im Augenblicke die Zähne der Schlange ergreifen; man sehe keinen Todeskampf bei einem herrlichen, strebenden, gesunden, kaum verwundeten Körper. Hier sei mir eine Bemerkung erlaubt, die für die bildende Kunst von Wichtigkeit ist: der höchste pathetische Ausdruck, den sie darstellen kann, schwebt auf dem Uebergange eines Zustandes in den andern. Man sehe ein lebhaftes Kind, das mit aller Energie und Lust des Lebens rennt, springt und sich ergötzt, dann aber etwa unverhofft von einem Gespielen hart getroffen oder sonst physisch oder moralisch heftig verletzt wird; diese neue Empfindung theilt sich wie ein elektrischer Schlag allen Gliedern mit, und ein solcher Uebersprung ist im höchsten Sinne pathetisch, es ist ein Gegensatz, von dem man ohne Erfahrung keinen Begriff hat. Hier wirkt nun offenbar der geistige sowohl als der physische Mensch. Bleibt alsdann bei einem solchen Uebergange noch die deutliche Spur vom vorhergehenden Zustande, so entsteht der herrlichste Gegenstand für die bildende Kunst, wie beim Laokoon der Fall ist, wo Streben und Leiden in einem Augenblick vereinigt sind. So würde z. B. Eurydice, die im Moment, da sie mit gesammelten Blumen fröhlich über die Wiese geht, von einer getretenen Schlange in die Ferse gebissen wird, eine sehr pathetische Statue machen, wenn nicht allein durch die herabfallenden Blumen, sondern durch die Richtung aller Glieder und das Schwanken der Falten der doppelte Zustand des fröhlichen Vorschreitens und des schmerzlichen Anhaltens ausgedrückt werden könnte.

Wenn wir nun die Hauptfigur in diesem Sinne gefaßt haben, so können wir auf die Verhältnisse, Abstufungen und Gegensätze sämtlicher Theile des ganzen Werkes mit einem freien und sichern Blicke hinsehen.

Der gewählte Gegenstand ist einer der glücklichsten, die sich denken lassen. Menschen mit gefährlichen Thieren im Kampfe, und zwar mit Thieren, die nicht als Massen oder Gewalten, sondern als ausgetheilte Kräfte wirken, nicht von Einer Seite drohen, nicht einen zusammengefaßten

Widerstand fordern, sondern die nach ihrer ausgedehnten Organisation fähig sind, drei Menschen, mehr oder weniger, ohne Verletzung zu paralysiren. Durch dieses Mittel der Lähmung wird, bei der großen Bewegung, über das Ganze schon eine gewisse Ruhe und Einheit verbreitet. Die Wirkungen der Schlangen sind stufenweise angegeben. Die eine umschlingt nur; die andere wird gereizt und verletzt ihren Gegner. Die drei Menschen sind gleichfalls äußerst weise gewählt. Ein starker wohlgebauter Mann, aber schon über die Jahre der größten Energie hinaus, weniger fähig Schmerz und Leiden zu widerstehen. Man denke sich an seiner Statt einen rüstigen Jüngling, und die Gruppe wird ihren ganzen Werth verlieren. Mit ihm leiden zwei Knaben, die, selbst dem Maße nach, gegen ihn klein gehalten sind; abermals zwei Naturen empfänglich für Schmerz.

Der jüngere strebt unmächtig; er ist geängstigt, aber nicht verletzt: der Vater strebt mächtig, aber unwirksam; vielmehr bringt sein Streben die entgegengesetzte Wirkung hervor. Er reizt seinen Gegner und wird verwundet. Der älteste Sohn ist am leichtesten verstrickt; er fühlt weder Beklemmung noch Schmerz; er erschrickt über die augenblickliche Verwundung und Bewegung seines Vaters, er schreit auf, indem er das Schlangenende von dem einen Fuße abzustreifen sucht; hier ist also noch ein Beobachter, Zeuge und Theilnehmer bei der That, und das Werk ist abgeschlossen.

W. v. Goethe.

44. Garrick als Schauspieler.

(Brief an Boye.)

I.

London, den 1. Oct. 1775.

Ihr Verlangen, mein lieber Boye, Ihnen etwas von Herrn Garrick zu schreiben, kann ich nun hoffentlich besser befriedigen, als damals, da Sie es zum erstenmal gegen mich äußerten. Ich hatte diesen außerordentlichen Mann zu der Zeit gerade zweimal gesehen, und das war zu wenig, um ihn ruhig zu beobachten, und nicht lange genug her, um an einen Freund ruhig darüber zu schreiben. Hier kommen nun einige meiner Bemerkungen, nicht alle. Sie sollen künftig die übrigen haben, wenn Sie wollen; Beobachtung und Raisonnement durcheinander, und wahrscheinlicher Weise mehr Ausschweifung als beide zusammen; alles wo möglich geradeweg, ich meine in der Ordnung und mit den Ausdrücken, die mir die Laune der Minute darbietet, in welcher ich schreibe. Ich weiß, Sie verzeihen mir dieses; ich mache mich gar nicht gerne an Briefe, wo ich das nicht thun darf, oder vielmehr, ich schreibe sie immer lieber morgen und dann — in Ewigkeit nicht. Noch eins, ob ich gleich, nächst declarirtem Nonsense, nichts im Stil mehr hasse als den festlichen, weissagenden Ton, womit manche Schriftsteller gleich jeden großen Mann, den sie beschreiben, zum Engel und sich zum Propheten erheben und eine gewisse Feiertagsprosa zu stammeln anfangen, die der Wahrheit so trefflich zu statten kommt, so könnte es doch sein (ich hoffe es nicht), daß mir mein Gegenstand einen kleinen Streich spielte. Merken Sie so etwas, lieber Freund, so berechnen Sie

den Rabatt gleich selbst und danken mir indessen, daß ich Ihnen nicht gleich anfangs geschrieben habe.

Ich habe Herrn Garrick gerade achtmal spielen sehen, und darunter in einigen seiner vorzüglichsten Rollen. Außerdem habe ich ihn selbst gesprochen und habe freien Zutritt in seine Loge. Ich bin nunmehr ziemlich überzeugt, daß ihn in Rollen, die er einmal übernimmt, schlechterdings niemand übertrifft, der nicht Garrick ist, ich meine, in dessen Seele und Körper sich kein solches System von Schauspielertalenten findet, als bei ihm; und einen solchen Mann hat England außer ihm noch nicht gesehen, wenigstens auf seinen Schaubühnen nicht.

Was giebt denn aber nun diesem Manne die große Ueberlegenheit? Der Ursachen, mein Freund, sind sehr viele, und ein sehr großer Theil derselben liegt in der höchst glücklichen Bildung des Mannes. Allein ob ich gleich ihre Wirkung in der Summe bis zum Hinreißenden mächtig gefühlt habe, so wage ich es doch nicht, sie in einem jeden gegebenen Falle zu analysiren. Es gehört mehr Kenntniß der Welt und mehr Uebung in dieser Analyse dazu, als ich habe, und eine öftere Vergleichung, als ich anstellen konnte. Indessen, da einem manches im Umgange mit Menschen von allerlei Stand, Form und Anstand unvermuthet klar werden kann, und ich den Mann in den Hauptsituationen mit Figur und Gesicht immer wie lebendig vor mir sehen kann, so könnte es sein, daß ich künftig einmal, wenn ich wieder bei Ihnen bin, etwas Zusammenhängenderes über ihn sagen könnte. Jetzt müssen Sie es selbst hier und da aus meinen Briefen heraussuchen. Man hat mich einmal versichern wollen, daß hier ein Mann an einem Werke für die Schauspieler arbeite, das Regeln enthalten soll, von Garricken abstrahirt, aber durch Philosophie auf Grundsätze zurückgebracht, verbunden und geläutert. Ich habe nachher nichts wieder davon gehört. Wenn es an dem ist, so gebe der Himmel, daß der Mann ein Lessing ist; aber die sind, leider! hier so selten, als in Deutschland. Er sollte noch jung sein, und das macht mich bange; denn auch hier wimmelt es so gut, als in Deutschland, von jungen, geniesüchtigen Originalköpfen, wie sie sich nennen, die ihr halb Ausgedachtes, halb gesagt, bei jeder Gelegenheit darbieten: ihren jungen, schwärmerischen Anbetern zum Wonnegefühl, allein dem eigentlichen Denker, dem ihr Schwall von Götterprose nicht ein Körnchen Nahrung zuführt, zum Abscheu. Nun, näher zur Sache.

Herr Garrick hat in seiner ganzen Figur, Bewegung und Anstand etwas, das ich unter den wenigen Franzosen, die ich gesehen habe, ein paarmal wenigstens zum Theile, und unter den vielen Engländern, die mir vorgekommen sind, gar nie wieder angetroffen habe. Ich meine hier Franzosen, die wenigstens über die Mitte des Lebens hinaus sind; aus der guten Gesellschaft, das versteht sich wohl. Wenn er sich z. E. mit einer Verbeugung gegen jemanden wendet, so sind nicht der Kopf allein, nicht die Schultern, nicht die Füße und Arme allein beschäftigt, sondern jedes giebt dazu einen gemäßigten Antheil in dem gefälligsten und den Umständen angemessensten Verhältniß her. Wenn er auch ohne Furcht, Hoffnung, Mißtrauen oder irgend einen Affect hinter den Scenen hervortritt, so möchte man gleich ihn nur allein ansehen; er geht und bewegt sich unter

den übrigen Schauspielern, wie der Mensch unter Marionetten. Hieraus wird nun freilich niemand Herrn Garricks Anstand kennen lernen, den nicht schon etwa vorher das Betragen eines solchen wohlerzogenen Franzosen aufmerksam gemacht hat; in dem Fall wäre dieser Wink die beste Beschreibung. Folgendes wird die Sache vielleicht klarer machen. Seine Statur ist eher zu den kleinen als zu den mittleren zu rechnen, und sein Körper untersetzt. Seine Gliedmaßen haben das gefälligste Ebenmaß, und der ganze Mann ist auf die niedlichste Weise beisammen. Es ist an ihm kein, dem geübtesten Auge sichtbares Gebrechen weder in den Theilen, noch in der Zusammensetzung, noch in der Bewegung. In der letztern bemerkt man mit Entzücken immer den reichen Vorrath an Kraft, der, wenn er gut gezeigt wird, wie Sie wissen, mehr gefällt, als Aufwand. Es schleudert und schleift und schleppt nichts an ihm, und da, wo andere Schauspieler in der Bewegung der Arme und Beine sich noch einen Spielraum von sechs und mehr Zollen zu beiden Seiten des Schönen erlauben, da trifft er es, mit bewunderungswürdiger Sicherheit und Festigkeit, auf ein Haar. Seine Art zu gehen, die Achseln zu zucken, seine Arme einzustemmen, den Hut zu setzen, bald in die Augen zu drücken, bald seitwärts aus der Stirne zu stoßen, alles mit der leichten Bewegung der Glieder, als wäre jedes seine rechte Hand, ist daher eine Erquickung anzusehen. Man fühlt sich selbst leicht und wohl, wenn man die Stärke und Sicherheit in seinen Bewegungen sieht, und wie allgegenwärtig er in den Muskeln seines Körpers scheint. Wenn ich mich selbst recht verstehe, so trägt sein untersetzter Körper nicht wenig dazu bei. Von dem starken Schenkel herab verdünnt sich das richtig geformte Bein immer mehr, und schließt sich endlich in dem nettesten Fuß, den Sie sich denken können, und eben so verdünnt sich der starke Arm nach der kleinen Hand zu. Was das für eine Wirkung thun muß, können Sie sich leicht vorstellen. Allein diese Stärke ist nicht bloß scheinbar. Er ist wirklich stark, äußerst geübt und flink. In der Scene im Alchymisten, wo er sich boxt, läuft er und hüpft er von einem dieser netten Beine auf das andere mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit, daß man glaubt, er schwebe; auch in dem Tanz in „Viel Lärmen um nichts" unterscheidet er sich vor andern durch die Leichtigkeit seiner Sprünge; als ich ihn in diesem Tanz sah, war das Volk so zufrieden damit, daß es die Unverschämtheit hatte, seinem Roscius encore zuzurufen. In seinem Gesichte sieht jedermann, ohne viel physiognomisches Raffinement, den glücklichen, schönen Geist auf der heitern Stirne und den wachsamen Beobachter und witzigen Kopf in dem schnellen, funkelnden und oft schalkhaften Auge. Seine Mienen sind bis zur Mittheilung deutlich und lebhaft. Man sieht ernsthaft mit ihm aus, man runzelt die Stirne mit ihm, und lächelt mit ihm; in seiner heimlichen Freude und in der Freundlichkeit, wenn er in einem Beiseite den Zuhörer zu seinem Vertrauten zu machen scheint, ist etwas so Zuthunliches, daß man dem entzückenden Manne mit ganzer Seele entgegen fliegt.

Von seiner Gabe, das Gesicht zu verändern, haben Sie vermuthlich, so wie ich, in Deutschland schon gehört. Der Enthusiasmus seiner Landsleute und der Reisenden hat hier wohl etwas hinzugesetzt, aber ich glaube

doch, daß mehr als die Hälfte wahr ist, und das heiß' ich für den Enthusiasmus gut observirt. Hr. G. hat es allerdings hierin zum Erstaunen weit gebracht.

Nun bedenken Sie weiter: seitdem dieser vortrefflich gebildete und dabei mit allen Geistesgaben eines großen Schauspielers von der Natur ausgerüstete Mann, in seinem 24sten Jahre, als Excandidatus juris, auf einmal auf dem Theater in Goodmansfields erschien, und gleich bei seiner ersten Erscheinung alle Schauspieler seiner Zeit zurückließ, ward er die Bewunderung der Nation, die Würze der guten Gesellschaft und der Liebling der Großen. Fast alle die neuern englischen Schriftsteller, die man bei uns so sehr liest, nachahmt und nachäfft, waren seine Freunde. Er half sie bilden, so wie sie ihn wiederum bilden halfen. Der Mensch lag seinem beobachtenden Geiste offen, von den ausgebildeten und ausgekünstelten in den Sälen von St. James' an, bis zu den Wilden in den Garküchen von St. Giles'. Er besuchte die Schule, in welche Shakespeare ging, wo er ebenfalls, wie jener, nicht auf Offenbarungen paßte, sondern studirte — denn in England thut das Genie nicht alles, wie in Deutschland —: London meine ich, wo ein Mann mit solchem Talent zur Beobachtung seinen Erfahrungssätzen in einem Jahre leicht eine Richtigkeit geben kann, wozu kaum in einem Städtchen, wo alles einerlei hofft und fürchtet, einerlei bewundert und einerlei erzählt, und wo sich alles reimt, ein ganzes Leben hinreichend wäre. Ich wundere mich daher gar nicht, wenn sich dort zuweilen ein Mann bildet, dessen Werke hernach Leute an anderen Orten und von minderer Erfahrung zum Maßstab ihres Wachsthums in der Kenntniß des Menschen gebrauchen können, ich meine, in denen man immer mehr findet, je mehr man selbst zur Lesung mitzubringen hat, sondern ich wundere mich, daß London nicht mehrere bildet, ich meine nicht mehrere Garricke oder Hogarthe oder Fieldinge, sondern Leute, die zwar etwas anderes wären, aber es so würden, wie jene. Kenntniß der Welt giebt dem Schriftsteller in jeder Klasse Ueberlegenheit. Sie giebt, wo nicht in allen Fällen seinem Was, doch immer seinem Wie eine Stärke, gegen die der große Nachahmer nicht aufkommt. Wenn man daher die Welt selbst etwas kennt, so wird man leicht gewahr, daß Garrick auf der Bühne von Kenntnissen Gebrauch macht, die man, dort gezeigt, fast weggeworfen nennen möchte, vermuthlich aber nur so lange, als man ihrer selbst noch nicht viele wegzuwerfen hat. Denn es mag damals, als ich nach Garricken hinsah, noch manches Paar Augen nach ihm gesehen haben, das mehr in ihm erblickte als ich, oder wohl gar nicht einmal alles fand, was es suchte. Stellte Garrick z. E. den lüsternen Fresser vor, und wollte mit den Fingern untersuchen, ob sein Kapaun oder sein Fasan zur völligen Reife am Spieß gediehen sei, so wollte ich wetten, er sondirte ihn auch mit dem vierten Finger der linken Hand. In allen übrigen wäre dazu zu viel Stärke und zu wenig Gefühl. Man muß aber dergleichen Dinge selbst finden; wenn man sie andern beschreiben will, so läuft man oft gerade alsdann, wenn man sich am weisesten dünkt, Gefahr, lächerlich zu werden.

Außer den einem guten Schauspieler mehr wesentlichen Eigenschaften besitzt der Mann noch eine Menge anderer, womit man in allen Ständen

des Lebens sein Glück macht, und die Menschen hinführen kann, wo man sie hin haben will. Dahin rechne ich seine Gabe, einzelnen Menschen sowohl, als dem Publicum seine Schwachheiten sehr geschwind abzumerken. Dieses setzt ihn in den Stand, in einem Nothfall dem natürlichen Schönen noch den Zusatz von Conventionellem zu geben, ohne welches es in dem Jahr, ja ich möchte fast sagen an dem Tage den Eindruck nicht gemacht haben würde, den es macht. Ich habe selbst bemerkt, daß, wenn ihm z. E. bei einem neuen Versuche der laute Beifall oder die gewohnte Todesstille der Versammlung ausbleibt, so weiß er es sicherlich noch vor dem Schlusse der Handlung so zu wenden, daß sie erfolgen müssen.

Nun, mein lieber B.! wenn Sie sich anders aus dem, was ich gesagt habe, schon einen Garrick haben bilden können, so folgen Sie mir jetzt mit ihm in einige Scenen. Ich will heute, weil ich eben dazu aufgelegt bin, die aus dem Hamlet nehmen, wo ihm der Geist erscheint; Sie kennen ihn schon in diesen Scenen aus „Meister Rebhuhns“ vortrefflicher Beschreibung im Findling. Die meinige soll jene nicht entbehrlich machen, sondern nur erklären.

Hamlet erscheint in einem schwarzen Kleide, dem einzigen, das leider! noch am ganzen Hofe für seinen armen Vater, der kaum ein paar Monate todt ist, getragen wird. Horazio und Marcellus sind bei ihm und haben Uniform; sie erwarten den Geist; die Arme hat Hamlet hoch untergesteckt, und den Hut in die Augen gedrückt; es ist eine kalte Nacht und eben zwölfe; das Theater ist verdunkelt, und die ganze Versammlung von einigen Tausenden wird so stille, und alle Gesichter so unbeweglich, als wären sie an die Wände des Schauplatzes gemalt; man könnte am entferntesten Ende des Theaters eine Nadel fallen hören. Auf einmal, da Hamlet eben ziemlich tief im Theater, etwas zur Linken geht und den Rücken nach der Versammlung kehrt, fährt Horazio zusammen: „Sehen Sie, Mylord, dort kommt's!“ sagt er und deutet nach der Rechten, wo der Geist schon unbeweglich hingepflanzt steht, ehe man ihn einmal gewahr wird. Garrick, auf diese Worte, wirft sich plötzlich herum, und stürzt in demselben Augenblicke zwei bis drei Schritt mit zusammenbrechenden Knieen zurück, sein Hut fällt auf die Erde, die beiden Arme, hauptsächlich der linke, sind fast ausgestreckt, die Hand so hoch als der Kopf, der rechte Arm ist mehr gebogen und die Hand niedriger, die Finger stehen auseinander und der Mund offen, so bleibt er in einem großen, aber anständigen Schritt, wie erstarrt, stehen, unterstützt von seinen Freunden, die mit der Erscheinung bekannter sind und fürchteten, er würde niederfallen; in seiner Miene ist das Entsetzen so ausgedrückt, daß mich, noch ehe er zu sprechen anfing, ein wiederholtes Grausen anwandelte. Die fast fürchterliche Stille der Versammlung, die vor diesem Auftritte vorherging und machte, daß man sich kaum sicher glaubte, trug vermuthlich nicht wenig dazu bei. So spricht er endlich, nicht mit dem Anfange, sondern mit dem Ende eines Athemzuges und bebender Stimme: „Engel und Boten Gottes steht uns bei!“ — Worte, die alles vollenden, was dieser Scene noch fehlen könnte, sie zu einer der größten und schrecklichsten zu machen, deren vielleicht der Schauplatz fähig ist. Der Geist winkt ihm; da sollten Sie ihn sich von seinen

Freunden, die ihn warnen und festhalten, losarbeiten sehen, immer mit den Augen auf den Geist, ob er gleich mit seinen Gefährten spricht. Aber endlich, da sie es ihm zu lange machen, wendet er auch sein Gesicht nach ihnen, reißt sich mit großer Heftigkeit los und zieht mit einer Geschwindigkeit, die einen schaudern macht, den Degen gegen sie: „Den mach' ich zum Gespenst, der mich zurückhält!“ sagt er. Das ist genug für sie; alsdann legt er den Degen gegen das Gespenst aus: „Voran! ich folge dir!“ — so geht der Geist ab. Hamlet steht noch immer still, mit vorgehaltenem Degen, um mehr Entfernung zu gewinnen; endlich da der Zuschauer den Geist nicht mehr sieht, fängt er an, ihm langsam zu folgen, steht zuweilen still und geht dann weiter, immer mit ausgelegtem Degen, die Augen starr nach dem Geist, mit verwirrtem Haar und noch außer Athem, bis er sich ebenfalls hinter den Scenen verliert. Mit was für einem lauten Beifall dieser Abzug begleitet wird, können Sie sich leicht denken. Er fängt an, sobald der Geist fort ist, und dauert, bis Hamlet ebenfalls verschwindet. Was das für ein Triumph ist! Man sollte denken, ein solcher Beifall auf einem der ersten Schauplätze der Welt und vielleicht von dem gefühlvollsten Publikum der Welt, müßte jeden Funken von Schauspielergenie in einem Zuschauer zu Flammen fachen. Allein da sieht man's; so handeln wie Garrick, und so schreiben wie Shakespeare, sind Wirkungen von Ursachen, die sehr tief liegen. Sie werden freilich nachgeahmt, nicht sie, sollte man sagen, sondern das Phantom, das sich der Nachahmer nach Maßgabe seiner eigenen Kräfte von ihnen schafft. Dieses erreicht er oft, übertrifft es wohl gar, und bleibt dessen ungeachtet weit unter dem wahren Original. Der Weißbinder hält sein Werk für so vollkommen als der Maler das seinige, oder wohl gar für vollkommener. Nicht jeder Schauspieler, der die flachen Hände von ein paar hundert Menschen allezeit zu commandiren weiß, ist deswegen ein Garrick, und nicht jeder Schriftsteller, der ein paar sogenannte Heimlichkeiten der menschlichen Natur in einer altväterischen Prose und mit Prunkschnitzern gegen Sprache und gute Sitten auszuplaudern gelernt hat, ist deswegen ein Shakespeare.

Dieses mag für heute von Herrn Garrick genug sein; aber schließen kann ich unmöglich, ohne einmal nach den Schauspielern meines Vaterlandes zurückzusehen. Einige meiner Freunde in Deutschland haben befürchtet, ich möchte mich durch mein häufiges Besuchen der englischen Schauplätze so verwöhnen, daß ich an den deutschen künftig keinen Geschmack mehr finden könnte. Dem Himmel sei Dank! einen solchen Baderstolz hat mir mein bischen Reisen noch nicht beigebracht, und der müßte es sein oder noch etwas Schlechteres, wenn ich die Verdienste unserer Schauspieler verkennen wollte. Gerade umgekehrt, ich werde künftig die braven Leute noch weit mehr bewundern als ehemals, da sie es in den Umständen, in welchen sie sich gemeiniglich bei uns befinden, so sehr weit gebracht haben, wie ich jetzo besser als ehemals einsehe. Unter denen, die ich in Göttingen, Hannover und Hamburg gesehen habe (die anderen Schauplätze kenne ich nicht), könnten nicht allein viele in Drurylane mitspielen, sondern einige würden sogar Aufsehn machen. Ein so universaler Schauspieler, als z. E. Hr. **Eckhof**, ist, wenn ich Hrn. Garrick ausnehme, auf dem englischen

Theater jetzt schlechterdings nicht, ob es gleich noch viele giebt, die es in besonderen Rollen sehr weit, wo nicht zur Vollkommenheit gebracht haben; z. E. in Drurylane King, Smith, Dodd u. s. w. Allein gleich Hr. Smith ist weit unter Hrn. Eckhof. Die Ursache ist: er hat seine Kunst auch nicht an der Quelle geholt, er ist der Kenner des Menschen nicht, der Hr. Eckhof sein muß. Dieses wird aus folgender Anekdote erhellen, die mir ein glaubwürdiger Mann erzählt hat. Vor mehreren Jahren, da freilich Hr. Smith der Mann noch nicht war, der er jetzt ist, erschrak er zwar als Hamlet in der oben beschriebenen Scene, zog aber zugleich aus Respect gegen den Geist seines gnädigsten Hrn. Vaters den Hut mit einer tiefen Verbeugung ab. Sehen Sie, so geht's den Leuten zuweilen unversehens, die glauben, sie könnten mit Nachahmen auskommen. So etwas hätte Hr. Eckhof in seinem zwölften Jahre nicht gethan und nicht thun können. Aber dafür kriegte auch Hr. Smith damals den Namen Monsieur Hamlet ab, den man ihm nun wieder vergessen hat.

Den Tod der jüngeren Mamsell Ackermann habe ich vor einigen Monaten nicht ohne die größte Bewegung gelesen. — Ich mag es nicht über mich nehmen zu untersuchen, welcher englischen Schauspielerin sie hätte gleich werden können; jetzt wäre es ein trauriges Geschäft und jederzeit würde es ein schweres gewesen sein. Von ihrem Alter ist keine da, die das wäre, was sie war, und die zwei oder drei der älteren, die sie jetzt übertreffen, hätte sie unter gleichen Umständen vielleicht in ihrem achtundzwanzigsten Jahre alle übertroffen. Sie hat uns indessen gezeigt, was wir in Deutschland mit unseren Treibhäuschen ausrichten können. Wie, wenn nun unsere Pflanzen erst gar die Sonne hätten, die sie in England haben? .... Ich bin u. s. w.

II.

London, den 10. Oct. 1775.

Ohne eine Antwort von Ihnen auf meinen letzten Brief und den Leitfaden von Fragen abzuwarten, durch den ich den Weg zu Ihrer Befriedigung geschwinder finden könnte, schreibe ich Ihnen schon wieder. Ich habe jetzt gerade Zeit und Muth darnach herumzusuchen, und beide möchten mir fehlen, wenn Sie mir den Leitfaden zuwerfen. Lassen Sie also sehen, ob ich sie nicht ohne ihn finden kann. — —

Ich habe zuweilen, wenn ich Hrn. Garrick mit so vieler Kraft dastehen sah (wenn ich so reden darf), gedacht, ob nicht mancher Schauspieler, der nicht so gut von der Natur ausgebildet ist, als er, dieses durch Kunst einigermaßen ersetzen könnte. Ich möchte wohl wissen, ob man sich auf den Theatern ausstopft, um sich zu verschönern, so wie man sich bemalt. Thut man es, so ist so viel gewiß: man versteht sich nicht überall darauf. Das Knochengebäude manches deutschen Schauspielers ist nicht so schlecht, als der Ueberzug der Muskeln und des Fettes, an denen Zeit und Krankheit und oft genug auch noch Hunger und Kummer nagen. Die erquickende Sicherheit und Festigkeit in der Bewegung, den Vorrath von Kraft kann ja die Versammlung nicht fühlen; hören will sie sie nicht, also muß sie sie sehen; und die sehe man einmal in einem Paar spitzen Schultern, cylin-

drischen Schenkeln oder leeren Aermeln oder lattenförmigen Beinen. Ich bin überzeugt, daß es oft eine Kleinigkeit in der Form des Arms ist, was einem Portebras ein leeres Ansehn giebt. Eine Säule, deren Würfel nur um $^{1}/_{8}$ höher wäre als breit, sieht einem geübten Auge gleich aus, als könnte sie das Gebäude nicht mehr tragen. Und was ist die Schönheit einer Säule gegen die des menschlichen Körpers, wovon das Auge der geborne und durch hundertfaches Interesse wachsam erhaltene Richter ist?...

Die unbeschreiblich gefällige Leichtigkeit, Stärke und Sicherheit in der Bewegung (dieses sind noch immer die besten Wörter, die ich dafür finden kann), wodurch sich Hr. Garrick so sehr auszeichnet, möchten wohl nicht so leicht zu erhalten sein, ob ich gleich nicht leugnen will, daß die richtige Form seiner Glieder etwas dazu beiträgt. Ich fürchte, es ist vieljährige Zeit und Schweiß kostende Uebung des Leibes, die sich endlich zu dieser Ungezwungenheit aufgeklärt hat und die, durch beständige Beobachtung schöner Vorbilder verherrlicht, jetzt bei ihm aussieht, als hätt' er sie umsonst. So wie etwa die Leichtigkeit mit Kraft im Stil der Oligographen des Alterthums nicht sowohl die Frucht eines Schlaraffenklimas, als vielmehr die Folge durch tiefes Studium erworbener deutlicher Begriffe und der Geist aus ganzen Bänden von Exercitiis sein mag, die sie verbrannt haben.

Hierzu kommt nunmehr bei diesem Manne das seelenstärkende Gefühl seiner Ueberlegenheit. Er hat nichts zu fürchten. Das ganze Publicum sieht aufwärts nach ihm, und die wenigen, die über ihm sein mögen, sind gewiß von der Klasse derer, die stille schweigen. Was Wunder, wenn diese Begeisterung zuweilen ein Licht um ihn verbreitet, das alle übrigen Schauspieler verdunkelt? In allem, was er thut oder sagt, ist daher nicht die flüchtigste Spur eines ängstlichen Strebens zu gefallen, wodurch so mancher Schauspieler mißfällt. Weiter, wenn er den Hofmann macht, so tritt in ihm kein armer Teufel auf, sondern es ist der Mann von Welt selbst, den man sieht: der Mann, der diesen Abend an dem papiernen Hof in Drurylane und morgen Vormittag an dem goldenen in St. James' glänzt. Wie viel Hofleute, und was sage ich Hofleute? wie viel Hamlete mögen denn überhaupt wohl in der Welt sein, die das sind, was der Mann zwischen seinen vier Wänden ist? Dieses waren wieder ein paar Pinselstriche an seinem Porträt als Garrick. Nun noch ein paar an Hamlet.

In dem vortrefflichen Monolog: „O schmölze doch dies allzufeste Fleisch!" bringt er, um mich astronomischer Kunstwörter zu bedienen, wieder eine Menge von den kleinen Gleichungen an, womit er die Handlung eines mittleren Menschen zur Wahrheit und Bestimmtheit des Individuums verbessert. Die Thränen des gerechtesten Schmerzes für einen tugendhaften Vater, um den eine leichtsinnige Mutter nicht allein keine Trauer, sondern kein Leid mehr trägt, zu einer Zeit, da die Schmarotzer noch Schwarz tragen sollten, die unaufhaltsamsten unter allen Thränen vielleicht, da sie bei einem solchen Kampf von Pflicht mit Pflicht die einzige Erleichterung sind, die sich ein rechtschaffenes Herz verschaffen kann, überwältigen Garricken völlig. Von den Worten „O solch ein edler Fürst!" geht das letzte ganz verloren; man sieht es nur an der Bewegung

des Mundes, der sich gleich darauf fest und zitternd schließt, um den allzudeutlichen Ausdruck des Schmerzes durch die Lippen, der sich ins Unmännliche ziehen könnte, zu hemmen. Diese Art, Thränen fallen zu lassen, die mit der ganzen Last des inneren Schmerzes auch zugleich die männliche Seele zeigt, die unter ihr leidet, theilt sich unaufhaltsam mit. Ist man aber erst einmal Shakspearen in der Reihe, so wird jedes Wort ein Schlag, wenn es Garrick spricht. Am Ende des Monologs mischt sich gerechter Unwille mit seinem Schmerz, und einmal, da sein Arm heftig, wie mit einem Streich, herunter fällt, um einem Worte im Unwillen Nachdruck zu geben, bleibt dieses Wort, unerwartet für die Zuhörer, von Thränen aufgehalten, aus und kommt erst nach einigen Augenblicken mit den Thränen zugleich nach. Ich und mein Nachbar, mit dem ich noch kein Wort gesprochen hatte, sahen uns hier einander an und sagten etwas. Es war unwiderstehlich.

Der berühmte Monolog: „Sein oder Nichtsein“ - macht natürlich den großen Eindruck auf den Zuhörer nicht und kann ihn nicht machen. Er thut aber doch ungleich mehr, als man von einem Raisonnement über Selbstmord und Tod in einem Trauerspiel erwarten sollte, deswegen, weil ihn nicht allein ein Theil der Versammlung wie ein Vater Unser auswendig weiß, sondern auch, möchte ich sagen, jedermann wie ein Vater Unser sprechen hört, zwar freilich nicht mit den großen begleitenden Ideen unseres geheiligten Gebetes, aber doch mit einem Gefühl von Feierlichkeit und Würde, wovon sich jemanden, der England nicht kennt, kein Begriff geben läßt. Shakespeare ist auf dieser Insel nicht berühmt, sondern heilig; man hört seine Sittensprüche überall; ich selbst habe sie am 7. Februar, an einem wichtigen Tage im Parlament gehört. So verwächst sein Name mit den ehrwürdigsten Ideen; man singt aus ihm und von ihm, und daher lernt ihn ein großer Theil der englischen Jugend eher kennen, als das A B C und den Pontius Pilatus.

Hamlet, der, wie ich schon erinnert habe, in Trauer ist, erscheint hier, weil er schon angefangen den Verrückten zu spielen, mit dickem, losem Haare, davon ein Theil über die eine Schulter hervorhängt; einer von den schwarzen Strümpfen ist heruntergefallen und läßt den weißen Unterstrumpf sehen, auch eine Schlinge des rothen Kniebandes hängt über die Mitte der Wade herab. So tritt er langsam und in tiefer Betrachtung hinter den Scenen hervor; das Kinn unterstützt er mit der rechten Hand und den Ellbogen des rechten Armes mit der linken, und sieht mit großer Würde seitwärts auf die Erde nieder. Hierauf, indem er den rechten Arm von dem Kinn wegbringt, aber, wo ich mich recht erinnere, ihn noch durch den linken unterstützt hält, spricht er die Worte: „Sein oder Nichtsein“ leise, aber wegen der großen Stille (und nicht aus einer besonderen Gabe des Mannes, wie sogar in einigen Schriften steht) überall vernehmlich.

Einige der schönsten Scenen muß ich übergehen, unter andern die, wo er die Schauspieler unterrichtet, und dann die, in welcher er seiner Mutter die Vergleichung zwischen seinem Onkel und seinem Vater ins Herz donnert und der Geist darüber erscheint; ein Schlag auf den andern,

ehe man sich noch erholt hat. — Er führt ins Unendliche. Ich beschließe also hier das Trauerspiel.

Ich habe schon neulich gesagt, daß Garrick die Gabe alles zu individualisiren, in einem so hohen Grade besitzt, daß dieses nicht wenig zu seiner Ueberlegenheit beiträgt, und doch, sollte ich denken, müßte sich das mit etwas Aufmerksamkeit, nicht auf Schauspieler, sondern auf Menschen in Gesellschaft, zum Theil wenigstens, leicht gewinnen lassen. Wenn nur die Schauspieler erst wüßten, worauf sie Acht haben sollten! Der Theatermensch kann, trotz seiner Aussteuer vom Dichter, noch immer frieren, wenn ihn der Schauspieler nicht warm anzieht, zumal, wenn der erstere nur französische Zeuge giebt. Garrick greift, wenn es nöthig ist, mit der linken Hand lieber in die rechte Tasche, ehe er eine Prise Schnupftabak wechselt, die er zwischen den Fingern der rechten hat. Er kann, in einen unerfahrenen, unbeholfenen Menschen verkleidet, sein erstes spanisches Rohr so tragen, daß man glaubt, er trüge es für seinen Herrn zum Silberschmied oder feil, oder hätte ein Barometer darin. Eine Gleichungstafel, die solche Züge enthielte, wäre kein geringes Geschenk für die Schauspieler und, unter uns, für unsere dramatischen Dichter und Romanschreiber. Alle (man darf wohl so allgemein sprechen, wo nur zwei oder drei ausgenommen werden können, deren Werth bekannt genug ist) schreiben, als fehlte es ihnen an Stoff zur Beobachtung oder an Geist dazu, und die meisten, als fehlte es ihnen an beiden. Wenn ein Jurist aufgeführt wird, so kann man sicher darauf rechnen, daß leges und nur der Justinian vorkommen; der Advocat erscheint allemal mit seinen weitläufigen Zeilen und langen Prozessen; der Fähnrich flucht oder spricht von Prügeln; und ihre Menschenfreunde haben, wo sie gehen und stehen, eine Thräne in den Augen und einen harten Gulden in der Hand. Das ist nun alles ganz gut und mag für Primaner genug sein und für neun unter zehn von den καλοῖς κἀγαθοῖς, die ihre Meinungen über Bücher gedruckt sagen. Aber ist das Shakespeares Kunst? Führwahr, so wenig, als Kreuzmachen Christenthum. Ich sollte denken, der Advocat, der Gastwirth, der Kaufmann, der Krämer, der Barbier, der Ladendiener, der Consul im Städtchen — alle hätten ihre eigene Staatsklugheit, ihre eigenen Grundsätze des guten Geschmackes, ihre eigene Physiognomik, ja, ihre eigene Astronomie. Wer sich das Vergnügen machen will, darauf zu achten, wird es bald finden. J. Ch. Lichtenberg.

45. Henry Brougham.

Auf der ersten Bank, zur linken Seite des Sprechers, sitzt eine Gestalt, die so lange bei der Studirlampe gehockt zu haben scheint, bis nicht bloß die Blüte des Lebens, sondern die Lebenskraft selbst zu erlöschen begonnen; und doch ist es diese scheinbar hülflose Gestalt, die alle Augen des ganzen Hauses auf sich zieht, und die, so wie sie sich in ihrer mechanischen, automatischen Weise zum Aufstehen bemüht, alle Schnellschreiber hinter uns in fluchende Bewegung setzt, während alle Lücken auf der Gallerie, als sei sie ein massives Steingewölbe, ausgefüllt werden und

15*

durch die beiden Seitenthüren noch das Gewicht der draußen stehenden Menschenmenge hereindrängt. Unten im Hause scheint sich ein gleiches Interesse kund zu geben; denn sowie jene Gestalt sich langsam in einer verticalen Krümmung oder vielmehr in einem verticalen Zickzack steif zusammengefügter Linien auseinander wickelt, sind die paar sonstigen Zeloten auf beiden Seiten, die sich schreiend entgegendämmen wollten, schnell wieder auf ihre Sitze zurückgesunken, als hätten sie eine verborgene Windbüchse unter der Robe des Sprechers bemerkt.

Nach diesem vorbereitenden Geräusch und während der athemlosen Stille, die darauf folgt, hat sich Henry Brougham langsam und bedächtigen Schrittes dem Tische genähert und bleibt dort zusammengebückt stehen — die Schultern in die Höhe gezogen, der Kopf vorwärts gebeugt, seine Oberlippe und Nasenflügel in zitternder Bewegung, als fürchte er ein Wort zu sprechen. Sein Aussehen, sein Wesen gleicht fast einem jener Prediger, die auf freiem Felde predigen, einem Prediger aus alten Zeiten, der die Reinheit des Glaubens zu erhalten und in der Wildniß zu verbreiten suchte, wenn sie aus der Stadt und selbst aus der Kirche verbannt war. Die Töne seiner Stimme sind voll und melodisch, doch sie erheben sich langsam, bedächtig und, wie man zu glauben versucht ist, auch sehr mühsam, so daß man nicht weiß, ob die geistige Macht des Mannes unfähig ist, den Gegenstand zu beherrschen, oder ob seine physische Kraft unfähig ist, ihn auszusprechen. Sein erster Satz oder vielmehr die ersten Glieder seines Satzes — denn man findet bald, daß bei ihm jeder Satz in Form und Gehalt weiter reicht, als die ganze Rede mancher andern Leute — kommen sehr kalt und unsicher hervor, und sind überhaupt so entfernt von der eigentlichen Streitfrage, daß man nicht begreifen kann, wie er sie daraufhinbiegen wird. Jeder dieser Sätze freilich ist tief, klar, an und für sich selbst befriedigend, mit sichtbarer Kunst aus den gewähltesten Materialien deducirt, und mögen sie kommen, aus welchem Fache des Wissens es immerhin sein mag, so enthalten sie doch dessen reinste Essenz. Man fühlt, daß sie alle nach einer bestimmten Richtung hin gebogen werden, und zwar hingebogen mit einer starken Kraft; aber diese Kraft ist noch immer unsichtbar wie der Wind, und wie von diesem, weiß man nicht, woher sie kommt und wohin sie geht. Wenn aber eine hinreichende Anzahl von diesen Anfangssätzen vorausgeschickt ist, wenn jeder Hülfssatz, den menschliche Wissenschaft zur Feststellung einer Schlußfolge bieten kann, in Dienst genommen worden, wenn jeder Einspruch durch einen einzigen Stoß erfolgreich weggeschoben ist, wenn das ganze Heer politischer und moralischer Wahrheiten in Schlachtordnung steht: dann bewegt es sich vorwärts zur Entscheidung, fest zusammengeschlossen, wie eine macedonische Phalanx, und unwiderstehlich, wie Hochländer, die mit gefälltem Bajonnette eindringen.

Ist ein Hauptsatz gewonnen mit dieser scheinbaren Schwäche und Unsicherheit, wohinter sich aber eine wirkliche Kraft und Festigkeit verborgen hielt, dann erhebt sich der Redner, sowohl körperlich als geistig, und mit kühnerem und kürzerem Angriff ersicht er einen zweiten Hauptsatz. Nach dem zweiten erkämpft er einen dritten, und nach dem dritten einen

vierten u. s. w., bis gleichsam der ganze Grund und Boden der Streitfrage erobert ist, bis jeder im Hause, der Ohren zum Hören und ein Herz zum Fühlen hat, von den Wahrheiten, die er eben vernommen, so unwiderstehlich, wie von seinem eigenen Dasein, überzeugt ist, so daß Brougham, wollte er hier stehen bleiben, schon unbedingt als der größte Logiker der St. Stephanscapelle [1] gelten könnte. Die geistigen Hülfsquellen des Mannes sind wirklich bewundrungswürdig, und er erinnert fast an das altnordische Märchen, wo einer immer die ersten Meister in jedem Fache des Wissens getödtet hat und dadurch der Alleinerbe ihrer sämtlichen Geistesfähigkeiten geworden ist. Der Gegenstand mag sein, wie er will, erhaben oder gemeinplätzig, abstruse oder praktisch, so kennt ihn dennoch Henry Brougham, und er kennt ihn ganz aus dem Grunde. Brougham gebraucht nicht die klare, fehlerfreie und dabei etwas hofmäßige Sprache des Cicero; eben so wenig sind seine Reden in der Form denen des Demosthenes ähnlich, obgleich sie etwas von dessen Farbe an sich tragen; aber ihm fehlen weder die strenglogischen Schlüsse des römischen Redners noch die schrecklichen Zornworte des Griechen. Dazu kommt noch, daß keiner besser als er es versteht, das Wissen des Tages in seinen Parlamentsreden zu benutzen, so daß diese zuweilen, abgesehen von ihrer politischen Tendenz und Bedeutung, schon als bloße Vorlesungen über Philosophie, Litteratur und Künste unsere Bewunderung verdienen würden.

Es ist indessen ganz unmöglich, den Charakter dieses Mannes zu fassen, während man ihn sprechen hört. Wenn er, wie schon oben erwähnt worden, das Gebäude seiner Rede auf einen guten philosophischen Boden und in der Tiefe der Vernunft gegründet hat; wenn er, nochmals zu dieser Arbeit zurückgekehrt, Senkblei und Richtmaß angelegt, um zu untersuchen, ob alles in Ordnung ist, und mit einer Riesenhand zu prüfen scheint, ob alles auch sicher zusammenhält; wenn er die Gedanken aller Zuhörer mit Argumenten festgebunden, wie mit Seilen, die keiner zu zerreißen im Stande ist: dann springt er gewaltig auf das Gebäude, das er sich gezimmert hat; es erhebt sich seine Gestalt und sein Ton; er beschwört die Leidenschaften aus ihren geheimsten Winkeln und überwältigt und erschüttert die maulaufsperrenden Parlamentsgenossen und das ganze, dröhnende Haus. Jene Stimme, die erst so leise und anspruchslos war, gleicht jetzt dem betäubenden Brausen und dem unendlichen Wogen des Meeres; jene Gestalt, die vorher unter ihrem eigenen Gewicht zu sinken schien, sieht jetzt aus, als hätte sie Nerven von Stahl, Sehnen von Kupfer, ja als sei sie unsterblich und unveränderlich wie die Wahrheiten, die sie eben ausgesprochen; jenes Gesicht, welches vorher blaß und kalt war wie ein Stein, ist jetzt belebt und leuchtend, als wäre der innere Geist noch mächtiger, als die gesprochenen Worte; und jene Augen, die uns anfänglich mit ihren blauen und stillen Kreisen so demüthig ansahen, als wollten sie unsere Nachsicht und Verzeihung erbitten, aus denselben Augen schießt jetzt ein

1) Als 1834 das Sitzungshaus abgebrannt war, hielt das Parlament seine Sitzungen in der St. Stephanscapelle.

meteorisches Feuer, das alle Herzen zur Bewunderung entzündet. So schließt der zweite, der leidenschaftliche oder declamatorische Theil der Rede.

Wenn Brougham das erreicht hat, was man für den Gipfel der Beredsamkeit halten möchte, wenn er gleichsam umherblickt, um die Bewunderung, die er hervorgebracht, mit Hohnlächeln zu betrachten, dann sinkt seine Gestalt wieder zusammen, und auch seine Stimme fällt herab bis zum sonderbarsten Flüstern, das jemals aus der Brust eines Menschen hervorgekommen. Dieses seltsame Herabstimmen oder vielmehr Fallenlassen des Ausdrucks, der Gebärde und der Stimme, welches Brougham in einer Vollkommenheit besitzt, wie es bei gar keinem andern Redner gefunden wird, bringt eine wunderbare Wirkung hervor, und jene tiefen, feierlichen, fast hingemurmelten Worte, die jedoch bis auf den Anhauch jeder einzelnen Silbe vollkommen vernehmbar sind, tragen in sich eine Zaubergewalt, der man nicht widerstehen kann, selbst wenn man sie zum erstenmale hört und ihre eigentliche Bedeutung und Wirkung noch nicht kennen gelernt hat. Man glaube nur nicht etwa, der Redner und die Rede sei erschöpft. Diese gemilderten Blicke, diese gedämpften Töne bedeuten nichts weniger als den Anfang einer Peroratio, womit der Redner, als ob er fühle, daß er etwas zu weit gegangen, seine Gegner wieder besänftigen will. Im Gegentheil, dieses Zusammenkrümmen des Leibes ist kein Zeichen von Schwäche, und dieses Fallenlassen der Stimme ist kein Vorspiel von Furcht und Unterwürfigkeit: es ist das lose, hängende Vorbeugen des Leibes bei einem Ringer, der die Gelegenheit erspäht, wo er seinen Gegner desto gewaltiger umwinden kann; es ist das Zurückspringen des Tigers, der gleich darauf mit desto sicherern Krallen auf seine Beute losstürzt; es ist das Zeichen, daß Henry Brougham seine ganze Rüstung angelegt und seine mächtigste Waffe ergreift. In seinen Argumenten war er klar und überzeugend; in seiner Beschwörung der Leidenschaften war er zwar etwas hochmüthig, doch auch mächtig und siegreich; jetzt aber legt er den letzten, ungeheuersten Pfeil auf seinen Bogen: er wird fürchterlich in seinen Invectiven. Wehe dem Manne, dem jenes Auge, das vorher so ruhig und blau war, jetzt entgegenflammt aus dem geheimnißvollen Dunkel dieser zusammengezogenen Brauen! Wehe dem Wicht, dem diese halbgeflüsterten Worte ein Vorzeichen sind von dem Unheil, das über ihn heranschwebt!

Wer als ein Fremder vielleicht heute zum erstenmal die Gallerie des Parlaments besucht, weiß nicht, was jetzt kommen wird. Er sieht bloß einen Mann, der ihn mit seinen Argumenten überzeugt, mit seiner Leidenschaft erwärmt hat und jetzt mit einem sonderbaren Flüstern einen sehr lahmen, schwächlichen Schluß anzubringen scheint. O Fremdling! wärest du bekannt mit den Erscheinungen dieses Hauses und auf einem Sitze, wo du alle Parlamentsglieder übersehen könntest, so würdest du bald merken, daß diese in Betreff eines solchen lahmen, schwächlichen Schlusses durchaus nicht deiner Meinung sind. Du würdest manchen bemerken, den Parteisucht oder Anmaßung in dieses stürmische Meer, ohne gehörigen Ballast und das nöthige Steuerruder, hineingetrieben hat, und der nun so furchtsam und ängstlich umherblickt, wie ein Schiffer auf dem chinesischen Meere, wenn er an einer Seite des Horizontes jene dunkle Röthe

entdeckt, die ein sicheres Vorzeichen ist, daß von der andern Seite, ehe eine Minute vergeht, der Typhon heranweht mit seinem verderblichen Hauche! — Du würdest irgend einen kleinen Mann bemerken, der fast greinen möchte und an Leib und Seele schauert wie ein kleines Vögelchen, das in die Zaubernähe einer Klapperschlange gerathen ist, seine Gefahr entsetzlich fühlt und sich doch nicht helfen kann und mit jämmerlich närrischer Miene dem Untergange sich darbietet; — du würdest einen langen Antagonisten bemerken, der sich mit schlotternden Beinen an der Bank festklammert, damit der heranziehende Sturm ihn nicht fortfegt; — oder du bemerkst sogar einen stattlichen, wohlbeleibten Repräsentanten irgend einer fetten Grafschaft, der beide Fäuste in das Kissen seiner Bank hineingräbt, völlig entschlossen, im Fall ein Mann von seiner Wichtigkeit aus dem Hause geschleudert würde, dennoch seinen Sitz zu bewahren und unter sich von dannen zu führen.

Und nun kommt es: die Worte, welche so tief geflüstert und gemurmelt wurden, schwellen an so laut, daß sie selbst den Jubelruf der eignen Partei übertönen, und nachdem irgend ein unglückseliger Redner bis auf die Knochen geschunden und seine verstümmelten Glieder durch alle Redefiguren durchgestampft worden, dann ist der Leib des Redners wie niedergebrochen und zerschlagen von der Kraft seines eigenen Geistes, er sinkt auf seinen Sitz zurück, und der Beifallslärm der Versammlung kann jetzt unaufhaltsam hervorbrechen!

H. Heine.

Dritte Abtheilung.

Biographisches. Abschnitte aus der Litteratur-, Kirchen- und Staatsgeschichte.

46. Klopstocks Messias in Goethes Elternhause.

Aus der Ferne machte der Name Klopstock auch schon auf uns eine große Wirkung. Im Anfang wunderte man sich, wie ein vortrefflicher Mann so wunderlich heißen könne; doch gewöhnte man sich bald daran und dachte nicht mehr an die Bedeutung dieser Silben. In meines Vaters Bibliothek hatte ich bisher nur die früheren, besonders die zu seiner Zeit nach und nach heraufgekommenen und gerühmten Dichter gefunden. Alle diese hatten gereimt, und mein Vater hielt den Reim für poetische Werke unerläßlich. Canitz, Hagedorn, Drollinger, Gellert, Kreuz, Haller standen in schönen Franzbänden in einer Reihe. An diese schlossen sich Neukirchs Telemach, Koppens befreites Jerusalem und andere Uebersetzungen. Ich hatte diese sämtliche Bände von Kindheit auf fleißig durchgelesen und theilweise memorirt, weshalb ich denn zur Unterhaltung der Gesellschaft öfters aufgerufen wurde. Eine verdrießliche Epoche im Gegentheil eröffnete sich für meinen Vater, als durch Klopstocks Messias Verse, die ihm keine Verse schienen, ein Gegenstand der öffentlichen Bewunderung wurden. Er selbst hatte sich wohl gehütet, dieses Werk anzuschaffen; aber unser Hausfreund, Rath Schneider, schwärzte es ein und steckte es der Mutter und den Kindern zu.

Auf diesen geschäftsthätigen Mann, welcher wenig las, hatte der Messias gleich bei seiner Erscheinung einen mächtigen Eindruck gemacht. Diese so natürlich ausgedrückten und doch so schön veredelten frommen Gefühle, diese gefällige Sprache, wenn man sie auch nur für harmonische Prosa gelten ließ, hatten den übrigens trocknen Geschäftsmann so gewonnen, daß er die zehn ersten Gesänge — denn von diesen ist eigentlich die Rede — als das herrlichste Erbauungsbuch betrachtete und solches alle Jahre einmal in der Charwoche, in welcher er sich von allen Geschäften zu entbinden wußte, für sich im stillen durchlas und sich daran fürs ganze Jahr erquickte. Anfangs dachte er seine Empfindungen seinem alten Freunde mitzutheilen; allein er fand sich sehr bestürzt, als er eine unheilbare Abneigung vor einem Werk von so köstlichem Gehalt, wegen einer, wie es ihm schien, gleichgültigen äußern Form gewahr werden mußte. Es fehlte, wie sich leicht denken läßt, nicht an Wiederholung des Gesprächs über diesen

Gegenstand; aber beide Theile entfernten sich immer weiter von einander; es gab heftige Scenen, und der nachgiebige Mann ließ sich endlich gefallen, von seinem Lieblingswerke zu schweigen, damit er nicht zugleich einen Jugendfreund und eine gute Sonntagssuppe verlöre.

Proselyten zu machen ist der natürlichste Wunsch eines jeden Menschen, und wie sehr fand sich unser Freund im stillen belohnt, als er in der übrigen Familie für seinen Heiligen so offen gesinnte Gemüther entdeckte! Das Exemplar, das er jährlich nur eine Woche brauchte, war uns für die übrige Zeit gewidmet. Die Mutter hielt es heimlich, und wir Geschwister bemächtigten uns desselben, wenn wir konnten, um in Freistunden in irgend einem Winkel verborgen, die auffallendsten Stellen auswendig zu lernen und besonders die zartesten und heftigsten so geschwind als möglich ins Gedächtniß zu fassen.

Porcias Traum recitirten wir um die Wette, und in das wilde, verzweifelnde Gespräch zwischen Satan und Adramelech, welche ins rothe Meer gestürzt worden, hatten wir uns getheilt. Die erste Rolle, als die gewaltsamste, war auf mein Theil gekommen; die andere, um ein wenig kläglicher, übernahm meine Schwester. Die wechselseitigen, zwar gräßlichen, aber doch wohlklingenden Verwünschungen flossen nur so vom Munde, und wir ergriffen jede Gelegenheit, uns mit diesen höllischen Redensarten zu begrüßen.

Es war ein Samstagsabend im Winter — der Vater ließ sich immer bei Licht rasiren, um Sonntags früh sich zur Kirche bequemlich anziehen zu können — wir saßen auf einem Schemel hinter dem Ofen und murmelten, während der Barbier einseifte, unsere herkömmlichen Flüche ziemlich leise. Nun hatte aber Adramelech den Satan mit eisernen Händen zu fassen; meine Schwester packte mich gewaltig an und recitirte, zwar leise genug, aber doch mit steigender Leidenschaft:

„Hilf mir! ich flehe Dich an, ich bete, wenn Du es forderst,
Ungeheuer! Dich an! Verworfner, schwarzer Verbrecher,
Hilf mir! ich leide die Pein des rächenden ewigen Todes! . . .
Vormals konnt' ich mit heißem, mit grimmigem Hasse Dich hassen!
Jetzt vermag ich's nicht mehr! Auch dies ist stechender Jammer!

Bisher war alles leidlich gegangen; aber laut, mit fürchterlicher Stimme rief sie die folgenden Worte:

„O wie bin ich zermalmt! . . .

Der gute Chirurgus erschrak und goß dem Vater das Seifenbecken in die Brust. Da gab es einen großen Aufstand, und eine strenge Untersuchung ward gehalten, besonders in Betracht des Unglücks, das hätte entstehen können, wenn man schon im Rasiren begriffen gewesen wäre. Um allen Verdacht des Muthwillens von uns abzulehnen, bekannten wir uns zu unsern teuflischen Rollen, und das Unglück, das die Hexameter angerichtet hatten, war zu offenbar, als daß man sie nicht aufs neue hätte verrufen und verbannen sollen.

So pflegen Kinder und Volk das Große, das Erhabene in ein Spiel, ja in eine Posse zu verwandeln; und wie sollen sie auch sonst im Stande sein es auszuhalten und zu ertragen! W. v. Goethe.

47. Schillers Flucht aus Stuttgart.

(1782.)

Seit achtzehn Monaten hatte Schiller an dem Tonkünstler Andreas Streicher, einem gebornen Stuttgarter, der nur zwei Jahre jünger war, als der Dichter, einen zärtlichen und aufopferungsfähigen Freund gewonnen und „durch seine reizende und anziehende Persönlichkeit, die gegen ihn nirgends etwas Scharfes und Abstoßendes blicken ließ," dessen ganze Seele eingenommen. Diesem vertrauete er unverhohlen den Widerwillen an, mit welchem er nach der letzten Mannheimer Reise sich Stuttgart wieder genähert hatte; er machte ihn auch zum Vertrauten von Dalbergs wahren oder vermeintlichen Versprechungen; er schwelgte mit ihm in der lange nicht aufgegebenen Hoffnung, daß der vielvermögende Mann seinen Landesherrn besänftigen werde; er schüttelte seinen Unmuth über die getäuschte Erwartung, wie über die demüthigenden Weisungen des Herzogs in den Busen des Freundes aus. Endlich theilte er ihm den Entschluß mit, noch einmal heimlich nach Mannheim zu reisen und von dort aus dem Herzog schriftlich darzulegen, wie durch das ergangene Verbot seine ganze Existenz vernichtet sei, und ihn um die Bewilligung einiger Punkte zu bitten, die er für sein besseres Fortkommen unerläßlich glaubte. Mißlang aber auch dieser Versuch, so konnte er freilich nicht mehr nach Stuttgart zurückkehren. Dann aber erwartete er wenigstens von Dalberg, welcher in ihm nicht mehr den herzoglichen Unterthan zu scheuen hätte, mit offenen Armen empfangen und sofort — ein Dichter, wie er — als Theaterdichter in Mannheim angestellt zu werden.

Auch ein Gefährte zur Flucht war gefunden. Sein Freund hatte für folgendes Frühjahr eine Reise nach Hamburg projectirt, um bei Bach die Musik zu studiren; er verlegte dem Dichter zulieb seinen Plan mit der Mutter Einwilligung vorwärts. Der Vater Schiller durfte um die Sache nicht wissen, um nöthigen Falls sein Officierswort verpfänden zu können, daß er von dem Vorhaben seines Sohnes nichts gewußt. Aber Schillers Mutter ward, mit Hülfe der älteren Schwester, die ganz auf Seiten des Bruders war, von allem unterrichtet.

Die Ausführung dieses Entschlusses wurde durch die Umstände erleichtert und beschleunigt. Schon zu Anfange des Monats August erblickte man in Stuttgart und Umgegend nichts als Vorbereitungen zu dem feierlichen Empfange des Großfürsten Paul von Rußland und der Nichte des Herzogs Karl, seiner schönen jungen Gemahlin. Um die Mitte Septembers trafen diese hohen Gäste ein, und benachbarte Fürsten mit einer Anzahl von Fremden warteten ihrer. Die Prachtliebe des Herzogs entfaltete sich in ihrem ganzen Glanze; aus den Marställen drängten sich Züge der herrlichsten Pferde und prangten vor die glänzendsten Equipagen gespannt; aus allen Jagdrevieren des Landes waren sechs tausend Hirsche in den von Wachtfeuern umstellten Wald, der das Lustschloß Solitude umgiebt, zusammengetrieben worden; sie sollten eine Anhöhe hinauf gejagt und gezwungen werden, sich in einen See zu stürzen, in welchem sie aus einem eigens dazu erbauten Lusthause von den erlauchten Fürsten nach Bequemlichkeit erlegt werden konnten.

Allen solchen Herrlichkeiten verschloß sich das Gemüth unseres Dichters; er sah in ihnen nur die Mittel, seinem Kerker unbemerkt zu entfliehen. Die ganze Kraft seines Geistes war auf das neue Drama Fiesco gedrängt, das noch vor der Reise vollendet werden sollte. Nächte durch arbeitete er, — denn außer dem Plane war kaum die Hälfte des Stückes niedergeschrieben —, aber am Morgen erheiterten sich seine von Schlaflosigkeit erhitzten Augen, wenn er ein schönes Stück vollendeter Arbeit übersah und seinem künftigen Reisegefährten neue Scenen oder einen in der Nacht entstandenen Monolog vorlesen konnte.

Unter den zu Stuttgart angekommenen Fremden war auch der Freiherr v. Dalberg und die ihm befreundete Gattin des Regisseurs Meier vom Mannheimer Theater. Schiller wartete dem ersten auf und sah auch die letztere öfters; aber er schwieg gegen beide. Er wollte, da sein Entschluß gefaßt war, nicht durch Zweifel belästigt, nicht durch Beweise eines ungewissen Erfolgs widerlegt werden. Mit der Mannheimer Freundin und Streicher besuchte er — denn die Zeit drängte — auch das Elternhaus auf der Solitude noch einmal. Die Hausfrau schien bedrückt vom Entschlusse des Sohnes, über welchen sie sich nicht äußern durfte; der unbefangene Vater zählte mit Wichtigkeit die bevorstehenden Festlichkeiten auf. Der Sohn verließ die Gesellschaft mit der Mutter und kehrte nach einer Stunde ohne sie mit rothen Augen zurück. Die große Lustjagd sollte, mit Schauspiel und Beleuchtung auf dem Schlosse, am 17ten September vor sich gehen. Dies entschied über den Reiseplan der Jünglinge. Sie zogen die Nachricht ein, daß an diesem Tage Schillers alte Grenadiere, die ihn gut von Angesicht kannten, die Thorwache nicht haben würden, und so ward die Abreise von Stuttgart auf den Abend des 17ten September festgesetzt. Die bürgerliche Kleidung, hinter welche sich der Regimentsarzt verstecken wollte, Wäsche und einige Bücher, darunter Haller und Shakespeare, waren allmählich von dem Freunde aus Schillers Wohnung hinweggebracht worden; am letzten Vormittag um zehn Uhr sollte auch alles Uebrige gerüstet sein. Aber der Dichter behielt sein Recht bis zur letzten Stunde. Als Schiller von seinem letzten Lazarethbesuche acht Uhr morgens zurückgekehrt war, fielen ihm beim Zusammensuchen der Bücher Klopstocks Oden in die Hände; eine Lieblingsode regte ihn auf, in den entscheidenden Augenblicken fing er an zu dichten, statt zu packen, und der eingetretene und treibende Freund mußte vor allen Dingen die Ode und das frisch gedichtete Gegenstück anhören.

Am Nachmittag endlich war alles in Ordnung; ein Paar geladene, aber gichtbrüchige Pistolen wurden, die eine in den Koffer, die andere in den Wagen gelegt; drei und zwanzig Gulden steckte Schiller, acht und zwanzig Streicher in die Taschen; zwei Koffer und ein kleines Clavier saßen hinter dem Wagen, und um zehn Uhr nachts rollte dieser von Streichers Wohnung ab und dem Eßlinger Thore zu, dem dunkelsten von allen, wo ein bewährter Freund Schillers als Lieutenant die Wache hatte. — „Halt! — Wer da? — Unteroffizier heraus!“ schallte es unheimlich am Thore. „Doctor Ritter und Doctor Wolf, beide nach Eßlingen reisend“ — war die Antwort der Flüchtlinge, die nun ungehindert an der licht-

losen Wachtstube des Offiziers, deren Fenster weit offen standen, vorbei und mit beklommenen Herzen ins Freie und auf Umwegen der Ludwigsburger Heerstraße zuzufahren. Wie die erste Anhöhe hinter ihnen lag, kehrte ihnen erst Unbefangenheit und Sprache wieder. Es war Mitternacht, als sie links von Ludwigsburg eine hohe Röthe am Himmel erblickten, und sobald der Wagen in die Linie der Solitude kam, glänzte ihnen auf eine Meile Entfernung das Schloß mit allen Nebengebäuden im Schimmer der Beleuchtung wie eine Feenwohnung entgegen. In der reinen Luft war alles so scharf umgrenzt, daß Schiller seinem Gefährten die Elternwohnung zeigen konnte. Ein unterdrückter Seufzer, ein leises „o meine Mutter!“ begleitete seine rasche Bewegung im Wagen.

Gegen zwei Uhr morgens hatten sie die Station Enzweihingen erreicht. Hier war es, daß während der Rast sich die Reisenden an Schubarts handschriftlichen Gedichten ergötzten und Schiller seinem Freunde „die Fürstengruft“ vorlas, die der unglückliche Gefangene mit der Beinkleiderschnalle der nassen Kerkerwand eingegraben hatte. Nach acht Uhr morgens athmeten die Fliehenden leichter; die pfälzische Grenze war erreicht. Das düstere Gemüth Schillers erheiterte sich. „Sehen Sie,“ rief er zu seinem Begleiter gekehrt, „sehen Sie, wie freundlich die Pfähle und Schranken mit Blau und Weiß angestrichen sind! Eben so freundlich ist auch der Geist der Regierung!“

Abends neun Uhr waren die Reisenden in Schwetzingen, und da Mannheim, als Festung, ihnen für diesen Tag verschlossen war, wurde hier übernachtet, und am andern Morgen die beste Kleidung aus den Koffern hervorgezogen, um sich durch scheinbaren Wohlstand Achtung zu verschaffen. Ihre Herzen waren voll Hoffnung: die Theaterdirection, die so viel Vortheil von den Räubern gezogen, konnte ihren Dichter nicht entbehren; Fiesco mußte noch in diesem Jahre aufgeführt werden; eine freie Einnahme oder ein beträchtliches Honorar deckte nun auf lange alle Bedürfnisse.

Aber in Mannheim verbarg der Theaterregisseur Meier sein Staunen nicht, da er den jungen Dichter, den er, in Feste der Zerstreuungen versunken, zu Stuttgart in Gesellschaft seiner Frau dachte, als Flüchtling vor sich stehen sah. Der Weltmann widersprach nicht; nur bestärkte er den jungen Freund, dem er mit seinem Begleiter für eine nahe Wohnung sorgte, und den er zu Tische behielt, in dem Vorhaben, noch heute eine Vorstellung an den Herzog einzusenden, dessen Festlaune benutzt werden müsse. Nach dem Essen setzte sich Schiller im Nebenzimmer an den Schreibtisch und entwarf eine Zuschrift an den Herzog Karl. „Das Unglück eines Unterthanen und eines Sohnes,“ schrieb er, „kann dem Fürsten und Vater niemals gleichgültig sein. Ich habe einen schrecklichen Weg gefunden, das Herz meines gnädigsten Herrn zu rühren, da mir die natürlichen bei schwerer Ahndung untersagt worden sind.“ Der Briefsteller erinnert nun seinen Herrn an das bekannte Verbot und erklärt, daß die Verzweiflung ihn auf die Flucht getrieben. Er glaubt es „seinen Talenten und der Welt, die er schätze, schuldig zu sein, eine Laufbahn fortzusetzen, auf welcher er kein gewöhnliches Glück zu machen und seinem durchlauchtigsten

Erzieher, der ersten Quelle seiner Bildung, Ehre zu erwerben, die gewisseste Aussicht habe."

Dieses Schreiben wurde einem Briefe an seinen Regimentschef, den General Augé beigelegt und an diesen abgesendet. Nach zwei erwartungsvollen Tagen traf die mündliche Antwort des Herzogs durch einen Brief des Generals ein, „daß, da Se. Herzogl. Durchlaucht bei Anwesenheit der hohen Verwandten jetzt sehr gnädig wären, Schiller nur zurückkommen solle;" eine ziemlich trostlose Aeußerung, die auf spätere Anfrage einfach wiederholt wurde.

Den Tag nach Schillers Eintreffen in Mannheim war auch Madame Meier von Stuttgart zurückgekommen; diese sorgte recht mütterlich für den Dichter. Ihre Angst, daß ihm nachgesetzt oder seine Auslieferung verlangt werden könnte, schlug Schiller mit seiner festen und gerechten Zuversicht auf die Großmuth seines Herzogs nieder. Doch fand man es rathsam, daß der Flüchtling sich nicht öffentlich zeigte und auf seine Wohnung und das Meiersche Haus beschränkt blieb.

In dem letztern bereitete sich jetzt die Vorlesung des Fiesco vor, und eines Nachmittags versammelten sich außer Iffland, Beil, Beck, mehrere Schauspieler; man setzte sich um einen großen runden Tisch, der Verfasser schickte eine kurze Erzählung der Geschichte voran und begann zu lesen. Sein treuer Freund Streicher feierte schon im stillen den Triumph, wie überrascht diese Leute, die den Dichter mit unverwandten Augen ansahen, über die vielen schönen Stellen gleich in den ersten Scenen sein würden; er erwartete den tiefsten Eindruck. Aber der erste Act, unter größter Stille gelesen, erntete kein Zeichen des Beifalls; kaum war er zu Ende, als Beil sich entfernte und die Gesellschaft sich über die Historie des Fiesco oder über Stadtneuigkeiten unterhielt. Auf die gleiche Weise erging es dem zweiten Act, und weiter gedieh die Vorlesung nicht. Erfrischungen und ein Bolzenschießen, zu dem auf den Vorschlag eines Schauspielers Anstalt getroffen wurde, machten ihr ein Ende. Alles verlief sich, und nur Iffland blieb mit den Freunden zurück. Meier aber zog den jungen Freund Schillers, der sich von seiner innerlichen Entrüstung gar nicht erholen konnte, ins Nebenzimmer und fragte: „Sagen Sie mir jetzt ganz aufrichtig, wissen Sie gewiß, daß es Schiller ist, der die Räuber geschrieben?" Auf die zwiefache betheuernde Bejahung dieser wiederholten Frage und eine staunende Gegenfrage antwortete der Schauspieldirector: „Ich fragte — weil der Fiesco das Allerschlechteste ist, was ich je in meinem Leben gehört, und weil es unmöglich ist, daß derselbe Schiller, der die Räuber geschrieben, etwas so Gemeines, Elendes sollte gemacht haben." Und dabei blieb er.

Aeußerst verstimmt nahm Schiller zeitig mit seinem Gefährten Abschied; erst zu Hause lüftete er seinen Aerger, über Neid, Kabale, Unverstand der Schauspieler klagend. Wenn er nicht als Schauspieldichter angestellt, wenn sein Trauerspiel nicht angenommen werde, so erklärte er sich entschlossen, selbst als Schauspieler aufzutreten, indem eigentlich doch niemand so declamiren könne, wie er.

Am andern Morgen suchte Streicher Herrn Meier wieder auf, der ihn mit dem Ausruf empfing: „Sie haben Recht! Fiesco ist ein Meisterstück; aber wissen Sie auch, was Schuld darin ist, daß ich und alle Zuhörer es für das elendeste Machwerk hielten? Schillers schwäbische Aussprache und die verwünschte Art, wie er alles declamirt! Er sagt alles in dem nämlichen hochtrabenden Tone her, ob es heißt: er macht die Thüre zu, oder ob eine Hauptstelle seines Helden ist!"

Mit der frohen Botschaft, daß das Trauerspiel vor den Ausschuß und bald auf die Bretter kommen werde, eilte, alles andere verschweigend, der Freund zum Freund. Indessen wurde, dem Rathe der andern gemäß, die immer noch ein Auslieferungsgesuch von Stuttgart fürchteten, nach wochenlangem Verweilen in Mannheim von den beiden Genossen eine Reise über Darmstadt nach Frankfurt beschlossen, und zwar eine Fußreise, da ihr kleines Capital kaum noch für zwölf Tage reichte und Schiller sich an die Eltern nicht wenden konnte. Streicher aber schrieb an seine Mutter um einen Zuschuß von dreißig Gulden. Das Unentbehrlichste in der Tasche, schlugen die Reisenden nach Tische den Weg über die Rheinbrücke ein und trafen am andern Abend in Darmstadt ein, wo die Reveille um Mitternacht den armen, dem Wirbeln der Trommeln eben erst entflohenen Dichter aus seinen Träumen rüttelte. Der heitere Morgen setzte die müden Füße der Freunde wieder in Bewegung; Schiller fühlte sich während des ganzen Marsches unwohl; nicht mehr ferne von Frankfurt mußte er sich, matt und erblaßt, unter Waldgesträuch ins Gras niederlegen. Streicher setzte sich neben ihn auf einen abgehauenen Baumstamm und hütete mit banger Freundessorge den schlummernden Dichter. Zwei Stunden lang störte die Ruhenden niemand; endlich weckte ein den einsamen Fußsteig gehender Werbeofficier mit höflichem Gruße den Schläfer, der gestärkt erwachte. Beim Austritt aus dem Walde winkte ihnen das alterthümliche Frankfurt, und in einer Stunde war es erreicht.

Die Armuth wies den Freunden ihre Wohnung in Sachsenhausen an, wo der Mainbrücke gegenüber Kost und Wohnung mit dem Wirthe Tag für Tag bedungen wurde. Das erste, was Schiller vom Schlafe gestärkt am andern Morgen unternahm, war ein Brief an Dalberg, den er, wie sein Freund Streicher sagt, „mit gepreßtem Gemüth und nicht mit trockenen Augen" schrieb. „.... Sobald ich Ihnen sage," steht in diesem Brief, „ich bin auf der Flucht, so hab' ich mein ganzes Schicksal geschildert. Aber noch kommt das Schlimmste dazu. Ich habe die nöthigen Hülfsmittel nicht, die mich in den Stand setzen, meinem Mißgeschick Trotz zu bieten .... Ich ging leer hinweg, leer in Börse und Hoffnung. Es könnte mich schamroth machen, daß ich Ihnen solche Geständnisse thun muß; aber ich weiß, es erniedrigt mich nicht." Und nun bittet er den Gönner freimüthig um Unterstützung; er kann seinen Fiesco vor drei Wochen nicht theaterfertig liefern, weil sein Herz so lange beklemmt war, weil das Gefühl seines Zustandes ihn gänzlich von dichterischen Träumen zurückriß. Nun verspricht er, sein Stück nicht nur fertig, sondern auch würdig auf jenen Termin zu liefern, bittet aber auch um gütigen Vorschuß des Preises, denn er hat noch 200 Gulden nach Stuttgart zu be-

zahlen; das macht ihm mehr Sorge, als wie er sich durch die Welt schleppen soll; er hat so lange keine Ruhe, bis er sich von der Seite gereinigt hat. Am Ende bittet er noch um einen Vorschuß von 100 Gulden. „Schnelle Hülfe ist alles, was ich jetzt noch denken und wünschen kann.“ In seltsamem Vorgefühle der Antwort zeichnete er „mit entschiedener Achtung,“ so ziemlich das Wenigste, was man einem vornehmen Herrn geben kann, „als seiner Excellenz wahrester Verehrer Friedrich Schiller.

Die schwerste Last war mit diesem Schreiben von seinem Herzen gewälzt. — „Sein Auge,“ erzählt Streicher, „wurde feuriger, seine Gespräche wurden lebhafter, seine Gedanken, bisher immer mit seinem Zustande beschäftigt, wendeten sich jetzt auch auf andere Gegenstände.“ Auf der Mainbrücke übersahen die Freunde mit Lust die abgehenden und ankommenden Schiffe; der heiterste Abendhimmel spiegelte sich im gelben Strom. „Schillers überströmende Einbildungskraft gab dem geringsten Gegenstande Bedeutung und wußte die kleinste Nähe an die weiteste Entfernung zu knüpfen.“ Mit der Heiterkeit des Gemüths kehrte dem ganz vom Geiste Abhängigen auch die Eßlust wieder; vor allem aber das Bedürfniß zu produciren. Nach einer leichten Abendmahlzeit ließ sich aus seinem Schweigen, aus seinen aufwärts gerichteten Blicken wahrnehmen, daß er über etwas Ungewöhnlichem brüte. Sein Freund betrachtete ihn mit einer heiligen Scheu und verhielt sich so still, als möglich. Erst am andern Abend entdeckte ihm Schiller, daß seit der Abreise von Mannheim seinen Geist ein bürgerliches Trauerspiel „Luise Millerin“ beschäftige; und nach vierzehn Tagen waren ganze Scenen von „Kabale und Liebe“ niedergeschrieben. Den Plan zu diesem Stücke hatte er schon im Militärarreste zu Stuttgart entworfen. Dort sind jedenfalls die Motive des Stückes zu suchen und leicht zu finden.

Am dritten Morgen, bei Besichtigung der Stadt Frankfurt, besuchten die Freunde auch einige Buchläden. In einem derselben fragte Schiller, der die Maske des Dr. Ritter seit der Barriere von Stuttgart nicht abgelegt hatte, nach dem Absatze der Räuber. Die Antwort fiel so günstig aus, daß der Verfasser in freudiger Ueberraschung sein Incognito brach, und von dem Buchhändler mit staunenden, zweifelnden Augen gemessen wurde. Getröstet kehrte der Glückliche nach Hause. „Muth und Selbstgefühl,“ sagt seine Schwägerin, „waren ihm zurückgekehrt, und die Ahnung, daß sein Name die Bühnen Europas füllen werde, trug ihn, gleich einer sanft einhüllenden Wolke über die düstere Gegenwart hinweg.“

Inzwischen war die Post einigemale vergeblich besucht worden, und erst am fünften Tage streckte man ihnen das an Dr. Ritter überschriebene Packet entgegen. Es waren Freundesbriefe aus Stuttgart, die zur größten Vorsicht riethen, begleitet von einem Briefe Meiers. Nur diesen nahm Schiller unerbrochen nach Sachsenhausen zurück und wollte hier allein die angenehme Nachricht, die er erwartete, herauslesen. Zu Ende mit dem Schreiben blickte er gedankenvoll durch das Fenster hinab auf die Mainbrücke, und nur seine verdüsterten Augen, seine veränderte Farbe kündigten die getäuschte Hoffnung an. Endlich sprach er. Dalberg leistete den

Vorschuß nicht, weil Fiesco in dieser Gestalt für das Theater unbrauchbar sei; bevor er sich weiter erklären könne, müsse erst die Umarbeitung vorgenommen sein.

Der Freund bewunderte in diesem kritischen Augenblicke die Mäßigung und den Anstand Schillers über eine solche Versagung. „Er bewies auch hierin sein reines, hohes Gemüth. Er ließ nicht die geringste Klage hören; kein hartes oder heftiges Wort kam über seine Lippen; ja nicht einmal eines Tadels würdigte er die erhaltene Antwort." Noch immer baute er einige Hoffnung auf seinen Fiesco; um wohlfeiler leben zu können, beschloß er, sich Mannheim und den dortigen hülfreichen Freunden wieder zu nähern. Aber die armen Wanderer waren nach Frankfurt gebannt; denn „bei jedem Griff in den Beutel war schon sein Boden erreicht." Die von Streichers Mutter erbetene Hülfe war auch noch nicht eingetroffen. In der Noth suchte Schiller ein ziemlich langes, bald darauf verloren gegangenes Gedicht „Teufel Amor," hervor, mit welchem er selbst sehr zufrieden schien, und das der Freund schon aus wiederholter Vorlesung kannte. Damit ging Schiller zu einem Buchhändler, vielleicht demselben, der ihn gestern bewundert hatte; — aber er kam mißmuthig zurück, denn er hatte fünf und zwanzig Gulden verlangt und der Krämer nur achtzehn geboten; Schiller aber wollte lieber Noth leiden, als seine Poesie an einen Knicker, der sie nicht schätzte, wegwerfen. Endlich kamen die dreißig Gulden für Streicher an, als der Reichthum der Verbrüderten nur noch in Scheidemünze bestand. Der aufopfernde Freund verzichtete auf seinen Hamburger Plan; schon am andern Morgen fuhren beide auf dem Marktschiffe nach Mainz, bewunderten am andern Tage als Fußwanderer „den echt deutschen Eigensinn, mit welchem Rhein und Main, auch vereinigt, die blaue und gelbe Farbe getrennt hatten," stärkten sich in Nierenstein mit dem Wein der Ritterromane, dessen Ruf sie größer fanden als seinen Geschmack, und dessen Kraft sie als einen wahren „Herzenströster" erst erkannten, als er ihre müden Füße im Freien wieder beflügelte, und kamen endlich, die letzte Station zu Wagen, in Worms an.

Hier beschied sie am andern Morgen ein Brief Meiers nach Oggersheim in die Herberge zum Viehhof, wo sie nachmittags mit dem Meierschen Ehepaar und zwei Verehrern des Dichters zusammentrafen.

Schiller erhielt von Meier die Versicherung, daß der Fiesco unbezweifelt aufgenommen werde, sobald er um mehrere Scenen abgekürzt und der fünfte Act ganz beendigt sei. Schiller sah sein auf Dalberg gesetztes Vertrauen durch neue Ausflüchte vereitelt. Dennoch ließ er keine Spur von Empfindlichkeit blicken. „Mit der freundlichen, männlichen Art, die ihm im Umgange ganz gewöhnlich war," leitete er das Gespräch auf Bestimmung des Orts, wo er das Stück am ruhigsten ausarbeiten könnte, und Oggersheim selbst, nur eine Stunde von Mannheim gelegen, wurde dazu am tauglichsten befunden. Die von Madame Meier dem Reisenden behändigten Briefe von Stuttgart empfahlen noch immer die möglichste Verborgenheit. Schiller wurde deswegen sofort aufs neue umgetauft, vor dem Wirthe mit Doctor Schmidt angeredet, und als solcher installirt, indem Kost und Wohnung auch hier auf den Tag bedungen ward.

Der Abend trennte die Gesellschaft. Am andern Morgen kam Koffer und Clavier aus Mannheim. Die nächsten acht Tage verließ Schiller, ganz mit seinem bürgerlichen Trauerspiele beschäftigt, das seinem Dichtergeiste keine Ruhe ließ, nur auf Minuten das Zimmer. Sein Freund versüßte ihm die langen Herbstabende mit Clavierspiel, denn er wußte von Stuttgart her, daß die Musik alle Affecte in ihm in Bewegung zu setzen vermochte. Wie erwünscht war es ihm, „seine Begeisterung unterhalten und das Zuströmen der Gedanken dem Dichter erleichtern zu können!“ Schiller aber richtete schon am Mittagstische mit der bescheidensten Zutraulichkeit die Frage an ihn: „Werden Sie nicht heute Abend wieder Clavier spielen?“

Erst nach Wochen konnte er die gewünschten Veränderungen im Fiesco vornehmen, ohne daß er jedoch über den Schluß mit sich einig zu werden vermochte; denn in der Geschichte ertrinkt der Held durch einen untragischen Zufall. Nur die Nothwendigkeit trieb ihn nach einem Monate zur Vollendung.

Der Aufenthalt in Oggersheim hatte wenig Angenehmes für den Dichter; die flache Gegend sagte dem an Gebirge gewöhnten Würtemberger nicht zu; sein rauher Wirth quälte Frau und Tochter, die sanft und freundlich waren, mit seiner heftigen Gemüthsart. Nur der Krämer des Orts, Derain mit Namen, besaß einige Bildung; er trieb Politik, Litteratur und Aufklärung des Landvolkes zum Nachtheile seines Handels, um den er sich, bei einigem Vermögen, wenig bekümmerte; sein Gemüth war von der edelsten Art, und eine große Bescheidenheit machte seinen Umgang angenehm. Dieser Mann war durch einige Blätter der verworfenen Recension des Fiesco und der Skizzen zur Millerin, welche der Wirthin in die Hände fielen, auf den jungen Fremden aufmerksam geworden, denn die Frau hatte dem Handelsmanne, bei welchem sie durch ein geliehenes Buch manchmal Trost für ihre häuslichen Leiden suchte, die Manuscripte, deren Sprache ihr ganz neu war, mitgetheilt; er aber brachte den Fund zu seinem Freunde, dem Kaufmann Stein in Mannheim, der eine sehr reizende und in der schönen Litteratur bewanderte Tochter hatte. Streicher war an dieses Haus empfohlen, und das schöne Mädchen schmeichelte ihm das Geheimniß ab, in das sofort auch Herr Derain gezogen wurde, der die Bekanntschaft des jungen und doch schon so berühmten Mannes unter Gelobung der tiefsten Verschwiegenheit machen zu dürfen bat. Seine Freundschaft war für Schiller in den trüben, nebeligen Novemberabenden eine wahre Erquickung und dauerte auch in den folgenden Jahren noch fort.

Endlich war, in den ersten Tagen des Novembers, Fiesco für das Theater umgearbeitet und ihm der tragische Schluß gegeben, der sich am nächsten an die historische Wahrheit anschloß. Kurz zuvor hatte Streicher, da mit dem October die kleine Barschaft zu Ende ging, um den Rest seines Hamburger Reisegeldes an die Mutter geschrieben. Das alles sollte Dalbergs Honorar ersetzen. Ruhig und zufrieden ging deswegen Schiller nach der Stadt, um Herrn Meier das fertige und ins Reine geschriebene Manuscript einzuhändigen; denn er glaubte nun dem Ende seiner Bedrängnisse

entgegenzusehen. Da jedoch auf Meiers Mittheilung acht Tage lang keine Nachricht von Dalberg einlief, so entschloß er sich, an diesen kalten Gönner, der sich seither so wenig um den Dichter der Räuber bekümmert hatte, daß er ihm erst seinen Aufenthaltsort melden mußte, am 16. November von Oggersheim aus zu schreiben und ihm zu sagen, „wie er seit acht Tagen in der größten Erwartung lebe, wie Seine Excellenz den Fiesco befänden!" — Es sollte ein ganzes, großes Gemälde des wirkenden und gestürzten Ehrgeizes werden." Am Schlusse des Briefes bat er, wenn nicht um eine Entscheidung über die Theaterfähigkeit, doch um das Urtheil des Dramaturgisten.

Die Lage des Dichters schien indessen so unsicher, daß unter Zustimmung aller anwesenden Freunde von ihm beschlossen wurde, sobald der Fiesco angenommen wäre, nach Sachsen zu reisen, wo die Vorsehung für eine neue Zufluchtsstätte des Landesflüchtigen gesorgt hatte. Eine edle Dame, die Freifrau von Wolzogen, von deren drei auf der Akademie studirenden Söhnen sich der älteste, Wilhelm von Wolzogen, später aufs innigste an den Dichter anschloß, war mit dem jungen Schiller schon in Stuttgart näher bekannt geworden und nahm auch jetzt innigen Antheil an seinem Schicksal. Sie lebte, Mutter von vier Söhnen und einer Tochter, in beschränkten Glücksumständen auf ihrem Gute Bauerbach, eine Stunde von Meiningen, wo sie sich ein kleines Haus gekauft hatte, da das Gut mit der Herrschaftswohnung dem älteren Bruder zugefallen war. Als Schiller dieser mütterlichen Freundin nach seinem Arreste den Vorsatz, von Stuttgart zu entfliehen, anvertraut hatte, bot diese ihm schon damals die Verborgenheit ihres einsamen Aufenthalts in dem abgeschiedenen Waldthale an, von welcher der bedrängte Dichter jetzt Gebrauch zu machen und sich an Frau von Wolzogen deswegen zu wenden beschloß. „Während das Wohl ihrer eignen Söhne in des Herzogs Hand lag, wagte sie viel, wenn sie den Verfolgten in ihr Haus aufnahm, aber ihre großmüthige Freundschaft berechnete nicht."

Sobald der Dichter diesen Entschluß gefaßt hatte, regte sich die schmerzliche Sehnsucht, die Seinigen noch einmal zu sehen, in der Seele des Verbannten. Sichtbar ist die Bewegung in dem Briefchen, das er am 19. November der Post anvertraute: „Beste Eltern," schrieb er, „da ich gegenwärtig zu Mannheim bin und in fünf Tagen auf immer weggehe, so wollte ich mir und Ihnen noch das Vergnügen bereiten, uns noch zu sprechen. Heute ist der 19., am 21. bekommen Sie diesen Brief, wenn Sie also unverzüglich von Stuttgart weggehn, so könnten Sie am 22. zu Bretten im Posthause sein, welches ungefähr halbwegs von Mannheim ist, und wo Sie mich antreffen. Ich denke, Mama und die Christophine könnten am füglichsten, und zwar unter dem Vorwande, nach Ludwigsburg zu Wolzogen zu gehen, abreisen. Ich gebe Ihnen ein Carolin Reisegeld, aber nicht bälder,[1] als zu Bretten. An der schnellen Befolgung meiner

1) Schiller, durch seine Meisterwerke ein Gesetzgeber unserer Sprache, entwöhnte sich sehr spät der schwäbischen Provinzialismen, wie auch seine vier ersten Dramen beweisen.

Bitte will ich erkennen, ob Ihnen noch theuer ist — Ihr ewig dankbarer Sohn Schiller."

Ob diese Zusammenkunft, zu welcher der gute Sohn und Bruder den letzten Pfennig hergeben wollte, bewerkstelliget worden ist, bezweifeln wir. Inzwischen war nach fünf Tagen noch keine Antwort von Dalberg da, und erst gegen Ende Novembers erfolgte der lakonische Entscheid: „daß dieses Trauerspiel auch in der vorliegenden Umarbeitung nicht brauchbar sei, folglich dasselbe auch nicht angenommen, oder etwas dafür vergütet werden könne." Schiller fühlte sich in allen seinen Hoffnungen durch diese Abweisung betrogen, ja zerschmettert. Es war klar: der engherzige Höfling, der den Dichter für sein Theater gern ausgebeutet hätte, zog sich mit dem Augenblicke von ihm zurück, als ihn Schillers Ungnade bei seinem Hofe und der Ruf eines Rebellen, den sich der Dichter in höheren Kreisen erworben hatte, bei Fürsten und Standesgenossen compromittiren konnte; er war zu feige, dies dem Dichter rund heraus zu sagen, und zu geizig, ihn trotz seines Reichthums, aus eigenen Mitteln zu unterstützen. Der mißhandelte Dichter aber war zu edel und zu stolz, um sein Gefühl über eine solche Handlung zu verrathen. Er begnügte sich gegen den Ueberbringer der abschlägigen Antwort, Herrn Meier, zu äußern, „er habe es sehr zu bedauern, daß er nicht von Frankfurt aus nach Sachsen gereist sei."

Ein Jahr später erhielt er aus den Theaterprotokollen die genugthuende Ueberzeugung, daß im Ausschusse der größte Theil der Schauspieler auf seiner Seite gewesen war. Hier fand sich Ifflands Vorschlag eingezeichnet, „obwohl dieses Stück für das Theater noch einiges zu wünschen lasse, auch der Schluß desselben nicht die gehörige Wirkung zu versprechen scheine, so sei dennoch die Schönheit und Wahrheit der Dichtung von so ausgezeichneter Größe, daß die Intendanz hiermit ersucht werde dem Verfasser als Beweis der Anerkennung seiner außerordentlichen Verdienste eine Gratification von acht Louisd'or verabfolgen zu lassen."

Streichers Reisegeld war verbraucht, und auch der Gedanke peinigte den Unglücklichen, daß dieser Freund in sein böses Schicksal verflochten, daß er aufgeopfert sei; denn im Augenblick war an keinen Ersatz zu denken. Was Schiller für sich selbst thun konnte, war, daß er auf der Stelle dem Buchhändler Schwan seinen Fiesco antrug. Dieser bewunderte die Dichtung; aus Furcht vor den Nachdruckern jedoch glaubte er den gedruckten Bogen nicht höher honoriren zu können, als mit einem Louisd'or. Aber auch dieses Honorar scheint nicht auf der Stelle flüssig geworden zu sein, denn da die Freunde sich in Oggersheim aufgezehrt und der Dichter in der Noth selbst seine Uhr verkauft hatte, mußten sie die letzten vierzehn Tage auf Borg leben, und es ward beschlossen, daß Streicher schon jetzt nach Mannheim ziehen sollte, wo er vor der Hand sich fortzubringen gedachte; so daß Schiller die letzten traurigen zehn Tage allein zu Oggersheim verblieb.

Für den Fiesco, welchen er seinem Lehrer Abel in Stuttgart widmete, erhielt er mit eilf Louisd'or nur gerade so viel, als zur Tilgung seiner Wirthshausschuld, zur Anschaffung unentbehrlichen Geräthes und zur Bauerbacher Reise nothdürftig hinreichte. Um sich nicht auf der Mann-

heimer Post zeigen zu dürfen, sollte Schiller von Meier und einigen Freunden in Oggersheim abgeholt werden. Diese fanden ihn über dem Packen seiner wenigen Habseligkeiten beschäftigt und, nachdem alles entschieden war, unerwartet ruhig und gefaßt. Bei einer Flasche Wein, die er reichen ließ, erwärmten sich die Herzen, dann fuhr man im tiefen Schnee nach Worms, wo sie im Posthause von einer wandernden Truppe die Ariadne auf Naxos aufführen sahen. Die Mannheimer Schauspieler lachten über diese Armseligkeit; denn der Theaterdonner wurde mittelst eines Sackes voll Kartoffeln hervorgebracht, den man in einen großen Zuber ausschüttete. Schiller aber erblickte den Tempel der Muse überall und sah, in sich verloren, mit ernstem, tiefem Blick auf das Theater, als hätte er ähnliches nie gesehen, oder sollte es zum letztenmale schauen.

Nach dem Abendessen schieden die Mannheimer Freunde und mit ihnen Streicher von dem Dichter, jene unbefangen und redselig; wie sie denn auch nachher über seine leichtsinnige und unbegreifliche Flucht ohne Schonung urtheilten und zu spät daran dachten, durch welche Bequemlichkeiten ihm die harte Winterreise hätte erleichtert werden können. Sie, die an seinem Ruhm auf den Brettern gezehrt, wollten jetzt nicht begreifen, daß Schiller lieber Poet sein mochte, als ein Arzt mit guter Praxis. Erst Iffland brachte sie auf würdigere Gedanken.

Streicher hatte für seinen geliebten Freund beim Abschied keine Worte; keine Umarmung wurde gewechselt; ein starker, langer Händedruck war das einzige Zeichen der Liebe, mit dem sie schieden. Aber nach funfzig Jahren erfüllte es jenen mit Trauer, wenn er an den Augenblick zurückdachte, in welchem er ein wahrhaft königliches Herz, Deutschlands edelsten Dichter allein und im Unglück hatte zurücklassen müssen.

Als Schiller an einem Decemberabende des Jahres 1782 unter den Ruinen des alten Schlosses Henneberg aus tiefem Schnee die Lichter der zerstreuten Häuser schimmern sah, die das Dörfchen Bauerbach bilden, fühlte er sich, nach einem Briefe an Schwan (8. Dec.), „wie ein Schiffbrüchiger, der sich mühsam aus den Wellen gekämpft hat,“ und ganz in der Verfassung, seiner Seele zu leben; er wollte den Winter über nur Dichter sein, dann aber ernstlich und für immer zum Studium der Medicin zurückkehren. Ebenso glücklich und vergnügt schrieb er seinem Freunde Streicher unter gleichem Datum: „Das Haus meiner Wolzogen ist ein recht hübsches und artiges Gebäude, wo ich die Stadt gar nicht vermisse.... Ich kam abends hierher (Sie müssen wissen, daß es von Frankfurt aus fünf und vierzig Stunden war), zeigte meine Briefe auf und wurde feierlich in die Wohnung der Herrschaft abgeholt, wo man alles aufgeputzt, eingeheizt und schon herbeigeschafft hatte. Gegenwärtig kann und will ich keine Bekanntschaften machen, weil ich entsetzlich viel zu arbeiten habe. Die Ostermesse mag sich Angst darauf sein lassen.“

So genügsam hatte den guten Dichter das Elend gemacht; denn in der That war er aus dem gesegneten Schwaben und den lachenden Ebenen der Pfalz in die karge Natur unwirthlicher Berge versetzt, in eine Gegend, die, wie sein nachmaliger Schwager Reinwald in Meiningen sich ausdrückt, mehr der Stelle gleicht, wo Ixions Rad sich immer an einem

Orte umdreht, als einer Dichterinsel. — „Aber der Hauch der Freiheit," schreibt Schillers Schwägerin, „war Schillern wohlthätig, und seine Phantasie gefiel sich in den Bildern der Einöde zwischen den schroffen Felsabhängen, über denen die dunkeln Wälder hingen."

Vor allen Dingen dachte er darauf, seine Mannheimer Angelegenheiten zu ordnen. Schwan sollte den Druck seines Fiesco beschleunigen, und zu dem Ende in vierzehn Tagen Vorrede und Zuschrift haben; eine Anweisung an Streicher sollte die Zeche auf dem Viehhofe, sowie andere ausgelegte Kleinigkeiten berichten. Sobald sich seine Aussichten verschönerten, wollte er an diesen Freund thätig denken. So zeigte er sich in allen seinen Verhältnissen sehr ehrenhaft.

„Ein halbes Jahr," erzählt uns seine Biographie, „lebte er größtentheils mit sich und der Natur, unbekannt und unerkannt von Seiten des Geistes, in den rauhen Umgebungen. Ein einziger Freund in Meiningen, Reinwald, kannte die Lage des geheimnißvollen Fremdlings; dieser versorgte ihn mit Büchern und besuchte ihn auch zuweilen. Mit dem Verwalter des Guts spielte er Schach und machte oft Spaziergänge mit ihm. Auf einer dieser Wanderungen durch die Wälder hatte er eine sonderbare Ahnung, die ihm immer merkwürdig blieb. Auf dem unwegsamen Pfade durch den Tannenwald, zwischen wildem Gestein, ergriff ihn das Gefühl, daß hier ein Todter begraben liege. Nach wenigen Momenten fing der ihm folgende Verwalter die Erzählung von einer Mordthat an, die auf diesem Platze vor Jahren an einem reisenden Fuhrmann verübt wurde, dessen Leichnam hier eingescharrt sei.

G. Schwab.

48. Aus Thomas Platters Leben.

Ich bleib also in Armut zu Zürich, byß das mich Meister Heinrich Werdmiller zu eim paedagogo annam sinen zweien Sünen. Do gab man mier alle Tag zu Imbiß zu essen. Der ein Sun hieß Otho Werdmiller, ist hernach Vitebergae magister artium und darnach ein Diener der Kilchen worden zu Zürich, der ander aber ist zu Kappel[1] umbkummen. Do hatt ich kein Nod mer, weder[2] das ich mich schier zvast[3] arbeittet mit studierren; ich wolt latinam, graecam und hebraicam linguam einsmals[4] studierren, han manche Nacht wenig geschlaffen, sunder mich wider den Schlaff iämmerlich gemartret, han offt kalt Wasser in Mund gnon, roh Rüben, Sand, wen ich entschlieffe, mit den Zänen uff einander stieße u. s. w. Darumb den ouch mein lieber Vatter Myconius mich abmant und nüt zu mier sagt, wen mier schon etzwa ein Schlaff in der Letzgen[5] ankam. Und wie woll ich nie han mögen darzu kummen, do[6] man grammaticam latinam, graecam oder hebraicam geläsen hatt, nam ich und las Andren, domit ich mich ubte: dan Myconius erstlich uns nur ubt frequenti exercitatione in lingua latina; graece underwand er sich nit vast, denn die griekesch Sprach was noch seltzam, ward wenig brucht.

1) In der dort (am 10. October 1531) gelieferten Schlacht, in welcher auch Zwingli fiel. — 2) als. — 3) zu sehr. — 4) auf einmal. — 5) Lection. — 6) wo.

Ich conferiert aber mit mier selbs in Luciano et Homero, indem [7] das vertiert ist gsin. Es begab sich ouch, das mich der Vatter Myconius zu im in sein Huß nam, der hatt ettlich Tischgenger, mit denen solt ich den Donatum und declinationes üben, under welchen ouch Doctor Gesnerus sälig was; das üben kam mier uß der Massen woll. In der Zyt hat Myconius zu eim Provisier den hochgelerten Herrn Theodorum Bibliandrum, welcher in allen Sprachen überuß gelert was und für uß in hebraica lingua; der hatt ein hebreische Grammatic geschriben, der was ouch by dem Myconio im Tisch. Den bad ich, er solt mich leren hebreisch lesen; das tadt er, das ich das Trukt und Geschriben kond läsen. Da stund ich all Morgens uff, heitzt dem Myconio sein Stüblin in, saß also vor dem Offen und schreib die Grammatic ab, die will er schlieff, das ers nie ist innen worden.

In dem Jar schreib Damian Irmi von Basell dem Pellicano gan Zürich, wen etzwa arme Gsellen werin, die gären hebreisch Biblinen hettend, er welte gan Venedig, so welte er bringen, uf das wolfeilest so müglich. D. Pellicanus hieß in 12 bringen. Do sy bracht wurden, gab man eini umb ein Kronen. Do hat ich noch ein Kronen von mim vätterlichen Erb, was mier nit langest darvor worden, die gab ich drumb und fieng an conferieren. Da kam uff ein Tag Herr Cunrad Pur, ein Prädicant zu Mätmanstetten in Zürich Piett.[8] Da er mich ob der hebreischen Bible gsach, sprach er: „Bistu ein hebraicus? Du mußt nichs ouch leren." Ich sagt: „Ich kan nüt."[9] Aber er wolt nit abston, bis ims mießt verheissen; gedacht, du bist do by dem Myconio, er mocht villicht unwillig werden. Zog mit ihm gan Mätmanstetten, fieng an D. Munsteri Grammatic läsen und conferieren und ubt mich, hatt do min gut Essen und Drinken, was also 27 Wuchen by im. Dannen kam ich gan Hedigen zu Herr Hans Wäber, ouch ein Prädicant, was etzwa by 10 Wuchen by im. Demnach zu eim andern gan Riffelischwill, der was wol 80 Jar alt, wolt erst hebräisch lernen. Von dem kam ich wider gan Zürich, und die will ich offt hort predigen, im Schweiß dins Angesichtz solltu din Brot niessen, und wie Gott die Handarbeit gsägnet und man alle studiosos pfaffet, ouch M. Ulrich[10] sagt, man sölte die Buben zur Arbeit züchen, es gäbe sunst vill Pfaffen, liessen vill allenthalben von den studiis.

Do kom ein finer, glerter iunger Man von Lucären, hieß Rudolphus Collinus, der solt gan Costentz uff die Wichen,[11] beredt in Zwinglius und Myconius, daß er mit dem Gelt das Seiler-Handwerch lärnet. Als der selbst wibet[12] und Meister ward, bad ich in, er solt mich ouch das Seiler-Handwerch leren. Sprach, er hette nit Hanff. Do was mier von miner Mutter sälig Etzwas zu Erb worden, da koufft ich dem Meister ein Centner Hanff und lernet daby, als vill miglich, und hatt doch alle Zyt ein Lust zu studierren. Wan der Meister wond,[13] ich schlieffe, stund ich heimlich uff, entschlug ein Liecht und hatt ein Homerum und heimlich

7) während übersetzt wurde. — 8) im Züricher Gebiet. — 9) nichts. — 10) Zwingli. — 11) Weihe. — 12) heirathete. — 13) wähnte.

mins Meisters versionem, doruß glosirt ich min Homerum, wen ich dem Handwerch nachwandlete, den Homerum mit mier triege. Do der Meister dessen innen ward, sprach er: „Platere, pluribus intentus minor est ad singula sensus: studier eintwäders[14] oder trib das Handwerch.“ Einest, als wier znacht[15] assen by dem Wasserkrug, sprach er: „Platere, wie facht[16] Pindarus an?“ Sagt ich: „ἄριστον μὲν τὸ ὕδωρ,“ lachet er und sprach: „So wellen wier dem Pindaro folgen und so wier nit Win[17] hand, Wasser trinken.“

Do ich nun den Centner Hanff verwercht hatte, waren mine Lerjar uß, wolt uf Basell zu züchen, was vor Wienacht. Do gnadet[18] ich dem Meister, als welte ich enweg, und gieng in min alte Herberg zu der Muter Adelheit, bleib 6 Wuchen verborgen by iren, glosiert den Euripidem, das ich in, wie ouch Homerum, mit uff die Straß nemme, wen ich wandlete, den ich hat im Sin angentz[19] zu studierren. Als ich enweg wolt, gieng ich voranhi Nachts an die Schüpfen[20] in das Bad, satzt mich in ein Winkell, das mich Niemants kandte, und als mier gar heiß was, empfand ich, das mier onmechtig wolt werden, lieff uß und fiell vor der Badstuben thür in das Kad,[21] und als ich erkaltet, gieng ich in die Stuben, do man sich ab und anleit.[22] Ich wolt nit wider in Badstuben, den ich forcht, der Meister wurde es innen werden, das ich nit hinweg was. Morendest[23] nam ich min Büntell, zoch am Tor darvon, gieng in eim Tag von Zürich biß gan Mutetz, demnach gan Basell, sucht ein Meister, kam zu Hans Stähelin, den man den rotten Seiler nampt,[24] am Rindermarkt; von dem sagt man, er weri der ruchest[25] Meister, der am Rinstrammen[26] funden wurde, dorumb dan ouch die Seilerknecht nit gären by im waren und mocht ich dester lichter zu kummen. Als er mich anstalt, kond ich kum den Hanffpossen[27] uffhenken und vast wenig träien.[28] Do zeigt der Meister sin Art, fieng an balgen[29] und fluchen. „Gang hin,“ sprach er, „stich dein Meister die Ougen uß, der dich glert hatt! was soll ich mit dier thun? Du kanst doch nüt.“ Er wußte aber nüt, das ich nit mer den ein Centner Hanff verwercht hatt, das dorft ich im nit sagen, den er hatt gar ein bösen Lerbuben, der kond baß werchen dan ich und hült mich gar schnödlich, nampt mich ein Kümull[30] und anders, dorfft das dem Meister nit woll klagen, den er was ouch ein grober Schwab; doch hatt ich im Sin zu pliben. Do versucht der Meister acht Tag. Do sprach ich den Meister frintlich an, er sölte sich mit mier liden,[31] er sölte mier Etzwas oder Nütz zlon[32] gäben, wäders[33] er welte; ich welte im trüwen Dienst leisten und alle Ding flissig uffschriben, dan es kond keins im Huß schriben; beredet in. Ich sprach: „Ich han wenig gelernt, das erkennen ich; min Lermeister hatt der Merteil[34] kein Hanff ghon.“ Also behult er mich, gab mier ein Wuchen ein Batzen, dorumb

14) entweder. — 15) zu Nacht. — 16) fängt. — 17) Wein. — 18) nahm Abschied. — 19) angehendes, sofort weiter. — 20) Nachts vorher in die Schoppen? an die Schöpfstelle? — 21) den Koth. — 22) aus- und ankleidet. — 23) Am folgenden Morgen. — 24) den rothen Seiler nannte. — 25) rauhste. — 26) Rheinstrom. — 27) Hanfbusch. — 28) drehen. — 29) schelten. — 30) Kuhmaul. — 31) vertragen. 32) zu Lohn. — 33) welches von beiden. — 34) mehrentheils.

kouft ich Liechter und studiert znacht dorby, wie woll ich alle Nacht mießt werchen, byß daß man trumetet,[35] und am Morgent by der Trumeten wider uff. Doch leid ich mich gären, nur das ich mechte bliben und das Handwerch lärnen. Do zeigt der Lerbub den Seilerknächten an, wie ich Nütz kende, ich hette on Zweifell nit ußgelert, dan es was der Merteil der Bruch, das Einer 2 Jar muß lärnen, vermeinttend, der Meister söllt mier Urloub gen, od sy welten nit mehr zBasell werchen. Do bad ich ietz einen, den andern, sy sölten mich lassen bliben, was frintlich mit inen, vill kond ich inen nit schenken, ich hatte selber Nütz. Bleib also ein halb Jar; do mocht ich schon das Tagwörch träien und ein Meisterknecht verwesen[36] und dem Meister die Wärchstatt versächen; wärchet offt, wenn wier die grossen Strik oder sunst Seill machten, daß mier der Schweiß ußgieng, so lachet den der Meister minen und sprach: „Hette ich so vill gstudiert wie du und hette so ein Liebe darzu, ich welt er,[37] das der Tüfell das Seilerhandwerch näm." Den er gsach woll, das ich ein bsundre Liebe zu den Biechren hatt.

Ich hatt Kundschafft zu dem frommen Trukerherren, Herr Andres Cratander, dessen Sun Polycarpus war mins Meisters Rudolphi Collini Tischgenger, die will ich by im lart. Der Cratander schankt mier ein Plautum, den er in 8° getrukt hatt, der was nit inbunden. Do nam ich ein Bogen nach dem andren, stakt in in ein Gäbelin und das Gäbelin stakt ich in den Hanff, das was unden gspalten. Do laß ich im hindersich und fürsich[38] gan, wen ich dratt;[39] wen den der Meister kam, so warff ich schnäll den Hanff druber. Ein Mall erwutst[40] er mich, do gstalt er sich gar läz,[41] fluchet: „Das dich Gotts Marter als Pfaffen schend![42] wilt studierren, so gang dem nach, oder aber gang dem Handwerch nach! Ist es nit gnug, daß ich dier zu Nacht erlouben und am Firtag? must erst im Träien ouch läsen?" Am Firtag, alsbald ich zu Imbyß geessen hatt, nam ich mine Biechlin, gieng etzwa in ein Gartenhüßlin, laß den gantzen Tag, byß daß der Thorwächter schrei; dan min Meister hat kein Gastwerch am Rindermarkt, wie die Siler in den Vorstetten. Nach und nach macht ich ouch Kundschaft mit etlichen studiosis, in sunderheit mit den discipulis D. Beati Rhenani. Die und andre kammen offt für den Laden, maneten mich, ich solt von dem Seilerwärch lassen, sy welten mier by irem Herren Kundschafft machen, das er mich würde promovieren by dem Herren Erasmo Roterodamo. Der wurde mich den etzwa eim Episcopo oder sunst eim commendieren. Aber es was alles umbsunst, wie woll die bed Herren einest zu mier uff S. Petersplatz kamen; do half ich groß Seil machen, erbod sich der wyt verriempt Herr Erasmus, wie mier die discipuli hatten angezeigt. Ich wolt aber also fürfaren mit grosser Mü und Arbeit, den Winter übell erfrieren, übel äßen und nit gnug; dan der Meister war ein untrüwer Schwab, koufft Käß, der stank so grusam übell, das in niemen essen mocht, das

35) trompetete. — 36) verwesen, vertreten. — 37) eher. — 38) rück- und vorwärts. — 39) drehete. — 40) erwischte. — 41) gebärdete er sich gar grimmig. — 42) Ein im Mittelalter üblicher Fluch.

die Frow die Nasen mußt verhan, sagt zu mier, ich sollt in enweg werffen, wen der Meister nit doheiman was. Es gieng mir gar ruch.

Nach und nach kam ich ouch in Kundschafft D. Oporini und andrer, der redet mit mir, ich solt in Hebreisch leren. Ich entschuldiget mich, ich könd wenig, so hätt ich nit Wyll;[43] doch hatt er mier so vill an, das ich zu dem Meister sagt, ich welt im vergäben[44] dienen, oder minder nämen den byßhär; den er hat mier den Lon gebessert. Do erloupt er mier alle Tag ein Stund zu Abend von 4 byß zu 5. Do schlug Oporinus an die Kilchen an, es weri einer, der welte rudimenta linguae hebraicae läsen umb die 4 am Montag zu 5 zu S. Lienhart; do was do zmall Oporinus Schulmeister. Als ich uff die Stund do hin kam und meint Oporinum allein zu finden, do waren iren 18 do, fine, glerte Gsellen, dan ich hatt den Zedell an den Kilchentüren nit gsächen. Do ich die Gsellen gsach, wolt ich darvon. Aber D. Oporinus sagt: „Flüch[45] nit, das sind ouch gut Gsellen.“ Ich schempt mich aber in mim Seilerschürtzlin, doch ließ ich mich bereden, fieng an inen grammaticam D. Munsteri läsen; der was noch nit gan Basell kummen, laß inen ouch phrophetam Jonam zum besten, so ich mocht.

Im selben Jar kam ein Frantzoß, von der Künigin Nowären[46] ußgeschickt, Hebreisch zu lernen, der kam ouch in die Schul, und wie ich inhe[47] gieng in minen schlechten Kleidern, satzt ich mich hinder den Offen, was ein fin Sitzlin, und ließ die Studenten by dem Tische sitzen. So sagt der Frantzoß: „quando venit noster professor?“ Oporinus zeigt uff mich. Do gsach er mich an und verwundert sich, vermeint on Zwifell, ein sömlicher[48] solt anderst kleibet sin, den so schlecht. Do die Letzgen uß was, nam er mich by der Hand, furt mich über das Brügglin ußhi[49] und fraget mich, wie das zugienge, das ich so bekleid kämme. Sagt ich: „mea res ad restim rediit.“ Do sagt er, wen ich welt, er welt für mich der Künigin von minet wegen schriben, sy wurde mich zu einem Gott uffwerfen, ich solt im nur volgen. Aber ich wolt nit. Der hort do ouch min Letzgen, byß er hinwäg zog; der was köstlich kleidet mit einer guldinen Huben,[50] hat ein eignen Knächt, der trug im ein Mantell und Hut nach, wen es regnete, oder ich weiß nit worumb. Der selbig ist darnach über nün[51] Jar wider zland[52] kummen. Als er mich by den Augustienern von Wytnuß[53] gsach, schrei er: „o salve, praeceptor Platere!“ Ich fraget ihn, wo här er komme. Do sagt er, er weri 9 Jahr in Creta, Asia und Arabia by den glertesten indischen Rabinen gsin, und wäri im ietz die hebreisch allerlei Sprach als bekannt, als siner Mutter Sprach und welte ietz mit Freiden heimzüchen; kam noch köstlich bekleidet. — Do bleib ich noch by minem rotten Seiler, byß das man das erstmall in wider die 5 Ort[54] zoch. Do ward min Mister ouch ußgeleit.[55]

Aus Th. Platters Selbstbiographie (1572).

43) Zeit. — 44) umsonst. — 45) fliehe. — 46) Navarra. — 47) einher. — 48) solcher. — 49) Brücklein hinaus. — 50) Haube, Barett. — 51) neun. — 52) ins Land. — 53) von weitem. — 54) Sie sind: Lucern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug. Der Reformation Zwinglis durchaus abhold, hatten sie sich zur Unterdrückung derselben in einem Waffenbündniß mit Herzog Ferdinand von Oestreich vereinigt. — 55) aufgeboten.

49. Aus H. v. Schuberts Studienjahren.

(Jena 1801.)

Eine sehr werthe, bedeutungsvolle Bekanntschaft in jener Zeit war mir Dr. Möller aus Norwegen. Es lag in seinem ganzen Wesen ein Ernst und dabei eine so kindliche Theilnahme an dem Thun und Treiben anderer, ihm näher stehender Menschen; sein Urtheil war so unbefangen und klar, daß ich mich immer freute, wenn er bei unseren Gesprächen zugegen war. Im Kreise einiger Freunde hieß er Monsieur Jena, und er konnte allerdings scherzhaft von sich sagen, daß er schon um dieser Namensverwandtschaft willen zur Reise nach Jena bestimmt gewesen sei, um so mehr, da er solchen neuen Namen bereits in Paris bekommen habe. Der gute junge Mann hatte nämlich schon vor seinem Abgange aus Paris seinen Koffer mit Kleidern, Wäsche u. s. w. einem Spediteur zur Beförderung nach Jena übergeben. Er hoffte hier seine Sachen schon vorzufinden, wartete jedoch lange vergebens und sah sich genöthigt, in seinen Reisekleidern zu bleiben, bis er eines Abends in den geselligen Kreis eingeladen war, der sich im Hause des trefflichen Buchhändlers Frommann öfter versammelte. Hier traf er Bertuch aus Weimar, welcher erzählte, daß an ihn schon seit längerer Zeit ein Koffer aus Paris gekommen sei, unter der Adresse A Monsieur Jena a Saxe Weimar. Möller fragte genauer und erkannte alsbald in dem fraglichen Frachtstück sein Eigenthum. So wenig wußte man damals noch in Paris von dem Dasein einer Stadt, welche im ganzen deutschen Vaterlande als eine der bedeutendsten wissenschaftlichen Notabilitäten galt, und welche auch später in der Geschichte des gewaltigen Herrschers von Frankreich gleiche Berühmtheit erlangte mit Elba.

Unter den Vorlesungen, die ich hörte, beschäftigten mich am meisten die über Mineralogie bei Lenz und über Chemie bei Göttling. Der letztere war ein ehrenwerther lieber Lehrer, dessen Unterricht mir in lebhaft dankbarer Erinnerung geblieben ist. Er ließ in seinen Vorträgen zunächst die Natur selber in ihren bedeutungsvollen Thatsachen und Erscheinungen sprechen, deren elementaren Grund, Entwicklungsgang und gegenseitige Verhältnisse er in einfach klarer Weise beschrieb. Er schien zu fühlen, daß der große Gegenstand zu dessen Anschauen und Erkennen er uns führte, in seiner eigenen majestätischen Schönheit keines Schmuckes der Menschenrede, keines erborgten Glanzes der Menschenkunst bedürfe.

Bei dieser Gelegenheit erwähne ich auch eines anderen dermaligen Lehrers der Hochschule, dessen persönliche Bekanntschaft ich in dem ersten Halbjahr meines Aufenthaltes zu Jena machte. Dies war Dr. Batsch, der verdienstvolle, gründlich forschende Botaniker. Ich habe wenig Menschen kennen gelernt, deren Persönlichkeit auf mich bei dem ersten Begegnen so anziehend gewirkt hätte. Es ruhte auf dem bescheidenen, demüthigen Wesen dieses Mannes eine Weihe, welche der Umgang nicht mit der sichtbaren Natur allein, sondern mit dem schaffenden, erhaltenden, allbedenkenden Geiste, der in der Welt des sichtbar Erscheinenden waltet, dem Menschengeiste ertheilt. Batsch war so geachtet und geliebt, daß, als er kurze Zeit nach meiner Bekanntschaft mit ihm starb, eine allgemeine Trauer die Stadt

erfüllte. Er wurde (es war im angehenden Herbst) bei Nacht begraben; einige weiße Tauben, durch das Licht der Fackeln wach geworden, flogen bei dem Hinaustragen nach dem Kirchhofe mehreremale über den Sarg hin. Sehet, so sagten, die dies sahen und hörten, sanft und rein, ohne Tücke und Arg war die fromme Seele dieses Mannes, der schon auf Erden in der Nachbarschaft des Burgfriedens eines seligen Seins verweilt hat, darin er nun für immer wohnt.

Neben diesen und andern Lehrern der Hochschule, denen der Ernst der Wissenschaft und des eigenen Charakters eine würdevoll abgemessene Haltung gab, fanden sich auch einzelne Originale jener alten Form und Art, welche an den Universitäten des vorigen Jahrhunderts nicht selten waren. Einer dieser alten Herren pflegte, wenn die Zeit da war, wo die neuen Ankömmlinge, zum Theil aus weiter Ferne her zu der Universität zogen, diesen entgegen zu reiten. Vorzugsweise den Ungarn und Siebenbürgern, die damals noch häufig Jena besuchten, war diese Ehre zugedacht. In jenen Gasthöfen auf der Straße nach Süden, wo die Kutscher der Reisewagen auf ihrem Herwege zuletzt zu füttern pflegten, kehrte er ein. Er nahm, im strengsten Incognito, an der Wirthstafel seinen Platz, ließ da neben den jungen Ankömmlingen sein Essen mit einer halben Flasche Wein sich auftragen und fand bald Gelegenheit zum Anknüpfen seines belehrenden Gesprächs. „Ich bemerke, daß Sie, meine Herren, im Begriff stehen, die Universität Jena zu beziehen. Sie betreten da eine Bahn, welche für Ihr ganzes Leben von Wichtigkeit ist, und auf welcher Ihnen eine kleine Zurechtweisung wohl sehr erwünscht sein könnte. Ich kenne die Universität und ihre Lehrer. Sie werden zum Beginn Ihrer Studien wahrscheinlich mehrere philosophische Vorlesungen hören. Lassen Sie sich da vor allem die Vorträge über Logik empfohlen sein. Sie bedürfen von jetzt an mehr als bisher des eigenen Denkens und des sicheren Urtheils. Diese Gaben gewährt Ihnen die Logik. Wo könnten Sie aber diese besser hören als in Jena, bei dem berühmten * * *, dessen klarer, gründlicher Vortrag aus weiter Ferne die Zuhörer an sich zieht?" Er fügte dann noch mehrere empfehlende Worte über jenen berühmten, „ausgezeichneten Lehrer der Logik" bei, nannte und empfahl auch einige andere Lehrer, und ehe die jungen Gäste ihren Wagen bestiegen, saß er zu Pferde und eilte nach Jena voraus. Wenn es nun, wie öfter, geschah, daß die neuen Ankömmlinge die Vorträge über Logik bei dem ihnen angerühmten * * * besuchten, da gedachten sie wohl: Wie sehr gleicht doch dieser Professor dem alten Herrn, den wir im Gasthof zu Kahla sprachen! Und sie hatten Recht zu diesem Vergleiche, denn er war es selber.

Auch Professor Lenz, der Mineralog, gehörte in vieler Hinsicht zu den lustigen Originalen aus alter Zeit. Die Beschreibung der Steine, so sollte man meinen, kann wenig Gelegenheit zum Anbringen von Schwänken und Histörchen darbieten, und dennoch verging selten eine mineralogische Vorlesung, die nicht mit Zusätzen dieser Art gewürzt war. Schon in einer der ersten Stunden beschrieb uns der seltsame Mann mit lebhaften Worten und Gebärden, wie er, schon als junger Lehrer am Pädagogium zu Halle, zum Studium der Mineralogie gekommen. Nahe bei den Fenstern seines

Wohnzimmers, so berichtete er, im Hofe des Gebäudes standen große alte Linden, in deren Zweigen die Sperlinge morgens ein so barbarisches Geschrei verübten, daß der fleißige junge Mann sehr gestört wurde. Da nahm er am Abend, wenn er in der Saale gebadet, eine Ladung Steine in seine Taschen, um sie am Morgen mit gerechtem Zorne unter die belästigenden Musikanten zu schleudern und sie zu verscheuchen. Bei dieser Gelegenheit, so schloß er, betrachtete ich die Steine, wie der eine schwarz, der andere roth, der dritte grau sei, der eine beim Zerschlagen glatte Flächen, der andere körnige zeige, der eine Funken am Stahle gab, der andere nicht, „und so bin ich unversehener Weise Mineralog geworden."

Lenz war ein so eifriger Neptunist und Anhänger des berühmten Werner in Freiberg, daß ihn jeder Einwurf der Vulcanisten zum Zorne reizte. Dies veranlaßte den großen Protector der Universität, Goethe, zu einem Scherze mit dem merkwürdigen Manne, dessen Verdienste er sehr zu schätzen wußte. Lenz feierte das 50jährige Jubiläum seiner Doctorwürde; ihm zu Ehren wurde ein Festmahl veranstaltet, bei welchem auch Goethe als vornehmster unter den Gästen erschien. Nach vielen anderen Gerichten ward ein Gebackenes von kunstreicher Form aufgetragen. Es schien, als solle dasselbe zur Verherrlichung der Theorie der Neptunisten dienen, denn es stellte in kleinen Umrissen ein Gebirge vor, an dessen Ablagerungen 'vom Grunde des Urgebirges an bis zu den aus Zucker bereiteten oberen Kreidehügeln und Sandflächen die Aufeinanderfolge des ruhigen Niederschlages aus dem Gewässer unverkennbar war. Auch Gangspalten durchsetzten die Wände des gebackenen Urgebirges, und in wohlthuenden Worten erhob Goethe die einleuchtende Wahrheit der neptunistischen Theorie und die hohen Verdienste des Jubilars um die Verbreitung derselben durch seine vielen dankbaren Schüler. Da naht einer, wie es scheint, um das kleine Kunstwerk besser zu beleuchten, mit brennendem Wachsstock einer Gangspalte der Urgebirgsgrundlage. Und was wurde da plötzlich aus dem theoretisch wohlgeordneten neptunischen Gebilde! Von innen und unten her hob es sich und wallte auf; die Zuckerdecke der Kreidehügel und Sandebenen borst und zerriß; aus der geöffneten Tiefe loderte ein Vulkan, schäumte eine Bergmasse hervor; alle Gäste sahen die Flamme, rochen den Dampf, zwar nicht von Schwefel, wohl aber von brennendem Arak; ja zuletzt ergoß sich aus dem Schlunde neben weißlichen Schlamme eine gelbe, derbe Masse von Goldstücken. — Ein wahrhaft fürstliches Geschenk von baren Goldmünzen aus der edlen freigebigen Hand Karl Augusts lag der sinnvollen Schelmerei zu Grunde. Der alte Lenz hatte eine solche Anerkennung seines hochsinnigen Landesherren wohl verdient; er hatte mit treuem Fleiße, als Stifter der mineralogischen Gesellschaft von Jena, eine Mineraliensammlung, die an Menge der Prachtstücke und innerem Werth vor anderen hoch stand, nicht für sich, sondern für die Landesuniversität gesammelt und erbeutet. Zuweilen gingen an einem Tage 10, 20 Briefe mit Ehrendiplomen von ihm nach Norden, Süden, Osten und Westen, bis an den Ural und bis nach Spanien, so wie über das atlantische Meer nach Amerika ab. Den neuerwählten Mitgliedern wurde für die empfangene Ehre die freundschaftliche Pflicht auferlegt, aus ihren Bergrevieren

oder ihren Sammlungen ein schönes Exemplar von irgend einer ihnen zur Hand liegenden Steinart für die Muttersammlung in Jena durch gute „Gelegenheit" einzusenden, und der Briefschreiber hatte eine so glückliche Gabe, seinen Wünschen geneigtes Gehör zu eröffnen, daß dieselben nur selten unerfüllt blieben. G. H. v. Schubert.

50. Heinrich Pestalozzi.

Eben so unveränderlich seinen Zweck verfolgend, als unverwüstlich in Sturm und Sonnenschein, in Frost und Hitze, war Pestalozzi noch immer derselbe, wie er sich einst als Bräutigam seiner Braut geschildert hatte. Das Alter hatte ihn nicht schöner gemacht; so häßlich wie Sokrates, so „wüscht," wie er sich nannte, so liebenswürdig war er: man mußte ihm nur ins Auge sehen. — Es stand ihm auch gut, wenn er böse und zornig wurde, wenn er ergrimmte wie ein Löwe; denn das konnte er auch und hatte die Brust dazu, um seinem Zorne Nachdruck zu geben. Allein der gewöhnliche Ausdruck seiner Züge war Milde und Wohlwollen; die Wehmuth darin ein vorherrschender Zug, er verließ ihn selbst im Lachen nicht. Die Kinder gewann er sich mit dem ersten Blick; die Wirkung war oft überraschend wunderbar, aber eben so auch ihre Wirkung auf ihn. Der Anblick eines Kindes konnte ihn in der heftigsten Aufwallung auf der Stelle beruhigen. Seine Stimmungen wechselten, wie die eines Kindes, das vom Lachen zum Weinen übergeht; was er fühlte, erfüllte ihn ganz. Dabei war er für alle Gefühle empfänglich, die des Menschen Stärke und Schwäche sind; nur eins war ihm fremd: ich habe ihn niemals vornehm gesehen, glaube auch nicht, daß er's überhaupt zu sein vermochte. Denn die Vornehmheit befing ihn, wie alles, was ihm selbst unmöglich war; sie ängstigte ihn, sie machte ihn verzagt. — Wo er Anstands halber förmlich sein mußte, war er es mit der liebenswürdigsten Unbeholfenheit. — Immer noch dieselben Ungebührlichkeiten des Bräutigams in seiner äußern Erscheinung: der grobwollene braune Schlafrock, nach dem Schnitt unserer Sackpaletots, Winter und Sommer die offene Brust, die zu Pantoffeln umgetretenen Schuhe, das gestrickte Mützchen auf dem Kopfe, wenn er es nicht mit dem Schnupftuch, und was sonst an ihm nicht niet- und nagelfest war, irgendwo in der Stadt zurückgelassen hatte. Dieses Negligé vertauschte er nur, wenn vornehmer Besuch war; aber er mußte auch alsdann gehütet werden, daß er nicht während des Wartens sich mit dem schwarzen Frack aufs Bett legte. Noch immer dasselbe Hin- und Herlaufen, das ihm schon als Jüngling getadelt worden. Aber der Zweck, dem er nachlief, war ebenfalls noch immer derselbe, der eine, in welchem ihm alles aufging, wie der der Biene, die von Blume zu Blume fliegt, beobachtend, sammelnd und befruchtend. Seine Knaben lernen zu sehen, war sein Genuß. Seine Gegenwart befeuerte, ohne zu stören, seine Anerkenntniß hat manchem Verzagten Muth und Selbstvertrauen gegeben; sein Lob, die Ueberschätzung einer bloßen Geschicklichkeit, die ihm selber fehlte, freilich auch wohl manchen eitel gemacht.

Seine Unterhaltung war lebhaft, geistreich, anregend. Man verstand ihn, auch ohne die Worte immer unterscheiden zu können, wenn er in seinem schweizerischen Dialekte, einmal im Zuge, mit den Franzosen deutsch und mit den Deutschen französisch redete. Seine Sprache war bilderreich, die Anwendungen oft überraschend, wie der Blitz; den fernstgelegenen, trockensten Gegenständen wußte er damit eine treffende, sprechende Seite abzugewinnen. Witzige Entgegnungen gab und nahm er gern. Er sprach schnell, aus unmittelbarer Eingebung und ohne Wahl; beim Schreiben, beim Dictiren überholte ihn der Gedanke. In seinen Manuscripten waren Correcturen an und über Correcturen geklebt zu ganzen Schichten; ein Bild und Gleichniß seines Lebens! — Kein Interesse ließ ihn unberührt; keine Mittheilung, die ihn nicht ergriff, ihm nicht zu denken gab. Mitten im Scherz — denn er scherzte gern und lernte auch lustig unter den Lustigen sein — ein bedeutsames Wort, oder ein treffendes, witziges in Stunden seiner Schwäche und Traurigkeit ward mit einem „impayabel!" begrüßt, und man war sicher, dafür auch sogleich eine geistvolle Bemerkung zurück zu erhalten. Man ging nicht leicht von ihm, ohne von ihm etwas mitzunehmen und ihm zurückzulassen. — Er schlief wenig, aber oft; der Störer im Schlaf konnte auf einen freundlichen Blick beim Erwachen rechnen; er hatte immer ausgeschlafen. Morgens um 2 Uhr spätestens war er bei der Arbeit, meist im Bette liegend. Wenn der Schreiber warten ließ, holte er ihn, fast unbekleidet, im strengsten Winter, weder die kalten Steine, noch den Zug des Corridors vermeidend. — Wo es galt für die Sache seines Lebens zu thun, war er rücksichtslos, ja grausam gegen sich und gelegentlich auch gegen andere, die zu schüchtern waren oder sich scheuten, schwächer als er zu sein. Ihn zurückzuhalten davon, ihm bemerklich machen, daß er sich zu schonen habe, daß er sich krank machen könne, war ein vergebliches Bemühen; man trug zum Dank nur Spott davon. Bei seinem schlotternden Gange auf Bergen, Treppen, Stegen ihm behülflich sein wollen, war sogar gefährlich, denn es verleitete ihn zu Wagstücken. Ich habe dies zu meinem Schrecken mehr als einmal erlebt, ehe ich's unterlassen lernte. Er hatte gegen seine Schwächen sogar, wenn sie ihm hinderlich wurden, eine ungeheure Kraft der Selbstverleugnung, der Ueberwindung. So eben noch in Bangigkeit und Befangenheit, ein Greis mit zitternden Knieen — denn diese waren von jeher der Sitz seiner Schwäche gewesen — stand er im Augenblick der Entscheidung plötzlich festen Fußes da, ein Mann des Muthes und der Geistesgegenwart.

Im Jahre 1814 hatte er dem Könige von Preußen in Neufchatel die Aufwartung zu machen. Er war krank, sehr krank. Aber ich glaube diese Krankheit erklären zu können. Den Schweizern, wie auch nicht selten den amerikanischen Republikanern, imponirt die Gewalt des Alleinherrschers mehr als denen, die unter ihr zu wirken und zu walten gewohnt sind. Sie denken sich, durch den Gegensatz bestimmt, die Macht der Fürsten geradezu als eine unbedingte, alles verschlingende Machtvollkommenheit. In dieser Vorstellung war auch Pestalozzi befangen. Diese und der Gedanke, wie viel darum von diesen wenigen Minuten abhinge, überwältigten ihn, so daß er unterwegs ohnmächtig wurde. Das konnte ihn ent-

schuldigen, wenn er nicht erschien; er durfte nur umkehren, und sein Begleiter rieth dazu; er drang in ihn. — „Nein, schweig davon!" rief Pestalozzi. „Ich muß den König sehen, und sollte ich sterben. Wenn durch meine Gegenwart auch nur ein einziges Kind besser unterrichtet wird, bin ich belohnt." — Die Audienz lief übrigens ohne weiteren Unfall und zu gegenseitiger Zufriedenheit ab.

Ergötzlicher und sehr bezeichnend ist ungefähr um dieselbe Zeit der Verlauf eines andern hohen Besuches. — Während des Krieges suchte Pestalozzi, ich glaube in Basel, den Kaiser Alexander auf, den Selbstherrscher aller Reußen! Man kann sich vorstellen, wie ihm auf diesem Wege die Kniee gewankt haben. Aber die Leutseligkeit Alexanders, der freundliche Empfang stellte ihn dem Kaiser gegenüber wieder fest auf seine Füße. Im Eifer für die Sache vergaß er Rang und Abstand und Person. Handelte es sich doch um nichts Geringes! — An der Spitze von Millionen Seelen, die, in Unwissenheit und Leibeigenschaft, nach Licht und Freiheit schmachten, rückt er nach seiner vertraulichen Weise, Auge in Auge zu sprechen, gegen den wohlwollenden Monarchen vor. Alexander weicht, er bringt ihm nach auf Schritt und Tritt, bis der Rückzug am andern Ende des Zimmers zum Stillstand kommt. Nun kann ihm der Kaiser nicht mehr entgehen, und schon hat Pestalozzi die Hand gegen ihn ausgestreckt, um ihn beim Knopf zu fassen, als eine unwillkürliche Bewegung des Kaisers ihn plötzlich über sein Manöver aufklärt. Er hat die Geistesgegenwart, seinen Griff nach der Hand des Kaisers zu dirigiren, um sie zu küssen. Der Kaiser aber kommt ihm zuvor, umarmt ihn auf das herzlichste und küßt ihn, wie ein Sohn den Vater. W. Kalisch.

51. Kants Persönlichkeit.

Die beiden Grundzüge, welche den Charakter Kants bis in seine Einzelnheiten hinein ausprägen und sich in diesem Charakter auf eine seltene Weise verbinden und vollenden, sind der Sinn für persönliche Unabhängigkeit und zugleich für die pünktlichste Gesetzmäßigkeit. Fügen wir den Scharfsinn des Denkers hinzu, so konnte die kritische Philosophie keinen Charakter finden, der besser zu ihrem Begründer gepaßt hätte. Jene beiden Züge sind die menschlichen Cardinaltugenden Kants, die sich im Großen und Kleinen wiederholen und, wie es bei einer solchen Kernnatur nicht anders sein kann, über die gewöhnlichen Grenzen hinausspielen. Er kann im Interesse der Unabhängigkeit Rigorist, in dem der Gesetzmäßigkeit Pedant werden. Er verfährt mit sich selbst durchgängig rational, er ordnet und regelt sein Leben, als ob er es zur reinen Vernunft selbst machen wollte.

Als Philosoph forscht er nach den letzten Bedingungen der menschlichen Erkenntniß und schöpft daraus die Principien, welche unser Wissen sowohl begründen als begrenzen. Als Mensch stellt er sein eigenes Leben durchgängig auf die Herrschaft von Grundsätzen, die er sorgfältig und genau ausbildet, nach denen er, als einer strengen Richtschnur, auf das pünktlichste handelt. Nach deutlich bewußten Grundsätzen zu erkennen,

jeden Act der Erkenntniß, jedes Urtheil mit dem vollen Bewußtsein sowohl über die Möglichkeit als Nothwendigkeit desselben zu begleiten: das ist der eigentliche Zweck der Kantischen Philosophie. Nach ebenso deutlich erkannten Grundsätzen in allen Punkten zu leben, jede Handlung richtig zu vollziehen, jede mit dem Bewußtsein dieser Richtigkeit zu begleiten: das ist der eigentliche Plan und Genuß seines Lebens. Nichts Zweckwidriges zu thun, überall die Handlung nach ihrer Zweckmäßigkeit zu bestimmen und mit dem Bewußtsein dieser Zweckmäßigkeit auszuführen: das ist ihm ein ebenso natürliches als moralisches Bedürfniß, das er nicht anders kann, als in allen Punkten befriedigen. Er ist überall in der Philosophie wie in seinem täglichen Leben der Mann der Principien und Grundsätze. Er würde nie dieser Philosoph geworden sein, wenn er nicht selbst in den geringfügigsten Kleinheiten des Lebens dieser Mensch gewesen wäre. Und darin besteht sowohl die Unabhängigkeit als auch die strenge Regelmäßigkeit seines Lebens. Es ist unabhängig, weil es durchaus auf eigenen Maximen beruht; es ist vollkommen regelmäßig, weil es diese Maximen in allen Fällen befolgt.

Die persönliche Unabhängigkeit im echten Sinn des Wortes war unserem Philosophen von Haus aus nicht leicht gemacht. Er mußte sie durch lange und ausdauernde Anstrengung erwerben. Und der Grad, in dem er sie erworben hat, gilt uns zugleich als ein Maß für die Stärke seines Charakters. Von einer schwächlichen Gesundheit, die bei seinen Geistesarbeiten ihm Störungen und Schwierigkeit aller Art bereitet, von geringen Vermögensumständen, die ihm keineswegs die Mittel einer unabhängigen Existenz gewähren, findet sich Kant zunächst sowohl nach der physischen als ökonomischen Seite in einem abhängigen und hülfsbedürftigen Zustande. Er muß sich selbst soviel körperliches und ökonomisches Wohlbefinden erst erwerben, als nöthig ist, um nach beiden Seiten seine Unabhängigkeit und Geistesfreiheit zu sichern.

Um von dem Seinigen zu leben und nicht fremder Leute Hülfe zu brauchen, opferte Kant seinen Lieblingswunsch, in Königsberg zu bleiben, wurde Hauslehrer und blieb es neun Jahre, bis er im Stande war, die akademische Laufbahn zu betreten. Seine Einnahmen, auf Vorlesungen und Privatissima allein angewiesen, waren nicht bedeutend. Aber was ihm die Glücksumstände versagt hatten, gelang der unverdrossenen Arbeit und vor allem seiner haushälterischen Kunst. Er war durchaus sparsam. Der Grundsatz, nichts Zweckwidriges zu thun, hieß ins Oekonomische übersetzt: gar keine unnützen Ausgaben zu machen. Diesen Grundsatz befolgte er auf das allerpünktlichste. Er verschwendete buchstäblich nichts. Seine Sparsamkeit war eine wirkliche Tugend, die nach aristotelischer Ethik von der Verschwendung ebenso weit als vom Geize entfernt war. Diese Tugend übte er ganz im Dienste seiner Unabhängigkeit. Er wollte von niemand etwas annehmen dürfen, sich nichts umsonst thun lassen, keinem etwas schuldig sein. Er hat niemals einen Gläubiger gehabt und sprach davon in seinem Alter mit gerechtem Stolz. So wurde er zuletzt auf die beste Weise der Welt ein vermögender Mann, unterstützte seine Verwandten reichlich, nicht durch zufällige Almosen, sondern indem er ihnen jährlich eine bedeutende Summe aussetzte, und hinterließ ihnen bei seinem Tode

ein beträchtliches, für die damalige Zeit sogar großes Capital. Jachmann erzählt von ihm: „Schon von Jugend auf hat der große Mann das Bestreben gehabt, sich selbständig und von jedermann unabhängig zu machen, damit er nicht den Menschen, sondern sich selbst und seiner Pflicht leben durfte. Diese seine Unabhängigkeit erklärte er auch noch in seinem Alter für die Grundlage alles Lebensglücks und versicherte, daß es ihn von jeher viel glücklicher gemacht habe, zu entbehren, als durch den Genuß ein Schuldner anderer zu werden. In seinen Magisterjahren ist sein einziger Rock schon so abgetragen gewesen, daß einige wohlhabende Freunde es für nöthig geachtet haben, ihm auf eine sehr discrete Art Geld zu einer neuen Kleidung anzutragen. Kant freuete sich aber noch im Alter, daß er Stärke genug gehabt habe, dieses Anerbieten auszuschlagen und das Anstößige einer schlechten, aber doch reinen Kleidung der drückenden Last der Schuld und Abhängigkeit vorzuziehen. Er hielt sich deshalb auch für ganz vorzüglich glücklich, daß er nie in seinem Leben irgend einem Menschen einen Heller schuldig gewesen ist. „Mit ruhigem und freudigen Herzen konnte ich immer „Herein!" rufen, wenn jemand an meine Thür klopfte," pflegte der vortreffliche Mann oft zu erzählen, „denn ich war gewiß, daß kein Gläubiger draußen stand."

Dieselbe kritische Sorgfalt und Vorsicht, womit er seine Vermögensverhältnisse zusammenhielt, widmete er mit gleichem Erfolge seinen körperlichen Zuständen. Unkräftig, sogar leidend von Natur, hat er das hohe Greisenalter erreicht, bis auf die letzten Jahre im ungeschwächten Gebrauche seiner geistigen Kraft, und konnte von sich sagen, „daß er nie auch nur einen Tag krank gelegen oder der ärztlichen Hülfe bedürftig gewesen sei." Dieses körperliche Wohlbefinden, wie das ökonomische, war ein Werk allein seiner Umsicht. Seine kritische Gesundheitspflege überbot wo möglich noch die ökonomische Ordnung. Aber wie er in der letzten Rücksicht von Geiz und Habsucht, so war er in der ersten weit entfernt von jeder Art der Verweichlichung. Im Gegentheil ordnete er sein ganzes Leben auf das strengste unter das System der Gesundheitsregeln, die er sich selbst ausgebildet und festgestellt hatte auf Grund einer fortwährenden, höchst sorgfältigen Beobachtung seiner körperlichen Stimmungen. Er studirte förmlich seine Leibesverfassung, wie er als Philosoph die Verfassung der menschlichen Vernunft untersuchte. Er beobachtete seinen Körper, wie ein sorgfältiger Meteorolog das Wetter beobachtet. Unter seinen Gesundheitsregeln war die oberste die Nichtverweichlichung des Körpers, die Enthaltsamkeit und Abhärtung, das sustine und abstine. Die moralische Willenskraft galt ihm als das oberste Regime des Körpers und unter Umständen für die wohlthätigste Arznei. Er brauchte so zu sagen die reine Vernunft zugleich als Medicin und Heilmethode. Es war eine auf reine Vernunft gegründete ärztliche Kunst, das menschliche Leben zu erhalten, zu verlängern, vor Krankheiten zu bewahren, von gewissen krankhaften Störungen sogar zu befreien. In diesem Sinne widmete er Hufeland, dem Verfasser der Makrobiotik jenen Aufsatz, „von der Macht des Gemüths, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein." Diese Heilkraft des Willens hat er an sich selbst geübt und bewährt. Seine körperliche Ver-

fassung hätte ihn leicht zur Hypochondrie führen können. In Folge seiner engen und flachen Brust litt er an einer fortwährenden Herzbeklemmung, einem beständigen Druck, den kein äußeres mechanisches Mittel heben konnte. Dieses Leiden verließ ihn eigentlich nie und machte ihn eine zeitlang schwermüthig, beinahe lebensüberdrüssig. Da kein anderes Mittel half, so machte er sich diese seine Disposition klar und faßte den heilsamen Entschluß, sich nicht weiter um die Sache zu kümmern, da ja das beständige Denken an das Leiden selbst das Leiden nur verschlimmern könnte. Und gerade hierin lag die Gefahr der Hypochondrie. Er besiegte die Gefahr durch den bloßen Vorsatz, ihr nicht nachzugeben. Die Beklemmung der Brust, diesen mechanischen Zustand, konnte er füglich nicht beseitigen; aber er brachte Ruhe und Heiterkeit in den Kopf, und so war er trotz jenes körperlichen Drucks ungehindert im Denken, offen in der Gemüthsstimmung, heiter in der Gesellschaft. Auch bei andern Empfindungen, die noch peinlicher waren, wußte er den störenden Einfluß dadurch zu bezwingen, daß er seine Aufmerksamkeit energisch davon ablenkte, bis ihn die Sache nicht mehr rührte. Auf diese Weise beherrschte er sogar die gichtartigen Schmerzen, die ihn während der letzten Jahre öfters am Einschlafen hinderten; durch eine freiwillig gestählte Vorstellung nicht aufregender Art gab er seinem Geiste geflissentlich eine andere Richtung, die er so lange verfolgte, bis sich der Schlaf einstellte. Selbst gegen Schnupfen und Husten kehrte er mit gutem Erfolg seine moralische Heilmethode. Er nahm sich fest vor, so lange bei geschlossenen Lippen zu athmen, bis er den vollen und freien Luftzug durch den gehemmten Canal erobert hatte. Ebenso nahm er sich vor, den Reiz, der den Husten verursacht, durchaus nicht zu beachten und setzte es durch „mit einem recht großen Grade des festen Vorsatzes." Bis in die kleinsten Dinge bildete er seine Gesundheitsregeln aus. Die Spaziergänge machte er gewöhnlich allein, um nicht durch die Unterhaltung zum Sprechen und dadurch zum Athemholen mit geöffneten Lippen genöthigt zu werden, wodurch er sich rheumatischen Affectionen aussetzte. Es war ihm sehr unangenehm, wenn von ungefähr ihm ein Bekannter begegnete, der an seinem Spaziergange theilnahm. Um während des Arbeitens in seinem Zimmer nicht ohne Bewegung zu bleiben, hatte er grundsätzlich die Gewohnheit angenommen, sein Taschentuch auf einem entfernten Stuhle liegen zu lassen, damit er bisweilen zum Aufstehen und Gehen genöthigt sei. Auf das sorgfältigste war nach ausgedachten Regeln das System der ganzen Diät eingerichtet, das Maß und die Beschaffenheit der Speisen und Getränke, die Dauer des Schlafs, die Art des nächtlichen Lagers, sogar die Methode, sich zu bedecken. So machte sich Kant selbst zu seinem Arzt und dadurch unabhängig von der gelehrten Medicin. Die vorgeschriebenen Arzneimittel waren ihm zuwider, er hütete sich davor, ausgenommen die Pillen seines alten Universitätsfreundes Trummer. Doch interessirten ihn bei seiner kritischen Gesundheitspflege die verschiedenen Heilsysteme und Entdeckungen der wissenschaftlichen Medicin außerordentlich. Die Schutzblattern und die Jennersche Impfungsmethode erklärte er für „Einimpfung der Bestialität;" besonders wichtig erschien ihm die Chemie in ihrem Einfluß auf die wissenschaftliche Heilkunde.

Man muß diese Gesundheitsrücksichten Kants, so kleinlich sie scheinen, nicht unrichtig beurtheilen. Von einer ängstlichen Sorge für das liebe Leben oder gar von Todesfurcht war er ganz frei. Er besorgte und bedachte seinen Körper wie ein Instrument, das er gerne so lange als möglich brauchbar und tüchtig erhalten wollte. Seine Gesundheit, für welche die Natur wenig gethan, war gleichsam sein eigenes, wohlüberlegtes Werk geworden. Kein Wunder, daß er sich mit der Vorliebe eines Autors für dieses Werk interessirte, nichts darauf Bezügliches außer Acht ließ, gern darüber sprach und es mit Selbstzufriedenheit empfand, daß er sich selbst so zweckmäßig behandle. Seine Gesundheit war gleichsam ein Experiment. Und so war die Sorgfalt, die er darauf verwendete, nur die Umsicht, welche glückliche Experimente verlangen. Selbst seine Lebensdauer suchte er aus Wahrscheinlichkeitsgründen zu berechnen, darum las er stets mit großem Interesse die Königsberger Sterblichkeitslisten, die er sich allemal von der Polizeibehörde zuschicken ließ.

In seinen Arbeiten, welche die größte Sammlung forderten, wollte er schlechterdings nicht gestört sein. Darum hielt er sorgfältig auch jede äußere Unruhe von sich fern. Zu der Unabhängigkeit, deren er bedurfte, gehörte auch die möglichst große Ruhe von außen. Sollte die Wohnung ihm behagen, so konnte sie nicht geräuschlos genug sein. Und da sich diese Bedingung in einer Stadt wie Königsberg nicht eben leicht erfüllen ließ, so wechselte er häufig seine Wohnung. Die eine, in der Nähe des Pregel, war dem Lärm der Schiffe und polnischen Fahrzeuge ausgesetzt. Eine andere ließ er im Stich, weil ihm der Hahn des Nachbars zu oft krähte; um jeden Preis wollte er den Hahn kaufen, aber der Nachbar gab ihn nicht her, und Kant mußte weichen. Endlich kaufte er sich ein bescheidenes, am Schloßgraben gelegnes Haus. Unweit davon lag das Stadtgefängniß, dessen Bewohner zu ihrer Besserung und Erweckung geistliche Lieder singen mußten, die bei den offenen Fenstern und den laut schreienden Stimmen Kant unmittelbar ins Ohr fielen. Sehr ungehalten über diese äußerst unbequeme Störung, die er einen „Unfug," „einen geistlichen Ausbruch der Langenweile" nannte, schrieb Kant an den ihm befreundeten Hippel, der erster Bürgermeister der Stadt und zugleich Aufseher des Gefängnisses war, folgende Zeilen, die wir wörtlich mittheilen, weil sie Kants Gemüthsstimmung bei dieser Gelegenheit vortrefflich ausdrücken: „Ew. Wohlgeboren waren so gütig, der Beschwerde der Anwohner am Schloßgraben, wegen der stentorischen Andacht der Heuchler im Gefängnisse abhelfen zu wollen. Ich denke nicht, daß sie zu klagen Ursache haben würden, als ob ihr Seelenheil Gefahr liefe, wenn ihre Stimme beim Singen dahin ermäßigt würde, daß sie sich selbst bei zugemachten Fenstern hören könnten (ohne auch selbst alsdann aus allen Kräften zu schreien). Das Zeugniß des „Schützen" (Gefängnißwärters), um welches es ihnen wohl eigentlich zu thun scheint, als ob sie sehr gottesfürchtige Leute wären, könnten sie dessenungeachtet doch bekommen; denn der wird sie schon hören, und im Grunde werden sie nur zu dem Tone herabgestimmt, mit dem sich die frommen Bürger unserer guten Stadt in ihren Häusern erweckt genug fühlen. Ein Wort an den Schützen, wenn Sie denselben zu sich rufen lassen und ihm Obiges

zu beständiger Regel zu machen belieben wollen, wird diesem Unwesen auf immer abhelfen und denjenigen einer Unannehmlichkeit überheben, dessen Ruhestand Sie mehrmalen zu befördern gütigst bemüht gewesen, und der jederzeit mit der vollkommensten Hochachtung ist Ew. Wohlgeboren gehorsamster Diener J. Kant."

Uebrigens war der Gesang im Gefängniß nicht die einzige Störung. In der Nachbarschaft gab es auch bisweilen Tanzmusik zu hören, die unserm Philosophen Zeit und Laune verdarb. Diese Umstände mögen das Ihrige dazu beigetragen haben, daß Kant gegen die Musik überhaupt verstimmt wurde und sie eine „zudringliche Kunst" nannte. Er hat ihr die Störung bis in die Aesthetik nachgetragen. Doch nicht bloß dergleichen Geräusch, sondern alles, was seine gewohnte Umgebung unterbrach und veränderte, war ihm störend. In der Dämmerungsstunde pflegte er regelmäßig zu meditiren, und wie er die Gewohnheit hatte, bei scharfem Nachdenken irgend einen äußern Gegenstand zugleich fest ins Auge zu fassen, so blickte er während jener beschaulichen Stunde vom Ofen seines Studirzimmers aus unverwandt durch das Fenster nach dem gegenüberliegenden Löbenichtschen Thurme. Er konnte sich nicht lebhaft genug ausdrücken, erzählt Wasianski, wie wohlthätig seinem Auge der für dasselbe passende Abstand dieses Objects sei. Unterdessen steigen zwischen dem Auge Kants und dem Löbenichtschen Thurme die Pappeln im Garten des Nachbars so hoch empor, daß sie den Thurm verdeckten. Und diese Lücke in der gewohnten Aussicht empfand unser Philosoph so störend, daß er nicht abließ, bis der gefällige Nachbar die Wipfel seiner Bäume geopfert hatte. Jede Veränderung in seiner Häuslichkeit, in dem geläufigen Text seiner Lebensordnung, auch die geringfügigste, fiel ihm schwer, und so lange als möglich hielt er sie fern. Seine gewohnte Lebens- und Hausordnung war gleichsam mit seinem Charakter verwachsen. In den letzten Jahren freilich, bei der überhandnehmenden Altersschwäche, mußte manches verändert und namentlich fremde Hülfe in Anspruch genommen werden. Nur mit Widerwillen wich er der unumgänglich gewordenen Nothwendigkeit. Einen alten Diener, den er 40 Jahre gehabt, der aber zuletzt nicht bloß ganz untauglich, sondern im äußersten Grade nichtswürdig sich benahm, entließ Kant erst nach langen inneren Kämpfen. Tagelang ging ihm die Sache nach, und die Entwöhnung von jenem Menschen wurde ihm so schwer, daß er sich ausdrücklich mit einer gewissen Anstrengung vornehmen mußte, an den ganzen Vorgang nicht weiter zu denken. Um diesen Vorsatz sich einzuschärfen, schrieb er auf einen jener Gedankenzettel, womit er damals seinem Gedächtniß zu Hülfe kam: „Lange" — so hieß der Diener — „muß vergessen werden."

Seine ganze Lebensweise war durch genaue Grundsätze und Gewohnheiten bis zur mathematischen Regelmäßigkeit ausgeprägt. Jeder Tag war durch die pünktlichste Eintheilung gleichsam liniirt. Ein Tag verfloß wie der andere. Die Zeit war Kants Hauptvermögen, das er so sorgfältig und ökonomisch wie seine Geldmittel verwaltete. Der Schlaf durfte ihn nie mehr als sieben Stunden kosten. Pünktlich um zehn Uhr ging er zu Bett; pünktlich um fünf Uhr stand er auf. Der Diener hatte die

Weisung, ihn zu wecken und ihn um keinen Preis länger schlafen zu lassen. Er ließ sich gern von seinem Diener bezeugen, daß er in 30 Jahren auch nicht ein einzigesmal den Zeitpunkt aufzustehen verfehlt habe. Die ersten Morgenstunden waren größtentheils den Vorlesungen gewidmet, die auch in der Tagesordnung Kants obenan standen. Punkt sieben Uhr begab sich Kant aus seinem Studirzimmer in den Hörsaal. Nach den Vorlesungen, die gewöhnlich bis neun Uhr dauerten, kehrte er an seinen Arbeitstisch und seine häusliche Bequemlichkeit zurück; jetzt kamen die wissenschaftlichen Arbeiten an die Reihe, die zum Druck bestimmten Schriften. Ohne Unterbrechung wurde bis gegen ein Uhr gearbeitet, dann kam der Mittagstisch, für Kant die Zeit der angenehmsten und genußreichsten Erholung. Er liebte die geselligen Tafelfreuden; unter allen Lebensgenüssen sinnlicher Art waren ihm diese die liebsten; sie waren die einzigen, die er mit einer gewissen Behaglichkeit und Sorgfalt pflegte. Nur muß man sich den einfachen Mann nicht als einen ausgesuchten Feinschmecker vorstellen. Von Kostbarkeiten war hier so wenig als sonst in seinem Leben die Rede. Aber in den bescheidenen Grenzen des bürgerlichen Maßstabes genoß er die Mittagsfreuden mit Wohlgefallen und sogar mit einem nicht geringen Aufwande von Zeit. In dem coenam ducere folgte er gern dem epikureischen Beispiel der Alten. Natürlich war es nicht das Essen, das so viel Zeit kostete, gewöhnlich drei, bisweilen fünf Stunden, sondern die Gesellschaft, die Kant nirgends lieber hatte, als beim Gastmahl. Hier war er selbst am gesprächigsten, am meisten mittheilsam. Er hatte die Gabe einer mannigfaltigen, interessanten und für alle möglichen Dinge geschickten Unterhaltung, und so machte er einen ebenso liebenswürdigen Wirth als einen überall willkommenen Gast. Niemand hätte in diesem heiteren, gemüthlichen Tischgenossen, der mit jedermann ein interessantes Gespräch zu führen wußte, mit Frauen über Küche und Kochkunst besonders gern sich unterhielt, den tiefsten und schwierigsten Denker des Zeitalters vermuthet. Bis in sein 63. Jahr brachte er die Mittagsstunde in einem Gasthause zu; später, als er eine eigene häusliche Einrichtung hatte, lud er sich täglich einige seiner guten Freunde ein, um seine Mahlzeit zu theilen, und diese Tischfreunde Kants spielen keine unwichtige Rolle in seinem Leben. Mit jener kritischen Sorgfalt, die ihm nirgends fehlte, verfuhr Kant förmlich systematisch in der Anordnung seiner kleinen Gastmahle. Alles war überlegt, nach einer Regel verknüpft, damit es zu einander passe: die Wahl der Speisen, die Zahl und Personen der Gäste, der Inhalt der Tischgespräche, selbst Form und Zeitpunkt der Einladung. Nie durften der Gäste weniger als drei, nie mehr als neun sein; seine Tischgesellschaft sollte „nicht geringer sein als die Zahl der Grazien und nicht größer sein als die der Musen.“ Auf die Mahlzeit folgte dann stets nach einer kleinen Pause der regelmäßige Spaziergang, der etwa eine Stunde, bei günstiger Witterung auch länger dauerte; gewöhnlich ging er den sogenannten Philosophenweg, meistens allein, immer langsam, beides aus Gesundheitsrücksichten. Die Abendstunden in seinem Studirzimmer gehörten der Lectüre, die Dämmerungsstunden der Meditation. Um 10 Uhr war das so geregelte Tagwerk beschlossen. Nicht leicht konnte ihn etwas bewegen, dieses

ausgefahrene Geleis seiner täglichen Ordnung zu verlassen. Und war er ja einmal unfreiwillig in die Lage einer kleinen Unregelmäßigkeit gekommen, hatte sich jene Ordnung durch irgend einen Zufall einmal verschoben, so hütete er sich gewiß vor dem zweitenmale, ja er setzte sich nach einer solchen Erfahrung die ausdrückliche Maxime, in allen künftigen Fällen eine ähnliche Lage zu vermeiden. Dabei machte die Geringfügigkeit eines Falls keineswegs eine Ausnahme, so daß die strenge und allgemeine Form der Maxime mit der Kleinheit und Zufälligkeit des Inhalts oft komisch contrastirte. Jachmann erzählt als Beispiel dieser Art einen kleinen, sehr bezeichnenden Vorfall. „Eines Tags kommt Kant von seinem gewöhnlichen Spaziergange zurück, und eben wie er in die Straße seiner Wohnung gehen will, wird ihn der Graf** gewahr, welcher auf einem Cabriolet dieselbe Straße fährt. Der Graf, ein äußerst artiger Mann, hält sogleich an, steigt herab und bittet unsern Kant, mit ihm bei dem schönen Wetter eine kleine Spazierfahrt zu machen. Kant giebt ohne weitere Ueberlegung dem ersten Eindruck der Artigkeit Gehör und besteigt das Cabriolet. Das Wiehern der raschen Hengste und das Zurufen des Grafen macht ihn bald bedenklich, obgleich der Graf das Kutschiren vollkommen zu verstehen versichert. Der Graf fährt nun über einige bei der Stadt gelegene Güter, endlich macht er ihm noch den Vorschlag, einen guten Freund eine Meile von der Stadt zu besuchen, und Kant muß aus Höflichkeit sich in alles ergeben, so daß er ganz gegen seine Lebensweise erst gegen 10 Uhr voll Angst und Unzufriedenheit bei seiner Wohnung abgesetzt wird. Aber nun faßte er auch die Maxime, nie wieder in einen Wagen zu steigen, den er nicht selbst gemiethet hätte und über den er nicht selbst disponiren könnte, und sich nie von jemand zu einer Spazierfahrt mitnehmen zu lassen. Sobald er eine solche Maxime gefaßt hatte, so war er mit sich selbst einig, wußte, wie er sich in einem ähnlichen Falle zu benehmen habe, und nichts in der Welt wäre im Stande gewesen, ihn von seiner Maxime abzubringen."

So ging das Leben Kants durchgängig wie das regelmäßigste aller Zeitwörter. Alles war überlegt, durchdacht, nach Regeln und Maximen bestimmt und ausgemacht, bis in die kleinsten Umstände, bis in den täglichen Küchenzettel, bis in die Farbe jedes einzelnen Stücks seiner Kleidung. Er lebte in allen Punkten als der kritische Philosoph, von dem Hippel im Scherz sagte, daß er eben so gut eine Kritik der Kochkunst als der reinen Vernunft schreiben könne.....

Kant hatte für Freundschaft die lebhafteste und wärmste Empfindung. Der tägliche vertraute Verkehr mit einigen sicheren Freunden entsprach ebenso sehr seinem gemüthlichen Bedürfniß als seinem Lebenssystem. In diesem kleinen, heimischen Freundeskreise war ihm wohl und behaglich, wie in seiner liebsten Gewohnheit. Der Verlust eines dieser Freunde war ihm unter allen schmerzlichen Lebenserfahrungen die schmerzlichste. So lange noch ein Schimmer von Hoffnung war, verfolgte er mit ängstlicher Theilnahme den Lauf der Krankheit, die einen seiner Freunde ergriffen. Sobald er aber den Todesfall erfahren hatte, übte er jenen Grundsatz, womit er sich stets von den peinlichsten Schmerzen zu befreien pflegte. Er that sich Gewalt an, zog seine Gedanken von dem unabänderlichen

Verluste ab, sprach von der Sache nicht mehr, um sich nicht durch die erneute schmerzliche Vorstellung zu rühren und durch Rührung zu erschlaffen, und ging ruhig und gefaßt zu seiner Tagesordnung, d. h. zu seiner Arbeit über. So ließ er sich nach Hippels Befinden während dessen letzter Krankheit aufs sorgfältigste erkundigen, fragte einen jeden darnach, der zu ihm kam, sagte aber den Tag nach seinem Tode in einer großen Mittagsgesellschaft, wo man über den Hingang Hippels ein großes Gespräch anknüpfen wollte: „es wäre freilich Schade für den Wirkungskreis des Verstorbenen, aber man müsse den Todten bei den Todten ruhen lassen."

Die Freundschaften Kants waren von seinem gelehrten Stande ganz unabhängig und keineswegs durch wissenschaftliche Zwecke oder die akademische Amtsgenossenschaft vermittelt. Die Philosophie hatte darauf gar keinen Einfluß. Hier war sich Kant selbst genug, und die Freundschaft war ihm auf dieser Seite seines Lebens am wenigsten Bedürfniß. Er folgte da ganz seinen unabhängigen persönlichen Neigungen. Auch mochte ihm der Verkehr mit erfahrenen Männern aus ganz anderen Lebensgebieten, als das seinige, eine wohlthuende Ergänzung sein. Seine meisten und liebsten Freunde waren praktische Geschäftsmänner der ehrenwerthen bürgerlichen Art, wie die Kaufleute Green und Motherby, wie der Bankdirector Ruffmann, der Oberförster Wobser in Moditten, bei dem sich Kant manchmal Wochen lang während der Ferien aufhielt. In dem gastlichen Forsthause schrieb er unter anderm seine Beobachtungen vom Schönen und Erhabenen, und die Charakteristik des deutschen Mannes, die er darin gab, war nach der Natur, nämlich nach dem Vorbilde seines Freundes Wobser, gezeichnet. Seine kaufmännischen Freunde standen ihm in der Verwaltung seines Vermögens mit Rath und That bei; was Kant haushälterisch und arbeitsam erworben hatte, das wußten Green und Motherby zweckmäßig anzulegen und zu vermehren. Besonders vertraut war seine Freundschaft mit dem Engländer Green. Die beiden Männer, gleich energisch in ihren Meinungen, hatten ihre Bekanntschaft auf eine höchst feindselige Art gemacht, um sogleich die besten Freunde zu werden. Kant hatte bekanntlich in dem amerikanischen Unabhängigkeitskampfe auf das lebhafteste die Partei Amerikas gegen England ergriffen. Green dagegen war der leidenschaftlichste Anhänger der englischen Sache, die er als seine eigene empfand. Nun traf es sich von ungefähr, daß zu jener Zeit Kant bei einem Spaziergange im Dönhoffschen Garten einen seiner Bekannten in einer Gesellschaft anderer Männer findet, die, in einer Laube sitzend, politisiren. Das Gespräch führt auf die große Tagesbegebenheit. Kant spricht unumwunden seine amerikanischen Sympathieen aus und äußert sich rücksichtslos gegen das Benehmen Englands. Da springt Green, der von der Gesellschaft war, wüthend auf, erklärt die Aeußerungen Kants für Beleidigungen, die ihn als Engländer persönlich angehen, und fordert Genugthuung. Kant giebt sie ihm mit Worten, so ruhig, und mit einer der Empfindung Greens so überlegenen Art, die Angelegenheiten und den Streit der Völker zu beurtheilen, daß ihm dieser gewonnen und versöhnt die Hand reicht und die Freundschaft anknüpft, die beide fest und unaufhörlich bis zum Tode verbinden sollte. Green starb schon 1784,

also 20 Jahre vor Kant. Und dem letzteren war dieser Verlust so schmerzlich, daß er seitdem anfing, sich von dem geselligen Verkehr zurückzuziehen und namentlich seine Abende einsam zubrachte. Green war durchaus originell und besonders in seiner Pünktlichkeit auf die Minute unserem Philosophen sehr ähnlich. Womöglich war er noch pünktlicher als Kant. Man behauptet, daß Hippels Lustspiel: „Der Mann nach der Uhr" Greens Conterfei sei. Man kann sich von diesem echten „whimsical man" eine Vorstellung machen, wenn man sich folgenden Zug erzählen läßt. „Kant hatte eines Abends seinem Freunde Green versprochen, ihn am folgenden Morgen um 8 Uhr auf einer Spazierfahrt zu begleiten. Green, der bei einer solchen Gelegenheit um Dreiviertel schon mit der Uhr in der Hand in der Stube herumging, mit der 50. Minute den Hut aufsetzte, in der 55. seinen Stock nahm und mit dem ersten Glockenschlage den Wagen öffnete, fuhr fort und sah unterwegs Kant, der sich etwa 2 Minuten verspätet hatte und ihm entgegen kam, hielt aber nicht an, weil dies gegen die Abrede und gegen seine Regel war." Uebrigens muß Green neben der strengsten Rechtschaffenheit zugleich ein Mann vom schärfsten Verstande gewesen sein. Wenigstens hat Kant versichert, daß er in seiner Kritik der reinen Vernunft keinen einzigen Satz niedergeschrieben habe, den er nicht zuvor Green vorgetragen und von ihm habe beurtheilen lassen. Viele Jahre hindurch hat Kant seine Nachmittagsstunden bei Green zugebracht. Jachmann beschreibt diese Nachmittagsstunden in einem herrlichen Genrebilde, das ich als solches hier mittheile: „Kant ging jeden Nachmittag zu Green, fand diesen in einem Lehnstuhle schlafen, setzte sich neben ihn, hing seinen Gedanken nach und schlief auch ein. Dann kam gewöhnlich Bankdirector Ruffmann und that ein gleiches, bis endlich Motherby zu einer bestimmten Zeit ins Zimmer trat und die Gesellschaft weckte, die sich dann bis 7 Uhr mit den interessantesten Gesprächen unterhielt. Diese Gesellschaft ging so pünktlich um 7 Uhr aus einander, daß ich öfters die Bewohner der Straße sagen hörte: es könne noch nicht sieben sein, weil der Professor Kant noch nicht vorbeigegangen sei!"

Unter seinen Amtsgenossen war ihm Professor Kraus der liebste, der auch eine zeitlang zu Kants täglichen Tischgenossen gehörte. Von ihrer wohlthätigsten Seite zeigte sich Kants Freundschaft gegen die jüngeren Männer, die seine Schüler gewesen und als solche sein Vertrauen und damit seinen näheren Umgang gewonnen hatten. Gegen diese jüngern Leute war er überaus theilnehmend, hülfreich, zu ihrer Unterstützung mit Aufopferung bereit, für ihre Zukunft mit väterlicher Sorgfalt bedacht. Konnte er ihnen ein Stipendium oder eine angemessene Stelle verschaffen, so war ihm keine Mühe zu viel, und der günstige Erfolg machte ihm die größte Freude. Bei solchen Gelegenheiten zeigte sich das Wohlwollen seines guten Herzens in der liebenswürdigsten Weise. Natürlich mußte er von der Würdigkeit seines Schützlings fest überzeugt sein. Seine Biographen erzählen von der Freundlichkeit Kants in dieser Rücksicht eine Menge sprechender Züge. Einem seiner jungen Freunde, den er besonders schätzt, wünscht er zu einer Feldpredigerstelle zu verhelfen. Er empfiehlt ihn dem Chef des Regiments. Nun muß aber der Candidat eine Probepredigt

halten, und Kant liegt alles daran, daß er die Probe besteht. Was thut Kant? Er erkundigt sich nach dem vorgeschriebenen Text der Probepredigt, entwirft sich im stillen eine Disposition, läßt den Candidaten einige Tage vor dem Termin in ungewöhnlicher Morgenstunde zu sich kommen, lenkt das Gespräch geschickt auf den Text der Predigt und unterhält sich mit ihm über das Thema, auf das sich Kant förmlich vorbereitet hat, als ob er selbst die Predigt hätte halten sollen. Jachmann kann aus eigner Erfahrung dieses väterliche Wohlwollen Kants nicht lebhaft und dankbar genug rühmen.

Pünktlich und wortgetreu, wie er selbst in jeder Hinsicht war, machte er diese Pünktlichkeit auch bei andern zur ersten Bedingung seines Vertrauens. Hier konnte man es leicht mit ihm verderben. Unzuverlässigkeit, namentlich bei jungen Leuten, mochte er am letzten verzeihen. Einem Studenten, der versprochen hatte, zu bestimmter Stunde bei Kant zu erscheinen und nicht erschienen war, machte er die ernstlichsten Vorwürfe und erlaubte ihm nicht, bei einem öffentlichen Disputationsacte, der eben stattfinden sollte, zu opponiren: „Sie möchten doch nicht Wort halten, sich nicht zum Disputationsacte einfinden und dann alles verderben.“ Bei ihm selbst galt: ein Wort ein Mann! Der Sohn seines Freundes Nicolovius hatte den Entschluß gefaßt, Buchhändler zu werden. Kant billigte den Plan und ließ dabei von fern merken, daß er selbst dem künftigen Geschäft, wenn es zu Stande komme, sich gern nützlich beweisen wolle. Diese Andeutung bewährt er wie ein festes Versprechen. Er gab Nicolovius seine Schriften gegen ein Geringes in Verlag und lehnte die vortheilhaftesten Anerbietungen anderer Buchhändler ab, aus Theilnahme für den Sohn seines Freundes.

Und eben diese Pünktlichkeit und Ordnung bewies er in seinen Arbeiten. Erst machte er im stillen Nachdenken den Entwurf, durchdachte meistens auf seinen einsamen Spaziergängen den Gegenstand, den er behandeln wollte, dann zeichnete er die Entwürfe schriftlich auf einzelne Blätter auf, darauf folgte die zusammenhängende Bearbeitung der Sache im Einzelnen, und wenn diese vollendet war, die zum Druck bestimmte Abschrift, die bis zum letzten Punkt fertig sein mußte, ehe das Manuscript in die Presse wanderte. Daher die Reife und der durchdachte Charakter der Kantischen Schriften, worin sie in der gesamten philosophischen Literatur eine so vorzügliche, in der deutschen Literatur unbedingt die erste Stelle einnehmen.

Man hat Kant in seinem philosophischen Werke öfters mit einem Kaufmann verglichen, der bei allem Großhandel, den er treibt, sein Vermögen pünktlich berechnet, die Grenze seiner Zahlungsfähigkeit genau kennt, diese Grenze nie überschreitet. So hat er das Vermögen der menschlichen Erkenntniß mit der größten Gewissenhaftigkeit, so genau er konnte, untersucht, und dürfen die Kenntnisse, die man erwirbt, mit Waaren verglichen werden, die man einhandelt, so hat Kant die echten Waaren von den unechten gesondert, um als ehrlicher Mann keine Scheinwaaren zu verhandeln. Er hat den Vermögensstand der Philosophie festgestellt, in dem, was sie in Wahrheit besitzt, was sie noch zu erwerben vermag, was erwor-

ben zu haben und zu besitzen dieselbe sich und andern trügerischer Weise einbildet. Man darf diesen Vergleich von der Philosophie Kants auf dessen Persönlichkeit ausdehnen. Auch sein Charakter hat etwas von dem ehrenwerthen Kaufmann, und selbst seine Freundschaftsverhältnisse zeugen für diese von ihm selbst empfundene Verwandtschaft. Durchaus unverblendet und nüchtern, von einfacher, unzerstörbarer Tüchtigkeit, der im Innersten alles Scheinwesen fremd ist, die sich instinctartig dem Echten zuwendet, — gehörte Kant zu den wenigen, denen mitten in einer Welt, die zum größten Theil vom Scheine lebt, der Schein nichts anhat. Daher unter seinen Charakterzügen der mächtigste und größte, der alle übrigen in sich schließt, jener solide Wahrheitssinn ist, den vor allem die Wissenschaft braucht, den sie aber unter den mächtigen Täuschungen der Welt nur sehr selten in jener Stärke und Reinheit empfängt, der es gelingt, die Nebel zu vertreiben. Denn es gehört zum Wahrheitssinn mehr als nur der Wunsch, ihn zu haben. Den ehrlichen Wunsch und selbst die gute Ueberzeugung ihrer Wahrheitsliebe haben viele, während ihre Augen voll Schein und ihre Köpfe voll Einbildungen sind, die sie vollkommen unfähig machen für wahre Begriffe. In Kant war jener Sinn ursprünglich und von Natur mächtig, er bildete den Kern und Mittelpunkt seines ganzen Charakters. Das Scheinwesen, die Selbsttäuschung, die thörichten Einbildungen, diese schlimmsten Feinde der Wahrheit, haben ihn niemals verblendet. Und die größten Beförderer der Wahrheit, der beharrliche Fleiß, die unermüdliche Anstrengung, die fortwährende Selbstprüfung, haben ihn niemals verlassen. Die Wahrheitsliebe ist im Sittlichen die Gerechtigkeitsliebe. Ihm ging das gerechte Urtheil über alles, im Leben wie in der Wissenschaft; er wollte richtig und gründlich urtheilen, ohne allen rhetorischen Schein, ohne alle blendende Wortkünste. Er mochte in der Redekunst die Satire leiden mit ihrem scharfen, rücksichtslosen, die Dinge entblößenden Urtheile, aber nicht die Rhetorik, die dem Witz, der Antithese, der beredsamen und effectvollen Wendung zu Liebe die Wahrheit und Richtigkeit der Sache opfert. Lessings echte Wahrheitsliebe gefiel sich bisweilen in Paradoxen, um mit dem gewagten Widerspruch die Sache auf eine unerwartete Probe zu stellen, auch wohl, um ein überraschendes Schlaglicht darauf zu werfen. Kant war darin strenger, er wollte auch nicht überraschen, sondern immer überzeugen. Und ganz dieser pünktlich gerechten Denkweise gemäß war seine Schreibart, niemals blendend, stets gründlich und deshalb, was bei Lessing der Fall nie war, oft schwerfällig. Um völlig gerecht zu sein, mußte alles zur Sache Gehörige auch ausgedrückt werden. So wurde die Masse eines Satzes oft groß, manches mußte in Parenthesen verpackt werden, um noch in dem einen Satze mit fortzukommen. Solche Kantische Perioden bewegen sich einher wie Lastwagen, sie müssen gelesen und wieder gelesen, die eingewickelten Sätze müssen aus einander genommen, mit einem Worte, die ganze Periode muß förmlich ausgepackt werden, wenn man sie gründlich verstehen will. Diese stilistische Schwerfälligkeit ist nicht eigentlich Unbeholfenheit, denn Kant vermochte auch leicht und fließend zu schreiben, wenn es der Gegenstand erlaubte: es ist die Gründlichkeit und Wahrheitsliebe des gewissenhaften

Denkers, der in seinem Urtheile nichts zurückhalten will, was zu dessen Vollständigkeit gehört.

So vereinigen sich alle Charakterzüge Kants, denen wir absichtlich bis in ihre geringfügigen Aeußerungen nachgegangen sind, zu einer seltenen und wahrhaft klassischen Uebereinstimmung: der tiefe Denker und der einfache, schlichte Mensch! Ueberall pünktlich und genau, sparsam im Kleinen, und wo es Noth thut bis zur Aufopferung freigebig, stets überlegt, völlig unabhängig in seinem Urtheil, und immer die Rechtschaffenheit, Redlichkeit und Pflichttreue selbst: so ist Kant im besten Sinne des Worts ein bürgerlich deutscher Mann jener soliden Zeit, von der unsere Großväter uns erzählt haben, ist er für uns eine ebenso vorbildliche und bewunderungswürdige als wohlthuende und heimische Erscheinung.

K. Fischer.

52. Charakter und Sitte der Römer.

Die alten Geschichtsschreiber lassen den Gründer und Gesetzgeber Roms aus den Einrichtungen der Griechen das Gute und Nützliche auswählen und bei seinem Volke einführen. Mag dies nun auch eine mythische Einkleidung sein, im Resultate ist es nicht unwahr. Schon bei den Etruskern war die ursprüngliche Stammesverwandtschaft mit den Griechen unverkennbar, sie hätten sonst nicht so viel Elemente griechischer Cultur bei sich aufnehmen können; bei den Römern ist sie noch deutlicher, es wallt ein Tropfen griechischen Bluts mehr in ihren Adern. Jenes starre, aristokratisch-priesterliche Princip ist bei ihnen deutlich gemildert, die Freiheit des Einzelnen minder beschränkt, die Sitte selbständiger und freier von abergläubisch religiöser Rücksicht. Daher ist denn auch das Verhältniß des Bürgers zu seiner Stadt ein innigeres, die Vaterlandsliebe begeisterter, als bei den Etruskern, und aus dieser Begeisterung entsteht nicht bloß der Heldensinn im Kampfe nach außen, sondern auch die Reinheit und Mäßigkeit des Privatlebens. In allem diesen stehen die Römer von Anfang an den Griechen näher. Auch die Begriffe von der Würde und Bedeutung des Einzelnen sind sehr verwandt; wie dem Griechen das Ideal eines guten und schönen Mannes, stand dem Römer ein Vorbild kräftiger Tugend, Ehrbarkeit und Sitte vor Augen. Bei aller patricischen Religiosität der frühern Zeiten machte sich der Trieb nach eigener würdiger Haltung, nach der Festigkeit und Durchbildung des moralischen Charakters sehr bald selbständig geltend, und je mehr jene hergebrachte Religiosität erlosch, je mehr freieres Denken sich ausbildete, desto entschiedener und wirksamer wurde dieses moralische Selbstgefühl. Es durchdrang das tiefste Leben der Nation; noch in der Verderbniß der Kaiserzeit hielt es die Gemüther aufrecht.

Doch unterscheidet dieses moralische Ideal der Römer sich sehr wesentlich von dem der Griechen. Bei diesen war es auf Schönheit und Vollendung der sittlichen Gestalt in individueller Harmonie, bei jenen mehr auf die Ehrbarkeit der äußeren Erscheinung gerichtet, bei der man zwar das Bewußtsein innerer Befriedigung auch erstrebte, zunächst aber doch

den Beruf, sich in äußerlicher Würde dem Volke als Vorbild zu zeigen, im Auge hatte. Charakteristisch nennen jene dieses Ideal τὸ καλόν, das Schöne; diese honestum, das Ehrbare. Der römische Sinn ist daher praktischer, er nimmt mehr Rücksicht auf die schwache, sündhafte Natur des Menschen, er strebt nicht nach dem Unerreichbaren; er ist aber weniger wahr, weniger in sich einig. Die römische Tugend geht nicht so tief aus dem Innern des Gemüthes hervor, sondern aus einer mehr zu Tage liegenden Religion; sie wird nicht so rein um ihrer selbst willen geliebt, sondern wegen ihrer Nützlichkeit. Sie ist nicht, wie die der Griechen, das Werk der Freiheit, sondern sie hat etwas von der Härte des Zwanges oder von der Unredlichkeit des Scheines. Wenn es erlaubt ist, christliche Begriffe zur Vergleichung heranzuziehen, so nähert sich die römische Tugend der Werkheiligkeit des Gesetzes, die griechische der Unbefangenheit des Glaubens. Aus dieser Grundansicht der Römer ging dann auch eine entschiedene Vorliebe für alles Starke, ja selbst Harte hervor; ihr Ideal war Selbstüberwindung, es war kriegerisch, und jeder Sieg über weichere Gefühle hatte etwas ihren Augen Wohlgefälliges. Daher die rücksichtslose Consequenz in der Anwendung rechtlicher Begriffe. Die väterliche Gewalt, das Recht des Hausherren über seine Sklaven, ja sogar die Ansprüche der Gläubiger an die Person des Schuldners gehen bis zu der Befugniß des Verkaufens, des Tödtens. Daher die Neigung zum Selbstmorde, nicht aus einer schwärmerischen Begeisterung für ein besseres, jenseitiges Leben, sondern aus einer tugendhaften Rücksicht auf die Pflicht eigener Würde, auf die Rolle, welche man vor den Augen der Welt spielen, auf das Beispiel, welches man geben müsse.

Eine sehr charakteristische Erscheinung dieser inneren Härte des römischen Sinnes sind die Gladiatorenspiele. Die Kämpfe der Griechen waren eine Uebung männlicher Kraft und Geschicklichkeit; nur Freigeborene traten dabei auf, die feinsten Züge körperlicher Gewandtheit und muthigen Sinnes wurden von den Zuschauern aufgefaßt, und die höchste Begeisterung fand würdige Gegenstände. In diesem Sinne waren solche Spiele in Italien niemals üblich; die Sonderung der Stände, die aristokratische Rücksicht gestattet es nicht, sich den Augen des Volks preiszugeben. Es waren von Anfang an gedungene Leute niedriger Herkunft, welche in jenen Fechterspielen auftraten, die zuerst bei den Feierlichkeiten der Bestattung, vielleicht als Milderung der Menschenopfer, aufkamen. In der frühern Zeit der Republik begannen reiche, aristokratische Familien neben andern Steigerungen des Leichenpomps ihre Verstorbenen durch längere Kampfspiele zu ehren. Das Wohlgefallen, welches das Volk an diesem blutigen Schaugepränge fand, zeigte es als ein erwünschtes Mittel, die Gunst des Pöbels zu erwerben. Beamte, Machthaber und Ehrgeizige aller Art wetteiferten nun im Reichthume und in der Mannigfaltigkeit solcher Kämpfe. In eigenen Fechterschulen wurden die Opfer dieser grausamen Lust eingeübt; es wurde Gewerbe, ganze Herden von Sklaven zu diesem Handwerke erziehen zu lassen und den Festgebern zu vermiethen. Die Bekanntschaft mit griechischer Sitte änderte daran nichts, vielmehr steigerte sich der Luxus zu einer colossalen Ausdehnung. Wir können es wohl begreifen, daß der

rohe Pöbel dem Blutvergießen mit Neugierde und Schadenfreude zusah; schwer zu erklären ist es aber, daß die Feingebildeten, selbst des Augusteischen Zeitalters, diese verwildernde Lust geduldet und sogar befördert haben. Wir sehen daran, wie sehr die Römer es fühlten, daß ihre Tugend auf einer Zurückhaltung menschlicher Empfindungen beruhete, für welche die Gewöhnung an den Anblick des Schrecklichen heilsam sein konnte.

Diese Härte des römischen Sinnes äußert sich selbst in den zartesten Verhältnissen; nicht bloß der Sohn, sondern auch die Gattin ging in das Eigenthum des Hausvaters über, man mußte freiere Formen erst erfinden, um die alte Strenge zu mildern. Die Freundschaft, bei den Griechen der Gegenstand so schöner Begeisterung, erscheint zwar auch bei den Römern in sehr schöner Gestalt, aber mehr als Dankbarkeit. Sie beruht auf gegenseitigen Verdiensten und Wohlthaten (meritis und beneficiis), man schuldet sie sich (debetur). In der schönsten Zeit des römischen Volks bildeten sich dabei zwar sehr wohlthätige und milde Formen und Rücksichten aus, Humanität und Urbanität wurden anerkannt und gefordert, aber diese Milde war dennoch immer mehr äußere Cultur als die unbewußte Gestaltung des innern Gefühls. Sie hinderte die härtesten Aeußerungen nicht, ja sie führte eigentlich nur dahin, den innern Zwiespalt noch gefährlicher zu machen, die Reinheit und Wahrheit des Gemüthes noch unheilbarer zu zerstören.

Bei beiden, bei den Römern wie bei den Griechen, knüpfte sich die sittliche Ansicht an den Begriff des Staats, aber in sehr verschiedener Weise. Dem Griechen war der Staat das Erste und Einzige, die Frucht und Krone des natürlichen Daseins vernünftiger Geschöpfe. Die Ausbildung des Einzelnen und des Ganzen war ihm ein und dieselbe Aufgabe; nur im Staate konnte der Mensch sein Ziel erreichen, und nur durch die Freiheit der Bürger erlangte der Staat seine höchste Würde und Schönheit. Der Römer hatte ein tieferes Bewußtsein der Verschiedenheit der Interessen; die Geschichte seiner Republik drang es ihm auf. Sie schien fast nur vertragsmäßig, durch die Regulirung der Rechte verschiedener Stände ausgebildet zu sein. Von zwei Seiten mußte man nachgeben, um zu einer Vermittelung zu gelangen, das Gesamtwohl mußte die Rechte der Einzelnen und der verschiedenen Stände nicht verletzen, der Bürger aber in seiner Lebensweise, in der Entfaltung seines Wesens sich zurückhalten. Es war dies wohl etwas Verwandtes, aber doch sehr Verschiedenes von jener schönen griechischen Mäßigung, die nicht wie ein Opfer, wie ein Zwang, sondern als die höchste Zierde des Einzelnen selbst erschien. Der Grieche war Mensch im vollsten Sinne des Wortes, indem er Bürger war; der Römer erkannte den Unterschied und verzichtete nur auf manches Natürliche zu Gunsten des Staates. Jener, vielleicht in einer schönen Täuschung, hielt beides für eins, dieser war sich der Zweiheit bewußt und suchte nur der Trennung zuvorzukommen. Hieran knüpft sich eine andere Eigenthümlichkeit des römischen Wesens. Die Einheit ist Sein, die Zweiheit Haben; die Kunst des Besitzes, des Erwerbens und Erhaltens lag daher tief im römischen Charakter. Die Republik hatte nicht bloß die Bedeutung einer inneren Gliederung des Volkes, sondern auch die eines

Gegensatzes gegen die draußen Stehenden, welcher nur durch Kampf und Sieg, durch Unterjochung derselben gehoben werden konnte. Eben dies kriegerische Element sprach sich auch im Innern aus; jeder Stand, jede Familie, jeder Einzelne mußte zunächst auf die Erhaltung seiner Rechte denken; auch hier war eine gewisse Härte nicht bloß verzeihlich, sondern selbst Tugend. Jener Cato, der Censor, der gegen sich selbst so streng war, daß er sich jedes feinern Geräthes wie eines Uebels entäußerte, rühmte sich aber auch seiner Härte gegen seine Sklaven, die er durch strenge Arbeit brach, ohne ihrem Alter Nachsicht zu schenken. Uneigennützig in der Verwaltung öffentlicher Gelder, schämte er sich doch des Wuchers nicht, und pries den als einen bewundernswürdigen Mann, der sein Erbgut bedeutend vergrößert hinterlasse. Solche Männer waren die Vorbilder römischer Tugend, welche bei aller Würde und männlichen Kraft doch immer egoistisch und spröde und, obgleich Volkssitte, dennoch immer wie eine conventionelle Hemmung natürlicher Entwickelung erscheint.

Wir wissen, wie wichtig bei den Etruskern, wie wenig beachtet bei den Griechen das Leben nach dem Tode war; auch hier bilden die Römer eine Mitte und neigen sich mehr zu der griechischen Ansicht. Wohl scheinen sie den Begriff der etruskischen Genien in ihren „Manen" bewahrt zu haben, aber die Rücksicht auf den Tod, auf ein jenseitiges Leben mit Lohn und Strafe tritt in den Hintergrund. Die Dichter und der Volksglaube hielten manches der Art fest, und philosophisch beschäftigte man sich mit der Unsterblichkeit der Seele, aber man konnte auch leicht darüber sprechen. In einer öffentlichen Rede (pro Cluentio) behandelt Cicero den Gedanken an Lohn und Strafe in der Unterwelt als Thorheit und Fabel; wenigstens, wenn man der Stelle auch einen andern Sinn ziemlich künstlich unterlegen kann, fürchtete er doch solche Deutung nicht. Das gegenwärtige Leben wurde bei den Römern, wie bei den Griechen, die Hauptsache, ja das Ausschließliche. Den Tod und was ihm folgte nicht zu fürchten, war männliche Tugend; daher denn auch, wenn die Würde des Lebens nicht mehr zu erhalten war, die Pflicht des Selbstmordes. Dieser kriegerischen Ansicht gemäß waren denn auch den Römern unter den philosophischen Lehrern der Griechen diejenigen von besonderer Wichtigkeit, welche die Unsterblichkeit der Seele leugneten. Schon zur Zeit der Republik feierte Lucrez mit Begeisterung dies Dogma seines Epikur, und noch spät behandelte der fromme Kaiser Marc Aurel es als eine Pflicht, sich in den Gedanken der völligen Auflösung der Seele* mit Ergebenheit zu fügen. Nur darin zeigt sich die Verschiedenheit der Römer, daß sie nicht, wie die Griechen, leicht über den ernsten Gedanken fortschlüpfen, sondern sich viel damit beschäftigen. Sie bekämpfen mit griechischen Waffen die einheimischen, etruskischen Lehren. Zu einem festen, begeisterten Volksglauben kam es aber auch in dieser Beziehung nicht; die Römer waren nicht auf das Jenseits angewiesen, sie fühlten ihre Aufgabe in dem äußern, irdischen Leben.

Die eigentlich geniale Leistung des römischen Volkes war die Ausbildung des Rechtsbegriffes. In der orientalischen Welt war die Einheit des Ganzen überall als eine völlig einfache und gediegene aufgefaßt, in welcher für die freie Entwickelung des Einzelnen keine Stelle blieb. Das

griechische Ideal ging zwar gerade auf die Freiheit des Menschen aus, verband aber damit durch eine poetisch schöne, doch praktisch unausführbare Anforderung die Gestaltung des Ganzen. Erst in Rom sonderten sich diese Sphären; erst hier verstand man jedem das Seine anzuweisen, festzustellen, wie weit die Rechte des Einzelnen, der Familie, des Standes und endlich des ganzen Staates oder Volkes gingen. Dies Bestreben war von Anfang an das vorherrschende im römischen Volke, es übte auf alle seine Thätigkeiten einen gebieterischen Einfluß aus, es setzte mit Härte ein, um später Billigkeit und Festigkeit zu vereinigen. In dieser Beziehung verdanken wir Spätern der römischen Welt unendlich viel; wenn die Griechen uns in manchen Gebieten höherer Begeisterung als Vorbild erscheinen, in praktischen Beziehungen stehen uns die Römer näher. Der Rechtsbegriff war eine tiefere Anerkennung der Persönlichkeit und ist deshalb auch dem Christenthume nothwendig. Daher ist schon die römische Moral, bei aller ihrer Härte und Halbheit, für uns verständlicher und brauchbarer, sie ist nicht bloß auf ein ästhetisches Wohlgefallen gerichtet, sie erkennt Rechte und Pflichten, fordert mithin eine Selbstprüfung, nicht bloß in jenem philosophischen Sinne des Sokrates, sondern in persönlicher Anwendung. Ihre Härten sind augenscheinlich, ihr Gutes ist der Nachahmung erreichbar. Durch den Rechtsbegriff erhält die Heiligkeit und Selbständigkeit der Familie ihre Begründung, und in politischer Beziehung geht aus ihm die Vorstellung eines Staates im höhern Sinne des Wortes hervor, eines großen Ganzen, in welchem sich die einzelnen Kreise frei bewegen und gestalten. Der Begriff des Staates oder der Monarchie schwebte daher von Anfang an dem römischen Geiste vor, obgleich er sich im Kampfe mit den hergebrachten republikanischen Ansichten der alten Welt erst spät, und auch da noch sehr unbefriedigend entwickelte. Auf diesem Felde waren die Römer schöpferisch, und wir erkennen bei ihnen eine Richtung, welche dem christlichen Geiste mehr zusagt, als die der frühern Völker. Weltgeschichtlich, nach göttlicher Anordnung stand dies offenbar im Zusammenhange mit der Entstehung des Christenthums in und unter dem römischen Reiche.

Ueberall aber, so oft wir es in der Geschichte beobachten können, finden wir, daß die Tendenzen, welche über den Gedankenkreis des Zeitalters ihrer Entstehung hinausreichen, zunächst mehr nachtheilig wirken, indem sie mit dem Bestehenden sich nicht auf völlig harmonische Weise verschmelzen und doch wieder durch dies Bestehende verhindert werden, sich frei zu gestalten. Auch in der römischen Welt bei aller Herrlichkeit der Macht und Blüte war es nicht anders, dieser äußere Glanz barg stets einen innern Kampf. Zur Zeit der Republik war er weniger bemerkbar, weil ein höchst energisches, edles Streben die Gemüther beschäftigte und sie siegreich von Erfolg zu Erfolg aufwärts führte. Da erschien denn gerade jene altrömische Strenge und Härte als eine Tugend, weil sie dies innerliche Bewußtsein des Widerspruches unterdrückte, damit es nicht den Muth des kämpfenden Volkes schwächte. Als aber das Ziel erreicht war, als mit der Weltherrschaft sich auch das ruhigere System der kaiserlichen Regierung ausbildete, da wurde der Zwiespalt auf das schmerzlichste

empfunden. Die edelsten Gemüther sind unter solchen Bedingungen die härtesten, weil sie mit begeisterter Treue an den Formen hängen, deren vollendete Ausbildung die nächste Vorzeit gewährte. Daher ihr Widerstreben gegen die monarchischen Tendenzen, welche freilich aus demselben Grunde nicht rein, sondern mit egoistischen Zwecken auftraten, daher ihr verzweifelnder Schmerz, als sie das Alte nicht mehr aufrecht halten konnten. Obgleich die Alleinherrschaft unentbehrlich war, lebte doch auch noch in allen Gemüthern der Gedanke der Republik; die Monarchie kam daher auch nie zu einer festen Verfassung, sie blieb stets eine Herrschaft der Willkür ohne feste Formen, ein fortdauernder Zustand fieberhaften Wechsels, dessen lange Dauer die kernhafte Gesundheit der alten Welt oder die Fügsamkeit der menschlichen Natur beweist.

Ebenso war es in religiöser Beziehung. Der Gedanke einer innern Einheit alles Religiösen schwebte allen Völkern der alten Welt vor, deshalb glaubten sie, ihre Götter überall wieder zu finden, ohne über die Namen zu streiten. Die Griechen aber kümmerten sich darum wenig. Im Hochgefühle ihrer Kraft und mit der genialen Leichtigkeit ihres Wesens blickten sie nicht rückwärts, sondern überließen sich der freigestaltenden Phantasie, dem sittlichen Takt und dem kühnen Fluge des Gedankens. Ganz anders bei den Römern; hier war ein inneres Bedürfniß einer allgültigen, praktisch anwendbaren Lehre. Die Phantasie sollte religiös, die Religion moralisch sein! Aber weil denn doch jener Gedanke der Einheit nicht klar und entschieden war, so hinderte er nur die freie Entwickelung dieser einzelnen Thätigkeiten. Die Philosophie war gelähmt, ohne Selbstgefühl; die Götter, weder mit Innigkeit angeschaut noch verworfen, wurden nur die Träger abergläubischer Ceremonien; die Moral nahm zwar noch die würdigste Gestalt an, aber es fehlte ihr das Erhebende; sie duldete oder tadelte, sie begeisterte nicht. Wie gesagt, in dem starken Schritte, den das römische Volk der republikanischen Zeit wandelte, fühlte es diese innere Wunde nicht. Wie sie aber schon in der frühern, schönern Zeit der Kaiserherrschaft schmerzhaft wurde, können wir aufs anschaulichste in der Stimmung beobachten, welche Tacitus in seinen Geschichtswerken ausspricht. Dieser edle und tiefe Geist ist voller Wärme für das Gute und Schöne. In seinem moralischen Gefühl liegt die Sehnsucht nach einer höhern Weltordnung, in seiner darstellenden, charakteristisch bildenden Phantasie ein künstlerisches, in der Schärfe seines Urtheils ein philosophisches Element. Aber er ist nicht fähig, sich mit irgend einer idealen Schöpfung zu befriedigen, sondern er sucht die volle Wirklichkeit. Die findet er ohne Götter und ohne göttergleiche Menschen; manches relativ Gute, nichts Vollkommenes. Da erscheint ihm denn Religion und Aberglaube gleich, nur zu billigen, wenn sie hergebracht; der alte Glaube der Götter, zum Spott zu ehrwürdig, läßt ihn kalt; selbst dem dürftigsten Wahne widerspricht er nicht, aber das Christenthum, das er näherer Kenntniß nicht würdigte, erscheint ihm wie die menschenfeindlichste Superstition. So geht er wie in tiefer Dämmerung unter schwach beleuchteten Gestalten ohne Hoffnung des Lichts.

K. Schnaase.

53. Mithradates.

Um die Zeit der ersten römischen Bürgerkriege regierte im Reiche Pontus König Mithradates VI. mit dem Beinamen Eupator, der sein Geschlecht von väterlicher Seite im sechszehnten Glied auf den König Dareios, Hystaspes Sohn, im achten auf den Stifter des pontischen Reiches Mithradates I. zurückführte, von mütterlicher den Alexandriden und Seleukiden entstammte. Nach dem frühen Tode seines Vaters Mithradates Euergetes, der in Sinope von Mörderhand fiel, war er um 634 als elfjähriger Knabe König genannt worden; allein das Diadem brachte ihm nur Noth und Gefahr. Die Vormünder, ja wie es scheint die eigene durch des Vaters Testament zur Mitregierung berufene Mutter standen dem königlichen Knaben nach dem Leben; es wird erzählt, daß er, um den Dolchen seiner gesetzlichen Beschützer sich zu entziehen, in die Irre gegangen sei und sieben Jahre hindurch, Nacht für Nacht die Ruhestätte wechselnd, Flüchtling in seinem eigenen Reiche, ein heimatloses Jägerleben geführt habe. Also ward der Knabe ein gewaltiger Mann. Wenngleich unsere Berichte über ihn im Wesentlichen auf schriftliche Aufzeichnungen der Zeitgenossen zurückgehen, so hat dennoch die im Orient blitzschnell sich bildende Sage den mächtigen König früh geschmückt mit manchem der Züge ihrer Simson und Rustem; aber auch diese gehören zum Charakter, eben wie die Wolkenkrone zum Charakter der höchsten Bergspitzen: die Grundlinien des Bildes erscheinen in beiden Fällen nur farbiger und phantastischer, nicht getrübt noch wesentlich geändert. Die Waffenstücke, die dem riesengroßen Leibe des Königs Mithradates paßten, erregten das Staunen der Asiaten und mehr noch der Italiker. Als Läufer überholte er das schnellste Wild; als Reiter bändigte er das wilde Roß und vermochte mit gewechselten Pferden an einem Tage bis 25 deutsche Meilen zurückzulegen; als Wagenlenker fuhr er mit sechzehn und gewann im Wettrennen manchen Preis — freilich war es gefährlich in solchem Spiele dem König obzusiegen. Auf der Jagd traf er das Wild in vollem Galopp vom Pferde herab, ohne zu fehlen; aber auch an der Tafel suchte er seinesgleichen: er veranstaltete wohl Wettschmäuse und gewann die für den derbsten Esser und für den tapfersten Trinker ausgesetzten Preise darin selber. Seine geistigen Bedürfnisse befriedigte er im wüstesten Aberglauben — Traumdeuterei und das griechische Mysterienwesen füllten nicht wenige der Stunden des Königs aus — und in einer rohen Aneignung der hellenischen Civilisation. Er liebte griechische Kunst und Musik, das heißt er sammelte Pretiosen, reiches Geräth, alte persische und griechische Prachtstücke — sein Ringkabinet war berühmt, — hatte stets griechische Geschichtsschreiber, Philosophen, Poeten in seiner Umgebung und setzte bei seinen Hoffesten neben den Preisen für Essen und Trinken auch welche aus für den lustigsten Spaßmacher und den besten Sänger. So war der Mensch; der Sultan entsprach ihm. Im Orient, wo das Verhältniß des Herrschers und der Beherrschten mehr den Charakter des Natur- als des sittlichen Gesetzes trägt, ist der Unterthan hündisch treu und hündisch falsch, der Herrscher grausam und mißtrauisch. In beidem ist Mithradates kaum

übertroffen worden. Auf seinen Befehl starben oder verkamen in ewiger Haft wegen wirklicher oder angeblicher Verrätherei seine Mutter, sein Bruder, seine Schwester, drei seiner Söhne und ebensoviele seiner Töchter. Vielleicht noch empörender ist es, daß sich unter seinen geheimen Papieren im voraus aufgesetzte Todesurtheile gegen mehrere seiner vertrautesten Diener vorfanden. Das Studium der Gifte und Gegengifte betrieb er als einen wichtigen Zweig der Regierungsgeschäfte, und versuchte seinen Körper an einzelne Gifte zu gewöhnen. Verrath und Mord hatte er von früh auf von jedermann und zumeist von den Nächsten erwarten und gegen jedermann und zumeist gegen die Nächsten üben gelernt; wovon denn die nothwendige und durch seine ganze Geschichte belegte Folge war, daß all seine Unternehmungen schließlich mißlangen durch die Treulosigkeit seiner Vertrauten. Dabei begegnen wohl einzelne Züge von hochherziger Gerechtigkeit; wenn er Verräther bestrafte, schonte er in der Regel diejenigen, welche nur durch ihr persönliches Verhältniß zu dem Hauptverbrecher mitschuldig geworden waren; allein dergleichen Anfälle von Billigkeit fehlen bei keinem rohen Tyrannen. Was Mithradates in der That auszeichnet unter der großen Anzahl gleichartiger Sultane, ist seine grenzenlose Rührigkeit. Eines Morgens war er aus seiner Hofburg verschwunden und blieb Monate lang verschollen, so daß man ihn bereits verloren gab; als er zurückkam, hatte er unerkannt ganz Vorderasien durchwandert und Land und Leute militärisch erkundet. Von gleicher Art ist es, daß er nicht bloß überhaupt ein redefertiger Mann war, sondern auch den zwei und zwanzig Nationen, über die er gebot, jeder in ihrer Zunge Recht sprach, ohne eines Dolmetschers zu bedürfen — ein bezeichnender Zug für den regsamen Herrscher des sprachenreichen Ostens. Denselber Charakter trägt seine ganze Regententhätigkeit. So weit wir sie kennen, geht sie auf, wie die eines jeden andern Sultans, im Sammeln von Schätzen, im Zusammentreiben der Heere, die wenigstens in seinen früheren Jahren gewöhnlich nicht der König selbst, sondern irgend ein griechischer Condottier gegen den Feind führt, in dem Bestreben neue Satrapieen zu den alten zu fügen. Von höheren Elementen, Förderung der Civilisation, eigenartiger Genialität finden sich, in unserer Ueberlieferung wenigstens, bei Mithradates keine bewußten Spuren, und wir haben keinen Grund, auch nur mit den großen Regenten der Osmanen, wie Muhamed II. und Suleiman waren, ihn auf eine Linie zu stellen. Trotz der hellenischen Bildung, die ihm nicht viel besser sitzt als seinen Kappadokiern die römische Rüstung, ist er durchaus ein Orientale gemeinen Schlags, roh, voll sinnlichster Begehrlichkeit, abergläubisch, grausam, treu- und rücksichtslos, aber so kräftig organisirt, so gewaltig physisch begabt, daß sein trotziges Umsichschlagen, sein unverwüstlicher Widerstandsmuth häufig wie Talent, zuweilen sogar wie Genie aussieht. Wenn man auch in Anschlag bringt, daß während des Absterbens der Republik es leichter war Rom Widerstand zu leisten als in den Zeiten Scipios und Trajans, so bleibt es darum doch nicht minder wahr, daß bis auf die Partherkriege er der einzige Feind ist, der im Osten den Römern ernstlich zu schaffen gemacht, und daß er gegen sie sich gewehrt hat wie gegen den Jäger der Löwe der Wüste.

Th. Mommsen.

54. Pyrrhos.

Nichts anderes als ein abenteuernder Kriegshauptmann war König Pyrrhos von Epeiros; er war darum nicht minder ein Glücksritter, daß er seinen Stammbaum zurückführte auf Aeakos und Achilleus, und daß er, wäre er friedlicher gesinnt gewesen, als „König" über ein kleines Bergvolk unter makedonischer Oberherrlichkeit oder auch allenfalls in isolirter Freiheit hätte leben und sterben können. Man hat ihn wohl verglichen mit Alexander von Makedonien; und allerdings, die Gründung eines westhellenischen Reiches, dessen Kern Epeiros, Großgriechenland, Sicilien gebildet hätten, das die beiden italischen Meere beherrscht und Rom wie Karthago in die Reihe der barbarischen Grenzvölker gedrängt haben würde — dieser Gedanke ist wohl groß und kühn wie derjenige, der den makedonischen König über den Hellespont führte. Aber nicht bloß der verschiedene Ausgang unterscheidet den östlichen und den westlichen Heerzug. Denn was man auch sonst ins Auge faßt, die eigene Macht, die Bundesgenossen, die Kräfte der Gegner — überall erscheint der Plan des Makedoniers als eine ausführbare, der des Epeiroten als eine unmögliche Unternehmung; jener als die Vollziehung einer großen geschichtlichen Aufgabe; dieser als ein merkwürdiger Fehlgriff; jener als die Grundlegung eines neuen Staatensystems und einer neuen Phase der Civilisation, dieser als eine geschichtliche Episode. Alexanders Werk überlebte ihn, obwohl der Schöpfer zur Unzeit starb; Pyrrhos sah mit eigenen Augen das Scheitern aller seiner Pläne, ehe der Tod ihn abrief. Sie beide waren kühne und große Naturen, aber Pyrrhos nur der erste Feldherr, Alexander vor allem der genialste Staatsmann seiner Zeit; und wenn es die Einsicht in das Mögliche und Unmögliche ist, die den Helden vom Abenteurer unterscheidet, so muß Pyrrhos diesen zugezählt und darf seinem größern Verwandten so wenig zur Seite gestellt werden, als etwa der Connetable von Bourbon Ludwig dem Elften. — Und dennoch knüpft sich ein wunderbarer Zauber an den Namen des Epeiroten, eine eigene Theilnahme, die allerdings zum Theil der ritterlichen und liebenswürdigen Persönlichkeit desselben, aber mehr doch noch dem Umstande gilt, daß er der erste Grieche ist, der den Römern im Kampfe gegenüber tritt. Mit ihm beginnen jene Beziehungen zwischen Rom und Hellas, auf denen die ganze spätere Entfaltung der antiken Bildung und ein wesentlicher Theil der modernen beruht. Der Kampf zwischen Phalangen und Cohorten, zwischen der Söldnerarmee und der Landwehr, zwischen dem Heerkönigthum und dem Senatorenregiment, zwischen dem individuellen Talent und der nationalen Kraft — dieser Kampf zwischen Rom und dem Hellenismus ward zuerst durchgefochten in den Schlachten zwischen Pyrrhos und den römischen Feldherrn; und wenn auch die unterliegende Partei noch oft nachher appellirt hat an neue Entscheidung der Waffen, so hat doch jeder spätere Schlachttag das Urtheil lediglich bestätigt. Wenn aber auf der Wahlstatt wie in der Curie die Griechen unterliegen, so ist ihr Uebergewicht nicht minder entschieden in jedem andern nicht politischen Wettkampf, und eben schon diese Kämpfe lassen es ahnen, daß der Sieg Roms über die Hellenen ein anderer sein wird als

der über Gallier und Phönikier, und daß Aphroditens Zauber erst zu wirken beginnt, wenn die Lanze zersplittert und Helm und Schild bei Seite gelegt ist.

König Pyrrhos war der Sohn des Aeakides, des Herrn der Molosser, welcher, von Alexander geschont als Verwandter und getreuer Lehnsmann, nach dessen Tode in den Strudel der makedonischen Familienpolitik hineingerissen ward und darin zuerst sein Reich und dann das Leben verlor. Sein damals 6jähriger Sohn ward von dem Herrn der illyrischen Taulantier Glaukias gerettet und im Laufe der Kämpfe um Makedoniens Besitz, noch ein Knabe, von Demetrios, dem Belagerer, wieder zurückgeführt in sein angestammtes Fürstenthum, um es nach wenigen Jahren durch den Einfluß der Gegenpartei wieder einzubüßen und als landflüchtiger Fürstensohn im Gefolge der makedonischen Generale seine militärische Laufbahn zu beginnen. Bald machte seine Persönlichkeit sich geltend. Unter Antigonos machte er dessen letzte Feldzüge mit; der alte Marschall Alexanders hatte seine Freude an dem geborenen Soldaten, dem nach dem Urtheile des ergrauten Feldherrn nur die Jahre fehlten, um schon jetzt der erste Kriegsmann der Zeit zu sein. Die unglückliche Schlacht bei Ipsos brachte ihn als Geißel nach Alexandrien an den Hof des Ptolemäos, wo er durch sein kühnes und derbes Wesen, seinen alles nicht Militärische gründlich verachtenden Soldatensinn nicht minder des staatsklugen Königs Aufmerksamkeit auf sich zog, als durch seine männliche Schönheit, der das wilde Antlitz, der gewaltige Tritt keinen Eintrag that, die der königlichen Damen. Eben damals gründete der kühne Demetrios sich wieder einmal, diesmal in Makedonien, ein neues Reich; natürlich in der Absicht von dort aus die Alexandermonarchie zu erneuern. Es galt ihn niederzuhalten, ihm daheim zu schaffen zu machen; und der Lagide, der solche Feuerseelen, wie der epeirotische Jüngling eine war, vortrefflich für seine Politik zu nutzen verstand, that nicht bloß seiner Gemahlin, der Königin Berenike, einen Gefallen, sondern förderte auch seine eigenen Zwecke, indem er dem jungen Fürsten seine Stieftochter zur Gemahlin gab und dem geliebten „Sohn" zur Rückkehr in seine Heimat seinen Beistand und seinen mächtigen Einfluß lieh. Zurückgekehrt in sein väterliches Reich fiel ihm bald alles zu; die tapfern Epeiroten, die Albanesen des Alterthums, hingen mit angestammter Treue und frischer Begeisterung an dem muthigen Jüngling, dem „Adler," wie sie ihn hießen. In den um die makedonische Thronfolge nach Kassandros Tod entstandenen Wirren erweiterte der Epeirote sein Gebiet bedeutend und widerstand mit weit geringeren Streitkräften dem König Demetrios zur Bewunderung der Makedonier selbst. Ja als Demetrios in Makedonien vom Thron gestürzt war, trug man dort dem ritterlichen Gegner, dem Verwandten der Alexandriden, denselben freiwillig an. In der That, keiner war würdiger als Pyrrhos das Diadem Philipps und Alexanders zu tragen. In einer tief versunkenen Zeit, in der Fürstlichkeit und Niederträchtigkeit gleichbedeutend zu werden begann, leuchtete hell Pyrrhos' persönlich unbefleckter und sittenreiner Charakter. Für die freien Bauern des makedonischen Stammlandes, die, obwohl gemindert und verarmt, sich doch fern hielten von dem Verfall

der Sitten und der Tapferkeit, schien eben Pyrrhos recht eigentlich zum König geschaffen: er, der gleich Alexander in seinem Haus, im Freundeskreise allen menschlichen Beziehungen sein Herz offen erhielt und das in Makedonien so verhaßte orientalische Sultanwesen stets von sich abgewehrt hatte; er, der gleich Alexander anerkannt der erste Taktiker seiner Zeit war. Aber das seltsam überspannte makedonische Nationalgefühl, das den elendesten makedonischen Herrn dem tüchtigsten Fremden vorzog, bereitete der Herrschaft des epeirotischen Fürsten ein schnelles Ende. Pyrrhos, der die Herrschaft über Makedonien mit dem Willen der Makedonier nicht führen konnte und zu schwach, vielleicht auch zu hochherzig war, um sich dem Volke gegen seinen Willen aufzudringen, überließ schon nach 7monatlicher Herrschaft das Land seiner einheimischen Mißregierung und ging zurück zu seinen treuen Epeiroten. Aber der Mann, der Alexanders Krone getragen hatte, der Schwager des Demetrios, der Schwiegersohn des Lagiden und des Agathokles von Syrakus, der hochgebildete Strategiker, der Memoiren und wissenschaftliche Abhandlungen über die Kriegskunst schrieb, konnte unmöglich sein Leben darüber beschließen, daß er zu gesetzter Zeit im Jahre die Rechnungen des königlichen Viehverwalters durchsah und von seinen braven Epeiroten die landüblichen Geschenke an Rindern und Schafen entgegen nahm, um sich alsdann am Altare des Zeus von ihnen den Eid der Treue erneuern zu lassen und selbst den Eid auf die Gesetze zu wiederholen und, dem allen zu mehrerer Bekräftigung, mit ihnen die Nacht hindurch zu zechen. So wandten sich seine Blicke in die Weite. Die Könige, die um Makedoniens Besitz haderten, obwohl sonst in nichts einig, waren gern bereit, gemeinschaftlich zu helfen, daß der gefährliche Nebenbuhler freiwillig ausscheide; und daß die treuen Epeiroten ihm folgen würden, wohin er sie führte, dessen war er gewiß. So entschloß sich Pyrrhos auf seine makedonischen Pläne zu verzichten und im Westen eine neue Herrschaft für sich und die hellenische Nation zu begründen.

Th. Mommsen.

55. Die Umgestaltung
der griechischen Kunst und Wissenschaft durch Alexander.

In einer Zeit von zehn Jahren hatte Alexander eine Welt entdeckt und erobert. Durch ihn waren Millionen mit dem Geiste eines fremden Welttheils neu belebt worden, waren die Schranken gefallen, die Morgen- und Abendland schieden, und die Wege geöffnet, die fortan die Länder des Aufganges und Niederganges mit einander vereinen sollten. Ein alter Schriftsteller sagt: „Wie in einem Becher der Liebe waren die Elemente alles Völkerlebens in einander gemischt, und die Völker tranken gemeinsam aus diesem Becher und vergaßen der alten Feindschaft und der eigenen Ohnmacht." Olympias' Traum war erfüllt; die Flamme, von der sie geträumt, hatte die Länder der Welt entzündet und in eine Feuersbrunst alle Vergangenheit, alle Schranke niedergebraunt, daß der Feuerschein bis in die Wüsteneien des Nordens und in die stillen Wälder des Ganges niederleuchtete.

Die Elemente, die Alexander mit einander vereinte, sind in ihren letzten Formen die brennende Lebendigkeit des Griechenthums, der es an Stoff, die erstorbenen Massen des asiatischen Völkerthums, dem es an Leben gebrach. Beide bedurften einander, und endlich sättigte sich Hellas an der Ueberfülle Asiens, und Alexander vollendete das große Werk, das Dionysos den Hellenen begonnen; und endlich trank Asien in vollen Zügen von dem hellenischen Geiste, und das schlummernde Leben der Völker erwachte geläuterter.

Hier ist der Ort nicht, darzustellen, zu welchen Folgen sich jene Vermischung der Völker entwickelt hat; sie sind die Geschichte der nächsten Jahrhunderte; aber schon lassen sich die neuen Keime deutlich wahrnehmen, die sich in Kunst, Wissenschaft und Religion, in allem menschlichen Erkennen und Wollen von dieser Zeit an immer reicher entfaltet haben. Die hellenische Kunst bereichert sich mit asiatischer Pracht, sie beginnt die stille Größe harmonischer Verhältnisse zu der stolzen Herrlichkeit gewaltiger Massen zu steigern und den feierlichen Ernst ihrer Plastik mit allem schwelgerischen Schmuck des Morgenlandes zu umkleiden; die düstere Pracht der ägyptischen Tempel, die phantastischen Felsenbauten von Persepolis, die Riesentrümmer von Babylon, die indischen Prachtbauten mit ihren Schlangenidolen und den lagernden Elefanten unter den Säulen, das alles wird dem hellenischen Künstler, mit den Traditionen seiner heimatlichen Kunst vermischt, ein reicher Schatz neuer Anschauungen und Entwürfe. So entstand jener Riesenplan des Dinokrates, den Berg Athos zu einer Statue Alexanders auszumeißeln, deren eine Hand eine Stadt von zehntausend Einwohnern tragen, die andere einen Bergstrom in mächtigen Katarakten in das Meer hinabgießen sollte; so jener Plan Alexanders, dem Gedächtniß seines Vaters Philipp eine Pyramide, der höchsten ägyptischen gleich, zu errichten. Auch die poetische Kunst versuchte es an diesem neuen Leben Antheil zu gewinnen; aber erstorben, wie sie schon war, hat sie es nicht mehr vermocht, die Farbenpracht persischer Märchen oder die überirdische Feierlichkeit monotheistischer Psalmen und Prophetieen in sich aufzunehmen; sie kehrte schnell zur blinden Nachahmung ihrer klassischen Zeit zurück und überließ es dem Morgenlande, die Erinnerungen an den gemeinsamen Helden Iskander in tausend Sagen und Gesängen von Geschlecht zu Geschlecht zu vererben. Unter den redenden Künsten der Hellenen konnte nur die jüngste, die noch frisch und lebendig unter den Zeitgenossen blühte, des Neuen theilhaftig werden, und die sogenannte asiatische Beredsamkeit, blühend und überreich an Schmuck, ist ein charakteristisches Erzeugniß dieser Zeit.

Desto größer war die Umgestaltung, welche sich in den Wissenschaften kund zu thun begann. Durch Aristoteles war jener großartige Empirismus ins Leben gerufen, dessen die Wissenschaft bedurfte, um des ungeheuren Vorrathes von neuem Stoff, den Alexanders Züge jedem Zweige des menschlichen Erkennens eroberten, Herr zu werden. Der König, selbst Schüler des Aristoteles, und mit allem, was die Studien hellenischer Aerzte, Philosophen und Rhetoren bisher geleistet hatten, sehr vertraut, bewahrte, dem Helden unserer Zeit darin gleich, stets das lebendigste Interesse für

dieselben; ihn begleiteten auf seinen Zügen Männer von allen Fächern der Wissenschaft; sie beobachteten, sie forschten, sie vermaßen die neuen Länder und die Hauptstraßen in denselben, sie entwarfen Karten des Reichs für das Archiv des Königs. Ebenso begann für die geschichtlichen Studien eine neue Epoche; man konnte jetzt an Ort und Stelle forschen, konnte die Sagen der Völker mit ihren Denkmalen, ihre Schicksale mit ihren Sitten vergleichen, und trotz der unzähligen Irrthümer und Märchen, welche durch die sogenannten Schriftsteller Alexanders verbreitet wurden, ist doch erst mit dieser Zeit eine wahrhafte Geschichtsforschung ins Leben getreten. In mancher Beziehung konnte der Grieche unmittelbar von dem Morgenländer lernen, und die große Tradition astronomischer Beobachtungen in Babylon, die bedeutende Arzneikunde, die im indischen Lande gewesen zu sein scheint, die eigenthümlichen Kenntnisse der Anatomie und Mechanik unter den Priestern Aegyptens mochten den Griechen vielfach Neues darbieten. Die eigenthümliche Entwickelung des griechischen Geistes hatte bisher die Philosophie als den Inbegriff alles Wissens dargestellt; jetzt emancipirten sich die einzelnen Richtungen des Erkennens, die exacten Wissenschaften begannen sich, auf selbständige Empirie gestützt, zu entfalten, während die Philosophie, uneins über das Verhältniß des Denkens zur Wirklichkeit, bald die Erscheinungen für die Gedanken, bald die Erkenntniß für die Erscheinungen unzulänglich nannte. G. Droysen.

56. Der Eintritt des Christenthums in die römische Welt.

Ueberblicken wir den Umkreis der alten Welt in den früheren Jahrhunderten, so finden wir ihn mit einer großer Anzahl unabhängiger Völkerschaften erfüllt. Um das Mittelmeer her, soweit von den Küsten die Kunde in das innere Land reicht, wohnen sie, mannigfaltig gesondert, ursprünglich alle enge begrenzt, in lauter freien und eigenthümlich eingerichteten Staaten. Die Unabhängigkeit, die sie genießen, ist nicht allein politisch: allenthalben hat sich eine örtliche Religion ausgebildet; die Ideen von Gott und göttlichen Dingen haben sich gleichsam localisirt; nationale Gottheiten von den verschiedensten Attributen nehmen die Welt ein; das Gesetz, das ihre Gläubigen beobachten, ist mit dem Staatsgesetz unauflöslich vereinigt. Wir dürfen sagen, diese innige Vereinigung von Staat und Religion, diese zwiefache Freiheit, die nur etwa durch leichte Verpflichtungen der Stammesverwandtschaft beschränkt wurde, hatte den größten Antheil an der Bildung des Alterthums. Man war in enge Grenzen eingeschlossen, aber innerhalb derselben konnte sich die ganze Fülle eines jugendlich sich selber überlassenen Daseins in freien Trieben entwickeln.

Wie wurde dies alles so anders, als die Macht von Rom emporkam! Alle die Autonomieen, welche die Welt erfüllen, sehen wir eine nach der andern sich beugen und verschwinden; wie ward die Erde plötzlich so öde an freien Völkern!

Zu anderen Zeiten sind die Staaten erschüttert worden, weil man aufgehört hatte an die Religion zu glauben; damals mußte die Unterjochung der Staaten den Verfall ihrer Religionen nach sich ziehen. Mit Nothwendigkeit, im Gefolge der politischen Gewalt, strömten sie nach Rom

zusammen; welche Bedeutung aber konnte ihnen noch beiwohnen, sobald sie von dem Boden losgerissen wurden, auf dem sie einheimisch waren? Die Verehrung der Isis hatte vielleicht einen Sinn in Aegypten: sie vergötterte die Naturkräfte, wie sie in diesem Lande erscheinen; in Rom ward ein Götzendienst ohne allen Sinn daraus. Indem dann die verschiedenen Mythologieen einander berührten, konnten sie nicht anders als sich wechselseitig bestreiten und auflösen. Es war kein Philosophem zu erdenken, das ihren Widerspruch zu beseitigen vermocht hätte.

Wäre dies aber auch möglich gewesen, so hätte es dem Bedürfniß der Welt schon nicht mehr genügt. Bei aller Theilnahme, die wir dem Untergange so vieler freier Staaten widmen, können wir doch nicht leugnen, daß aus ihrem Ruin unmittelbar ein neues Leben hervorging. Indem die Freiheit unterlag, fielen zugleich die Schranken der engen Nationalitäten. Die Nationen waren überwältigt, zusammen erobert worden, aber eben dadurch vereinigt, verschmolzen. Wie man das Gebiet des Reiches den Erdkreis nannte, so fühlten sich die Bewohner desselben als ein einziges, ein zusammengehörendes Geschlecht. Das menschliche Geschlecht fing an, seiner Gemeinschaftlichkeit inne zu werden.

In diesem Moment der Weltentwickelung ward Jesus Christus geboren.

Wie so unscheinbar und verborgen war sein Leben, seine Beschäftigung, Kranke zu heilen, ein paar Fischern, die ihn nicht immer verstanden, andeutend und in Gleichnissen von Gott zu reden; er hatte nicht, da er sein Haupt hinlegte; — aber, auch auf dem Standpunkte dieser unserer weltlichen Betrachtung dürfen wir es sagen: unschuldiger und gewaltiger, erhabener, heiliger hat es auf Erden nichts gegeben, als seinen Wandel, sein Leben und Sterben; und in jedem seiner Sprüche wohnt der lautere Gottes-Odem; es sind Worte, wie Petrus sich ausdrückt, des ewigen Lebens; das Menschengeschlecht hat keine Erinnerung, welche dieser nur von ferne zu vergleichen wäre.

Wenn die nationalen Verehrungen je ein Element wirklicher Religion in sich eingeschlossen haben, so war dies damals vollständig verdunkelt; sie hatten, wie gesagt, keinen Sinn mehr; in dem Menschensohn, Gottessohn erschien ihnen gegenüber das ewige und allgemeine Verhältniß Gottes zu der Welt, des Menschen zu Gott.

In einer Nation ward Christus geboren, die sich durch ein einseitiges strenges Ritualgesetz von allen anderen am entschiedensten absonderte, die sich aber das unermeßliche Verdienst erworben, den Monotheismus, den sie von Anbeginn bekannte, unwandelbar festzuhalten, sich ihn nie entreißen zu lassen. Allerdings dachte sie ihn eben auch als einen nationalen Dienst, nunmehr aber bekam er eine ganz andere Bedeutung. Christus löste das Gesetz auf, indem er es erfüllte; der Menschensohn erwies sich nach seinem Ausspruch als Herr auch des Sabbaths; er entfesselte den ewigen Inhalt der von einem engen Verstand unbegriffenen Formen. Aus dem Volke, das bisher durch unübersteigliche Schranken der Gesinnung und der Sitte von allen anderen getrennt war, erhob sich dann mit der Kraft der Wahrheit ein Glaube, der sie alle einlud und aufnahm. Es ward der allgemeine Gott verkündigt, durch den, wie Paulus den Athenern pre-

digte, von einem Blut aller Menschen Geschlechter über den Erdboden wohnen. Für diese erhabene Lehre war, wie wir sahen, eben der Zeitpunkt eingetreten: es gab ein Menschengeschlecht, sie zu fassen. Wie ein Sonnenblick, sagt Eusebius, leuchtete sie über die Erde dahin. In kurzer Zeit sehen wir sie von dem Euphrat bis an den atlantischen Ocean, längs des Rheines und der Donau, über die gesamten Grenzen des Reiches ausgebreitet.

So harmlos und unschuldig sie aber auch war, so mußte sie doch der Natur der Sache nach starken Widerstand in den bestehenden Diensten finden, die sich an die Gewohnheiten und Bedürfnisse des Lebens, an alle alten Erinnerungen anschlossen und jetzt eine Wendung genommen hatten, durch die sie der Verfassung des Reiches doch auch wieder entsprachen.

Der politische Geist der antiken Religionen versuchte sich noch einmal in einer neuen Bildung. Die Summe aller jener Autonomieen, welche einst die Welt erfüllt, ihr Gesamtinhalt war einem Einzigen zu Theil geworden, es gab nur noch eine einzige Gewalt, die von sich selber abhängig zu sein schien; die Religion erkannte dies an, indem sie dem Imperator göttliche Verehrung widmete. Man richtete ihm Tempel auf, opferte ihm auf Altären, schwur bei seinem Namen und feierte ihm Feste, seine Bildnisse gewährten ein Asyl. Die Verehrung, die dem Genius des Imperators erwiesen wurde, war vielleicht die einzige allgemeine, die es in dem Reiche gab. Alle Götzendienste bequemten sich ihr: sie war eine Stütze derselben.

Dieser Dienst des Cäsar und die Lehre Christi hatten im Verhältniß zu den localen Religionen eine gewisse Aehnlichkeit; aber zugleich standen sie auch in einem Gegensatz, der sich nicht schärfer denken läßt.

Der Imperator faßte die Religion in dem weltlichsten Bezuge, — an die Erde und ihre Güter gebunden: ihm seien dieselben übergeben, sagt Celsus, was man habe, komme von ihm. Das Christenthum faßte sie in der Fülle des Geistes und der überirdischen Wahrheit.

Der Imperator vereinigte Staat und Religion; das Christenthum trennte vor allem das, was Gottes, von dem, was des Kaisers ist.

Indem man dem Imperator opferte, bekannte man sich zur tiefsten Knechtschaft. Eben darin, worin bei der früheren Verfassung die volle Unabhängigkeit bestand, in der Vereinigung der Religion und des Staates, lag bei der damaligen die Besiegelung der Unterjochung. Es war ein Act der Befreiung, daß das Christenthum den Gläubigen verbot, dem Kaiser zu opfern.

Der Dienst des Imperators war endlich auf die Grenzen des Reiches, des vermeinten Erdkreises, beschränkt; das Christenthum war bestimmt, den wirklichen zu umfassen, das gesamte Menschengeschlecht. Das ursprüngliche, älteste religiöse Bewußtsein, wenn es wahr ist, daß ein solches allem Götzendienst vorangegangen, oder wenigstens ein unbedingt reines, durch keine nothwendige Beziehung auf den Staat getrübtes, suchte der neue Glaube in den Nationen zu erwecken, und setzte es dieser weltherrschenden Gewalt entgegen, die, nicht zufrieden mit dem Irdischen, auch das Göttliche unterwerfen wollte. Dadurch bekam der Mensch ein geistiges Element, indem er wieder selbständig, frei und persönlich unüberwindlich wurde; es

kam Frische und neue Lebensfähigkeit in den Boden der Welt; sie wurde zu neuen Hervorbringungen befruchtet.

Es war der Gegensatz des Irdischen und des Geistigen, der Knechtschaft und der Freiheit, allmählichen Absterbens und lebendiger Verjüngung.

Hier ist nicht der Ort, den langen Kampf dieser Principien zu beschreiben. Alle Lebenselemente des römischen Reiches wurden in die Bewegung gezogen und allmählich von dem christlichen Wesen ergriffen, durchdrungen, in diese große Richtung des Geistes fortgerissen. Von sich selber, sagt Chrysostomus, ist der Irrthum des Götzendienstes erloschen. Schon ihm erscheint das Heidenthum wie eine eroberte Stadt, deren Mauern zerstört, deren Hallen, Theater und öffentliche Gebäude verbrannt, deren Vertheidiger umgekommen seien; nur unter den Trümmern sehe man noch ein paar Alte, ein paar Kinder stehen.

Bald waren auch diese nicht mehr, und es trat eine Verwandlung ohnegleichen ein.

Aus den Katakomben stieg die Verehrung der Märtyrer hervor; an den Stellen, wo die olympischen Götter angebetet worden, aus den nämlichen Säulen, die deren Tempel getragen, erheben sich Heiligthümer, zum Gedächtniß derjenigen, die diesen Dienst verschmäht und darüber den Tod erlitten hatten. Der Cultus, den man in Einöden und Gefängnissen begonnen, nahm die Welt ein. Man wundert sich zuweilen, daß gerade ein weltliches Gebäude der Heiden, die Basilika, in eine Stätte christlicher Verehrung umgewandelt worden. Es hat dies doch etwas sehr Bezeichnendes. Die Apsis der Basilika enthielt ein Augusteum, die Bilder eben jener Cäsaren, denen man göttliche Ehre erwies. An die Stelle derselben trat, wie wir es in so vielen Basiliken noch heute sehen, das Bild Christi und der Apostel; an die Stelle der Weltherrscher, die selber als Götter betrachtet wurden, trat der Menschensohn, Gottessohn; die localen Gottheiten wichen, verschwanden. An allen Landstraßen, auf der steilen Höhe des Gebirgs, in den Pässen durch die Thalschluchten, auf den Dächern der Häuser, in der Mosaik der Fußböden sah man das Kreuz. Es war ein entschiedener, vollständiger Sieg. Wie man auf den Münzen Constantins das Labarum mit dem Monogramm Christi über dem besiegten Drachen erblickt, so erhob sich über dem gefallenen Heidenthum Verehrung und Name Christi.

Auch von dieser Seite betrachtet, wie unendlich ist die Bedeutung des römischen Reiches! In den Jahrhunderten seiner Erhebung hat es die Unabhängigkeiten gebrochen, die Völker unterworfen; es hat jenes Gefühl der Selbständigkeit, das in der Sonderung lag, vernichtet; dagegen hat es dann in seinen späteren Zeiten die wahre Religion in seinem Schoße hervorgehen sehen, — den reinsten Ausdruck eines gemeinsamen Bewußtseins, welches weit über seine Grenzen reicht, das Bewußtsein der Gemeinschaft in dem einen wahren Gott. Dürfen wir sagen, daß das Reich durch diese Entwickelung seine eigene Nothwendigkeit aufhob? Das Menschengeschlecht war nunmehr seiner selbst innegeworden; es hatte seine Einheit in der Religion gefunden.

L. v. Ranke.

57. Julians Perserzug und Fall.

Im Jahre 363 waren Julians sorgfältige und glänzende Rüstungen beendet, zahlreiche gothische Hülfstruppen vermehrten die Stärke der römischen Legionen. Einen Brief des Perserkönigs, welcher mit dem berühmten Sieger über Alamannen und Franken einen Vergleich unter günstigen Bedingungen zu schließen erbötig war, hatte Julian zerrissen. Ihn lüstete nach dem Ruhme Alexanders des Großen, und er wollte Rache nehmen für die langjährigen Leiden des verwüsteten Mesopotamiens, für alle Demüthigungen, welche Rom von Alters her bis auf Constantius von den Persern erfahren. Sein Unternehmen wurde etwas prahlerisch angekündigt, der ruhmreichste Erfolg prophezeit. Im März 363 verließ Julian Antiochien, im April überschritt er den Grenzfluß Aboras und trat in das feindliche Gebiet. Sein Kriegsplan und dessen schnelle, kühne, unfehlbare Ausführung, die feine und hinreißende Art die Soldaten zu zügeln, sie zur Bescheidenheit und zur Ausdauer in allen Strapazen zu vermögen, zum höchsten Wagniß sie zu begeistern und ihre abgöttische Liebe zu gewinnen, lassen das bewunderungswürdige Genie wiedererkennen, das im Kampfe gegen die Christen sich selbst entfremdet war. Nach vielen raschen und glänzenden Erfolgen langte das Heer vor der stark mit Thürmen und doppelten Mauern befestigten Stadt Perisabor an. In drei Tagen war durch die Belagerungsmaschinen und den unwiderstehlichen Andrang der Römer nicht allein Perisabor selbst, sondern dessen fast unbezwinglich erachtete Citadelle genommen. Ohne Aufenthalt ging der Zug weiter nach dem volkreichen Maogamolcha, welches den Weg zur persischen Hauptstadt Ktesiphon deckte. Die Besatzung stimmte auf den Mauern und Thurmzinnen Kriegslieder an und verspottete das Unternehmen des römischen Kaisers. Eher würde er die Himmelsburg erstürmen, als diese Stadt. Julian selbst und der Gothe Nevita leiteten vorzüglich den Angriff. Eine geschickt angelegte Mine eröffnete unter der Mauer fort den Zugang in das Herz der Festung. Während von außen ein Scheinsturm mit wildem Lärm unternommen wurde, füllte sich Maogamolcha selbst unbemerkt mit Schaaren römischer Soldaten. Die bestürzten Perser, von außen und innen angegriffen, gaben ihre Sache auf, und Julians Heer brach siegreich in die Thore, welche seine Abtheilungen in der Stadt ihm öffneten. Der Tigris war erreicht, und die Euphratflotte gelangte in diesen Fluß auf einem Kanal, welcher, einst von Trajan angelegt, danach versandet und von den Persern mittelst großer Steinblöcke zugedämmt, durch Julians Anordnungen in merkwürdiger Schnelligkeit wieder schiffbar gemacht worden war. Aber das schwerste Werk stand noch bevor: der Uebergang über den breiten und reißenden Tigris, auf dessen jenseitigen, hohen Ufern das ganze persische Heer in höchst vortheilhafter Stellung sich verschanzt hatte. Julian entwarf schweigend seinen Plan, und der gesamte Kriegsrath erschrak, als ihm eines Abends eröffnet wurde, daß, und auf welche Weise der Imperator diese Nacht überzusetzen gedenke. Der kühne Julian zeigte sich ihrem Abrathen unzugänglich, und das Heer, blind den Sternen seines großen Feldherrn vertrauend, wurde von der Aussicht auf den nahen Kampf begeistert. In der Nacht stießen fünf ausgesuchte Schiffe mit

800 der tapfersten Krieger ab, verloren sich im Dunkel und gingen bald in Flammen auf. Die wachsamen Perser hatten sie in Brand geschossen. Das römische Heer, welches besorgt und ungeduldig geharrt hatte, wollte den Muth verlieren. Aber mit rascher Geistesgegenwart rief der Imperator: „Die Landung ist glücklich vollbracht, seht dort das befohlene Zeichen!" Die Signale zum allgemeinen Uebergang wurden gegeben, die ganze Flotte landete, das Heer watete ans Ufer, klomm die steilen Abhänge empor, und von Mitternacht bis zum Mittag des andern Tags tobte der Kampf. In die Rufe der Perser, Lateiner und Griechen mischten sich die Schlachtgesänge der Germanen. Die Pfeilwolken, welche die persischen Bogenschützen entsandten, das donnernde Anstürmen der Panzerreiter und Elefanten, nichts entmuthigte das immer von neuem vordringende römische Heer. Endlich gaben die Perser nach; ihr Rückzug wurde zur verwirrten Flucht, Ktesiphon nahm auf, was dem Niedermetzeln entging; die üppigen Schätze des persischen Lagers fielen in die Hände der Römer. Den Gothen gebührt ein Hauptantheil des Sieges, und ihr ungestümes Nachdrängen machte die Niederlage der Perser vollkommen.

Der persische Monarch war tief gebeugt; er mochte das Schicksal des Darius befürchten. Mitten im Gepränge seines Palastes ging er mit verstörter Miene und verwildertem Haar einher und speiste auf der Erde, zum Zeichen seiner Niedergeschlagenheit. Er entschoß sich zu dem demüthigenden Schritt, an den persischen Prinzen Hormisdas, der, sein Feind, an Julians Seite den Kriegszug mitmachte und dessen Rathschläge viel galten, Boten mit weitgehenden Anerbietungen zu senden und um Fürsprache bei dem furchtbaren Eroberer zu bitten. Hormisdas rieth zum Frieden, doch der siegreiche Kaiser wollte nicht einmal die Boten sehen. Er schalt die Trägheit seiner Generale, die vom weiteren Vordringen abmahnten; der superstitiöse Divinator wurde mit der Veränderlichkeit, zu der ihn oft seine rasch wechselnden Erregungen trieben, dem eigenen Glauben untreu: er verachtete den alten Spruch, daß kein Römer ungestraft Ktesiphons Umkreis überschreiten werde; er setzte den unheilverkündenden Orakeln und Träumen den fatalistischen Satz entgegen: „Niemand könne dem Verhängniß entgehen, das die Ordnung des Schicksals ihm vorgezeichnet habe." Die Stimme seines Ehrgeizes, durch die ruhmreichen Erfolge nur gebieterischer geworden, übertönte die Stimmen aller Menschen und Götter. Er wollte wie Alexander der Große das persische Reich vernichten und beschönigte seine Ruhmbegier vor sich selbst mit der Vorstellung, so werde er das zerfallene römische Reich wieder aufrichten. Er verbrannte im Angesicht des murrenden Heeres die Tigrisflotte, damit sie nicht in Feindes Hand fiele oder zu ihrer Bewachung ein bedeutendes Corps zurückgelassen werden müsse, und gab zu spät den Befehl, die um sich greifende Glut wieder zu löschen. Getheilt zwischen bangen Ahnungen und Siegesübermuth, rückte Julian in das innere Persien vor. Wie Rußland durch seine Schneeflächen, war Persien durch die Sommerhitze gefährlich. Allerdings konnte der Kaiser auf die Getreidefelder eines Landes rechnen, das an Fruchtbarkeit seinesgleichen suchte. Die Kriegführung jedoch der immer zurückweichenden Perser, der Haß der assyrischen Ein-

wohner, die ohne Zaudern ihre Dörfer und offenen Städte verließen, ihre Vorräthe und Aecker mit eigener Hand verwüsteten, machte selbst Julians erfinderisches Genie rathlos. Ueberall fand das Heer menschenleere Wohnungen und rauchende Felder. Die mitgenommenen Vorräthe waren schnell aufgezehrt; noch nicht zwei Wochen, und der Sieger mußte sich zum Rückzug entschließen. Er fragte die Orakel, wohin? Aber die Götter wiesen ihn mit traurigen und dunklen Antworten zurück und auf seine eigene Ueberlegung. Er beschloß, in nordwestlicher Richtung gegen Korduene aufzubrechen.

Unsägliche Leiden begannen für das römische Heer. Verschmachtend in Durst, in Hunger und Anstrengungen ohnegleichen wankten die römischen Legionäre hin, und die Germanen, in Pelze gekleidet, an rauhes Klima gewöhnt, erlagen noch schneller den senkrechten Strahlen der Junisonne. Nachts senkten sich Wolken von stechenden Insecten auf die Truppen herab; sie verdunkelten, nach der Beschreibung eines Soldaten, der Julians Siege und unglücklichen Rückzug mitgemacht, die Gestirne und raubten den zu Boden Gesunkenen den Schlaf. Die Angriffe der Perser wurden jetzt immer kühner und endlich furchtbar. Aber selbst in diesem wachsenden Elend bewahrte der Soldat Liebe und Vertrauen zu dem Manne, der es über ihn gebracht. Julian theilte alle Leiden und Strapazen mit seinen Treuen und unterzog sich noch größeren Entbehrungen als sie. Er begnügte sich mit kleinen Portionen eines elenden Mehlbreies, den selbst der gemeine Soldat nur mit Widerwillen genoß; er vertheilte die Speisen der kaiserlichen Küche und ließ auch die Vorräthe, welche den Tribunen und Generalen auf Lastthieren nachgetragen wurden, den Gemeinen zukommen. Das Beispiel ihres Imperators hielt die Truppen aufrecht; dennoch wuchsen Hunger und Durst mit den Beschwerden des Marsches und der Schanzarbeiten am Abend, welche bei dem zunehmenden Ungestüm der Perser immer sorgsamer werden mußten. In Engpässe eingedrängt, auf der Ebene von leichten Geschwadern umschwärmt, von Geschossen aufgerieben, von Panzerreitern und Elefanten schaarenweise niedergetreten, siegten die Römer in allen Gefechten und Schlachten und gaben den Beweis, daß selbst am Ende des vierten Jahrhunderts der alte Heldengeist sich zeigen konnte, wenn ein außerordentlicher Mann ihn zu wecken und wach zu halten verstand. Und schon konnte die Besorgniß gänzlichen Unterganges der Aussicht auf Rettung und Erleichterung Platz machen. Noch ein starker Tagemarsch, und der Tigris war wieder erreicht.

In der Nacht floh den unruhigen und bekümmerten Julian der Schlaf. Er hatte sich gewöhnt, in solchen Fällen das Beispiel Cäsars nachzuahmen, seine Gedanken und Erlebnisse aufzuschreiben, oder zu studiren. Jetzt suchte er Trost und Erhebung in der Schrift eines Philosophen, als er die Augen aufschlug und den Genius des römischen Reiches vor sich stehen sah, wie er ihm einst in Gallien erschienen war, in der Nacht seiner Kaiserberufung. Aber der Geist hatte ein trauriges Ansehen: Haupt und Füllhorn verhüllte ein schwarzer Schleier, und er entschwand mit schmerzlichen Gebärden aus dem Zelte. Julian sprang auf, trat in die Nacht hinaus, und ein Meteor fiel eben vom Himmel erlöschend herab. Die

herbeigerufenen etrurischen Haruspices beschworen den Kaiser, an diesem Tage nichts zu unternehmen, wenigstens einige Stunden vergehen zu lassen. Allein der abergläubische Neuplatoniker verwarf plötzlich die ganze Wissenschaft der Weissagung; es schien ein Trotz gegen die Götter, eine Verachtung gegen die Ueberzeugungen seines Lebens in ihm aufgekommen zu sein, da der äußere Feind des Reiches: die Perser, ebenso unbesieglich schien wie der innere Feind: das Christenthum. Er gebot den Abbruch des Lagers und den Weitermarsch. Aber gerade diesen Tag hatten sich die Perser zu einem allgemeinen Angriff ausersehen. Plötzlich war das römische Heer von allen Seiten angegriffen. Auf die erste Nachricht hiervon ergriff der Kaiser einen Speer, schwang sich ohne Harnisch auf sein Pferd, sprengte nach allen gefährdeten Punkten, gab Befehle, spornte die Weichenden an, stellte das Gefecht hier und dort wieder her, ließ die Leibgarde weit hinter sich, stürzte in das wildeste Gewühl der Schlacht und wurde tödtlich von einem Pfeil in die Leber getroffen. Während er das Geschoß herauszuziehen versuchte und seine Hände von der Schärfe des Eisens zerschnitten wurden, sank er bereits vom Pferde. Er wurde blutend in das Zelt getragen. Noch einmal suchte er sich dort aufzuraffen, forderte Pferd und Waffen, um durch sein Erscheinen den Truppen Muth und Rettung zu bringen, und brach von neuem zusammen. Unsäglicher Zorn und Schmerz ergriff Römer und Germanen bei diesen Nachrichten und entlud sich auf die bereits siegenden Perser, die in einer blutigen Niederlage den Tod des Helden büßen mußten. Der sterbende Kaiser hatte noch den Trost, diesen Sieg zu vernehmen; doch mußte er zugleich den Tod seines Freundes, des tapferen Anatolius beweinen, dann gab der Gedanke an das eigene nahe Ende seiner Seele die längst entbehrte Ruhe wieder. Er tröstete die tief betrübte Umgebung: denn nach den Lehren der Philosophie, welche er sein Leben hindurch geliebt habe, sei die Befreiung der Seele vom Körper ein freudiges Ereigniß. Er erklärte, daß seine Handlungen ihm keine Reue verursachten, daß er selbstlos und aufrichtig nach seiner Ueberzeugung für das Heil der Welt gearbeitet habe, und dankte den Göttern, daß sie ihm den schönen Kriegertod gewährten, da ihre Orakel ihm längst ein blutiges Ende prophezeit hätten. Nach dieser Rede unterhielt er sich mit den Philosophen Maximus und Priscus über die erhabene Beschaffenheit der Seele, forderte einen Trunk Wasser und hauchte seinen Geist aus. Im zwei und dreißigsten Lebensjahre verschied einer der begabtesten, edelsten und unglücklichsten Kaiser zum Heile des Reiches, das er auf irrthümliche Weise wieder herzustellen und zu beglücken gemeint hatte (26. Juni 363).

Wenn die Christen erzählen, Julians letzter Seufzer sei gewesen: „Galiläer, du hast gesiegt!" so sprachen sie damit den Inhalt seines Lebens und Sterbens aus. Fast scheint es, der Kaiser selbst habe die Fortsetzung des religiösen Kampfes nach seinem Tode nicht gewünscht oder doch den Göttern überlassen wollen. Denn er weigerte sich, dem Heere einen bestimmten Nachfolger vorzuschlagen, und deutete nicht einmal darauf hin, daß er einem Verehrer der Götter das Diadem wünsche. Vielleicht auch hoffte er, die Wahl der Armee werde von selbst auf einen solchen fallen.

Die Bestürzung der Heiden war so groß, wie der Jubel der Christen, als die Nachricht vom Tode Julians durch die Provinzen flog. Der Sophist Libanius in Antiochien, eine der vorzüglichsten Säulen des morschen Heidenthums, ein Freund des verstorbenen Kaisers, und ein lauter Verkündiger seines Ruhmes, dachte an Selbstmord; nur die Erwägung, daß er Julians Leichenrede schreiben und ihn vor den Verunglimpfungen seiner Gegner retten müsse, bestimmte ihn, das Schwert bei Seite zu legen. Eine elegische Stimmung ergriff die Koryphäen des Hellenismus; die Mattigkeit der Heiden, von Julians eifrigen Bemühungen nur nothdürftig angereizt, fiel in noch größere Apathie und Auflösung zurück. Julians Einrichtungen verschwanden schnell und spurlos; die Verzweiflung an den Göttern, die ihren glühendsten Verehrer, ihre größte Hoffnung den unterirdischen Mächten überliefert hatten, nahm im Morgen- und Abendlande zu.

Die leisen Klagen der Heiden wurden vom Triumphgeschrei der Christen übertönt. „Hört es all' ihr Völker," heißt es in einer ihrer Siegespredigten: „vernehmt es all' ihr Bewohner der Erde! Ich ruf' es euch zu in einem großen und erhabenen Liede! Hört es ihr Menschen jeder Zunge, jedes Alters und Geschlechtes, die ihr lebt und leben werdet. Höre es du Gewalt des Himmels und ihr Schaaren der Engel, der Tyrann ist umgekommen, er ist vernichtet! Nicht Sion, jener König der Amorrhäer, nicht Og, der König von Basan, kleine Fürsten, die nur Israel, einen kleinen Theil der Erde bedrängten, sondern jener Drache, jener Apostata, jener große Verstand, jener Assyrier, jener gemeine Feind und Betrüger des ganzen Menschengeschlechtes, welcher die Erde mit Wuth und Drohungen überschüttete!" Der Jubel der Christen schlug über in Rachedurst und Tumulte. Sie stürzten die Altäre um; rissen die unvollendeten Tempel ein; schlossen die wiedergeöffneten; verfolgten, verjagten, mißhandelten die Priester der Dämonen und entpreßten ihnen alles, was Julians Freigebigkeit gewährt hatte. Eine große Flucht der Heiden begann; die Priester verbargen sich, die Philosophen legten Mantel und Bart ab und suchten in gewöhnlicher Kleidung der Aufmerksamkeit zu entgehen. Einen Augenblick ruhten die Opfer und Prozessionen: nicht auf kaiserlichen Befehl, sondern durch den Terrorismus der christlichen Priester und Pöbelhaufen. Nur das Abendland, immer besonnener als der Orient, war nicht so vollkommen in die Wildheit des Kampfes hineingerissen worden. Hier gewannen es, nach einem Menschenalter, weitherzigere Christen über sich, Julian Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. „Er war ein höchst tapferer Feldherr," sang der Dichter Prudentius, „gab gute Gesetze, war weit berühmt durch seine Rede und seine Thaten, berieth das Vaterland wohl, war aber selbst übelberathen in der Religion, denn er verehrte dreimalhunderttausend Götter, war treulos gegen Gott, aber nicht treulos gegen sein Reich."

H. Richter.

58. Der Untergang der Ostgothen.

Im siebenzehnten Jahr des Gothenkriegs, gegen Ende 551 oder Anfangs 552 erschien Narses auf dem Kriegsschauplatze und gab den Dingen eine

plötzliche Wendung. Der Kampf eines Helden mit einem Kämmerling ist ein seltsames Schauspiel; aber indem das Glück, Totilas plötzlich überdrüssig, ihn sinken ließ, milderte es doch seine Niederlage, sowohl durch die hohen Tugenden des Bezwingers als durch die großen Gesetze des Schicksals, welches auch die hervorragendsten unter den Sterblichen nach ruhmvollem Widerstand bezwingt.

Der neue Feldherr, mit aller Vollmacht über den kaiserlichen Schatz versehen, freigebig, gewandt und beredsam, sammelte in Dalmatien ein großes Heer, dessen Gemisch das bunte Schauspiel eines Kreuzzuges bot. Hunnen, Langobarden, Heruler, Griechen, Gepiden und selbst Perser, an Gestalt, Sprache, Waffen und Sitten völlig verschieden, aber alle von gleicher Gier nach den Schätzen der Gothen oder Italiens erfüllt, musterte Narses in Salona. Er führte hierauf diese furchtbaren Truppen geschickt längs den sumpfigen Gestaden des adriatischen Meeres nach Ravenna, und Totila wurde durch die unerwartete Nachricht aufgeschreckt, daß er bereits gegen die Apenninen vorrücke.

Der Gothenkönig befand sich in Rom. Bald nachdem er Sicilien verlassen hatte, war er nach der Stadt zurückgegangen, dort die Herüberkunft des Narses erwartend. Er rief einige Senatoren herbei und übertrug ihnen die Sorge um die Wiederherstellung der Stadt, die übrigen aber ließ er in Campanien nach wie vor bewachen. Den nach Rom geholten Vätern fehlten jedoch alle Mittel, den öffentlichen oder eigenen Angelegenheiten aufzuhelfen, und sie selbst wurden von den argwöhnischen Gothen wie Kriegssklaven behandelt. Es scheint, daß Totila längere Zeit in der Stadt verweilte, wenigstens war er in Rom, als Narses von Ravenna heranzog, und erwartete dort die Gothen, welche unter dem tapfern Tejas bisher bei Verona gestanden hatten, den Poübergang den Feinden zu verschließen. Nachdem sie, mit Ausnahme von 2000 Reitern, angelangt waren, brach er von Rom auf, durchzog Tuscien und schlug am Apennin sein Lager auf, in einem Ort, der Taginas genannt wurde. Bald nachher kam Narses dort an und lagerte ihm gegenüber nur hundert Stadien entfernt, an den Gräbern der Gallier (Busta Gallorum).

Hier war es zum letztenmal, daß die Heldengestalt des Totila gesehen wurde. Procopius zeigt ihn uns vor dem Beginn des Kampfs zwischen beiden in Schlachtordnung aufgestellten Heeren, und wir glauben das Bild eines Ritters des Mittelalters vor uns zu haben. Mit einer von Gold strahlenden Rüstung bekleidet, Helm und Lanze mit fliegenden Roßschweifen von königlichem Purpur geschmückt, saß er hoch auf herrlichem Streitroß und gab beiden Schlachtordnungen den Morgen über ein Schauspiel seiner Gewandtheit in ritterlicher Kunst. Er tummelte sein Pferd, Kreise um Kreise schlingend, auf dem Gefilde, während er selbst sich bald überbog, bald hie und da mit jugendlicher Behendigkeit sich wendete, oder den Speer in die Luft schleuderte, um ihn im gestreckten Ritt wieder aufzufangen. Die Nacht darauf war er todt. Seine Schlachtordnung wurde zerbrochen und in Flucht aufgelöst; er selber durch einen Pfeil zu Tode verwundet, floh, aber ein Gepide durchstieß ihn von rückwärts her mit der

Lanze, und den Todwunden geleiteten seine flüchtigen Gefährten mit Noth bis zu dem Orte Capras, wo er starb und eilig in die Erde verscharrt wurde. Es war der Sommer des Jahres 552.

Der griechische Geschichtschreiber hat sich durch einige philosophische Betrachtungen über das unwürdige Schicksal eines so ruhmvollen Feindes geehrt, und Muratori hat ihn mit bewegterem Lobe unter die Heroen des Alterthums versetzt. Wenn die Größe des Helden, wie es sich wohl geziemt, nach der Menge der Hindernisse, die er zu überwinden, oder nach der Widerwärtigkeit des Schicksals überhaupt gemessen wird, welches er zu bekämpfen hat, so mag Totila noch im höheren Maße der Unsterblichkeit werth erscheinen, als Theodorich. Denn er stellte in seiner Jugend dessen zertrümmertes Reich mit Kraft, Schnelligkeit und Weisheit nicht allein wieder her, sondern behauptete es auch elf Jahre lang gegen Belisar. Wird endlich der Werth eines Mannes nach den höchsten Tugenden bestimmt, die der menschlichen Seele Adel verleihn, so sind unter den Heroen des Alterthums wie der nachfolgenden Zeiten wenige, die dem edeln Gothen an Großmuth, an Gerechtigkeit und an Enthaltsamkeit gleich gewesen wären.

Sechstausend Gothen bedeckten das Feld von Taginas, die übrigen waren zerstreut. Die meisten Flüchtlinge aber eilten nach dem Po hinauf, und in Pavia wählten sie Tejas, den tapfersten der Männer, zu ihrem Könige. Narses aber war vom Schlachtfelde, nachdem er die unbezähmbar wilden Hülfstruppen der Langobarden reich beschenkt entlassen hatte, gegen Tuscien hinuntergezogen. Schnell nahm er Narni, schnell Spoleto und Perugia, und erschien hierauf vor Rom.

Die kleine gothische Besatzung der Stadt rüstete sich zwar bei seiner Annäherung zum kräftigen Widerstande, aber sie gab es von vorn herein auf, den ganzen Umfang der Mauern zu vertheidigen. Sie beschränkte sich vielmehr auf das Grabmal des Hadrian; denn diese Burg hatte Totila zum Kern einer neuen Befestigung gemacht, indem er den umliegenden Raum mit einer kleinen Mauer umschloß und diese mit der Stadtmauer vermittelst der Hadrianischen Brücke verband. Hier nun hatten die Gothen ihre köstliche Habe niedergelegt. Narses erkannte nicht minder die Unmöglichkeit ganz Rom zu umschließen; er vertheilte seine Heerhaufen an verschiedene Stellen und ließ, wo es ihn gut däuchte, die Mauer stürmen, während die Gothen auf den bedrohten Punkten sich sammelnd, die übrigen außer Acht zu setzen genöthigt waren. Nach mehreren hie und da abgeschlagenen Stürmen, welche an drei Punkten Johannes, Narses und der Heruler Philemut leiteten, erstiegen endlich die Griechen unter der Führung des Dagisthäus die Mauer an einer gänzlich unbedeckten Stelle, und in die Stadt hinabspringend öffneten sie die Thore. Den hereinbrechenden Feind abzuhalten, war zu spät. Es zerstreuten sich die Gothen in Flucht, einige eilten nach Portus, andere aber stürzten sich in das Grab des Hadrian. Narses ließ ihnen jedoch nicht lange Zeit, hier zu Athem zu kommen: er warf sich mit aller Macht auf das Castell, und die verzweifelten Gothen capitulirten unter der Gewähr ihres Lebens und ihrer Freiheit.

So fiel Rom in die Gewalt der Byzantiner im Jahre 552, im sechs und zwanzigsten Regierungsjahr des Kaisers Justinian, zu dessen Zeit die Stadt, wie Procopius mit Staunen bemerkt, nicht weniger als fünfmal war erobert worden. Der glückliche Sieger sandte nun die Schlüssel Roms an den Kaiser nach Byzanz, der sie mit gleicher Freude annahm, wie er kurz vorher das blutige Gewand und den königlichen Helm Totilas empfangen hatte.

Der Geschichtschreiber dieser Dinge wirft bei jener Gelegenheit einen schüchternen Blick auf die Widersprüche des Schicksals, welches das anscheinend glücklichste Ereigniß zu gleicher Zeit ins Verderben wendet. Er erzählt mit nüchternen Worten den Untergang der berühmtesten und ältesten Körperschaft Roms, ohne für deren große Vergangenheit auch nur eine theilnehmende Erinnerung zu verrathen. Dem römischen Volk sowohl, sagt er, als dem Senat sollte dieser Sieg noch zu einem größeren Verderben die Ursache werden. Die fliehenden Gothen, an der ferneren Behauptung Italiens verzweifelnd, gaben nun dem allgemeinen Gefühl des Hasses und der Rache Raum; alle Römer, auf die sie stießen, hieben sie schonungslos nieder, und ihrem Beispiel folgten selbst die Barbaren, welche unter der Fahne des Narses dienten. Denn von der sehnsüchtigen Liebe zu Rom getrieben, eilten auf die Kunde, die Stadt sei befreit, viele Römer zurück, sie wieder zu bewohnen. Viele Senatoren waren draußen, welche einst Totila in die Gefangenschaft nach Campanien geführt hatte, wo ihrer nur wenige von Johannes erreicht und nach Sicilien waren gebracht worden. Sie machten sich nun auf, nach Rom heimzukehren, aber die Gothen erfuhren nicht so bald von der Flucht weniger oder dem Vorhaben aller, als sie sämtliche Senatoren ermordeten. Unter ihnen nennt Procopius nur Maximus mit Namen. Der Untergang der edeln römischen Familien wurde zu derselben Zeit durch die Erwürgung von dreihundert Jünglingen vervollständigt. Denn ehe Totila dem Narses entgegen gezogen war, hatte er aus verschiedenen Städten so viel Söhne der angesehensten Häuser als Geiseln auserwählt und sie alle jenseits des Po abführen lassen. Dort aber überlieferte sie Tejas samt und sonders dem Henkertod.

Die alten senatorischen Familien Roms waren demnach ausgerottet bis auf wenige Abkommen, die vorher nach Constantinopel oder nach Sicilien hatten entrinnen können, oder in Rom sich befanden. Jene und andere Flüchtlinge kehrten vielleicht nach dem Ende des Krieges in die Stadt zurück, und aus den elenden Ueberresten des Adels von Rom fuhr ein Schattenbild noch einige Zeit fort den Senat vorzustellen, bis auch dieses um den Anfang des siebenten Jahrhunderts erlosch und der einst glorwürdige Name Senator und Consul später als ein Titel von den Reichen und Vornehmen geführt wurde.

Narses hatte unterdeß den Gothen Portus entrissen und mit dem Fall von Nepi und der Petra Pertusa auch die letzten Castelle in der tuscischen Campagna Roms genommen, bis auf Centumcellä, welches er berennen ließ. Er selbst verweilte noch in Rom, mit der Wiederherstellung oder Ordnung der städtischen Dinge beschäftigt; er schickte einen Theil seines Heeres nach dem festen Cumä in Campanien, wo Aligern, der helden-

müthige Bruder des Tejas, die gothischen Schätze bewachte; einen anderen Heerhaufen aber ließ er unter der Führung des Johannes nach Tuscien marschiren, um dem Tejas den Weg zu verlegen. Denn der letzte König der Gothen richtete nun, in seiner Hoffnung von den Franken Hülfe zu erlangen getäuscht, seinen Marsch nach Campanien, um das wichtige Bollwerk Cumä sich zu retten. Auf beschwerlichen und entlegenen Wegen zog er kühn am adriatischen Meer herunter und erschien plötzlich in Campanien. Auf diese Nachricht nahm Narses alle Truppen zusammen und rückte von Rom die appische oder lateinische Straße nach Neapolis herab.

Zwei Monate lang standen sich Griechen und Gothen in den paradiesischen Gefilden des unteren Vesuv gegenüber, getrennt durch den Fluß Drako oder Sarnus, wo er bei Nocera ins Meer vorüberströmt; aber die verrätherische Uebergabe seiner gesamten Flotte zwang Tejas sein Lager abzubrechen. Die Gothen wichen bestürzt auf die Abhänge des Lactarischen Berges, dann, vom grimmigen Hunger wieder herabgetrieben, beschlossen sie dem äußersten Geschick nicht länger auszuweichen. Der ruhmvolle Kampf der letzten Gothen auf dem schönsten Kampfplatz der Welt, zu den Füßen des alten Vesuv, über dem Grabe versunkener Städte, im Anblick des immer blauen Golfs von Neapolis beschließt die Geschichte dieses unsterblichen deutschen Heldenstammes durch einen Untergang, der uns noch heute mit Schmerz erfüllt, aber durch seine wahrhaft tragische Größe reichlich versöhnt. Die gothischen Männer kämpften mit einem beispiellosen Heldenmuth, und Procopius selbst ruft aus, daß es keinen Heroen irgendwo im Alterthum gegeben, der den Tejas an Tapferkeit übertroffen habe. An Zahl gering, stritten sie in enggeschlossenen Reihen von der Morgenfrühe bis zur Nacht, ohne zu wanken; ihr König aber focht mit wenigen Getreuen als der vorderste in der Schlachtreihe. Vom Gewühl umdrängt, da sich die Feinde in Masse gegen ihn stürzten, stand er mit seinem breiten Schild gedeckt, fing den Hagel der Pfeile und Speere auf und stieß die Angreifenden nieder. Wenn nun der schützende Schirm voll hing von festhaftenden Geschossen, nahm er aus den Händen seiner Waffenträger einen andern und focht dann weiter. Er hatte so bis zur Nachmittagssonne gekämpft, als er die Last seines von zwölf Lanzen starrenden Schildes nicht mehr tragen konnte: da rief er mit lauter Stimme nach dem Waffenträger, nicht einen Fuß breit weichend, noch vom Kampfe ablassend. Indem dieser nun einen neuen Schild herbeibrachte und der König ihn mit dem andern vertauschte, ward seine Brust einen Augenblick entblößt, und von einem Speer plötzlich durchbohrt, stürzte er rücklings zu Boden.

Die Griechen steckten das Haupt des letzten Gothenkönigs auf eine Lanze und trugen es zwischen beiden Schlachtordnungen im Triumph umher, aber obwohl die Tapfern für einen Moment durch diesen Anblick erschüttert wurden, faßten sie sich dennoch wieder und fuhren fort mit doppelter Kraft zu kämpfen, bis die Nacht sie und den Feind umhüllte. Nach einer flüchtigen und trauervollen Rast erhoben sich diese Männer wieder in der hohen Morgenfrühe, und sie kämpften mit ungebrochner Stärke den ganzen Tag ohne zurückzugehn, bis auch die zweite Nacht gekommen war. Dann ruhten sie wieder, und indem sie ihre zusammengeschwundenen Reihen zählten,

riethen sie was zu thun. Es erschienen nachts einige ihrer Hauptleute vor Narses und sie sagten ihm: die gothischen Männer sähen ein, daß gegen den Willen Gottes fürder zu streiten nutzlos sei, sie verschmäheten die Flucht, sie verlangten freien Abzug, um, Italien verlassend, nicht als Knechte des Kaisers, sondern als freie Männer irgendwo zu leben. Endlich solle es ihnen gestattet sein ihre Habe mit sich zu nehmen, welche sie in verschiedenen Städten niedergelegt hätten. Narses schwankte, aber der General Johannes, welcher die Festigkeit der Gothen aus hundert Schlachten kannte, rieth ihm das Anerbieten todesentschlossener Helden anzunehmen. Während man nun den Vertrag abschloß, zogen tausend Gothen, jegliche Bedingung als unehrenhaft verschmähend, die Schwerter aus den Scheiden und rückten aus dem Lager, und die ihrer Verzweiflung ausweichenden Griechen gaben ihrem Abzug Raum. Es war der tapfere Indulfus, der sie führte, bis sie glücklich nach Pavia kamen. Die übrigen aber erklärten durch einen feierlichen Schwur, den Vertrag zu erfüllen und Italien zu verlassen. Dies geschah im März 553, am Ende des achtzehnten Jahrs des furchtbaren Gothenkriegs.

Wohin die letzten tausend Gothen vom Schlachtfeld des Vesuv sich endlich wandten, wissen wir nicht. Ihr trauriger Rückzug aus dem schönen Lande, welches ihre Väter erkämpft hatten, und wo sie unzählige Orte an die ruhmvollsten Thaten mahnten, ist mit einem Geheimniß für uns bedeckt.

Sechzig Jahre lang hatte das Reich Theodorichs gedauert; im letzten Verfall des Römerthums und auf der Schwelle des sich daraus entwickelnden neu-romanischen Wesens füllten diese Gothen, den verkommenen Italienern an allen Tugenden wahrhaft wie Heroen überlegen, eine schon dunkle Periode Italiens ruhmvoll aus, indem sie (ihr unbestrittenes Verdienst!) die alte Cultur der Römer vor den Barbaren retteten und erhielten. Die politischen Traditionen des Reichs mit zu großer Ehrfurcht achtend, in einer Zeit, wo es unmöglich war, den Staat anders zu begreifen als unter den römischen Einrichtungen, kamen sie mit den ausgelebten Formen des alten Staatswesens, mit der Nationalität und Religion der Italiener in verderblichen Widerspruch, und sie gingen unter, weil sie das Alterthum nicht durch eine neue Lebensform zu bewältigen vermochten. Unter allen Fremden, die Italien beherrschten (und es trägt dies Paradies Europas den Fluch der Fremdherrschaft durch die Schuld sowohl der Natur als der Geschichte), waren sie die rühmlichsten. Ausgezeichnet durch alle unverfälschten Gaben einer ursprünglichen Natur, wie sie primitiven Stammvölkern eigen sind, stellten sie in Gestalt, Sitte und Sprache jenes Volk des Zamolxis oder des Ulfilas dar, von welchem nach dem Bericht des Jornandes einst Dio in seiner verlornen Geschichte der Geten gesagt hatte, daß sie weiser als alle Barbaren und an Genie fast den Griechen ähnlich seien. Mit dieser hohen Culturfähigkeit verbanden sie die germanische Milde des Charakters, und vergleicht man überhaupt die gothische Periode Italiens mit den beiden späteren Fremdherrschaften der Griechen und der Spanier, so wird jede Rede überflüssig.

F. Gregorovius.

59. Heinrich IV.

Tausendfach hat die Geschichte den Namen Heinrichs IV. genannt und wird immer von neuem von seiner unglücklichen Regierung berichten. Selten war einem gekrönten Haupte ein halbes Jahrhundert zum Regiment beschieden, nie wohl ist ein so langes Regiment in gleicher Weise eine ununterbrochene Kette von Gefahren, Kämpfen und Leiden gewesen; die Kraft des Erzählers ermüdet, wenn er dieses endlose Anringen eines Sterblichen gegen unüberwindliche Mächte darzustellen hat. Die Aufgabe der Geschichte ist nicht Heinrichs Vertheidigung zu führen, noch weniger den Bann abermals in die Gruft von Speier zu schleudern: sie hat nur einem Mann, der tief in die Geschicke des Abendlandes eingriff, nach seinen Absichten und seinen Thaten gerecht zu werden.

Nicht gewöhnliche Gaben vereinigten sich in diesem Kaiser. Die Natur hatte ihm eine hohe Gestalt, schöne Gesichtszüge, ein flammendes Auge verliehen. Leicht gewann er durch ungesuchte Freundlichkeit die Gunst der Masse, mit Schrecken erfüllte die Hoheit seiner Erscheinung selbst mächtige und trotzige Widersacher. Vielen konnte er vieles sein. Nichts entging seinem scharfen Blicke und seinem lebhaften Geiste; mit bewunderungswürdiger Sicherheit traf er bei schwierigen Rechtsfällen den entscheidenden Punkt. Das Leben ließ ihm wenig Zeit, die stillen Künste des Friedens zu üben, doch umgab er sich gern mit Klerikern von ausgezeichneten Geistesgaben und erfreute sich an ihren wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen. Er war mitleidig und freigebig, besonders gegen die Geistlichkeit und die Armen; vor allem zu Speier wußte man davon noch lange zu erzählen. So mißtrauisch sein Gemüth war, verzieh er doch leicht, zu leicht seinen Widersachern, wenn sie seine Gnade anriefen; selbst Meuchelmörder, die gegen ihn gedungen waren, ließ er straflos von dannen ziehen. Eine durch und durch hochstrebende Natur, hätte er in anderen Zeiten ein Hort für die Nation sein können.

Heinrichs durchdringenden Verstand, seine rastlose Thätigkeit haben selbst seine erbittertsten Feinde anerkannt; sie wußten am besten, wie schwer ihm ein nachhaltiger Erfolg abzuringen war. So lange er ein Heer hinter sich hatte, überließ er gern seine Sache der Waffenentscheidung. Nie ist er selbst vom Kampfe zurückgeblieben; meist sah man ihn mitten im Schlachtgetümmel. Im Siege war er dem Feinde furchtbar; aus der Niederlage raffte er sich schnell empor. Nicht selten faßte er im Mißgeschick übereilte Entschlüsse und gab verloren, was noch zu retten schien; niemals aber ließ er sein letztes Ziel aus dem Auge, niemals ruhte er einen andern Weg zu demselben zu finden, wenn ihm der eine versperrt war.

Das Ziel, wohin Heinrich strebte, liegt offen da. Die ererbte Macht herzustellen und neu zu befestigen, eine wahrhaft kaiserliche Gewalt, wie sie ihm vom Vater hinterlassen war, zu üben und seinem Sohne dereinst zu überliefern: darauf allein waren seine Gedanken gerichtet. Kein neues Recht hat er verlangt, aber jedes überkommene Recht gegen Rom und die Fürsten, welches seine Mutter und die Reichsverweser hatten ruhen lassen, rücksichtslos, sobald er selbst die Regierung ergriff, in Erinnerung gebracht

und nach Kräften geübt. Eine vollständige Restauration des alten Kaiserthums in seiner ganzen Machtfülle, trotz der Verbreitung der neuen kirchlichen Ideen, trotz des gesteigerten Selbstbewußtseins der fürstlichen Herren, sah er als die Aufgabe seines Lebens an. Ihre Lösung überstieg seine Kräfte; die neuen Mächte waren kräftiger, als die Erinnerungen der alten Zeit.

Vielleicht hätte Heinrich sein Ziel erreicht, wenn er die niederen Klassen in Deutschland — Kaufleute, Handwerker und Bauern — als bewaffnete Opposition gegen den hohen Adel um sich geschaart, wenn er den deutschen Klerus zu einem entschlossenen Widerstand gegen die romanische Reform des Papstthums vereinigt hätte. Gedanken an solche Verbindungen lagen nicht fern. Mehr als einmal haben die Städter und Bauern dem Kaiser Hülfe angeboten und gewährt; mehr als einmal hat die deutsche Geistlichkeit bei ihm Schutz gegen die Uebermacht Roms gesucht und ihm die Hand gereicht. Zeitweise scheinen auch wirklich ähnliche Gedanken den Kaiser beschäftigt zu haben, Gestalt aber haben sie niemals gewonnen. Mit den Bischöfen der Lombardei Rom zu bekämpfen, das deutsche Fürstenthum durch Spaltung zu schwächen — das waren schließlich doch meist die Mittel, zu denen er zurückgriff, um das Kaiserthum herzustellen. Mit diesen schwächlichen Mitteln einer Epoche, die sich überlebt hatte, suchte er die höchste Gewalt sich, seinem Hause und seinem Volke zu sichern. Aber die Welt beherrscht in erregten Epochen nur, wer die Geister auf neue Bahnen fortreißt. Die schöpferische Kraft dazu fehlte Heinrich, und deshalb gewann er, so mannhaft seine Anstrengungen waren, doch zuletzt nicht den Sieg.

Allerdings hat es Heinrich neben tiefen Demüthigungen auch an großen Erfolgen nicht gefehlt. Das Glück der Waffen gab ihm wiederholentlich eine außerordentliche Gewalt in die Hände, so daß er zu seinem Ziele gelangt schien. Doch es war nur ein trügerischer Schein, dauernd ließ sich die gewonnene Gewalt nicht erhalten. Die Summe des dreißigjährigen Kampfs gegen Rom und die deutschen Fürsten blieb für ihn der Verlust Italiens, die Befestigung des Gregorianischen Papstthums, die Erhebung des deutschen Fürstenthums zu selbständiger Gewalt neben oder vielmehr über dem Kaiserthum. Die Regierung Heinrichs IV. bildet gleichsam die Kehrseite zu den Erfolgen und dem glanzvollen Regimente Ottos des Großen.

Man ist nicht müde geworden, alles Mißgeschick Heinrichs als eine Folge persönlicher Verschuldung zu bezeichnen. Bald sollte es die göttliche Strafe unnatürlicher Lüste sein, welche die kirchliche Partei ihm nachzusagen liebte, aber niemals erweisen konnte. Bald sah man es als die gerechte Vergeltung für seine frevelhaften Angriffe auf die römische Kirche und das deutsche Fürstenthum an. Aber war Heinrich nicht viel mehr der angegriffene Theil, als der angreifende? Und war es Frevel, wenn er sein Reich und sein Leben vertheidigte? Daß er die Waffen gegen Rom zu führen sich nicht scheute, hat man als Auflehnung gegen die Kirche, seine und unser aller Mutter, gebrandmarkt. Heinrich war kein Feind der Religion und der Kirche Christi, wie er im Leben und Sterben gezeigt

hat; ist er der römischen Kirche nicht mit der Liebe des Sohnes begegnet, so hat sie andererseits ihm kaum jemals die Zärtlichkeit der Mutter gezeigt. Welche Geständnisse er auch über seine Verschuldung gegen die Kirche in Augenblicken größter Bedrängniß gemacht hat: sie kamen ihm sicherlich nicht von Herzen und wiegen nicht schwerer, als alle erzwungenen Bekenntnisse. Man müßte sehr befangen sein, wenn man alle Schuld der Zerwürfnisse zwischen ihm und Rom nur einem Mangel an kirchlicher Pietät zuschreiben wollte.

Allerdings hat Heinrich manches Unglück, das ihn traf, selbst verschuldet. Sein Mißtrauen gegen jedermann, sein Trotz im Siege, seine Verzagtheit in unvorhergesehenen Gefahren, seine Unstätigkeit im Verhalten gegen Freund und Feind sind für ihn die Quelle unsäglicher Leiden gewesen. Die Hauptursache seines Mißgeschicks aber war und blieb, daß er gegen geistige Mächte kämpfen mußte, welche die Zeit beherrschten und deren volle Bedeutung er selbst kaum erfaßte. Diese Mächte waren unbezwinglich, so lange nicht eine neugeborene gewaltigere Kraft über sie kam, und in Heinrich war diese Kraft nicht geboren.

Heinrichs Gegner haben sich im Augenblick seines Todes des Sieges erfreut; der so lange gefürchtete Gegner starb überwältigt. Aber deshalb ist sein Kampf kein vergeblicher gewesen. Hätten sich Gregors Ideen ohne Widerstand zu finden verwirklicht, ein auf eigener Kraft ruhendes Kaiserthum, eine Herrschaft der deutschen Nation, selbst ein deutsches Reich wäre fortan unmöglich gewesen. Wenn auch Heinrich mit seinem Widerstande nicht den Sieg errang, vielmehr thatsächlich unter ihm das Kaiserthum mehr als je in früheren Zeiten einbüßte, so hat er doch kein Recht des Reiches gegen Rom und die Fürsten je förmlich preisgegeben. Der unglückliche verfolgte Mann in Lüttich hinterließ seinem undankbaren Sohn noch das kostbarste Vermächtniß in den ungeminderten Kaiserrechten. Mit zitternder Hand hatte er sie bis zur letzten Stunde festzuhalten gesucht, als sie ihm der Sohn entwand, sie krampfhaft wiederergriffen, um sie nun sterbend dem rechtmäßigen Nachfolger zu überliefern. Er unterlag allerdings, in seinem Falle aber rettete er die Rechte des Kaiserthums, der deutschen Nation, des deutschen Reiches aus den Wirren der Zeit. Bei seinen Nachfolgern stand es, diese Rechte zur Geltung zu bringen, unter günstigeren Umständen mehr zu leisten, als er vermocht hatte.

Der Widerstand Heinrichs hat den Absolutismus des Gregorianischen Systems gebrochen. Urban II. hat den weltlichen Mächten große Zugeständnisse machen müssen, größere seine Nachfolger. Das Ende des Investiturstreits war ein Concordat, in welchem sich Kaiserthum und Papstthum als oberste Gewalten des Abendlandes neben einander anerkannten. Noch war der Streit nicht beendet; der Sohn nahm ihn als eine Erbschaft des Kaiserthums auf. Damit zeigte sich, daß der Vater nicht für eine persönliche Sache, sondern für das Recht des Reichs und der Nation die Waffen ergriffen hatte. Um nicht Geringeres handelte es sich bei diesem Streite, als um den Principat über die abendländische Welt; sein Ausgang gab für die weitere Entwickelung der Kirche und der Staaten des Occidents die Entscheidung.

Heinrich IV. stritt für die Herstellung vergangener Zustände, er bekämpfte die neuen Gewalten seiner Zeit. Aber aus seiner Gruft entsteigen die Vorahnungen einer Epoche, wo sich neue Kräfte abermals in unserer Nation entwickeln sollten, welche sich jenen Gewalten gewachsen zeigten, denen er unterlag. Zu seiner Zeit und im Anschluß an ihn traten die deutschen Städte zuerst handelnd in die Geschichte ein. Ihr Widerstand gegen die deutschen Fürsten wurde damals gebrochen; doch ihre Kraft erstarkte im Laufe der Zeit, und Tage kamen, wo die Fürsten vor den Bürgern zitterten. Um Heinrich hat sich eine Opposition des deutschen Klerus gegen das System Gregors und das von demselben beherrschte Papstthum zuerst gebildet. Zu schwach gegen die gewaltige Strömung jenes Jahrhunderts, aber sich wieder und wieder erhebend und wieder und wieder unterdrückt, wuchs sie doch allmählich zu unbezwinglicher Stärke und gewann weltgeschichtliche Siege. Da gedachte man Heinrichs und seiner Kämpfe; mit Begier zog man jedes Schriftstück an das Licht, welches von dem kaiserlichen Gegner Hildebrands Kunde gab. Nicht vergeblich hat Otto der Große das deutsche Kaiserthum erhöht, nicht vergeblich es Heinrich IV. mit seinem Leben vertheidigt. Dichtes Grün umwuchert den hohen Stamm, welchen der Sturm niederwarf.

W. v. Giesebrecht.

60. Heinrich VI.

Bei der Schilderung Heinrichs VI. hat der Geschichtschreiber ein altes Unrecht wieder gut zu machen. Leicht dazu geneigt, am Einheimischen zu verdammen, was er am Fremden verzeiht oder bewundert, hat der Deutsche seine vielberufene Unparteilichkeit auch an Kaiser Friedrichs Sohne erprobt. Ohne die Zeit, in der er handelte, und die Menschen, mit denen er zu thun hatte, hinlänglich zu kennen oder in Anschlag zu bringen, ist man gewohnt, die einzelnen Züge seiner Grausamkeit in Sicilien mit greller Einseitigkeit hervorzuheben. Das schwarze Bild zu vollenden, bietet sich Richard Löwenherz und der Sänger Blondel dar; über der sentimentalen Theilnahme, welche man dem tapfern, aber schlechten englischen König zuwendet, hat man den geschichtlichen und vaterländischen Gesichtspunkt für die Beurtheilung des Verhältnisses zwischen Heinrich und Richard verloren, und eine großartige Herrschergestalt ist in der Erinnerung des eigenen Volks zur gewöhnlichen Tyrannenfigur erniedrigt, die dazu dienen muß, den falschen Glanz eines Romanhelden zu erhöhen.

An dem Italiener ging Heinrich während seiner kurzen Herrschaft vorüber „furchtbar prächtig wie blutiger Nordlichtschein.“ Dem Deutschen aber sollte ihn das allein unvergeßlich machen, daß er wie kein anderer das Uebel unserer Zersplitterung in der Wurzel angriff. Wenn irgend jemand, so hat er Anspruch darauf, nicht allein nach dem, was er vollbracht, beurtheilt zu werden, sondern nach dem, was er gewollt hat und nur durch einen frühzeitigen Tod durchzuführen verhindert worden ist.

In einem schmächtigen, zartgebauten Körper von nur mittlerer Größe wohnte bei Heinrich ein gewaltiger Geist. Sein klarer, durchdringender

Verstand spiegelte sich auf der hochgewölbten Stirne. Das hagere, farblose, allezeit ernste Gesicht verrieth die von immer neuen Sorgen und Entwürfen bewegte Seele.

In seinen jüngeren Tagen hatte er wohl mit eingestimmt in die Klänge des neu erwachten Minnegesangs; in zarten Liedern, die sich dem Schönsten anreihen, was unsere mittelalterliche Lyrik geschaffen hat, preist er die Geliebte, die er weniger missen möchte als seine Krone. Aber früh genug entwand er sein Herz den Banden der Minne; er sann hinfort auf ein Gedicht von höherem Schwung, auf die Schöpfung eines Weltreichs.

Neben der Kunst war die Jagd mit Falken fast die einzige Erholung, die er sich gönnte. Sonst vergaß er in seiner rastlosen Thätigkeit Speise und Trank. Als man ihn einmal bat, seinem Körper weniger zuzumuthen, gab er zur Antwort: „Andere Menschen mögen zu Tische sitzen, wann es ihnen bequem ist oder sie es gewohnt sind; ein König aber, der seinen Namen nicht Lügen strafen will, ist bei seinen vielen Sorgen zufrieden, wenn er am Abend die Zeit findet zur Erholung." Gleichgültig gegen alle Vergnügungen der Sinne, beherrschte ihn nur eine einzige Lust und Leidenschaft, die zu herrschen. Sie bestimmte sein ganzes Thun, seine guten wie seine bösen Eigenschaften.

Während die ritterlichen Tugenden des Vaters auf den jüngeren Sohn Friedrich vererbt zu sein schienen, prägte sich in Heinrich fast ausschließlich, aber um so entschiedener die staatsmännische Seite aus. Was ihm an Kriegserfahrung und persönlichem Heldenthum abging, das ersetzte er durch gewandte und umsichtige Führung der Geschäfte und durch den raschen und sicheren Blick seines Verstandes, dem die Gabe natürlicher Beredsamkeit und eine für seine Zeit ungewöhnlich feine und gelehrte Bildung zu Hülfe kam.

Wo das Eisen nicht mehr hinreichte, da wirkte sein Gold. Man müßte ihn geldgierig nennen, hätte er nicht die erpreßten Schätze mit vollen Händen wieder ausgetheilt, verschwenderisch, hätte nicht jede Gabe ihren wohlbedachten Zweck gehabt.

Unverrückten Auges auf sein Ziel blickend, war er oft wenig bedenklich in der Wahl seiner Mittel. Konnte er auch in seinen ersten Jahren nicht immer die Hastigkeit der Jugend verleugnen, so lernte er es doch frühe, sich selbst zu zügeln und den rasch gefaßten Entschluß langsam und sicher zur That reifen zu lassen.

Unnöthige Großmuth verschmähte er, und machte einmal das Herz seine Rechte geltend, so hielt er es für Pflicht, diese Regungen zu bezwingen und dem zu folgen, was er für nützlich und nothwendig erkannt hatte. Milde und Erbarmen war seinem Sinn fremd, wenn es galt, den gefährlichen Gegner zu strafen und zu schrecken. Dem Verrath und der Empörung gegenüber wurde die Strafe zur Rache, und vor keiner Grausamkeit bebte er dann zurück.

Haß trug er leichter als Mißachtung und Ungehorsam. Gefürchtet wollte er sein von den Großen und Mächtigen, deren Anhänglichkeit er nicht zu gewinnen hoffen durfte. Rücksichtslos gegen den Papst, war er

nur um so aufmerksamer in seinem Benehmen gegen die Geistlichen, und Kirchen und Klöster wußten seine Freigebigkeit zu rühmen. Hart, ja gewaltthätig gegen die Fürsten und Lehnsherrn, war er beliebt bei Volk und Ritterschaft; es freute sich der Unterdrückte seiner strengen Gerechtigkeitspflege, der Niedrige seiner Leutseligkeit, der Arme seiner reichen Gaben, alle aber des steigenden Ansehens, das er dem Reiche im In- und Auslande zu verschaffen und zu sichern wußte.

Das war der Mann, der, kaum fünfundzwanzig Jahre alt, die Zügel ergriff, um die Völker und Länder von der Ostsee bis zum Aetna zu lenken. O. Abel.

61. Venedig im 15. Jahrhundert.

Unter den Städten Italiens sind außer Rom zwei für die ganze Geschichte der Menschheit von höchster Bedeutung geworden: Florenz, die Stadt der beständigen Bewegung, welche uns auch Kunde hinterlassen hat von allen Gedanken und Absichten der Einzelnen und der Gesamtheit, die drei Jahrhunderte hindurch an dieser Bewegung theilnahmen; dann Venedig, die Stadt des scheinbaren Stillstandes und des politischen Schweigens. Es sind die stärksten Gegensätze, die sich denken lassen, und beide sind wiederum mit nichts auf der Welt zu vergleichen.

Venedig erkannte sich selbst als eine wunderbare, geheimnißvolle Schöpfung, in welcher noch etwas anderes als Menschenwitz von jeher wirksam gewesen. Es gab einen Mythus von der feierlichen Gründung der Stadt; am 25. März 413 um Mittag hätten die Uebersiedler aus Padua den Grundstein gelegt am Rialto, damit eine unangreifbare, heilige Freistätte sei in dem von den Barbaren zerrissenen Italien. Spätere haben in die Seele dieser Gründer alle Ahnungen der künftigen Größe hineingelegt; M. Antonio Sabellico, der das Ereigniß in prächtig strömenden Hexametern gefeiert hat, läßt den Priester, der die Stadtweihe vollzieht, zum Himmel rufen: „Wenn wir einst Großes wagen, dann gieb Gedeihen! jetzt knien wir nur vor einem armen Altar, aber wenn unsere Gelübde nicht umsonst sind, so steigen dir, o Gott, hier einst hundert Tempel von Marmor und Gold empor!" — Die Inselstadt selbst erschien zu Ende des 15. Jahrhunderts wie das Schmuckkästchen der damaligen Welt. Derselbe Sabellico schildert sie als solches mit ihren uralten Kuppelkirchen, schiefen Thürmen, incrustirten Marmorfaçaden, mit ihrer engen Pracht, wo die Vergoldung der Decken und die Vermiethung jedes Winkels sich mit einander vertrugen. Er führt uns auf den dichtwogenden Platz vor S. Giacometto am Rialto, wo die Geschäfte einer Welt sich nicht durch lautes Reden oder Schreien, sondern nur durch ein vielstimmiges Summen verrathen, wo in den Portiken ringsum und in denen der anstoßenden Gassen die Wechsler und die Hunderte von Goldschmieden sitzen, über ihren Häuptern Läden und Magazine ohne Ende. Jenseits der Brücke beschreibt er den großen Fondaco der Deutschen, in dessen Hallen ihre Waaren und ihre Leute wohnen, und vor welchem stets Schiff an Schiff im Kanal liegt; von da weiter aufwärts die Wein- und Oelflotte

und parallel damit am Strande, wo es von Facchinen wimmelt, die Gewölbe der Händler; dann vom Rialto bis auf den Marcusplatz die Parfümeriebuden und Wirthshäuser. So geleitet er den Leser von Quartier zu Quartier bis hinaus zu den beiden Lazarethen, welche mit zu den Instituten hoher Zweckmäßigkeit gehörten, die man nur hier so ausgebildet vorfand. Fürsorge für die Leute war überhaupt ein Kennzeichen der Venetianer, im Frieden wie im Kriege, wo ihre Verpflegung der Verwundeten, selbst der feindlichen, für andere ein Gegenstand des Erstaunens war. Was irgend öffentliche Anstalt hieß, konnte in Venedig sein Muster finden; auch das Pensionswesen wurde systematisch gehandhabt, sogar in Betreff der Hinterlassenen. Reichthum, politische Sicherheit und Weltkenntniß hatten hier das Nachdenken über solche Dinge gereift. Diese schlanken, blonden Leute mit dem leisen, bedächtigen Schritt und der besonnenen Rede, unterschieden sich in Tracht und Auftreten nur wenig von einander; den Putz, besonders Perlen, hingen sie ihren Frauen und Mädchen an. Damals war das allgemeine Gedeihen, trotz großer Verluste durch die Türken, noch wahrhaft glänzend; aber die aufgesammelte Energie und das allgemeine Vorurtheil Europas genügten auch später noch, um Venedig selbst die schwersten Schläge lange überdauern zu lassen: die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien, den Sturz der Mameluckenherrschaft von Aegypten und den Krieg der Liga von Cambray.

Sabellico, der aus der Gegend von Tivoli gebürtig und an das ungenirte Redewerk der damaligen Philologen gewöhnt war, bemerkt an einem andern Orte mit einigem Erstaunen, daß die jungen Nobili, welche seine Morgenvorlesungen hörten, sich gar nicht auf das Politisiren mit ihm einlassen wollten. „Wenn ich sie frage, was die Leute von dieser oder jener Bewegung in Italien dächten, sprächen und erwarteten, antworten sie mir alle mit Einer Stimme, sie wüßten nichts." Man konnte aber von dem demoralisirten Theil des Adels trotz aller Staatsinquisition mancherlei erfahren, nur nicht so wohlfeilen Kaufes. Im letzten Viertel den 15. Jahrhunderts gab es Verräther in den höchsten Behörden; die Päpste, die italienischen Fürsten, ja ganz mittelmäßige Condottieren im Dienst der Republik hatten ihre Zuträger, zum Theil mit regelmäßiger Besoldung; es war so weit gekommen, daß der Rath der Zehn für gut fand, dem Rath der Pregadi wichtigere politische Nachrichten zu verbergen, ja man nahm an, daß Lodovico Moro in den Pregadi über eine ganz bestimmte Stimmenzahl verfüge. Ob das nächtliche Aufhenken einzelner Schuldigen und die hohe Belohnung der Angeber viel fruchteten, ist schwer zu sagen; eine Hauptursache, die Armuth vieler Nobili, ließ sich nicht plötzlich beseitigen. Im Jahre 1402 betrieben zwei Nobili einen Vorschlag, der Staat solle jährlich 70,000 Ducaten zur Vertröstung derjenigen armen Adligen auswerfen, welche kein Amt hätten; die Sache war nahe daran vor den großen Rath zu kommen, wo sie eine Majorität hätte erhalten können — als der Rath der Zehn noch zu rechter Zeit eingriff und die beiden auf Lebenszeit nach Nicosia auf Cypern verbannte. Um diese Zeit wurde ein Soranzo auswärts als Kirchenräuber gehenkt und ein Contarini wegen Einbruchs in Ketten gelegt; ein anderer von derselben Familie

trat 1499 vor die Signorie und jammerte, er sei seit vielen Jahren ohne Amt, habe nur 16 Ducaten Einkünfte und starke Familie, dazu 60 Ducaten Schulden, verstehe kein Geschäft und sei neulich auf die Gasse gesetzt worden. Man begreift, daß einzelne reiche Nobili Häuser bauten, um die armen darin gratis wohnen zu lassen. Der Häuserbau um Gotteswillen, selbst in ganzen Reihen kommt in Testamenten als gutes Werk vor.

Wenn die Feinde Venedigs auf Uebelstände dieser Art jemals ernstliche Hoffnungen gründeten, so irrten sie sich gleichwohl. Man könnte glauben, daß schon der Schwung des Handels, der auch dem Geringsten einen reichlichen Gewinn der Arbeit sicherte, daß die Colonieen im östlichen Mittelmeer die gefährlichen Kräfte von der Politik abgelenkt haben möchten. Hat aber nicht Genua, trotz ähnlicher Vortheile die sturmvollste politische Geschichte gehabt? Der Grund von Venedigs Unerschütterlichkeit liegt eher in einem Zusammenwirken von Umständen, die sich sonst nirgends vereinigten. Unangreifbar als Stadt, hatte es sich von jeher der auswärtigen Verhältnisse nur mit der kühlsten Ueberlegung angenommen, das Parteiwesen des übrigen Italiens fast unbeachtet gelassen, seine Bündnisse nur für vorübergehende Zwecke und um möglichst hohen Preis geknüpft. Der Grundton des venetianischen Gemüthes war daher der einer stolzen, ja verachtungsvollen Abgeschlossenheit und folgerichtig eines um so stärkern Zusammenschlusses im Innern, wozu der Haß des ganzen übrigen Italiens noch das Seine that. In der Stadt selbst hatten dann alle Einwohner die stärksten gemeinschaftlichen Interessen gegenüber den Colonieen sowohl als den Besitzungen der Terraferma, indem die Bevölkerung der letztern (d. h. der Städte bis Bergamo) nur in Venedig kaufen und verkaufen durfte. Ein so künstlicher Vortheil konnte nur durch Ruhe und Eintracht im Innern aufrecht erhalten werden — das fühlte gewiß die übergroße Mehrzahl, und für Verschwörer war schon deshalb hier ein schlechter Boden. Und wenn es Unzufriedene gab, so wurden sie durch die Trennung in Adlige und Bürger auf eine Weise auseinandergehalten, die jede Annäherung sehr erschwerte. Innerhalb des Adels aber war den möglicherweise Gefährlichen, nämlich den Reichen eine Hauptquelle aller Verschwörungen, der Müßiggang, abgeschnitten durch ihre großen Handelsgeschäfte und Reisen und durch die Theilnahme an den stets wiederkehrenden Türkenkriegen. Die Commandanten schonten sie dabei, ja bisweilen in strafbarer Weise, und ein venetianischer Cato weissagte den Untergang der Macht, wenn diese Scheu der Nobili einander irgend wehe zu thun, auf Unkosten der Gerechtigkeit fortdauern würde. Immerhin aber gab dieser große Verkehr draußen dem Adel von Venedig eine gesunde Richtung im Ganzen. Und wenn Neid und Ehrgeiz durchaus einmal Genugthuung begehrten, so gab es ein officielles Opfer, eine Behörde und legale Mittel. Die vieljährige, moralische Marter, welcher der Doge Francesco Foscari (st. 1457) vor den Augen von ganz Venedig unterlag, ist vielleicht das schrecklichste Beispiel dieser nur in Aristokratieen möglichen Rache. Der Rath der Zehn, welcher in alles eingriff, ein unbedingtes Recht über Leben und Tod, über Kassen und Armeebefehl besaß, die Inquisitoren in sich enthielt und den Foscari wie so manchen Mächtigen stürzte, dieser Rath der Zehn wurde

alljährlich von der ganzen regierenden Kaste, dem gran consiglio neu gewählt und war somit der unmittelbarste Ausdruck derselben. Große Intriguen mögen bei diesen Wahlen kaum vorgekommen sein, da die kurze Dauer und die spätere Verantwortlichkeit das Amt nicht sehr begehrenswerth machten. Allein vor diesen und andern venetianischen Behörden, mochte ihr Thun noch so unterirdisch und so gewaltsam sein, flüchtete sich doch der echte Venetianer nicht, sondern er stellte sich; nicht nur weil die Republik lange Arme hatte und statt seiner die Familie plagen konnte, sondern weil in den meisten Fällen wenigstens nach Gründen und nicht aus Blutdurst verfahren wurde. Ueberhaupt hat wohl kein Staat jemals eine größere moralische Macht über seine Angehörigen in der Ferne ausgeübt. Wenn es z. B. Verräther in den Pregadi gab, so wurde dies reichlich dadurch aufgewogen, daß jeder Venetianer in der Fremde ein geborner Kundschafter für seine Regierung war. Von den venetianischen Cardinälen in Rom verstand es sich von selbst, daß sie die Verhandlungen der geheimen päpstlichen Consistorien nach Hause meldeten. Cardinal Domenico Grimani ließ in der Nähe von Rom die Depeschen wegfangen, welche Ascanio Sforza an seinen Bruder Lodovico Moro absandte, und schickte sie nach Venedig; sein eben damals schwer angeklagter Vater machte dies Verdienst des Sohnes öffentlich vor dem gran consiglio d. h. vor der ganzen Welt geltend.

Wir erfahren, daß die Bevölkerung der Stadt im Jahr 1422 190,000 Seelen betrug. Vielleicht hat man in Italien am frühesten angefangen, nicht mehr nach Feuerherden, nach Waffenfähigen u. dergl., sondern nach „Seelen" zu zählen und darin die allgemeinste und verlässigste Grundlage aller weitern Berechnungen anzuerkennen. Als die Florentiner um dieselbe Zeit ein Bündniß mit Venedig gegen Filippo Maria Visconti wünschten, wies man sie einstweilen ab, in der klaren, hier durch genaue Handelsbilanz belegten Ueberzeugung, daß jeder Krieg zwischen Mailand und Venedig, d. h. zwischen Abnehmer und Verkäufer, eine Thorheit sei. Schon wenn der Herzog nur sein Heer vermehre, so werde das Herzogthum wegen sofortiger Erhöhung der Steuern ein schlechter Käufer. „Besser man lasse die Florentiner unterliegen, dann siedeln sie, des freistädtischen Lebens gewohnt zu uns über und bringen ihre Seiden- und Wollenweberei mit, wie die bedrängten Lucchesen gethan haben." Das Merkwürdigste aber ist die Rede des sterbenden Dogen Mocenigo (1423) an einige Senatoren, die er vor sein Bett kommen ließ. Sie enthält die wichtigsten Elemente einer Statistik der gesamten Kraft und Habe Venedigs. Ich weiß nicht, ob und wo es eine gründliche Erläuterung dieses schwierigen Actenstückes giebt; nur als Curiosität mag Folgendes angeführt werden. Nach geschehener Abbezahlung von 4 Millionen Ducaten eines Kriegs-Anlehens betrug die Staatsschuld damals noch 6 Mill. Ducaten. Der Gesamtumlauf des Handels (wie es scheint) betrug 10 Mill., welche 4 Mill. abwarfen. Auf 3000 Navigli, 300 Navi und 45 Galere fuhren 17,000 Seeleute. Dazu kamen 16,000 Schiffszimmerleute. Die Häuser von Venedig hatten 7 Mill. Schatzungswerth und trugen an Miethe eine halbe Million ein. Es gab 1000 Adlige von 70 bis 4000 Ducaten Einkom-

men. — An einer andern Stelle wird die ordentliche Staatseinnahme in jenem selben Jahre auf 1,100,000 Ducaten geschätzt; durch die Handelsstörungen in Folge der Kriege war sie um die Mitte des Jahrhunderts auf 800,000 Ducaten gesunken.

Wenn Venedig durch derartige Berechnungen und deren praktische Anwendung eine große Seite des modernen Staatswesens am frühsten vollkommen darstellte, so stand es dafür in derjenigen Cultur, welche man damals in Italien als das Höchste schätzte, einigermaßen zurück. Es fehlt hier der literarische Trieb im allgemeinen und insbesondere jener Taumel zu Gunsten des klassischen Alterthums. Die Begabung zur Philosophie und Beredsamkeit, meint Sabellico, sei hier an sich so groß als die zum Handel und Staatswesen; schon 1459 legte Georg der Trapezuntier die lateinische Uebersetzung von Platos Buch über die Gesetze dem Dogen zu Füßen und wurde mit 150 Ducaten jährlich als Lehrer der Philologie angestellt, widmete auch der Signorie seine Rhetorik. Durchgeht man aber die venetianische Literaturgeschichte, so ergeben sich für das 14. Jahrhundert fast noch lauter theologische, juridische und medicinische Fachwerke nebst Historien, und auch im 15. Jahrhundert ist der Humanismus im Verhältniß zur Bedeutung der Stadt nur äußerst spärlich vertreten. Die Bibliothek, welche der Cardinal Bessarion dem Staat vermachte, wurde kaum eben vor Zerstreuung und Zerstörung geschützt. Für gelehrte Sachen hatte man ja Padua, wo freilich die Mediciner und die Juristen als Verfasser staatsrechtlicher Gutachten weit die höchsten Besoldungen hatten. Auch die Theilnahme an der italienischen Kunstdichtung ist lange Zeit eine geringe, bis dann das beginnende 16. Jahrhundert alles Versäumte nachholt. Selbst den Kunstgeist der Renaissance hat sich Venedig von außen herzubringen lassen, und erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts sich mit voller eigener Machtfülle darin bewegt. Ja es giebt hier noch bezeichnendere geistige Zögerungen. Derselbe Staat, welcher seinen Klerus so vollkommen in der Gewalt hatte, die Besetzung aller wichtigen Stellen sich vorbehielt und der Curie einmal über das andere Trotz bot, zeigte eine officielle Andacht von ganz besonderer Färbung. Heilige Leichen und andere Reliquien aus dem von den Türken eroberten Griechenland werden mit den größten Opfern erworben und vom Dogen in großer Prozession empfangen. Für den ungenähten Rock beschloß man bis 10,000 Ducaten aufzuwenden, konnte ihn aber nicht erhalten. Es handelt sich hier nicht um eine volksthümliche religiöse Begeisterung, sondern um einen stillen Beschluß der Staatsbehörde, welcher ohne alles Aufsehen hätte unterbleiben können und in Florenz unter gleichen Umständen gewiß unterblieben wäre. Der Staat, nachdem er die Kirche mehr als anderswo absorbirt, hatte wirklich hier eine Art von geistlichem Element in sich und das Staatssymbol, der Doge, trat bei zwölf großen Processionen in halbgeistlicher Function auf. Es waren fast lauter Feste zu Ehren politischer Erinnerungen, welche mit den großen Kirchenfesten wetteiferten und theilweis verschmolzen; das glänzendste derselben die berühmte Vermählung mit dem Meere jedesmal am Himmelfahrtstage.

J. Burckhardt.

62. Florenz
unter Cosmus von Medici.

Florenz war seit dem 12. Jahrhundert durch Klugheit, Waffen und Betriebsamkeit mächtig geworden. Es war nur eine einzelne Stadt, aber drei Jahrhunderte nachher erkannten gegen tausend ummauerte Ortschaften ihre Oberherrschaft an, und durch die Unterwerfung des einst seeherrschenden Pisa bahnte sich der florentinische Handel den freien Weg zum Meere. Schon im 14. Jahrhundert konnte Villani, als er nach dem Vorbilde der altrömischen Geschichtsschreiber die Geschicke seiner Vaterstadt beschrieb, die Geschichte von Florenz zur Geschichte Italiens machen, wie nachmals Machiavelli in seiner florentinischen Geschichte ein praktisches Handbuch der Politik aufgestellt hat.

Als Florenz sich unabhängig machte vom nahe drohenden Fiesole, vom fernen Kaiserthum und vom einheimischen Bisthum, war das Regiment über ein Jahrhundert bei dem ritterlichen Adel. In den Parteikämpfen desselben entwickelte sich das Bürgerthum der Zünfte, um die Mitte des 13. Jahrhunderts schlossen sie eine Eidgenossenschaft als popolo, als Volk. Sobald sich dieses zusammengefaßt hatte, sah es verwundert, daß alle Gewalt in seiner Hand liege: es verordnete, bis zu welcher Höhe die Thürme auf den festen Häusern des Adels abzutragen seien, es erbaute aus den Steinen einen palazzo del popolo, einen Volkspalast, bald den Sitz der Regierung. Denn nachdem einige Jahrzehnte der Adel mit seinen Leuten und das Volk wie unabhängige Staaten neben einander bestanden hatten, wurde jener im 14. Jahrhundert von aller Theilnahme an der Staatsgewalt verdrängt; mit solcher Härte, daß zuweilen angesehene Volksfamilien für adlig erklärt wurden, um sie auszuschließen von allen Staatsämtern, während adlige Familien eintraten in die Zünfte.

Die Grundlage des Staats war die Versammlung der erbgesessenen Bürgerschaft auf dem Marktplatze vor dem Volkspalaste für Gesetze und Wahlen. Die Verwaltungsbehörde ein erwählter Volksrath, zu Zeiten dreihundert. An der Spitze standen acht Prioren der Zünfte, die Signoria und vorsitzend der Gonfaloniere di Giustizia. Um den Parteiungen der Volkswahl zu entgehen, wurde die Besetzung aller Staatsämter durch das Los beschlossen. Damit aber der Staat nicht durch den Zufall des Loses unwürdigen Männern preisgegeben würde, hatte ein erwählter Ausschuß über alle Bürger, die das dreißigste Jahr erreicht hatten, abzustimmen. Die Namen derjenigen, welche zwei Drittel der Stimmen erhielten, wurden in einen Wahlbeutel geworfen, der nach bestimmten Zeiträumen wieder anzufüllen war. Aus diesem Wahlbeutel unter kirchlichem Verschlusse wurden alle Staatsämter verlost, wie aus einer Lotterie. Die Amtsdauer war vier Monate, für die Signoria nur zwei, damit in diesem raschen Wechsel sich nirgends eine persönliche Macht begründe, die der allgemeinen Freiheit gefährlich sei.

Mitten in dieser eifersüchtig bewahrten, oft genug mit Blut vertheidigten Republik hat seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts die

fürstliche Macht der Medici sich eben so friedlich als naturgemäß entwickelt.

Das herrschende Stadtvolk bestand vornehmlich aus Wollenwebern, welche die Wolle aus dem Norden bezogen und das Tuch nach dem Morgenlande verschifften; aus Seidenwebern, welche eben daher die Seide erhielten und das Gewebe nach dem Abendlande sandten; endlich aus solchen, die Banken hielten und nach der Art dieses Geldgeschäfts auch auswärts Niederlassungen gründeten. Als solch ein Kaufmann hatte Cosimo bei Medici den bereits ererbten väterlichen Reichthum durch glückliche Unternehmungen ins Unermeßliche gesteigert: fast in allen größern Städten saßen seine Commanditen; der König von England, der Papst und andre Fürsten bezogen von ihm das bare Geld gegen Verpfändung von Staatseinkünften; die Bergwerke Italiens wurden auf seine Rechnung ausgebeutet; seine Schiffe brachten ihm die Reichthümer des Morgenlandes; und in der Heimat — nicht nur daß so viele unmittelbar in seinen Diensten standen, sondern auch wer bedürftig, talentvoll oder angesehen war, dem stand seine Kasse zu Darlehen offen. Hierdurch waren zahllose Haushaltungen an seine Nachsicht gebunden. Die Macht eines solchen Bürgers konnte nicht bestehen mit dem gleichberechtigten Bürgerthum aller. Einmal, im Jahre 1434, vereinigten sich seine Gegner; er ward verhaftet, einer jener blutigen Sprüche schwebte über seinem Haupte, durch die man in Freistaaten zuweilen für nöthig hält, die allgemeine Freiheit zu retten. Aber einige Führer der feindlichen Partei widerstanden nicht seinem Golde; er wurde nur verbannt. Man dachte wohl daran, durch Einziehung seiner Güter die Nerven seiner Macht zu durchschneiden; aber dieser flüchtige Geldreichthum war nicht durch die Mauern von Florenz umschlossen; fast wie etwas Geistiges lag er in tausend Händen nah wie fern und folgte dem Verbannten nach Venedig, wo dieser aufgenommen wurde als ein regierender Herr. Seine Entfernung erwies den Florentinern nur seine Unentbehrlichkeit. Binnen Jahresfrist forderte das Volk unwiderstehlich seine Zurückberufung; die Gegner entflohen oder wurden verbannt; Cosimo kehrte im Triumphzuge zurück, begrüßt als der Vater des Vaterlands und des Volks. Seitdem wurde Florenz der politische Mittelpunkt Italiens, indem Cosimo, die Schwächern und Bedrohten mit seinen Schätzen unterstützend, ein Gleichgewicht der verschiedenen Fürsten und Republiken erhielt, in welche Italien zerrissen war. In Florenz blieben die Formen der Republik wie in den ersten Zeiten des römischen Kaiserthums; wir finden Cosimo bald in diesem, bald in jenem bescheidenen Amte seine vier oder zwei Monate der Verwaltung; aber eine Volksversammlung, ganz beherrscht von der Mediceischen Partei, hatte alle Wahlen fünf Wahlmännern übertragen, und das Recht dieselben zu ernennen an Cosimo. So wurden alle Aemter der Republik durch ihn ertheilt. Dieses thatsächliche Fürstenthum war doch sehr bequem für das Gemeinwesen: Cosimo ließ für den öffentlichen Gebrauch prachtvolle Bauten aufführen, und wo der Schutz oder die Erweiterung des Staats es forderte, besoldete er ein Heer aus seiner Handlungskasse. Dazu rechtfertigte sich die Monarchie

durch die Sicherheit des Privatlebens und durch das, was sie der Kunst und Wissenschaft gebracht.

Als das schönste Kind der mittelalterlichen Kirche geboren wurde, die bildende Kunst, war Florenz die Wiege der Plastik. Hier wurden auch die großgedachten, aber unnatürlichen Heiligenbilder der byzantinischen Schule zu menschlicher Wahrheit und Schönheit umgebildet. Wie bereits Giotto, gefragt, warum er auf seinem Bilde der heiligen Familie den Joseph so traurig gemalt habe? schalkhaft antwortete: „Hat er denn nicht Ursache traurig zu sein?“ so nahm die florentinische Malerschule die Richtung zum bloß Natürlichen, sinnlich Reizenden und Künstlichen, während doch einzelne mit andächtigem Gemüth an dem idealen Schwunge der vorzugsweise christlichen Kunst festhielten. Als der Papst Eugenius VI. 1438 zum Concilium nach Florenz kam, waren seine Zimmer bereitet im Dominicanerkloster von San Marco. Ein kunstverständiger Herr erfreut er sich an den Bildern in denselben. „Es ist doch,“ sagt er, „etwas Herrliches um die alten Meister, wie hoch sich auch unsre Zeit ihnen überlegen dünkt. Es bewegt uns erst zum Lächeln, wenn wir sehen, wie die Frommen von Engeln mit beschorenen Häuptern im Reigentanze zum Himmel geführt werden. Aber ein rührendes Gefühl ergreift uns bei längerer Augenweide. Alle Gestalten sind wie aus dem Paradiese. Wahrlich ein Heiliger zauberte sie an die Wand. Wie ganz anders ist der Eindruck, den die neuern Gemälde auf uns machen! Da sehen wir auffallende Stellungen, und unsre Seele bleibt kalt.“ Wie verwundert ist der Papst, da er hört, nicht ein Maler der Vorzeit hat diese Bilder gemalt, sondern der da lebt, ein Mönch dieses Klosters: Fra Angelico von Fiesole. Er läßt ihn rufen, er lädt ihn ein, mit ihm zu speisen. „Heiliger Vater,“ antwortet freundlich der Mönch, „wenn der Prior es erlaubt.“ Dann will der Papst alles sehen, was Fra Angelico gefertigt hat. Das ganze Kloster des heiligen Marcus ist geschmückt mit seinen Madonnen und Christusbildern, seinen Engeln und Seligen. Man zeigt ihm Bilder auf Kalk, auf Holztafeln, auf Leinwand, auf Elfenbein, lieblich verzierte Meßbücher, da ruft der Papst: „Giebt es denn noch irgend eine Masse, auf der dieser emsige Maler seine Kunst nicht versucht hat!“ und man bringt ihm eine gemalte Osterkerze.

Diesen Malerengel, der nichts von der Welt bedurfte, hat Cosimo werth gehalten; den andern Künstlern seiner Zeit hat er ein heiteres Dasein und würdige Gegenstände gegeben für ihre Kunst. Aber schon vor dem Mediceischen Zeitalter hatte Florenz seine beiden großen mittelalterlichen Werke geschaffen: seinen Dom, dessen Kuppel wie ein Wunder hoch in den Lüften schwebt, selbst ein Bild des Himmelsgewölbes, und Dantes göttliche Komödie, diese tiefsinnige Anschauung des Menschenlebens und der Weltgeschichte vom Standpunkte des Weltgerichts aus. In beiden tagt schon die Erinnerung an die versunkene Herrlichkeit der alten Welt. Der Baumeister des Doms hat das Pantheon auf riesenhafte Säulen gestellt, und Vergil führt den erstgebornen Sohn der Kirche unter den Dichtern bis zur Schwelle des Paradieses. Dies war der Zeit der Medici vorbehalten, nachdem die neue Welt durch die Kirche des Mittelalters in ihrer Eigenthümlichkeit und germanischen Seelentiefe festgestellt war, die

Auferstehung des klassischen Alterthums zu feiern, durch welche die allgemein menschliche Bildung an die Stelle der bloß kirchlichen trat, und Cosimos Palast, dessen einfach große Formen unverstört auf unsre Tage gekommen, ist vor allem die geweihte Stätte der Auferstehung gewesen. Hier fanden jene Griechen, welche mit den Geistesschätzen ihrer Vorfahren beladen vor der hereinbrechenden Barbarei der Türken flohen, eine Heimat; wenn aus Livorno ein Mediceisches Schiff angemeldet wurde, das ein Götterbild oder eine neu aufgefundene Handschrift aus Griechenland brachte, war's eine Freude wie über eine eroberte Stadt; hier wurde Platons Geburtstag mit einem platonischen Symposion begangen; hier wurden die Komödien des Terenz aufgeführt; als man sie mit Flöten begleiten wollte, erfand man unvorsehends die Oper; und hier, wo man griechisch und lateinisch sprach, bildete sich doch jene reine Mundart, in der Florenz tonangebend wurde für die klangreichste Sprache der Welt.

Der Kaufmannsfürst von Florenz war ein Fürst der Kunst und Wissenschaft aus Neigung und Politik. Denn in diesen edlen Bestrebungen fand das Privatleben ein Genügen, eine Würde, während noch zu Dantes Zeit jeder bedeutende Mann nur in der unmittelbarsten Theilnahme an den Staatsgeschäften Befriedigung gefunden hatte; und die Florentiner fanden es erträglich, einem Herrn zu gehorchen, der von der dankbaren Wissenschaft verherrlicht, die Geisterkrone eines Führers der neuen Bildung trug.

K. Hase.

63. Der Humanismus unter Bürgern und Fürsten Italiens im 15. Jahrhundert.

Wenn es sich um den Humanismus in Italien handelt, so verdienen zunächst diejenigen Bürger, hauptsächlich in Florenz, Beachtung, welche aus der Beschäftigung mit dem Alterthum ein Hauptziel ihres Lebens machten und theils selbst große Gelehrte wurden, theils große Dilettanten, welche die Gelehrten unterstützten. Sie sind namentlich für die Uebergangszeit zu Anfang des 15. Jahrhunderts von höchster Bedeutung gewesen, weil bei ihnen zuerst der Humanismus praktisch als nothwendiges Element des täglichen Lebens wirkte. Erst nach ihnen haben sich Fürsten und Päpste ernstlich darauf eingelassen.

Den Niccolo Niccoli schildert uns sein Lebensbeschreiber als einen Mann, welcher auch in seiner äußern Umgebung nichts duldete, was die antike Stimmung stören konnte. Die schöne Gestalt in langem Gewande, mit der freundlichen Rede, in dem Hause voll herrlicher Alterthümer, machte den eigenthümlichsten Eindruck; er war über die Maßen reinlich in allen Dingen, zumal beim Essen; da standen vor ihm auf dem weißesten Linnen antike Gefäße und krystallene Becher. Die Art, wie er einen vergnügungssüchtigen jungen Florentiner für seine Interessen gewinnt, ist gar zu anmuthig, um sie hier nicht zu erzählen.

Piero de' Pazzi, Sohn eines vornehmen Kaufmanns und zu demselben Stande bestimmt, schön von Ansehen und sehr den Freuden der Welt ergeben, dachte an nichts weniger, als an die Wissenschaft. Eines

Tages, als er am Palazzo del Podesta vorbeiging, rief ihn Niccoli zu sich heran, und er kam auf den Wink des hochangesehenen Mannes, obwohl er noch nie mit demselben gesprochen hatte. Niccoli fragte ihn, wer sein Vater sei? Er antwortete: Messer Andrea de' Pazzi; jener fragte weiter, was sein Geschäft sei? Piero erwiderte, wie wohl junge Leute thun: Ich lasse es mir wohl sein, attendo a darmi buon tempo. Niccoli sagte: Als Sohn eines solchen Vaters und mit solcher Gestalt begabt, solltest Du Dich schämen, die lateinische Wissenschaft nicht zu kennen, die für Dich eine so große Zierde wäre; wenn Du sie nicht erlernst, so wirst Du nichts gelten und, sobald die Blüte der Jugend vorüber ist, ein Mensch ohne alle Bedeutung sein. Als Piero dieses hörte, erkannte er sogleich, daß es die Wahrheit sei, und entgegnete: er würde sich gerne dafür bemühen, wenn er einen Lehrer fände. Dafür lasse Du mich sorgen, sagte Niccoli, und in der That schaffte er ihm einen gelehrten Mann für das Lateinische und für das Griechische, welchen Piero wie einen Hausgenossen hielt und mit 100 Goldgulden im Jahr besoldete. Statt der bisherigen Ueppigkeit studirte er nun Tag und Nacht und wurde ein Freund aller Gebildeten und ein großgesinnter Staatsmann. Die ganze Aeneide und viele Reden des Livius lernte er auswendig, meist auf dem Wege zwischen Florenz und seinem Landhause zu Trebbio.

In anderem, höherem Sinne vertritt Giannozzo Mannetti das Alterthum. Frühreif, fast als Kind, hatte er schon eine Kaufmannslehrzeit durchgemacht und war Buchführer eines Bankiers; nach einiger Zeit aber erschien ihm dieses Thun eitel und vergänglich, und er sehnte sich nach der Wissenschaft, durch welche allein der Mensch sich der Unsterblichkeit versichern könne; er zuerst vom florentinischen Adel vergrub sich nun in den Büchern und wurde einer der größten Gelehrten seiner Zeit. Als ihn aber der Staat als Geschäftsträger, Steuerbeamter und Statthalter (in Pescia und Pistoja) verwandte, versah er seine Aemter so, als wäre in ihm ein hohes Ideal erwacht: das gemeinsame Ergebniß seiner humanistischen Studien und seiner Religiosität. Er trieb die gehässigsten Steuern ein, die der Staat beschlossen hatte, und nahm für seine Mühe keine Besoldung an; als Provinzialvorsteher wies er alle Geschenke zurück, sorgte für Kornzufuhr, schlichtete rastlos Prozesse und that überhaupt alles für die Bändigung der Leidenschaften durch Güte. Die Pistojesen haben nie herausfinden können, welcher von ihren beiden Parteien er sich mehr zuneige; wie zum Symbol des gemeinsamen Schicksals und Rechtes aller verfaßte er in seinen Mußestunden die Geschichte der Stadt, welche dann in Purpureinband als Heiligthum im Stadtpalast aufbewahrt wurde. Bei seinem Weggang schenkte ihm die Stadt ein Banner mit ihrem Wappen und einen prachtvollen silbernen Helm.

Wenn man dann den Zauber zu erklären sucht, durch welchen die Medici des 15. Jahrhunderts, vor allen Cosimo der Aeltere und Lorenzo Magnifico auf Florenz und auf ihre Zeitgenossen überhaupt gewirkt haben, so ist neben aller Politik ihre Führerschaft auf dem Gebiete der damaligen Bildung das Stärkste dabei. Wer in Cosimos Stellung als Kaufmann und locales Parteihaupt noch außerdem alles für sich hat, was denkt, forscht

und schreibt; wer von Hause aus als der erste der Florentiner und dazu von Bildungswegen als der größte der Italiener gilt: der ist thatsächlich ein Fürst. Cosimo besitzt dann den besondern Ruhm, in der platonischen Philosophie die schönste Blüte der antiken Gedankenwelt erkannt, seine Umgebung mit dieser Erkenntniß erfüllt und so innerhalb des Humanismus eine zweite und höhere Neugeburt des Alterthums ans Licht gefördert zu haben. Das Schönste aber, was sich sagen läßt, ist, daß neben all diesem Cultus des Alterthums hier eine geweihte Stätte italienischer Poesie war, und daß von allen Lichtstrahlen, in die Lorenzos Persönlichkeit auseinanderging, gerade dieser der mächtigste heißen darf. Als Staatsmann beurtheile ihn jeder, wie er mag; in die florentinische Abrechnung von Schuld und Schicksal mischt sich ein Ausländer nicht, wenn er nicht muß; aber eine ungerechtere Polemik giebt es nicht, als wenn man Lorenzo beschuldigt, er habe im Gebiet des Geistes vorzüglich Mittelmäßigkeiten beschützt und durch seine Schuld seien Lionardo da Vinci und der Mathematiker Fra Luca Pacciolo außer Landes, Toscanella, Vespucci u. a. wenigstens unbefördert geblieben. Allseitig ist er wohl nicht gewesen, aber von allen Großen, welche je den Geist zu schützen und zu fördern suchten, einer der vielseitigsten und derjenige, bei welchem dies vielleicht am meisten Folge eines tiefern, innern Bedürfnisses war.

Laut genug pflegt auch unser laufendes Jahrhundert den Werth der Bildung überhaupt und den des Alterthums insbesondere zu verkündigen. Aber eine vollkommen enthusiastische Hingebung findet sich doch nirgend wie bei jenen Florentinern des 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts. Hierfür giebt es Beweise, die jeden Zweifel beseitigen; man hätte nicht so oft die Töchter des Hauses an den Studien theilnehmen lassen, wenn letztere nicht absolut als das edelste Gut des Erdenlebens gegolten hätten; man hätte nicht das Exil zu einem Aufenthalt des Glückes gemacht wie Palla Strozzi; es hätten nicht Menschen, die sich sonst alles erlaubten, noch Kraft und Lust behalten die Naturgeschichte des Plinius kritisch zu behandeln wie Filippo Strozzi. Es handelt sich hier nicht um Lob oder Tadel, sondern um Erkenntniß eines Zeitgeistes in seiner energischen Eigenthümlichkeit.

Außer Florenz gab es noch manche Städte in Italien, wo Einzelne und ganze gesellschaftliche Kreise bisweilen mit Aufwand aller Mittel für den Humanismus thätig waren und die anwesenden Gelehrten unterstützten. Aus den Briefsammlungen jener Zeit kommt uns eine Fülle von persönlichen Beziehungen dieser Art entgegen. Die officielle Gesinnung der höher Gebildeten trieb fast ausschließlich nach der bezeichneten Seite hin.

Doch vor allem ist der Humanismus an den Fürstenhöfen ins Auge zu fassen. Zu der Zeit, da es schien, als könne der große Alfons von Aragon Herr von ganz Italien werden, schrieb Aeneas Sylvius an einen andern Sienesen: „Wenn unter seiner Herrschaft Italien den Frieden bekäme, so wäre mir das lieber, als wenn es unter Stadtregierungen geschähe, denn ein edles Königsgemüth belohnt jede Trefflichkeit.“ Auch hier hat man

in neuester Zeit die unwürdige Seite, das erkaufte Schmeicheln, zu sehr hervorgehoben, wie man sich früher von dem Humanistenlob allzugünstig für jene Fürsten stimmen ließ. Alles in allem genommen bleibt es immer ein überwiegend vortheilhaftes Zeugniß für letztere, daß sie an der Spitze der Bildung ihrer Zeit und ihres Landes — wie einseitig dieselbe sein mochte — glauben stehen zu müssen. Vollends bei einigen Päpsten hat die Furchtlosigkeit gegenüber den Consequenzen der damaligen Bildung etwas Imposantes. Nicolaus V. war beruhigt über das Schicksal der Kirche, weil Tausende gelehrter Männer ihr hülfreich zur Seite ständen. Bei Pius II. sind die Opfer für die Wissenschaft lange nicht so großartig, sein Poetenhof erscheint sehr mäßig, allein er selbst ist noch weit mehr das persönliche Haupt der Gelehrtenrepublik als sein zweiter Vorgänger und genießt dieses Ruhmes in vollster Sicherheit. Erst Paul II. war mit Furcht und Mißtrauen gegen den Humanismus seiner Secretäre erfüllt, und seine drei Nachfolger Sixtus, Innocenz und Alexander nahmen wohl Dedicationen an und ließen sich andichten, so viel man wollte — es gab sogar eine Borgiade, wahrscheinlich in Hexametern —, waren aber zu sehr anderweitig beschäftigt und auf andere Stützpunkte ihrer Gewalt bedacht, um sich viel mit den Poeten-Philologen einzulassen. Julius II. fand Dichter, weil er selber ein bedeutender Gegenstand war, scheint sich übrigens nicht viel um sie gekümmert zu haben. Da folgte auf ihn Leo X. „wie auf Romulus Numa," d. h. nach dem Waffenlärm des vorigen Pontificates hoffte man auf ein ganz den Musen geweihtes. Der Genuß schöner lateinischer Prosa und wohllautender Verse gehörte mit zu Leos Lebensprogramm, und soviel hat sein Mäcenat allerdings in dieser Beziehung erreicht, daß seine lateinischen Poeten in zahllosen Elegieen, Oden, Epigrammen, Sermonen jenen fröhlichen, glänzenden Geist der Leonischen Zeit, welchen die Biographie des Jovius athmet, auf bildliche Weise darstellten. Vielleicht ist in der ganzen abendländischen Geschichte kein Fürst, welchen man im Verhältniß zu den wenigen darstellbaren Ereignissen seines Lebens so vielseitig verherrlicht hätte. Zugang zu ihm hatten die Dichter hauptsächlich um Mittag, wann die Saitenvirtuosen aufgehört hatten; aber einer der besten aus der ganzen Schaar giebt zu verstehen, daß sie ihm auch sonst auf Schritt und Tritt in den Gärten wie in den innersten Gemächern des Palastes beizukommen suchten, und wer ihn da nicht erreichte, versuchte es mit einem Bettelbrief in Form einer Elegie, worin der ganze Olymp vorkam. Denn Leo, der kein Geld beisammen sehen konnte und lauter heitere Mienen zu erblicken wünschte, schenkte auf eine Weise, deren Andenken sich in den folgenden knappen Zeiten rasch zum Mythus verklärte. Um Leos Einfluß auf den Humanismus nicht zu gering anzuschlagen, muß man den Blick frei halten von den vielen Spielereien, die dabei mit unterliefen; man darf sich nicht irre machen lassen durch die bedenklich scheinende Ironie, womit er selbst diese Dinge bisweilen behandelt; das Urtheil muß ausgehen von den großen geistigen Möglichkeiten, welche in den Bereich der „Anregung" fallen und schlechterdings nicht im Ganzen zu berechnen, wohl aber für die genauere Forschung in manchen einzelnen Fällen thatsächlich nachzuweisen sind. Was die italienischen

Humanisten seit etwa 1520 auf Europa gewirkt haben, ist immer irgendwie von dem Antriebe bedingt, der von Leo ausging. Er ist derjenige Papst, welcher im Druckprivilegium für den neu gewonnenen Tacitus sagen durfte: die großen Autoren seien eine Norm des Lebens, ein Trost im Unglück; die Beförderung der Gelehrten und der Erwerb trefflicher Bücher habe ihm von jeher als ein höchstes Ziel gegolten, und auch jetzt danke er dem Himmel, den Nutzen des Menschengeschlechtes durch Begünstigung dieses Buches befördern zu können.

Wie die Verwüstung Roms 1527 die Künstler zerstreute, so trieb sie auch die Litteraten nach allen Winden auseinander und breitete den Ruhm des großen verstorbenen Beschützers erst recht bis in die äußersten Enden Italiens aus.

Von den weltlichen Fürsten des 15. Jahrhunderts zeigt die höchste Begeisterung für das Alterthum Alfons der Große von Aragon, König von Neapel. Es scheint, daß er dabei völlig naiv war, daß die antike Welt in Denkmälern und Schriften ihm seit seiner Ankunft in Italien einen großen, überwältigenden Eindruck machte, welchem er nun nachleben mußte. Wunderbar leicht gab er sein trotziges Aragon samt Nebenlanden an seinen Bruder auf, um sich ganz dem neuen Besitz zu widmen. Er hatte theils nach, theils neben einander in seinen Diensten den Georg von Trapezunt, den jüngern Chrysoloras, den Lorenzo Valla, den Bartolommeo Facio und den Antonio Panormita, welche seine Geschichtsschreiber wurden; der letztere mußte ihm und seinem Hofe täglich den Livius erklären, auch während der Feldzüge im Lager. Diese Leute kosteten ihn jährlich über 20,000 Goldgulden; dem Facio schenkte er für die Historia Alphonsi, außer den 500 Ducaten Jahresbesoldung, am Schluß der Arbeit noch 1500 Goldgulden obendrein, mit den Worten: „Es geschieht nicht, um Euch zu bezahlen, denn Euer Werk ist überhaupt nicht zu bezahlen, auch nicht, wenn ich Euch eine meiner besten Städte gäbe; aber mit der Zeit will ich suchen Euch zufrieden zu stellen." Als er den Giannozzo Mannetti unter den glänzendsten Bedingungen zu seinem Secretär nahm, sagte er: „Mein letztes Brot würde ich mit Euch theilen." Schon als Gratulationsgesandter von Florenz bei der Hochzeit des Prinzen Ferrante hatte Giannozzo einen solchen Eindruck auf den König gemacht, daß dieser „wie ein Erzbild" regungslos auf dem Throne saß und nicht einmal die Mücken abwehrte. Seine Lieblingsstätte scheint die Bibliothek des Schlosses von Neapel gewesen zu sein, wo er an einem Fenster mit besonders schöner Aussicht gegen das Meer saß und den Weisen zuhörte, wenn sie z. B. über die Trinität discutirten. Denn er war auch völlig religiös und ließ sich außer Livius und Seneca auch die Bibel vortragen, die er beinahe auswendig wußte. Wer will die Empfindung genau errathen, die er den vermeintlichen Gebeinen des Livius zu Padua widmete? Als er auf große Bitten von den Venetianern einen Armknochen davon erhielt und ehrfurchtsvoll zu Neapel in Empfang nahm, mag in seinem Gemüthe Christliches und Heidnisches sonderbar durch einander gegangen sein. Auf einem Feldzug in den Abruzzen zeigte man ihm das ferne Sulmona, die Heimat des Ovid, und er grüßte die Stadt und dankte dem Genius des Ortes;

offenbar that es ihm wohl, die Weissagung des großen Dichters über seinen künftigen Ruhm (Ovid. Am. III. 15. 11.) wahr machen zu können. Einmal gefiel es ihm auch, selber in antiker Weise aufzutreten, nämlich bei seinem berühmten Einzug in das eroberte Neapel; unweit von Mercato wurde eine 40 Ellen weite Bresche in die Mauer gelegt; durch diese fuhr er auf einem goldenen Wagen wie ein römischer Triumphator. Auch die Erinnerung hievon ist durch einen herrlichen marmornen Triumphbogen in Castello nuovo verewigt.

Ungleich gelehrter als Alfonso war Federigo von Urbino, der weniger Leute um sich hatte, nichts verschwendete und wie in allen Dingen so auch in der Aneignung des Alterthums planvoll verfuhr. Für ihn und für Nicolaus V. sind die meisten Uebersetzungen aus dem Griechischen und eine Anzahl der bedeutendsten Commentare, Bearbeitungen u. dergl. verfaßt worden. Er gab viel aus, aber zweckmäßig, an die Leute, die er brauchte. Von einem Poetenhof war in Urbino keine Rede; der Herr selber war der Gelehrteste. Das Alterthum war allerdings nur ein Theil seiner Bildung; als vollkommener Fürst, Feldherr und Mensch bemeisterte er einen großen Theil der damaligen Wissenschaft überhaupt und zwar zu praktischen Zwecken, um der Sache willen. Als Theologe z. B. verglich er Thomas und Scotus und kannte auch die alten Kirchenväter des Orients und Occidents, erstere in lateinischen Uebersetzungen. In der Philosophie scheint er den Plato gänzlich seinem Zeitgenossen Cosimo überlassen zu haben; von Aristoteles aber kannte er nicht nur Ethik und Politik genau, sondern auch die Physik und mehrere andere Schriften. In seiner sonstigen Lectüre wogen die sämtlichen antiken Historiker, die er besaß, beträchtlich vor; diese und nicht die Poeten „las er immer wieder und ließ sie sich vorlesen."

Die Sforza sind ebenfalls alle mehr oder weniger gelehrt und erweisen sich als Mäcenaten. Herzog Francesco mochte bei der Erziehung seiner Kinder humanistische Bildung als eine Sache betrachten, die sich schon aus politischen Gründen von selbst verstehe; man scheint es durchgängig als Vortheil empfunden zu haben, wenn der Fürst mit den Gebildetsten auf gleichem Fuße verkehren konnte. Lodovico Moro, selber ein trefflicher Latinist, zeigt dann eine Theilnahme an allem Geistigen, die schon weit über das Alterthum hinausgeht.

Auch die kleinern Herrscher suchten sich ähnlicher Vorzüge zu bemächtigen, und man thut ihnen wohl Unrecht, wenn man glaubt, sie hätten ihre Hoflitteraten nur genährt, um von denselben gerühmt zu werden. Der Umgang mit Gelehrten, das Interesse für das Alterthum, das Bedürfniß nach eleganter lateinischer Epistolographie waren eben von dem damaligen Fürstenthum unzertrennlich. Wie sehr hat es noch der praktisch hochgebildete Herzog Alfonso von Este beklagt, daß ihn die Kränklichkeit in der Jugend einseitig auf Erholung durch Handarbeit hingewiesen!

Selbst die kleinsten romagnolischen Tyrannen können nicht leicht ohne einen oder mehrere Hofhumanisten auskommen; der Hauslehrer und Secretär sind dann öfter eine Person, welche zeitweise sogar das Factotum

des Hofes wird. Man ist mit der Verachtung dieser kleinen Verhältnisse insgemein etwas zu rasch bei der Hand, indem man vergißt, daß die höchsten Dinge des Geistes gerade nicht an den Maßstab gebunden sind.

J. Burckhardt.

64. Karl V.

Wenn die alte Sage ihre Helden schildert, gedenkt sie zuweilen auch solcher, die erst eine lange Jugend hindurch unthätig zu Hause sitzen, aber alsdann, nachdem sie sich einmal erhoben, nie wieder ruhen, sondern in unermüdlicher Freudigkeit von Unternehmung zu Unternehmung fortgehen. Erst die gesammelte Kraft findet die Laufbahn, die ihr angemessen ist.

Man wird Karl V. mit einem solchen vergleichen können. Bereits in seinem sechszehnten Jahre war er zur Regierung berufen; doch fehlte viel, daß er in seiner Entwickelung dahin gewesen wäre, sie zu übernehmen. Lange war man versucht, einen Spottnamen, den sein Vater gehabt, weil er seinen Räthen allzuviel glaubte, auch auf ihn zu übertragen. Sein Schild führte das Wort: „Noch nicht." Selbst während seine Heere Italien unterwarfen und wiederholte Siege über die tapfersten Feinde davon trugen, hielt man ihn, der indeß ruhig in Spanien saß, für untheilnehmend, schwach und abhängig. Man hielt ihn so lange dafür, bis er im Jahre 1529, im dreißigsten Jahre seines Lebens, in Italien erschien.

Wie viel anders zeigte er sich da, als man erwartete! wie zuerst so ganz sein eigen und vollkommen entschieden! Sein geheimer Rath hatte nicht gewollt, daß er nach Italien ginge, hatte ihn vor Johann Andrea Doria gewarnt und ihm Genua verdächtig gemacht. Man erstaunte, daß er dennoch nach Italien ging, daß er gerade auf Doria sein Vertrauen setzte, daß er dabei blieb, in Genua ans Land steigen zu wollen. So war er durchaus. Man nahm keinen überwiegenden Einfluß eines Ministers wahr; an ihm selber fand man weder Leidenschaft noch Uebereilung, sonden alle seine Entschlüsse waren gereift; es war alles überlegt; sein erstes Wort war sein letztes.

Dies bemerkte man zuerst an ihm; darauf, wie selbstthätig, wie arbeitsam er war. Es erforderte einige Geduld, die langen Reden der italienischen Gesandten anzuhören; er bemühte sich, die verwickelten Verhältnisse ihrer Fürsten und Mächte genau zu fassen. Der venetianische Botschafter wunderte sich, ihn um nichts weniger zugänglich und gesprächig zu finden, als er drei Jahre in Spanien gewesen war. In Bologna hatte er ausdrücklich darum eine Wohnung genommen, aus welcher er den Papst unbemerkt besuchen konnte, um dies so oft zu thun, wie möglich, um alle Streitpunkte selbst aufs Reine zu bringen.

Von dem an begann er seine Unterhandlungen persönlich zu leiten, seine Heere selber anzuführen; er fing an von Land zu Land und immer dahin zu eilen, wo das Bedürfniß und die Lage der Geschäfte seine Gegenwart erforderte. Wir sehen ihn bald in Rom sich bei den Cardinälen über die unversöhnliche Feindschaft Franz I. beklagen, bald in Paris die

Gunst der Estampes suchen und gewinnen, bald in Deutschland dem Reichstag vorsitzen, um die religiösen Entzweiungen beizulegen, bald in den castilischen Cortes bemüht, sich die Auflage des Servicio stimmen zu lassen. Dies sind friedliche Bemühungen; öfter aber steht er an der Spitze seiner Heere. Er dringt über die Alpen in Frankreich vor und überschwemmt die Provence; er setzt Paris von der Marne aus in Schrecken. Dann kehrt er um nach Osten und Süden. Den Siegeslauf Solimans hält er ein an der Raab; er sucht den Halbmond bei Algier auf. Das Heer, das ihm in Afrika gedient, folgt ihm an die Elbe, und auf der Lochauer Heide hört man das Feldgeschrei „Hispania!“ Da ist Karl das am meisten beschäftigte Haupt der Welt. Gar manchmal schifft er über das Mittelmeer, über den Ocean. Indessen sind seine Seeleute Entdecker in früher nie befahrenen Meeren, seine Krieger Eroberer von früher nie betretenen Erden. In so weiter Ferne bleibt er ihr Regierer und Herr. Sein Wahlspruch: „Mehr, weiter!“ hat eine glorreiche Erfüllung.

So ist sein Leben, wenn wir es im Ganzen betrachten: nach ungewöhnlich langem Ruhen volle Thätigkeit. Es läßt sich bemerken, daß die nämliche Erscheinung zuerst Ruhen, Warten, Zusehen, spät die That, auch während seines bewegtesten Lebens in den einzelnen Ereignissen immer wiederkehrt. — Obwohl in der allgemeinen Willensrichtung völlig entschieden, faßte er, Fall für Fall, doch nur langsam Entschlüsse. Auf jeden Vortrag antwortete er anfangs unbestimmt, und man mußte sich hüten, seine vieldeutigen Ausdrücke nicht für eine Gewährung zu nehmen. Dann berieth er sich mit sich selbst. Er schrieb sich oft die Gründe für und wider auf; da brachte er alles in so guten Zusammenhang, daß, wer ihm den ersten Satz zugab, ihm den letzten zuzugeben gewiß genöthigt war. Den Papst besuchte er zu Bologna, einen Zettel in der Hand, auf welchem er alle Punkte der Unterhandlung genau verzeichnet hatte. Nur Granvella'n pflegte er jeden Bericht, jeden Vortrag mitzutheilen; diesen fanden die Botschafter immer, bis auf die einzelnen Worte, welche sie geäußert, unterrichtet; zwischen beiden wurden alle Beschlüsse gefaßt. Langsam geschah es; häufig hielt Karl den Courier noch ein paar Tage länger auf. War es aber einmal so weit, so war nichts auf der Welt vermögend, ihm eine andere Meinung beizubringen. Man wußte das wohl. Man sagte, er werde eher die Welt untergehen lassen, als eine erzwungene Sache thun. Es war kein Beispiel, daß er jemals durch Gewalt oder Gefahr zu irgend etwas genöthigt worden. Er äußerte sich selbst mit einem Geständniß hierüber. Er sagte zu Contarini: „Ich bestehe von Natur hartnäckig auf meinen Meinungen.“ „Sire,“ entgegnete dieser, „auf guten Meinungen bestehen, ist nicht Hartnäckigkeit, sondern Festigkeit.“ Karl fiel ihm ins Wort: „Ich bestehe zuweilen auch auf schlechten.“

Der Beschluß ist indeß noch lange nicht die Ausführung. Karl hatte eine Scheu, die Dinge anzugreifen, auch wenn er sehr gut wußte, was zu thun war. Im Jahre 1538 sagte Tiepolo von ihm, er zögere so lange, bis seine Sachen gefährdet, bis sie ein wenig im Nachtheil seien. Eben das fühlte Papst Julius III. Karl räche sich wohl, doch müsse er

erst einige Stöße fühlen, ehe er sich erhebe. Auch fehlte es dem Kaiser oft an Geld; die verwickelte Politik gebot ihm tausend Rücksichten.

Indeß er nun harren mußte, behielt er seine Feinde unausgesetzt im Auge. Er beobachtete so genau, daß die Gesandten erstaunt waren, wie gut er ihre Regierungen kannte, wie treffend er zum voraus beurtheilte, was sie thun würden. Endlich kam die Gelegenheit, die günstige oder die dringende Stunde doch. Dann war er auf, dann führte er aus, was er vielleicht seit zwanzig Jahren im Sinne gehabt.

In wie viel andern Dingen war es mit ihm nicht anders bestellt! Er bestrafte zwar, doch ließ er sich zuvor viel gefallen. Er belohnte wohl, aber freilich nicht sogleich. Mancher mußte Jahre lang unbezahlt ausharren; dann aber bedachte er ihn mit einem jener Lehen, mit einer jener Pfründen, deren er so viele hatte, daß er reich machen konnte, wen er wollte, und ohne selbst etwas auszugeben. Hierdurch brachte er andere dahin, in seinem Dienst alle Mühseligkeiten der Welt zu erdulden.

Wenn man ihm die Waffen anzog, so bemerkte man, daß er über und über zitterte. Erst wenn er gerüstet war, dann ward er muthig, so muthig, daß man glaubte, er trotze darauf, daß noch nie ein Kaiser erschossen worden.

Ein solcher Mensch, voll Ruhe und Mäßigung, leutselig genug, um sich verschiedenen zu bequemen, scharf genug, um viele zugleich in Unterwerfung zu halten, scheint wohl geeignet, mehreren Nationen zusammen vorzustehen. Man lobt Karl, daß er durch Herablassung die Niederländer, durch Klugheit die Italiener, durch Würde die Spanier an sich gezogen habe. Was besaß er aber, um den Deutschen zu gefallen? Seine Natur war nicht fähig, sich zu jener treuherzigen Offenheit zu entwickeln, welche unsere Nation an ausgezeichneten und hochgestellten Menschen zu allererst anerkennt, liebt und verehrt. Ob er wohl die Manier, wie die alten Kaiser sich mit Fürsten und Herren gehalten, gern nachahmte; ob er sich wohl bemühte, deutsche Sitten anzunehmen und sogar den Bart nach deutscher Sitte trug: so erschien er den Deutschen doch immer als ein Fremder. Ein Vorspänner bei dem Geschütz, den er heftig antreibt, läßt ihn die Peitsche fühlen; vor Algier legt ein Landsknecht sogar auf ihn an: beide, weil sie ihn für einen Spanier halten. Besonders seit dem schmalkaldischen Kriege zerfiel er mit der Meinung der Nation. Man nannte seine beiden Gegner die Großmüthigen; er aber, Karl von Gent, wie man ihn hieß, habe hämisch gelacht, als er den guten Kurfürsten gefangen genommen; mit welcher Hinterlist habe er sich in Halle des Landgrafen bemächtigt! Während die Italiener seine Einfachheit priesen, wenn er unter einem glänzenden und reich gekleideten Gefolge selber in einem unscheinbaren Mantel in ihre Städte eintritt, fanden die Deutschen auch an solchen Dingen etwas auszusetzen. Als er vor Naumburg von einem Regen überrascht ward, ließ er sich sein altes Barett aus der Stadt holen und nahm das neue, das er trug, indeß unter den Arm. „Armer Kaiser! dachte ich," sagt Sastrow, „der Tonnen Goldes verkriegt und um eines sammtnen Käppchens willen im Regen hält." Genug, in Deutschland ward ihm nicht recht wohl. Die Entzweiungen nahmen alle seine Thätigkeit hin, ohne ihm

Ruhe zu gewähren; das Klima war seiner Gesundheit nachtheilig; er konnte die oberdeutsche Sprache nicht recht; die Mehrzahl der Nation mißverstand ihn und war ihm abgeneigt.

Sein Leben fing spät an selbständig zu werden und ging ihm früh dahin. Lange wollte er nicht wachsen, und man versuchte manche Küche, um ihn besser zu fördern. Seine Entwickelung blieb ungewöhnlich zurück, bis man im Jahre 1521 bemerkte, daß er einen Bart bekomme und männlicher werde. Seitdem blühte er eine zeitlang in gesunder Jugend. Er fing an die Jagd zu lieben. In den Alpuxarren, in den toledanischen Heiden verlor er sich mehr als einmal so weit, daß niemand sein Horn hörte, daß etwa ein Moriske ihm am Abend den Weg weisen mußte und man in der Stadt schon Lichter in die Fenster gestellt hatte und die Glocken zog, um ihn zu suchen. Zu Pferde turnierte er bald in Schranken, bald in offenem Felde; er versuchte sich mit Rohr und Gineta; auch zu Fuß blieb er nicht zurück. Den Streit, den er mit Franz I. hatte, durch einen Zweikampf zu endigen, war wenigstens bei ihm voller Ernst. Wir haben aus dieser Zeit ein Bild von ihm mit noch geschlossenem, etwas befehlshaberischem Munde, großem und feurigem Auge, gedrungenen Zügen; es ist ganze Gestalt; er faßt einen Jagdhund am Halsband. Aber allmählich und nur allzubald entwickelte sich die Trennung zwischen der obern und untern Hälfte seines Gesichtes, welche seine meisten Bilder charakterisirt. Die untere tritt hervor, der Mund bleibt offen, die Augenlider senken sich. So wie er vollkommen in das thätige Leben eintritt, ist er bereits nicht mehr gesund, und mit einer besondern Art von Neid sieht er den Heißhunger an, mit dem ein eben von der Reise gekommener Geheimschreiber den Braten aufzehrt, den man ihm vorgesetzt hat. In seinem 36sten Jahre, zu Neapel, gerade als er sich schmücken wollte, um etwa auch, wie er gesteht, den Damen zu gefallen, bemerkte er die ersten weißen Haare an seinen Schläfen. Nur vergebens ließ er sie wegnehmen; sie kamen immer wieder. Im 40sten Jahre fühlte er seine Kraft schon halb gebrochen. Es mangelte ihm das alte Vertrauen zu sich selbst und zu seinem Glücke, und es ist bemerkenswürdig, daß er sich seiner Begegnisse vor diesem Jahre besser zu erinnern wußte, als der nachfolgenden, obwohl dieselben so viel neuer waren. Seitdem griff ihn besonders die Gicht an. Er mußte meist in der Sänfte reisen. Zuweilen brachte er zwar noch einen Hirsch, ein wildes Schwein von der Jagd; doch gewöhnlich mußte er sich begnügen, mit der Büchse ins Holz zu gehen und nach Krähen und Dohlen zu schießen. Sein Vergnügen war zu Hause, wo ihm der Narr hinter seinem Tische zuweilen ein halbes Lächeln abnöthigte, wo ihn sein Hofmeister Monfalconet mit treffenden Antworten reizte und ergötzte. Doch immer heftiger setzte ihm die Krankheit zu. Die Gicht, sagte Cavallo 1550, steigt ihm manchmal bis zum Kopf und droht ihn einmal plötzlich zu tödten. Die Aerzte riethen ihm dringend, Deutschland zu verlassen; die steigende Verwirrung der Geschäfte hielt ihn in diesen Gegenden fest. Da entwickelte sich ein Hang zu schwermüthiger Einsamkeit, der lange in ihm gewesen, zu überwiegender Stärke: im Grunde doch der nämliche, der seine Mutter, so lange auf der Welt, so lange der Welt entfrembet gehalten.

Karl sah niemand, wen er nicht ausdrücklich hatte rufen lassen. Oft war er unmuthig nur zu unterschreiben. Selbst einen Brief zu eröffnen machte ihm Schmerzen in der Hand. In einem schwarz ausgeschlagenen Gemach, das mit sieben Fackeln erhellt war, lag er stundenlang auf den Knieen. Als seine Mutter gestorben, glaubte er zuweilen ihre Stimme zu vernehmen, die ihn rufe nachzukommen.

In diesem Zustande entschloß er sich, das Leben zu verlassen, ehe er noch starb. L. v. Ranke.

65. Die Disputation zu Leipzig 1519.

Eben als die Kurfürsten zur Wahl eines Kaisers sich in Frankfurt vereinigten, kamen in Leipzig die Theologen zusammen, zu einem Akte, der nicht minder wichtig werden sollte.

Zuerst traf Eck von Ingolstadt ein. Ohne Zweifel war Johann Mayr von Eck einer der namhaftesten Gelehrten jener Zeit; er hatte keine Mühe gespart, um zu diesem Ruf zu gelangen. An einer ganzen Anzahl von Universitäten hatte er die berühmtesten Professoren besucht; Jura hatte er bei Zasius in Freiburg, Griechisch bei Reuchlin, Lateinisch bei Bebel, Kosmographie bei Reusch gehört. Schon in seinem zwanzigsten Jahr begann er zu schreiben und in Ingolstadt zu lesen. Es war ein Gelehrter, der die Sachen im Grunde für abgethan hielt, nur mit dem scheidenden Verstand und hauptsächlich dem Gedächtniß arbeitete, sich immer noch ein neues Feld anzueignen trachtete, um damit Aufsehn zu erregen, weiter zu kommen, sich ein genußvolles und vergnügtes Leben zu verschaffen. Seine Neigung galt vor allem der Disputation. Auf allen jenen Universitäten, auch in Heidelberg, Mainz, Basel, hatte er dadurch geglänzt, in Freiburg schon früh der Bursa zum Pfauen vorgestanden, wo man sich vorzugsweise mit Disputirübungen beschäftigte; dann hatte er größere Reisen unternommen: nach Wien, nach Bologna, ausdrücklich, um daselbst zu disputiren. Man muß lesen, mit welcher Genugthuung er besonders von dieser italienischen Reise erzählt: — wie er von einem päpstlichen Nuntius dazu aufgemuntert, noch vor seiner Abreise von dem jungen Markgrafen von Brandenburg besucht, hierauf unterwegs so in Italien wie in Deutschland von geistlichen und weltlichen Herren höchst ehrenvoll aufgenommen, zur Tafel gezogen worden sei; wie er dann schon unterwegs junge Leute, die ihm etwa bei Tisch zu widersprechen wagten, leicht widerlegt und voll staunender Bewunderung zurückgelassen, endlich in Bologna trotz mannigfachen Widerspruchs die Gelehrtesten der Gelehrten dahin gebracht habe, seine Sätze zu unterschreiben. Er betrachtete die Disputationen mit den Augen eines geübten Fechters: als den Schauplatz eines unfehlbaren Sieges; er wünschte seine Waffen nur immer auf neuen Turnieren zu erproben. Mit Freuden ergriff er die Gelegenheit, seinen Ruhm nun auch in Norddeutschland auszubreiten. Jetzt sah man ihn in der Mitte der Professoren in Leipzig, die ihn als einen Verbündeten wider die benachbarten Nebenbuhler freudig bewillkommt, an der Frohnleichnamsprocession theilnehmen, sehr devot, in seinem Meßgewande. In seinen Briefen lesen wir, daß er dabei

doch auch das sächsische Bier mit dem bairischen verglich, und anderes dieser Art.

Am 24sten Juni zogen auch die Wittenberger ein; auf einigen offenen Rollwagen die Lehrer, Karlstadt voran, dann Luther und Melanchthon zusammen, einige junge Licentiaten und Baccalaureen, mit ihnen Herzog Barnim von Pommern, der damals in Wittenberg studirte und die Würde eines Rectors bekleidete; um sie her zu Fuß ein paar Hundert eifrige Studenten mit Halbarden, Handbeilen und Spießen. Man bemerkte, daß sie von den Leipzigern nicht eingeholt worden waren, wie es wohl die Sitte mit sich gebracht hätte.

Unter der Vermittelung des Herzogs Georg wurden nun zunächst die Bedingungen des Kampfes festgesetzt; nur ungern fügte sich Eck in die Forderung, Rede und Widerrede durch Notarien aufzeichnen zu lassen; dagegen mußte auch Luther zugeben, daß das Urtheil einigen Universitäten anheim gestellt würde, er brachte dazu selbst Paris und Erfurt in Vorschlag. Auf diese Dinge drang der Herzog besonders eifrig, er behandelte die Sache wie einen Prozeß, er wollte die Akten gleichsam an ein paar Spruchgerichte versenden. Indessen ließ er auf dem Schloß einen geräumigen Saal zu dem litterarischen Gefecht herrichten: zwei Katheder stellte man einander gegenüber auf, mit Teppichen behangen, auf denen die streitbaren Heiligen, St. Georg und St. Martin abgebildet waren; es fehlte nicht an Tischen für die Notarien, an Bänken für die Zuhörer; endlich am 27sten Juni ward die Action mit einer Heiligen-Geist-Messe eröffnet.

Karlstadt hatte es sich nicht nehmen lassen, zuerst zu disputiren; jedoch trug er wenig Ruhm davon. Er brachte Bücher mit, las daraus vor, schlug weiter nach und las wieder vor; auf die Einwendungen, die sein Gegner heute äußerte, antwortete er erst den andern Morgen. Welch ein ganz anderer Disputator war da Johann Eck! — er besaß seine Wissenschaft zu augenblicklichem Gebrauch. Er studirte nicht lange; unmittelbar von einem Spazierritt bestieg er das Katheder: ein großer Mann, von starkem Gliederbau, lauter, durchdringender Stimme; indem er sprach, ging er hin und her, auf jedes Argument hatte er eine Einrede in Vorrath; sein Gedächtniß, seine Gewandtheit blendeten die Zuhörer. In der Sache selbst kam man natürlich nicht weiter. Zuweilen näherten sich die Streitenden, so daß ein jeder sich rühmte, den andern auf seine Seite gebracht zu haben; dann gingen sie wieder aus einander. Einige Kleinigkeiten etwa ausgenommen ward nichts Neues vorgebracht; die wichtigsten Punkte wurden kaum berührt; die Sache ward bisweilen so langweilig, daß der Saal sich leerte.

Um so lebendiger ward die Theilnahme, als nun endlich Luther auftrat, Montag, den 4. Juli, früh um sieben Uhr, der Gegner, nach dem Eck vor allem verlangt, über dessen aufkommenden Ruhm er auf das glänzendste zu triumphiren hoffte. Luther war von mittlerer Gestalt, damals noch sehr hager, Haut und Knochen; er besaß nicht jenes donnernde Organ seines Widersachers, noch sein in mancherlei Wissen fertiges Gedächtniß, noch seine Uebung und Gewandtheit in den Kämpfen der Schule. Aber auch er stand in der Blüte des männlichen Alters, seinem sechsund-

dreißigsten Lebensjahre, der Fülle der Kraft; seine Stimme war wohllautend und deutlich, er war in der Bibel vollkommen zu Hause, und die treffendsten Sprüche stellten sich ihm von selber dar; — vor allem, er flößte das Gefühl ein, daß er die Wahrheit suche. Zu Hause war er immer heiter, ein vergnügter, scherzhafter Tischgenosse, auch auf das Katheder nahm er wohl einen Blumenstrauß mit; hier aber entwickelte er den kühnsten, selbstvergessenen Ernst, aus der Tiefe einer bisher noch nicht vollkommen zum Bewußtsein gediehenen Ueberzeugung erhob er nun Gedanken und stellte sie im Feuer des Kampfes mit einer Entschlossenheit fest, die keine Rücksicht mehr kannte; in seinen Zügen las man die Macht der Stürme, welche seine Seele bestanden, den Muth, mit dem sie andern noch entgegen ging, sein ganzes Wesen athmete Tiefsinn, Freudigkeit und Zukunft. Der Streit warf sich nun sogleich auf die Frage über die Berechtigungen des Papstthums, die zugleich durch ihre Verständlichkeit und Bedeutung die allgemeine Aufmerksamkeit fesselte. Zwei deutsche Bauernsöhne — denn auch Eck war der Sohn eines Bauern, Michael Mayr, der dann lange Zeit Ammann in Eck gewesen ist, wie Luthers Vater Rathsherr in Mansfeld — repräsentirten zwei Gegensätze der Meinung, die wie damals so noch heute die Welt entzweien; von dem Ausgang ihres Kampfes, den Erfolgen des einen im Angriff, des andern im Widerstand, hing größtentheils der künftige Zustand der Kirche und des Staates ab.

Da zeigte sich nun sogleich, daß Luther seine Behauptung, der Primat des Papstes schreibe sich erst von den letzten vierhundert Jahren her, nicht halten konnte; sehr bald sah er sich durch die älteren Documente in die Enge getrieben, zumal, da noch keine Kritik die falschen Decretalen erschüttert hatte. Um so nachdrücklicher und kraftvoller bestritt er aber die Lehre, daß der Primat des Papstes, in dem er übrigens noch immer den Bischof der Christenheit sah, in der Schrift gegründet und göttlichen Rechtes sei. Man nahm die Aussprüche Christi vor, die immer dafür angeführt worden sind: Du bist Petrus — weide meine Schafe; die von der römischen abweichende Erklärung derselben suchte Luther besonders durch andere Stellen zu bewähren, in denen von einer gleichen Berechtigung der Apostel die Rede ist. Eck führte Stellen aus den Kirchenvätern für sich an: Luther setzte ihm die Lehren anderer entgegen. So wie man in diese entfernteren Regionen kam, war die Ueberlegenheit Luthers unleugbar. Eins seiner Hauptargumente war, daß die Griechen den Papst niemals anerkannt, und doch nicht für Ketzer erklärt worden; die griechische Kirche habe bestanden, bestehe und werde bestehen ohne den Papst, sie gehöre Christo an, so gut wie die römische. Eck trug kein Bedenken, christliche und römische Kirche geradehin für einerlei zu erklären. Griechen und Orientalen seien wie von dem Papst, so auch vom christlichen Glauben abgefallen, sie seien ohne Frage Ketzer; im ganzen Umkreis des türkischen Reichs z. B. könne wohl niemand selig werden, die wenigen ausgenommen, die sich an den römischen Papst halten. Wie? sagte Luther, die ganze griechische Kirche wolle er verdammen, welche die besten Väter hervorgebracht und so viel tausend Heilige, von denen kein einziger etwas von dem römischen Primat gewußt? Sollen Gregor von Nazianz, Basilius

der Große nicht selig geworden sein? Oder wolle der Papst mit seinen Schmeichlern sie aus dem Himmel stoßen? Eck gerieth nun seinerseits ins Gedränge, er wiederholte nur immer, es habe doch in der griechischen Kirche viele Ketzer gegeben, die meine er, nicht die Väter; eine erbärmliche Ausflucht, welche die Stärke des feindlichen Beweises gar nicht berührte. Auch eilte Eck sofort wieder in das Bereich der lateinischen Kirche zurück. Er stützte sich darauf, daß Luthers Meinung, der römische Primat sei eine menschliche Einrichtung, ein Irrthum der Armen von Lyon, Wiklefs und Hussens sei, aber von den Päpsten und besonders von den allgemeinen Concilien, denen der Geist Gottes beiwohne, zuletzt noch von dem Kostnitzer verdammt. Diese neuere Thatsache war so unleugbar wie jene ältere. Eck ließ sich nicht damit befriedigen, daß Luther betheuerte, er habe nichts mit den Böhmen zu schaffen, ja er verdamme ihr Schisma, auch wolle er nicht aus den Collectaneen der Ketzermeister widerlegt sein, sondern aus der Schrift. Die Frage kam in ihren entscheidendsten Augenblick. Erkannte Luther das unmittelbare Walten des göttlichen Geistes in der lateinischen Kirche, die bindende Kraft der Beschlüsse ihrer Concilien noch an oder nicht? Hielt er sich noch innerlich zu ihr oder nicht? Wir müssen uns erinnern, daß wir hier nicht weit von den böhmischen Grenzen sind, in einem Lande, das in Folge der Verdammung, die in Kostnitz ausgesprochen worden, alle Schrecken eines langen verwüstenden Krieges erfahren und seinen Ruhm in dem Widerstand gesehen, den es den Hussiten geleistet; an einer Universität, die im Widerspruch gegen die Richtung und Lehre des Johann Huß gegründet worden; vor Fürsten, Herren und Gemeinen, deren Väter in diesem Kampfe erlegen waren; man sagt, es seien Abgeordnete der Böhmen, welche die Wendung geahnet, die dieser Streit nehmen mußte, zugegen gewesen. Luther sah sich in einer gefährlichen Stellung. Sollte er sich wirklich von dem herrschenden Begriff der alleinseligmachenden römischen Kirche lossagen, einem Concilium widersprechen, durch welches Johann Huß zum Feuer verdammt worden, und vielleicht ein ähnliches Geschick über sich herbeiziehen? Oder sollte er die höhere, umfassendere Idee einer Kirche, die ihm zu theil geworden, in der seine Seele lebte, verleugnen? Der unerschütterliche Luther schwankte keinen Augenblick. Er wagte zu sagen, unter den Artikeln des Johann Huß, welche das Verdammungsurtheil des Conciliums zu Kostnitz verzeichne, seien einige grundchristliche und evangelische. Ein allgemeines Erstaunen erfolgte. Herzog Georg, der zugegen war, stemmte die Hände in die Seite; kopfschüttelnd rief er seinen Fluch aus: „Das walt die Sucht." Jetzt schöpfte Eck neuen Muth. Es sei kaum glaublich, sagte er, daß Luther ein Concilium tadle, da doch Seine Fürstliche Gnaden ausdrücklich verboten, Concilien anzufechten. Luther antwortete: einen neuen Glaubensartikel könne kein Concilium machen; womit wolle man denn beweisen, daß ein Concilium überhaupt dem Irrthum nicht unterworfen sei? „Ehrwürdiger Vater," sagte hierauf Eck, „wenn Ihr glaubt, daß ein rechtmäßig versammeltes Concilium irren könne, so seid Ihr mir wie ein Heide und Zöllner."

Dahin führte diese Disputation. Anfangs hatte Luther die Instruction für die Ablaßprediger bekämpft, aber die Decrete der Päpste

ausdrücklich festgehalten, dann hatte er diese zwar verworfen, aber den Ausspruch eines Conciliums angerufen; jetzt sagte er sich auch von dieser letzten Autorität los; es blieb ihm nichts übrig als die Schrift.

L. v. Ranke.

66. Zwingli.

I.

Zwingli ist in der Gemeinde Wildenhaus in Toggenburg geboren, in deren Markung die Thur entspringt, in einer Höhe, wo keine Feldfrüchte noch Obstbäume mehr fortkommen, zwischen grünen Alpenwiesen, über welche die kahlen, kühnen Firsten emporstreben. Seine Kindheit (er ist einige Wochen jünger, als Luther; geboren am Neujahrstag 1484) fiel in Zeiten, in welchen sich die Gemeinde von den drückendsten feudalen Lasten, zu denen sie dem Abt von St. Gallen verpflichtet war, nach und nach frei machte. Hauptsächlich unter der Leitung seines Vaters geschah dies, welcher der vornehmste Mann im Orte war, Ammann daselbst, viele Wiesen und Alpen eigenthümlich besaß und, von einer großen Familie umgeben, — er hatte acht Söhne — patriarchalisch würdig Haus hielt.

Von so vielen Brüdern pflegte sich aber in jenen Zeiten immer einer oder der andere dem geistlichen Stande zu widmen; dazu ward unser Huldreich Zwingli bestimmt; sein Oheim welcher der erste Pfarrer gewesen, den die Wildhäuser sich selbst gewählt, und der jetzt in Wesen stand, übernahm seine Vorbereitung.

Unter den Zügen, die uns aus Zwinglis Jugend überliefert worden, ist wohl der der merkwürdigste, daß er von Natur einen besonders reinen Sinn für die Wahrheit besaß. Er erzählt einmal, daß ihm, bei dem ersten Erwachen des Denkens über öffentliche Dinge, der Gedanke aufgestiegen, ob nicht die Lüge eigentlich härter zu bestrafen wäre, als der Diebstahl. Denn Wahrhaftigkeit, fügt er hinzu, sei doch die Mutter und Quelle aller Tugenden. Mit diesem unverdorbenen Sinn, den er aus der reinen Luft seiner Berge mitbrachte, trat er nun in Litteratur, öffentliches Leben und Kirche ein.

Er studirte auf den Schulen zu Basel und zu Bern, den Universitäten zu Wien und wieder zu Basel. Eben begann die Epoche, in welcher die klassischen Studien, im Gegensatz zu der Scholastik des Mittelalters, allenthalben in Aufnahme kamen. Zwingli schloß sich, wie seine Lehrer, alle seine Freunde, dieser Richtung an und hielt sie fest, auch als er noch sehr jung im Jahr 1506 Pfarrer in Glarus wurde. Alle Muße, die sein Amt ihm ließ, widmete er den Studien. Zuweilen hat er sich schriftstellerisch im Sinne der Latinisten jener Zeit versucht; doch ist es ihm nicht gelungen, sich unter den Meistern des Stils eine Stelle zu erwerben. Hauptsächlich las und studirte er die Alten. Mehr noch ihr Inhalt, ihr großer Sinn für das Einfache und Wahre fesselte ihn, als ihn ihre Form zur Nachahmung reizte. Er meinte wohl, der göttliche Geist sei nicht auf Palästina beschränkt gewesen, auch Plato habe aus dem göttlichen Born getrunken; Seneca nennt er einen heiligen Mann; vor allem verehrt er Pindar, der so erhaben von seinen Göttern rede, daß

ihm eine Ahnung von der einen heiligen Gotteskraft beigewohnt haben müsse; er ist ihnen allen dankbar, weil er von ihnen allen gelernt, weil sie ihn zur Wahrheit geführt. In diesen Studien begriffen, nahm er nun auch das griechische neue Testament, in der Ausgabe von Erasmus, zur Hand und widmete ihm den größten Fleiß. Um sich mit den Episteln Pauli vertraut zu machen, ließ er sich die Mühe nicht verdrießen, sie mit eigener Hand sauber abzuschreiben; am Rande merkte er sich die Auslegungen der Kirchenväter an. Zuweilen störten ihn noch die theologischen Begriffe, die er von der Universität mitgebracht, aber bald faßte er den Entschluß, von allem anderen abzusehen und die Meinung Gottes aus dessen lauterem, einfältigem Wort zu lernen. Es ward ihm heller, wenn er sich so unbedingt dem Text hingab. Aber zugleich bildete sich in der Tiefe seiner Seele eine dem bisherigen Kirchenwesen widersprechende Ueberzeugung aus. In Einsiedeln, wohin er im Jahre 1516 gekommen, sagte er einst dem Cardinal Schinner unverhohlen, das Papstthum habe keinen Grund in der Schrift.

Was nun aber seiner Thätigkeit ihre charakteristische Richtung gab, war noch ein anderes Moment. Zwingli war ein Republikaner, in einem unaufhörlich bewegten bürgerlichen Gemeinwesen aufgewachsen; lebendige Theilnahme auch an den politischen Geschäften seines Vaterlandes war ihm Natur. In jenen Jahren brachten nun die italienischen Kriege alle Lebenskräfte der Eidgenossenschaft in Bewegung, erhoben sie zum Range einer großen Macht in Europa. Mehr als einmal hat Zwingli seine kriegerische Gemeinde ins Feld begleitet; er zog mit nach Marignano.

Eine ungemeine Wirkung hatten seine Predigten, zu denen er eine große natürliche Gabe besaß. Er griff die obwaltenden Mißbräuche mit einem Ernst an, der keine Rücksicht kannte. Er schilderte die Verantwortlichkeit der Geistlichen eines Tages so lebhaft, daß junge Leute unter seinen Zuhörern wohl auf der Stelle die Absicht fahren ließen, geistlich zu werden: „ich fühlte mich," sagt Thomas Platter, „wie an den Haaren empor gezogen." Zuweilen glaubte wohl einer oder der andere, der Prediger ziele persönlich auf ihn, und Zwingli hielt es für nothwendig, ein Wort darüber zu sagen: „Frommer Mann," rief er aus, „nimm dir's nicht an;" dann fuhr er in seinem Eifer fort, ohne der Gefahr zu achten, die zuweilen sein Leben bedrohte. Hauptsächlich aber war sein Bemühen, den Sinn der Schrift seinen Zuhörern näher zu bringen. Mit Erlaubniß des Stifts erklärte er nicht mehr die Perikopen allein, sondern die ganzen Bücher der Schrift, wie er sie studirt hatte; denn den Zusammenhang des göttlichen Gedankens suchte er zu ergreifen und mitzutheilen. Seine Lehre war, daß die Religion in Gottesfurcht, Gottesliebe und Unschuld bestehe. Er vermied alles, was fremdartig oder allzu gelehrt lautete: es gelang ihm, die allgemeine Verständlichkeit zu erreichen, nach der er strebte, und in einem weiten Kreise von Zuhörern eine Ueberzeugung hervorzubringen, die dann in den Tagen des Sturmes aushielt und ihm zu allen seinen Unternehmungen eine feste Grundlage gab.

In seinem täglichen Leben zeigte er sich bequem und heiter. In den republikanischen Gemeinden, dem Feldlager, jenem Zusammenfluß mannig-

faltiger Fremden bei Einsiedeln, hatte er mit Menschen umgehen, sie behandeln gelernt. Von Jugendfehlern, zuweilen widerwärtiger Art, ist er nicht frei gewesen; aber sein Briefwechsel zeigt, mit welchem Ernst er sich darüber anklagt und an sich arbeitet: nach einiger Zeit finden wir ihn ohne Tadel leben. Aufwallungen des Zorns, wie andere Wallungen der Leidenschaft war er bemüht, zu beherrschen; aufsteigende Grillen verscheuchte er durch Musik; denn auch er war ein großer Musikfreund und auf gar manchem Instrumente Meister: in Toggenburg ist das so gewöhnlich, wie in Thüringen. Am liebsten lebte er häuslich eingezogen, auf die Weise seines Vaterlandes, etwa von Milchspeisen, wie dort herkömmlich; doch schlug er darum nie eine Einladung aus; er ging auf die Zünfte mit den Bürgern, man sah ihn auf den Gastereien der Bauern, die er mit munterem Geist und vergnügtem Gespräch erheiterte. So arbeitsam er war, so viel er auch unternahm und zu Stande brachte, so wies er doch niemand von sich, er wußte einem jeden etwas Zufriedenstellendes zu sagen. Ein wohlgestalter, kerngesunder Mann; wohlthätig und gutmüthig; heiter, umgänglich, lebensfroh und dabei von den großartigsten Gedanken erfüllt: ein echter Republikaner.

Wollen wir ihn mit Luther vergleichen, so hatte er nicht so gewaltige Stürme zu bestehen, wie sie in Luther die geheimsten Tiefen des innern Seelenlebens erschütterten. Da er sich nie so unbedingt dem bestehenden Kirchenwesen hingegeben, so hatte er sich auch jetzt nicht mit so gewaltsamer und schmerzlicher Anstrengung loszureißen. Was ihn zum Reformator machte, war nicht jenes tiefere Verständniß der Idee des Glaubens und ihres Verhältnisses zur Erlösung, von welchem Luther ausgegangen, sondern vor allem, daß er bei seinem wahrheitsuchenden Studium der Schrift Kirche und Leben mit dem allgemeinen Inhalt derselben in Widerspruch begriffen sah. Auch war Zwingli kein Universitätsgelehrter: die herrschenden Lehrmeinungen hatte er niemals ernstlich getheilt; eine hohe Schule umzubilden, festhaltend an allem, was sich erhalten ließ, und abweichend nur in den wesentlichsten Punkten, war nicht sein Beruf. Die Aufgabe seines Lebens sah er vielmehr nur darin, die Republik, die ihn aufgenommen, religiös und sittlich umzubilden, die Eidgenossenschaft zu ihren ursprünglichen Grundsätzen zurückzuführen. Wenn Luther vor allem eine Verbesserung der Lehre beabsichtigte, welcher Leben und Sitte dann von selbst nachfolgen müsse, so nahm Zwingli einen unmittelbaren Anlauf auf die Verbesserung des Lebens: er faßte vornehmlich die praktische Bedeutung des allgemeinen Inhalts der Schrift ins Auge; seine ursprünglichen Gesichtspunkte waren moralisch-politischer Natur; es ist kein Zweifel, daß auch sein religiöses Bestreben hierdurch eine eigenthümliche Färbung empfing.

Mit der Kirche zugleich sein Vaterland von den verderblichsten Mißbräuchen zu reinigen, das hatte er sich zur Aufgabe gemacht. Er hätte die kirchliche Reform nicht durchführen können ohne die politische, die politische nicht ohne die kirchliche. Nur der gemeinschaftliche Fortgang von beiden entsprach seinen ursprünglichen Gedanken.

L. v. Ranke.

II.

Als endlich der Zwiespalt der Cantone unheilbar geworden und die fünf Orte (Lucern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug) mit 8000 Mann aufgebrochen waren, rückte diesen eine Vorhut von Zürich nach Kappel entgegen. Den 11. October 1531 kam es zum ersten Treffen: Zwingli als einer der Vordersten in der Schaar der Kämpfenden! Bis auf den letzten Augenblick war er es gewesen, der zum Kampfe gerathen; und so war es auch billig, daß er sich ihm nicht entzog. Es war, als ob er eine Ahnung hätte, daß er bleiben würde; denn als er unter häufigem und inbrünstigem Gebet mit dem Banner auszog, „da redete er mit seinen vertrauten Freunden dermaßen, daß man an seiner Rede wohl merkte, er hoffe nicht mehr heimzukehren.“ Der Umstand, daß sein Pferd beim Aufsteigen einige Schritte rückwärts ging, ward von den ängstlichen Freunden als üble Vorbedeutung gefaßt. Als der Angriff der Feinde begann und Zwingli in der vordersten Reihe stand neben den Tapfersten, da sprach zu ihm Leonhard Burkhardt: „Es wird uns ein bitteres Gericht vorgesetzt. Meister Ulrich! wer soll es essen?“ „Ich,“ versetzte Zwingli, „und mancher Biedermann, der hier in Gottes Hand steht, dessen wir lebend und todt sind.“ — Auch sonst ermunterte er neben dem Hauptmann Lavater die Umstehenden: „Biderben Leute,“ sprach er, „seid tröstlich und fürchtet euch nicht. Müssen wir gleich leiden, so ist die Sache doch gut. Befehlet euch Gott, der kann unser und der Unsrigen pflegen. Gott walte über sie!“ — Nun ging es an einen harten Kampf. Mit Steinen ward, wie mit Waffen, gekämpft nach alter Schweizersitte. Ein solcher Steinwurf streckte Zwingli zu Boden, als er eben in der Nähe eines Birnbaumes einem Niedersinkenden Worte des Trostes zusprach. Noch auf den Knieen sich haltend, rief er aus: „Den Leib können sie zwar tödten, doch die Seele nicht,“ und fiel dann rücklings mit zusammengefalteten Händen und gen Himmel gerichteten Augen nieder. Seine Lippen bewegten sich im stillen Gebete. In dieser Lage trafen ihn mehrere Altgläubige und fragten ihn, ob er beichten wolle und einen Priester begehre; auch ermahnten sie ihn, die Heiligen anzurufen. Zwingli aber schüttelte den Kopf. „So stirb denn, hartnäckiger Ketzer!“ rief der entrüstete Hauptmann Vockinger von Unterwalden und gab ihm den Todesstreich. — Mögen auch die Berichte im Einzelnen über Zwinglis Hinschied abweichen, er starb den Tod des Helden und ward unter den Helden gefunden; denn von Zürich allein deckten 600 die Wahlstatt. Zwingli soll noch im Tode ein frisches, farbiges Aussehen gehabt haben, gerade wie er es auf der Kanzel zu haben pflegte, wenn er am eifrigsten predigte. Thränen flossen aus den Augen der ihn erkennenden Freunde. Rohe Schadenfreude malte sich zum Theil auf dem Angesicht der Gegner; doch machten mehrere derselben eine würdige Ausnahme. Hans Schönbrunner, ehemals Conventherr zu Kappel, konnte sich der Thränen nicht enthalten. „Welcher auch,“ sprach er, „dein Glaube gewesen, ich weiß, daß du ein redlicher Eidgenosse warst. Gott sei deiner Seele gnädig.“ — Ungestüm verlangten die Wildesten die Zerstückelung des Leichnams. Schultheiß Golder und Amman

Thos von Zug entgegneten: „Lasset die Todten ruhen, noch sind wir nicht am Ende. Gott wird richten!" Solche Stimmen der Mäßigung wurden aber überhört. Ein Ketzergericht wurde über der Leiche gehalten. Sie ward durch den Scharfrichter von Luzern geviertheilt, verbrannt und die Asche mit Schweinsasche vermischt. Doch das Herz ward gerettet. Thomas Platter soll es aus den Flammen erhascht und als ein Heiligthum seinem Freunde Myconius nach Zürich gebracht haben. Daß dieser aber, der bald darauf nach Basel ging, es selbst in den Rhein geworfen habe, um es nicht zu einem Gegenstand abergläubischer Reliquienverehrung zu machen, würde, wenn es anders Grund hätte, mehr ein Beweis des großen Eifers als zarter Freundschaft sein. Allein diese Erzählung ist nicht verbürgt.

In Zwinglis Schicksal und seinem Heldentod sehen wir etwas Hochtragisches, wenn wir nämlich mit diesem Ausdruck das bezeichnen wollen, daß auch je der Edelste und Beste durch verhängnißvolle Umstände zu Unternehmungen fortgerissen werden kann, die über das Gebiet der Berechnung hinausgehen, und dessen Folgen er somit nicht verantworten kann. Es war, kann man sagen, ein Irrthum, wenn Zwingli mit dem Schwerte es zu zwingen hoffte, wo Luther nur aufs Wort baute. Aber es war ein großartiger Irrthum, und dieser Irrthum, der einer heiligen Begeisterung für Recht und Wahrheit sich beigesellt, ist immerhin verzeihlicher und steht unendlich höher, als die feine Erasmische Klugheit, welche der Gefahr von weitem aus dem Wege zu gehen versteht. Auch war Zwinglis Stellung eine andere als die Luthers, sie war die doppelte eines Reformators und Repubikaners.

R. Hagenbach.

67. Kurfürst Johann der Beständige.

Kurfürst Johann von Sachsen, der letzte von den vier trefflichen Söhnen des Kurfürsten Ernst, die einst zu Grimma mit großer Sorgfalt zu geistlichen oder weltlichen Reichswürden erzogen worden, der Stammvater des noch heute in mannigfaltigen Zweigen blühenden ernestinischen Hauses, besaß nicht die politische Genialität seines Bruders Friedrich, dessen seinen durchdringenden Geist; dagegen zeigte er sich von Jugend auf gutmüthig und treuherzig, ohne alles Falsch, — wie Luther sagt, ohne Galle, aber dabei erfüllt von dem sittlichen Ernst, der einer so einfachen Seele erst ihren Werth verleiht. Man weiß nicht anders, als daß er seine Jugend von jeder Ausschweifung rein erhalten hat. Die rauschenden ritterlichen Festlichkeiten, an denen er zuweilen am Hofe Maximilians theilnahm, obwohl auch er sich dabei hervorthat, befriedigten ihn nicht; er meinte später, von diesen Tagen sei doch auch keiner ohne irgend ein Herzeleid vergangen. Man sieht, für Vergnügungen und Weltlust war er nicht geboren; das Unangenehme, das dabei nicht zu vermeiden ist, ging ihm allzutief und quälte ihn mehr, als ihn der leichte Genuß erfreute. Mit seinem Bruder, dessen Mitregent er war, hat er sich nie entzweit: nie hat einer einen Diener aufgenommen, ohne daß der andere damit einverstanden gewesen wäre. Vom ersten Aufgang Luthers an widmete er der Lehre desselben die freudigste Theilnahme; sein von Natur ernstes und in der Tiefe religiöses Gemüth ward von derselben allmählich ganz

durchdrungen. Es war ihm Vergnügen und Genugthuung, sich die Schrift, die ihm nun erst bekannt ward, in den Abendstunden vorlesen zu lassen. Er schlief darüber zuweilen ein, denn schon war er bejahrt; wenn er aufwachte, wiederholte er den letzten Spruch, der ihm im Gedächtniß geblieben. Die Predigten Luthers schrieb er zuweilen nach; man hat ein von seiner Hand geschriebenes Exemplar des kleinen Katechismus Lutheri. Früher und später hat es Fürsten gegeben, die durch eine Hingebung dieser Art in ihrer Thatkraft gelähmt worden; bei ihm war das nicht der Fall. Bei aller Einfachheit entwickelte doch seine Seele auch Schwung und Willen. Als in dem Bauernkriege die Sache der Fürsten so schwankend stand, verbarg er sich nicht, daß es zu einem völligen Umschlag kommen könne; er war sogar darauf gefaßt, und man hörte ihn sagen, auch er könne sich am Ende mit ein paar Pferden begnügen und ein Mann sein, wie ein anderer Mann; aber das hielt ihn nicht ab, sein gutes Recht doch so tapfer zu vertheidigen, wie irgend ein anderer; nur in dem Siege zeigte er sich milder. Und wann wäre in den folgenden Jahren ein Moment eingetreten, wo eine bloß beschauliche Frömmigkeit auch nur möglich gewesen wäre! Wir kennen keinen Fürsten, der sich um die Feststellung der protestantischen Kirche ein größeres Verdienst erworben hätte. Sein Bruder und Vorgänger hatte die Lehre nur nicht unterdrücken lassen, sie in seinem Lande und, so viel er vermochte, im Reiche in Schutz genommen. Doch gab es auf jeder Seite noch Klippen, an denen alles scheitern konnte, als Johann zur Regierung kam. Nur durch eine Politik, die von einer in jedem Augenblicke bewußten höhern Ueberzeugung getragen war, konnten sie vermieden werden. Nach dem Bauernkriege erhoben sich die Ideen der Reaction auf das gewaltigste; so sehr sie ihm von seinem weltklugen und in den Geschäften geübten Vetter empfohlen wurden, so ließ Johann sich nicht von ihnen übermeistern. Auf dem nächsten Reichstage nahm er vielmehr eine Haltung an, durch welche er jenen Abschied, auf dem alle weitere gesetzliche Entwickelung beruht hat, herbeiführen half. Bald darauf schien es wohl, als werde der Ungestüm seines hessischen Verbündeten auch ihn ergreifen und ihn nach der andern Seite hin auf eine nicht mehr abzusehende Bahn politischer Verwickelungen fortreißen; aber noch zur rechten Zeit nahm er bessern Bedacht und kehrte in die defensive Stellung zurück, die ihm natürlich war, und die er behaupten konnte. Sein Bemühen ging allein dahin, der Lehre in seinem Lande Ausdruck und ein entsprechendes öffentliches Dasein zu geben. Er führte die erste evangelische Kirchenform in Deutschland ein, die allen andern mehr oder weniger zum Muster gedient hat. Er versäumte nicht, die Uebergriffe seines Adels zu verhindern; so mild und gutmüthig er war, so ließ er sich doch keine ungerechte Begünstigung abgewinnen; er tadelte an seinem Sohne, daß derselbe seiner Umgebung wohl mehr, als billig, Gehör gebe. In alle dem hatte nun Luther den größten Einfluß auf ihn: Luther wußte die innern Motive, welche diese Seele beherrschten, zur rechten Zeit in Anregung zu bringen und in frischem Bewußtsein zu erhalten. So geschah denn auch unter Johanns Vortritt die Protestation, die der ganzen Partei Namen und Weltstellung gegeben hat. Denn wo Recht und Religion auf seiner Seite war, da hatte

er kein Bedenken. Da führte auch er wohl das Sprichwort: „Gradeaus giebt einen guten Renner." — Eine zur Zurückgezogenheit geneigte, friedfertige, anspruchlose Natur, in der aber durch ein großes Vorhaben eine Entschlossenheit und Thatkraft geweckt war, die sich demselben vollkommen gewachsen zeigte.

Hier zu Augsburg hatte nun Kurfürst Johann die Prüfung zu bestehen, ob diese Gesinnung wahres gediegenes Gold sei, oder auch mit Schlacken vermischt. Er fühlte eine natürliche reichsfürstliche Verehrung für den Kaiser, und anfangs zweifelte er nicht, diese mit seiner religiösen Ueberzeugung ohne Schwierigkeit vereinigen zu können. Sehr bald aber sah man ein, daß das unmöglich sein werde, und um die Gefahr wenigstens zunächst von dem Haupte des Fürsten abzuwenden, kamen einige seiner Gelehrten auf den alten Gedanken zurück, daß er sich ihrer nicht annehmen, sie für sich selbst stehen lassen solle. Sie waren bereit, die Confession bloß in ihrem eignen Namen einzugeben. Der Kurfürst erwiderte ihnen: „Ich will meinen Christus auch mit bekennen."

Seitdem zeigte sich aber der Kaiser von Tag zu Tag abgeneigter. „Wir haben," sagt der Kurfürst in einem seiner Briefe, „S. Kaiserl. Majestät gebeten, uns mit der Kurwürde zu belehnen; das ist uns abgeschlagen worden. Wir liegen mit großen Kosten hier, haben eben 12000 Gulden aufnehmen müssen; Kaiserl. Majestät hat uns noch mit keinem Worte zugesprochen. Wir können nicht anders denken, als daß wir bei Kaiserlicher Majestät schwer verunglimpft sind, und daß uns dies durch unsere eigenen Verwandten geschehen ist."

Wir sehen, in welche Stimmung man ihn bereits gesetzt hatte, und darauf folgte nun die Confutation und die derselben beigefügte drohende Erklärung.

Daß er dem Kaiser, der eine so großartige Weltstellung einnahm und jetzt freie Hand hatte, die alten Ordnungen der lateinischen Christenheit geltend zu machen, Widerstand leisten könne, er mit dem schmalen Strich Landes an der Elbe und seinem kleinen Thüringen, ohne zuverlässige Verbündete, daran ließ sich gar nicht denken. Und lähmte ihn nicht überdies der Zweifel, ob er auch nur das Recht habe, sich zu widersetzen? Er neigte sich zu der Meinung, daß es ihm nicht zukomme. — Man trug Sorge, ihn ganz deutlich wissen zu lassen, was ihm bevorstehe. Ein mit dem Hofe sehr vertrauter Fürst erklärte ihm eines Tages, werde er sich nicht fügen, so werde ihn der Kaiser mit gewaffneter Hand angreifen, ihn von Land und Leuten verjagen, an seiner Person das äußerste Recht vollstrecken. Der Kurfürst zweifelte nicht, daß es dahin kommen könne. In großer Bewegung kam er nach Hause: er zeigte sich entsetzt, daß er entweder die erkannte Wahrheit verleugnen müsse, oder sich mit den Seinen in ein unvermeidliches Verderben stürzen werde.

Luther versichert: hätte er gewankt, so würde keiner seiner Räthe festgehalten haben. Allein eben das entschied ihn, daß er sich die Frage, die ihm gestellt war, in ihrer ganzen schneidenden Schärfe vorlegte. „Entweder Gott verleugnen oder die Welt," sagte er; „wer kann zweifeln, was das Beste sei? — Gott hat mich zu einem Fürsten des Reichs

gemacht, was ich niemals werth geworden bin: er mache ferner aus mir, was ihm gefällt."

Was in seiner Seele vorging, zeigt unter anderem ein Traum, den er in dieser Zeit hatte. Es ergriff ihn jene Beklemmung, in welcher der Mensch unter einer, die Brust niederdrückenden Last zu vergehen meint. Er glaubte, er liege unter einem hohen Berge, auf dessen Spitze sein Vetter Georg stehe; gegen Morgen sank der Berg zusammen, und der feindliche Blutsverwandte fiel neben ihm nieder.

Genug, der alte Fürst wich und wankte nicht. Große Ereignisse geschehen überhaupt nicht ohne eine große moralische Anstrengung. Neue Bildungen bedürfen dieses geheimnißvollen innern Kerns. Kurfürst Johann erklärte nach wie vor, der Kaiser solle in ihm in allen Stücken einen getreuen, friedlichen Fürsten finden, aber dazu werde er ihn nie vermögen, die ewige Wahrheit nicht als die Wahrheit, das unvergängliche Gotteswort nicht als Gotteswort zu betrachten.

Es wäre sehr falsch, zu glauben, dem Kurfürsten von Sachsen habe politisch daran gelegen, dem Kaiser Opposition machen zu können. Es that ihm von Herzen leid, sich von seinem Kaiser und Herrn so trennen zu müssen; aber es konnte nun nicht anders sein. Endlich war der Moment gekommen, wo er, im Begriffe abzureisen, an ihn herantrat, um sich von ihm zu beurlauben. „Oheim, Oheim," sagte der Kaiser, „das hätte ich mich zu Ew. Liebden nicht versehen." Der Kurfürst erwiederte nichts darauf; die Augen füllten sich ihm mit hellen Thränen; Worte vermochte er nicht zu finden. So verließ er den Palast und gleich darauf die Stadt.....

Die Geschichte rühmt dankbar, welch großes Verdienst sich dieser einfache Mann um die Gründung der evangelischen Kirche erworben hat. Auch genoß er eines hohen Ansehens im Reiche. Selbst ein Mitglied des kaiserlichen Hofes, Graf von Nuenar, bezeichnet ihn als „den einigen Vater des deutschen Vaterlands in göttlichen und menschlichen Dingen." Doch war sein reichsfürstliches Gemüth nicht befriedigt, so lange er sich noch in Widerspruch mit seinem Kaiser befand. Es gehörte zur Vollendung seines Schicksals, daß auch der wieder sein Freund wurde, daß er auch in Beziehung auf die höchste Gewalt im Reiche den Boden der anerkannten Legalität wieder gewann, von dem man ihn hatte verdrängen wollen; für die Fortdauer der religiösen Stiftung, die von ihm ausgegangen, war dadurch ein neuer großer Schritt geschehen. Im August erschienen sowohl die öffentlichen Erklärungen, als die private Versicherung des Kaisers. Kurz darauf, nachdem der Kurfürst sich noch einmal mit seinen beiden Töchtern und der geflüchteten Kurfürstin von Brandenburg auf der Jagd vergnügt — er kam sehr heiter zurück, — überraschte ihn ein plötzlicher Tod am Schlagfluß. „Wer nur auf Gott vertrauen kann," sagt Luther in seiner Grabschrift, „der bleibt ein unverdorbener Mann."

L. v. Ranke.

68. Wilhelm von Oranien.

Wilhelm von Oranien gehörte zu den hagern und blassen Menschen, wie Shakspeares Cäsar sie nennt, die des Nachts nicht schlafen und zu viel

denken, vor denen das furchtloseste aller Gemüther gewankt hat. Die stille Ruhe eines immer gleichen Gesichts verbarg eine geschäftige feurige Seele, die auch die Hülle, hinter welcher sie schuf, nicht bewegte und der List und der Liebe gleich unbetretbar war — einen vielfachen, fruchtbaren, nie ermüdenden Geist, weich und bildsam genug, augenblicklich in alle Formen zu schmelzen, bewährt genug, in keiner sich selbst zu verlieren, stark genug, jeden Glückswechsel zu ertragen. Menschen zu durchschauen und Herzen zu gewinnen, war kein größerer Meister als Wilhelm; nicht daß er nach der Weise des Hofs seine Lippen eine Knechtschaft bekennen ließ, die das stolze Herz Lügen strafte, sondern weil er mit den Merkmalen seiner Gunst und Verehrung weder karg noch verschwenderisch war und durch eine kluge Wirthschaft mit demjenigen, wodurch man Menschen verbindet, seinen wirklichen Vorrath an diesen Mitteln vermehrte. So langsam sein Geist gebar, so vollendet waren seine Früchte; so spät sein Entschluß reifte, so standhaft und unerschütterlich ward er vollstreckt. Den Plan, dem er einmal als dem ersten gehuldigt hatte, konnte kein Widerstand ermüden, keine Zufälle zerstören; denn alle hatten, noch ehe sie wirklich eintraten, vor seiner Seele gestanden. So sehr sein Gemüth über Schrecken und Freude erhaben war, so unterworfen war es der Furcht; aber seine Furcht war früher da, als die Gefahr, und er war ruhig im Tumulte, weil er in der Ruhe gezittert hatte. Wilhelm zerstreute sein Gold mit Verschwendung, aber er geizte mit Secunden. Die Stunde der Tafel war seine einzige Feierstunde, aber diese gehörte seinem Herzen auch ganz, seiner Familie und seiner Freundschaft — ein bescheidener Abzug, den er dem Vaterland machte. Hier verklärte sich seine Stirn beim Wein, den ihm fröhlicher Muth und Enthaltsamkeit würzten, und die ernste Sorge durfte hier die Jovialität seines Geistes nicht umwölken. Sein Hauswesen war prächtig, der Glanz einer zahlreichen Dienerschaft, die Menge und das Ansehen derer, die seine Person umgaben, machten seinen Wohnsitz einem souveränen Fürstenhofe gleich. Eine glänzende Gastfreiheit, das große Zaubermittel der Demagogen, war die Göttin seines Palastes. Fremde Prinzen und Gesandte fanden hier eine Aufnahme und Bewirthung, die alles übertraf, was das üppige Belgien ihnen anbieten konnte. Eine demüthige Unterwürfigkeit gegen die Regierung kaufte den Tadel und Verdacht wieder ab, den dieser Aufwand auf seine Absichten werfen konnte. Aber diese Verschwendungen unterhielten den Glanz seines Namens bei dem Volke, dem nichts mehr schmeichelt, als die Schätze des Vaterlandes vor Fremdlingen ausgestellt zu sehen, und der hohe Gipfel des Glücks, worauf er gesehen wurde, erhöhte den Werth der Leutseligkeit, zu der er herabstieg. Niemand war wohl mehr zum Führer einer Verschwörung geboren, als Wilhelm der Verschwiegene. Ein durchdringender, fester Blick in die vergangene Zeit, die Gegenwart und die Zukunft, schnelle Besitznehmung der Gelegenheit, eine Obergewalt über alle Geister, ungeheure Entwürfe, die nur dem weit entlegenen Betrachter Gestalt und Ebenmaß zeigen, kühne Berechnungen, die an der langen Kette der Zukunft hinunterspinnen, standen unter der Aufsicht einer erleuchteten und freieren Tugend, die mit festem Tritte auch auf der Grenze noch wandelt.

Ein Mensch, wie dieser, konnte seinem ganzen Zeitalter undurchdringlich bleiben, aber nicht dem größten Kenner der Gemüther, dem mißtrauischsten Geiste seines Jahrhunderts. Philipp der Zweite schaute schnell und tief in einen Charakter, der unter den gutartigen seinem eigenen am ähnlichsten war. Hätte er ihn nicht so vollkommen durchschaut, so wäre es unerklärbar, wie er einem Menschen sein Vertrauen nicht geschenkt haben sollte, in welchem sich beinahe alle Eigenschaften vereinigten, die er am höchsten schätzte und am besten würdigen konnte. Aber Wilhelm hatte noch einen andern Berührungspunkt mit Philipp dem Zweiten, welcher wichtiger war. Er hatte seine Staatskunst bei demselben Meister gelernt und war, wie zu befürchten stand, ein fähigerer Schüler gewesen. Nicht, weil er den Fürsten des Machiavell zu seinem Studium gemacht, sondern weil er den lebendigen Unterricht eines Monarchen genossen hatte, der jenen in Ausübung brachte, war er mit den gefährlichen Künsten bekannt worden, durch welche Throne fallen und steigen. Philipp hatte hier mit einem Gegner zu thun, der auf seine Staatskunst gerüstet war, und dem bei einer guten Sache auch die Hülfsmittel der schlimmen zu Gebote standen. Und eben dieser letztere Umstand erklärt uns, warum er unter allen gleichzeitigen Sterblichen diesen am unversöhnlichsten haßte und so unnatürlich fürchtete.

Den Argwohn, welchen man bereits gegen den Prinzen gefaßt hatte, vermehrte die zweideutige Meinung von seiner Religion. Wilhelm glaubte an den Papst, so lange der Kaiser, sein Wohlthäter, lebte; aber man fürchtete mit Grund, daß ihn die Vorliebe, die seinem jungen Herzen für die verbesserte Lehre gegeben worden, nie ganz verlassen habe. Welche Kirche er auch in gewissen Perioden seines Lebens mag vorgezogen haben, so hätte sich jede damit beruhigen können, daß ihn keine einzige ganz gehabt hat. Wir sehen ihn in spätern Jahren beinahe mit eben so wenigem Bedenken zum Calvinismus übergehen, als er in früher Kindheit die Lutherische Religion für die römische verließ. Gegen die spanische Tyrannei vertheidigte er mehr die Menschenrechte der Protestanten als ihre Meinungen; nicht ihr Glaube — ihre Leiden hatten ihn zu ihrem Bruder gemacht. F. v. Schiller.

69. Prinz Eugen von Savoyen.

Unter den Gründern des heutigen Oesterreich steht Prinz Eugen obenan, ja er ist der größte Feldherr und Staatsmann Oesterreichs.

Der größte, sage ich und meine es im weitesten Sinne. Als Staatsmann überragt er die bedeutendsten seiner Nachfolger, die Kaunitz und Stadion. Als Feldherr steht er nach Zeit und Rang unmittelbar zwischen Gustav Adolf und Friedrich dem Großen. Ein feuriger Held und zugleich ein menschenfreundliches Herz, ein genialer Kopf und ein pflichttreuer Patriot, ein Meister der Politik und ein rechtschaffener Mann. Wo er auftritt, fesselt er die Gemüther an sich: ein geborener Franzose aus italienischem Stamme, zeigt er überall deutschen Sinn und deutsche Art wie nur einer unter Oesterreichs Lenkern; er zählt zu den Geistern, deren Einen besessen zu haben, den Stolz eines Volkes auf Jahrhunderte bildet.

Daß er genau 150 Jahre vor der Leipziger Völkerschlacht, am 18. October 1663, als ein Sohn des Grafen von Soissons und Prinzen von Savoyen-Carignan und der Olympia Mancini, der Nichte Mazarins, zu Paris geboren ward; daß er, obwohl für den Dienst der Kirche bestimmt und der kleine Abbé geheißen, doch schon als Knabe lieber auf die Parade als in die Messe ging; daß er von Ludwig XIV. auf seine Bitte um ein Regiment abschläglich beschieden, und weil seine Mutter in Ungnade gefallen war, Frankreich verließ und in österreichische Dienste trat — alles dies weiß man. Nicht minder ist bekannt, daß er, als er die französische Grenze überschritt, das Gelübde that, nur mit dem Degen in der Faust den Boden des Landes wieder zu betreten, und daß er dies Wort wie jedes andere gehalten hat. Und wer wüßte nicht von seinen Thaten in Italien, von der Schlacht bei Höchstädt, von den Siegen, die er mit dem glänzenden Marlborough vereint in den Niederlanden erfochten? Hier soll nur von dem einen tiefen Schlage berichtet werden, welchen er dem alten Feinde des christlichen Glaubens, den Türken, außer vielen anderen beigebracht, von jenem Kampfe und Siege bei Peterwardein und Belgrad, der ihn zum Helden des Volksliedes gemacht hat. —

Die Osmanen hatten die Verluste des Carlowitzer Friedens keineswegs verschmerzt. Im Jahre 1715 richteten sie ihren Angriff auf die Republik Venedig, um derselben die Halbinsel Morea wieder abzunehmen; sie meinten, daß Oesterreich nach dem langen französischen Kriege unmöglich werde einschreiten können. Eugen war mit Kaiser Karl vollständig eines Sinnes, daß unthätiges Zuwarten sowohl die Ehre als die Interessen Oesterreichs in hohem Grade gefährden müsse; im Laufe des Sommers 1716 wurde ein Heer von 65,000 Mann in der Nähe von Peterwardein zusammengezogen. Diesmal war es dem Prinzen gelungen, durch weitgreifende ökonomische, militärische und diplomatische Vorkehrungen die Mängel der frühern Jahre fern zu halten; als er im Juli im Lager von Futak erschien und den Oberbefehl antrat, konnte er mit stolzer Freude die vollzählige Mannschaft, die reichen Vorräthe, die wohlzuströmende Verpflegung mustern. Die Mehrzahl der Leute kannte den Krieg, alle waren von unbedingtem Vertrauen auf ihren Führer erfüllt und drängten mit der Gewißheit des Sieges zum Kampfe. Ende Juli überschritt der Großvezier Damad Ali mit mehr als 200,000 Mann die Donau und näherte sich der kaiserlichen Stellung. In Eugens Kriegsrath meinten die einen, man solle über die Donau zurückgehen, die andern, man möge sich im Lager verschanzen, sie alle, die türkische Uebermacht müsse man vorerst an den Wällen Peterwardeins sich verbluten lassen. Eugen aber verwarf diese Meinungen sämtlich. Die Truppen seien weniger zahlreich als die türkischen, aber viel zu gut, um sie durch Verstecken hinter den Schanzen zu entmuthigen; der Soldat komme frisch aus dem Quartier, sei wohlgenährt und streitbegierig, — worauf denn wolle man noch warten? Am 5. August rückte er aus dem Lager, das Fußvolk in dicken Colonnen, die Kürassiere in schweren Massen zusammengefaßt; ein wildes Getümmel entstand, in welchem die Spahis einmal durch die Linie des Fußvolkes hindurchbrachen; im Ganzen aber blieb man geschlossen, ging bald selbst zum zermalmenden

Angriff über, und bereits um Mittag war alles entschieden, der Großvezier todt, das feindliche Heer zersprengt, eine unermeßliche Beute gewonnen. Die unmittelbare Frucht des Sieges war die von Eugen lang ersehnte Eroberung des Banates, dessen Hauptstadt Temeswar nach tapferem Widerstand am 17. October capitulirte.

Aber dabei blieb die Einwirkung von Eugens Waffenglück nicht stehen. Die christliche Landbevölkerung des türkischen Reiches ertrug die Herrschaft der Osmanen damals so widerwillig wie heute und hatte in jener Zeit noch nicht gelernt, in dem römisch-katholischen Oesterreich einen confessionellen Gegner zu sehen. Vielmehr erblickten sie auch in diesem einfach eine christliche Macht, deren Waffen sich ihren Grenzen nahten, und weithin durch die Balkanhalbinsel knüpften sich an den Namen Eugens die Hoffnungen der Raja. Die Bischöfe Albaniens sandten zu ihm um Befreiung vom muhamedanischen Joche, in den Kirchen der Walachei betete das Volk um seine Erlösung durch die Ankunft der Deutschen. Eugen ergriff mit Nachdruck die Aussichten, die sich an diese Bewegung knüpften. Jenen Bischöfen sandte er ermunternde Zusicherungen und hielt den ganzen Winter hindurch die Hoffnungen der Raja durch unablässige Streifzüge nach Bosnien, Serbien, der Walachei lebendig. Er selbst ging nach Wien, um persönlich für die Vorbereitungen zum nächsten Feldzuge zu wirken, und hatte die Genugthuung, daß die vereinten Kräfte der kaiserlichen Erblande und des deutschen Reiches, der römischen Kirche und der österreichischen Judenschaft die Kriegskasse reichlich füllten. In seinem Lager, als der glänzendsten Schule des großen Krieges, sammelten sich Freiwillige aus halb Europa, die Söhne Max Emanuels mit 6000 Mann baierischer Truppen, ein Enkel Ludwigs XIV., begleitet von einer glänzenden Schaar französischer Edelleute, ein portugiesischer, zwei lothringische, eine große Anzahl deutscher Prinzen. Am 18. Juni 1717 ging Eugen über die Donau, um den Schauplatz seiner populärsten Waffenthat, der Belagerung von Belgrad zu recognosciren. 61 Bataillone und 176 Schwadronen, im Ganzen etwas über 100,000 Mann, führte er über den Strom —

> er ließ schlagen einen Brucken,
> daß man kunnt' hinüberrucken
> mit der Armee wohl für die Stadt.

Seine Lagerlinien, durch Schanzen und Batterieen gedeckt, umschlossen Belgrad im Süden von dem Ufer der Donau bis zum Rande der Save, während eine bewaffnete Flottille den Zugang der Festung von den Wasserseiten verwehrte. Die Belagerung begann sogleich mit großer Lebhaftigkeit, indessen hielt die Besatzung standhaft aus und begrüßte mit lautem Jubel am 30. Juli die von den Zinnen des Schlosses wahrgenommene Ankunft des Entsatzes, mit welchem der Großvezier Chalil, den Kaiserlichen um die Hälfte überlegen, einen Kanonenschuß weit von Eugens Schanzen am 1. August eine feste Stellung bei Krozka bezog. Die Lage des christlichen Heeres war gefährlich. Rechts und links einen bedeutenden Fluß, hinter sich die starke, türkische Festung, vor sich das unzählige feindliche Heer, welches sogleich durch eine unausgesetzte Beschießung jeden Punkt des christlichen Lagers unsicher machte, — dazu die eigenen Truppen durch die

vierwöchentlichen Strapazen ermüdet, durch die bisherigen Kämpfe auf 70,000 Mann vermindert, von Mangel und Seuchen in immer wachsendem Maße heimgesucht. Eugen fand den Rückzug über die Brücken im Angesicht des Gegners unmöglich; das Abwarten eines feindlichen Angriffes hätte den sichern Ruin durch Krankheit und Beschießung auch ohne Kampf gedroht; er sah wieder die höchste Klugheit in der entschlossensten Kühnheit und beschloß auf den 16. August die eigene Offensive, die Zersprengung des feindlichen Entsatzheeres.

Um Mitternacht rückten die Colonnen, in tiefem Schweigen antretend, hinaus auf das freie Feld; gegen Morgen legte sich ein dicker Nebel über die Gegend, welcher die Annäherung der Armee dem Feinde eine Weile verdeckte, dafür aber auch einige Colonnen sich zu weit nach rechts schieben ließ, so daß im Centrum der Schlachtreihe eine bedeutende Lücke entstand. Zuerst auf dem rechten Flügel stießen Palffys Reiter im Dunkel auf einen feindlichen Laufgraben; der Alarm flog sogleich durch das türkische Lager, und auf allen Seiten brach ein verwirrtes Fechten los. Niemand vermochte durch den Nebel weiter als zehn Schritte zu blicken; jeder warf sich auf den Feind, wo er ihn fand; bei der Enge des Raumes gab selbst der Donner des Geschütz- und Gewehrfeuers kein Urtheil über den Stand der Schlacht. Endlich zerriß gegen acht Uhr der frische Morgenwind den Nebel und entrollte vor Eugens Augen in einem Moment das Bild der Lage. Seine beiden Flügel waren gewaltig vorgedrungen, im Centrum aber hatte das türkische Fußvolk Boden gewonnen und war eben im Begriffe, dem rechten Flügel der Kaiserlichen in Seite und Rücken zu fallen. Da brauste in Eugen selbst das alte Soldatenherz auf; er setzte sich persönlich an die Spitze seiner Reserven und stürzte sich auf die feindliche Colonne. Ein furchtbares Gemetzel entspann sich, und während das Fußvolk Angriff auf Angriff folgen ließ, ergriff der Prinz seine nächsten Reiterregimenter und schmetterte mit ihnen dem schweren Klumpen der Janitscharen in die Flanke. Damit war der letzte Widerstand gebrochen und die Niederlage des Feindes wie vorher auf den Flügeln, so jetzt auch im Centrum vollendet. Sechs Tage nachher capitulirte Belgrad. Es war damit ganz Serbien der Botmäßigkeit der kaiserlichen Waffen unterworfen, und von dort und von Siebenbürgen aus die Donaufürstenthümer einem doppelten Angriff so völlig eröffnet, daß beide Hospodare sich zu Tribut und Kriegssteuer bequemten. Kaum 30,000 Mann zerrütteter und eingeschüchterter Truppen hatte der Großvezier noch beisammen, während die christliche Bevölkerung bis tief nach Albanien und Bulgarien hin in fieberhafter Erregung war. Als die Pforte den Frieden begehrte, forderte Eugen, (Februar 1718) um die Grenzen der Christenheit sicher zu stellen, die Abtretung Bosniens und Serbiens auf dem rechten, der Walachei und halben Moldau auf dem linken Donauufer.

Während dieser stolze Antrag von den Diplomaten auf dem Congresse zu Passarowitz in kritische Behandlung genommen wurde, haben im nassen Feldlager von Belgrad die kaiserlichen Soldaten das deutsche Lied erdacht, das Lied von Prinz Eugenius, dem edlen Ritter.

Nach H. v. Sybel.

70. Preußens Schilderhebung.

(1813.)

Endlich war der Zorn des Geschicks versöhnt. In allen den aufgehäuften Brennstoff heißer Wünsche, heftiger Vorsätze, geheimer Zurüstungen, verborgener Vorbereitungen, wagemuthiger Bündnisse fiel wie ein zündender Funke die Post von dem ungeheuren Ereignisse in Rußland. Die Wirkung war eine magische. Wunderbare Bilder schwebten den Menschen vor, seltsame Träume umspannen sie; die Welt war wie von einem Fieber geschüttelt, aber in den Schauern dieses Fiebers spürte jeder die Entscheidung des langen Uebels. Alles erwachte, regte sich, fühlte die Zuckungen der von Grund aus annahenden Verwandlung. York, ein Charakter, wenn es je einen gegeben hat, giebt durch die Convention zu Tauroggen diesem Chaos zuerst seine feste Gestaltung. Am 3. Februar 1813 sagt Preußens Kanzler im Namen seines Herrn aus, daß der Staat in Gefahr sei und ruft die Freiwilligen auf. Der Feind wird noch nicht gezeigt, aber jeder sieht ihn. Endlich, am 17. März, spricht der König selbst zu seinem Volke. In dieser Anrede, die nie vergessen werden wird, sind die Worte Thaten, weil in jedem Worte nur eine Wahrheit laut vom Throne herab verkündet wird, welche Millionen schon seit sechs Jahren sich zugeraunt hatten. — Wie, wenn die Herstellung eines schönen Heldenbildes beschlossen ward, Meißel und Hammer hinter der bergenden Umhüllung lange daran arbeiteten, endlich aber der Mantel fällt und dem entzückten Volke die verehrte Gestalt neuleuchtend entgegenstrahlt: so fiel am 17. März vor dem Bilde Borussias die Umhüllung zusammen, und hergestellt, frischen Glanzes, erregt es wieder das Staunen und die Freude der Welt.

Schon bei Großgörschen bestehen die Freiwilligen mit ihrem Blute die Waffenprobe. Scharnhorst fällt, aber die Saat, die er geheimnißvoll säen helfen, geht über seinem Grabe auf; Macdonald erfährt an der Katzbach, Oudinot bei Großbeeren, Ney bei Dennewitz, was die Landwehr sei. In dem grauen Feldmarschall ist der Geist Preußens am gewaltigsten rege, in seinem Verhältniß stehen die Geschicke Preußens gleichsam zu Tage. Er weiß das scheinbar Unmögliche zu bewältigen. Er wetteifert mit dem großen Feinde, nicht in dem Elemente, in welchem dieser mit Meisterschaft zu walten weiß, er stellt ihm vielmehr ein ganz neues entgegen, auf welches der Gegner sich nicht versteht, und woran zuletzt dessen Zauber alle zerbrechen. Wie man von Napoleon sagen kann, daß seine Kriege eine politische Färbung hatten, und wie in der Politik immer nur der glückliche Erfolg einen Schritt weiter bringt: so läßt sich von Blücher behaupten, daß er den Krieg wieder zu einer Art persönlichem Zweikampfe im größten Maßstabe zu veredeln wußte. In einem rechten Zweikampfe aber auf Tod und Leben, wie dieser war, tritt nicht eher die Entscheidung ein, als bis der eine sterbend am Boden liegt oder ihm der Degen aus der Hand geschlagen ist. Wunden und Nachtheile in den einzelnen Gängen thun dem Tapfern da nichts an. Charakteristisch wird es bei unserer Vergleichung, daß der eine ein Feldherr aus der Artillerie, der berechnetsten und berechnendsten Waffengattung, der andere aus der Reiterei, der

ritterlichsten, hervorgegangen war. Wie der Feind durch Ueberfall, durch Concentrirung unwiderstehlicher Massen auf einen Punkt zu wirken versteht: so weiß unser Held mit überraschten oder zerstreut-liegenden Truppen zu siegen oder den Widersacher zu ermüden oder mindestens die Ehre des Kampfes auszulösen. Und in einem Zuge ist er unvergleichlich, und dadurch hat er die Feinde am nachhaltigsten in Verwirrung gesetzt, in dem Zuge, daß keine verlorene Schlacht seinen Entschlüssen etwas anhaben konnte. So leistet er denn etwas nie Dagewesenes, nämlich, daß er, auch geschlagen, unaufhaltsam immer vorwärts dringt. In der Champagne hart mitgenommen, vor dem Walde von Etoges beinah aufgerieben, beschließt er, dem Kriege auf eigene Hand in Paris ein Ende zu machen. Er behauptet sich bei Laon und steht wenige Wochen später auf dem Montmartre. Ja, als sollte sich am Ende dieser rühmlichen Bahn ihr Gesetz noch einmal in der glänzendsten Figur verkörpert zeigen — bei Ligny schleudert das verwundete Roß den drei und siebzigjährigen Greis auf den Boden, er aber erhebt sich von diesem Sturze nur zu dem Siege von Belle-Alliance, jenem Riesen zu vergleichen, der von der Berührung seiner Mutter gedoppelte Kräfte empfing. Uns aber ergreift bei Betrachtung dieser Heroengestalt die freudige Rührung, welche für den wohlgesinnten Menschen nie ausbleibt, wenn er sieht, wie aus dem Schoße der Natur einmal etwas Ganzes, Großes, Unverwischtes, Urgewaltiges hervorwuchs.

Ist der alte Blücher der erdgeborene Muth, die erfolgbringende Thatkraft: so tritt in einem andern Kreise eine nach außen hin mit solchen Wirkungen nicht vergleichbare, innerlich aber ebenso bedeutende Macht jenes Kampfes hervor. Die Jugend und Frische des gesamten deutschen Lebens war in ihren zartesten Nerven von der fremden Tyrannis angetastet worden; deutsches Denken, Sinnen und Dichten stand in Gefahr mit der heimischen Sprache den fremden Lauten und dem fremden Geiste weichen zu müssen. Deshalb kämpfte die Blüte der Jugend aus dem Hörsal, der Kirche, dem Lehrstuhl, der Gerichtshalle so begeistert mit; diese Jugend fühlte, daß das ganze Erbe unserer großen geistigen Ahnen und die Zukunft des Geistes, welche ihr anheim fallen sollte, auf dem Spiele stehe. Der Athem dieser Jugend durchdrang erfrischend das Heer; überall hin waren ihre Sprossen gepflanzt, nirgends aber stand der junge, grüne Hain so dicht, als in der Lützowschen Freischaar. Hier war der Student der Nebenmann des jungen Geistlichen; Aerzte, Künstler, Lehrer, Naturforscher, ausgezeichnete, zum Theil schon hochgestellte Beamte von besonderem Schwunge des Wirkens, Gelehrte und Forscher mancher Art waren an die wenigen Schwadronen vertheilt, welche zum Zeichen, daß alle Farben des deutschen Lebens erst wieder aufwachen sollten, das farblose Schwarz trugen. Unsere Sinnes- und Geistesart war gewissermaßen dort in einer gedrängten Gruppe nach ihren verschiedensten Formen sichtbar. Ein kühner, freisinniger Führer hielt diese eigenartigen Persönlichkeiten, diese wundersame Genossenschaft unter den schwierigsten Umständen in Sieg und Niederlage zusammen. Ich nenne einige wenige Namen, wie sie mir eben einfallen, und ohne damit andeuten zu wollen, daß sie das Ganze auch nur näherungsweise bezeichnen könnten; die Namen: Friesen, Graf zu

Dohna, Reil, Dorow, Helmenstreit, Ennemoser, Kruckenberg, Petersdorf, Jahn, Beerenhorst, Meckel, Förster, endlich Theodor Körner.

Die Freischaar war die Poesie des Heeres, und so hat sie denn auch den Dichter des Kampfes in ihrem Schoße ausgetragen: Theodor Körner. Von ihm kann man sagen, was Wallenstein von Max sagt:

„Sein Leben
Liegt faltenlos und leuchtend ausgebreitet."

Ein schönes, beneidenswerthes Leben! Indem er den Kriegerrock anzieht, streift er alles Schwache, Nachgeahmte seiner ersten Versuche ab; er ist ein andrer geworden. Von Feldwacht zu Feldwacht, von Gefecht zu Gefecht quellen ihm Lieder zu, eigne, unnachgeahmte, unnachahmbare, welche die Nation zu ihren Schätzen stellt; er dichtet sein Schwertlied, einen der höchsten Laute unserer Sprache: da werben schon die Trompeten. Er wirft den Stift weg und ergreift die Braut, welche er eben besungen; in der Fülle dieser Wonne, auf dem Gipfel solchen Glücks tritt ihn der Tod an, rasch, ohne daß er sein Antlitz gesehen hat, und die Brüder geben ihm den Feuergruß in die erkämpfte Gruft. Er fehlt im Siegerheimzuge; aber er ruht, wie er wollte, und lebt im Volk:

„Denn was berauscht die Leier einst gesungen,
Das hat des Schwertes freie That errungen."

Sehen wir in ihm die jauchzende Lust des Daseins, so mischt sich unsrem Gefühle eine tragische Stimmung bei, wenn wir noch einen Blick auf die Schaar zurückwerfen, von welcher ich vorhin einen bildlichen Ausdruck gebraucht habe. Dieser Ausdruck ist auch nach der trüben Seite zu kein leerer, er hat eine wehmüthige Wahrheit. Jene schnellen Reiter, jene muntern Schützen hätten vor allen die beflügeltsten Züge, die keckſten und vorderſten Wagnisse verdient, sie wären es werth gewesen, dem schlesischen Heere streifend den Weg auf den Montmartre zu zeigen. Die Freischaar war geboren, Blüchers Auge zu sein. Aber ein eigensinniges Kriegsgeschick, dessen Beschlüsse unbeugsam sind, bindet einen geraumen Theil des Kampfes hindurch den raschen Führer und sein rasches Häuflein an die gemessenen Schritte eines Zaudernden, dessen Rückhalten zwar den vollgültigsten und gerechtesten Staatsgrund für sich hat, andern aber freilich, welche mit solchen Gründen nichts zu theilen finden, ein bitterdrückendes Gewicht anhängt. Und so klingt in diesem ganzen, sonderbaren Verhältnisse der alte Schmerz an, daß die Fürstin des Geisterreichs, die Poesie, wenn sie in das irdische Dasein hinüberschreitet, als gefesselte Königin aufzutreten meistentheils verurtheilt ist.

K. Immermann.

71. Rückblick auf Napoleons Fall.

Der große Mann zweier Jahrhunderte, dem Europa eine zu kleine Bühne für seine Thaten gewesen war, fiel in den beschränkten Raum einer kleinen Insel zurück. Es war ein Schicksalsfall von tragischer Größe. Und nie hat die tragische Dichtung in schärferen Zügen, als es hier die Geschichte that, die Lehre von der selbsträchenden Verschuldung dargestellt: daß des Menschen Natur und Wandel die eigenste Werkstätte seiner Ge-

schicke ist. In der Aufrichtigkeit der Leidenschaft rühmte sich Napoleon, daß ihn sein Seelenstolz zu seiner Höhe emporgehoben habe; bei gelassener Ergebung hätte er sich gestehen müssen, daß er ihn auch gestürzt habe. In den Ideen und Thatsachen der französischen Umwälzung erwachsen, rein gehalten von ihren Verbrechen, begabt mit der Geistesstärke, ihre Wahrheiten wie ihre Verirrungen zu erkennen, war er in Zeiten innerer und äußerer Zerrüttung der Retter Frankreichs geworden und schien berufen, der Sammler der großen Ernte des Jahrhunderts, der Wohlthäter Europas, der Begründer einer neuen Ordnung der Zukunft zu werden. Die Welt traute ihm diesen Beruf zu, und er ihn sich selber. Hörte man ihn in den Tagen, wo er die Summe seines Lebens ziehen konnte, so war der große Zweck seines Bestrebens gewesen, zwischen Fürsten und Völkern zu vermitteln, die Höhle der revolutionären Stürme für immer zu verschließen, den faulen Zuständen der Vergangenheit ein Ende zu machen, alle gesunden Staatsgrundsätze der neuen Zeit in Kraft zu setzen und in dem wiedergeborenen Europa die „Herrschaft der Vernunft" zu begründen. Zufälligen Ereignissen, wie der Feindschaft der Elemente in Rußland, gab er dann Schuld, daß diese Wiedergeburt nicht ausgeführt wurde. Wäre er fähig gewesen, in sein Inneres mit Aufrichtigkeit hinabzusteigen, so hätte er sich gestanden, daß nicht jene Zufälle, die seine Wege kreuzten, ihn zum Sturze führten, sondern die eingeschlagenen Wege selber.

Hätte er in seinem Vaterlande ein großes Beispiel aufgestellt der Erziehung zu Freiheit und Wohlfahrt, indem er mit den Wohlthaten seiner Gesetzgebung den Segen einer unbeugsamen Gesetzesherrschaft, mit der Ordnung seiner Verwaltungs-Einrichtungen die Selbstsorge und freie Bewegung der Staatsglieder verband, hätte er die Macht Frankreichs auf eine gedeihliche Entwickelung in der Zeit, seine eigne Unsterblichkeit auf die innere Förderung des Zeitalters gründen wollen, so hätte dies gegebene Beispiel Europa in Wahrheit eine Verjüngung verheißen. Sobald diese Wohlthat aber mit Zwang beschafft werden sollte, sobald Napoleon seinen Ruhm in die Waffen und Frankreichs Glück in die Herrschaft über Europa setzte, so waren mit dieser Einen Irrung jene großen Zwecke, wenn sie je gefaßt waren, nicht verfehlt nur, sondern aufgegeben. Denn auf diesem Wege konnte zwischen Volk und Herrscher nicht vermittelt, es konnte der alte Spalt nur weitergerissen werden; die alte Entsittlichung des Volkes, die von dem Beispiele der Bourbonenhöfe gefördert, seine Verwilderung, die in den Greueln der Revolution gesteigert war, konnten auf diesem Wege nicht gesunden; in den Geschicken des Staates, die sich von einem schwindelnden Abenteuer zum andern ziellos und ruhelos bewegten, konnten die glanzlos echten Tugenden der Häuslichkeit und Bürgerlichkeit nicht gedeihen. Und wie die sittlichen, so waren dem Volke auch die geistigen Fortschritte auf diesem Wege versagt. Es ist ein Ausspruch von Napoleon selber, daß, wer die Ideen unterdrücke, an seinem eigenen Verderben arbeite; er selbst hat die Wahrheit des Spruches bewiesen mit den eigenen Thaten. Er spottete der Idee überall, wo sie nicht seines Sinnes war; er ließ der Kunst keinen Raum als zur Schmeichelei, der Wissenschaft als zu seinem Dienste; er achtete nicht, er ächtete und unterdrückte jede ihrer

selbständigen Bewegungen in der Schule, in der Presse, in der Gesellschaft und auf der Rednerbühne. Denn auch die bürgerliche Reife des Volkes konnte ihm auf jenem Wege nicht taugen; er bedurfte des einheitlichen Machtgebrauchs und konnte nicht wollen, daß ständische Körperschaften über die Mittel der Macht verfügten. In diese Nothwendigkeit getrieben, suchte er für seine Unterdrückung beschönigende Beweggründe: dem beweglichen Leichtsinne des Franzosen fehle die erhaltende Stetigkeit des Engländers, die Bedingung eines freien Staatslebens; ihn beseele nur kriegerisches Ehrgefühl, nicht echte Liebe zur Freiheit. Und er handelte so, als ob es eine rühmliche Aufgabe sei, den angeblichen knechtischen Sinn des Volkes noch mehr zu knechten. Er zerstörte eine der großen politischen Erwerbungen Frankreichs nach der andern. Er setzte an die Stelle der Revolution eine Gewaltherrschaft, an die Stelle der Nationalität ein Universalreich, an die Stelle des Freistaats eine Dynastie, die ihre weltherrschaftliche Berechtigung von Karl dem Großen herleitete, an die Stelle der Gleichheit einen Erb- und Lehenadel, an die Stelle der Erbtheilung Majorate und Substitutionen, an die Stelle des Gesamtwillens der Gemeinde die einheitliche Wirksamkeit der Präfecten. In Haus und Familie griff er mit Willkür ein und umspann sie mit Späherei und Angeberei; die Ersten dieses von ihm selbst mit Ruhm getränkten Volkes demüthigte er mit roher Behandlung und würdigte sie zu blinden Werkzeugen herab. Selbst einen Tiberius ekelte die sklavische Gesinnung seiner Senatoren an, dem französischen Imperator aber schien die niedrigste Fügsamkeit allein genug zu thun. Wohin aber, bis zu welchem Grade von überhobener Selbstsucht war auf jenem Wege zur Weltbeherrschung Napoleons eigene Natur, sein angeborener Hochsinn und Seelenstolz zuletzt ausgeartet! Welche Kluft lag zwischen dem General Bonaparte, den einst Talleyrand als das bescheidene Kind der Zeit, des Vaterlandes, der Revolution darstellen durfte, und dem Kaiser Napoleon, der den geschmacklosen Hofglanz der faulen Vergangenheit wieder hergestellt hatte, der in der Ueppigkeit eines asiatischen Fürsten (wie der Perser sein Trinkwasser) seinen Lieblingswein bis Moskau mit sich führte, der, schon im Sturze begriffen, sich vermaß, daß er Frankreich nöthiger sei als Frankreich ihm, der selbst an seine Allüberlegenheit und Unfehlbarkeit glaubte, und dessen Diener den Menschen in ruchlosem Ernste zumutheten, „seinen Willen wie das Fatum zu betrachten.“ Er dachte sein Land zu entschädigen mit der Sättigung an Größe und Ruhm. Er hätte gern, so spiegelte er Frankreich später noch vor, alle Europäer unter französischer Oberherrschaft zu einem Volke gebildet, mit gleichen Verkehrsmitteln, unter Einem Rechte und einem Amphiktyonenhofe, hätte gern aus Paris die Hauptstadt der Welt und „aus Frankreich einen Roman“ gemacht. Aber diese Politik galt selbst dem geblendeten Frankreich nicht für „gesunde Staatsgrundsätze,“ noch für eine „Herrschaft der Vernunft;“ sie galt ihm nicht als ein Preis für seine Arbeiten und Schicksale seit 20 Jahren; nicht als ein Ersatz für die 5 Milliarden an Geld (welche die entstandenen Kosten der Kriege von 1802—1814 für Frankreich allein betrugen), noch für die drei Millionen Menschen, die von 1804—1814 ausgehoben und bis auf ein Sechstheil dem Ehrgeize

des Einen geopfert waren. Konnten aber der Ruhm und die Vortheile des Weltreiches das französische Volk nicht einmal zufrieden stellen, so regte dagegen die Noth und die Schmach der Unterdrückung den ganzen Welttheil gegen den Unterdrücker auf. Ein Fürstenhaus nach dem andern sollte weichen vor seinen Verwandten, Staat um Staat in der Nähe sollte zur Provinz, ganze Völkerstämme sollten „entnationalisirt" werden, um das große Reich zu bilden; die Meere zu befreien, sollten alle Länder erobert werden; um Frankreich den Sieg über den Erbfeind England zu sichern, mußte sich Europa der Oberherrschaft und, wie einer gewaltsamen Sequestration, der Festlandssperre beugen; das Gleichgewicht des Welttheils wurde aufgehoben, und dies genügte nicht: um England auch in seinen Pflanzstaaten anzugreifen, schien zuletzt der Plan nicht zu verwegen, über das besiegte Rußland und die aufgelöste Türkei hin auch noch Asien bis Ostindien zu überziehen. Aber über der Vermessenheit, die Völker in Trümmer zu schlagen, den Räumen und Zeiten zu trotzen und in menschliche Lebensfrist die Werke von Jahrhunderten pressen zu wollen, waren schon andere Eroberer und menschlichere Helden als Napoleon gescheitert. Die nationale Leidenschaft in den bedrückten und bedrohten Völkern waffnete sich gegen ihn, und er unterlag ihr, seitdem der erste Schlag in dem russischen Kriege das Vertrauen in sein Glück erschüttert hatte. Kein blindes Geschick hat ihn geschlagen, sondern die Ueberhebung und Uebersteigerung der eignen und fremden Kraft hat ihn zu Grunde gerichtet. Er selbst hatte einst gesagt: im Kriege bezeichne immer ein großes Unglück einen großen Schuldigen; er hatte damit sein eigenes Urtheil gesprochen. Ueber der Kraftüberspannung zerbrach zuletzt Stütze um Stütze, und Triebfeder um Triebfeder erlahmte. Die Werkzeuge, ohne eigene Antriebe, entfielen seinen Händen; das Volk, der eigenen Thätigkeit entwöhnt, entsprach seinem Aufrufe nicht mehr; der Kleinmuth der Minister im Amte, der Verrath der Minister außer Amt, der rohe Undank der Günstlinge, die Schlaffheit der im Genusse gesättigten Feldherren, alles war zuletzt gegen den Meister verschworen. In ihm selber kämpfte bis ans Ende die Verzweiflung des Besiegten und das herbe Gefühl der Demüthigung nach so viel Uebermuth mit dem Trotze des Stolzes und dem Vertrauen auf das frühere Glück; der kriegerische Genius erschöpfte seine letzten Kräfte in einer letzten vergeblichen Anstrengung. Der politische Sturz war erschütternd, der menschliche war erschütternder. Sein Seelenstolz hatte Napoleon eine tiefe Menschenverachtung eingeflößt, sie sollte zuletzt durch die eigene Erfahrung traurig gerechtfertigt werden; sein Seelenstolz hatte ihm auch die Meinung eingegeben, daß er die tiefste Menschenkenntniß besäße, darüber sollte er bitter enttäuscht werden. Sein Heer zwar in den untern Schichten blieb ihm aufopfernd und bewundernswerth treu bis zur äußersten Prüfung; je höher hinauf aber, desto greller wurde der Abfall. Die Tapfersten versagten in dem letzten Augenblicke, die Bevorzugtesten verschwanden und verriethen, die Beleidigten und Zurückgesetzten dagegen bewährten sich als die edelsten; die Verwandten in Italien verzagten oder fielen ab. Die verstoßene Gattin überlebte des bewunderten Gemahles Sturz nur um wenige Wochen, die regierende Kaiserin dagegen gab ihre Hauptstadt, ihren

Gatten, ihre fürstliche Würde Preis; den Sohn traf das tragische Los des Astyanax, das dem Vater von allen Losen das schrecklichste schien.

G. Gervinus.

72. Homeros.

Den Homer, den König der Dichter, haben schon die Hellenen als einen göttlichen, den Menschen unerforschlichen Heros bezeichnet, dessen Gesänge der Ausgangspunkt und die bleibende Grundlage aller späteren abendländischen Poesie geworden sind. Der Dichter selbst, hier wie überall ein echter Prophet, hat es vorausgesagt, daß der Ruhm der Helden, die er besinge, mit den Liedern, die sie verherrlichen, zusammen den Himmel erreichen und bei der Nachwelt die ersten bleiben würden, und das gerechte Schicksal hat sein Wort wahr gemacht. Schon Demokrit und Platon glaubten darum mit Recht, es habe dem Homer etwas Dämonisches beigewohnt, eine wunderbare göttliche Keimkraft; man verglich ihn deshalb gern mit dem Okeanos,

„Welchem die Ströme gesamt und des Meeres unendliche Wogen,
„Jegliche Quelle der Erd' und die sprudelnden Brunnen entfließen;"

oder mit einer unvergänglichen Quelle, aus welcher nach allen Richtungen Ströme des Gesanges geflossen seien. Seine Epen waren den Griechen, was uns die biblischen Erzählungen: das allgemeine Schulbuch, die Grundlage ihrer ganzen Volkserziehung; sie seien, so glaubte man, den Menschen zu allem nützlich, aus ihnen könne man alles lernen, ein jeder finde in ihnen die Wurzeln seiner Kunst; Aeschylos und Sophokles pflegten zu sagen, ihre Tragödien seien nur Brosamen von der reich besetzten Tafel des Homer; alle Secten der Philosophen erkannten in ihm ihren Altmeister; und selbst Aristoteles scheut sich nicht, ihn völlig so wie unsere Philosophen die heilige Schrift zu citiren, so daß es in der That keine Uebertreibung ist, wenn von ihm gesagt wird, dieser Dichter habe ganz Hellas gebildet, jedem so viel von sich gebend, als er zu nehmen vermöge, und Er werde fortleben, so lange auf Erden Cultur bestehe.

„Ewig lebt Homeros, wie Tenedos steht und der Ida,
„Und so lange die Flut rollt der Simoeis zum Meer."

Aber nicht nur als Dichter in dem Gebiete der Kunst ist Homer der erste auf europäischer Erde, sondern seine echt heroische Natur hat darin vor allem sich bethätigt, daß von ihm eine Zeugungskraft ausgegangen ist, die, wie sie entsprungen war aus dem Urkeime seines Volkes, auch in das Volksleben sich eingesenkt, es durchwachsen und umgestaltet, und ein ihm, dem Dichter, und seinen Helden ähnliches Leben hervorgerufen hat. Denn Er hat das Bewußtsein der nationalen Einheit und Kraft, das, trotz der Verschiedenheit der einzelnen Stämme, durch die ganze hellenische Geschichte fortlebt, gehoben und gestärkt; Er hat auch den größten Antheil an der langen Jugend seines Volkes und an dem Heldenthümlichen, welches die Hellenen vor andern Völkern auszeichnet. Denn mit seinen Bildern des Heldenlebens ist Sinn und Seele der Griechen von Jugend auf erfüllt und

getränkt worden. An ihm und seinem Achilleus hat sich die ganze Phantasie Alexanders des Großen entzündet, daß er ein zweiter historischer Achilleus geworden ist; ihn vor allen andern las und liebte der letzte Hellene Philopömen, der Feldherr des achäischen Bundes in den letzten nationalen Freiheitskämpfen; und an ihm hat sich am späten Abend des hellenischen Lebens der Spätling der antiken Welt auf dem Throne der Cäsaren, Julianus noch erwärmt. Ja, auch mit Julianus ist die in den Kern des politischen Lebens eingreifende Wirksamkeit des Homer nicht abgeschlossen und erloschen; der Geist, der an ihm sich entzündet hat, zündet fortwährend von neuem. Wie Alexander durch das Vorbild des homerischen Achilleus, so wurde durch Alexanders Beispiel Cäsar geweckt, und durch beider Vorbild der größte Feldherr unserer Tage, Napoleon: so daß diese drei größten Feldherren der alten und der neuen Zeit gewissermaßen die Schüler eines homerischen Helden sind. Ebenso hat unter den Römern Homer die Seele des Ennius erfüllt und ihn zum Gründer der römischen Litteratur gemacht (Ennius selbst fühlte nach der Lehre der Metempsychose den Geist des Homer in seinem Geiste lebendig); derselbe Homer hat später den Vergilius begeistert, und dieser das Genie des Dante, daß er der Schöpfer der italienischen und damit der gesamten modernen Litteratur wurde: so daß also, weit entfernt, im Verlaufe der Zeiten kleiner zu werden, die thatkräftige Wirksamkeit dieses dichterischen Heros vielmehr gewachsen ist, obgleich allerdings auch hier, wie überall, mit der zunehmenden Extension die intensive Wirkung abnehmen muß.

Das einst so schöne Antlitz der hellenischen Natur ist heute vielfach verblichen, ihre Berge sind verwittert, die Quellen versiegt, die Wälder vertrocknet, Staaten und Städte fast spurlos von der Erde verschwunden: die Stimme des Homer, des Aeschylos und Sophokles aber ist noch nicht verklungen, sie lebt, wie die Stimme der Sibylla, Jahrtausende fort, des Gottes wegen, der darin ist und nicht stirbt. E. v. Lasaulx.

73. Sophokles.

Sophokles fällt mit seinem Geburtstage zwischen die seines Vorgängers und des Euripides fast in die Mitte hinein, so daß er etwa ein halbes Menschenalter von jedem absteht; die Angaben stimmen nicht ganz überein. Von beiden aber war er den größten Theil seines Lebens hindurch Zeitgenosse. Mit Aeschylus hat er häufig um den tragischen Epheukranz gerungen, und den Euripides, der doch gleichfalls ein hohes Alter erreichte, hat er noch überlebt. Es scheint, daß eine gütige Vorsehung an diesem einzigen Manne dem Menschengeschlechte, um im Sinne der alten Religion zu sprechen, die Würde und die Glückseligkeit seines Loses offenbaren wollte, indem sie ihm zu allem Göttlichen, was das Gemüth und den Geist schmücken und erheben kann, auch alle erdenklichen Segnungen des Lebens verlieh. Von wohlhabenden und angesehenen Eltern, als freier Bürger des gebildetsten Staates von Griechenland geboren zu sein, dies waren nur die ersten Voraussetzungen dazu. Schönheit des Leibes wie der Seele und ungestörter Gebrauch von beider Kräften in vollkommener

Gesundheit bis an das äußerste Ziel des menschlichen Lebens, eine Erziehung in der gewähltesten Fülle der Gymnastik und Musik, deren jene so mächtig war, schönen Naturanlagen Energie, diese, Harmonie zu ertheilen; die süße Blüte der Jugend und die reife Frucht des Alters; der Besitz und ununterbrochene Genuß der Poesie und Kunst und die Ausübung heiterer Weisheit, Liebe und Achtung unter den Mitbürgern, Ruhm im Auslande und das Wohlgefallen und die Gnade der Götter: das sind die allgemeinsten Züge von der Geschichte dieses frommen, heiligen Dichters. Es ist, als ob die Götter, unter denen er sich besonders dem Bacchus, als dem Geber aller Freude und dem Bildner des vormals rohen Menschengeschlechts, durch Darstellung seiner tragischen Festspiele frühzeitig widmete, gewünscht hätten ihn unsterblich zu machen, so lange schoben sie seinen Tod hinaus; und da dies nicht möglich war, lösten sie sein Leben wenigstens so gelinde als möglich, um ihn unvermerkt eine Unsterblichkeit mit der andern, die lange Dauer seines irdischen Daseins mit der Unvergänglichkeit seines Namens vertauschen zu lassen. Als ein Jüngling von sechszehn Jahren wurde er wegen seiner Schönheit gewählt, dem Chor der Jünglinge, welche nach der Schlacht bei Salamis (in welcher Aeschylus mitgefochten, und die er herrlich geschildert) den Päan um die aufgerichtete Trophäe aufführten, nach griechischer Sitte auf der Leier spielend vorzutanzen, so daß die schönste Entfaltung seiner Jugendblüte mit der glorwürdigsten Epoche des athenischen Volkes in demselben Moment zusammentraf. Ein Feldherrnamt verwaltete er zugleich mit Perikles und Thukydides, schon dem Greisenalter näher; ferner das Priesterthum eines einheimischen Heroen. Im fünfundzwanzigsten Jahre fing er an Tragödien aufzuführen, zwanzigmal erwarb er den Sieg, öfter die zweite Stelle, niemals die dritte; in dieser Bemühung fuhr er mit zunehmendem Gelingen fort, bis über sein neunzigstes Jahr hinaus, ja vielleicht rühren aus dieser späten Zeit einige seiner größten Werke her. Man hat die Sage, er sei von einem älteren Sohn oder Söhnen verklagt worden, weil er einen Enkel von einer andern Gattin zärtlicher liebte, als sei er vor Alter kindisch geworden und nicht mehr im Stande sein Vermögen zu verwalten; er habe statt aller Vertheidigung den Richtern seinen so eben gedichteten Oedipus in Kolonos oder nach andern den schwungvollen Chorgesang daraus, welcher Kolonos, seinen Geburtsort, verherrlicht, vorgelesen, und hierauf seien die Richter ohne weiteres bewundernd auseinander gegangen, und man habe ihn im Triumph nach Hause begleitet. Wenn es gegründet ist, daß er den eben genannten zweiten Oedipus so spät geschrieben, wie selbiger denn in der Entfernung von allem herben Ungestüm der Jugend, in der reifen Milde die Spuren davon an sich trägt, so gewährt uns dies das Bild zugleich des liebenswürdigsten und ehrwürdigsten Alters. Wiewohl die abweichenden Sagen von seiner Todesart fabelhaft scheinen, so stimmen sie doch darin überein und haben auch diese wahrhafte Bedeutung, daß er, mit seiner Kunst oder etwas darauf Bezug Habendem beschäftigt, ohne Krankheit verschieden sein soll, daß er also wie ein grauer Schwan des Apollo sein Leben in Gesängen ausgehaucht. So achte ich auch die Geschichte, wie der lacedämonische Feldherr, welcher den

Ort seiner väterlichen Begräbnisse verschanzt hatte, durch eine doppelte Erscheinung des Bacchus angemahnt worden sei, die Beerdigung des Sophokles daselbst zu gestatten, und deshalb einen Herold an die Athener gesandt, für wahrhaft, so wie alles, was dazu dient, die verklärte Ehrwürdigkeit dieses Mannes ins Licht zu stellen. Fromm und heilig nannte ich ihn in seinem eigenen Sinne. Aber wiewohl seine Werke ganz die antike Großheit, Anmuth und Einfalt athmen, ist er dennoch unter allen griechischen Dichtern derjenige, dessen Empfindungen am meisten Verwandtschaft mit dem Geiste unserer Religion haben.

Nur eine Naturgabe war ihm versagt: eine tönende Stimme zum Gesange. Er konnte nur die harmonischen Ergießungen anderer Stimmen veranlassen und lenken und soll daher auch die vorher bestehende Sitte, daß der Dichter in seinen Stücken selbst mitspielte, für sich aufgehoben und nur ein einzigesmal (wieder ein sehr bedeutender Zug), als der Sänger Thamyris erscheinend, die Cither gespielt haben.

Insofern Aeschylus, welcher die tragische Poesie von der ersten Roheit zu der Würde eines Kothurns ausgebildet hatte, ihm voranging, steht Sophokles in einem historischen Kunstverhältnisse zu ihm, worin ihm allerdings die Unternehmungen jenes ursprünglichen Meisters zu statten kamen, so daß Aeschylus als der entwerfende Vorgänger, Sophokles als der vollendende Nachfolger erscheint. Die kunstreichere Verfassung der Dramen des letztgenannten ist leicht zu bemerken: die Einschränkung des Chores im Verhältniß zum Dialog, die Ausbildung der Rhythmen und der reinen attischen Diction, die Einführung mehrerer Personen, die reichere Verknüpfung der Fabeln, die Vermannigfaltigung der Vorfälle und die vollständigere Entwickelung, das ruhigere Festhalten aller Momente der Handlung und die mehr theatralische Heraushebung der entscheidenden, die vollkommnere Abrundung des Ganzen, auch schon äußerlich betrachtet. Allein es ist noch etwas anderes, wodurch er den Aeschylus überstrahlt und die Gunst des Schicksals verdiente, einen solchen Vorgänger gehabt zu haben und mit ihm an denselben Gegenständen zu wetteifern: ich meine die innere harmonische Vollendung seines Gemüths, vermöge deren er jede Pflicht des Schönen aus Neigung erfüllte, und dessen freier Trieb von einem bis zur Durchsichtigkeit klar gewordenen Selbstbewußtsein begleitet war. An Kühnheit den Aeschylus zu übertreffen dürfte unmöglich sein; ich halte aber dafür, daß Sophokles nur wegen seiner weisen Mäßigung weniger kühn erscheint, da er überall mit größtem Nachdruck zu Werke geht, ja vielleicht mit durchgeführterer Strenge, wie ein Mensch, der seine Grenzen genau kennt, innerhalb derselben desto zuversichtlicher auf seinen Rechten besteht. Wie Aeschylus gern alles in die Empörungen der titanischen Urwelt hinausspielt, so scheint Sophokles sich hingegen der Göttererscheinungen nur nothwendigerweise zu bedienen; er bildete Menschen, wie das Alterthum allgemein eingestand, besser, das heißt nicht sittlicher und fehlerfreier, sondern schöner und edler als die wirklichen, und indem er alles in dem menschlichsten Sinne nahm, fiel ihm zugleich die höhere Bedeutung zu. Allem Anscheine nach ist er auch in der scenischen Ausschmückung gemäßigter

gewesen als Aeschylus, hat vielleicht gewähltere Schönheit, aber nicht so kolossalen Pomp wie dieser gesucht.

Als charakteristisch haben die Alten an diesem Dichter die angeborne Süßigkeit und Anmuth gepriesen, wegen deren sie ihn die attische Biene nannten. Wer zum Gefühl dieser Eigenschaft hindurch gedrungen ist, der darf sich schmeicheln, daß ihm der Sinn für die antike Kunst aufgegangen sei; denn die heutige Empfindsamkeit möchte, weit entfernt in jenes Urtheil einstimmen zu können, vielmehr in den Sophokleischen Tragödien, sowohl was die Darstellung körperlicher Leiden betrifft, als in den Gesinnungen und Anordnungen vieles unerträglich finden.

A. W. v. Schlegel.

74. Deutschlands Weltberuf.

Die Griechen hatten zuerst die Geschichte nach Europa versetzt, nach Alexanders vorübergerauschtem Versuche die Römer dann ein Weltreich gegründet und die Volksgeschichten zur Geschichte der Welt erweitert und vereinigt; mit der Völkerwanderung kamen Weltreich und Weltgeschichte an die Germanen. Aber ein Weltreich anderer Art, als das der Römer gewesen. Nicht daß Ein Volk die Alleinherrschaft ergriffen hätte, aber durch ganz Europa [1] floß nun Ein germanisches Blut, rein oder römisch-keltisches verquickend, floß nun Ein germanischer Lebensgeist und nahm den Christenglauben, den die römischen Herrscher kaum noch anerkannt, auf seine reineren, stärkeren Fluten und trug ihn weiter und weiter. Und tausend Jahre, nachdem solches geschehen, waren es wiederum die Germanen und deren Brüder, welche der Geschichte noch eine zweite Welt eröffneten, und auch dieser brachten und bringen nun sie das Christenthum und die germanische Herrschaft. So ist unser Stamm schon durch seine räumliche Ausdehnung auf die Universalität gewiesen; er ist es auch durch seine Stellung in der Folge der Zeiten. Die Weisheit des Orients, Griechenlands Kunst und was die strengere Tugend der Römer geschaffen, alles das ist unser und soll das unsre werden: wir sind die Nachkommen, wir die Erben der alten Welt, und Deutschland das Herz der neuen. Die Vertauschung des germanischen Heidenthums gegen einen von Rom und Griechenland empfangenen Glauben, das Zusammenwirken romanischer und deutscher Dichtkunst auf dem Gipfel des Mittelalters, an der Neige desselben die neue Belebung der Antike und durch die Antike, und was sich jetzt in Schrift und Leben regt: es sind nur Zeichen jenes Berufs der Germanen und voraus der Deutschen zum geistigen Weltbesitz und immer weitere Schritte zur Erfüllung jenes Berufes. So im geistigen Sinn ist die Völkerwanderung noch heute nicht beendet.

W. Wackernagel.

75. Die altnordischen Heldenlieder.

Was die Heldenlieder (die Kämpe-Viser) betrifft, die zuerst auf Befehl der Königin Sophia von Dänemark 1591 gesammelt wurden, so

1) Nur der Osten blieb noch Asien zugewendet, und die letzten Trümmer des vormals großen Keltenstammes hefteten sich verzweifelnd an die äußersten Klippen des Westens.

sind sie uralt, und ihre Entstehung reicht weit zurück in die heidnische Zeit. Es lebt der Geist jener alten Furchtbarkeit in ihnen und das Geschlecht der Riesen, welche an dem Eingange jeder Geschichte stehen. Alles Maß, wie in der Gesinnung und That, so auch in dem Aeußern, in den Gestalten, Waffen ist ungeheuer: jeder Kämpfer hat fünfzehn Ellen unter dem Knie; Sivard reißt die Eiche aus, steckt sie an seinen Gurt und tanzt damit; ja die rechte Heldenbraut trinkt das Bier aus Tonnen und verzehrt ganze Ochsen. Was aber zunächst darauf führt: es werden Helden darin genannt, welche dazumal lebten, und Thaten beschrieben, welche dazumal geschahen, und welche noch Jahrhunderte später besungen wurden, weil sonst nichts als die Volksdichtung die frühe Geschichte aufbewahrt, und weil diese Dinge nicht können erfunden werden. Nur verstehe man dieses nicht unrecht: die Lieder, welche wir haben, sind dieselben dem Inhalte nach, nicht aber der Form; das Gesetz der stetigen Umwandlung und Anpassung an Zeit und Sprache wird sich auch an ihnen ausgeübt haben. — Von der Poesie dieser Lieder kann man sagen, daß sie roh sei, ohne Schimmer und einfarbig, aber von gewaltiger Art. Ohne Einleitung und Erklärung hebt die Erzählung an, die den Ausgang öfters schon in der ersten Strophe voraus verkündigt[1] und alles einfach und in großen Maßen hinstellt; dann treten die Helden selbst auf, und ihre Reden sind wie Schwertschläge von starken Armen gegeben, treffend und entscheidend. Die Poesie ist sich ihrer Tiefe noch gar nicht bewußt, sie weiß nicht, warum diese Thaten geschehen; aber sie weiß, wie sie geschehen; darum hat sie nichts zu erläutern, die Motive sind nicht breit dargelegt, aber die leise Hindeutung darauf trifft desto stärker. Erst als Hogen über die verrätherisch gestreuten Erbsen hinfällt, gedenkt Grimild des vorhin geschlossenen Vertrags, daß er nicht wieder aufstehen dürfe, wenn er einmal gestürzt sei. Alles in der Mitte Liegende, Verbindende ist ausgelassen, die Thaten stehen streng neben einander, wie Berge, deren Gipfel bloß beleuchtet sind; und betrachtet man diese Härte bei dieser Erhabenheit, und das vordringende Dramatische in diesen Liedern, so ist dabei eine Erinnerung an den Geist der alten Tragödie nicht zu kühn. Orm lüstet es hinauszugehen in den Berg, wo sein Vater liegt; nun wird gleich erzählt, wie er draußen am Grabe steht und so stark daran schlägt, daß der Felsen zerspringt und der Todte aus seinem Schlaf erwacht, klagend, daß er nicht in Frieden unter der schwarzen Erde liegen könne. Aber der Sohn will sein Schwert haben und droht das Grab sonst in fünftausend Stücke zu zerschlagen: da wirft es der Todte heraus, daß die Spitze in der Erde stecken bleibt. Es ist noch die ganze Größe und Wildheit der altnordischen Sagen in diesem Lied. Diese Macht der ersten Dichtung, die wie ein Bergstrom Felsenstücke herunter wirft und alles mit sich fortreißt, kann doch nimmermehr durch die spätere Anmuth und äußere Vollendung ersetzt werden. Freilich diejenigen, welche sich auch in der Poesie eine bestimmte Art herausgesucht,

1) So heißt es in dem ersten Liede: Das war der Held Hogen, der verlor seinen jungen Leib; gleicherweise von der Chriemhild im Nibelungenlied, wo sie zuerst genannt: um sie verloren viele Helden ihr Leben.

und nur auf einen Ton aus ihrem vollstimmigen Weltconcert hören wollen, werden wenig Gefallen an diesen Liedern tragen. Und doch bricht durch dies ungebändigte Riesenleben oft ein zarter Gedanke, wie durch Felsen ein Sonnenstrahl.

Wie edel ist der König, der gegen Vidrich streiten muß: er weiß daß er unterliegen wird, doch soll es niemand, seine Braut nicht hören, daß er einem gewichen; dann wünscht er sich den Tod von solch einem Helden, und bindet noch zur Beschützung einen rothen Seidenfaden um seinen goldnen Helm; und muß nicht Vidrich selbst klagen, daß er todt zu seinen Füßen liege? Es kommt auch hier, wie häufig in andern nordischen Sagen, vor, daß das ganze Leben der Rache für Vater oder Verwandte geopfert wird, aber ruht diese nicht wieder auf einer großen Liebe? Rührend ist die Sage von der Treue des Löwen erzählt, die fast bei allen Völkern gefunden wird: er gräbt den König aus dem Felsen, trägt ihn fort, und wenn er ruht, legt er das Haupt in seinen Schoß. Wir wissen nichts daneben zu setzen und nur eins dafür, nämlich die Treue des herrlichen Rosses Bayard, wie die vier Heymonskinder davon sagen. Manches in der Darstellung erinnert an den Homer, nicht nur die Einfachheit und der große Maßstab in allem, denn die Helden im Homer kämpfen, schreien und essen ebenso gewaltig; sondern auch das Feststehen poetischer Wendungen, welches so natürlich ist, weil man für eine Sache nur einen Ausdruck hatte oder wollte, zu unschuldig für den modernen Reiz durch Abwechslung. Gleicherweise das Wiederkehren bestimmter Bilder und Redensarten und die Wiederholung der Rede; und so erscheint auch hier als Naturnothwendigkeit, was bei dem Homer als eigenthümlich gilt.

W. Grimm.

76. Hartmann von der Aue, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg.

Schon das Mittelalter hob diese drei, wie sie Zeit und Stoffgebiet mit einander theilten, gemeinschaftlich hervor; aber die Zusammenstellung ist zugleich ebenso eine Unterscheidung, wie wenn man in der Geschichte der griechischen Dichtkunst Sophokles und Aeschylus und Euripides zusammenstellt. Hartmann eigen ist die mâze, die schöne Tugend der Mäßigung: sie hilft ihm der klassischen Art so nahe kommen, als das in dem Zeitalter der Romantik möglich war. Mit Maße tritt die gelehrte Bildung hervor, die ihn doch vor der Menge der Standesgenossen schmückte, mit Maß auch die höfische: nur selten sind gelehrte Anspielungen, und französische Worte nicht häufiger, als deren Gebrauch in Dingen des Hoflebens und Ritterthums unumgänglich war; mit Maß auch seine Ritterlichkeit: er weiß von noch andrem als nur von Tjosten zu berichten; mit Maß überhaupt sein Ich: er erzählt lieber, als er reflectirt; er erzählt, wie jedesmal der Gegenstand selber es fordert, bald eilend, bald zögernd; und wenn er, von innerer Sittlichkeit geleitet, den überlieferten Stoff mit einem ernsten, höheren Gedanken sättigend durchdringt, so ist auch dieses stets ein Gedanke der mâze: denn stets ist es die ergänzende und versöhnende Aus-

gleichung von Gegensätzen, die er veranschaulicht. Noch bedeutender als der von Aue durch Tiefe des Sinns und des dichterischen Denkens ist Wolfram. Was ihm seine Quelle bot, war ein planloses Gewirre von Namen und Abenteuern; aber er beherrschte und ordnete es mit einem Gedanken von eben solcher Größe als der der Sagen vom Faust und vom heiligen Christophorus, einem Gedanken, der eben wie diese den Entwickelungsgang aller auserwählteren Menschen, ja der gesamten Menschheit in sich schließt. In kindlicher und kindischer Einfalt, in jugendlicher Unbesonnenheit und Unbeholfenheit, in tumpheit, wie die alte Sprache das alles mit einem Worte benennt, bringt Parzival den Anfang seines Lebens hin. Aber die Einfalt, die ihn beglücken könnte, erwächst ihm zur Qual. Ein hohes Sehnen, das ihn treibt, wird ihm, da er es nicht versteht, nur um so schmerzlicher, und in tumpheit verscherzt er das Königthum des Grales, das ihm bestimmt gewesen. Nun verschwindet die Einfalt, und an ihre Stelle tritt Hader des Jünglings mit sich, mit der Welt, mit Gott, tritt Entzweiung und Verzweifelung, tritt der zwîvel. In solchem Zustand irrt er umher. Endlich jedoch, nach langen schweren Prüfungen, nachdem er gegen den besten Freund, gegen den eigenen Bruder unbewußt hat kämpfen müssen, kehrt ihm das Vertrauen zu Gott und zu sich selbst zurück. Nun in männlicher Reife ist er des einst dahin gegebenen Glückes fähig und werth. Er erlangt, wie er nun auch die verlorene Gattin mit den Söhnen wiederfindet, den Gral, nach der tumpheit und dem zwîvel die sölde. So großartig dieser Plan des Ganzen ist: Wolfram hat ihn nicht so auszuführen vermocht, wie Hartmann seine freilich engeren Gedanken. Denn ihm gebricht, was diesem zu statten kommt, die mâze. Seine Persönlichkeit ist zu außerordentlich, und er selbst fühlt dies Außerordentliche zu sehr, als daß er sich zu Hartmannischer Objectivität bequemen möchte. Halb mit Bewußtsein, da er den Witz und die Laune liebt, halb unbewußt, da er aller gelehrten Bildung und auch innerhalb der deutschen Litteratur aller ihm gerechten Muster ermangelt, springt er fort und fort in das Ueberungewöhnliche ab und versinkt im Dunkel; es ist ihm eine Lust, seinem eigenen schönen Plan zum Trotze den Leser durch immer neu sich häufende Namen und Begebenheiten wie durch ein Labyrinth zu führen; eine Lust, da er nur Ritter sei und lediglich als Ritter, nicht als Dichter um Frauendank werbe, von Tjost zu Tjost zu gehen; eine Lust, obschon er das Französische nur schlecht verstehen will, dennoch zahllose Worte, ja ganze Verse der fremden Sprache in seine deutsche Dichtung einzumischen. Diese dunkle Gedankentiefe, diese den Leser mehr verachtende als ihn lockende Neckerei zog gleichwohl viele der Zeitgenossen und der Nachfolger Wolframs an. Schon ein Lied, das Walther von der Vogelweide zugeschrieben wird, mochte sich mit wörtlicher Benützung an eine Stelle des Parzival lehnen; die Bewunderung seines Tiefsinnes, die nur um so größer war, da sie einem Ungelehrten galt, prägte sich in dem sprichwörtlichen Lobe aus, daß Laien Mund nie besser gesprochen habe, und in der Rolle, die in dem Kriege auf Wartburg ihm zugetheilt ist. Aber eben diese Bewunderung veranlaßte auch mehr als einen, wie namentlich den Verfasser des jüngeren Titurel, Wolframs dunkle, neckende, überreiche

Darstellung nachahmen zu wollen: da ward dann Geschraubtheit für Höhe, Unverständlichkeit für Tiefe, Albernheit für Humor gegeben. Bis an das Ende des Mittelalters reihen sich dann die Gedichte, die wieder dem jüngeren Titurel nachfahren und sich in dessen Prunkstrophe spreizen, und desto mehr sich spreizen, je schlechter ihr Inhalt ist: hat doch Jacob Pütrich von Reichertshausen in solcher Manier sogar ein Verzeichniß seiner Bibliothek gefertigt. Da konnte denn auch ein Dichter wie jener des Trojanerkrieges im vierzehnten Jahrhundert wagen sich den Namen Wolframs von Eschenbach anzumaßen, bloß weil sein Buch von Abenteuerlichkeiten überfloß; andre übten ohne nachzuahmen die gleiche Anmaßung nur, um so ihre Werke besser zu empfehlen, als der eigene Name es vermocht hätte. Es ist nur einer bekannt, dem Wolframs Manier entschieden nicht zugesagt hat, der dritte, welchen wir noch besprechen sollen, Gottfried. Er liebt und lobt Hartmann: für die schwierige und ruhelose Darstellung im Parzival hat er nur Spott. Denn dieser stand alles in ihm entgegen. Es stand dieser entgegen die Freude Gottfrieds an einer reichen Fülle, mehr der Worte als der Gedanken und einer zwischen breiten Ufern fröhlich vorwärtsströmenden; die Freude nicht am Dunkel, auch nicht an Hartmannischer Durchsichtigkeit, sondern an einem Glanze, welcher blendet und besticht, so daß auch sein vieles Französisch eine gesuchte und vermeinte Zierlichkeit ist und er mit Gelehrsamkeit prunkt; daneben ein Widerwille gegen allen Ernst der Gesinnung, ein Leichtsinn, der es zu keinem die ganze Dichtung leitenden Gedanken hat kommen lassen, der selbst die keineswegs gemiedene und lyrisch klangreiche Reflexion stets auf der Oberfläche hält, der das Unrecht beschönigt und zu solcher Beschönigung sogar den Frevel am Heiligsten nicht scheut. Und doch ist diese Art ein Vortheil für die Litteratur gewesen. Dem ähnlich, wie in späterer Zeit Wieland sich zu Klopstock verhielt, glich Gottfried die Mängel Wolframs vergütend aus und rettete, vereint mit Hartmann, die Anmuth, die Klarheit, die Leichtigkeit; Rudolf von Ems hat seinen gefälligen Satzbau, es haben Konrad Fleck und Konrad von Würzburg ihren bequemen Redefluß von Gottfried gelernt, und mancher untergeordnete Dichter Gedanken und Worte ebenso gern von ihm als von Hartmann entnommen.

W. Wackernagel.

77. Hans Sachs und das Drama.

Hans Sachs wurde am 5. November 1494 zu Nürnberg geboren. Sein Vater, ein Schneider, gab ihn in seinem 7. Jahre auf die lateinische Schule, im 15. zu einem Schuster in die Lehre. Talent zum Dichten zeigte er schon früh, und so ließ er sich von dem Leineweber und Meistersänger Leonhard Nunnenbeck in die Kunst des Meistergesanges einweihen. Mit 17 Jahren ging er als Handwerksgesell auf die Wanderschaft, und zwar zuerst über Regensburg nach Tyrol. Aber in Innsbruck angelangt, schien sein Lebensplan eine andere Wendung nehmen zu wollen. Der Stand der frischen, freien Jägerei wirkte hier verlockender auf ihn, als Leder und Leisten, und er trat, wie er selbst berichtet, als „Weidmann“ in Dienst

bei Kaiser Maximilian. Doch sagt er nicht, was ihn zum Handwerk zurückgeführt, kurz, er wanderte als Schuster bald weiter, kam im Süden Deutschlands bis nach Wien, sah die Städte am Rhein, arbeitete im Norden in Lübeck und erschien, nachdem er sein Vaterland kennen gelernt und in den vornehmsten Städten sich in Leben und Handwerk umgethan, 22 Jahre alt, wieder in Nürnberg. Ueberall hatte er die Singschulen besucht und sich als Jünger der „holdseligen Kunst" den Meistern dargestellt, und der Plan stand bei ihm fest, alle seine Muße fortan der Poesie zu widmen. Schon hatte er in der Fremde mancherlei gedichtet; sein erstes Werk war die gereimte Erzählung „Lorenzo und Lisbetha," nach einer italienischen Novelle. So ließ sich der junge Meister in Nürnberg nieder, machte Schuhe und Verse und verheirathete sich mit Jungfrau Kunigunde Creutzigerin. Einundvierzig Jahr lebte er mit ihr glücklich und zufrieden, als Vater von sieben Kindern und, wie es scheint, in einem seinen bescheidenen Wünschen entsprechenden Wohlstand. Als 1560 die treue Gefährtin starb, setzte er ihrer ausdauernden Liebe ein Denkmal in Versen. Bei schon vorgerückten Jahren verheirathete er sich noch einmal, und zwar mit der schönen Barbara Harscherin. Bis zu seinem 78. Jahre war er rastlos thätig, von da an aber schienen seine Kräfte abzunehmen. Schon waren ihm alle seine Kinder durch den Tod voran gegangen, er saß nur noch stumm brütend am Tisch unter seinen Büchern und sprach wenig mehr, bis der Zweiundachtzigjährige endlich (1576 den 19. Januar) still für immer einschlief.

So einfach verlief das Leben Hans Sachsens, im Gegensatz zu dem ruhelosen und ereignißvollen Dasein anderer gleichzeitiger Dichter. Aber auch nur so war eine so umfassende dichterische Thätigkeit möglich; denn seine Fruchtbarkeit übersteigt alles, was jemals von einer productiven Kraft geleistet worden ist. Die fünf gewaltigen Foliobände, welche in Nürnberg gedruckt wurden, enthalten nur den kleineren Theil seiner sämtlichen Werke. Wenn wir nur die Zahlen hören, daß er 208 Dramen, 1700 Schwänke, 4275 Meistergesänge, alles übrige ungerechnet, geschrieben, so muß das um so mehr in Erstaunen setzen, als die Poesie bei ihm nur Beschäftigung der Mußestunden war und ihm nichts eintrug, während das Handwerk seine einzige Erwerbsquelle blieb.

Bei einem so massenhaften poetischen Schaffen (es sind nur Arbeiten in poetischer Form, keine einzige in Prosa von ihm vorhanden) war es nicht möglich, daß alle seine Werke einen gleichen Werth haben konnten. Da jeder Gedanke, jede Anregung bei ihm sofort zu einem Ausdruck in gebundener Rede drängte, mußte vieles was er schrieb zur bloßen Reimerei werden; aber dennoch bleibt es merkwürdig, wie unter der unabsehbaren Menge seiner Productionen sich immer noch so viel des Bedeutenden findet. Hans Sachs beschränkte sich nicht auf eine Gattung; er entfaltete eine gleich große Regsamkeit nicht nur in der Lyrik, im Epos und im Drama, sondern auch in allen Nebenzweigen der drei Hauptgattungen; er ist ein durchaus universelles Talent, und ein Dichter in um so höherem Sinne, als er das höchste Ziel der Dichtung, das Drama, nicht nur anstrebte, sondern darin seine eigentliche Bedeutung errang.

Wie er die poetischen Gattungen in seinem Schaffen gleichmäßig umfaßte, so entgeht ihm in dem ganzen Umkreis dichterischen Stoffes nichts, was seiner Zeit irgend erreichbar war, ja er eroberte ganz neue Gebiete. Er dichtete Meistergesänge und Kirchenlieder, zeigte sich in der ganzen Vielgestalt der Lyrik, schrieb patriotische, protestantische und rein moralische Lehrgedichte; er glänzte in der Fabel, in der poetischen Erzählung und im lustigen Schwank. Er brachte den ganzen Psalter in Reime, die beiden Bücher Sirach, die Sprüche Salomonis, die Evangelien und Episteln des Kirchenjahres und nahm zu 47 Dramen die Stoffe aus der Bibel. Sowohl dramatisch wie in Erzählungen bearbeitete er die Mythologie der Alten und fast jede hervorragende That aus der griechischen, persischen, römischen Geschichte. Er schöpfte aus deutschen und verdeutschten Chroniken, aus den Werken der Alten, dichtete nach Terenz, Plautus, sogar nach Aristophanes. Die deutschen und romantischen Heldengeschichten, Legendenbücher, Volksbücher, lateinische und italienische Novellen dienten ihm zur Vorlage. Fügen wir dazu noch, daß auch das ganze ihn umgebende öffentliche, bürgerliche und Volksleben ihm zur Quelle diente, so wird nicht leicht ein Dichter einen größeren stofflichen Gesichtskreis aufzuweisen haben.

Allein die Gelehrsamkeit, durch welche ein derartiges Schaffen bedingt zu sein scheint, wird auf ziemlich enge Grenzen einzuschränken sein; sicherlich gingen seine philologischen Kenntnisse nicht über ein nothdürftiges Verständniß des Lateinischen hinaus. Die Vielgeschäftigkeit der Zeit im Uebersetzen griechischer und lateinischer, französischer und italienischer Werke kam ihm entgegen, und so entging ihm nichts; ja seine Belesenheit ist so außerordentlich, daß man behaupten kann, er habe alles gelesen, was überhaupt in deutscher Sprache gedruckt worden war. Muß dies allein schon merkwürdig genug erscheinen, um wie viel mehr die Thatsache, daß er neben seinem Handwerk Muße fand, dies alles auch noch in Verse zu bringen!

Lectüre also war es, mehr aber noch die Beobachtung des wirklichen Lebens, woraus er die Bildung seines Geistes und Talentes erhielt. Eine ernstere und tiefere poetische Entwicklung, eine mit den Jahren sich steigernde innere Entfaltung suchen wir jedoch vergeblich bei ihm, und kaum leise schattirt sind die Uebergänge in den Anschauungen des rein menschlichen Lebensganges in seinen Werken zu erkennen. Wie und was der Zwanzigjährige schrieb, so und im Wesentlichen dasselbe schrieb er noch in seinem siebzigsten Jahre, nur etwa mit dem Unterschied, daß ihn in der Jugend mehr lyrische, in reiferen Jahren mehr dramatische Arbeiten beschäftigten, oder daß ihm im Alter ein größerer Reichthum an Beobachtung der Menschen und der Welt zu Gebote steht. So sehen wir eins der größten Talente fast ohne alle innere Entwicklung, bei seinem ersten Auftreten fertig ausgeprägt, aber auch ein ungewöhnlich langes Menschenleben hindurch mit der Wiedergabe der typisch gewordenen Anschauungen rastlos beschäftigt.

Eine ganz besondre Schranke für seine innere Entwicklung waren die Begriffe der Zeit, die in dem Lehrhaften das Wesen der Dichtung suchten. In ihnen war Hans Sachs erzogen, und es lag nicht in seinem

eignen Wesen, neue maßgebende Gedanken für die Poesie aufzustellen, oder gar allgemein als gültig angenommene Gesetze anzutasten. Wie er fügsam und zufrieden sein enges Kleinleben als Handwerker fortführte, so beharrte er auch in seinem dichterischen Wirken bei den hergebrachten Ideen und Formen. Die letzteren baute er aus, sein Talent erschuf auf Grundlage der alten ganz neue Gattungen, aber er war sich kaum dessen bewußt, und der Geist dieser Neuerungen blieb der traditionelle, der bürgerliche. Er mochte einen antiken oder romantischen Stoff, mochte den possenhaftesten Bauernschwank oder die bedeutendsten Gestalten der Geschichte behandeln. er läßt sie alle auftreten und reden wie bürgerliche Handwerksgenossen; ja selbst Gott Vater, der in seinen Stücken so häufig wiederkehrt, spricht und handelt wie ein guter Nürnberger Hausvater. Und die Spitze von allem, was geschieht und gesagt wird, ist die Moral, eine gesunde, aber darum noch höchst prosaische und pedantische Moral. Nicht immer, ja sogar selten sind seine Stoffe ihrem Wesen nach auf eine Schlußlehre angelegt, und dann muß er sich quälen, um eine solche, wäre es auch nur nebenher, heraus zu ziehen, ja stünde sie selbst im Gegensatz zur Hauptsache seines Stoffes

Und dennoch, trotz dieser Beschränkungen, wie reich und innerlich bedeutend steht Hans Sachs als Dichter da, und um so mehr als ein ganzer Dichter, als die überall aufblitzenden Funken des Genius die unfreie Sphäre seines Gesichtskreises oft völlig vergessen machen, oder uns die Enge so liebenswürdig ausschmücken, daß wir uns der Stimmung ungetrübten Behagens hingeben können! Wie treuherzig und innerlich warm schildert und malt er alle Verhältnisse des kleinen menschlichen Lebens aus! Da entgeht seinem offnen Auge kein Zug, seine immer rege Beobachtung erfaßt mit Sicherheit alles, was das Haus, die Ehe, die Familie, was den Verkehr der Menschen in ihren hundertfachen Beziehungen charakterisirt. Mit schlichten, einfachen Worten weiß er zu rühren und zu ergreifen, durch einen unvermutheten Gedanken in Erstaunen zu setzen, durch eine komische Wendung unwiderstehlich zum Lachen fortzureißen. — Seine Kunst ist ihm ein Heiligthum, und seiner Dichterwürde ist er sich wohl bewußt. In Träumen und auf einsamen Gängen durch Wald und Flur erscheint ihm Frau Poesie, dann hat er lange Gespräche mit ihr, die er daheim, von innerer Wärme voll, in Reime bringt, und die blendende Schönheit des angeschauten Phantasiebildes erhellt seine Werkstatt mit freudigem Glanze. Aber nicht geringere dichterische Erhebung, zugleich mit patriotischem Bürgerbewußtsein, schöpft er aus dem Anschauen seiner geliebten Vaterstadt. Da schildert er („Lobsprüche auf die Stadt Nürnberg") die Stärke ihrer Mauern und Thürme, Zinnen und Wälle, ihre Streitmacht, und preist ihre Büchsenmeister, Hauptleute und Geschütz. Er durchwandert die Straßen und erzählt von der Schönheit und Pracht der Kirchen, von dem Reichthum der Häuser, dem Glanz ihrer Säle und Kammern. Mit Genugthuung berichtet er von der Blüte des Handels, der Gewerbe und Künste, wie alles da geschäftig sei mit Zimmern und Bauen, Schmelzen und Gießen, Drucken, Malen und Bildhauen. Und ein weiser Rath beschütze die rechtschaffnen Bürger, deren Stolz die edle Sangeskunst sei, die sie zu Tugend,

Ehr' und Achtung führe. Aber auch in ritterlichen Künsten zeigt er seine Mitbürger wohlerfahren. Da folgt er dem Strom der Menge zum Marktplatz, wo die Schranken zum Turnier abgesteckt sind; hier üben sich die jungen Bürgersöhne mit Lanze und Schwert im Waffenspiel, um sich für die Vertheidigung der geliebten Vaterstadt tüchtig zu machen. Er zählt ihre Namen auf und singt, ein Nürnberger Pindar, dem Sieger ein Weihelied.

Allein auch über die Mauern von Nürnberg hinaus verfolgt er mit Antheil die Ereignisse im großen deutschen Vaterlande. Bitter beklagt er oft den Zwiespalt und die Unordnung, wünscht einen neuen Hercules herbei, der das Reich von seinen Ungethümen säubre und auskehre. Auch die Schlichtung der kirchlichen Zerwürfnisse liegt ihm am Herzen. Luthers Auftreten begrüßte er mit Begeisterung in dem Gedicht „Die wittembergische Nachtigall", trat mit Entschiedenheit für den Protestantismus auf und bezeugte mit immer neuem Spott, in Schwänken und Komödien, wie tief er das verkommene Mönchs- und Pfaffenwesen verachtete. Er war auf seiner Wanderschaft Luther in Augsburg persönlich begegnet, und der Eindruck des gewaltigen Mannes blieb bei Hans Sachs sein Leben lang haften. Er sammelte alle seine Schriften, verwerthete Luthers Gedanken für seine eignen Werke und stiftete ihm noch ein Denkmal in der „Klagred ob der Leiche Doctors Martin Luther."

Die Menge von Hans Sachsens lyrischen Dichtungen ist so unabsehbar, daß wir nur hie und da auf einen Zug aufmerksam machen können. Wie richtig er selbst über seine Meistergesänge urtheilte, beweist die Thatsache, daß er sie gar nicht in seine gesammelten Werke aufnahm. Es waren die Uebungen der Singschule, die frühen Arbeiten seiner Schülerzeit und neue Vorträge für neue Schüler der Kunst; eine eigentlich poetische Bedeutung legte er ihnen nicht bei. Aber einen höheren Werth haben auch seine gereimten Uebersetzungen der Psalmen und anderer biblischer Dichtungen nicht. Höher stehen einige seiner Kirchenlieder. — Dagegen entwirft er vortreffliche Culturbilder, wenn er das Leben gewisser Stände oder städtische und Volksfeste schildert, oder wenn er polemische Darstellungen der Gebrechen der Zeit giebt.

Sehr zahlreich bearbeitet er eine Gattung, die er „Figuren" nennt. Er wählt irgend eine biblische oder historische Persönlichkeit, charakterisirt sie und zieht die Moral daraus. Noch häufiger sind „Vergleichungen", so der Otter mit einem Geizigen, der Viper mit der lästerlichen Gesellschaft, des Pantherthiers mit einem Tyrannen, des Bisamthiers mit einem Christen, und hundert andere Bilder in sehr breiter Ausführung. Noch umfangreicher ist die Anzahl der „Gespräche". So zwischen Leben und Tod, Kampfgespräch Alexanders mit Diogenes, Xenophontis mit Frau Tugend und Untugend, zwischen Kühnheit, Alter und Jugend, zwischen Zorn und Sanftmuth, Hoffahrt und Demuth, und andere mehr. Nicht als ob er darin zu einem tieferen Schlußgedanken käme; er bringt eben mit unerschöpflicher Redseligkeit alles Mögliche zur Sprache, hauptsächlich jedoch Dinge, die sich auf das bürgerliche Leben anwenden lassen, und weil dem Gespräch denn doch ein Ziel gesetzt werden muß, schließt er es mit breit

ausgeführtem Moralsatz ab. — Rastlos wie seine Lectüre, ist seine Reproduction des Gelesenen. Was für ein Buch er immer in die Hand nimmt, es wird nicht ein, es werden ganze Reihen von Gedichten daraus, es ist eine Staunen erregende Empfänglichkeit in ihm. Er liest Naturgeschichte oder Geographie, und sofort dichtet er „von hundert Thierlein Art und Natur", beschreibt „die 124 Meerwunder und Fisch" und bringt die „110 fließenden Wasser Deutschlands" in Reime. Ein mystisches Werk bewegt ihn zu einer Darstellung „von der 12 reinen Vögel Eigenschaft, zu denen ein Christ vergleichet wird," und „von der 12 unreinen Vögel Art, darinn der Gottlosen Art gebildet ist." Er versificirt daraus die 22 Namen Christi, besingt den Vogel Phönix als Sinnbild Christi, während er aus einem neuen Buch den Stoff zur Beschreibung der Begräbnisse bei den Aegyptern oder der 7 Wunderwerke der Welt schöpft. Ist nun in derartigen Gedichten der Inhalt weder künstlerisch noch poetisch tief erfaßt, noch auch die Form edel, so hat doch die kindliche Naivetät, die ihm alles Gelesene neu und merkwürdig erscheinen läßt, oft etwas geradezu Rührendes. Die Fülle des Stoffes drückt und drängt ihn förmlich, er muß wenigstens reimweise aufzählen, was er gelesen, erfahren, gesehen hat. Und so, wenn er, von seiner Handwerksarbeit aufblickend, sein Auge über den Hausrath seines Zimmers schweifen läßt, bringt ihm auch dies plötzlich eine dichterische Anregung, und er reimt „den ganzen Hausrath, bei dreihundert Stücken, so ungefährlich in ein jedes Haus gehöret" zusammen, wobei er mit sehr komischer Gewissenhaftigkeit zu Werke geht. Aber gerade solchen Arbeiten weiß er meist eine schickliche Einkleidung zu geben, so daß, wenn wir über manche Breiten der Ausführung hinwegsehen, das Ganze einen traulich anheimelnden Eindruck hinterläßt. Und wie ehrlich und treuherzig berichtet er dann von seinem eigenen Leben, zählt seine Werke auf und freut sich des Geschaffenen! Wie innig gemüthvoll spricht er von seinem treuen Gemahl, das ihm nach dem Tode im Traum erscheint und ihn bewegt, der Erinnerung an die lange, glückliche Zeit, die sie mit einander gelebt, Worte zu geben!

Bei weitem höher als in der Lyrik steht Hans Sachs in der erzählenden Dichtungsart. Zwar ist auch hier vieles eitel Reimwerk, entstanden in dem Drange, das Gelesene abzuthun. In langgedehnter Folge von erzählenden Stücken bearbeitet er die Geschichte des alten Testaments, die Evangelien, das ganze griechische und römische Alterthum. Man muß die Masse des Gedruckten dieser Art angesehen haben, um nur an die ungeheure Arbeit zu glauben. — Ganz anders glänzt sein Talent aber in der poetischen Erzählung, im Schwank und in der Fabel.

Wie sein erstes Gedicht einer italienischen Novelle nachgebildet war, so wurden italienische Novellen, vor allen die des Boccaccio eine Stoffquelle für seine Erzählungskunst, bis in die spätesten Jahre. Auch hier ist die Anzahl überaus groß. Sie sind meist knapp gehalten, ohne alle Reflexion frischweg erzählt, und wo sich ein tragischer Ausgang findet, kommt die Wirkung durch die Einfachheit des Vortrags wohl zu ihrem Recht. Läßt man die selbständig für sich bestehende Schlußmoral weg, so ist der Eindruck durchaus rein und noch erhöht durch die innige Theilnahme, die

der Dichter selbst für seinen Stoff durchblicken läßt. Aber geradezu kostbar sind die komischen Erzählungen, die er Schwänke nennt. Anekdotenhafte kleine Ereignisse aus dem wirklichen Leben, landläufige Schalkspossen, tolle Streiche von fahrenden Schülern, kurz ein verhundertfachtes Spiegelbild des Volkslebens, voll von echter Komik. Wir hören, was die Handwerker sich unter einander an Späßen anthun, wie der Bauer es dem Städter nachzuahmen strebt, ihn betrügt oder betrogen wird, wie der Gauner auf Beute geht und durch Schlauheit siegt, wie der Knecht den kargen Herrn überlistet. Hans Sachsens Menschenkenntniß, besonders die Kenntniß der niederen Stände, zeigt sich hier in bewunderungswürdiger Weise. Er hat die verschiedensten Charakterzüge belauscht, die Beruf, Gewerbe, Lebensweise und Verkehr zur Erscheinung bringen, und weiß jede Beobachtung schicklich zu verwenden. Er kramt den ganzen Markt des Lebens mit seinem Gewühl vor uns aus, schalkhaft weist er auf die gemischten Gruppen, weiß mit kundigem Auge die possirlichsten Gestalten zu entdecken und läßt eine immer neu bewegte Folge von bunten Wechselbildern an uns vorüber ziehen. Mit sichrer Hand ist der komische Moment betont, die Darstellung oft sehr derb, jedes Bildchen aber in trefflicher Haltung ausgeführt. Viele davon sind in der Erfindung meisterhaft, und die komische Wendung wird oft ganz überraschend herbeigeführt. So die Geschichte von den Landsknechten im Himmel, deren beste selbst durch ihr Rumoren die Seligen noch zur Verzweiflung bringen. St. Peter weiß sich nicht anders zu helfen, als daß er vor dem Himmelsthor die Trommel rühren läßt. Da glauben die Landsknechte, es gehe zum Appell, eilen sämtlich hinaus, und St. Peter schließt dem Gelichter das Thor vor der Nase zu. Ebenso ist es mit seinen Fabeln, für die es ihm nicht an Vorlagen fehlte, die er andrerseits auch selbst erfand. Viele davon, die heutzutage jeder nach späterer Bearbeitung von Jugend auf kennt, so die von der Ameise und der Grille, vom Zipperlein und der Spinne u. s. w. finden sich schon bei ihm.

Seine eigentliche Bedeutung erreichte Hans Sachs jedoch im Drama. Die Art, wie er bei der Composition seiner Dramen zu Werke geht, ist noch vollkommen naiv. Alles was geschieht, wird in Scene gesetzt, die künstlerische Verwickelung, die Steigerung ist nur schwach, die Charakteristik zwar oft angegeben, aber ohne inneren Fortschritt, kurz alle ernsteren dramatischen Forderungen bleiben unbefriedigt. Hier und da gelingt ihm instinctiv eine Exposition ganz überraschend, ohne daß jedoch der weitere Ausbau auf eine innere Gliederung hinarbeitete. Dagegen findet sich fast in jedem Stücke der Hauptmoment ganz besonders betont und mit Vorliebe ausgemalt, so daß man überall sieht, auf welche Scene der Dichter den Accent legte, was ihm als das Wesentliche der Handlung erschien. Nicht immer, aber in vielen Fällen trifft er hier durchaus das Richtige und zeigt damit, wie sehr er seinem Wesen nach zum Dramatiker angelegt ist. Was nun aber an seinen Dramen besonders fesselt, ist die Treuherzigkeit der Sprache, der Reichthum an Beobachtungen menschlicher Züge und innerer Zustände, die Unbefangenheit, mit der er die fremdesten Stoffe behandelt und den Gestalten der Vergangenheit die Züge der Gegenwart

leiht. Ob er Ulysses und Circe, Siegfried, Tristan oder italienische Novellenfiguren auftreten läßt, es sind moderne Leute in modernem Kostüm, Ritter und Helden aus dem 16. Jahrhundert, im Reden und Handeln bürgerlich. Ulysses spricht von seiner entfernten Gattin etwa wie ein Nürnberger Bürgermeister, der auf weiten Reisen in eine unglückliche Schlinge gegangen ist, Siegfried wird wie der Sohn eines Nürnberger Rathsherrn aufgeführt, der sich daheim im Geschäft des Vaters nicht hat wollen halten lassen. Ueberall ist die Anschauung der nächsten Umgebung auf die entlegensten Verhältnisse übertragen. Der Held hat nichts Heroisches, eher wird er oft zum Renommisten, aber er spricht tüchtige Gesinnungen aus. Er thut es selten in gehobener Sprache, aber im geeigneten Moment von innen quellend, warm und gemüthvoll. Eine entschiedene Leidenschaft kommt nie zum Ausdruck, wohl aber finden sich leidenschaftliche Situationen, wo die Innerlichkeit sich in überraschender Weise enthüllt. Es ist die Sprache, das ganze Leben des gesunden Bürgerthums, das uns in Hans Sachsens Dramen erscheint. Ein eng begrenzter Gesichtskreis, dabei kräftiges Bewußtsein, Ehrlichkeit und fester Glaube. Das Gemüth verbirgt sich eher hinter angenommener Nüchternheit, als daß es seine Tiefen öffnet; geschieht es aber, dann quillt die Empfindung mit unbedingter Wahrheit und Wärme hervor.

Hans Sachs unterscheidet in seinen Dramen Tragödien und Komödien, geistliche Spiele, Fastnachtsspiele und einfach: Spiele. Aber der eigentliche Unterschied zwischen Tragödie und Komödie ist ihm noch verschlossen, denn er braucht beide Bezeichnungen für dieselbe Gattung, nur daß bei günstigerem Ausgang das Stück „Comedi" genannt wird, es mag des Schrecklichen noch soviel darin vorgegangen sein. Auch von seinen geistlichen Spielen nennt er viele „Tragedi," und andrerseits werden seine biblischen Stücke als geistliche Spiele angegeben. Viel entschiedener faßt er die Gattungen des Fastnachtsspiels und des „Spiels." Die erstere bezeichnet das Lustspiel in seiner derberen Fassung, die Posse; das „Spiel" dagegen ist eine Mittelgattung zwischen der Mysterienform und dem weltlichen Schauspiel, kurzgefaßt, meist einaktig, und nur von wenigen Personen dargestellt. — Die Eintheilung in Akte ist bei ihm bereits vorhanden, aber er verwendet sie rein äußerlich, ohne innere Begründung. Oft ist zwischen den Auftritten ein viel tieferer Einschnitt in die Handlung, als zwischen den Akten. Eine Person geht ab, kommt, ohne von einer andern abgelöst zu sein, zurück und verkündet, daß inzwischen ein Jahr vergangen sei. Es scheint ihm bei der Eintheilung in Akte nur um die Herstellung einer Reihe von gleichen Theilen zu thun gewesen zu sein. Die Akte sind, wie die Stücke selbst, meist sehr kurz; ihre Anzahl wechselt je nach der Ausdehnung der Handlung, zwischen einem und zehn Akten, doch würde selbst ein zehnaktiges Stück von Hans Sachs heutzutage einen sogenannten Theaterabend nur eben ausfüllen. — Der Inhalt ist, wenn er nicht bestimmte historische Thatsachen giebt, aus dem Titel oft gar nicht zu erkennen; besonders ist dies bei den nach Novellen behandelten Schauspielen der Fall, die oft eine unbestimmte Inhaltsangabe als Aufschrift tragen, z. B. „Tragedi von vier unglückhaften

liebhabenden Personen," oder: „Comedi von einer Kaiserin mit zween Söhnen."

Den eigentlichen Gipfel der Meisterschaft Hans Sachsens bilden seine Fastnachtsspiele. Es sind ihrer, nach der Nürnberger Ausgabe seiner Werke, 64 an der Zahl, ungerechnet diejenigen Stücke, die trotz possenhafter Scenen, ihres Umfangs und anderer Gründe wegen, zu einer Mittelgattung gerechnet werden müssen. Die Fastnachtsspiele sind meist einaktig, nur wenige bringen es auf zwei oder drei Aufzüge. Manche behandeln romantische, sogar antike Stoffe, z. B. Geschichten aus dem Leben Aesops, der auch bei Hans Sachs als eine Art von Eulenspiegel gilt. Vorwiegend aber spielen sie im gewöhnlichen, bürgerlichen Leben, und was oben von Hans Sachsens Erzählungen und Schwänken gesagt wurde, gilt auch von ihnen. Es sind derb gezeichnete und ausgemalte Genrebilder, voll der ergötzlichsten Scenen und des ausgelassensten Humors, eines Humors, der freilich manchmal den modernen verzärtelten Ohren als fürchterlich erscheinen mag. Aber eben nur zuweilen gab Hans Sachs seinen Mitbürgern ein solches Gaudium überschwänglicher Derbheit, im Ganzen ist er bei weitem sittiger und zeigt einen viel gebildeteren Geschmack als seine Vorgänger.

Eins führt den Titel: „Der fahrende Schüler im Paradies." — Ein fahrender Schüler kommt zu einer Bäurin betteln und erzählt ihr von seinen weiten Wanderungen, die ihn bis Paris geführt haben. Die Bäurin, die nichts von Paris weiß, versteht in ihrer Einfalt darunter das Paradies. Der verschlagene Gesell bestärkt sie in ihrem Irrthum, und da einem fahrenden Schüler allerlei unheimliche Künste und Geheimmittel zuzutrauen sind, glaubt sie daran und fragt ihn, wie es ihrem ersten Manne (sie ist zum zweitenmal verheirathet) da oben gehe? Schlecht, sehr schlecht! entgegnet der Schüler, denn Ihr habt ihn im bloßen Leichentuch hingeschickt, und nun läuft er abgerissen und frierend umher, während andre, die von ihren Frauen beim Abgang besser versorgt worden sind, behaglich leben und sich sehen lassen können. Die arme Frau ist sehr bestürzt und fragt den Schüler, ob er wohl noch einmal ins Paradies kommen werde? Gewiß! ruft jener, ich bin eben auf der Hinreise! Schnell packt die Bäurin nun einen ganzen Anzug ihres zweiten Mannes in ein Bündel, steckt alles bare Geld, was sie besitzt, dazu und beauftragt den willkommnen Boten, es ihrem Seligen mit bestem Gruße zu überbringen. Der Schüler ist ganz Bereitwilligkeit und hat nichts Eiligeres zu thun, als sich zu verabschieden. — Gleich darauf kommt der Bauer nach Hause, und die gute Bäurin erzählt ihm das Liebeswerk, das sie gethan. Der Bauer durchschaut die Sache sogleich, macht ihr aber noch keine Vorwürfe, sondern sattelt nur sein Pferd, um, wie er sagt, dem Schüler noch etwas Reisegeld nachzubringen. — Inzwischen wandert der Paradiesesbote, seiner Beute froh, durch den Wald. Bald jedoch sieht er einen Reiter herbeitraben, und da er in ihm eine Beziehung auf sich selbst ahnt, wirft er Bündel, Hut und Kleider ins dichte Gestrüpp und setzt sich abseits an den Weg, als warte er auf jemand. Der Bauer kommt herbei und fragt ihn, ob er nicht einen fahrenden Schüler gesehen? Ja wohl, ruft jener, er lief, als wär

ihm jemand auf den Hacken; da über das Moor ist er hinaus. Macht, daß Ihr fortkommt, wenn Ihr ihn greifen wollt; aber mit dem Pferde könnt Ihr nicht über das Moor! Das sieht der Bauer ein und bittet ihn, sein Pferd, das er da an den Baum gebunden, derweil zu bewachen, um selbst dem Betrüger zu Fuß nachzusetzen. Der Schüler ist gern gefällig, und als der Bauer fort ist, kleidet er sich wieder an, nimmt sein Bündel, springt auf das Pferd, jagt davon und wünscht sich selbst glückliche Reise ins Paradies. Der Bauer aber kehrt nach vergeblichem Suchen nach Haus, und Mann und Frau haben einander nichts mehr vorzuwerfen.

Es könnte nun auffallen, daß Hans Sachs, bei dem sonst die Moral eine so große Rolle spielt, hier und in ähnlichen Gaunergeschichten nicht auf eine sittliche Lösung hinarbeitet, der Art, daß der Betrüger seine gerechte Strafe erhielte. Allein er geht im Fastnachtsspiel meist von andern Gesichtspunkten aus, als in der Tragödie. Einmal sucht er seinen Vortheil in der Komik des Schlußeffects wahrzunehmen, welche durch ein moralisches Gericht über den Bösewicht, der ja doch die bevorzugte Hauptfigur ist, beeinträchtigt werden würde. Der Dichter setzt im Einverständniß mit seinem Publicum voraus, daß es mit solchen Galgenvögeln, wie hier der fahrende Schüler, doch einmal ein schlimmes Ende nehmen müsse, daß man aber, so lange sie Humor entwickeln, sich an ihnen ergötzen dürfe. Andrerseits aber liegt der moralische Schwerpunkt in der Dummheit, dem Aberglauben und der Gedankenlosigkeit des bäurischen Ehepaars und ihrer Bestrafung. Durch sie selbst ist der fahrende Schüler zur Gaunerei verführt worden, er ist gleichsam das Verhängniß, die humoristisch umgekehrte Gerechtigkeit, welche die Strafe an ihnen ausübt.

Wir geben es auf, die Fülle von komischen Bildern noch weiter zu skizziren, die der wackre Meister unerschöpflich für die Faschingsfreude seiner Mitbürger erschuf. Wenn es sonst gerathen ist, ein Talent unter anderen Bedingungen zu beurtheilen, als diejenigen waren, die es förderten oder hemmten, so kann man wohl behaupten, daß Hans Sachs bei günstigeren Lebensverhältnissen und in einer günstigeren Zeit nicht allein der Schöpfer unsres Dramas, sondern auch einer unsrer besten Dramatiker hätte werden können. Was die Poesie und jede andre Kunst der damaligen Zeit beeinträchtigte, der Mangel eines großen Gemeinlebens, die Zerrissenheit und der Zwiespalt der Zeitinteressen, die Flucht in die Schranken eines gedrückten, unfreien und darum nur halben Daseins, das alles lastete auch auf seinem Talent und ließ es nicht zu seinem Rechte kommen.

So großen Ruhm Hans Sachs auch bei seinen Mitbürgern und Zeitgenossen einerntete, so schnell wurde er nicht sowohl vergessen, als vielmehr verkannt und von einer verkehrten Geschmacksrichtung verlacht. Die Gelehrtenpoesie des folgenden Jahrhunderts sah mit vornehmem Dünkel auf die Werke des schlichten Bürgers herab, der sich mit herzlichem Wort und wackrer Gesinnung an das Volk wendete und häuslich, treu, fromm und fleißig das Leben, wie es sich in verkleinertem Maßstabe in ihm gespiegelt, in wechselnden Bildern aufzeichnete. Seinem Namen wurde geradezu der Stempel aller nüchternen und geschmacklosen Reimerei aufgedrückt, und erst im achtzehnten Jahrhundert war es, wo man seinen

Verdiensten ihr Recht widerfahren ließ. Nachdem Wieland und Goethe sich seiner angenommen hatten, richtete sich die Aufmerksamkeit wieder auf ihn, und seit diesem Hinweis erst wurde ihm der gebührende Ehrenplatz in der Litteraturgeschichte zu Theil. O. Roquette.

78. Anfänge und Entwicklung des Neuhochdeutschen.

Der Hauptname der gesamten Reformationsgeschichte und somit der erste Name auch in der Geschichte der neuhochdeutschen Litteratur ist Martin Luther. Von dem, was er für die Lyrik und für die rednerische und die lehrhafte Prosa gethan, soll hier nicht gehandelt werden; hier genügt es, auf die Grundlage seiner ganzen reformatorischen Thätigkeit und zugleich unserer Sprache, auf seine Verdeutschung der Bibel, hinzuweisen. Sie war die erste, die nicht mehr bloß auf der lateinischen Uebersetzung, wie die alte Kirche sie anerkennt, beruhte; sie zuerst ging auf die beiden Ursprachen zurück. Genug andre sind bis auf den heutigen Tag ihr nachgefolgt, bei den Fortschritten der Philologie und der Kritik vielleicht genauer in Einzelheiten, in den großen und wesentlichen Dingen jedoch keine der Lutherischen gleich. Hier sind Würde und Heiligkeit über das Ganze ausgegossen; hier je nach dem Stoffe wechselt der Redeton zwischen schlichter Einfalt und körniger Schärfe und dem Schwung des Dichters; hier einen sich Treue gegen den alten Wortlaut und bewußte Achtung vor der Sprech- und Denk- und Empfindungsweise des Heimatlandes. Die erste Arbeit daran hat länger denn ein Jahrzehent gewährt, und das Werk ist nicht sogleich vollständig in Druck gekommen, das ganze Neue Testament zuerst 1522. Altes und Neues zusammen erst 1534 und fünf Jahre später eine durchgreifende Ueberarbeitung, zu welcher Melanchthon und andere Freunde geholfen hatten: die letzte Ausgabe, die Luther selbst noch erlebt, ist die von 1545.

Die Sprache, deren sich Luther bei Uebersetzung der Bibel und ebenso in seinen eigenen Prosaschriften, seinen Briefen, seinen Liedern bediente, war nicht die ihm angeborene noch sonst eine landschaftlich beschränkte Mundart. Er erwählte, damit der Süden wie der Norden ihn verstehen möchte, jenes Deutsch, das von Obersachsen ausgegangen schon seit dem fünfzehnten Jahrhundert in den Kanzleien der Fürsten und der Städte üblich geworden und so überall zur öffentlichen Geltung gelangt und schon vor ihm die gemeine Sprache war, jenes Kanzleideutsch, das wiederum, weil er es beglaubigt und geheiligt, auch neben und nach ihm noch als musterhaft für den übrigen Verkehr des Lebens und für die Litteratur ist betrachtet worden. Natürlich trat, indem nun Luther es gebrauchte, der obersächsische Grund wieder stärker hervor, und die Versetzung mit Niederdeutschem, welche dieser Mundart eigen ist, mußte gerade bei ihm und unbewußt ihm selbst dadurch gesteigert werden, daß die Heimat seiner Jugend und die seines männlichen Wirkens, Mansfeld und Wittenberg, beide hart an die Grenze Niedersachsens rühren. So blieb seine Sprache für den Süden des Reiches noch eine geraume Zeit fremdartig; nicht bloß, daß die Katholiken als gegen die Sprache der Ketzerei sich dagegen sträubten, auch

die Reformatoren und die evangelischen Dichter der Schweiz wußten sich in diese Neuerung nicht zu finden. Zwingli und Tschudi und das Jahrhundert entlang fast alle schweizerischen Dichter blieben bei der Mundart ihres Heimatlandes stehn, und die Freunde Zwinglis gaben, obwohl Luther benützend, ihrer Kirche die Bibel doch in Züricher Deutsch. Die Abweichungen, bei denen gleichzeitig auch z. B. die Schwaben und namentlich die Augsburger noch verharrten, waren von minderem Belang: diese erledigten sich meist durch ein bloß orthographisches Ab- und Zuthun, da namentlich hier die Kanzleien auch schon vorgearbeitet hatten.

In solcher Art hat die neuhochdeutsche Sprache den Anfang genommen. Eben diese Entstehungsart aber und die Zurückweisung, die sie noch in einem nicht unbeträchtlichen Theile des Reiches fand, ist der ferneren Entwickelung mehrfach ein Schade gewesen.

Einmal war dieses Deutsch für manchen, der es gebrauchen, der auch nur die Bibel lesen wollte, halb unlebendig und fremd und erst zu erlernen; es war eben nur eine Schriftsprache. Die Gelehrsamkeit ergriff den willkommenen Anlaß, und es hoben, um solchen Bedürfnissen zu begegnen, schon bei Lebzeiten Luthers die Sprachlehren an, Bücher der Art, die für lebende Sprachen nirgend ein Heil ist. Zwar in der Mehrzahl beschränkten sich dieselben unschädlicher auf die Regeln des Schreibens und des Lesens, Aeußerlichkeiten, denen schon Steinhöwel und besonders Nicolaus von Weil ihre Aufmerksamkeit gewidmet: so die Bücher von Johannes Kolroß, von Fabian Frangk, von Valentin Ickelsamer, von Sebastian Helber u. a. Höher hinauf jedoch bis an die Sprache selbst ging Johannes Clajus, und wie er noch entschiedner, als schon Frangk gethan, Grund und Gewährschaft seiner Regeln bei Luther sucht und seine Grammatica Germanicae linguae von 1578 an bis zum Beginne des achtzehnten Jahrhunderts in weit verbreitetem Gebrauche, im Gebrauch sogar katholischer Schulen geblieben ist, muß sie als die eigentliche Ahnherrin all der späteren Sprachlehren angesehen werden. Außer den Sprachlehren bethätigten sich jene Bedürfnisse und die frisch erweckte Lust an gelehrter Betrachtung und Behandlung der eigenen Sprache in Wörterbüchern und sonst auf mannigfache Art, in den Versuchen z. B. die Rechtschreibung zu regeln und in den Ausdeutungen von Orts- und Volks- und Personennamen, dergleichen schon Luther selbst, zumal aber als Lieblingsgeschäft Fischart trieb. Hier wie dort fehlte es freilich an Abenteuerlichkeiten nicht: denn der Liebe und dem Eifer stand kein entsprechendes Maß von Wissen und Besonnenheit zur Seite.

Sodann eine zweite Folge der Verhältnisse, unter denen die neue Sprache hervorgetreten. Anfänglich zwar befremdete sie die Niedersachsen in gleichem Maße als die Schweizer, und es war nothwendig, Luthers Bibel und Lieder der Lutherischen Kirche ihnen zu übersetzen, andre gleich in ihrem Deutsch zu dichten. Allgemach aber erlagen der Widerstand und der Unterschied vor der Einheit des Glaubens, vor dem geistigen Uebergewicht der hochdeutschen Litteratur, das längst schon bestehend jetzt sich nur vollendet hatte, und auch Niederdeutschland gab sich der Herrschaft desselben hin, um weder mit Ernst noch mit Erfolg sich jemals mehr dawider auf-

zulehnen. Bezeichnend hiefür ist, wie Johannes Agricola, ein Landsmann Luthers, seine Sprichwörtersammlung zuerst, im Jahre 1528, auf Niederdeutsch und gleich im folgenden Jahre auf Hochdeutsch herausgegeben, wie Thomas Kantzow, ein Pommer, die Chronik seines Heimatlandes zuerst auch in der heimatlichen Mundart, später jedoch wiederum hochdeutsch aufgesetzt hat, wie sich der niederdeutsche Eulenspiegel, falls nämlich ein solcher je bestanden, neben seiner hochdeutschen Uebertragung fast spurlos hat verlieren können. Nun erst begann der Name „hochdeutsch," der bisher soviel als „oberdeutsch", also nur zum Niederdeutschen der Gegensatz gewesen, in den Gegensatz des Gebildeten zum Gemeinen, der herrschenden Hauptsprache, wie man jetzt auch schon sagte, zu der tiefer liegenden und wandelbaren Volksmundart hinüber zu spielen. Zugleich aber ward nun unausbleiblich, daß die hochdeutsche Sprache wachsenden Einflüssen der niederdeutschen offen stand und noch mehr aus dieser in sie aufgenommen ward, als Luther und die Seinen schon in ihr vorgefunden oder ihr gebracht hatten. Ein Beispiel die Verkleinerung mit „chen," die jetzt zwar die allgemein schriftdeutsche, eigentlich aber unhochdeutsch ist, die auch Luther nur in Briefen, wo er sich heimatlicher gehn läßt, braucht, während er in der Bibel nur mit „lein" verkleinert, der eigentlichen hochdeutschen, aber für die Schriftsprache jetzo meist veralteten, mundartlichen, dichterischen Form.

Die bisher besprochene Stellung des Neuhochdeutschen zu den Mundarten konnte tiefer gehend und gründlicher erst im achtzehnten Jahrhundert eine Umwendung erfahren, als die Schweiz und dann der übrige Süden des hochdeutschen Sprachgebietes wieder eingriff in die Litteratur und so eingriff, daß seitdem mehr als ein großer Dichter und die größten fast alle von daher gekommen sind. Seitdem ist die Sprache der verdeutschten heiligen Schrift zwar noch der Grundton für die feierliche Redeweise des evangelischen Gottesdienstes und noch die unverrückte Grundlage alles Schriftdeutschen, wie ja auch dasselbe Land, in welchem Luther seine Verdeutschung gearbeitet, es gewesen ist, das Wieland, Goethe, Schiller, zuletzt Rückert an sich zog, und es hat bei ihrer beherrschenden Ausbreitung über ganz Deutschland hin sogar manches ihrer Worte, das eigentlich nicht hochdeutsch ist, bis in die Volksmundarten des Oberlandes dringen können. Dennoch ist über jener Grundlage seitdem eine Erneuerung vorgegangen, schnelleren Schrittes und umfassender als je zuvor. Wie viel Worte und Wortformen hat die Schriftsprache seitdem als veraltet fallen lassen, wie viele statt deren neu geschaffen und, was am wichtigsten ist, wie vielen das Bürgerrecht gegeben, deren Heimat Mundarten des Südens sind! Bis um 1750 mochte immer noch mit einigem Recht das Deutsch der Meißner, der Obersachsen sich für die Richtschnur alles Hochdeutschen geben, obwohl bereits die schlesischen Dichter des siebzehnten Jahrhunderts mannigfach von dieser Richtschnur abgewichen und Zweifel an deren Verbindlichkeit schon damals mit Nachdruck laut geworden waren. Seitdem aber ist auch kein Schein des Rechtes mehr vorhanden. Jetzt ist die Schriftsprache und was ihr die Regel giebt, weder vorzugsweis in Obersachsen noch irgend sonst wo im Norden, sie ist jetzt nirgend mehr daheim, weil sie es überall

ist. Sie muß überall erst gelernt und geübt werden, kennt für ihre Worte und Wendungen kein andres Gesetz mehr, als den klassisch ausgebildeten Gebrauch und für die Aussprache keine anderen Regeln, als die sich in der geschichtlich wohlbegründeten Rechtschreibung erweisen.

W. Wackernagel.

79. Daniel Defoe und der Robinson.

Wer dächte nicht mit innigem Entzücken an jene Tage und Stunden, in denen sein märchenlustiges Kindergemüth zum erstenmale von der Geschichte und den seltsamen Abenteuern Robinsons hörte? Es überkommt uns in dieser Erinnerung unwillkürlich wieder ein Stück Jugendleben. Jenes Gefühl taucht in uns auf, von dem der Dichter sagt:

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar.
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war!

Gewöhnlich lesen wir den Robinson nur in jenen unbefangenen Jahren, in denen wir ein Kunstwerk wie ein Naturwerk betrachten. Genug, daß es da ist, daß es uns entzückt und alle unsere Sinne gefangen nimmt; was fragen wir da weiter, woher es kommt, durch wen und unter welchen Umständen es erstanden ist! Und später, wenn uns die zunehmende Erfahrung um diese glücklich harmlose Stimmung gebracht hat, später, wenn wir kein Buch mehr lesen, ohne uns dabei genau um das Leben und die Denkweise des Verfassers zu kümmern, da haben wir längst auch den Robinson bei Seite gelegt, und nur sehr wenige finden dann noch Neigung und Muße, wieder einmal das ihnen einst so liebe Kinderbuch in die Hand zu nehmen.

Sicher staunen gar viele, wenn sie erfahren, daß dieser Dichter, der ihnen einst so schöne Jugendstunden bereitete, nicht nur auch andere Werke gedichtet hat, die an dichterischem Werth dem Robinson nur sehr wenig nachstehen, sondern daß er auch seiner Zeit in die wichtigsten politischen Kämpfe Englands sehr rührig und werkthätig eingriff und zur Begründung vieler, selbst für uns noch sehr folgereicher gemeinnütziger Anstalten den ersten Anstoß gab. Der Dichter des Robinson ist zugleich der erste Begründer der öffentlichen englischen Banken, der Begründer unserer Hagel- und Feuerassecuranzen und unserer Sparkassen, und — was noch mehr ist — er ist zugleich der vornehmlichste Begründer der politischen Vereinigung von England und Schottland.

Und doch sind gerade die äußeren Lebensumstände Defoes für Entstehung und Inhalt des Robinson entscheidend geworden. Wir ziehen sie um so lieber in unsere Betrachtung, als in der That die jähen Wechselfälle dieses eben so liebenswürdigen als bedeutenden Mannes selbst ein Roman sind.

Daniel Foe — so nämlich war der ursprüngliche Name Defoes — wurde im Jahre 1661 in London geboren. Sein Vater war ein wohlhabender Fleischer, der, stolz auf die hervorstechenden Anlagen des Sohnes,

ihn auf die damals berühmte Schule von Newington-Green schickte und ihm eine sehr sorgfältige Erziehung geben ließ. Aber dieser Vater war Dissenter, d. h. er gehörte nicht der herrschenden bischöflichen Hochkirche an, sondern der vom Gesetz und von der öffentlichen Meinung geächteten Partei der Puritaner. Und an diese religiöse Genossenschaft, in die ihn seine Geburt gestellt hatte, schloß sich auch der Sohn sodann aus voller Seele und mit innigster Ueberzeugung an; ja er wurde sogar der beredteste und unerschrockenste Vorkämpfer derselben.

Hier liegt der Schlüssel für Defoes ganzes Leben, Denken und Wirken. Diese seine Stellung als unterdrückter Dissenter war der innerste Grund aller seiner Pläne, Unternehmungen und Schriften.

Als Knabe war er zum puritanischen Geistlichen bestimmt. Für diesen Beruf aber fühlte er sich zu unruhig und rastlos. Er hatte sogar ein schlichtes bürgerliches Gewerbe ergriffen; er war ein Strumpfwaarenhändler geworden. Wie aber konnte sein sprudelnder Feuergeist gleichgültig bleiben bei den entsetzlichen kirchlichen Wirren, die unter Karl II. und Jakob II. England so furchtbar heimsuchten! Schon unter Karl veröffentlichte er seine erste politische Schrift unter dem seltsamen Titel: „Speculum crapegownorum,“ in der er mit beißendem Witz die Abgeschmacktheiten und Gehässigkeiten der verfolgungssüchtigen Hochkirche geißelte. Und als nun gar der kühne Prinz Monmouth von den Niederlanden aus einen Einfall nach England wagte, um sich des wankenden Throns zu bemächtigen, da schloß sich Defoe sogleich begeistert den Rebellen an; denn er sah in diesen nur die aufrichtigen Protestanten und die Beschützer der geistigen und bürgerlichen Freiheit. Er kämpfte tapfer bei Bristol und Bath, und als das Heer geschlagen und der Heerführer gefangen war, da abenteuerte er als verfolgter Flüchtling in fremden Ländern umher, den günstigen Augenblick erwartend, in dem es ihm erlaubt sei, wieder ins Vaterland zurückzukehren.

Es ist sicher, daß er in dieser Zeit Spanien, Frankreich und Deutschland durchwandert hat. Jedoch scheint es, als ob seine Theilnahme an dem Aufstande in England unbemerkt geblieben sei; denn kurz darauf finden wir ihn in England wieder, unverfolgt und unbestraft. Uebrigens ist es bemerkenswerth, daß er sich nach dieser Rückkehr nicht mehr einfach Foe, sondern de Foe oder Defoe nannte. Man sieht nicht recht, aus welchem Grunde.

Inzwischen stiegen die Fluten der kirchlichen Kämpfe immer höher. König Jakob ließ nichts unversucht, die Hochkirche und die Dissenters noch ärger mit einander zu verfeinden; es dünkte ihn dann um so leichter, seinen großen Plan, ganz England katholisch zu machen, der Wirklichkeit näher zu bringen. Defoe sah in diesen Kämpfen ganz außerordentlich scharf; er durchschaute sowohl die betrügerischen Pläne des Königs, als auch die in dieser schweren Zeit doppelt gefährliche Selbstsucht der gegen einander kämpfenden und doch in gleicher Weise bedrängten Religionsparteien. Er schrieb in dieser Angelegenheit zwei meisterhafte Flugschriften. In diesen sprach er mit Verachtung von der Hochkirche, die mit ihren kriechenden, scheinheiligen Reden gegen ihren Fürsten den Judas spielte; aber ebenso

verdammte er die Dissenters, die Adressen über Adressen einreichten und in ihrem Eifer für ihre religiöse Freiheit und Unabhängigkeit die bürgerlich-politische Freiheit vergaßen. Er beschwor die presbyterianische Kirche aufs innigste, jetzt sich unter allen Bedingungen mit der Staatskirche zu vereinigen und sich gemeinsam gegen den gemeinsamen Feind zu rüsten. Jedoch vergeblich. Die Dissenters verwarfen seinen Vorschlag und sagten sich öffentlich vom Verfasser los. So stand Defoe mit 26 Jahren bereits völlig vereinsamt, von allen Parteien in gleicher Weise verkannt und verketzert.

Wie lebte daher Defoe wieder auf, als nun endlich Jakob gestürzt war und Wilhelm von Oranien in England landete! Hier wurde Wirklichkeit, was in dem Aufstande Monmouths bloß ein voreiliger Traum gewesen. Der König strebte in allen seinen kirchlichen Anordnungen fest und eifrig nach derselben Eintracht und gegenseitigen Duldung aller Religionsparteien, der auch Defoe von Jugend auf nachgestrebt hatte. Defoe ehrte und liebte den König, war für ihn begeistert.

Da trat ein übles Zwischenereigniß ein. Unter den öffentlichen Angelegenheiten hatte Defoe seine häuslichen versäumt; der Handel ging schlecht; er machte Bankerott. Nun mußte er aufs neue wieder von London fliehen. Er ging nach Bristol. Es wird berichtet, daß er dort unter dem Namen „der Sonntagsmann" bekannt war; denn weil er an anderen Tagen aus Furcht vor den Häschern nicht auszugehen wagte, ging er nur des Sonntags aus; dann aber, wie die Denkwürdigkeiten jener Zeit erzählen, immer äußerst sauber und nett gekleidet, mit feiner, wallender Perrücke, mit reichen Spitzenmanschetten, ein Schwert an der Seite.

In dieser Zurückgezogenheit schrieb Defoe eines seiner berühmtesten und wirksamsten Bücher, seinen „Essay on Projects," das für die Entwicklung der neueren Volkswirthschaftslehre den wichtigsten Anstoß gab; selbst Franklin, der große Held der nordamerikanischen Freiheit, bekennt ausdrücklich, daß es auf seine moralischen und politischen Ansichten den gewaltigsten Einfluß übte. Auch König Wilhelm wurde auf dies bedeutende Buch aufmerksam. Er scheint sogar dem Verfasser eine nicht unbeträchtliche Belohnung gegeben zu haben; wenigstens wissen wir, daß Defoe in dieser Zeit alle seine Gläubiger befriedigte, und zwar nicht bloß nach Maßgabe der herrschenden Bankerottgesetze, sondern durchaus vollzählig, wie es ihm sein ehrliches Gewissen gebot.

Von jetzt an lebte Defoe ausschließlich der Politik. Im Jahre 1701 schrieb er sein berühmtes Gedicht: „The true born Englishman, der wahre Engländer." Dies Gedicht richtete sich besonders gegen jene albernen Angriffe, die Wilhelm von Oranien einzig deshalb zu erleiden hatte, weil er ein Fremder war. Unvergleichlich witzig führte es den Satz aus, daß die Engländer ja selbst durch und durch ein Mischvolk seien und gerade diesem Umstand ihre eigensten Vorzüge verdankten. Es fand die allgemeinste Verbreitung, es wurde bald auf allen Straßen gesungen und machte einen ganz unerwartet tiefen Eindruck auf die gesamte Stimmung des Landes. Der König selbst neigte ihm fortan seine höchste Gunst zu. Defoe erhielt freien Ein- und Ausgang in des Königs Arbeitszimmer und wurde

oft mit der Regelung der wichtigsten Angelegenheiten beauftragt. Plötzlich starb der König, und Defoe sah sich wieder allen Stürmen des politischen Lebens preisgegeben.

Und zwar wechselvoller als je zuvor. Unter der Königin Anna flammte der Uebermuth der Hochkirche wieder hoch auf. Das Volk zerstörte die Bethäuser der Dissenters, die Geistlichen predigten auf allen Kanzeln Haß und Verfolgung. Da kannte Defoe kein Zaudern; im Jahre 1703 schrieb er die satirische Schrift „The shortest way with the Dissenters, die kürzesten Maßregeln gegen die Dissenters." Diese Schrift erschien ohne seinen Namen. Sie ahmte mit meisterhafter Ironie den Ton der wildesten Verketzerung nach. „Es ist eine Sünde," sagte sie, „in dieser ernsten Sache länger Scherz zu treiben. Wir werden niemals einen ungestörten Volksfrieden genießen, bevor nicht der Geist des Whiggismus und der Kirchenspaltung völlig vernichtet ist. Jetzt haben wir die Gelegenheit, die Feinde der Kirche bis auf den letzten Mann auszurotten. Ich sage nicht, wir sollen sie mit Feuer und Schwert vertilgen; aber ich sage, delenda est Carthago. Nicht Buße und Geldstrafe müssen wir ihnen auferlegen; hier können nur Galgen und Galeere wirken. Die Zeit des Märtyrerthums ist vorüber. Mit Gewaltmitteln müssen wir sie in unsere Kirche treiben. Sie werden nicht zweifelhaft sein, ob sie unserer Kirche oder dem Galgen den Vorzug geben." Anfangs wurden die Hochkirchenmänner glänzend getäuscht; ein Mitglied der Universität Cambridge erklärte öffentlich diese Flugschrift für das werthvollste Buch, das er nächst der Bibel und den kirchlichen Bekenntnißschriften jemals gesehen. Bald aber wurde bekannt, daß Defoe der Verfasser sei; und er selbst stellte es auch gar nicht in Abrede. Er flüchtete zuerst in einen sicheren Schlupfwinkel. Man verfolgte ihn mit Steckbriefen und setzte hohe Belohnungen auf seine Entdeckung. Sie blieben wirkungslos. Da zog man den Drucker und Verleger ein. Jetzt hielt Defoe seine Flucht nicht länger mit seiner Ehre verträglich. Er stellte sich vor Gericht, um, wie er sagte, dem Sturme Einhalt zu thun. Dies war im Jahre 1703. Das Gericht war aus lauter Gegnern zusammengesetzt. Er wurde verurtheilt, zweihundert Mark zu bezahlen, dreimal am Pranger zu stehen, und auf sieben Jahre Gefängniß. Am 29., 30. und 31. Juli 1703 wurde Defoe an drei verschiedenen Orten Londons öffentlich an die Schandsäule gestellt. Aber das Volk stimmte nicht ein in die Verfolgungssucht der Geistlichkeit und der Regierung. Defoe hatte eine Hymne auf den Pranger gedichtet, die uns noch jetzt erhalten ist und die in den ergreifendsten und glutvollsten Worten von der Kraft der Wahrheit singt und von dem Ruhme, für sie leiden zu dürfen. Diese Hymne wurde an demselben Tage ausgegeben, an dem Defoe zum erstenmale öffentlich ausgestellt wurde. Das Volk drängte sich an ihn heran, belegte den Platz, auf dem er stand, mit Blumenteppichen; Kränze über Kränze wurden ihm zugeworfen; ein Lebehoch erschallte nach dem anderen. Der Pranger, der ihm eine Schmach sein sollte, ward für Defoe eine Verherrlichung.

Selbst im Gefängniß war Defoe für die Freiheit und Bildung des englischen Volkes nicht unthätig. Er war durch das Unglück, das ihn

getroffen, dem Volke nur um so beliebter geworden; er schrieb Satiren, Streitschriften, politische Aufsätze. Am meisten aber beschäftigte ihn die Herausgabe einer Zeitschrift, einer wöchentlich viermal erscheinenden Review, die ein Volksblatt im echtesten Sinne des Wortes war, und recht eigentlich als der erste Anfang des englischen Zeitschriftwesens zu betrachten ist.

Jedoch wurde er bereits im April 1704 wieder aus dem Gefängniß entlassen. Lord Harley, der an die Spitze des Ministeriums getreten war, verwendete ihn sogar zu wichtigen, diplomatischen Sendungen. Ja, dasjenige Ereigniß, durch das die Regierung der Königin Anna vornehmlich ausgezeichnet ist, die staatliche Vereinigung von England und Schottland, ist vorzugsweise das Werk unseres Defoe. Die Minister wählten ihn in dieser wichtigen Angelegenheit zum Unterhändler, weil sich in ganz England schwerlich ein zweiter finden mochte, der mit einer so liebenswürdigen Persönlichkeit und einer so schlagfertigen Feder eine so ausgebreitete Kenntniß und Uebersicht der betreffenden Handels- und Verkehrsverhältnisse verbunden hätte. Im October 1706 kam Defoe in Edinburgh an; im Februar 1707 war die Vereinigung beider Königreiche zu aller Zufriedenheit glücklich zum Abschluß gebracht. Defoe hat im Jahre 1709 eine Geschichte dieser schottischen Union geschrieben, die eben so sehr durch ihre dramatische Lebendigkeit wie durch ihre urkundliche Treue einen bleibenden Werth hat.

Ohne Zweifel war diese Zeit der Glanzpunkt von Defoes äußerem Ruhm und Ansehen. Er war jetzt der entschiedenste Liebling der Regierung sowohl wie des Volkes.

Aber wie unstät ist das Leben des Politikers! Defoe hatte sich jetzt eine zeitlang von dem Gewühl des öffentlichen Marktes zurückgezogen; er lebte bei einem Freunde im nördlichen England auf einem einsamen Landsitz und schrieb dort eine „allgemeine Geschichte des Handels," von der auch bereits zwei Lieferungen erschienen. Auf einmal bedrohte die religiöse und politische Freiheit Englands unerwartet eine neue Gefahr. Je mehr voraussichtlich der Tod der Königin Anna herannahte, desto wühlerischer regten sich auch wieder die Umtriebe der jakobitischen Partei, die durchaus den in Frankreich lebenden Sohn Jakobs II. auf den Thron bringen wollte. Wie hätte da Defoe schweigen können? Er, der alte Dissender, der sehr wohl wußte, daß die Wiederherstellung der Stuarts nichts anderes sei als die Wiederherstellung der alten kirchlichen Verfolgungssucht? Er schrieb schnell hinter einander drei Flugschriften zu Gunsten der protestantischen Thronfolge des Hauses Hannover, die in allen Volksschichten sogleich die weiteste Verbreitung gewannen. Die Königin selbst, die Tochter Jakobs II., begünstigte jene jakobitischen Bewegungen. Und so wurde es Defoes Gegnern leicht, ihn auf diesen Anlaß hin aufs neue ins Gefängniß zu bringen. Dies geschah im Frühjahr 1713; im November desselben Jahres aber begnadigte ihn die Königin wieder. Kurz darauf, im Jahre 1714, starb Anna. Das Haus Hannover kam auf den Thron. Die Tories wurden gestürzt, die Whigs bekamen die unbestrittene Gewalt. Georg I. belohnte alle Parteiführer der Whigs auf das reichste; namentlich bedachte er auch alle Schriftsteller dieser Partei mit ansehnlichen

Pensionen und Sinecuren. Defoe aber, der für die whiggistischen und protestantischen Grundsätze mit der unerschütterlichsten Aufopferung sein ganzes Leben lang gekämpft hatte, blieb bei diesen königlichen Belohnungen und Gnadenbezeugungen höchst seltsamer Weise ganz und gar unbeachtet. Aus den vorhandenen Lebensnachrichten wird nicht klar, was für Rücksichten und Nebenumstände bei diesem auffälligen Verfahren obwalteten. Offenbar war Defoe zu bescheiden, um seine Verdienste mit dem nöthigen Gepränge geltend zu machen.

Defoe war jetzt 55 Jahre alt, sein Haar war gebleicht, sein Körper hinfällig; nach so vielen Mühen lebte er in bitterer Armuth. Mit dem politischen Treiben wollte er von nun an nichts mehr zu schaffen haben. Im Jahre 1715 schrieb er seine letzte politische Schrift, seinen „Appeal to Honour and Justice," seinen Aufruf an Ehre und Gerechtigkeit, der, wie er sich selbst ausdrückt, eine offene und wahrheitsgetreue Darlegung seiner öffentlichen Laufbahn sein sollte. „Ich habe zu lange gelebt," sagt er, „und zu viel von der Welt gesehen, um etwas Bedeutendes von ihrer Ehrlichkeit zu erwarten. Man hat mich schändlich mißhandelt, und selbst die Dissenters, die ich mit Gefahr meines Lebens vertheidigt habe, haben mir nie vergeben, daß ich rechtlich und ehrlich war. Aber ich bin ein Stoicus. Vergeude doch die Menge nicht ihren Haß gegen einen Mann, der des Lebens satt ist, gegen Belohnungen gleichgültig und ebenso gegen Strafen. Mein Leben ist nur durch ein Wunder erhalten; die Armuth ist mir auf den Fersen gefolgt, ohne mich zu tödten. In der Schule des Leidens habe ich mehr Philosophie gelernt als auf den Schulbänken. Ich habe den Glanz und den Schrecken der Welt kennen gelernt, denn ich bin aus einer Kerkerhöhle in ein Königskabinet gegangen. Ich habe mein Vermögen und meinen guten Namen verloren, um meine Ehre und meine Grundsätze zu retten, und ich empfinde keine Reue darüber. Jetzt lebe ich arm und verachtet, und ich verachte diese Verachtung. Freude und Friede erfüllen mein Herz. Meine ersten Unglücksfälle, eine zahlreiche Familie, meine Körperleiden, der Undank meiner Mitbürger, die Angriffe meiner Neider, die Drohung der Regierung, das Angedenken an das Erduldete hindern mich nicht, ein reines und gefaßtes Gemüth, ein festes und unterwürfiges Herz zu haben." Defoe schrieb diese Schrift in leidenschaftlicher Aufregung: der schmerzvolle Rückblick auf seine vergangenen Leiden und Kämpfe zog ihm einen sehr gefährlichen Schlagfluß zu.

Nun wird die Wirksamkeit Defoes eine durchaus andere. Die alte Glut nach Wahrheit und Freiheit und nach Förderung und Beglückung der Menschheit bleibt in ihm unverändert dieselbe; aber aus dem ungestüm vordrängenden Parteiführer ist inzwischen ein beschaulicher Weiser geworden. Und diese letzte Zeit seines Lebens ist es fast ganz ausschließlich, die ihm seinen unvergänglichen Nachruhm brachte.

Die ersten Schriften dieser neuen Richtung waren: „The family instructor, der Hauslehrer," und „The religious courtship, das fromme Hauswesen." Beide Schriften fanden durch ihren frommen und gemeinnützigen Inhalt weite Verbreitung und sind bis auf den heutigen Tag noch sehr beliebte Familienbücher. Im April 1719 endlich veröffentlichte

Defoe „The life and surprising adventures of Robinson Crusoe, das Leben und die seltsamen Abenteuer Robinson Crusoes."

Es ist jetzt allgemein bekannt, daß der Geschichte des Robinson eine wahre Begebenheit zu Grunde liegt. Das Urbild des Robinson ist ein schottischer Matrose Namens Alexander Seldcraig. Dieser war geboren zu Largo in der Grafschaft Fife im Jahre 1676. Er war ein wilder Bursch und wurde, wie es in Schottland üblich ist, wegen loser Streiche einmal Sonntags von der Kanzel herab öffentlich zu einem besseren Lebenswandel ermahnt. Der Bursch verschwand und nahm auf einem Schiff Matrosendienste. Bald aber desertirte er auch vom Schiff und kam sechs Jahre nachher nach mannigfachen Irrfahrten wieder nach Schottland zurück. Um sich unkenntlich zu machen, verwandelte er seinen Namen in Selkirk. Kurz darauf ging er mit dem berühmten Seefahrer Dampier in das Südmeer. Der Kapitän Stralding sah sich genöthigt, ihn mehrfach wegen offener Widerspenstigkeiten züchtigen zu lassen. Als das Schiff an der Insel Juan Fernandez anlegte, verbarg sich der starrköpfige Matrose in die Wälder, ließ das Schiff absegeln und lebte auf der Insel allein. So brachte er vier Jahre und vier Monate zu. Im Jahre 1709 fand ihn dort der Kapitän Rogers, nahm ihn an Bord und führte ihn nach England zurück.

Verleumder haben es versucht, Defoes Ruhm dadurch zu schmälern, daß sie das Gerücht aussprengten, Selkirk habe einst sein Tagebuch an Defoe gegeben mit der Anfrage, ob es der öffentlichen Mittheilung werth sei; Defoe habe es gründlich durchgesehen und jene Frage verneint; einige Zeit nachher aber sei der Robinson erschienen; der Robinson sei daher zum großen Theil jenem Tagebuche entlehnt und treulos daraus gestohlen. Diese Verdächtigung ist erlogen. Selkirks Geschichte wurde schon im Jahre 1712 in den Reisebeschreibungen von Rogers und Cook ausführlich berichtet und war daher fünf volle Jahre vor dem Erscheinen des Robinson der Welt vollständig bekannt. Und nach all diesen Berichten war Selkirk ein viel zu roher und verwilderter Geselle, als daß bei ihm von einem Tagebuch hätte die Rede sein können. Es scheint auch nicht, als sei Defoe jemals mit Selkirk in persönliche Berührung gekommen. Defoes Aufenthalt in Bristol fällt in das Jahr 1691; Selkirk wurde aber erst 1709 in Juan Fernandez aufgefunden und kam erst 1711 nach England.

Und bedarf es denn überhaupt einer solchen Rechtfertigung? Die Erlebnisse Selkirks gaben dem Dichter nur einige dürftige Umrisse. Was den Robinson zum Robinson macht, die entzückende Meisterschaft der künstlerischen Form und die überraschende Tiefe des Inhalts, gehören einzig und allein unserem Defoe, der sich durch diese Schöpfung den bedeutendsten Dichtern aller Zeiten anreiht.

Abenteuerliche und fabelhafte Reisebeschreibungen lagen damals im Zuge der Zeit. Die immer neuen Ansiedelungen in Amerika, die großartigen Entdeckungen und Erwerbungen in Indien und auf den Inseln der Südsee hatten die Einbildungskraft der Menschen erhitzt; der unstete Sinn trieb die ohnehin durch fortwährende Kriege und bürgerliche Unruhen

erregten Gemüther nach kühnen Wagnissen hinaus in die Fremde; die Lese- und Hörlust der Daheimgebliebenen berauschte sich gierig an den Berichten der aus jenen entlegenen Ländern Zurückgekehrten.

Erzählungen von höchst seltsamen Seeabenteuern gab es daher dämals in Masse. Erinnert doch unser deutscher Simplicissimus, der zuletzt nach weiten Fahrten auf eine wüste Insel verschlagen wird und diese nach dem Tode seiner Gefährten einsam bewohnt, sogar schon ganz bestimmt an das Grundmotiv des Robinson. Aber alle diese Abenteurergeschichten hatten es nur auf das Wunderbare und Phantastisch-Romantische abgesehen; sie waren locker und lose, ohne Zusammenhang und ohne Wahrscheinlichkeit. Defoe dagegen behandelt die seltsamen Thaten und Ereignisse seines Helden durchaus als wirklicher Künstler. Unter seiner Hand, kann man sagen, hört das Allerromanhafteste auf, ein Roman zu sein; es wird zu einer thatsächlichen, unbezweifelbar wahren Geschichte, der wir Schritt vor Schritt mit der hingebendsten Theilnahme folgen. Robinson erzählt uns so treuherzig von seiner unüberwindlichen Wanderlust; wir gewinnen ihn von Anbeginn lieb. Nun durchleben wir mit ihm die Angst und die Noth des Schiffbruchs, wir landen mit ihm auf dem fremden und unwirthlichen Eiland, wir begleiten ihn dort auf seinen Wanderungen und Unternehmungen, wir sinnen mit ihm über die Mittel und Wege, wie für Wohnung, Lebensunterhalt und persönliche Sicherheit zu sorgen sei, wir theilen den Schreck über die mannigfachen Vorfälle, die ihn bedrohen, und die Freude über all das unerwartete Gute, das ihm unverhofft bis zu seiner endlichen Erlösung widerfährt. Denn das alles ist so klar und einfach erzählt und entspringt so natürlich und unmittelbar aus der jedesmaligen Lage und Gemüthsstimmung des Helden, daß in der That der denkende Mann den Robinson genau mit derselben Freude und Begeisterung liest, wie das einfältige Kind, das noch nicht zwischen Erfindung und Wahrheit unterscheiden gelernt hat. Die bewunderungswürdige Kunst, mit der unser Dichter diese zwingende Glaubwürdigkeit erreicht hat, besteht in der ganz ungewöhnlichen Feinheit und Naturwahrheit der psychologischen Charakterzeichnung und, was gar nicht hoch genug anzuschlagen ist, in seiner äußerst lebendigen Kleinmalerei, d. h. in der liebevollen und sorgfältigen Ausführung selbst des scheinbar Gleichgültigsten und Unbedeutendsten. Die Sprache Robinsons ist sehr gewöhnlich, zum Theil sogar unbeholfen; nach Art ungebildeter Menschen wiederholt er oft einen und denselben Gedanken zwei oder dreimal mit denselben oder nur wenig abweichenden Worten. Jeder geringfügigste Umstand wird weitläufig nach allen seinen Ursachen und Wirkungen entfaltet. Wenn Robinson auf die eindringenden Wilden einen Flintenschuß abfeuert, da erfahren wir ganz genau, wie viel Pulver und wie viel Schrote er dazu genommen; wenn Robinson das Fieber bekommt, so erhalten wir eine ganz vollständige Krankheitsgeschichte u. s. w. Was schadet es? Walter Scott, der sich in vielen Dingen unseren Defoe zum Muster nahm, bemerkt sehr richtig, diese peinliche Umständlichkeit verscheuche in uns jeden Zweifel an der Wahrheit des Erzählten; wir denken, wenn die Sache nicht wahr wäre, da hätte der Erzähler schwerlich so viel Mühe an sie verschwendet. Dabei ist freilich zu bemerken, daß

alle diese Lobsprüche nur der wirklichen und echten, von Defoe selbst geschriebenen Geschichte des Robinson gelten.

Und nun der Inhalt! — Eine einsame, wüste Insel, darauf ein einsamer, armer, verschlagener Matrose! Man sollte meinen, es sei kaum möglich, eine spannende Handlung, geschweige denn gar eine nur einigermaßen befriedigende geistige Bedeutung aus einem so dürftigen Stoffe herauszuspinnen. Aber wie unter einem Zauberstab gewinnt hier alles Leben und Bewegung. Die Noth des täglichen Bedürfnisses führt unseren Robinson von Erfindung zu Erfindung; das Gefühl seiner Hülflosigkeit und die Freude und der Dank, wenn irgend ein unvorhergesehenes Ereigniß diese Hülflosigkeit verringert und mildert, erwecken in seinem öden Innern die zarten Regungen religiösen Gottvertrauens; das Hinzutreten seines treuen Genossen Freitag und späterhin der anderen Matrosen, die von den englischen und spanischen Schiffen kommen, und die damit verbundene Nothwendigkeit, auf neue Erwerbsquellen zu denken und durch Gesetze und Strafen alle Spaltungen und Störnisse des kleinen Gemeinwesens zu unterdrücken und unschädlich zu machen, entfalten das erste Entstehen, Wachsen und Dasein des Staates und der bürgerlichen Gesellschaft. Wir sehen, wie der Mensch mit innerer Nothwendigkeit Stufe um Stufe aus dem ersten rohen Naturzustande zu Bildung und Civilisation kommt. Kurz, es entrollt sich ein Bild vor uns, so groß und gewaltig, daß wir hier noch einmal die allmähliche und naturwüchsige Entwickelung des Menschengeschlechtes klar überschauen. Der Robinson ist, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, eine Art von Philosophie der Geschichte. Und gerade in dieser Hinsicht ist es ein gar nicht genug zu bewundernder Meistergriff unsers bewunderungswürdigen Dichtwerks, daß die Persönlichkeit Robinsons sich durch keine besondere Eigenthümlichkeit oder durch besonders hervorstechende Fähigkeiten auszeichnet, daß Robinson, so zu sagen, ein ganz gewöhnlicher Durchschnittsmensch ist. Was dieser Robinson denkt und fühlt, was er erfindet, einrichtet, thut und handelt, das würde jeder andere Mensch in seiner Lage auch denken, fühlen, erfinden, einrichten, thun und handeln. Hätte Robinson irgend eine entschiedene Liebhaberei für Naturgegenstände oder eine ausgesprochene Anlage für mechanische Fertigkeiten, so wäre, wie der englische Kritiker Coleridge einmal sehr fein bemerkt, das Buch vielleicht um einige anziehende Verwicklungen und Schilderungen reicher, Robinson aber hätte aufgehört das zu sein, was er ist, nämlich das Beispiel und das Spiegelbild der ganzen Menschheit.

Zuletzt tritt in Robinsons neuem Staate ein alter ehrwürdiger Geistlicher auf, der die religiösen und sittlichen Angelegenheiten leitet und regelt. Dieser Prediger der religiösen Duldsamkeit ist durch und durch das Ebenbild von Lessings Nathan dem Weisen. Es scheint, schon dieser Umstand, daß hier der alte Dissenter Defoe seinen Lieblingstraum von der allgemeinen religiösen Duldung und Nächstenliebe als den Abschluß und als den Gipfelpunkt seines neuen Gemeinwesens hinstellt, beweist mehr als alles andere deutlich und unwiderlegbar, daß wir in Wahrheit seinen eigensten Sinn verstehen und ihm nicht willkürlich einen fremden Gedankenkreis unterschieben, indem wir in seiner Darstellung von Robinsons

Leben und Wirken eine solche bewußte Betrachtung und Nachbildung des allgemeinen menschlichen Entwicklungsganges erblicken. Um so unbegreiflicher ist es, daß Defoe, dieser große Künstler, diesem schönen, in sich vollendet abgerundeten Kunstwerk noch eine Fortsetzung beigefügt hat, die den Inhalt und die künstlerische Wirkung desselben nur schwächt und verdunkelt. Robinson macht in diesem zweiten Theile nach seiner Befreiung noch große Reisen nach China und Sibirien. Mit dem tiefen philosophischen Grundgedanken des ersten Theiles haben die späteren Reisen Robinsons durchaus nichts gemein; und auch als rein unterhaltende Erzählungen betrachtet, sind sie reizlos und langweilig. Robinson ist jetzt in die Bahn des gewöhnlichen Lebens zurückgekehrt; er ist ein Seefahrer wie tausend andere; die geheimnißvollen Schrecknisse der Einsamkeit und die liebliche Weihe des ursprünglichen Naturzustandes heben und tragen ihn nicht mehr. Fast alle späteren Bearbeitungen des Robinson haben daher diesen zweiten Theil, sowie den dritten Theil, in dem Defoe einige trockene Belehrungen über den ersten Theil vortrug, mit allem Rechte ausgeschieden.

Als Defoe die Geschichte Robinsons vollendet hatte, da konnte er unter den englischen Buchhändlern keinen Verleger finden. Endlich gelang es durch Vermittlung eines Freundes, daß der Buchhändler William Taylor sich des verachteten Manuscriptes annahm. Defoe erhielt für den Robinson zehn Pfund Sterling. Auch Bücher haben ihre Schicksale.

Der Erfolg war beispiellos. Sogleich bei seinem ersten Erscheinen wurde das Buch von Alt und Jung und Hoch und Niedrig wahrhaft verschlungen. Es war, sagt ein Schriftsteller jener Zeit, keine arme Wittwe so arm, daß sie sich nicht täglich wenigstens einen Pfennig abgespart hätte, um sich nach einiger Frist den Robinson verschaffen zu können. Das Buch wurde fast in alle Sprachen der Welt übersetzt; in den Wüsten von Botany-Bai wurde es mit demselben Entzücken gelesen, wie in dem Gewühl von London und Paris und St. Petersburg; unter dem Namen der Perle des Oceans wurde es ein Lieblingsbuch der Araber. Namentlich auch in Deutschland fand es eine außerordentlich günstige Aufnahme. Die erste Uebersetzung erschien 1721 zu Leipzig; sie war die Uebersetzung einer französischen Uebersetzung, die 1720 in Paris erschienen war, und wurde in demselben Jahre noch dreimal aufgelegt. Uebersetzungen folgten sodann auf Uebersetzungen, Bearbeitungen auf Bearbeitungen. Und damit begnügte man sich nicht; bald tauchten zahllose Nachahmungen auf, die sogenannten Robinsonaden. Fast jedes einzelne Land, ja jeder einzelne Landestheil hatte jetzt seinen besonderen Robinson aufzuweisen: es gab einen brandenburgischen, berliner, böhmischen, fränkischen, schlesischen, leipziger, französischen, dänischen, holländischen, griechischen, englischen, irländischen, jüdischen Robinson. Ebenso jedes Gewerbe, jeder Stand und jedes Geschlecht: es gab einen buchhändlerischen und einen medicinischen Robinson, ja sogar eine Jungfer Robinson und einen unsichtbaren Robinson. Bis 1760 zählte man in Deutschland vierzig verschiedene Robinsonaden; seitdem sind aber noch einundzwanzig erschienen; die jüngsten Robinsonaden sind der oberösterreichische Robinson, der im Jahre 1822 erschien, und der neue Robinson von Schubert in

München. Und diese Robinsone und Robinsonaden erlebten fast alle sehr viele Auflagen.

Man kann diese verschiedenen Bearbeitungen und Nachahmungen bestimmt in zwei verschiedene Klassen sondern. Die einen halten sich vorwiegend an die lehrhaften, die anderen an die erzählenden Bestandtheile ihres Vorbildes. Jene will ich die pädagogischen, diese die fabulirenden nennen.

Jean Jacques Rousseau, der Reformator der neueren Erziehungstheorieen, war es vornehmlich, der auf die große pädagogische Wichtigkeit des Robinson hinwies. In seinem Emil findet sich folgende merkwürdige Stelle: „Ein Buch ist es, das mein Emil zuerst lesen soll; es wird lange Zeit ganz allein seinen Bücherschatz bilden und wird jederzeit den vornehmsten Rang in diesem einnehmen. Es soll der Text sein, von dem unsere Unterhaltungen über die menschlichen Erfindungen und Wissenschaften ausgehen; es soll der Prüfstein sein, an dem ich die Fortschritte in der Urtheilskraft meines Zöglings erproben will; und so lange sein Geschmack einfach und natürlich bleibt, weiß ich, wird die Lesung desselben ihm ein immer neues Vergnügen bereiten. Und was ist dies für ein wunderbares Buch? Ist es Aristoteles? Ist es Plinius? Ist es Buffon? Nein! Es ist Robinson Crusoe."

Diese Worte zündeten namentlich in Rousseaus pädagogischen Schülern, in den sogenannten philanthropinistischen Pädagogen des vorigen Jahrhunderts.

Aus diesem Anlaß ist denn auch die allgemein bekannte Bearbeitung von Campe hervorgegangen, die im Jahre 1780 zum erstenmale erschien und 1864 die sechsundsechzigste Auflage erlebte. Allerdings hat Campe mehr auf die Moral als auf die Poesie des Urbildes Rücksicht genommen, aber der Stoff des Robinson ist unverwüstlich und behauptet auch hier nach wie vor seine hinreißende Anziehungskraft. Eine andere Bearbeitung, die von dem Basedowschen Philanthropinum in Dessau ausging, ist die von Wezel. Sie ist prosaischer als die Campesche, aber sie bewahrt die philosophische Haltung ihres englischen Vorbildes besser. Schon auf dem Titel bezeichnet sie Robinsons Colonie als eine Welt im Kleinen, und dies ist eine Auffassung, die, wie wir sahen, mit dem Grundgedanken des Verfassers selbst auf das vollkommenste übereinstimmt. In diesen Bearbeitungen ist der Robinson noch immer das Lieblingsbuch aller Kinder und Kinderfreunde, und es ist gewiß kein Fortschritt, wenn man neuerdings anfängt, vornehm auf den Robinson herabzusehen.

Weniger günstig stellt sich das Urtheil über die fabulirenden Robinsonaden. Sie haben alles Ideelle und Gedankenmäßige in Robinson abgestreift. Sie halten sich nur an das Ueberraschende und Außergewöhnliche der Schicksale und Begebenheiten, die dem Helden zustoßen. Das Wundersame steigern sie zum Wunderbaren und Fabelhaften, das Mögliche und Naturwahre zum Unwahren und Phantastischen. Es ist nicht mehr die einfache Scenerie des Robinson, die hier festgehalten wird, es ist die Phantasmagorie des Shakespeareschen „Sturm" oder vielmehr, da es unzu-

läſſig iſt, hier an ein ſo vollendetes Kunſtwerk zu erinnern, die Phantasmagorie der gleichzeitigen Wiener Zauberpoſſen und Spektakelſtücke. In England ſind in dieſer Art die „Reiſen und Abenteuer William Bingfields," „das Leben und die Abenteuer John Daniels" und „die Seereiſe Peter Wilkins" am bekannteſten geworden; alle dieſe Bücher ſuchen die Ereigniſſe möglichſt ungeheuerlich auszumalen; eine einſame Inſel erſcheint ſchon als ein allzugewöhnlicher Aufenthalt; die Helden pflegen meiſt ſich längere Zeit im Monde anzuſiedeln oder tief unten im Meere ſich in der Wohnung irgend eines fabelhaften Seeungethüms behaglich einzurichten. Bei den Franzoſen laſſen ſich die Einwirkungen weniger deutlich wahrnehmen, weil dieſe ſchon an und für ſich eine weitſchichtige Litteratur von Voyages imaginaires hatten; jedenfalls wäre es ungerecht, wenn wir den vortrefflichen Gilblas von Leſage hierher zählen wollten, obgleich er in Deutſchland unter dem Namen des ſpaniſchen Robinſon überſetzt wurde. Auch hier ſteht Deutſchland wieder obenan. Es bildete ſich ein eigener Zweig der Litteratur: die Litteratur der ſogenannten Aventuriers; wir haben einen ſiebenbürgiſchen, ſchweizeriſchen, däniſchen, bremiſchen, leipziger, amerikaniſchen und noch vierzig andere Aventuriers und Freibeuter. Das berühmteſte und geleſenſte Buch dieſer Art iſt die „Inſel Felſenburg." Ihr urſprünglicher Titel lautet, dem Geſchmacke jener Zeit gemäß: „Wunderliche Fata einiger Seefahrer, abſonderlich Alberti Julii, eines gebornen Sachſens, welcher in ſeinem achtzehnten Jahre zu Schiffe gegangen, durch Schiffbruch ſelbvierte an eine grauſame Klippe geworfen worden, nach deren Ueberſteigung das ſchönſte Land entdeckt, ſich daſelbſt mit ſeiner Gefährtin verheirathet, das Land vortrefflich angebaut, durch beſondere Zufälle erſtaunenswürdige Schätze geſammelt, ſeine in Deutſchland ausgekundſchafteten Freunde glücklich gemacht, am Ende des 1728ſten Jahres, als in ſeinem hunderten Jahre annoch friſch und geſund gelebt ꝛc. entworfen von deſſen Bruders-Sohnes-Sohne Monſieur Eberhard Julio, curieuſen Leſern aber zum vermuthlichen Gemüthsvergnügen angefertigt, auch par commission dem Druck übergeben von Giſandern. Nordhauſen 1731—43; 4 Theile in 8. 2273 Seiten." Es wäre lächerlich, Defoe für dieſe Entartungen verantwortlich zu machen; er ſteht zu ihnen genau in demſelben Verhältniß, wie Goethes Werther zum Siegwart, und Götz von Berlichingen und Schillers Räuber zu den Ritter- und Räubergeſchichten von Spieß und Kramer und Vulpius. Uebrigens iſt die Inſel Felſenburg, ſelbſt in künſtleriſcher Beziehung, gar nicht ſo ſchlecht; zwei berühmte Dichter, Tieck und Oehlenſchläger, haben ſie erſt vor einigen Jahrzehnten wieder bearbeitet und herausgegeben.

Ja, ſelbſt Gullivers Reiſen von Swift, und Nils Klims unterirdiſche Reiſe von Holberg haben dem Robinſon weit mehr Züge entlehnt, als man gewöhnlich annimmt.

Defoe, der unermüdliche Schriftſteller, der in ſeinem Leben nicht weniger als zweihundert Schriften geſchrieben hat, ließ auf den Robinſon noch mehrere andere Romane und genrebildliche Sittenſchilderungen folgen, z. B. „das Leben und die Abenteuer des Oberſten Jack" und das „Tage-

buch aus dem Londoner Pestjahr 1666," „die Denkwürdigkeiten eines Cavaliers," u. s. w.

Auch in diesen Romanen haben wir wieder denselben Drang nach politischer Freiheit, religiöser Duldsamkeit und ehrbarer Sittlichkeit. Auch hier ist die Sauberkeit und Genauigkeit in der Ausmalung der kleinsten Einzelheiten wieder so täuschend, daß selbst der englische Minister Chatam 1770 die „Denkwürdigkeiten eines Cavaliers" als geschichtlich echte Urkunden aus der Zeit Karls I. benutzte, und daß ein sehr gelehrter Arzt, in einer Abhandlung über ansteckende Krankheiten, auf Defoes Beschreibung der Londoner Pest, gleich als wäre diese von einem Augenzeugen und Zeitgenossen, mehrere physiologische Beobachtungen und Beweisgründe stützte. Nichtsdestoweniger sind auch in England diese Romane jetzt fast völlig vergessen. Es fehlt ihnen der tiefe Gehalt, der den Robinson auszeichnet.

Defoe starb am 24. April 1731, einundsiebenzig Jahre alt. Wie der treffliche Mann sein ganzes Leben lang zu leiden und zu dulden hatte, so ist leider auch sein Tod ein sehr bemitleidenswerther. Auf den Grund des Ruhmes, den er dem Robinson verdankte, hatten ihm seine späteren Romane viel Geld eingetragen; allmählich sogar hatte er sich ein kleines Vermögen erworben. Dieses Vermögen hatte er unbedacht noch bei Lebzeiten seinem ältesten Sohne abgetreten. Dieser aber war hartherzig und undankbar genug, seinem alten Vater und seiner bekümmerten Mutter die ausbedungenen Unterstützungen vorzuenthalten. Defoe, der durch seinen Robinson tausend und abertausend Kindern so selige Stunden bereitete, starb aus Gram über sein eigenes Kind. H. Hettner.

80. Oliver Goldsmith.

Mit Ausnahme des Robinson Crusoe ist wohl kein englisches Buch beliebter und allgemeiner verbreitet als der Vicar of Wakefield. Wer kennt und liebt ihn nicht, den guten und wackeren Landprediger, der seine unerschütterliche Menschenliebe und Tugendtreue niemals verleugnet, auch wenn er das Gehässigste von den Menschen erdulden und die schwersten Prüfungen überstehen muß? Wer kennt und liebt nicht seine wackere, aber schon etwas weltlicher gesinnte Gattin, seine beiden schönen Töchter Olivia und Sophie, und seine Söhne, den abenteuernden Georg, den prächtigen, in Sitteneinfalt und Gottvertrauen dem Vater nacheifernden Moses, kurz, die ganze herrliche Familie bis hinab auf die kleinen Lieblinge des Vaters, Dick und Bill?

Goethe, der in Dichtung und Wahrheit unserem Roman eine liebevoll eingehende Besprechung gewidmet hat, macht die Bemerkung, daß ein protestantischer Landgeistlicher vielleicht der schönste Gegenstand einer modernen Idylle ist. „An den unschuldigsten Zustand," sagt er, „der sich auf Erden denken läßt, an den des Ackermannes, ist er meistens durch gleiche Beschäftigung, sowie durch gleiche Familienverhältnisse geknüpft; er ist Vater, Hausherr, Landmann und so vollkommen ein Glied der Gemeine. Auf diesem reinen, schönen irdischen Grunde ruht sein höherer Beruf; ihm

ist übergeben, die Menschen ins Leben zu führen, für ihre geistige Erziehung zu sorgen, sie bei allen Hauptepochen ihres Daseins zu segnen, sie zu belehren, zu kräftigen, zu trösten und, wenn der Trost für die Gegenwart nicht ausreicht, die Hoffnung einer glücklicheren Zukunft heranzurufen und zu verbürgen. Denke man sich einen solchen Mann mit rein menschlichen Gesinnungen, stark genug, um unter keinen Umständen davon zu weichen und schon dadurch über die Menge erhaben, von der man Reinheit und Festigkeit nicht erwarten kann; gebe man ihm die zu seinem Amte nöthigen Kenntnisse, sowie eine heitere, gleiche Thätigkeit, welche sogar leidenschaftlich ist, indem sie keinen Augenblick versäumt das Gute zu wirken, und man wird ihn wohl ausgestattet haben. Zugleich aber füge man die nöthige Beschränktheit hinzu, daß er nicht allein in einem kleinen Kreise verharren, sondern auch allenfalls in einen kleineren übergehen möge; man verleihe ihm Gutmüthigkeit, Versöhnlichkeit, Standhaftigkeit und was sonst noch aus einem entschiedenen Charakter Löbliches hervorspringt, und über dies alles eine heitere Nachgiebigkeit und lächelnde Duldung eigener und fremder Fehler, so hat man das Bild unseres trefflichen Wakefield so ziemlich beisammen."

Es ist unverkennbar, daß Goldsmith zunächst durch Fieldings vortrefflichen Pfarrer Adams in Joseph Andrews angeregt wurde; er selbst war der Sohn eines Landpredigers, und zwar eines höchst liebenswürdigen und ausgezeichneten. Er brauchte nur die Eigenthümlichkeiten seines Vaters treu wiederzugeben, und er hatte ein ebenso naturwahres als herzgewinnendes Grundmotiv.

Die Erfindung ist nicht bedeutend. Die Ereignisse sind zum Theil unwahrscheinlich und gewaltsam, oft sogar unmöglich. Namentlich gilt dies von der Geschichte der beiden Thornhills, des braven Oheims sowohl wie des nichtswürdigen Neffen. Aber alle diese störenden Mängel vergeben und vergessen wir über der rührend schönen Menschlichkeit des Haupthelden und seiner nächsten Umgebung, so daß Goethe mit Recht sagen kann: „die Darstellung dieses Charakters auf seinem Lebensgange durch Freuden und Leiden mache diesen Roman zu einem der besten, die je geschrieben worden, um so mehr, da derselbe noch den großen Vorzug habe, daß er ganz sittlich, ja im reinen Sinne christlich sei, die Belohnung des guten Willens, des Beharrens bei dem Rechten darstelle, das unbedingte Zutrauen auf Gott bestätige, den endlichen Triumph des Guten über das Böse beglaubige, und dies alles ohne eine Spur von Frömmelei oder Pedantismus." Die Kleinmalerei mit der uns der Dichter in den Zauber dieses häuslichen Stilllebens hineinbannt, ist unübertrefflich und des größten Meisters würdig. Diese Kunst hat Johnson im Auge, wenn er in der Grabschrift, die er seinem Freund Goldsmith setzte, ihn einen in der Darstellung des Lächerlichen und des Rührenden mächtigen, aber milden Beherrscher der menschlichen Gemüthsbewegungen nennt, sive risus essent movendi sive lacrimae, affectuum potens at lenis dominator.

Wenn die Engländer von Oliver Goldsmith sprechen, so ergehen sie sich gern in biographischen Einzelnheiten. Dies kommt daher, daß Goldsmith persönlich ein wunderlicher Kauz war: wohlthätig bis zur äußersten

Selbstlosigkeit und doch in der kleinlichsten Weise eitel und reizbar, gewandt und geistreich in seinen Schriften, in der mündlichen Unterhaltung aber fad und albern. Uns genügt hier zu wissen, daß er am 10. November 1728 zu Pallas oder Pallice in der irischen Grafschaft Longford geboren wurde, ein unstetes Jugendleben führte, das er im Vicar of Wakefield in den Schicksalen Georgs geschildert hat, dann zu London im berühmten Club der Johnson, Gibbon Garrik, Burke und Reynolds lebte und am 4. April 1774 im rüstigen Mannesalter starb. Neben seinem berühmten kleinen Roman ist Goldsmith durch seine beiden Dichtungen „The traveller, der Reisende“ und „The deserted village, das verlassene Dorf“ am meisten bekannt geworden. Auch gelang es ihm, durch einige Stücke auf der Bühne Erfolge zu erlangen. Seine zahlreichen übrigen Schriften aber, wie seine englische, griechische und römische Geschichte und vollends seine unvollendet gebliebene Naturbeschreibung sind nur um des Brotes willen entstanden; lesbar und anziehend, aber ohne Selbständigkeit und Tiefe. Als Goldsmith seine Naturgeschichte begann, sagte sein Freund Johnson: „Es ist sehr zu bezweifeln, ob seine Kenntniß hinreicht, eine Kuh von einem Pferde zu unterscheiden; aber das ist unzweifelhaft, daß er nichtsdestoweniger ein gutes Buch machen wird.“

H. Hettner.

81. Deutsche Litteraturzustände vor Klopstocks Auftreten.

Eine Vergleichung der deutschen Litteratur mit denen der umwohnenden Völker, im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts angestellt, führte zu einem für die erstere äußerst demüthigenden Ergebniß. Das sagten kundige deutsche Schriftsteller sich selbst; das rief man uns vom Auslande höhnisch zu. „So weit es unsere Nation,“ schrieb Gottsched im Jahr 1732, „in Vertilgung der alten Barbarei und in Abschaffung des vormaligen scythischen und gothischen Geschmacks in allerlei Dingen gebracht hat, so wenig kann sie sich rühmen, daß sie es darinnen ihren südlichen und westlichen Nachbarn allbereits gleichgethan hätte. Und dieses ist kein Wunder. Es gehört mehr als ein Jahrhundert dazu, wenn ein ganzes Volk aus seiner natürlichen Rauhigkeit und Barbarei gerissen werden soll. Frankreich ist später als Italien zu demjenigen Grade der Vollkommenheit gelanget, den wir bisher diesem Volke haben zugestehen müssen. Wir Deutschen aber haben uns noch um hundert Jahre später besonnen“ (seit Opitz), „und Opitz ist noch nicht hundert Jahre todt. Es fehlt noch immer viel daran, daß wir uns andern benachbarten Völkern an die Seite setzen könnten.“

Bekannt ist, wie in England Swift die Deutschen die dümmste Nation genannt, und in Frankreich der Jesuit Bouhours es für unmöglich erklärt hatte, daß ein Deutscher ein schöner Geist sein könne. Im Jahre 1740 aber gab ein in Deutschland selbst lebender Franzose, Mauvillon, französisch-deutsche Briefe heraus, in deren einem er die Frage untersucht, wie es komme, daß die Deutschen keine guten Poeten haben? Sie schieben es auf die Armuth und Rauhigkeit ihrer Sprache; aber das seien Aus-

flüchte. Es komme einfach daher, daß sie keinen Geist haben. Aber weshalb denn nicht? Sollte vielleicht ihr Biertrinken ...? Nichts da! meint der Franzose; es giebt Deutsche, die Champagner trinken und doch nicht mehr Geist haben, als die übrigen. Sondern daher komme es, daß man in Deutschland auf Geist nichts halte, sich an ganz anderen Dingen als am Geist ergötze. Und hier macht er eine für jene Zeit freilich nur allzu begründete Bemerkung. Kein Großer in Deutschland nehme sich der Wissenschaften an, ja einzelne unter denselben (er zielt auf Friedrich Wilhelm I. von Preußen) tragen ihre Verachtung derselben öffentlich zur Schau. Das rohe Hofnarren- und Prügelwesen an so manchen deutschen Höfen könne nicht dazu beitragen, Geist und Geschmack unter der Nation zu verbreiten. So bleiben die deutschen Gelehrten Pedanten, die Poeten geben sich mit Gelegenheitsgedichten und Chronostichen ab, und selbst die Werke der berühmtesten unter denselben wimmeln von platten und geistlosen Stellen. „Zeiget mir," ruft der Franzose aus, „zeiget mir auf eurem Parnaß einen schöpferischen Geist, d. h. nennet mir einen Dichter, der aus eigenen Mitteln ein Werk von einigem Ruf hervorgebracht hat! ich will euch darauf herausgefordert haben."

Dieser Handschuh war damals nicht wohl aufzuheben. Schweizerische Kritiker, wie wenn sie nicht auch Deutsche wären, stellten sich schadenfroh auf die Seite des Franzosen und glossirten beifällig seinen Hohn. In Leipzig gründete der Magister Schwabe im Jahre 1741 die Zeitschrift: „Belustigungen des Verstandes und Witzes," um den Lästerer thatsächlich zu widerlegen; aber der Verstand zeigte sich so schwach und der Witz so wenig lustig, daß der Gegner aus diesen Proben Beweise für seine Behauptung hätte nehmen können. Selbst Gottsched, der sonst der deutschen Litteratur jener Jahre noch am meisten zutraute, gestand doch, daß die Anzahl schöner Schriften in unserer Muttersprache bis jetzt sehr gering sei. Die Meisterstücke unserer Poeten, sagte er, erstrecken sich nur auf die kleineren Gattungen von Gedichten, und auch in diesen seien die regelmäßigen und untadeligen noch äußerst selten. Dergleichen poetische Kleinigkeiten aber, meinte er, wie Lieder, Lehr- und Sinngedichte (und selbst die zwei bedeutendsten Dichter der Zeit, Hageorn und Haller, kamen darüber nicht hinaus) bringen einer Nation nicht viel Ehre. „Es muß was Großes sein, womit man sich gegen andere Völker breit machen und ihren Dichtern Trotz bieten will."

Dazu nun aber es zu bringen, der deutschen Nation aus ihrer litterarischen Erniedrigung emporzuhelfen, sie auf gleiche Stufe mit den Nachbarvölkern zu heben, darum entbrannte in der nächsten Zeit ein ebenso lebhafter als in seinen Folgen ersprießlicher Wetteifer.

Zwei Wege gab es: Rath und That. Der kürzere wäre der letztere gewesen; aber zur That gehört der Mann. Und der war noch nicht auf dem Platze. So trat einstweilen an die Stelle der Production die Kritik, an die Stelle der Praxis der Kampf der Theorie. Kundige Leser wissen, daß hier von dem Streite zwischen Gottsched und den Schweizern die Rede ist, der im Anfang der vierziger Jahre ausbrach, zunächst Klopstock

bilden und die Gemüther auf ihn vorbereiten half, dann aber durch das Erscheinen seines Messias erst den rechten Mittelpunkt und neuen Schwung erhielt.

Gottsched und die beiden Züricher Gelehrten, Bodmer und Breitinger, waren längere Zeit Hand in Hand gegangen. Von den kritischen Bemerkungen über neuere Dichter, welche die letzteren ihrer Wochenschrift: „Diskurse der Maler,“ seit 1721 hie und da einstreuten, bekannte Gottsched manche Anregung empfangen zu haben. Und hinwiederum, als dieser im Jahre 1729 seine „Critische Dichtkunst“ herausgab, machte das encyclopädisch Umfassende dieser Arbeit, deren Brauchbarkeit bald durch wiederholte Auflagen sich beurkundete, auf die Schweizer solchen Eindruck, daß sie für gut fanden, der Gottschedschen Dichtkunst ein Werk unter gleichem Titel zur Seite zu stellen. Der Zusammenstoß mit Gottsched war hier noch mehr vermieden, als gesucht; aber von jetzt an gab ein Wort das andere, und der Kampf brach in einer Reihe von Zeitschriftartikeln und eigenen Streitschriften zwischen den Führern und ihren beiderseitigen Anhängern los.

Wenn man weiß, mit welcher Erbitterung dieser Streit geführt worden ist, wie er das ganze litterarische Deutschland jener Zeit in zwei feindliche Heerlager gespalten hat, so stellt man sich wohl vor, daß die Streitenden in den Grundanschauungen uneins gewesen, von ganz entgegengesetzten Standpunkten ausgegangen seien. Bei näherem Zusehen verwundert man sich dann, alles anders zu finden, die Gegner in wesentlichen Voraussetzungen einig zu sehen, die Streitpunkte oft mühsam hervorsuchen und feststellen zu müssen. Um so mehr jedoch giebt uns eine kurze Darstellung des Streites ein Bild der trüben und verworrenen Zustände, aus denen Klopstock und weiterhin Lessing die deutsche Litteratur herauszuarbeiten hatten.

Dem Leipziger Professor Gottsched war sein Handbuch der Dichtkunst wie ein ähnliches für die Redekunst, aus akademischen Vorträgen erwachsen. Er stellte mit seinen Zuhörern poetische wie rhetorische Uebungen an, und so wollte er nun auch in jenem Werke „Anfänger in den Stand setzen, Gedichte von allen üblichen Arten untadelig zu verfertigen, und Liebhaber, dieselben richtig zu beurtheilen.“ Daher liest sich sein Buch stellenweise wie ein Kochbuch. Er giebt z. B. Anleitung, eine gute Fabel zu machen: dazu wähle man sich zuerst einen lehrreichen moralischen Satz, suche dann eine Handlung, darin dieser Satz sich zeigt u. s. f. Dabei war jedoch Gottsched frei von dem Wahn, durch bloße Regeln einen Dichter bilden zu können. „Ein Poet,“ sagt er vielmehr, „müsse eine starke Einbildungskraft, viel Scharfsichtigkeit und einen großen Witz schon von Natur besitzen, wenn er seinen Namen mit Recht führen wolle;“ ja er spricht es geradezu aus, daß „die großen Dichter nicht gemacht, sondern geboren werden.“ Wenn dann andrerseits die Schweizer Gelehrten nicht minder ernstlich auf die Nothwendigkeit der Regeln neben der natürlichen Begabung dringen, so ergiebt sich in diesem Stücke höchstens so viel Unterschied, daß der Nachdruck bei Gottsched mehr auf das Lernbare, bei den

Schweizern auf das Angeborene, dort mehr auf die Seite des Verstandes, hier der Einbildungskraft gelegt wird.

Aber die Schriften der Schweizer waren nicht aus akademischen Lehrstunden, sondern aus den Besprechungen eines in Zürich zusammengetretenen Klubbs von Liebhabern hervorgegangen, die nicht auf Unterweisung von Schülern, sondern auf eigene Verständigung der Theilnehmer angelegt waren. Schon im Jahre 1727 sprachen sie als ihre Absicht aus, „den wahren Quellen sowohl des Ergötzens, das uns gute Schriften mittheilen, als der Kaltsinnigkeit, worin uns schlimme Werke stehen lassen, nachzuspüren.“ Und von Breitingers Critischer Dichtkunst rühmte dann Bodmer in der Vorrede nicht mit Unrecht, „der Verfasser habe sich in die ursprünglichen und innersten Gründe des Schönen und Angenehmen so tief hineingewaget, und ihren Ursprung in der Natur des Menschen so scharfsinnig entdeckt und auseinandergelesen,“ als kein früherer. Wir sehen: die beiden Züricher stellten sich, von der Gottschedschen Routine unbefriedigt, auf den Standpunkt der wissenschaftlichen Theorie.

Dabei gelangten sie nun aber keineswegs schon von vornherein auf abweichende Ergebnisse. Auch ihnen wie dem sächsischen Kunstrichter war die Aufgabe der Dichtkunst Nachahmung der Natur, was sie durch eine Vergleichung zwischen Poesie und Malerei des breiteren ausführten; auch ihnen wie jenem ihr Zweck ein lehrhafter, moralischer. Nach Gottsched wollte Homer durch die Ilias lehren, daß Uneinigkeit kein gut thue; durch die Odyssee, daß „die Abwesenheit eines Herrn aus seinem Hause oder Reiche sehr schädlich sei;“ Virgil aber hatte bei seiner Aeneis den Zweck, den Augustus von seiner anfänglichen Grausamkeit zurückzubringen. Aber auch nach Breitinger ist die letzte Absicht des poetischen Ergötzens die Erbauung; die Dichtkunst soll die Wahrheiten, die in ihrer reinen philosophischen Form nur von wenigen gefaßt werden, allgemein verständlich machen; woraus dann ganz folgerichtig das durchaus Irrige abgeleitet wird, daß auf diejenigen Geister, welche die darin verhüllten Wahrheiten ohne Hülle anzuschauen vermögen, die Dichtkunst keine Wirkung mehr thun könne.

Freilich ist es bei Gottsched possierlich zu lesen, wie er sich den Ursprung der Poesie vorstellt. „Wenn ein munterer Kopf von gutem Naturell sich bei der Mahlzeit oder durch einen starken Trunk das Geblüt erhitzet und die Lebensgeister rege gemacht hatte, so hub er etwa an zu singen.“ Aber auch die Züricher fanden die Vorstellung jenes Engländers sehr einleuchtend, daß die angebliche Armuth Homers, die ihn zum fahrenden Bänkelsängerleben nöthigte, für seine Poesie ein großes Glück gewesen sei. „Wenn ein Mensch Kälte und Müdigkeit ausgestanden hat und nachher wieder erquicket wird, stellet sich die Freude mit Macht bei ihm ein, sein Herz wird weiter, seine Lebensgeister fließen strenger, und wenn ein poetischer Geist bei ihm ist, wird solcher gewißlich losbrechen.“

Auch darin stimmen beide Theile überein, was auf Klopstock nicht ohne Wirkung bleiben konnte, daß sie das Epos an die Spitze sämtlicher Dichtungsarten stellten. „Die epische Fabel,“ sagt Gottsched, „ist das

Vortrefflichste, was die ganze Poesie zu Stande bringen kann, wenn sie nur auf die gehörige Art eingerichtet wird; das Heldengedicht, das rechte Hauptwerk und Meisterstück der ganzen Poesie." Und fast mit denselben Worten nennt Breitinger dasselbe gleichsam den Inbegriff aller übrigen Gattungen, das vollkommenste Hauptwerk der Poesie. Das Heldengedicht definirt Gottsched als „die poetische Nachahmung einer berühmten Handlung, die so wichtig ist, daß sie ein ganzes Volk, ja wo möglich mehr als dieses, angeht, in einer wohlklingenden poetischen Schreibart, darin der Verfasser theils selbst erzählet, theils aber seine Helden redend einführt, in der Absicht, dem Leser eine wichtige Wahrheit auf eine angenehme und lehrreiche Art einzuprägen."

Es war nichts in dieser Definition, was die Schweizer hätten verwerfen müssen; aber sie mußten in derselben etwas vermissen. Als Klopstock später den Gegenstand seines epischen Gedichts gegen Angriffe zu vertheidigen hatte, berief er sich neben der Größe und Wichtigkeit der Handlung in demselben darauf, daß man keine werde zu nennen wissen, „die das Herz so stark und von so vielen Seiten bewege, als die, welche er gewählt habe." Und Breitinger betrachtete es als die Aufgabe der Poesie überhaupt, „daß sie die Augbraunen aufsträusset, das Gemüthe einnimmt, hohe Sachen vorträgt, in Erstaunung versetzet."

Eben von dieser Frage aus, die sie sich stellten: Was ist der Grund des Eindrucks, den die Poesie auf unser Gemüth macht? und wie kommt es, daß uns eine Dichtung mehr als die andere ergreift? von dieser Frage aus gelangten die Schweizer auf einen Standpunkt, von welchem aus sie Dichtungen priesen, die für Gottsched ein Greuel waren, und solche *geringschätzten*, die dieser als Muster aufstellte. Der Grund unsres Ergötzens an poetischen Darstellungen, sagten sie zwar noch ganz in Einstimmung mit Gottsched, ist unsre Freude an einer guten Nachahmung der Natur. Wenn schon die Anschauung der Naturgegenstände selbst uns Freude macht, so verdoppelt sich diese Freude einer gelungenen Nachahmung gegenüber, weil sie uns zugleich die Kraft des menschlichen Geistes zum Bewußtsein bringt. Aber nicht alles Natürliche, mithin auch nicht die Nachahmung eines jeden, rührt uns, da wir für das meiste durch die Gewohnheit abgestumpft sind. Um uns zu rühren, muß ein natürlicher oder nachgeahmter Gegenstand neu sein. Neu ist, was uns nicht durch täglichen Gebrauch und Umgang bekannt und gewöhnlich ist, mithin alles, was selten gefunden wird, was nach Zeit, Ort und Verständniß uns entrückt ist, mit unsern Begriffen, Sitten und Gewohnheiten nicht übereinstimmt. Das Neue hat Grade, je nachdem es sich von unsern Gewohnheiten, Vorstellungen u. s. f. mehr oder weniger entfernt; es ist auch relativ, sofern etwas einem Menschen oder einem Zeitalter neu sein kann, das es für einen andern oder für eine spätere Zeit nicht ist. Im höchsten Grade neu ist dasjenige, was unsern Begriffen von dem ordentlichen Lauf der Dinge entgegenzustehen scheint: das Wunderbare. Das Neue nach seinen verschiedenen Stufen schafft der Dichter, indem er entweder neue Wesen ersinnt (allegorische Personen); oder niedrigeren Wesen Verrichtungen von höheren zutheilt (Fabeln); oder die höhere Geisterwelt in die unsrige eingreifen läßt; oder endlich die wirk-

liche natürliche Welt nach einer möglichen andern Ordnung zum Zwecke höherer Vollkommenheit zusammenstellt.

So weit ging nun freilich Gottsched nicht mit. Zwar auch die Schweizer umgaben ihr Wunderbares vorsichtig mit Schranken. Der Widerspruch desselben mit dem ordentlichen Gang der Dinge dürfe nur scheinbar, und dieser Schein müsse auflöslich sein. Der Poet müsse dem Wunderbaren die Farbe des Wahrscheinlichen, wie dem Wahrscheinlichen die des Wunderbaren anzustreichen wissen. Allein, während die Schweizer damit die Engel- und Teufelskämpfe in Miltons verlorenem Paradiese befürwortet haben wollten, war für Gottsched auch schon bei Homer des Wunderbaren zu viel. Nicht nur Vulkans wandelnde Statuen, sondern Homers Götter selbst und manches an seinen Helden fand er tadelnswerth, weil es allzusehr gegen die Wahrscheinlichkeit verstoße. In Ariosts und Miltons Zauber- und Geisterwelt sah er vollends kranke Hirngeburten; „kluge Dichter," meinte er, „bleiben beim Wahrscheinlichen, d. h. bei menschlichen und solchen Dingen, deren Wesen und Wirken zu beurtheilen nicht über die Grenzen unserer Einsicht geht."

Von diesen verschiedenen Standpunkten aus mußten sich denn auch zwei ganz verschiedene Ansichten von dem poetischen Ausdruck und dessen Hervorbringung ergeben. Wohl sagt auch Gottsched, der Gedanke sei die Hauptsache, woraus dann das Wort von selbst fließe; „der Kopf müsse erst recht in die Falten gerückt sein" (ein Lieblingsausdruck), „so werde hernach die Feder schon von selbst folgen:" doch giebt er dann in der herkömmlichen Art eine Reihe von Redefiguren an, deren sich der Dichter für die verschiedenen Formen der poetischen Schreibart, die er unterscheidet, die natürliche, die sinnreiche und die feurige oder pathetische, bedienen möge. Dieser Lehrart tritt nun Breitinger, besonders was die letztere Schreibweise betrifft, nachdrücklich entgegen, „weil sie uns von der Natur, als der einzigen Lehrmeisterin der Sprache der Leidenschaften, abführe und zu dem Wahne verleite, als ob wir mit frostigen Sinnen und kaltem Herzen dennoch beweglich schreiben, und, wie sich einer von den deutschen Kunstrichtern" (Gottsched) „ausdrücke, die schläfrige Schreibart dadurch ein wenig erwecken und anfeuern könnten." Daher komme es, daß man „diese Formen des pathetischen Ausdrucks als bloße Zierrathen ansehe und nicht bedenke, daß sie allemal überflüssig, müßig und unwahrscheinlich seien, wenn sie nicht aus einem entzündeten Herzen hervorfließen." Die rechte Wahl und Anwendung dieser Figuren könne keine Kunst, sondern nur die Leidenschaft selbst lehren; „mit kaltsinnigem Herzen werde man immer von dem wahren Maße der Natur abweichen." Es wäre daher zu wünschen, daß die Kunstlehrer die Zeit und Mühe, die sie bisher aufgewendet haben, das trockene Verzeichniß von Redefiguren als nöthigen Vorrath zur beweglichen Ausdrucksweise einander nachzuschreiben, „inskünftige dazu anwenden würden, die Natur und die Gänge der erhitzten Gemüthsleidenschaften in dem menschlichen Herzen selbst auszukundschaften und daraus allgemeine Regeln herzuleiten, welche dienen können, den Grund verschiedener pathetischer Ausdrückungen zu entdecken." So wenig nämlich die bloße Kunst ohne wirkliche innere Wärme den Ausdruck der Leidenschaften

ohne Abbruch der natürlichen Wahrscheinlichkeit nachmachen könne, so möge doch bei einem geschickten Verfasser die Kunst der Natur aufhelfen, „angesehen derjenige, der die Natur der Leidenschaften kennet, nothwendig geschickter sein muß, dieselben in seinem Gemüthe" (zum Behuf der Nachahmung) „rege zu machen und den Fußstapfen ihrer Natur nachzugehen."

Mit dem Gewichte, welches die Schweizer auf echte Darlegung der Leidenschaften legten, hing es zusammen, daß sie überhaupt in Betreff des poetischen Ausdrucks vor allem auf Kraft und Kernhaftigkeit drangen. Sie hielten viel auf sogenannte Machtwörter, d. h. auf prägnante Ausdrücke, denen eine sinnliche oder sonst aus dem Leben genommene Bedeutung zu Grunde liegt; sie empfahlen Ellipsen, Inversionen, Participien, „die nur ein ungehirnter Kopf nicht verstehen, nur ein kaltsinniger, langsamer Mensch umschreiben" möge. Auch Gottsched leitete aus dem echt Gottschedischen Grunde, weil der Poet die Absicht habe, „durch seine Gedichte sich in Hochachtung zu setzen," den Grundsatz ab, daß er sich folglich keiner gemeinen Ausdrücke bedienen dürfe; aber um alles müssen sie deutlich, um alles recht natürlich sein. „Nicht nur im vorigen Jahrhundert," sagt er, „hat die Marinische Schule den dunkeln Wust in die Dichtkunst gebracht, sondern auch itzo will uns die Miltonische Secte von neuem überreden, nichts sei schön, als was man kaum verstehen, oder doch mit vielem Nachsinnen und Kopfbrechen kaum errathen kann." Verkehrte Wortstellungen gelten für poetisch, und Sprachschnitzer werden gemacht, damit die Sache ungemein aussehen solle.

Unter den deutschen Poeten drehte sich in dieser Hinsicht vor Klopstocks Auftreten der Streit vorzüglich um Haller. Die Schweizer empfahlen des Landmanns körnigen, gedankenschweren Ausdruck, während Gottsched in ihm einen Erneuerer des Lohensteinschen Schwulstes bekämpfte. In Hallers berühmtem Verse:

Mach deinen Raupenstand und einen Tropfen Zeit,
Den nicht zu deinem Zweck, die nicht zur Ewigkeit —

fand man auf der einen Seite ebenso ein Muster gedankenreicher Kürze, wie auf der andern von geschraubter Bilder- und Räthselrede.

Dem Berner Dichter wie den Züricher Kritikern wurde von dem Leipziger Professor auch die Rauhigkeit ihrer Alpensprache und mancherlei Provinzialismen vorgeworfen. Diese Beschuldigung war nicht ungegründet; in der Reinheit und Glätte der Sprache war ihnen Gottsched entschieden überlegen, und man darf nur Bodmers und Breitingers spätere Schriften mit den frühern vergleichen, um gewahr zu werden, wie bedeutend sich ihr Ausdruck eben auch in der Reibung an ihrem Gegner abgeschliffen hat. Bis zu einem gewissen Punkt erkannten sie das selber an; aber sie urtheilten, daß Gottsched mit seinem sächsischen Purismus zu weit gehe. In Absicht auf die Aussprache, meinte Bodmer, sei der Meißnischen Mundart der Vorzug zuzuerkennen; aber in Bezug auf die Wahl der Worte und Ausdrücke solle sie nicht den Meister spielen wollen. „Wahrhaftig, die Verschiedenheit der Mundart in Sachsen von denen der übrigen Provinzen entsteht öfter dadurch, daß jenes gute alte Wörter hat untergehen

lassen, die diese unverändert behalten haben." Und hier ist der Widerstand, welchen die Schweizer, auf ihre Bekanntschaft mit den Minnesängern und dem Nibelungenliede gestützt, einer allzu ekeln Verengung unsres Sprachschatzes entgegengestellt haben, höchst verdienstlich gewesen. Denn nicht bloß wirkliche Provinzialismen, sondern auch solche Wörter und Redensarten, die, bei den alten schwäbischen Dichtern, ja noch bei Opitz im Gebrauche, damals abgekommen, oder die, nach richtiger Analogie gebildet, damals noch ungebräuchlich waren, sahen sich von den Obersachsen angefochten. Man sollte nicht mehr auf etwas „fußen," nicht „den Feind bestehen" dürfen; des Ausdrucks „enthaltsam" sollte man sich enthalten; daß „die Erde lechze," oder „weiche Lüfte" wehen, wollte man sich nicht aufbinden lassen; Wörter, wie abändern, veredeln, überfließen, sonnig, unverkennbar u. dgl. wurden als unerhörte Bildungen beanstandet. Dagegen stellte Breitinger den Satz auf, man könne kein Wort mit Recht als veraltet bezeichnen, als bis man ein neues durchaus gleichbedeutendes nachweisen könne; einen kurzen Kraftausdruck aber umschreiben zu wollen, sagte er höchst treffend, sei ebenso bettelhaft, wie wenn einer ein Geschenk von etlichen Kronen in Scheidemünze auszahlen wollte.

Da es sich darum handelte, eine deutsche Litteratur, die sich neben denen der Nachbarvölker sehen lassen könnte, erst zu begründen, so boten sich die Litteraturen dieser Nachbarvölker von selbst als Muster zur Nachahmung dar. Bei beiden streitenden Parteien finden wir diese Hinweisung; aber jeder wies nach einer andern Seite, einem andern Lande hin. Nach Gottsched sind, was für die Römer die Griechen waren, „für uns itzo die Franzosen. Diese haben uns in allen großen Gattungen der Poesie sehr gute Muster gegeben, und sehr viele Discurse, Kritiken und andere Anleitungen geschrieben, daraus wir uns manche Regel nehmen können. Aber die alten Griechen und Römer sind uns deswegen nicht verboten." Damit wollte jedoch Gottsched das deutsche Selbstgefühl nicht niederschlagen; im Gegentheil meinte er, wir sollen uns „über die sklavische Hochachtung alles dessen, was ausländisch ist, erheben, die uns bisher mehr geschadet als genützt habe." Und gegen den Französismus deutscher Fürsten, insbesondere auch des großen Friedrich, hat kaum Klopstock später sich schärfer ausgesprochen als Gottsched, wenn er sogar den wilden Attila, der seine barbarische Sprache so geliebt, daß er sie auszubreiten gesucht habe, patriotischer findet, als diejenigen deutschen Prinzen, „die ihre Muttersprache eher ausrotten als ausbreiten, eher selbst verachten und vergessen, als andern anzupreisen und fortzupflanzen suchen."

Wie Gottsched auf die Franzosen (und die französisch gebildeten Engländer der nächstvergangenen Zeit), so sahen die Schweizer, um die deutsche Dichtung nach Gehalt und Form zu heben, auf die (echten, ältern) Engländer, vor allen auf Milton, hin. Die Kühnheit seiner Sprache sollten wir uns zum Muster nehmen, um die unsrige poetischer zu gestalten, statt, wie furchtsame Sprachlehrer rathen, durch Nachahmung der Franzosen sie noch enger und nüchterner zu machen. Die Wirkung, die überhaupt (der von ihm übersetzte) Milton auf die Umgestaltung der deutschen Dichtung und Denkart demnächst haben sollte, hat Bodmer wahr-

haft prophetisch vorher verkündigt. „Ein folgendes Geschlecht Menschen," sagt er, „wird seiner Phantasie einen weitern Kreis vergönnen, sich darin umzusehen und zu üben, als diese enge Erde, oder auf dieser Erde die schmale Wissenschaft eines Hochzeitsängers oder Liebesdichters, oder die matten Empfindungen eines Lehrers der rhetorischen Figuren. Und diese erweiterte Phantasie wird ein hoher Verstand in ihrem Fluge regieren, wie bei Milton geschehen ist. In demselben Weltalter wird Milton die Lust und das Wunder der Deutschen sein, und die Jetztlebenden, die des Mannes Stoff, Erfindungen und Vorstellungen so unnatürlich und ausschweifend heißen, werden dann nicht nur ihren Schriften, sondern auch dem Namen nach todt und vergessen sein. Und vielleicht wird dieses Weltalter unmittelbar auf das unsrige folgen, so daß eine gute Anzahl von den Jetztlebenden dasselbe noch erleben wird."

Noch einen die poetische Form betreffenden Punkt dürfen wir hier nicht zurücklassen, da er von dem unmittelbarsten Einfluß auf Klopstock gewesen ist. Die schweizerischen Kunstlehrer verwarfen den Reim. Ein verständiger Mann könne sich aus dem Geschelle und Geklapper desselben nicht viel machen, und jedenfalls werde das kleine und kindische Ergötzen durch den Zwang, den er dem Poeten auflege, und das Hinderniß, das er dem höhern Vergnügen des Verstandes und der Phantasie entgegensetze, allzutheuer erkauft. „Wiewohl ich aber," setzt Breitinger hinzu, „die Mängel unsres deutschen Verses vor Augen sehe, so habe ich doch das Feuer nicht, das von Nöthen wäre, denselben meinen Landsleuten aus den Händen zu winden; wozu es einer nicht geringern Stärke bedürfte, als von Nöthen gewesen wäre, dem Hercules seine knorrige Keule aus der Hand zu winden."

Auch dies ist wieder ein Punkt, wo zwischen Gottsched und den Schweizern nicht der vollständige Gegensatz stattfindet, den man wohl erwartet. Auch Gottsched hielt den Reim durchaus nicht für ein unerläßliches Erforderniß bei deutschen Gedichten. Er ist im Gegentheil geneigt, denselben mit Shaftesbury als einen Ueberrest der barbarischen Langobarden, Gothen und Normannen anzusehen. Darum will er ihn jedoch nicht sofort abgeschafft wissen, da er das Ohr belustige, ohne den Witz zu beeinträchtigen. Sondern nur neben den gereimten wünscht er auch reimlose Verse unter uns eingebürgert zu sehen, wie das in Italien und England der Fall sei; man würde dann, meint er, mehr auf die Sachen und Gedanken in den Versen sehen, als auf den Klang. Man könnte die alten Dichter besser übersetzen, auch Tragödien und Komödien ließen sich leichter machen und klängen natürlicher, und hierin räumt Gottsched den Engländern mit ihrem freien reimlosen Jambus den Vorzug vor den Franzosen mit ihrem steifen Alexandriner ein. Unter den reimlosen Versarten, die sich zur Verpflanzung auf deutschen Boden eignen, empfiehlt Gottsched besonders auch den Hexameter und giebt von diesem, wie auch von den elegischen und etlichen lyrischen Maßen recht wohl gelungene Proben. „Meines Erachtens," setzt er hinzu, „fehlt nichts mehr, als daß einmal ein glücklicher Kopf, dem es weder an Gelehrsamkeit, noch an Witz, noch an Stärke in seiner Sprache fehlt, auf die Gedanken geräth, eine solche Art von Gedichten

zu schreiben und sie mit allen Schönheiten auszustatten, deren sonst eine poetische Schrift außer den Reimen fähig ist." Wollten wir hierin eine Weissagung auf Klopstock finden, so würde dies freilich Gottsched nicht gelten lassen; denn er sah, als der Messias erschien, seine Forderungen an deutsche Hexameter so wenig erfüllt, daß es ihn reuen wollte, zu solchen ermuntert zu haben. D. F. Strauß.

82. Lessing.

I.

Das deutsche Schauspiel vor Lessing.

Dem Deutschen geht das Herz auf, wenn er von Lessing redet. Lessing ist der mannhafteste Charakter der deutschen Litteraturgeschichte. Sein Leben und Streben war ein unablässiges Kriegen und Siegen.

In allen jenen großartigen Entwicklungskämpfen, durch welche das achtzehnte Jahrhundert die Deutschen so überraschend schnell aus der Schmach der kläglichen Erniedrigung zum gebildetsten und geistig freisten Volk der Erde emporhob, stand Lessing in vorderster Reihe. Nach allen Richtungen pflanzte er das Banner der neuen Zeit auf; so fest und unerschütterlich, daß im Hinblick auf die Verirrungen der späteren Geschlechter Gustav Kühne treffend gesagt hat, fortschreiten heißt jetzt in vielen Dingen nichts anderes als auf Lessing zurückgehen. Und diese Wahrheit bleibt ungeschmälert, wenn sich auch zeigen sollte, daß selbst Lessing sich den Schwächen und Schranken der von ihm bekämpften Anschauungen und Ueberlieferungen noch nicht immer völlig zu entziehen vermochte.

Lessings Krieg und Sieg war die Eroberung unserer klassischen Dichtung, war die Besitznahme der freien Wissenschaft und die Einführung derselben in die allgemeine Sitte und Denkart. So tief und vielseitig aber die Thätigkeit Lessings war, am unmittelbarsten durchgreifend war dennoch die Machtwirkung seines dramatischen Schaffens und Lehrens.

Was Lessing dem deutschen Drama als Dichter, was er ihm als kritischer Kunstlehrer geworden, erhellt schlagend aus der Thatsache, daß zwischen Gottscheds „sterbendem Cato" und Goethes und Schillers unsterblichen dramatischen Meisterwerken nur ein Menschenalter liegt. Wie war dieser wundergleiche Umschwung möglich? Es giebt nur eine einzige Antwort. Dieses Menschenalter war das Leben und Wirken Lessings.

Es ist unglaublich, wie roh und verkommen noch immer die deutschen Bühnenzustände bei Lessings erstem Auftreten waren. Um so überraschender und bewunderungswürdiger ist es, daß es trotz alledem das Drama war, welches in Deutschland unter allen Dichtarten zuerst ein richtiges und sicheres Stilgefühl gewann.

Freilich rühmte sich Wien schon einer stehenden Bühne. Aber nichts als burleske Stegreifspiele; theils von der eigenen Erfindung der Schauspieler, theils nach spanischen, italienischen und französischen Scenerieen. Um die Mitte der vierziger Jahre hatte man es eine Zeitlang mit den sogenannten regelmäßigen Stücken der Gottschedschen Schule versucht und

sich zu diesem Behuf mit einigen guten Kräften der Neuberschen Gesellschaft verstärkt. Bald aber wucherte das alte Uebel wieder in üppigster Blüte; auch diese regelmäßigen Stücke wurden nur als Unterlage der altgewohnten Hanswurstiaden benutzt.. Noch 1759 wurde selbst in Miß Sara Sampson an die Stelle des Diener Norton der Hanswurst eingeschoben.

Und in Berlin stand es nicht besser. Friedrich der Große hielt von 1740—1756 eine französische Truppe, welche alle Mittwochabende auf einer kleinen, im Kurfürstensaal des Schlosses eingerichteten Bühne spielte; die Mitglieder waren trefflich; alle beliebtesten Dramen Molières, Corneilles, Racines, Regnards und Marivaux' kamen zur Aufführung. Das deutsche Theater dagegen blieb lediglich dem Zufall und der elendesten Speculation überlassen. Auch hier nichts als Burlesken und die alten Haupt- und Staatsactionen. Zuweilen wanderten bessere Truppen zu; aber ohne Dauer und ohne Erfolg. Im Januar 1743 kam Schönemann. Die Truppe war in ihrer Art vorzüglich. Es wurde alles Beste gespielt, was damals vorhanden war. Von deutschen Dramen wurden gegeben: Canut von Johann Elias Schlegel, Cato von Gottsched, der Hypochondrist von Quistorp, das Testament von Frau Gottsched, die Gellertschen und Krügerschen Stücke; in Uebersetzungen Zaire, Alzire und Mahomed von Voltaire, der Geizige, der Tartüffe und die erzwungene Heirath von Molière, die meisten Stücke von Corneille, Regnard und Marivaux. Wie aber war die Aufnahme? In einem Briefe an Gottsched vom 3. Mai 1743 klagt Schönemann, daß das Vorurtheil des Königs gegen die deutschen Dichter und Schauspieler nie in Berlin ein deutsches Schauspiel aufkommen lassen werde; das deutsche Schauspiel sei in Verachtung, weil es nicht gelinge, den König zum Besuch desselben zu bewegen. Und welch seltsames Licht wirft es auf Sitte und Bildung, wenn Schönemann in der Vorrede seines 1748 von ihm herausgegebenen Repertoirs mit tiefster Entrüstung erzählt, daß dieselben Herren, „welche seidene Kleider nach französischem Schnitt, reiche Westen und Federhüte tragen, im Schauspielhause den Tabaksrauch auf die frechste Weise um sich her ausschütten, ganze Wolken desselben auf die Bühne jagen und die spielenden Personen darin einhüllen;" eine Schilderung, welche durch den Bericht in Lessings Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters, daß selbst auf der französischen Hofbühne im Schloß, wenn der König nicht zugegen sei, der Lärm des Amphitheaters und des Parterre den Schauspieler übertäube, traurig bestätigt wird! „In der größten deutschen Residenzstadt, wo die vortrefflichsten deutschen Genies, ein Sulzer, Moses Mendelssohn, Ramler, Lessing und Nicolai sich aufhalten," sagt Löwen noch in der 1766 geschriebenen Geschichte des deutschen Theaters, „hat mit hoher obrigkeitlicher Erlaubniß grade die schlechteste Truppe ihre Bühne."

Es ist der Aufschrei eines tiefverstimmten Herzens, wenn Lessing im einundachtzigsten Litteraturbriefe ausruft: „Wir haben kein Theater, wir haben keine Schauspieler, wir haben keine Zuhörer. Der Franzose hat doch wenigstens noch eine Bühne, da der Deutsche kaum Buden hat. Die Bühne des Franzosen ist doch wenigstens das Vergnügen einer großen

Hauptstadt, da in den Hauptstädten der Deutschen die Bude der Spott des Pöbels ist. Der Franzose kann sich doch wenigstens rühmen, oft seinen Monarchen, einen ganzen prächtigen Hof, die größten und würdigsten Männer des Reichs, die feinste Welt zu unterhalten, da der Deutsche sehr zufrieden sein muß, wenn ihm ein paar Dutzend ehrliche Privatleute, die sich schüchtern nach der Bude geschlichen, zuhören wollen. Doch lassen Sie uns recht aufrichtig sein. Daß es mit dem deutschen Drama noch gar so elend aussieht, ist vielleicht nicht einzig und allein die Schuld der Großen, die an ihrem Schutz, an ihrer Unterstützung es mangeln lassen. Die Großen geben sich nicht gern mit Dingen ab, bei welchen sie wenig oder gar keinen glücklichen Fortgang voraussehen. Und wenn sie unsere Schauspieler betrachten, was können ihnen diese versprechen? Leute ohne Erziehung, ohne Welt, ohne Talente. Was können die Großen an solchen Leuten erblicken, das ihnen im geringsten ähnlich wäre und sie auffrischen könnte, diese ihre Repräsentanten auf der Bühne in einen besseren und geachteteren Stand zu setzen?"

Der letzte Grund dieser Erbärmlichkeit war die Erbärmlichkeit der dramatischen Dichtung selbst. Wie kann die Schauspielkunst, wie kann die lebendige Wirksamkeit der Bühne gedeihen, wenn die unerläßliche Grundlage einer guten und volksthümlichen Bühnendichtung fehlt? Wie aber hätten die französischen Uebersetzungen, wie hätten vollends die französirenden Nachahmungen aus der Gottschedschen Schule diesen Mangel ersetzen können? Weil die Bühne auf dem lebendigsten gesellschaftlichen Wechselverkehr mit dem Zuschauer ruht, kann sich, wie die Theatergeschichte aller neueren Völker sattsam bezeugt, auf ihr zwar zeitenweise die platteste Natürlichkeit, nie aber die hohle Gespreiztheit eines gemachten und unwahren Idealismus einbürgern. Den Franzosen waren Corneille und Racine echte Volksdichter; unter dem Spiegelbild der alten Geschichte und Sage verherrlichte ihre Tragödie die Macht und Größe des eigenen Vaterlandes, die Feinheit französischer Sitte und Bildung, und auch die antikisirende Form war so sehr mit dem vorwiegend romanischen Volksnaturell verwachsen, daß sie bis auf den heutigen Tag in Frankreich noch ihre ungeschwächte Geltung und Anziehungskraft behauptet. Den Deutschen aber waren diese Empfindungen und Darstellungsformen durchaus fremdartig, nur zufällig und willkürlich aufgezwungen. Wie also mußten Uebersetzungen wirken, denen die Bibliothek der schönen Wissenschaften mit Recht vorwarf, daß sie „die Sentiments, die ein Franzose edel, prächtig, nachdrücklich gesagt habe, im Deutschen pöbelhaft gemein, matt und unverständlich ausdrückten?" Wie die deutschen Nachahmungen, von denen es ebendaselbst heißt, daß diejenigen Stücke, welche in Frankreich mittelmäßig und schlecht genannt werden, gleichwohl die besten deutschen ungemein übertreffen? Von Tag zu Tag zeigte es sich immer unabweislicher, daß die dramatische Dichtung Gottscheds nur eine gewaltsame, eine todtgeboren gelehrte war, ohne Zusammenhang mit dem Leben, ohne ergreifende Kraft und Erhebung. Auch Theaterunternehmer wie Schönemann und Koch und Ackermann sahen sich genöthigt, zuweilen wieder zu den alten Haupt- und Staatsactionen und zu den vielbeliebten Hanswurstiaden zurückzugreifen.

Auf der sogenannten gereinigten Bühne Gottscheds eine erkünstelte Idealität, der alle Volksthümlichkeit, ja alle Naturwirklichkeit fehlt; auf der Volksbühne zwar Volksthümlichkeit und Naturwirklichkeit, aber von Grund aus verpöbelt und aller klärenden Idealität beraubt.

In allen Dichtarten war das bewußte und rastlose Streben rege, den verderblichen und unnatürlichen Gegensatz zwischen der Kunstdichtung, welche in ihrer Idealitätsforderung berechtigt, aber in ihrer einseitigen Anlehnung an die Franzosen und in ihrer vornehmen Abwendung vom Volksleben entartet und verflacht war, und zwischen der Volksdichtung, die in ihrer Eigenart nicht minder berechtigt, aber in ihrer schmachvollen Erniedrigung allen künstlerischen Sinn eingebüßt hatte, wieder aufzuheben und das seiner innersten Natur nach Zusammengehörige und Untrennbare zu seiner naturgemäßen Einheit und Versöhnung zurückzuführen. Und im Drama, wo dieser unnatürliche Gegensatz am schroffsten und empfindlichsten war, hätte derselbe noch länger Bestand haben können?

Lessings großartige Bedeutung in der Geschichte des deutschen Dramas ist, daß er diese große Aufgabe der Versöhnung des künstlerisch Idealen und des eigenartig Volksthümlichen, welche die Bremer Beiträger, die Rabener und Gellert, die Hallesche Dichterschule und selbst Klopstock in den andern Dichtarten nur höchst unzulänglich gelöst hatten, zur entscheidenden und für immer maßgebenden Lösung brachte. Lessing wurde der Retter und Begründer des deutschen Dramas, weil er die Natur dieser Aufgabe tiefer und klarer erkannte, als alle die anderen, und weil es ihm gelang, seiner kritischen Einsicht durch dichterische That wirksamen Nachdruck zu geben.

H. Hettner.

II.

Lessings Stellung zur deutschen Nationallitteratur.

Wir sehen Lessing gleichsam auf der Hochwacht stehen und alles, was in dem Reich der deutschen Litteratur vorging, mit wahrer Sorgfalt beachten. Er sagte einmal in seinen Rettungen: „Ich kann mir keine angenehmere Beschäftigung machen, als die Namen berühmter Männer zu mustern, ihr Recht auf die Ewigkeit zu untersuchen, unverdiente Flecken ihnen abzuwischen, die falschen Bekleisterungen ihrer Schwächen aufzulösen, kurz alles das im moralischen Verstande zu thun, was der Aufseher eines Bildersaales physisch verrichtet.“ Dies bezeichnet seine ganze Stellung zu unserer Litteratur vortrefflich. Er lehrte gleichsam nur malen, er führte hier und da nur die Hand, er ließ andere gewähren, die ihm auf dem rechten Wege schienen, er stellte seine eigenen Sachen nur als Studien auf, „die man gern zur Hand hat.“ Er schob das Gleichgültige und Mittelmäßige in dem Bildersaale der Litteratur in die Winkel, warf das Schlechte hinaus und hängte die wenigen echten Stücke in das beste Licht. Unter seiner Hand gab es Raum für gute Gemälde, unter seiner Leitung eine Schule für echte Künstler. Die wohlthätigen Wirkungen blieben auch nicht aus, obgleich die Bilderstürmer der siebziger Jahre mancherlei verdarben. Wir können in verschiedenen Kreisen die Männer bemerken, die, wie Gärtner

in Leipzig, Bodmer in Zürich, Boie in Göttingen, Gleim in Halberstadt anregten mehr als dichteten; was sie im engen Bezirke waren, war Lessing für ganz Deutschland. Er war der große Wegweiser der Nation; er machte sich unentbehrlich, schaffte sich Ehre und Ruhm, aber er ging haushälterisch damit um und hielt ihn zu Rathe; die Klippe schneller und übermäßiger Gunst, an der so viele gescheitert sind, war ihm nicht einen Augenblick gefährlich. Dadurch erhielt er, wie es Goethe nennt, das große Vertrauen der Nation. Er behielt unaufhörlich das Ziel seiner ästhetischen Reformation im Auge, nachdem ihm einmal das Bedürfniß klar geworden war. Luther hatte das nördliche Deutschland in eine moralische Poesie eingeführt, Lessing führte es jetzt wieder heraus. Wie Luther unsere Religion von dem Druck der italienischen Satzungen befreien wollte, so Lessing die Poesie von der willkürlichen Regel französischer Dogmatiker; wie jener auf die Reinheit der evangelischen Quelle zurückwies, so Lessing auf Aristoteles; wie jener mit den römischen Erfindungen nicht jedes Dogma preisgeben wollte, bange vor den zügellosen Revolutionären und Bilderstürmern, so Lessing nicht mit der positiven Regel alle Naturregel, die die Originalgenies Lust zeigten zu leugnen; wie jener die urchristlichen, im Streit der Scholastik und Mystik vergessenen Patriarchen hervorzog, so Lessing die großen und in der Zeit des Ungeschmacks zurückgestellten Muster echter Dichtung. Hier ließ er sich von keiner Modebegeisterung blenden, und statt z. B. Ossian neben Homer zu stellen, so hat er ihn nirgends genannt und hob dagegen Shakespeare hervor, den man kaum vor ihm hatte nennen hören. Diese Reinheit des Geschmacks, die sich Lessing mit der Zeit erwarb (denn auch hier kam er erst von der Einsicht des Falschen zur Kenntniß des Wahren), ist fast wunderbar, wenn man bedenkt, wie noch Goethe und Schiller in dieser Hinsicht hier und da irre gingen; wenn man bedenkt, in welche Finsterniß Deutschland durch die Lage der Verhältnisse damals gerathen war. Seit Jahrhunderten war unsere Litteratur nur immer abhängig gewesen von den Mustern des Auslandes; Italiens, Spaniens, Englands, Frankreichs Litteraturen hatten ihre Blüten entfaltet, und das arme Deutschland sah bewundernd zu und stammelte rohe Versuche nach. Die französische Poesie stand im unerschütterten Ansehen, die neueste englische stritt mit ihr, alles schwur nicht höher als bei Pope und Thomson. Uns Spätern ist es nicht schwer, das Mißliche dieser Lage zu übersehen. Wir hatten nichts als Nachahmungen und Copieen, und darum riefen Lessing und die Litteraturbriefe zuerst so nach Originalen und wandten ihren schärfsten Spott gegen die Nachahmer deutscher Copieen. Das Schlimmere aber war: wir ahmten falsche Muster nach und hielten sie für das Höchste. Auch dies durchschaute Lessing schon damals mit dem schärfsten historischen Blicke. Andere Nationen, sagt er in den Litteraturbriefen, (die eigentlich das Hauptwerkzeug seiner revolutionären Umtriebe werden sollten) sind vor uns an ihrem Ziele in der Litteratur angelangt; spätere ihrer Genien wollten sich noch unter die Sieger eindrängen und sind auf Nebenwege gerathen. (Hier hat er die nachzügelnde Periode der englischen Litteratur besonders im Auge.) Zum Unglück sind die Deutschen Zeitgenossen dieser letzteren; der zweideutige Geist

der Nachahmung pries sie als Muster an, und da unsere Periode erst auf der Hälfte ist und mit der anderen schon vollendeten zusammenstößt, so lief man Gefahr, den guten Geschmack zu verlieren, noch ehe er stark geworden. Unter diesen Umständen, sagt er, fehlt uns die Hand, die uns führte. Er selber lieh sie seinem Volke. Er warf sich gegen diese falschen Muster auf, er behandelte mit kühnem Uebermuthe die Götzen des Tages, und ganz Deutschland sah zuerst unwillig, dann achtsam, bald willig folgend auf, als er in der Dramaturgie den stolzen Bau der französischen Kritik und Bühne zusammenwarf. Er setzte die einfachsten und reinsten Gattungen als Zielpunkte auf, und die einfachsten und reinsten Dichter anderer Nationen als Muster. Simplification und Errettung von verwickelten Verhältnissen, Durchhauen unlösbarer Knoten war der Weg, den er nahm, der Weg, den jede Revolution und Reformation nehmen muß. Er fühlte, wie schon die Sprache fehlte. Man hatte jetzt die Ahnung von einer Wahrheit, der Jakob Grimm vortreffliche Worte geliehen hat, daß nämlich keine Litteratur eines kräftigen Wachsthums sich erfreuen kann, in der sich nicht Prosa und Poesie gegenseitig ausbildet und stützt. So fehlte unserer Dichtung im dreizehnten Jahrhundert die Prosa, unserer Prosa im sechzehnten die Poesie; im siebzehnten wiederholte sich dürftiger das Verhältniß des dreizehnten, erst im vorigen Jahrhundert reichten sich beide die Hand. Noch in Klopstock und Wieland lagen die Contraste so, als ob sich Prosa und Poesie nicht gegenseitig wollten schützen und ertragen lernen; Lessing erst sah dies Mißverhältniß ein und ward der Begründer einer Prosa, die zuerst eine Niedersetzung des deutschen Stils verkündete. Er sah, daß es meist allen Dichtern wie ihm ging, daß sie nämlich von Reim und Numerus beherrscht seien; er schrieb seine Schauspiele in Prosa, und wir wissen aus Goethes Zeugniß und übrigens aus fast allen Producten der siebziger Jahre, daß dieses Beispiel schlagartig wirkte. Unsere arbeitsamen Schriftsteller, sagte Lessing, waren stets schon vom Nachschlagen müde, wenn sie zur Sprache kamen, und ließen dann die Hand sinken. Er lehrte sie in seinen kritischen Invectiven Natur, Leidenschaft, Unmittelbarkeit der Empfindung in ihren Vortrag legen, und bildete sich zuletzt jenen merkwürdigen Stil, in dem der abstruseste Inhalt zur angenehmsten Lectüre, das Verwirrteste plan, das Trockenste pikant wird, in dem unter der innigsten Verflechtung von Gedanken und Ausdruck jede Idee mit den vom Sprachgenius ihr vermählten Worten bekleidet ist. Das Schwerfällige, das man der deutschen Sprache vorwirft, ist bei Lessing nicht zu finden, und was wäre deutscher geschrieben, als sein Laokoon und Antigoeze? Der Schreiber redet hier, und in der Rede gesticulirt er noch; er überläßt sich der Wärme und dem Feuer des Gesprächs und behält die Ruhe und Selbstbeherrschung der überdachten Schrift; er wußte es selbst, daß sein Stil die ungewöhnlichsten Cascaden machte, wenn er seiner Materie am besonnensten Meister war. So also lehrte er Deutschland die prosaische Rede; und zugleich zeigte er ihr die einzige zeitgemäße Gattung, an der sie sich poetisch steigern könnte. Er wies auf das Drama am entschiedensten mit Lehre und Beispiel hin, als nach dem Absterben der Gottschedschen Schule dies Gebiet fast verlassen war, und die ganze Folgezeit hat bewiesen, wie weise er

gegen Klopstock und Wieland war, die das nicht zeitgemäße Epos erzwingen wollten, das zwar Lessing selbst theoretisch weit höher hielt als das Schauspiel. Ebenso kannte und schätzte er Aeschylus und Aristophanes, als er Sophokles, Plautus und Shakespeare hervorzog, er wollte aber nicht unpraktisch auf Muster zeigen, die uns nichts nützen könnten. Nachdem Lessing so der Nation die echten Muster gezeigt, die falschen entfernt, den Stoff angewiesen hatte und die Sprache, wies er auch im Laokoon noch den höchsten Grundsatz aller Poesie nach. Nun waren die Elemente alle gegeben, und nun zog er sich zurück. Er hatte auf dem Wege der Kritik und des Verstandes alles gegeben, was die Zeit noch in seinen letzten Jahren anfing mit Phantasie und jugendlichen Sinnen neu aus sich zu erzeugen. Er hat die Neugeburt unserer Poesie eingeleitet, aber er war nicht selbst Poet. Der die Schwächen aller anderen Scheindichter so erkannt hatte, hätte nicht die seinigen erkennen sollen? aus Eitelkeit nicht erkennen sollen, Er, der so sehr über alle Kleinlichkeiten der menschlichen Natur hinweg war? In dem Augenblicke, da ihn die Nation am höchsten feierte, da seine theologischen Streitigkeiten ihm noch nicht Feinde gemacht hatten, da sein Gleim und Ebert ihm ihr „Shakespeare-Lessing" zuriefen und keinen Widerspruch fanden, in diesem Augenblicke legte er jenes denkwürdige Geständniß ab, das ihn vielleicht mehr als seine Leistungen ehrt, eben wie er von Lafontaine und Pope bei ähnlichen kleineren Geständnissen meinte. Denn eigene Schwächen zu kennen und einzugestehen, da sie niemand außer uns kennt, ist wahrlich schwerer, als eigene Kräfte wirken zu lassen, zu deren Besitze wir nichts können.

Lessing brauchte sich nicht über sich zu täuschen. Man kann Gaben an ihm vermissen; aber der Gebrauch, welchen er von denen machte, die er hatte, ist ein ewiges Muster. So ist's bei Schiller, umgekehrt bei Goethe. Er wußte, daß er ein kalter Denker war, und daß ihm der Enthusiasmus fehle, den er die ἀκμή, die Spitze und Blüte der schönen Kunst nennt, den einem Dichter zu verdächtigen ihm eine Sünde an dessen Lebensberufe schien. Indem er dies Geständniß am Schlusse der Dramaturgie ablegte, beging er wieder einen Act der Simplification und Reinigung: er wies den Verstand auf das Gebiet der Wissenschaft und Kritik, von der Dichtung hinweg. Daß doch niemals ein Aesthetiker und Litterarhistoriker über Lessings Dichtungen mit eigenem Weisheitsdünkel abspreche! und niemals anders darüber rede, als mit Lessings eigenen unsterblichen Worten. „Ich bin," so lautet seine Erklärung, „weder Schauspieler noch Dichter. Man erweist mir zwar manchmal die Ehre, mich für das letztere zu erkennen. Aber nur weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gemacht habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel zur Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in denen man Lust und Leichtigkeit so gerne für Genie hält. Was in den neueren erträglicher ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen

Strahlen aufschießt, ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir heraufpressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, mich an fremdem Feuer zu wärmen und durch die Gläser der Kunst meine Augen zu stärken. Ich bin daher immer beschämt oder verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken, und ich schmeichle mir etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kommt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann. Doch freilich, wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, sich zu bewegen, aber nicht ihn zum Läufer machen kann, so auch die Kritik."

So bescheiden sich Lessing hier über sein Dichtertalent äußert, so voll Selbstgefühl war er dagegen auf seine Kritik. Vielleicht hat ihn kein Sterblicher von dieser Seite übertroffen. Wie wohl er sich in diesem Gebiete fühlte, sieht man an dem Tone jeder Kritik, die er geschrieben hat, wenn man sie gegen seine vorsichtig zusammengesetzten Schauspiele hält. Die bessere Einsicht, der Wahrheitseifer, der Ehrgeiz, unsere Litteratur neben den ausländischen ebenbürtig zu machen, die Ueberzeugung, daß nur durch Reibung unsere Kräfte gereizt werden könnten, und daß nichts uns so sehr hemmte, als Schullob und Rücksichten, trieb ihn hier grundsätzlich zu einer Polemik gegen alle Mittelmäßigkeit, die eigentlich allein den Aufschwung in den siebziger Jahren in Deutschland hervorrief. Er gab die Haltung der Litteraturbriefe an, die seine Freunde selbst mit dem guten Willen dazu nicht behaupten konnten. Wie wenig man diesen zutraute, wie ganz man Lessing überall vermuthete, wo ein zuversichtlicher Ton mit einiger Sachkenntniß gepaart erschien, beweist, daß man ihn für einen Hauptmitarbeiter an der allgemeinen Bibliothek hielt, in die er so gut wie nichts schrieb, und daß man viel Lärm von einer Berliner Schule machte, als deren Haupt man ihn verschrie. Nichts war dem wahrheitsinnigen Mann so zuwider, als für den Mittelpunkt einer litterarischen Clique zu gelten, und auch dies mag ihn bewogen haben, bei keiner journalistischen Verbindung auszuhalten. Ihm und seinem Moses war es mit der Erforschung der Wahrheit an und für sich ein Ernst, dafür liegt das Zeugniß in Lessings Correspondenz, die von dieser Seite nur an Schillers Briefen ihresgleichen hat. Er war daher von aller Schulmacherei und litterarischen Complotten himmelweit entfernt. Schon bei Gottsched war ihm dies Schulpatronat so innerlich verhaßt, daß man hieraus seinen Eifer gegen ihn mit erklären muß.

G. G. Gervinus.

III.

Lessings Stil.

Unter all den großen Verdiensten Lessings bleibt eins der größten, daß er nächst Luther der zweite Schöpfer unserer Prosa, der Erzeuger der modernen Prosa geworden ist. Das Eigenthümliche derselben ist die Darstellung des dialektischen Prozesses in seiner vollen Wahrheit und höchsten Lebhaftigkeit. Wir hören in Lessings Stil ein geistreiches, belebtes

Gespräch, in welchem gleichsam ein treffender Gedanke auf den andern wartet, einer den andern hervorlockt, einer von dem andern abgelöst, durch den andern berichtigt, gefördert, entwickelt und vollendet wird; Gedanke folgt auf Gedanke, Zug um Zug, im heitersten Spiele und dennoch mit unbegreiflicher, fast zauberhafter Gewalt auf uns eindringend, uns mit fortreißend, beredend, überzeugend, überwältigend. Wir können uns der Theilnahme an dem Gespräche nicht entziehen, wir glauben selbst mitzureden, und zwar mit solcher Lebhaftigkeit, Klarheit, Bestimmtheit, wie wir sonst noch niemals gesprochen haben. Einrede und Widerlegung, Zugeständniß und Beschränkung, Frage und Antwort, Zweifel und Erläuterung folgen auf einander in ununterbrochener Abwechselung, bis alle Seiten des Gegenstandes nach einander herausgekehrt und besprochen sind, ohne daß doch bei einer einzigen nur einen Augenblick länger verweilt würde, als zur vollständigen Darlegung derselben nöthig ist. Da ist kein müßiger Gedanke, kein ausschmückender Satz, kein überflüssiges Wort, nichts, was nur angedeutet, halb ausgesprochen, dem Besinnen und Errathen überlassen wäre. Der Gegenstand muß sich unserem Denken, unserer Anschauung ganz und gar hergeben; er wird vollständig durchdrungen, aufgelöst und in unser innerstes geistiges Leben hineingezogen, unserem Geiste im Ganzen und in allen seinen Theilen assimilirt. Wie reizen in Lessings Darstellung selbst Gegenstände, die uns an sich so fern liegen und so speciell wissenschaftliche Dinge behandeln? Wen interessirt Cardanus? wen Simon Lemnius? wen die längst vergessene Fabeltheorie des Batteux? wie wenige die geschnittenen Steine der Lippertschen Daktyliothek oder die polemischen Schriften des Hauptpastors Goeze? Und doch, welche rege Theilnahme gewinnen wir für diese Dinge, so wie wir nur einige Zeilen der Lessingschen Besprechung derselben gelesen haben; wie fesseln sie uns, daß wir nicht davon los können, und welchen Genuß haben sie uns gewährt, wenn wir zum Schlusse gelangt sind! Es ist darum auch Lessings Prosa seit hundert Jahren das unerreichte Muster desjenigen Stils, welcher das Gespräch, die Verhandlung über die Gegenstände darstellt, wie Goethes Prosa das gleich unerreichte Muster des Gesprächs und der Verhandlung mit den Gegenständen ist.

Ch. Vilmar.

Vierte Abtheilung.

Aphorismen. Betrachtungen. Abhandlungen. Reden.

83. Die Zerstreutheit.

Ist es denn wahr, daß die Zerstreuung ein Gebrechen der Seele ist, dem unsere besten Bemühungen nicht abhelfen können? Sollte sie wirklich mehr natürliche Verwahrlosung, als üble Angewohnheit sein? — Ich kann es nicht glauben. Sind wir nicht Meister unserer Aufmerksamkeit? Haben wir es nicht in unserer Gewalt, sie anzustrengen, sie abzuziehen, wie wir wollen? Und was ist die Zerstreuung anders, als ein unrechter Gebrauch unserer Aufmerksamkeit? Der Zerstreute denkt und denkt nur das nicht, was er, seinen jetzigen sinnlichen Eindrücken zufolge, denken sollte. Seine Seele ist nicht entschlummert, nicht betäubt, nicht außer Thätigkeit gesetzt: sie ist nur abwesend, sie ist nur anderwärts thätig. Aber so gut sie dort sein kann, so gut kann sie auch hier sein; es ist ihr natürlicher Beruf, bei den sinnlichen Veränderungen des Körpers gegenwärtig zu sein; es kostet Mühe, sich dieses Berufs zu entwöhnen, und es sollte unmöglich sein, ihr ihn wieder geläufig zu machen? G. E. Lessing.

84. Müßiggang; Thätigkeit.

Wie gefüllte Blumen zwar die schöneren zu sein scheinen, eigentlich aber kränkeln und früher absterben, als die einfachen: so ist ein unbeschäftigter Mensch, wenn er seinen Geist auch noch so herrlich schmückt, im besten Falle doch nur einer gefüllten Blume gleich. Die Kräfte seiner Seele vergeuden sich in eitler Blätterfülle; und abgesehen davon, daß nach ihm keine Frucht bleibt, so erstickt er auch selbst bald an dem Uebermaße mißgewandter Säfte. Dagegen leitet ein thätiger Beruf die Geister, welche das Leben nähren, in die rechten Röhren und Kanäle, von denen sie dann in gesunden und gottgefälligen Bildungen als schlanke Stengel, frische Blätter, duftige Blüten ausgehen. Alle müßigen Menschen, und seien sie die bestgearteten, haben oder bekommen eine Neigung, anderen wehe zu thun, nur um doch mit etwas ihre Tage auszufüllen, während der Fleiß, der durch Geschick oder durch Vorsatz auferlegte, auch geringere Seelen zu veredeln pflegt. Nicht mit Unrecht kann man sagen, daß er wie ein Magnet durch fortgesetztes Tragen unglaublicher Lasten mächtig wird, während

die Trägheit ein Stahl in der Scheide ist, den doch der Rost zuletzt zernagt. Auch stechen die emsigen Bienen, obzwar ihnen die Natur einen scharfen Giftstachel gegeben hat, nur gereizt und lassen die Nichtbeleidiger unbeleidigt durch ihren Schwarm hindurchgehen, wogegen die nicht sammelnden Wespen jeden, auch den Ruhigsten, muthwillig anzufallen pflegen. Weshalb der Fleiß ein Freund seiner selbst und anderer genannt werden darf, die Faulheit aber als Feindin an sich und jedermann handelt.

K. Immermann.

85. Geiz.

I.

Der Geiz ist eine sonderbare Erscheinung, ein Laster, das sich von allen anderen dadurch zu unterscheiden scheint, daß es nur sinnliche Entbehrungen statt Genüsse bereitet, so daß man sehr versucht sein kann über den dabei obwaltenden inneren Prozeß nachzuforschen. Was empfindet der Geizige bei dem Anblick oder dem Bewußtsein seiner Reichthümer? Er hat durch sie das Gefühl einer ihm verliehenen Gewalt über die Güter der Erde; wenn er ein schönes Haus, ein Kunstwerk, einen Schmuck oder sonst irgend etwas Angenehmes sieht oder ein solches sich vorstellt, so gewährt ihm sein Reichthum das Bewußtsein, daß er alle diese Dinge besitzen könne, wenn er nur wollte. Dieses innerliche Gefühl ist, wenn man so sagen darf, die ideale Seite des Geizes und sein eigentlicher Reiz.

J. v. Radowitz.

II.

Der Geizige rafft Geld und Gut zwecklos zusammen; der Verschwender bringt es zwecklos durch.

Der Geizige hat keinen, der Verschwender hat einen unnützen Genuß von dem Seinigen.

Der Geizige kann auf die goldene Mittelstraße zurückkehren, sobald er will; dem Verschwender wird es immer schwerer, je weiter er sich davon entfernt.

Der Geizige kann, aber er will es selten; der Verschwender möchte oft, aber er kann nicht mehr.

Der eine macht sich Feinde; der andere erwirbt Freunde, die schlimmer sind als ein Feind.

Jenen peinigt der Wunsch, immer weiter zu kommen; diesen die Reue, daß er schon so weit gekommen ist.

Geiz ist die Wurzel alles Uebels; Verschwendung ist ein Baum voll bitterer Früchte.

Den Geizigen verzehrt die Sorge, den Verschwender die Ausschweifung. Jenen lohnt am Ende die Furcht, diesen der Kummer.

Nicht selten wird der jugendliche Verschwender noch ein geiziger Greis.

Sehr oft kommt das Vermögen geiziger Sammler an verschwenderische und im eigentlichen Sinne lachende Erben.

J. P. Hebel.

86. Der Sammler.

Die Neigung zu sammeln, Gegenstände, die einem bestimmten Kreise angehörig sind, zu vereinigen, ist eine der alltäglichsten und dabei doch noch eine der am wenigsten beleuchteten Erscheinungen in der menschlichen Natur. Auf der einen Seite höheren Interessen verwandt, geht der Sammlungseifer wieder auf der anderen ganz in den Kreis der eigentlichen Liebhabereien über und erlangt eben hierdurch eine solche Macht, daß es dem Unbetheiligten ziemlich unbegreiflich bleibt, was in der Seele eines wirklichen Sammlers vorgeht. Ganz so harmlos, wie dieser Zustand gewöhnlich dargestellt wird, ist er nicht; die Leiden des Sammlers sind nicht gering, seine Versuchungen zu Vernachlässigung von Familie und Amt, zum Neid gegen seine Mitmenschen, zu bedenklicher Dehnbarkeit des Gewissens hinsichtlich der anzuwendenden Mittel sind erheblich genug. Dem Geize gleich wächst der Heißhunger nach rastloser Vermehrung der erworbenen Schätze und nimmt der Gedanken mehrere in Anspruch, als es irdischem Besitze zukommt. Welcher echte Sammler hat wohl den neuen Bekannten nicht gleich von Haus aus darauf angesehen, was von ihm möglicherweise zu erlangen stehe an werthvollen Objecten! Wie viel Einfluß übt dieser rasche Ueberblick auf den Grad der Herzlichkeit, auf die Art der Behandlung!

Die Wirkungen einer derartigen Leidenschaft sind außerordentlich. Der in allen sonstigen Verhältnissen grober Einfachheit beflissene Sammler wird fein und verbindlich; der hochmüthige, rang- oder geldstolze zeigt sich herablassend, ja cordial; der bescheidene, schüchterne entwickelt eine nie geahnte Zudringlichkeit; der schweigsame fließt über von Beredsamkeit; der lässige geht zur regsten Thätigkeit über; er, dem die dringendsten Veranlassungen kaum einen Besuch, einen Brief abzuringen vermögen, macht Besuche rechts und links, schreibt Briefe nach allen Weltgegenden hin. Vor der Sammlung gilt vollkommene Gleichheit; Vornehm und Gering, Jung oder Alt, Christ oder Heide, Monarchist oder Republikaner, Genie oder Philister, alles erkennt sich als Brüder eines, wenn auch nicht geheimen, doch dem Laien nicht minder unbegreiflichen Bundes. Und in diesem Bunde selbst — welche Rührigkeit, welche nimmer rastende Politik! Vereinigt durch eigene Sprache und Erkennungszeichen, durch ausgebildeten Verkehr, führen seine Glieder dabei einen stillen Krieg aller gegen alle. Man betrachte zwei Sammler in ihrem Verhalten zu einander, welche innige Gemeinschaft, und dabei welche stete Behutsamkeit! Wie bittersüß das Lob, welches der eine dem anderen über die ihm selbst mangelnden Schätze ertheilt, wie stolzdemüthig nimmt es letzterer in Empfang! Vermag er durch beiläufige Hindeutung auf den Spottpreis oder den glücklichen Zufall, der ihm jene Hauptstücke zugeführt, den Stachel noch tiefer in das Herz seines Geschäftsfreundes zu drücken, so wird er sich diese Freude selten versagen. Unähnlich dem Prahler, welcher den Werth seines Besitzes durch Erwähnung der aufgewendeten Kosten zu erhöhen glaubt, wird der echte Sammler stets wünschen, daß man dafür halte, seine unschätzbare Sammlung habe sich bei ihm durch Glück, Geschick und Thä-

tigkeit von selbst zusammengefunden und koste ihm eigentlich wenig mehr als nichts.

Sorgsam vermeidet jeder, die ihm zugänglichen Quellen zur Kenntniß des anderen zu bringen; nur der ganz erschöpften gedenkt er in dankbarem Hinblick auf das, was seiner Sammlung aus ihnen zugeflossen. Thut sich irgendwo eine neue Aussicht zu Erwerbungen auf, so wird nach der entgegengesetzten Seite hin ein falscher Lärm erregt, auf daß die Blicke und Bestrebungen der geehrten Confratres möglichst weit von dem eigentlichen Schauplatze abgelenkt werden.

So erzeugt der Sammlungstrieb stets neue Erregungen und wird eben hierdurch die Quelle nie versiegender Freuden. Wer nie an sich erlebt hat, mit welchem Gefühl der Sammler ein auszeichnetes Exemplar, nach welchem seine Seele seit Jahren gelechzt, endlich in den lang bereiteten Platz legt, welchen hohen Trost in schwerer Trübsal ihm das felsenfeste Bewußtsein dieses Besitzes gewährt, der verhülle schweigend sein Angesicht. Was Wunder, daß da, wo sich irgend eine Anzahl Menschen zu bleibenden Wohnsitzen zusammengefunden, sicher auch immer unter ihnen solche sein werden, die ausgestopfte Säugethiere und Vögel, Incunabeln, Meerschaumköpfe, Münzen, Mineralien, Aldinen oder Elzevire, Muscheln, Pelargonien oder Ranunkeln, geschnittene Steine, Schmetterlinge, gemalte Scheiben, Komödienzettel, Bilder, Käfer, Rococcomöbel, Siegel, Holzschnitte, chinesisches und Meißner Porzellan, Kupferstiche, alte Waffen, Porträts, Eier oder Autographen sammeln!

J. v. Radowitz.

87. Der alte arme Richard, oder Mittel reich zu werden.

(Vorrede zu einem pennsylvanischen Almanach.)

Nichts soll, wie man sagt, einen Schriftsteller glücklicher machen, als wenn andere sein Werk ehrfurchtsvoll citiren. Mir ist dieses Vergnügen selten zu Theil geworden. Denn ob ich gleich ohne Eitelkeit sagen darf, daß ich mir seit einem Vierteljahrhundert alljährlich keinen kleinen Namen unter den Kalenderschreibern gemacht habe, so muß ich doch gestehen, daß mir meine Herren Collegen selten etwas Schönes über meine Verdienste sagten oder sonst ein Schriftsteller meiner gedachte, so daß ich, ohne den geringen baren Vortheil, den mir meine Arbeit verschaffte, bei dem Mangel an Beifall allen Muth hätte verlieren müssen.

Zu meinem Troste bedachte ich endlich, der gemeine Mann, der meinen Kalender kaufe, sei doch der beste Richter über mein Verdienst, und oft hatte ich wirklich die Freude, von Leuten, die mich nicht kannten, eins und das andere von meinen Sprichwörtern, und immer mit dem Zusatz: „wie der arme Richard sagt“, anführen zu hören. Hieraus sah ich, daß man meine guten Lehren nicht allein schätze, sondern auch einige Achtung vor meiner Autorität hege, und ich gestehe, daß ich mir bisweilen, um meine Maximen zum Besten der Welt mehr in Umlauf zu bringen, die Freiheit nahm, mich mit der feierlichsten Miene selbst zu citiren.

Man denke sich daher, wie vergnügt mich ein kleiner Vorfall, den ich erzählen will, machen mußte. Ich hielt neulich mit meinem Pferde an einem Ort, wo sich, einer öffentlichen Versteigerung wegen, eine Menge Menschen versammelt hatte. Es war noch etwas früh; die Leute sprachen von den schlechten Zeiten, und einer unter andern wendete sich an einen alten, dem Ansehn nach wohlhabenden Mann mit grauen Haaren: „Und Ihr, Vater Abraham, was sagt Ihr zu der jetzigen Zeit? Glaubt Ihr nicht auch, daß die schweren Abgaben das Land ganz aussaugen werden? Denn wie ist's möglich, sie zu erschwingen? Und was meint Ihr, daß man machen soll?" Vater Abraham dachte eine Weile nach und erwiderte sodann: „Mein guter Rath steht Euch, und zwar in aller Kürze, zu Diensten: denn Ein Wort zu den Weisen ist genug, und mit Worten jagt man keine Katze in den Sack, wie der arme Richard sagt." Die ganze Gesellschaft drang in ihn, er möchte sprechen; man trat in einen Kreis um ihn, und er hub also an:

„Liebe Freunde und gute Nachbarn, die Abgaben sind allerdings schwer; allein wenn wir sonst keine, als die an die Obrigkeit zu zahlen hätten, so wollten wir wohl fertig werden. Wir haben aber noch ganz andere, die uns noch viel schwerer fallen. Unsere Faulheit, zum Beispiel, nimmt uns zuweilen mehr ab, als die Obrigkeit, unsere Eitelkeit dreimal und unsere Thorheit viermal mehr. Von diesen Abgaben kann uns kein Landesdeputirter, weder ganz noch halb, befreien; indeß ist noch nicht alles verloren, wenn wir nur gutem Rathe folgen wollen, denn, wie der arme Richard in seinem Kalender von Anno 1733 sagt: Gott hilft denen, die sich selbst helfen."

„Ueber eine Regierung, die das Volk den zehnten Theil seiner Zeit zu frohnen zwänge, würde jedermann schreien, aber die Faulheit nimmt den meisten unter uns noch weit mehr weg. Rechnet einmal die Zeit, die Ihr im gänzlichen Müßiggang, das heißt mit Nichtsthun, oder in Zerstreuungen, die eben nicht weiter führen, zubringt, und Ihr werdet finden, daß ich Recht habe. Der Müßiggang verkürzt nothwendigerweise unser Leben, weil er uns schwächlich macht. Müßiggang ist ein Rost, der weit mehr angreift, als selbst die Arbeit. Der Schlüssel, den man oft braucht, ist immer blank, sagt der arme Richard. Liebst Du aber das Leben, so verdirb die Zeit nicht, sagt der arme Richard weiter; denn sie ist das Zeug, aus dem das Leben gemacht ist. Wie viel verlieren wir nicht allein dadurch, daß wir länger schlafen, als nöthig wäre, ohne zu bedenken, daß der schlafende Fuchs kein Huhn fängt, und daß wir im Grabe lange genug schlafen werden. Ist die Zeit das kostbarste unter allen Dingen, so ist Verschwendung der Zeit die größte unter allen Verschwendungen; denn, wie der arme Richard sagt, verlorne Zeit läßt sich nicht wieder finden, und was wir Zeit genug nennen, reicht am Ende selten zu. Wohlan denn, laßt uns die Hände regen, so lange wir noch Kräfte haben! Faulheit macht alles schwer, der Fleiß alles leicht. Wer spät aufsteht, wird nie fertig; eh er recht an die Arbeit kommt, ist die Nacht schon wieder da. Die Trägheit schleicht so langsam, daß die Armuth sie bald einholt. Treibe Dein Geschäft, damit Dein Geschäft Dich nicht

treibt. Zeitig ins Bett, und zeitig aus dem Bette, macht den Menschen gesund, reich und klug — sagt der arme Richard."

„Was hilft es, bessere Zeiten zu wünschen und zu hoffen? Aendert Euch nur selbst, so werden sich die Zeiten auch ändern. Fleiß hat nicht nöthig zu wünschen, sagt der arme Richard. Wer sich mit Hoffnungen nährt, läuft Gefahr Hungers zu sterben. Ohne Mühe hat man nichts. Ich helfe mir mit meinen Händen fort, weil ich kein Land habe, und wenn ich welches habe, so greife ich selbst mit an, weil große Abgaben darauf liegen. Der arme Richard bemerkt sehr richtig: Wer ein Handwerk hat, der hat ein Kapital, und wer Kopf hat, der hat ein einträgliches Ehrenamt. Man treibe aber auch sein Handwerk und brauche seinen Kopf, sonst reicht Vermögen und Amt nicht hin, unsere Abgaben zu bezahlen. Wer arbeiten will, der findet immer Brot; dem fleißigen Mann guckt der Hunger wohl in das Haus, hinein darf er nicht. Auch die Gerichtsdiener kommen nicht über seine Schwelle; denn Emsigkeit bezahlt die Schulden, aber Muthlosigkeit vermehrt sie. Hast Du gleich keinen Schatz gefunden, hat kein reicher Vetter Dich zum Erben eingesetzt: desto besser! Fleiß ist des Glückes Mutter, und dem Fleißigen schenkt Gott alles. Bestelle Dein Feld, wenn der Faule schläft: so wirst Du Korn zum Verkaufen und zum Aufschütten haben. Arbeite heute, denn Du kannst nicht wissen, was Dich morgen abhält. Ein Heute ist mehr werth, als zwei Morgen, sagt der arme Richard, und so auch: Verschiebe nie auf morgen, was Du heute thun kannst. Wenn Du bei einem guten Herrn dientest, würdest Du Dich nicht schämen, wenn er Dich müßig anträfe? Nun bist Du aber Dein eigener Herr; so schäme Dich also vor Dir selbst, müßig zu gehen, da es so viel für Dich, Dein Haus, Dein Vaterland und Deinen Fürsten zu thun giebt. Greife die Arbeit rüstig an, und bedenke, was der arme Richard sagt, daß die Katze in Handschuhen keine Mäuse fängt. Freilich giebt es in der Welt viel zu thun, und vielleicht hast Du von Natur zarte Hände, aber nur muthig zum ersten Versuche, und es wird mit jedem Tage besser gehen. Dringt nicht der Regen am Ende selbst in Marmor ein? Nagt eine Maus mit Fleiß und Geduld nicht ein Schiffseil entzwei? Fällt nicht unter wiederholten Streichen die stärkste Eiche?"

„Mich dünkt, ich höre einige von Euch sagen: So soll man sich gar keinen guten Tag machen? Ich antworte, wie der arme Richard: Wende Deine Zeit wohl an, wenn Du Ruhe verdienen willst, und verliere keine Stunde, weil Du keiner Minute sicher bist. Muße heißt eine Zeit, worin man etwas Nützliches verrichten kann. Der Fleißige wird diese Muße finden, aber der Träge nie. Denn, wie der arme Richard sagt, ein Leben voll guter Muße und ein müßiges Leben sind sehr verschiedene Dinge. Mancher möchte, ohne zu arbeiten, gern von seinem Kopfe leben, er kommt aber selten weit damit. Arbeit hingegen schafft Bequemlichkeit, Ueberfluß und Achtung. Fliehe die Ergötzungen, und sie werden Dich verfolgen. Die fleißige Spinne hat ein großes Netz, und seitdem ich eine Kuh und ein paar Schafe habe, wünscht mir jeder einen guten Morgen, bemerkt der arme Richard sehr richtig."

„Aber selbst Fleiß allein thut es nicht; wir müssen auch stetig, nicht fahrlässig und unschlüssig sein, wir müssen selbst ein Auge auf unsere Sache haben und uns nicht zu viel auf andere verlassen. Denn wie der arme Richard sagt: Ein Baum, der oft umgesetzt wird, und eine Familie, die oft auszieht, gedeihen weniger als die, welche auf ihrem Platze bleiben. Dreimal ausziehen ist so schlimm, als einmal abbrennen. Verlaß Deine Werkstatt nicht, so wird Deine Werkstatt Dich auch nicht verlassen. Willst Du eine Sache gut ausgerichtet haben, so gehe selbst; wo nicht, so schicke nur danach. Wer durch den Pflug reich werden will, muß ihn selbst anfassen oder antreiben. Das Auge des Herrn fördert mehr, als seine beiden Hände. Mangel an Sorgfalt schadet mehr, als Mangel an Einsicht. Wer nicht über seine Tagelöhner wacht, der läßt ihnen den Beutel offen. Zu viel Vertrauen auf andere hat manchen unglücklich gemacht; in dieser bösen Welt täuscht Mißtrauen weniger, als Zutrauen. Für sich selbst sorgen, hat keinen gereut; denn, wie der arme Richard sagt, willst Du einen treuen und angenehmen Diener haben, so diene Dir selbst. Eine kleine Verwahrlosung kann großes Unheil anrichten. Weil ein Nagel fehlte, ging der Huf verloren, aus Mangel des Hufs das Pferd, und aus Mangel des Pferdes der Reiter; der Feind holte ihn ein und brachte ihn um, was nicht geschehen wäre, wenn er nach den Nägeln am Huf gesehen hätte."

„So viel genug, liebe Freunde, von Fleiß und der Acht auf unsere Geschäfte. Zu diesen beiden Dingen muß noch etwas, Mäßigkeit, hinzukommen. Wer nicht eben so gut zu sparen, als zu verdienen weiß, der kann sich zu Tode arbeiten, ohne einen Pfennig zu hinterlassen. Eine fette Küche macht ein mageres Testament, sagt der arme Richard. Wie gewonnen, so zerronnen, heißt es von manchem schönen Thaler, seitdem unsere Weiber über dem Thee das Nähen und Stricken, und wir Männer über dem Punsch den Spaten und Hammer vergessen haben."

„Willst Du reich werden, so lerne nicht allein erwerben, sondern auch sparen, sagt der arme Richard. Amerika hat Spanien nicht reich gamacht, denn seine Ausgaben übersteigen immer seine Einnahme."

„Schränkt Euern thörichten Luxus ein, so dürft Ihr nicht über schwere Zeiten, drückende Abgaben und großen Aufwand im Hause klagen; denn Wein, Spiel und Betrug schmelzen das Vermögen und vermehren die Bedürfnisse. Ein einziges Laster kostet soviel zu unterhalten, daß man zwei Kinder davon ernähren könnte. Ihr glaubt vielleicht, eine Tasse Thee, ein Gläschen Punsch, ein Leckerbißchen, etwas feinere Kleider, dann und wann eine Lustpartie haben so viel nicht auf sich; aber erinnert Euch, was der arme Richard sagt: Viele Wenig machen ein Viel. Nehmt Euch vor kleinen Ausgaben in Acht: ein kleiner Leck versenkt ein großes Schiff. Ein leckrer Gaum führt zum Bettelstab: Narren bezahlen die Schüsseln, und die klugen Leute verzehren sie."

„Ihr habt Euch hier zu einer öffentlichen Versteigerung von allerhand Kaufmannsgut und Galanteriewaaren versammelt. Ihr nennt diese Dinge Güter, aber wenn Ihr nicht auf Eurer Hut seid so werden sie

für einige unter Euch zu Uebeln werden. Ihr denkt, sie werden wohlfeil, vielleicht weit unter ihrem Werth weggehen; allein wenn Ihr sie nicht unentbehrlich braucht, so werdet Ihr sie auf jeden Fall zu theuer bezahlen. Denkt an das, was der arme Richard sagt: Kaufe nur, was Du nicht nöthig hast, so wirst Du bald das Nöthige verkaufen müssen. Viele haben sich bloß durch ihr wohlfeiles Einkaufen zu Grunde gerichtet. Bedenke Dich immer ein wenig, eh Du einen guten Handel eingehst. Der Vortheil desselben ist oft bloß scheinbar; der Kauf kann, indem er Dich von Deinem Gewerbe abzieht, Dir im Grunde unendlich mehr Schaden als Gewinn bringen. O, es ist eine große Thorheit, die Reue theuer zu bezahlen, und gleichwohl wird diese Thorheit täglich in Versteigerungen begangen, weil man nicht an den Kalender denkt. Der Weise, sagt der arme Richard, wird durch fremden Schaden klug, ein Narr kaum durch seinen eigenen. Ich kenne Leute, die um eine schöne Halskrause gern fasten und ihren eignen Kindern das Brot entziehn. Scharlach und Seide, Sammt und Atlas löschen das Feuer in der Küche aus. Weit entfernt, Bedürfnisse zu sein, gehören sie kaum unter die Bequemlichkeiten des Lebens; man wünscht sie, bloß weil sie ins Auge fallen. So sind die künstlichen Bedürfnisse der Menschen zahlreicher geworden, als ihre natürlichen, und so gerathen reiche Leute in Armuth und müssen oft von denen borgen, die sie sonst kaum über die Achsel ansahen, die sich aber durch Sparsamkeit und Fleiß im Wohlstand erhielten. Daraus erhellt klar, wie der arme Richard sagt, daß ein Bauer auf den Füßen größer ist, als ein Edelmann auf den Knieen. Mancher, der am meisten klagt, hatte ein artiges Vermögen geerbt, er vergaß aber, wie er dazu gekommen, und dachte: Nun ist es helle und wird nicht wieder dunkel. Eine so geringe Ausgabe von einem Vermögen, wie das meinige, kommt nicht in Betracht; aber, wie der arme Richard sagt, wenn man immer aus dem Mehlkasten nimmt und nichts wieder hineinfüllt, kommt man bald auf den Boden, und wenn der Brunnen trocken ist, schätzt man erst das Wasser.

Lieben Freunde, wollt Ihr wissen, was das Geld werth ist, so geht hin und borgt welches. Sorgen folgt auf Borgen, sagt der arme Richard. Nicht besser gehts denen, die gewissen Leuten borgen, wenn sie ihr Geld zurück verlangen. Der arme Richard giebt einen sehr guten Rath, wenn er sagt: Der kindische Geschmack an Putzwerk ist eine gefährliche Thorheit. Eh Du eine Grille befriedigst, sieh nach Deinem Beutel. Eitelkeit ist eine eben so zudringliche Bettlerin, als Armuth, und noch weit unverschämter. Hast Du ein schönes Stück gekauft, so mußt Du noch zehn dazu kaufen, damit die ganze Ausstaffirung zusammen paßt; denn, wie der arme Richard sagt, es ist leichter den ersten Gelüsten zu widerstehen, als allen folgenden, und der Arme, der dem Reichen nachäfft, ist eben so lächerlich, als der Frosch, der sich aufblies, um so groß zu werden, wie der Stier. Große Schiffe können etwas wagen, kleine Fahrzeuge müssen sich am Ufer halten. Thorheiten dieser Art folgt die Strafe auf dem Fuße nach. Der arme Richard sagt: Wer Eitelkeit zum Mittagsessen hat, bekommt Verachtung zum Abendbrot, oder: Der Stolz frühstückt mit dem Ueberfluß, speist zu Mittage mit der Armuth, und ißt des Abends mit der Schande.

Und wozu nützt am Ende der leere Schein, für den man so viel wagt, so viel leidet? Er erhält weder die Gesundheit, noch befreit er von Krankheiten. Im Gegentheil, statt den Werth eines Menschen zu erhöhen, erweckt er Neid und beschleunigt den Verfall."

„Welche Thorheit also, solcher entbehrlichen Dinge wegen Schulden zu machen! Es ist wahr, man braucht erst nach sechs Monaten zu bezahlen; das hat vielleicht manchen von uns hierher gelockt, der keinen Pfennig in der Tasche hat. Es ist freilich sehr bequem, ohne Geld zu kaufen, aber bedenkt, was es heißt, sich in Schulden stecken! Ihr gebt andern ein Recht über Eure Freiheit. Könnt Ihr zur gesetzten Frist nicht bezahlen, so werdet Ihr Euch schämen, wenn Euer Gläubiger Euch begegnet. Ihr werdet zittern, wenn Ihr mit ihm sprecht, und elende Entschuldigungen herstammeln. Nach und nach werdet Ihr Treu und Glauben und die Scham selbst verlieren und Euch durch grobe und niederträchtige Lügen entehren. Denn Lügen ist die zweite Stufe des Unrechts, so wie Schulden machen die erste. Schulden lassen die Lügen hinter sich aufsitzen. Ein freier Mann sollte jedem lebendigen Menschen unerschrocken ins Gesicht sehen können; Armuth aber raubt Selbstgefühl und Tugend. Ein leerer Sack steht nicht gut aufrecht, sagt der arme Richard."

„Was würdet Ihr von einem Fürsten oder einer Regierung denken, die bei Gefängnißstrafe auferlegte, Euch wie Personen von Stande zu kleiden? Würdet Ihr nicht sagen, Ihr wäret freie Leute, hättet das Recht, Euch nach Eurem Belieben zu kleiden; der Befehl kränkte Eure Freiheiten; die Regierung wäre tyrannisch? Gleichwohl unterwerft Ihr Euch selbst einer solchen Tyrannei, wenn Ihr des Kleiderstaates wegen Euch in Schulden steckt. Euer Gläubiger hat das Recht, sobald es ihm gefällt, Euch Eurer Freiheit zu berauben. Wenn Ihr nicht im Stande seid, zu zahlen, kann er Euch in ein Gefängniß sperren und zeitlebens darin sitzen lassen. Als Ihr den Kauf schloßt, dachtet Ihr vielleicht wenig an die Bezahlung; Gläubiger aber haben ein besser Gedächtniß, als Schuldner. Die Gläubiger sind Tagwähler und geben genau auf Termin und Verfallzeit Acht. Der Zahlungstag bricht an, ehe Ihr noch aufgewacht seid, und die Schuldforderung ist da, ehe Ihr zur Befriedigung Anstalt gemacht. Oder denkt Ihr auch daran, so wird Euch der Termin, der erst so lang schien, fürchterlich kurz vorkommen; Ihr werdet glauben, die Zeit habe zu ihren Flügeln an den Achseln auch noch Flügel an die Fersen bekommen. Der hat kurze Fasten, der Geld schuldig ist, das zu Ostern bezahlt werden soll. Vielleicht seid Ihr eben jetzt in Umständen, daß Ihr eine kleine Thorheit begehen könnt, ohne dafür zu büßen, allein legt lieber etwas für das Alter und Nothfälle zurück; denn, wie der arme Richard sagt, die Morgenröthe währt nicht den ganzen Tag. Der Verdienst kann von kurzer Dauer und ungewiß sein, die Ausgaben aber sind gewiß und dauern, so lange Ihr lebt. Man kann leichter zwei Herde bauen, als auf einem immer Feuer halten. Geh lieber ohne Abendbrot zu Bette, als daß Du mit Schulden aufstehst. Erwirb, so viel Du kannst, und halt zu Rathe, was Du erworben hast Das ist das echte Geheimniß, Blei

in Gold zu verwandeln. Wer diesen Stein der Weisheit besitzt, der wird nicht länger über schlechte Zeiten oder drückende Abgaben klagen."

„So meine Freunde lauten die Lehren der Vernunft und Klugheit. Doch dürft Ihr Euch nicht allein auf Euren Fleiß, Eure Sparsamkeit und Wachsamkeit verlassen. So vortreffliche Dinge das sind, so werden sie Euch doch ohne den Segen des Himmels wenig helfen. Bittet deshalb demüthig um diesen Segen, und seid nicht hart gegen den, der desselben entbehrt, sondern springt ihm hülfreich bei. Bedenkt, daß Hiob litt und doch hernach gesegnet wurde. Zum Schluß! Erfahrung hält eine theure Schule, es ist aber die einzige, in der Thoren etwas lernen. Denn einen guten Rath kann man wohl geben, aber nicht eine gute Ausführung. Wer sich nicht rathen läßt, dem ist auch nicht zu helfen, sagt der arme Richard, und: „Wer nicht hören will, der muß fühlen."

So beschloß der alte Mann seine Rede. Das Volk hörte ihm aufmerksam zu und billigte seine weisen Lehren, that aber, nach dem gewöhnlichen Schicksal aller Predigten, auf der Stelle das Gegentheil. Die Versteigerung ging an, und die meisten kauften ohne Vernunft und Ueberlegung.

Ich fand, daß der gute Mann meine Kalender fleißig studirt und alles, was ich seit 25 Jahren über diese Materie vorgetragen, wohl verdaut hatte. Die häufige Erwähnung meines Namens möchte manchem langweilig vorkommen, meine Eitelkeit hingegen ergötzte sich besonders hieran, ob ich mir gleich bewußt war, daß nicht der zehnte Theil der Weisheit, die er mir beilegte, mein Eigenthum war, und daß ich nur eine kleine Aehrenlese auf dem Felde der gesunden Vernunft aller Zeiten und Völker gehalten hatte. Wie dem auch sei, genug ich nahm mir vor, diese Wiederholung zu nutzen, und ob ich gleich erst mit dem Vorsatz Halt gemacht hatte, mir Tuch zu einem neuen Kleide zu kaufen, so ging ich doch mit dem Entschluß weiter, das alte noch länger zu tragen. Freund Leser, kannst Du ein Gleiches von Dir erhalten, so wirst Du eben so viel dabei gewinnen, als ich. Ich bin Dein dienstwilliger

Richard Saunders. (B. Franklin.)

88. Jäger, Hirten, Ackerbauer.

I.

Das Jägervolk bringt es zu keinen bleibenden Gütern. Nur für die tägliche Nahrung arbeitend, fristet es vom getödteten Thier sein Leben; sein einziges Geld sind Felle; unnachdenklich verwüstet es seinen Naturvorrath und verläßt kein Vaterland, wenn es weiter zieht, sobald der Wildfang in einem Revier erschöpft ist; es tödtet seine Gefangenen, weil es keinen Knecht brauchen kann, denn es besitzt an Weib und Töchtern der Dienstboten schon zu viel. Uns geben die Thiere allein zu unserer Kleidung Wolle, Haare, Fell, Seide; die Pflanzen Baumwolle, Flachs, Hanf; und Tausende von Händen gehören trotz der Maschinen heute dazu, um einen einzelnen Menschen rechtlich zu kleiden, und dieselbe Baumwolle, die die Blöße des Unterthanen deckt, hilft auch die manches Staatshaushaltes

decken; den Jäger des Waldes kleidet das Kleid des Thieres, das er selber ihm abgestreift und mit einem Dorn selber zusammenheftet. Das Hirtenvolk, daneben gestellt, erscheint fast wie ein Riese an Bildung; es lebt schon von Thierarten, die auch lebendig nützen; seine Wanderkreise sind schon enger gezogen, wiederkehrender; von milderen Sitten, schon übersparend, fühlt es sich in den meisten Klimaten für das Ueberwintern des Viehes eines Beistandes der Ackerwirthschaft bedürftig. Den Hirten kleidet seine Familie, zum Theil aus Pflanzenstoffen, die er selber verarbeitet. Die Ungleichheit des Vermögens entfaltet hier bereits einen Theil ihrer menschenbildenden Kraft. Nun der Ackerbauer; er umfaßt und veredelt zugleich das Hirtenleben. Der Ackerbauer bedarf des Viehstandes zur Ackerarbeit und zur Düngung. Friedlich durch sein Geschäft, am Thier erziehend, stets an die Betrachtung der großen Ordnungen der Natur gewiesen, jeder Jahreszeit das ihrige abgewinnend, knüpft er an seine unbeschäftigten Tageszeiten schon einen Anfang von Gewerblichkeit. Die Erstgeburt giebt den Vorzug ausschließlicher Herrschaft, den sie beim Hirtenleben hat, jetzt auf; denn eines erblichen Führers bedarf die Familie nicht mehr, sie hat ihre Heimat gefunden. An den Boden gebunden, strebt man diesen zu verherrlichen, mit Bauwerken zu schmücken, ihn gegen jede Unbill der Elemente, in jeder Jahreszeit zu vertheidigen. Denn man will nicht weiter, wechselt den Boden nicht mehr, nimmt ihn vielmehr offenkundig in regelmäßig ausgemessenen Grenzen für Kind und Kindeskind in Besitz.

F. C. Dahlmann.

II.

Der Einfluß der Lebensweise auf die Richtung der Seele und ihres Begehrens wird an ganzen Zeitaltern und Völkern, so wie an einzelnen Menschen erkannt. Die Bewohner des amerikanischen Waldlandes im Norden jener Halbkugel, welche fast einzig die Jagd ernährt, werden selbst in der Sprache wortkarg und verarmt gefunden; denn es zwingt den Jäger schon das Geschäft des Auflauerns und Erschleichens des leise hörenden Wildbrets zur Gewöhnung des Schweigens. Dabei ist in diesen Völkern eine desto größere Kraft des Auffassens und Festhaltens aller Worte der fremden Rede, so daß eben jene Indianer des Waldlandes ganze lange Reden ihrer christlichen Lehrer mit wörtlicher Treue im Gedächtniß behielten. Das Geschäft des Jägers verstattet überdies, von einer andern Seite betrachtet, nicht das Zusammenleben der Menschen in näher vereinten Gesellschaften und Staaten. Nach dem Sinne jener Rede eines Cariben-Häuptlinges, welche derselbe vor einer berathenden Versammlung der Europäer gehalten, vermag der grasessende, zunächst vom Ackerbau lebende Mensch auf einem engen Bezirk des Landes zusammen zu wohnen und hier gemeinschaftlich sich zu nähren, während der Jäger nur für sich und die Seinen des Besitzes einer großen Erdstrecke bedarf, damit hier der Hirsch sich nähre und gedeihe, der ihm zur Speise wird. Es wird daher die Entwickelung jener höheren Richtung der Seele zur Liebe und zur Freundschaft, welche der gesellige Verein weckt und begünstigt, am Jäger nur wenig entwickelt, ja verkümmert gefunden, und nicht selten tritt neben jener gastfreien Großmuth und treuen Dank-

barkeit, welche den Sieger der Thierwelt die einsame Noth seiner Wälder lehrt, der verfolgende Haß und die wildeste Grausamkeit gegen sein eigenes Geschlecht hervor, wie auch anderwärts das beständige Geschäft des Thierschlachtens ein solches Entarten der Menschennatur begünstigt.

Ungleich mehr als die Jagd hat die Viehzucht wohlthätig auf die Gestaltung und Entwickelung der geistigen Anlagen gewirkt. Durch sie ward der Mensch nicht wie der Jäger zum Geschäft des Verfolgens und Tödtens der Thiere, sondern zu jenem des Vertheidigens und der Pflege seiner Herden berufen. Das Tagewerk des Hirten im Thale wie im Gebirge ist es, die Schaaren der ihm zugesetzten Thiere jetzt zum frischen Wasser zu leiten, dann sie zu führen zur grünen Weide, am heißen Mittage ihnen die Erquickung des Schattens, beim Frost und Ungewitter das Obdach zu gewähren. Es ist sein Geschäft, die von der Herde verirrten Thiere zu suchen, die kranken sorgfältig zu warten, die zarteren und neugeborenen zu behüten. Mit einer das eigene Leben nicht achtenden Liebe kämpft der Hirt der Kameele mit den Schaaren des Schakals, ja selbst mit den unversehens herannahenden Löwen, wenn diese die Mütter und zarten Füllen der Herde mit ihrem Angriff bedrohen. So ist das gewöhnliche Geschäft des Hirten ein Geschäft der Liebe, welches, wenn es auch scheinbar nur auf das Geringere — auf eine Herde der Thiere — gerichtet war, dennoch auch die Entwickelung einer höheren, geistigeren Richtung der Liebe begünstigt. Es wird deshalb bei den Hirtenvölkern schon in den ältesten Menschenzeiten nicht blos das Leben der Familie lieblich und entfaltet gefunden, sondern es hat hier zu dem näher befreundeten Menschlichen das Göttliche sich gesellt: neben dem Weinstock der Liebe des Menschen zum Menschen ist die Ceder der Liebe zu Gott erwachsen, deren Wurzel die Tiefe des Gebirges sucht, deren Gipfel zum Himmel strebt. Wo dann dieses alles belebende Element in der Seele des Menschen gewaltet, da sind in seinem Schatten alsbald die nachbarlich verwandten Kräfte emporgewachsen. Die Hirtenvölker des Alterthums haben zuerst den Zeitlauf und die Bahn der Gestirne bemerkt, haben in die Gruppen der Sterne Gestalten voll tiefen Sinnes hineingebildet und, hierin vielleicht selbst von den Thieren ihrer Herde geleitet, an diesen und an sich selber die Heilkräfte der Pflanzen erprobt. Bei dem Gesange der einsamen Drossel des Gebirges, so wie der Nachtigall des Gebüsches erwachte der Gesang der eigenen Brust, welche durch das Athmen der Gebirgesluft gekräftigt, einer ungewöhnlichen Stärke und Kraft der Töne fähig ist; und das stille Beschauen der am Berge ruhenden oder weidenden Thiere reizte die betrachtende Seele zu einem andern Festhalten, zum künstlichen Nachbilden dieser Gestalten, an welchem einst Gozzi's [1] großes Künstlertalent zuerst sich selber

1) Dieser Name steht allerdings in dem Werke, dem obiger Aufsatz entlehnt ist (v. Schubert, Gesch. der Seele II, S. 647). Allein es ist offenbar, statt Gozzi's, zu lesen: Giotto's. Giotto, ein Zeitgenosse Dantes und ein ihm verwandter Genius, der der bildenden Kunst Italiens neue Bahnen gebrochen, war 1276 im Florentinischen geboren und † 1336. Die Sage erzählt, daß er als Knabe die Herden geweidet und die Gestalten seiner Thiere im Sande nachgezeichnet: so habe den zehnjährigen sein nachmaliger Meister Giov. Cimabue gefunden und mit sich genommen u. s. w.

gefunden und geübt. — Ein nicht ganz unbedeutendes Element zur psychischen Gestaltung der Hirtenvölker scheint auch in dem eigenthümlichen harmlosen und sanften Charakter, so wie in dem ruhigeren Bewegen jener Hausthiere gelegen zu sein, in deren beständigem Umgang und Anblick sie von Kindheit an gelebt.

Auf den waldentblößten Höhen, denen nur noch einsam stehende Alpenkräuter entsprießen, haben öfters, selbst noch in neuerer Zeit, Hirten, welche dahin die weidende Herde geführt, reiche Gänge von Erz, Adern des Silbers und Kupfers entdeckt. So scheint auch in alter Zeit der ruhige, am Gebirge verweilende Stand der Hirten, die Stätten der Metalle entdeckt und den Bau, so wie das Schmelzen der Erze erfunden zu haben. Mit dieser Erfindung zugleich hat sich dem Menschen der Zugang zu einem neuen Gebiet der Künste und Gewerbe geöffnet, welche hülfreich zu den anderen, höheren sich gesellten.

Doch hat erst die Erfindung und Vervollkommnung des Ackerbaues, welche dem Hirten des grasessenden Thieres sehr nahe lag, das Zusammengesellen der Menschen in die feste, bleibende Wohnung der Dörfer und Städte und so das Entstehen der eigentlichen Staaten möglich gemacht. Hiermit waren zugleich die nothwendigen äußeren Bedingungen zur weiteren Entfaltung der Sprache, sowie zur Weiterentwickelung der Wissenschaft und Kunst gegeben, welche eines wohlgeordneten Zusammenwirkens vieler nach dem gemeinsamen Ziele hin bedürfen, wenn sie das eigenthümliche Ideal erreichen sollen. So finden wir die erste vollkommnere Einrichtung der Reiche und Stände bei ackerbautreibenden Völkern, und aus dem gemeinsamen Fleiß der zusammenwohnenden Tausende entstehen Aegyptens Pyramiden und Indiens Tempel, entstehen die Schulen und Meister der Weisheit und die begeisternden Gesänge der Heldenthaten beim festlichen Mahle.

G. H. v. Schubert.

89. Hausmenschen und Weltmenschen.

Diejenige Klasse von Menschen, welche wir als Menschen des Hauslebens bezeichnen, war dem Griechen- und Römerthum völlig fremd. Sie gründet sich vielmehr in ihrem ganzen Wesen und ihrer ganzen Erscheinung auf das eigenthümliche uralte Haus- und Familienleben des germanischen Volkes. Sie entsteht und entwickelt sich aus der in stiller Abgeschlossenheit, in friedlicher Einsamkeit und unbewußter, aber um so strenger festgehaltenen Regelmäßigkeit bloß für sich und in sich lebenden Familie. Sie schlägt ihre Wurzeln in solchen Zeiten und solchen Zuständen, wo ein und dasselbe unscheinbare Wohnhaus den bescheidenen Ansprüchen einer ganzen Reihe von Generationen genügte und in seinen vielen dunkeln Winkeln, engen Treppen und unregelmäßig an- und aufeinander gebauten Kammern eine stille Traulichkeit und eine ahnungsvolle Heimlichkeit barg; wo der Aeltervater am Ofen und die Aeltermutter am Herde an derselben Stelle saß, die schon ihre Aelterväter und Aeltermütter eingenommen hatten; wo sogar dasselbe Hausgeräth, an derselben Stelle erhalten, von dem Großvater auf den Enkel forterbte, und Heinrich Stillings Thränen um den

eichenen Klapptisch Eberhards noch nicht geflossen waren. Sie lebt in und mit der alten, höheren und niederen Ständen noch gemeinschaftlichen Hausordnung, welche nicht gemacht, sondern in sich nothwendig und von Alters her ererbt, die Hausgenossen zu gemeinschaftlichem Tagewerke rief, abends an einem Tisch zu gleicher Stunde um die friedliche Lampe zu traulichem Gespräch und, als noch kein Knigge über den Abendsegen seiner frommen Schwiegermutter gespöttelt hatte, zu gemeinschaftlichem Gebet versammelte.

Personen, welche diesem aus Treue und Innigkeit herausgewachsenen Leben entweder unmittelbar oder durch ihre Art und Gesinnung angehören — diesem Leben der Altväter, auf welches wir wohl jetzt mit weinerlicher Empfindsamkeit zurückblicken, so wenig weinerlich, vielmehr so ehrenfesttrocken es dem größten Theile nach war — stellen auch in der Erziehung eine eigenthümliche Richtung dar. Diese Hausmenschen wirken auf die sie umgebenden Kinder durch ihr bloßes Sein, durch die geistige Atmosphäre, die sie verbreiten, durch das Licht und den Schatten, den sie vermöge ihrer bloßen Persönlichkeit auf ihre Umgebungen werfen, ebenso wie die Mutterbuche durch ihr bloßes Dasein den jungen Pflanzen, die nur in ihrem Schatten gedeihen können, Wachsthum und Lebenskraft mittheilt. An ihnen ranken sich die Kinder, die sich mit ihnen gleichartig und von Anfang an vertraut fühlen, von selbst empor; sie lernen von ihnen, ohne zu wissen, daß sie lernen; sie nehmen Grundsätze und Regeln des Lebens an, ohne zu wissen, daß es eben Grundsätze und Regeln sind, und daß es vielleicht auch anders sein könnte; sie machen Erfahrungen, ohne daß sie sich bewußt wären, dieselben zu machen, weil sie alles, was ihre Führer erleben, sofort auch für sich miterleben. — Wie diese Individualitäten nun unmittelbar auf die Kinder wirken, so lieben dieselben die Kinder auch an und für sich, mit allen ihren Mängeln, Fehlern, Unarten, lassen sie gern in ihrem kindlichen, selbst gern in ihrem kindischen Wesen gewähren, sehen ruhig und gelassen ihrer Entwickelung zu, ohne sich berufen zu halten, auf irgend eine Weise in dieselbe einzugreifen, und können auch die scheinbar oder wirklich zwecklosen Beschäftigungen der Kinder, ihre Ausgelassenheit, ihre Wildheit mit Milde und Gelassenheit dulden; ja sie nehmen an Spiel und Lust der Kinder nicht aus Herablassung, sondern aus eigener Freude und innerem Herzensdrange Theil. Während von ihnen die gewöhnlichen Dinge des Lebens, selbst wenn dieselben die Kinder an sich gar nicht berühren, auch vor den Ohren der Kinder ganz ungehindert und offen besprochen werden, lassen sie viele andere Dinge und namentlich das, was man gewöhnlich Pflichten der Kinder nennt, unausgesprochen, und es verstehen sich dieselben bei ihnen von selbst. In allem Verkehr mit den Kindern, namentlich aber in der Leitung und Beaufsichtigung ihrer Arbeiten, zeigen sie, wie überhaupt in ihrem Leben, eine stille Selbstzufriedenheit und ruhige, wohlthuende Behaglichkeit und Läßlichkeit, der man es deutlich ansieht, daß sie sich selbst als Kinder, oder vielmehr daß sie die Kinder als ein Stück von sich, wie man wohl zu sagen pflegt, als integrirende Theile ihres Lebens fühlen und erkennen. Wirklich lebt auch die Mehrzahl von ihnen selbst immerhin in dem Dämmerlichte der Kindheit, in dem Helldunkel einer mehr inneren als äußeren Anschauung, in dem die Ge-

stalten der Welt bald beleuchtet von dem glühenden Roth der sinkenden Sonne in den wunderbarsten, glänzendsten Farben strahlen, bald sich in das tiefste Dunkel hüllen. Daher haben die Begabteren unter ihnen das beneidenswertheste dichterische Talent zu erzählen, und zwar erzählen sie, nicht um zu belehren und zu unterrichten, sondern aus eigenem inneren Lebenstriebe, welcher darnach strebt, den dichterischen Gehalt des eigenen kindlichen Gemüthes vor Gleichgebildeten, Gleichgesinnten, Gleichgestimmten, eben vor den Kindern, ausströmen zu lassen. Wie das Leben, aus dem sie hervorgewachsen, der Boden, so sind sie Träger und Bewahrer des Märchens, dieser unscheinbaren, aber reinen und köstlichen Perle unserer Poesie, die Träger und Bewahrer der Volkssagen und eines guten Theils des Volksgesanges. Darum sind auch die Träger der liebsten und schönsten, oft der innigsten und heiligsten Erinnerungen aus der Kindheit und leben, längst heimgegangen, in dem dankbaren und gerührten Andenken der späten Nachwelt.

So wie aber von jeder allgemeineren und breiteren Lebensgrundlage, von jeder Volksthümlichkeit sich mit der Zeit einige, nach und nach immer mehrere loslösen, um mehr für das Ich, als für das Ganze, mehr für die Absicht als für den ruhigen Genuß, mehr für die Zukunft als für die Gegenwart zu leben, so trennen sich auch von den eben geschilderten Hausmenschen die Weltmenschen ab, um auch in der Erziehung mehr das Werden als das Sein, mehr das Bilden als das Wachsen, mehr das Regieren als das Stillleben zu vertreten. Mit entschiedener Anlage für das Ordnen und Verwalten, für das Einrichten und Gebieten begabt, lieben auch sie die Kinder und freuen sich des Verkehrs mit ihnen, doch nicht unmittelbar, wie jene, sondern nur insofern, als aus den Kindern etwas werden kann, etwas an ihnen zu erziehen und aus ihnen zu machen ist. Wuchsen an jenen, als an Gleichartigen, die Kinder freiwillig empor, wie der Epheu an dem gleichgearteten Stamme des Waldbaumes, so verstehen es diese, die Kinder in eine der Zeit und den Bedürfnissen der Welt und des Lebens angemessene Richtung zu bringen und in dieser zu erhalten, wie der Gärtner aus der am Boden kriechenden Rebe durch Beschneiden, Richten und Binden zierliche Geländer und anmuthige Lauben zu ziehen weiß; wirken jene durch ihr Sein, so wirken diese durch ihr Thun. An der ungebundenen Thätigkeit der Jugend, an ihren Spielen und kleinen Freuden nehmen auch sie Theil, doch lassen sie dieselben eigentlich nur als Erholung zu, und immer ist es die Aussicht auf das Lernen, auf das Geschäft, auf die Arbeit, mit einem Worte, auf das Ende der Jugendzeit, welche ihnen vor Augen steht und sie zur Ordnung, zum Fleiße, zur nützlichen Thätigkeit unausgesetzt ermahnen heißt. Bei ihnen versteht sich nichts von selbst, vielmehr halten sie auf genaues, scharfes, starkes und wiederholtes Aussprechen alles dessen, was zu thun und nicht zu thun ist. Statt selbst in dem Helldunkel der Kindheit zu stehen, versetzen sie sich nur hin und wieder mit Absicht und Willkür in dasselbe, suchen aber in den meisten Fällen, wie sie sich selbst in dem hellen Mittagslichte der wirklichen Welt voll Arbeit und Verkehr befinden, die Kinder frühe schon in dieselbe Sphäre hineinzuziehen und ihnen ein sicheres Urtheil,

geübte Kräfte, einen Weltverstand und Weltthätigkeit anzuerziehen. Auch die Poesie der Jugendwelt wird zwar von ihnen anerkannt, aber doch nur als Mittel zum Zwecke behandelt und ihr gleichsam Brief und Siegel über ihre Nützlichkeit abverlangt. — Auch diese weltliche Tüchtigkeit verfehlt ihren Eindruck auf die Gemüther der Jugend keineswegs; mit dankbarer Hochachtung, ja mit Ehrerbietung werden besonders in späteren Jahren diejenigen genannt, welche frühe mit Ernst und unnachsichtlicher Strenge zu nützlicher Thätigkeit angehalten und somit den Weg durch das Leben gewiesen haben; als Muster und Vorbilder werden sie geehrt und ihre Lehren und Anweisungen auch im späteren Leben noch geachtet und befolgt.

F. C. Vilmar.

90. Das Vaterland.

Was ist das Vaterland? Was ist der Zauber, der in dem Namen ruht? Was berauscht der Klang, was durchbebt er die Adern, was macht er Dein Auge strahlen, schwellt Dir die Brust, wenn er in der Fremde Dein Ohr trifft? Die sich nie sahen, deren Herzen nicht zu einander schlugen in der Heimat, sind dort, wo man ihre Sprache nicht versteht, Brüder; Feinde fliegen sich in die Arme. Was ist das Vaterland? — Die Scholle Sand unter unseren Füßen? Der Wind verweht ihn. — Die fette Erdschicht, auf der die Weizenfelder unserer Väter wucherten? Die Ueberschwemmung spült sie ab, die Gräber Deiner Väter werden Staub; ein Erdbeben, Städte begrabend, kann selbst Berge stürzen; ist der unfruchtbare, aufgewühlte Kies, der todte Schlackenboden noch Dein Vaterland? — Sind es die rauschenden Wasser? Sie gehen alle ins Meer. Die Welle, in der Du heut Dich badest, spült morgen an eine fremde Küste. — Die Lüfte über Dir? Die Wolken segeln, dieselben Sterne blinken auf Dich am Ural und am Fuß der Alpen. — Die Geschlechter der Menschen? sind die es? Sie wachsen und welken. Das Gemüth findet überall ein Gemüth, und die nächsten Nachbarn wenden sich den Rücken. — Die Eine Sprache reden? Die Bürgerkriege waren seit Anbeginn die grausamsten. — Was sind die Grenzen dieses Begriffs? Das Dorf, wo Du geboren wurdest? Der District, der Deine Mundart redet? Die Grafschaft? Die Provinzen, welche Erbschaft, Tausch, Eroberung an einen Fürsten gebracht, die nun ein künstliches Staatsband umschlingt? Warum die Grenzen so eng gesteckt, warum Preußen, warum nicht Deutschland? Warum nicht Europa? Macht es die Erinnerung an gemeinsame Gefahr, an große Thaten? Dann ist das beste Vaterland ein Heer kühner Abenteurer, ohne Wiege und Herd; der Flibustier hat die schönste Heimat. — Ist's der gemeinsame Vortheil, gemeinsame Bildung? Dann suche Dein Vaterland in Bombay, am Strande der Themse, am Quai der Seine. — Ist's das gemeinsame Blut, Eine Abstammung? O wie zerfliegt jeder Staat, wie werden die Nächsten sich fremd, die Entfremdeten Brüder! —

Ist das Vaterland nur ein Phantom? Freiheit, Liebe, Tugend, Du siehst sie nicht, aber Du erklärst sie schulgerecht. Das Vaterland erklärst

Du nicht, aber Du fühlst es. Deine Güter stürzest Du, ihm opfernd, in den bodenlosen Abgrund; sein Name ist ein Trompetenstoß der Luft; tief ausholend, langschmetternd, weckt er das Heiligste in Dir, und Du stürzest Dich selbst dafür in den Tod. Das ist doch etwas. — — Es ist eine Zaubereiche mit Laub und Blüten, die aus Luft, Wasser, Erde, aus Tönen und Klängen, Reden und Gedanken Nahrung ziehen. Der Baum saugt ein Seufzer und Jubellaute der blühenden und welkenden Geschlechter. Wenn dann der Sturm in der Krone rauscht, tönen in der Aeolsharfe seiner Zweige die Stimmen wieder von Jahrhunderten. Sein Laub ist ein festes Dach gegen Regengüsse und Sonnenbrand. Lagere Dich unter ihm, freue Dich seiner Kühlung, seines Schutzes, horche auf die tausend Stimmen und Klänge, die alten Lieder in seinem Gipfel, aber wühle nicht nach seinen unergründlichen Wurzeln.

W. Alexis.

91. Heute.

Ich stehe an einem Bach und schaue in die Wellen, wie sie zittern und wie sie rennen, schnell fortzukommen; und ich schaue mit den Gedanken noch weiter, als die Augen reichen, dem Wasser nach. — Wo gehst du hin, Wellelein, und wo kommst du her? Du bist am Schwarzwald droben geronnen aus moosiger Quelle und bist ungesehen wild abgestürzt vom Felsgestein; und wie in Schweiß gekommen schäumt und schnauft es noch eine zeitlang im engen Thal und fließt dann besänftigt und süß durch schöne, weite Ebenen. Jetzt glänzt das Wasserflöckchen im Sonnenschein, und nachher versinkt es im Schatten von Weidengebüsch, und sechs Stunden später leuchtet es, wie ein mildes Flämmchen, röthlich und goldig im Abendroth. Die Sonne sinkt, aber die Welle wallt fort, bald stahlgrau und dunkel, bald weißblau im Mondschein, oder geht unter in schwarzer Nacht.

So geht es mehrmals fort und zuletzt stürzt das schwarzwilde Wassertröpflein in einen Fluß oder Strom und wird hinuntergeschwemmt ins Meer. Aber so groß und unergründlich das Meer auch ist, die kleine Welle versauft nicht darin und geht nicht verloren; und es giebt ein Auge, das jedem Tropfen im Meer nachkommt, woraus jene Welle zusammengesetzt war.

Man kann oft in Büchern lesen, die Zeit sei wie ein Fluß, und die Ewigkeit wie ein unendliches Meer. Nun denn, ein Tag im Menschenleben, ein Heute ist gerade so, wie eine kleine Welle, die im Bache schwimmt und sich hebt und glänzt und wieder versinkt.

Es quillt der Tag hervor aus der Nacht und dem Schlaf, glitzert und zittert eine Weile an der Helle und sinkt wieder hinab in die Nacht und den Schlaf. So ein Tag ist eine Spanne Zeit, ein Schritt, ein Pendelschlag, ein Ruck vorwärts. Jeder Tag ist eingeklemmt zwischen zwei Nächten; ein Tag kommt dem Alten zuletzt noch vor, wie wenn man im Finstern Feuer schlägt, wie wenn es in der Nacht blitzt.

O Mensch, du kannst die Uhr still stehen machen, aber nicht die Zeit und nicht dein Heute. Die Gelehrten sagen: die Erde mit allem,

was darauf ist, jage schneller im Weltraum fort, als eine losgeschossene Büchsenkugel, ohne daß wir es sehen. Das ist das stille Jagen, der stille Sturm der Zeit. Laß dein Leben nicht darin zerbröckeln und zerstäuben in verdorbene, nutzlos verlebte Tage. Jeder Tag wird auferstehen von den Todten ins ewige Leben, dir zum Gericht oder zur schönen Seligkeit. Aber du bist nur Herr und Eigenthümer des heutigen Tages; die vergangenen Tage sind unauslöschlich eingeätzt im Buch deines Lebens, und vielleicht kommt bald das letzte Blatt, dein letzter Tag; und der Sarg, in den sie dich legen, ist der Gedankenstrich zu deinem verflossenen Erdenleben; dann nagelt der Schreiner noch den eisernen Schlußpunkt hinein, der Todtengräber aber wirft den Streusand über dich hin mit seiner Schaufel. Gott behüte dich!

Alban Stolz.

92. Das Gras.

Wunderbar fröhlich wird es mir im Herzen, wenn ich einen schönen Rasen sehe. Es ist unbeschreiblich, wie ich das grüne Gras liebe; keine Pflanze, keine Blume liebe ich so herzlich, so mit wahrer Seelenfreude, als das grüne Gras. Zuweilen kann ich gar nicht müde werden, es anzusehen und mich daran zu ergötzen; und wenn ich es ansehe, freue ich mich recht, daß ich auf der Erde bin.

Ein grasreicher Boden und ein blauer Himmel — das ist meine höchste Herrlichkeit.

Schon in der Kindheit that es mir wohl, in der Bibel das Gras zu finden, und es hat mir die Bibel noch um vieles werther gemacht, daß darin das Gras so geehrt wird. Mit welcher Wonne las ich: „Und der Herr sprach: Die Erde lasse aufgehen Gras und Kraut!" Nun war ich ja auf der Erde zu Hause. Wie ging mir die Stelle ins Herz: „So doch Gott das Gras auf dem Felde kleidet!" Kaum vermochte ich mir Gott in einer rührendern Beziehung zu denken, als wie er das Gras auf dem Felde kleidet. Und wenn es in der Geschichte jener wundervollen Speisung heißt: „Es war an dem Orte viel Gras" — wie nahe trat dann diese Begebenheit an mein Herz — wie freundlich ein in den Kreis des menschlichen Lebens! wie war mir das Wundervolle so begreiflich!

Es ist nicht bloß das frische, dem Auge so erquickliche Grün, die Farbe der Hoffnung, was ich an dem Grase liebe. Es sprießt so üppig; der Segen des Himmels ist so recht an ihm sichtbar; es ist in so reicher Fülle vorhanden; wo nichts anderes mehr fortkommt, da gedeiht doch oft das Gras noch — ein Bild des wohlthätigen Ueberflusses und ein Pfand jeder milden Gabe der Natur.

Das Gras erfrischt sich zuerst und am meisten, wenn nach langer Dürre die fruchtbaren Tropfen fallen. Vor allem andern ergrünt im Frühling das Gras. Das erste grüne Gras, an warmen, quelligen Plätzen, wie erfreut es bis ins innerste Herz, dieses Zeichen der Wiedergeburt und der himmlischen Verheißung! Die Perlen des Thaues glänzen am zahlreichsten im grünen Grase.

Das Gras bekleidet so freundlich die mütterliche Erde; durch das Gras eben ist sie mir mütterlich. Wo nur Gras wächst, fühle ich mich daheim, selbst geschieden von allem, was mich sonst vertraulich umgiebt. Wo kein Gras wächst — o, wie öde und traurig! Was auch immer die Kunst da gethan habe, der Fluch scheint auf den Stellen zu ruhen, wo kein Gras gedeiht. Das weiche Gras bietet sich dem Müden, der keine andere Ruhestätte hat, zum erquickenden Schlummer.

Was die Erde nur irgend Liebes besitzt, das knüpft sich in meiner Phantasie an die Vorstellung des Grases. Aus dem Grase blinken die lieblichen Quellen. Durch duftreiches Gras rieseln die fröhlichen Bäche, und die holdesten Kinder der Natur blühen im Grase.

In der Jugend war das Gras mir Spiel- und Tummelplatz. Im Grase pflückte ich die Blumen. Auf das Gras gelagert — wie oft bin ich mit meinen Träumen in die ewigen Paradiese hinüber geschwebt!

Das Gras bedeckt auch die Gräber unsrer Todten; und o wie werth ist es mir da! Unter dem begrasten Hügel, so schwärmt das Gefühl, muß es sanft sich ruhen.

Einst auf mein Grab — keine Blumen: nur grünes Gras, dieses Bild des Lebens und der Hoffnung! F. Ehrenberg.

93. Die Nacht.

Die Nacht ist Verkünderin Gottes, denn sie deutet auf ihn, den Nimmermüden. — Es ist Nacht! sagen wir; Nacht in der Schöpfung! „Nun ruhen alle Wälder, es ruhen Stadt und Felder; es ruht die ganze Welt.“ — Aber verhält es sich so, wie es dem einfältig-frommen Sinne in diesem Liede däucht? — Ist die Erde das Universum? Und schlummert auch in den Höhen das Leben ein, wenn es hier unten schlafen geht? Ueberdies: ruhet denn die ganze Erde, wenn uns die Nacht grüßt? Wandert nicht des Tages wohlthätige Herrin, die Sonne, wenn sie uns verläßt, den Bewohnern der entgegengesetzten Erdhälfte zu? — Für wen ist Nacht, Staubgenossen? Für uns ist Nacht. Wir können einen Tag, der nimmer endet, noch nicht leben. Für Gott ist keine Nacht. „Denn auch Finsterniß ist nicht finster bei ihm. Die Nacht leuchtet, wie der Tag; Finsterniß ist wie das Licht.“ Und was ist denn, wenn Ihr wähnet, es ruhe alles auf der nachtumschatteten Erde? — Feiert nun die gesamte Thätigkeit? Werdet Ihr nun keine Spur des Lebens gewahr? Hat er nun weggenommen seinen Odem und zurückgezogen seine Hand, der allwaltende Weltgeist? Durchwandert die Finsterniß! Hört Ihr die Gesänge und den Reigen? Es ist eine fröhliche Schaar, die den Tanzsaal lieber hat als den Schlaf. Sehet Ihr den weitherstrahlenden Kerzenschein? Er umglänzt eine festliche Tafel, die noch lange nicht aufgehoben sein wird. Bemerkt Ihr das matte, einsame Licht dort? Es leuchtet einem stillen Denker, der in Nachforschungen sich vertieft hat; einem fleißigen Arbeiter, dem der Tag zu kurz ist für das lange Bedürfniß; einem armen Kranken, der die Stunden der Ruhe unter folternden Schmerzen durchkämpfen muß. — Gehet in einer Sommernacht über Feld! Hier zirpt eine Grille. Da schlägt

eine Wachtel. Dort summt ein Käfer. Da ruft es im Schilfrohr. Hier rauscht ein Wild aus dem Dickicht. Dort schallt es herüber wie Wächterhorn von den Hütten der Menschen. Ueber Euch hin schwirrt in ungewissem Flug die Eule, und im Gebüsch flüstern auf Euch nieder die Träume der schlafenden Vöglein. — Könntet Ihr vollends sehen, was Ihr nicht sehet, und hören, was Ihr nicht höret: wie würdet Ihr das Klopfen, das Treiben, das Schaffen, das geheime Regen und Bewegen wahrnehmen in allen Theilen der Natur! — Tretet hinaus in die Nachtluft. Der Wind hauchet auch über schlummernde Fluren, und der Strom predigt im Mondenschein, wie im Mittagsglanz. — Blicket empor in die Höhe! Die Sterne finden ihre Bahn, gleich der Sonne, und halten unverrückt ihre ewige Ordnung, wie die Feldblumen ihre Zeit. — Lauschet hinunter in die Tiefe! Während ihre Kinder schlafen, legt die Muttererde sie dichter an die nährende Brust, und frisches Gedeihen steigt in die Pflanzen, „daß die Bäume des Herrn voll Saft stehen und das Land voll Früchte werde, die Er schafft, daß da Gras wachse für das Vieh und Saat zu Nutze dem Menschen und der Wein erfreue des Menschen Herz und das Brot des Menschen Herz stärke." Oder bleibet ganz in der Nähe und weilet am Lager eines Schlummernden. Es ist alles stille. Aber die verborgene Lebenswerkstatt — o behorchet sie! Wie die Lungen arbeiten! Wie der Busen wallet! Wie der Odem flüstert! Wie das Herz klopfet! Wie die Pulse zittern! Wie die Wangen glühen! Wie das Blut umläuft und der Milchsaft seine Kanäle durchströmt zu des Leibes Erhaltung! Was bedarf es weiter Zeugniß? Ihr sehet: das Leben ruht in der Nacht. Aber nicht überall ruhet es. Und selbst, wo es ruhet, ist die Ruhe nur scheinbar. Mitten durch die Ruhe gleitet allenthalben Bewegung. Wer bewegt an seinem Herzen die Müden? Wer lebt, wo das Leben erloschen scheint? — Fallet nieder, Christen, und betet an, und empfindet, wenn Ihr Sprache nicht habet: „Er träget alle Dinge mit seinem kräftigen Wort, und sein Aufsehen bewahret unsern Odem. Es sind mancherlei Kräfte, aber es ist Ein Gott, der da wirket alles in allem." Wie viel verschlossene Augen auch die Nacht zeige: das Vaterauge ist offen. Der Vater ist, mitten unter den hunderttausend Schläfern, der Eine, der nie schläft, noch schlummert, der Hüter Israels, der nimmermüde Schutzgeist der Natur.

J. H. B. Dräseke.

94. Das Meer.

Aeußerlich minder gestaltenreich als die Oberfläche der Continente, bietet das Weltmeer bei tieferer Ergründung seines Innern vielleicht eine reichere Fülle des Lebens dar, als irgendwo auf dem Erdraume zusammengedrängt ist. Mit Recht bemerkt Charles Darwin, daß unsere Wälder nicht so viele Thiere bergen, als die niedrige Waldregion des Oceans, wo die am Boden wurzelnden Tanggesträuche der Untiefen oder die frei schwimmenden, durch Wellenschlag und Strömung losgerissenen Fucuszweige ihr zartes, durch Luftzellen emporgehobenes Laub entfalten. Durch Anwendung des Mikroskops steigert sich noch mehr, und auf eine bewunderns-

würdige Weise, der Eindruck der Allbelebtheit des Oceans, das überraschende Bewußtsein, daß überall sich hier Empfindung regt. In Tiefen, welche die Höhe unserer mächtigsten Gebirgsketten übersteigen, ist jede der aufeinander gelagerten Wasserschichten mit polygastrischen Seegewürmen, Cyclidien, Ophrydinen belebt. Hier schwärmen, jede Welle in einen Lichtsaum verwandelnd und durch eigene Witterungsverhältnisse an die Oberfläche gelockt, zahllose Scharen kleiner funkelnd-blitzender Leuchtthiere, Mammarien, Peredinium und kreisende Nereidinen. Die Fülle dieser kleinen Thiere und des animalischen Stoffes, den ihre schnelle Zerstörung liefert, ist so unermeßlich, daß das ganze Meerwasser für viele größere Seegeschöpfe eine nährende Flüssigkeit wird. — Wenn schon der Reichthum an belebten Formen, die Unzahl der verschiedenartigsten mikroskopischen und doch theilweise sehr vollkommenen Gebilde die Phantasie anmuthig beschäftigt, so wird diese noch auf eine ernstere, ich möchte sagen, feierlichere Weise angeregt durch den Anblick des Grenzenlosen und Unermeßlichen, welchen jede Seefahrt darbietet. Wer zu geistiger Selbstthätigkeit erweckt, sich gern eine eigene Welt im Innern baut, den erfüllt der Schauplatz des freien, offenen Meeres mit dem erhabenen Bilde des Unendlichen. Sein Auge fesselt vorzugsweise der ferne Horizont, wo unbestimmt wie im Duft Wasser und Luft an einander grenzen, in den die Gestirne hinabsteigen und sich erneuern vor dem Segler. Zu dem ewigen Spiel dieses Wechsels mischt sich, wie überall bei der menschlichen Freude, ein Hauch wehmüthiger Sehnsucht. — Hierzu nehme der denkende Mensch den wohlthätigen Einfluß, welchen unbestreitbar der Contact mit dem Weltmeer auf die Ausbildung des Wissens und Charakters vieler Völkerstämme, auf die Vervielfältigung der Bande, die das ganze Menschengeschlecht umschlingen sollen, auf die Möglichkeit zur Kenntniß der Gestaltung des Erdraums zu gelangen, endlich auf die Vervollkommnung der Astronomie und aller mathematischen und physikalischen Wissenschaften ausgeübt hat. Ein Theil dieses Einflusses war anfangs auf das Mittelmeer und die Gestade des südwestlichen Asiens beschränkt; aber von dem sechzehnten Jahrhundert an hat er sich weit verbreitet und auf Völker erstreckt, die fern vom Meere im Innern der Continente leben. Seitdem Columbus „den Ocean zu entfesseln gesandt war“ (so rief ihm auf seinem Krankenlager im Traumgesicht am Flusse Belem eine Stimme zu), hat auch der Mensch sich geistig freier in unbekannte Regionen gewagt.

A. v. Humboldt.

95. Erderschütterungen.

Die Wirkung eines feuerspeienden Berges, so furchtbar malerisch auch das Bild ist, welches sie den Sinnen darbietet, ist doch immer nur auf einen sehr kleinen Raum eingeschränkt. Ganz anders ist es mit den Erdstößen, die dem Auge kaum bemerkbar, bisweilen gleichzeitig in tausend Meilen Entfernung ihre Wellen fortpflanzen. Das große Erdbeben, welches am 1. Nov. 1755 Lissabon zerstörte und dessen Wirkungen der große Weltweise Immanuel Kant so trefflich nachgespürt hat, wurde in den Alpen, an den schwedischen Küsten, in den antillischen Inseln, in den großen Seen

von Canada, wie in Thüringen und in dem nördlichen Flachlande von Deutschland in kleinen Binnenwassern der baltischen Ebenen empfunden. Ferne Quellen wurden in ihrem Lauf unterbrochen; eine Erscheinung bei Erdstößen, auf die schon das Alterthum aufmerksam gemacht hatte. Die Teplitzer Thermen versiegten und kamen, alles überschwemmend, mit vielem Eisenocher gefärbt, zurück. In Candia erhob sich das Meer zu 60 Fuß Höhe, während in den kleinen Antillen die gewöhnlich nur 26 bis 28 Zoll hohe Flut urplötzlich tintenschwarz 40 Fuß hoch stieg. Man hat berechnet, daß am 1. November 1755 ein Erdraum gleichzeitig erbebte, welcher an Größe viermal die Oberfläche von Europa übertraf. Auch ist noch keine andere Kraft bekannt geworden (die mörderischen Erfindungen unseres eigenen Geschlechts mit eingerechnet), durch welche in dem kurzen Zeitraum von wenigen Secunden oder Minuten eine größere Zahl von Menschen (60,000 in Sicilien 1693, 30 bis 40,000 im Erdbeben von Riobamba 1797, vielleicht fünfmal so viel in Kleinasien und Syrien unter Tiber und Justin dem Aeltern um die Jahre 19 und 526) getödtet wurden. — Man hat Beispiele in der Andeskette von Südamerika, daß die Erde mehrere Tage hinter einander ununterbrochen erbebte; Erschütterungen aber, die fast zu jeder Stunde Monate lang gefühlt wurden, kenne ich nur fern von allen Vulkanen, am östlichen Abfall der Alpenkette des Mont Cenis, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, im Paschalik von Aleppo. — Wenn man Nachricht von dem täglichen Zustande der gesamten Erdoberfläche haben könnte, so würde man sich sehr wahrscheinlich überzeugen, daß fast immerdar an irgend einem Punkte diese Oberfläche erbebt, daß ein ununterbrochener Kampf des Innern gegen das Aeußere stattfindet. Die Häufigkeit und Allverbreitung einer Erscheinung, die wahrscheinlich durch die erhöhte Temperatur der tiefsten geschmolzenen Schichten begründet wird, erklärt ihre Unabhängigkeit von der Natur der Gebirgsarten, in denen sie sich äußert. Selbst in den lockersten Uferanschwemmungen von Holland sind Erdstöße empfunden worden. Es ist nur die Lage, die Schichtung, die mechanische Structur der Gebirgsarten, welche die Fortpflanzung der Bewegung (die Erschütterungswelle) modificirt. Wo letztere längs einer Küste oder an dem Fuß einer Gebirgskette in der Richtung derselben regelmäßig fortläuft, bemerkt man bisweilen, und dies seit Jahrhunderten, eine Unterbrechung an gewissen Punkten. Die Bewegung schreitet in der Tiefe fort, wird aber an jenen Punkten auf der Oberfläche nie gefühlt. Die Peruaner sagen von diesen unbewegten oberen Schichten, „daß sie eine Brücke bilden."

Der innere Zusammenhang der Erscheinung ist noch in Dunkel gehüllt. Elastische Flüssigkeiten sind es gewiß, die sowohl das leise, ganz unschädliche, mehrere Tage dauernde Zittern der Erdrinde, als die sich durch Getöse verkündenden, furchtbaren Explosionen verursachen. Der Herd des Uebels, der Sitz der bewegenden Kraft, liegt tief unter der Erdrinde; wie tief, wissen wir eben so wenig, als welches die Natur so hochgespannter Dämpfe sei. An zwei Kraterrändern gelagert, am Vesuv und auf dem thurmartigen Fels, welcher den ungeheueren Schlund des Pichincha bei Quito überragt, habe ich periodisch und sehr regelmäßig Erdstöße empfun-

den, jedesmal 20 bis 30 Secunden früher als brennende Schlacken oder Dämpfe ausgestoßen wurden. Die Erschütterung war um so stärker, als die Explosionen später eintraten und also die Dämpfe länger angehäuft blieben. In dieser einfachen, von so vielen Reisenden bestätigten Erfahrung liegt die allgemeine Lösung des Phänomens. — Die thätigen Vulkane sind als Schutz- und Sicherheitsventile für die nächste Umgegend zu betrachten. Die Gefahr des Erdbebens wächst, wenn die Oeffnungen des Vulkans verstopft, ohne freien Verkehr mit der Atmosphäre sind. Aber wie die gehemmte Thätigkeit der Vulkane auf die Erschütterung des Bodens wirkt, so diese wieder auf die vulkanischen Erscheinungen selbst. Eine Rauchsäule, die man Monate lang in Südamerika aus dem Vulkan von Pasto aufsteigen sah, verschwand plötzlich, als 48 Meilen weit im Süden (am 4. Februar 1797) die Provinz Quito das große Erdbeben von Riobamba erlitt. Nachdem lange in ganz Syrien, in den Cykladen und in Euböa der Boden erbebt hatte, hörten die Erschütterungen plötzlich auf, als sich in der lelantischen Ebene bei Chalcis ein Strom „glühenden Schlammes“ (Lava aus einer Spalte) ergoß. Der Geograph von Amasea, der uns diese Nachricht aufbewahrt, setzt hinzu: „Seitdem die Mündungen des Aetna geöffnet sind, durch welche das Feuer emporbläst, und seitdem Glühmassen und Wasser hervorstürzen können, wird das Land am Meeresstrande nicht mehr so oft erschüttert, als zu der Zeit, wo, vor der Trennung Siciliens von Unteritalien, alle Ausgänge in der Oberfläche verstopft waren.“

Ehe wir die große Erscheinung verlassen, müssen wir noch die Ursache des unaussprechlich tiefen und ganz eigenthümlichen Eindrucks berühren, welchen das erste Erdbeben, das wir empfinden, sei es auch von keinem unterirdischen Getöse begleitet, in uns zurückläßt. Ein solcher Eindruck, glaube ich, ist nicht Folge der Erinnerung an die Schreckensbilder der Zerstörung, welche unserer Einbildungskraft aus Erzählungen historischer Vergangenheit vorschweben. Was uns so wundersam ergreift, ist die Enttäuschung von dem angeborenen Glauben an die Ruhe und Unbeweglichkeit des Starren, der festen Erdschichten. Von früher Kindheit sind wir an den Contrast zwischen dem beweglichen Element des Wassers und der Unbeweglichkeit des Bodens gewöhnt, auf dem wir stehen. Alle Zeugnisse unserer Sinne haben diesen Glauben befestigt. Wenn nun urplötzlich der Boden erbebt, so tritt geheimnißvoll eine unbekannte Naturmacht als das Starre bewegend, als etwas Handelndes auf. Ein Augenblick vernichtet den Wahn des ganzeu früheren Lebens. Enttäuscht sind wir über die Ruhe der Natur; wir fühlen uns in den Bereich zerstörender, unbekannter Kräfte versetzt. Jeder Schall, die leiseste Regung der Lüfte spannt unsere Aufmerksamkeit. Man traut gleichsam dem Boden nicht mehr, auf den man tritt. Das Ungewöhnliche der Erscheinung bringt dieselbe ängstliche Unruhe bei Thieren hervor. Schweine und Hunde sind besonders davon ergriffen. Die Krokodile im Orinoco, sonst so stumm als unsere kleinen Eidechsen, verlassen den erschütterten Boden des Flusses und laufen brüllend dem Walde zu. — Dem Menschen stellt sich das Erdbeben als etwas Allgegenwärtiges, Unbegrenztes dar. Von einem speienden Krater, von einem auf unsere Wohnung gerichteten Lavastrom kann man sich entfernen; bei dem

Erdbeben glaubt man sich überall, wohin auch die Flucht uns ziehe, über dem Herd des Verderbens. Ein solcher Zustand des Gemüths, aus unsrer innersten Natur hervorgerufen, ist aber nicht von langer Dauer. Folgt in einem Lande eine Reihe von schwachen Erdstößen auf einander, so verschwindet bei den Bewohnern fast jegliche Spur der Furcht. An den regenlosen Küsten von Peru kennt man weder Hagel, noch den rollenden Donner und die leuchtenden Explosionen im Luftkreise. Den Wolkendonner ersetzt dort das unterirdische Getöse, welches die Erdstöße begleitet. Vieljährige Gewohnheit und die sehr verbreitete Meinung, als seien gefahrbringende Erschütterungen nur zwei- oder dreimal in einem Jahrhundert zu befürchten, machen, daß in Lima schwaches Erzittern des Bodens kaum mehr Aufmerksamkeit erregt, als ein Hagelwetter in der gemäßigten Zone.

A. v. Humboldt.

96. Ueber Naturgenuß.

I.

Wenn wir über die verschiedenen Stufen des Genusses nachdenken, welchen der Anblick der Natur gewährt, so finden wir, daß die erste unabhängig von der Einsicht in das Wirken der Kräfte, ja fast unabhängig von dem eigenthümlichen Charakter der Gegend ist, die uns umgiebt. Wo in der Ebene, einförmig, gesellige Pflanzen den Boden bedecken und auf grenzenloser Ferne das Auge ruht, wo des Meeres Wellen das Ufer sanft bespülen und durch Ulven und grünenden Seetang ihren Weg bezeichnen: überall durchdringt uns das Gefühl der freien Natur, ein dumpfes Ahnen ihres Bestehens nach inneren ewigen Gesetzen. In solchen Anregungen ruht eine geheimnißvolle Kraft; sie sind erheiternd und lindernd, stärken und erfrischen den ermüdeten Geist, besänftigen oft das Gemüth, wenn es schmerzlich in seinen Tiefen erschüttert oder vom wilden Drange der Leidenschaften bewegt ist. Was ihnen Ernstes und Feierliches beiwohnt, entspringt aus dem fast bewußtlosen Gefühle höherer Ordnung und innerer Gesetzmäßigkeit der Natur; aus dem Eindruck ewig wiederkehrender Gebilde, wo in dem Besondersten das Allgemeine sich spiegelt; aus dem Contraste zwischen dem sinnlich Unendlichen und der eigenen Beschränktheit, der wir zu entfliehen streben. In jedem Erdstrich, überall wo die wechselnden Gestalten des Thier- und Pflanzenlebens sich darbieten, auf jeder Stufe geistiger Bildung sind dem Menschen diese Wohlthaten gewährt. — Ein anderer Naturgenuß, ebenfalls nur das Gefühl ansprechend, ist der, welchen wir, nicht dem bloßen Eintritt in das Freie (wie wir tief bedeutsam in unserer Sprache sagen), sondern dem eigenthümlichen Charakter einer Gegend, gleichsam der physiognomischen Gestaltung der Oberfläche unseres Planeten verdanken. Eindrücke solcher Art sind lebendiger, bestimmter und deshalb für besondere Gemüthszustände geeignet. Bald ergreift uns die Größe der Naturmassen im wilden Kampfe der entzweiten Elemente oder, ein Bild des Unbeweglich-Starren, die Oede der unermeßlichen Grasfluren und Steppen, wie in dem gestaltlosen Flachlande der neuen Welt und des nördlichen Asiens; bald fesselt uns, freundlicheren Bildern hingegeben, der

Anblick der bebauten Flur, die erste Ansiedelung des Menschen, von schroffen Felsschichten umringt, am Rande des schäumenden Gießbachs. Denn es ist nicht sowohl die Stärke der Anregung, welche die Stufen des Naturgenusses bezeichnet, als der bestimmte Kreis von Gedanken und Gefühlen, die sie erzeugen und welchen sie Dauer verleihen.

Darf ich mich hier der eigenen Erinnerung großer Naturscenen überlassen, so gedenke ich des Oceans, wenn in der Milde tropischer Nächte das Himmelsgewölbe sein planetarisches, nicht funkelndes Sternenlicht über die sanftwogende Wellenfläche ergießt; oder der Waldthäler der Cordilleren, wo mit kräftigem Triebe hohe Palmenstämme das düstere Laubdach durchbrechen und als Säulengänge hervorragen, ein Wald über dem Walde: oder des Pics von Teneriffa, wenn horizontale Wolkenschichten den Aschenkegel von der untern Erdfläche trennen, und plötzlich durch einen Riß, den der aufsteigende Luftstrom bildet, der Blick von dem Rande des Kraters sich auf die weinbekränzten Hügel von Orotava und die Hesperidengärten der Küste hinabsenkt. In diesen Scenen ist es nicht mehr das stille, schaffende Leben der Natur, ihr ruhiges Treiben und Wirken, das uns anspricht; es ist der ureigene Charakter der Landschaft, ein Zusammenfließen der Umrisse von Wolken, Meer und Küsten im Morgendufte der Inseln; es ist die Schönheit der Pflanzenformen und ihrer Gruppirung. Denn das Ungemessene, ja selbst das Schreckliche in der Natur, alles, was unsere Fassungskraft übersteigt, wird in einer romantischen Gegend zur Quelle des Genusses. Die Phantasie übt dann das freie Spiel ihrer Schöpfungen an dem, was von den Sinnen nicht vollständig erreicht werden kann; ihr Wirken nimmt eine andere Richtung bei jedem Wechsel in der Gemüthsstimmung des Beobachters. Getäuscht glauben wir von der Außenwelt zu empfangen, was wir selbst in diese gelegt haben.

Wenn nach langer Seefahrt, fern von der Heimat, wir zum erstenmal ein Tropenland betreten, erfreut uns, an schroffen Felswänden, der Anblick derselben Gebirgsarten, die wir auf europäischem Boden verließen; aber diese wohlbekannte Erdrinde ist mit den Gestalten einer fremdartigen Flora geschmückt. Da offenbart sich uns, den Bewohnern der nordischen Zone, von ungewohnten Pflanzenformen, von der überwältigenden Größe der tropischen Gebilde und einer exotischen Natur umgeben, die wunderbar aneignende Kraft des menschlichen Gemüthes. Wir fühlen uns so mit allem Lebendigen verwandt, daß, wenn es auch anfangs scheint, als müsse die heimische Landschaft, wie ein heimischer Volksdialekt, uns zutraulicher und durch den Reiz einer eigenthümlichen Natürlichkeit uns inniger anregen, als jene üppige Pflanzenfülle, wir uns doch bald in dem Palmenklima der heißen Zone eingebürgert glauben. Durch den geheimnißvollen Zusammenhang aller organischen Gestaltung erscheinen unserer Phantasie jene fremden Formen wie erhöht und veredelt aus denen, die unsere Kindheit umgaben. So leiten dunkle Gefühle und die Verkettung sinnlicher Anschauungen, wie später die Thätigkeit der combinirenden Vernunft zu der Erkenntniß, welche alle Bildungsstufen der Menschheit durchdringt, daß ein gemeinsames, gesetzliches und darum ewiges Band die ganze lebendige Natur umschlinge.

II.

Der großartige Charakter einer Gegend ist vorzüglich dadurch bestimmt, daß die eindrucksreichsten Naturerscheinungen gleichzeitig vor die Seele treten, daß eine Fülle von Gedanken und Gefühlen gleichzeitig erregt werde. Den mannigfaltigsten und reichsten Stoff für diese Art der Betrachtungen gewährt die landschaftliche Natur im südlichen Asien oder im neuen Continent, da wo hohe Gebirgsmassen den Boden des Luftmeeres bilden, und wo dieselben vulkanischen Mächte, welche einst die lange Andesmauer aus tiefen Erdspalten emporgehoben, jetzt noch ihr Werk zum Schrecken der Anwohner oft erschüttern.

Wenn man als ein Spiel der Phantasie den Pilatus auf das Schreckhorn, oder unsere sudetische Schneekoppe auf den Montblanc aufthürmt, so hat man noch nicht eine der größten Höhen der Andeskette, den Chimborazo, der die doppelte Höhe des Aetna erreicht; wenn man auf den Chimborazo den Rigi oder den Athos thürmt, so schaffen wir uns ein Bild von dem höchsten Gipfel des Himalayagebirges, dem Dhawalagiri. Obgleich das indische Gebirge in der Größe seiner kolossalen Massen die Andeskette weit übertrifft, so gewährt ihr Anblick doch nicht die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, welche die Cordilleren von Südamerika charakterisiren. Höhe allein bestimmt nicht den Eindruck der Natur. Die Himalayakette liegt schon weit außerhalb der Grenze tropischer Klimate. Kaum verirrt sich eine Palme bis in die schönen Thäler der Vorgebirge von Nepaul und Kumaon. Unter dem 28sten und 34sten Grade der Breite, am Abhange des alten Paropamisus, entfaltet die vegetabilische Natur nicht mehr die Fülle baumartiger Farrenkräuter und Gräser, großblütiger Orchideen und Bananengewächse, welche unter den Wendekreisen bis zu den Hochebenen hinaufsteigen. Unter dem Schatten der cederartigen Deodwara-Fichte und großblätteriger Eichen bedecken das granitartige Gestein europäische und nordasiatische Pflanzenformen. Es sind nicht dieselben Arten, aber ähnliche Gebilde: Wachholder, Alpenbirken, Gentianen, Parnassien und stachelige Ribesarten. Dem Himalaya fehlen die wechselnden Erscheinungen thätiger Vulkane, welche in der indischen Inselwelt drohend an das innere Leben der Erde mahnen. Auch fängt, wenigstens an seinem südlichen Abhange, wo die feuchtere Luft Hindustans ihren Wassergehalt absetzt, der ewige Schnee meist schon in der Höhe von 11 bis 12,000 Fuß an, und setzt so der Entwickelung des natürlichen Lebens eine frühere Grenze, als in den Aequinoctialgegenden von Südamerika, wo der Organismus fast 2600 Fuß höher verbreitet ist.

Die dem Aequator nahe Gebirgsgegend hat einen andern nicht genug beachteten Vorzug: es ist der Theil der Oberfläche unseres Planeten, wo im engsten Raume die Mannigfaltigkeit der Natureindrücke die höchste Stufe erreicht. In der tiefgefurchten Andeskette von Neu-Granada und Quito ist es dem Menschen gegeben, alle Gestalten der Pflanzen und alle Gestirne des Himmels gleichzeitig zu schauen. Ein Blick umfaßt Heliconien, hochgefiederte Palmen, Bambusen und über diesen Formen der Tropenwelt: Eichenwälder, Mespilus-Arten und Doldengewächse, wie in unserer deutschen Heimat; ein Blick umfaßt das südliche Kreuz, die Magelhanischen

Wolken und die leitenden Sterne des Bären, die um den Nordpol kreisen. Dort öffnen der Erde Schoß und beide Hemisphären des Himmels den ganzen Reichthum ihrer Erscheinungen und verschiedenartigen Gebilde; dort sind die Klimate, wie die durch sie bestimmten Pflanzenzonen schichtenweise über einander gelagert; dort die Gesetze abnehmender Wärme, dem aufmerksamen Beobachter verständlich, mit ewigen Zügen in die Felsenwände der Anden, am Abhange des Gebirges, eingegraben.

Sind die tropischen Länder eindrucksreicher für das Gemüth durch Fülle und Ueppigkeit der Natur, so sind sie zugleich auch vorzugsweise dazu geeignet, durch einförmige Regelmäßigkeit in den meteorischen Processen des Luftkreises und in der periodischen Entwickelung des Organismus, durch scharfe Scheidung der Gestalten bei senkrechter Erhebung des Bodens, dem Geiste die gesetzmäßige Ordnung der Himmelsräume, wie abgespiegelt in dem Erdleben, zu zeigen. — In den heißen Ebenen, die sich wenig über die Meeresfläche der Südsee erheben, herrscht die Fülle der Pisanggewächse, der Cycadeen und Palmen; ihr folgen, von hohen Thalwänden beschattet, baumartige Farren und in üppiger Naturkraft, von kühlem Wolkennebel unaufhörlich getränkt und erfrischt, die Cinchonen, welche die wohlthätige Fieberrinde geben. Wo der hohe Baumwuchs aufhört, blühen, gesellig an einander gedrängt, Aralien, Thibaudien und myrtenblättrige Andromeden. Einen purpurrothen Gürtel bildet die Alpenrose der Cordilleren, die harzreiche Befaria. Dann verschwinden allmählich, in der stürmischen Region der Paramos, die höheren Gesträuche und die großblütigen Kräuter. Rispentragende Monokotyledonen bedecken einförmig den Boden: eine unabsehbare Grasflur, gelb leuchtend in der Ferne; hier weiden einsam das Kameelschaf und die von den Europäern eingeführten Rinder. Wo die nackten Felsklippen trachytartigen Gesteins sich aus der Rasendecke emporheben, da entwickeln sich bei mangelnder Dammerde nur noch Pflanzen niederer Organisation: die Schaar der Flechten, welche der dünne, kohlenstoffarme Luftkreis dürftig ernährt, Parmelien, Licedeen und der vielfarbige Keimstaub der Leprarien. Inseln frisch gefallenen Schnees verhüllen hier die letzten Regungen des Pflanzenlebens, bis scharf begrenzt die Zone des ewigen Eises beginnt. Durch die weißen, wahrscheinlich hohlen, glockenförmigen Gipfel streben, doch meist vergebens, die unterirdischen Mächte auszubrechen. Wo es ihnen gelungen ist durch runde, kesselförmige Feuerschlünde oder langgedehnte Spalten mit dem Luftkreise in bleibenden Verkehr zu treten, da stoßen sie fast nie Laven, aber Kohlensäure, Schwefeldünste und heiße Wasserdämpfe aus.

A. v. Humboldt.

97. Der Frühling.

I.

Es flogen die Vögel davon im vorigen Jahre, zu einer Zeit, da die Sonne noch warm über unsern Häuptern schien, da noch keine Stürme die Nacht furchtbar machten, da noch ein großer Ueberfluß auf unseren Weiden und Felbern für sie bereit lag. Sie ließen sich nicht verlocken, länger zu bleiben. Sie flogen davon und sahen den allgemeinen Tod nicht, entflogen ihrem eigenen Tod. Viele tausend Geschöpfe ihrer und anderer Art, die

ihnen nicht folgen konnten, gruben sich verborgen ihr Grab und legten sich selbst hinein, als glaubten sie, daß Gott sie wieder wecken werde aus dem langen Winterschlaf. Denn allmählich fing auch die Erde an zu altern, die Mutter der Lebendigen. Die grüne Farbe wurde blässer, die gelbe Saat brachte der Ackersmann in seine Scheunen, täglich ward die Stoppel weißer. Zuletzt suchte das Vieh auch seinen Stall wieder, das draußen nicht mehr dem Frost und dem Hunger widerstehen konnte. Länger ward die Nacht als der Tag und immer dunkler. Des Lichts und der Wärme beraubt, fiel das Laub von den Bäumen, ein Spiel der Winde. Heftiger wehten die Winde und schlugen Wellen zwischen den Feldern auf den ausgetretenen, breiten Gräben. Der Himmel war nicht freundlich mehr, daher trauerte die Erde. Alle Gewächse hatte sie verloren, ihre liebsten Kinder; sie war allein noch, und starb auch. Stirbst du, sprach der Himmel, so will ich dir ein Sterbekleid anziehen, und er bedeckte die Erde mit dem schönsten Weiß, mit seinem reinen Schnee. Der Sperling, der fast allein sah es an; er verließ nun auch die Felder, die ihm kein Körnlein mehr geben konnten, er suchte die Wohnungen der Menschen. Wir aber blickten hinaus in die öde, stille, todte, todtenstille Natur und fragten uns: „Werden wir den Frühling erleben?“ Manchen Bruder und manche Schwester mußten wir in die harte Erde begraben. Uns leuchtet noch der Augen Licht, wir sehen mit gefühlvollem Blick den Frühling an, der da ist ein Lebengeber der ganzen Natur.

Ueberall ist Leben, junges, frisches, fröhliches Leben, zwar nach einem Kampfe, der mehrere Wochen gedauert hat. Der kalte Ost widerstand lange dem sanften Weste. Doch die Vögel waren gewiß, daß dieser bald siegen würde, daher sang die Lerche längst ihren Jubel, daher kam der Storch in die Armuth unserer Gegend, wohl wissend, wie reich sie bald würde, und unsere Kinder wurden von schwachen Sonnenstrahlen auf ihre Spielplätze gelockt, in ihrem Blute fühlend, daß der Frühling käme. Nun ist er da. Der schwere Kampf zwischen Leben und Tod ist ausgekämpft. Alles lebt, die ganze Natur lebt wieder. Sehet hinaus! Die Erde trägt Grün, täglich wächst die junge Saat höher, immer dichter wird das Gras, das Leben kocht in Pflanzen und Bäumen, jeden Morgen hat sich eine neue Blume aufgethan, jeden Morgen haben sich tausend Blüten entfaltet, Millionen liegen an der Brust der Natur und saugen Leben ein, Millionen, unzählige Millionen Pflanzen und Samenkörner werden von Gärtners und Landmanns Händen ihr an die Brust gelegt, daß sie denselben Leben gebe, mit zu schmücken den Garten, mit zu zieren das Feld, mit zu füllen dereinst die Scheuren der Menschen. Alles lebt. Wo kommt ihr her, die wir todt glaubten? Du Gewürm, erstarrt und begraben, durchbrichst die Erde, die dich bedeckte, und wimmelst umher, wohin wir nur den Fuß setzen. Woher ihr Mücken im Sonnenstrahl? Wir sahen euch lange nicht, und nun schwärmen Wolken von euch auf jedem Pfade. Ihr Bienen des Stocks, wer weckt euch aus dem trägen, tiefen Schlummer, daß ihr jetzt voll regen Lebens um jeden Blumen- und Blütenkelch summet? Ihr Fische in den Gründen, wer ruft euch herauf an den klaren Wasserspiegel? Und ihr Vögel in den Lüften, wer locket euch aus euren Todeshöhlen hervor in

bunter Zahl, daß ihr jetzt die Höhe bevölkert und den stillen Morgen mit euren Liedern begrüßt? Das thut der Frühling, der da ist ein Lebengeber der ganzen Natur.

II.

Weiter nenne ich den Frühling den Freudengeber, den Freudengeber aller Lebendigen. Tritt heraus, o Mensch, tritt heraus aus den Winkeln des Grames, aus den Kammern des Trübsinns. Denn du allein kannst nur grämlich und trübsinnig sein. Tritt in die Natur und freue dich, wie alles sich freut, was einen lebendigen Odem hat. Höre den Vogelgesang! ist er nicht der Freuden Stimme und Klang? Siehe das Vieh dort auf der Weide! hüpfet es nicht vor Lebensfreude? Und das brüllende Rind im Stall will heraus in das Freudenall! Fröhlich schwirret's in den Lüften, fröhlich regt sich's in den Klüften! Auf Gottes Erde kein Winkel ist, wo nicht ein frohes Wesen ist. Welcher Mensch einen Kummer trägt, der ist schuldig, ihn zu vergessen, um der allgemeinen Freude willen; er darf nicht mit schwerem Herzen und verweinten Augen umhergehen, wo sich fröhliche Geschöpfe mit heiterem Blick begrüßen. Und welchen Kummer der Mensch auch tragen möge, so beut ihm die Natur für jeden sichere Heilmittel an. Findet er verworren die Fäden seines Lebens und zweifelhaft den Ausgang: hier ist Ordnung und weiser Plan, durch Jahrtausende tausendfach bewährt. Klagt er über Verlassenheit und vergebliches Suchen nach einem Freunde: die Natur ruft ihn, zieht ihn in ihre Arme und kühlt sein brennendes Herz mit lindem Frühlingswehen. Preßt ihn die Enge des Lebens und menschlicher Thaten Kleinheit: hier wird die Brust frei in dem Unendlichen und das Herz groß, wo er sieht, daß durch das Schwache ein starker Geist wirket. Macht ihn traurig der Weggang des Irdischen: hier sieht er es wieder kommen in einer verjüngten Gestalt. Sorget er, was er essen und trinken, womit er sich kleiden soll: hier sieht er die Vögel unter dem Himmel und denkt: Ich bin doch viel mehr denn sie! Ja, mein Freund, es sorgt die Natur für dich, es arbeitet der Frühling für dich auch, für dich giebt er der Erde ihre Fruchtbarkeit wieder und den Saaten herrliches Wachsthum. Hast du kein Feld, so laß es dich freuen, daß andere reichlich ernten werden. Gottes Hand ist die erste, ihre Hand die zweite, du wirst von ihnen empfangen und nicht darben. Der Frühling ist ein Freudengeber aller Lebendigen. So viel Sinne du hast, so viele Freuden reicht er dar. Du siehst der Farben prächtiges Spiel, du hörst der Stimmen reizenden Ton, du riechst der Blumen lieblichen Duft, du kostest der jungen Pflanzen milden Geschmack, du fühlst der Sonne wärmende Kraft und die sanfte Kühlung im Winde. Ja, wären dir alle Sinne verschlossen und allein das Auge nur klar, so hättest du noch unzählige Freuden. Ach, was gäbe der blinde Mann darum, wenn er könnte den Frühling sehen!

III.

Die niedere Welt ist ein Spiegel der höheren, klarer und dunkler, nachdem die Stufen einander näher und ferner sind. Die ganze Natur

wirst das Bild der Menschheit mit deren Wesen, Streben und Vermögen zurück. So sind die Jahreszeiten auffallend ein Bild des menschlichen Lebens, und der Frühling, o Jugend, ist dein Bild. Eben wie der Sommer den Mann und der Herbst den Greis darstellt. Die schönste Zeit, der Frühling, o Jugend, ist dein, und weiche nicht von der Wahrheit des Bildes. Schaue, wie die Natur sich reget und treibt in dieser Frühlingszeit, so sollst auch du jetzt dich regen und treiben. Verschlafe, verschleiche doch ja die kostbaren Stunden nicht! Du bist zum Wirken geboren. Immer kürzer werden die Nächte, die Tage lebendiger und arbeitsvoller, so sollst auch du wenig ruhen, viel thun. O sieh die große Mannigfaltigkeit von Kräften und Trieben in Gottes Natur, zum Theil eben erwacht, zum Theil noch schlummernd, aber von Tage zu Tage mehr erwachend und ihr Werk beginnend: gleichermaßen hat der Schöpfer dich ausgerüstet. Du weißt nicht, was du kannst; du ahnest nicht, was durch dich geschehen soll: o sorge, daß einst wirklich geschehe durch dich, wozu du bestimmt bist, und schwäche deinen Leib nicht durch Unmäßigkeit, deine Seele durch blindes Spiel um große Summen, schwäche Leib und Seele nicht durch Wollust. Du siehst den Fruchtbaum voll tausend Knospen und Blüten, es kommen auch die Blätter hervor, sie zu decken und die zarte Frucht vor dem Schädlichen: so decke du dich vor dem Bösen mit Scham und Sittsamkeit. Viele Hoffnungen auf einmal zerstört ein Nachtfrost: hüte dich, hüte dich vor dem Schauer einer verruchten That, der viele Hoffnungen vor deiner schönen Seele auf einmal vernichten würde. Traurig ständen deine Eltern und Lehrer dann, wie wenn ein Gärtner die Frucht des Jahres verloren sieht. Blüten, die Frucht bringen, treibt der Frühling heraus, aber auch Blumen: darnach sollst du nicht schlechterdings arbeiten und von jeder That angeben können, was sie nützt und einbringt. Unter dem Roggen steht die blaue Blume: Tage voll Anstrengungen unterbrich mit Stunden der Ergötzung. Freue dich in deiner Jugend und laß dein Herz guter Dinge sein, wenn deine Freude nur, wie die Blumen, unschuldig sind. Schnell fliehen die Wochen des Frühlings dahin und kaum bemerkt: schnell fliehen auch die Jahre der Jugend dahin. Wisse darum! wisse darum! und sorge, daß du nichts versäumest und weniges bereuest. K. Harms.

98. Der Sommer.

Wenn jemand versetzt würde mit einemmal aus dem Winter mitten in den Sommer hinein und er dann ließe seine Augen umhergehen, sollte dem nicht des Sommers Fülle gegen die Armuth des Winters am ersten und meisten auffallend sein und ihm eine hohe Bewunderung abnöthigen? Aber die wir es allmählich haben voll werden sehen, können auch nicht deswegen bei einem solchen Anblicke gleichgültig bleiben, bewundern ebenfalls, ungeachtet die Geschöpfe nach einander herangekommen sind, alle Tage mehr, und die Nahrung der Geschöpfe mit jeder Nacht häufiger geworden ist, diese zwiefache Fülle. Denn wir gedenken dessen auch wohl, welch ein Tod gelegen war auf der Erde in den Wintermonaten, wo außer dem Menschen und seinem Vieh im Stalle nur wenig Leben in der Natur gefunden wurde, von den kleineren Geschöpfen, die kein Jahr alt werden,

kaum ein einziges. Jetzt aber, wie groß deren Zahl! Kaum, daß man ein Blatt findet, das nicht zahlreich bewohnt wäre! Kaum, daß wir einen Schritt thun können, ohne Lebendiges vor unsern Füßen wahrzunehmen! Wolken von kleinem Geflügel spielen im Sonnenschein! Nirgends, nirgends, o Mensch, bist du in dieser Welt allein. Es wühlt unter deinem Sitze; es zirpt dir zur Seite; es schwebt über deinem Haupte; es singt hinter dir; es flattert vor dir; überall ist des Lebendigen Fülle zu dieser Sommerzeit. Es sind Wesen, die mit sein wollen auf dieser Erde nach ihres Schöpfers Willen; denen er angewiesen hat ihren Ort; denen er gegeben hat zum Bedürfniß die Werkzeuge, es zu befriedigen; denen mehrere oder wenigere Sinne aufgethan sind, weiter zu dringen als zu dem, was sie berühren; die den Schmerz und die Freude kennen und die Freude suchen wie du, o Mensch, und dir verwandt sind. Wolltest du verachten derselben eines? nicht eines Anblickes, nicht eines Gedankens sie würdigen?

Du kannst hundert tödten mit einem Fußtritt, aber auch ein einziges bilden? Nein, mußt du bekennen, dazu gehört eine Gotteshand, Gottes Allmachtshand; wie stark auch dein Arm, wie behende deine Finger und Werkzeuge, wie kunstreich dein Verstand ist, so kannst du kein einziges schaffen, von welchen Gott so viele tausendmal tausend geschaffen hat, dermaßen, daß du nicht zählen kannst, wie weit du mit deinem Auge nur reichst, nicht zählen kannst, wie viel auf einem einzigen Baume nur lebet, denn es ist allenthalben voll von allerlei Art, woget und treibet, wimmelt und summt in lauter Fülle, Lebensfülle, zur Sommerszeit. Das nöthigt uns eine hohe Bewunderung ab.

Und aller Augen warten auf Ihn, daß er ihnen Speise gebe. Gott giebt auch. Sehet die Fülle von Nahrung zur Sommerszeit und bewundert den Schöpfer! Stellet euch die Erde leer vor, wie sie es ist zur Winterszeit, und denket euch auf die leere, nackte Erde alle die Millionen Lebendiger, deren Leben entfleucht, sobald die Nahrung gebricht; gedenket des Rindes, welche Haufen eines schon braucht, um versorgt zu werden ein Jahr lang, und so viele Tausende sollen doch Nahrung haben: muß da nicht die ganze Erde bedeckt werden mit Speise? nicht genug, — mit Speise, die sich jeden Morgen vermehrt und erneuet hat? Wie wir es auch finden! Die ganze Erde ist überzogen mit einem Teppich, ist wie ein Tisch, der nicht leer wird, da Gottes Hand immer von neuem aufträgt. Und er sättigt alles mit Wohlgefallen. Die Raupe findet ihr Blatt, die Biene ihren Blütenkelch, das Rind sein Futter und der Mensch sein Brot. O Gott, welche Wunder verrichtest du zur Sommerzeit! wie weit thust du deine milde Hand auf. Wir übersehen's nicht, verstehen's nicht, aber bewundern können wir deine Weisheit und Allmacht in solcher Lebens- und Nahrungsfülle. Das sei denn unsere Feier in mancher Stunde!

K. Harms.

99. Der Herbst.

I.

Konnten wir es denn ohne Gedanken ansehen, da der Storch, welcher sich bei uns eingefunden hatte und seine Jungen hier aufzog, wieder von

uns wegreisete, als wenn er gerufen wäre? oder die Schwalbe, die Freundin der Menschenwohnungen, uns verließ, wir wissen nicht, wohin? Können wir's denn ohne Gedanken, ohne Wehmuth ansehen, wie ein Feld nach dem andern leer geworden ist, der Wind über die Stoppel fährt, die Blumen verschwunden sind, das Laub von den Bäumen fällt? Wir erinnern uns an die Schönheit des Frühlings, den prangenden Schmuck der Natur; wir erinnern uns an die Fülle des Sommers, den Reichthum auf allen Aeckern und Weiden; wo ist dieser Reichthum und jene Schönheit geblieben? Wir sehen jetzt wenig mehr als die nackte Erde, und auf dieser nackten Erde steht der Herbst als ein Prediger der Vergänglichkeit nach dem Salomonischen Text: Alles ist eitel. Und er ruft weiter als über die Natur, er ruft's in unsere eigene Natur, in unsere Welt und unser Leben hinein: So enden auch eure Freuden. Er predigt uns: O ihr Kurzsichtigen, wie betrüget ihr euch, die ihr meinet, es bleibe euch lange, es bleibe euch ewig, was doch so schnell entfleucht! Ihr Thoren, die ihr viel sorget um Dinge, welche nur einen Augenblick währen, von denen ihr einen Tag saget: sie sind mein — und den andern schon hinzusetzen müsset: gewesen! Wessen freuet ihr euch? Alles, worin Regung und Leben ist, hat seine Jahreszeiten und seinen Herbst, gleich wie die Natur. Du freuest dich deines Frühlings, o Jüngling? du dich deiner Rosenzeit, Jungfrau? Denke, wie schnell sie vorübergehet, in den Sommer, in den Herbst hinein, da keine Rosen mehr sind. Du stehst in des Sommers regsamer Kraft, o Mann; aber auch die Natur in dir kommt eilig zu der Reife, dann wirst du weggemäht, wie ein Kornhalm von der Hand des Schnitters. Du freust dich deiner Kinder als eines bleibenden Gutes und betrachtest mit Wohlgefallen den immer schöner, immer voller werdenden Lebens-Garten? O sieh, wie alle Blumen verblühet sind, wie des Baumes Schmuck, sein Laub, ihm entfallen ist, nun vor den Füßen raschelt und Erde wird, was Erde war: so verblüht und vergeht alles Leben! spricht der Herbst, der Prediger der Vergänglichkeit.

II.

Immer kälter die Luft, immer rauher die Winde, immer kürzer die Tage, das ist der Herbst, welcher spricht: Was du thun willst, das thue bald! Du kannst nicht graben in Frost, du kannst in den Schnee nicht säen. Wenn wir in diesen Wochen das Feld betrachten, welcher Fleiß und welche Arbeit, zu der das Tageslicht kaum hinreicht, stellt sich uns vor Augen! Das macht der Herbst, welcher ist ein Treiber zu Fleiß und Arbeit. Die späten Früchte, mit welcher Aufmerksamkeit und Hastigkeit werden sie geerntet! Die spätern Saaten, des Ackers Bereitung aufs nächste Jahr, mit welcher Anstrengung der Menschen und des Viehes werden sie beschafft! Mond- und Sternenlicht muß dazu leuchten, weil die Sonne nicht mehr lange genug scheint! Und wer im Sommer behindert worden oder in den früheren Erntetagen, wie geschäftig sehen wir den jetzt, noch zu sammeln, was zu sammeln ist, daß er habe auf den Winter, welcher nur zehrt und nicht nährt, und noch zu thun, wozu es bald die Zeit nicht

mehr sein wird! Aber lasset den Herbst doch nicht allein für den Landbebauer und Landbewohner einen Treiber zu Fleiß und Arbeit sein, er sei es für alle, da einem jeden sein Feld ja angewiesen ist. Nämlich sein Amt, sein Geschäft, sein Beruf ist einem jeden sein Feld, und schon das Kind, welches noch zur Schule geht, soll arbeiten auf diesem seinen Felde. Laßt uns den Treiber hören! Er spricht: Was du thun willst, das thue bald. Du willst Samen streuen in die Seelen deiner Söhne und Töchter: so säume nicht, bis es zu spät wird, bis ihre Seelen verhärtet sind! Der Herbst sagt uns, daß der Winter komme. — Du willst an deiner eigenen Besserung arbeiten. O daß es dein redlicher Wille wäre! Drum säume nicht, es möchte der Tod zu schnell kommen und dich ins Grab ziehen als einen Sünder vor Menschen und vor Gott. Siehe, wie jetzt alles in der Natur zu Grabe geht. — Du willst von nun an dein Amt gewissenhafter führen, nicht länger hören des Vortheils Ruf und der Bequemlichkeit Lockung. O höre auch den Treiber zu Fleiß und Arbeit, höre, was der Herbst spricht: Eile, eh der Winter des Lebens kommt und dir unmöglich macht auszuführen, was du jetzt beschließest! Da wollte noch mancher Landmann sein Feld bestellen und ist zu spät gekommen. — Du willst noch Menschen glücklich machen, wie du Gelegenheit und Vermögen dazu hast: zögre nicht! Es kann bald Schnee und zu viel Schnee auf dich fallen, Stürme der Zeit können dich erreichen, daß du selber kaum stehen, selber kaum fortkommen kannst. Wegen herbstlichen Unwetters kommt manche Feldarbeit nicht zu Stande. — Du willst für die Deinen noch eine gute That thun; was du thun willst, das thue bald, ist die Herbstlehre. Eben hing jenes Blatt noch am Baume fest, jetzt ist es abgefallen. So schnell kannst du auch, wie ein Blatt, abfallen vom Baume des Lebens. Ach, sehet und zählet, wenn ihr sie zählen könnt, die Unglücklichen, welche zu spät gekommen sind, weil sie die Lehre des Herbstes nicht achteten: die bekümmerten Eltern, welche den Sinn der Kinder nicht mehr zu beugen im Stande sind, — die verstockten Sünder, in deren Gemüth weder die Schärfe des Gesetzes, noch die Wärme des Evangeliums einzudringen vermag, — die Trägen im wichtigen Amt, die säen wollten, als sie das Feld ihrer Wirksamkeit völlig hatten verwildern lassen und die Zeit zur Reinigung desselben verschwunden war, — die säumigen Menschenfreunde, welche die Klagen der Unglücklichen lange ohne Rührung angehört hatten und erst kamen, da es zu spät war. O höret ihn doch, die ihr noch Zeit habet, den Treiber zu Fleiß und Arbeit. K. Harms.

100. Der Winter.

I.

Was der Apostel Johannes 1. 2, 17. im allgemeinen sagt: „Die Welt vergehet mit ihrer Lust“ das können wir insbesondere von der Natur und während ihrer gegenwärtigen winterlichen Erscheinung mit auffallender Wahrheit sagen: Die Welt vergehet mit ihrer Lust. Wir erinnern uns wohl der grünen Farbe, welche die Natur drei Vierteljahr getragen hat; wir erinnern uns wohl der vielen tausend Blumen, ver-

schieden an Wuchs, Ansehn und Wohlgeruch, die Felder und Weiden schmückten; der schönen Blüten, unzählige schon auf einem einzigen Fruchtbaume, die in Roth und Weiß über unsern Gärten prangten; wir erinnern uns wohl des Morgenlebens munterer Vögel, wie sie, verschieden an Gestalt, an Art und Ton, in heiliger Frühstunde den Vater des Lebens priesen; wir erinnern uns des Segens der Aecker — welch eine Lust war es, ihn anzusehen in seinem fröhlichen Wuchs, in seinem allmählichen Reifen, in der Fülle der Aehren! Das und noch mehr sahen unsere Augen mit Lust, und unser Herz empfand innige Freude daran. Dagegen, blicken wir jetzt hinaus, blicken wir jetzt umher, wie ist alles anders! wie ist die Sommerlust völlig entflohen! Wo ist die grüne Farbe, die unsern Augen wohlthuend und ergötzlich war? Sie hat weichen müssen vor dem Schnee, der uns blendet, der wie ein Leichentuch über die Erde geworfen ist. Wo sind die Blumen, der Felder und Weiden reizender Schmuck, geblieben? Die kalte Hand des Winters hat sie abgebrochen und malet uns dafür andere auf die Fenster. Wie stehen die Bäume jetzt, die sonst prangten mit Blüten und goldenen Früchten im dunkeln Laube? Sie stehen traurig in der gänzlichen Beraubung, und alles Leben ist ihnen gestockt. Wo sind die Vögel geblieben, die Sänger auf grünem Zweig und blauer Luft? Der Winter hat sie aus unserer Gegend gescheucht; sie haben sich eine freundlichere gesucht oder sind entschlafen zum Theil in den todtenähnlichen Winterschlaf, viele in den wirklichen Tod. Wie stehen die Felder, die sonst des Segens Fülle und Freude hatten? Aus dem Stein wächst kein Gras, so kann nichts aus der steinharten Erde hervorgehen; wenn nur ein nothdürftiges Leben in den zarten Wurzeln bewahrt bleibt! Die Hoffnung trägt der Landmann in seinem Herzen, vor seinen Augen hat er nur Vergang und Tod, bleibet daheim und macht keinen Sommergang ins Feld, weil die Sommerlust entflohen ist, ihm wie jedem, der mit Wohlgefallen die Werke Gottes in den anderen Jahreszeiten betrachtete, und gern ins Freie ging. — Mein Plätzchen, da ich so gerne saß, hat der Schnee bedeckt; mein Baum, unter dem ich spielte mit meinen Kindern, winkt mit seinen leeren Aesten uns ab: Bleibet weg! — die Sommerlust ist entflohen.

II.

Hat nicht der Winter auch Freuden? Ja, für Kinder einige, für Erwachsene wenige; Wesen und Wirkung an ihm ist Ernst und das seine Sprache: Ist dir entflohn die Sommerlust, so füllet Winterernst die Brust. Es ist der Ernst der Einsamkeit, wenn von der ganzen lebendigen Schöpfung kaum mehr gefunden wird, als der Mensch und das bei ihm Obdach und Nahrung habende Vieh. Sonst konnten wir keinen Schritt thun, ohne auf Geschöpfe zu treffen; alles Feld war voll Regsamkeit, jeder Baum hegte Lebendiges in Menge, und unter dem Himmel war ein beständiges Schweben und Eilen und Singen; jetzt wandert der Mensch lange Strecken, ohne Gesellschaft zu sehen, steht still und schauet umher und findet sich allenthalben allein unter dem weiten Himmel. Der Winter hat den Ernst der Gewaltigkeit, wenn er gleichsam die ganze Natur

überwältigt und alles tödtet, was sich nicht in die Tiefen der Erde und der Gewässer oder in die Wohnungen der Menschen vor ihm birgt. Heftiger wehen die Winde, trüber sind die Tage und die Nächte finsterer, das Erdreich wird felsenhart, Haufen von Schnee versperren den Weg, auch das bewegsame Wasser muß still stehen, der Winter zeucht ihm einen Harnisch an; wie fließend der Strom, so muß er soviel doch stille halten. Und kennt ihr wohl des Winters gewaltigen Ton, wenn in Stunden anbrechender Nacht dort mit einem dumpfen Krach sich im dicken Eise die lange Spalte bricht? und dort mit hellem Knall und Pfeifen ein hundertjähriger Baum springt? So läutet der Winter zu seiner Feier ein. Sein Ernst ist Feierlichkeit. Und weit ertönt es, als stimmte der Priester am Altar den Lobgesang an: „Herr, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name in allen Landen!" worauf die Gemeinde erwidert im andächtigen Chor: „Da man dir danket im Himmel!" Kommt zu diesem Gottesdienst, tretet hinein in diesen herrlichen Tempel! Zu keiner anderen Jahreszeit ist es so feierlich darin. Verlangt ihr, daß hinausgeschafft sei alles Unwürdige und Störende? Nicht allein die vernunftlose Creatur, sondern auch unvernünftige Menschen sind ausgeschlossen, und die Heiligen finden sich allein in ihm. Verlangt ihr äußere Stille? Die Welt schweigt, die Winde ruhen, der Wald schläft, und der zufällige Laut, der aus großer Entfernung gehört wird, ist Probe nur und Beweis von der weiten, tiefen Stille. Verlangt ihr einen angemessenen Schmuck? Sehet die weiße Decke zu euren Füßen an, so schön und köstlich, als wäre sie für Könige und Fürsten gelegt, in welcher das himmlische Licht vielfarben spielt, wie wenn Edelsteine wären über sie her gestreut. Verlangt ihr die Erhabenheit der Weite und Höhe? Das ganze Weltgebäude ist ja in solchen Stunden zu einem Tempel gemacht, nach allen Seiten hin eine unbegrenzte Ausdehnung und über euch die weite, hohe Wölbung des Himmels von unsichtbaren Säulen getragen. Des Winters Ernst ist Erhabenheit. Schauet auf! da weidet der ewige Hirt seine Schafe groß und klein, eine unzählbare Herde; so weidet er sie seit Jahrtausenden mit dem Stabe, den wir nicht sehen, mit dem Worte, das wir nicht hören, den aber die Schafe sehen, das aber die Schafe hören, und derselben keines verloren gehet ewiglich. Da steiget der Wagen die Höhe hinan, eine Arbeit aus so vielen Welten, als Theile der Wagen hat; ihn zieht die Allmacht, ihn führt die Weisheit, ihm folgt, seit Menschen unter dem Himmel stehen, deren Bewunderung nach. Oder wir schauen auf zum Siebengestirn; siehst du die starken Seile, die dasselbe zusammenhalten, siehst du den gewaltigen Arm, der es freischwebend hält in dem ungemessenen Raum? Die Seile und den Arm seh' ich nicht, aber ich erkenne den Gott wohl, der solches thut; es ist derselbe Gott, welcher auch mich hält, mich hält, der ich schwebe über den Abgründen des Todes und, ließe er mich los, in das Nichts versänke den Augenblick. „Herr, was ist der Mensch, daß du sein gedenkest! und des Menschen Kind, daß du dich sein annimmst!" Vater unser, ja, du bist im Himmel, und mein Gebet steiget auf von der Erde zu dir. Was ich Theures im Herzen trage und unten keinem vertrauen kann, das bind' ich an die Sterne. So lange der Himmel ist, bis der letzte Stern

erlöschet, bleibt der Menschen Geheimniß oben und ihr Gebet bei dir, der du über den Sternen wohnst. Allmächtiger, Ewiger, so lange du die Jahre lenkst und den Winter mit seinen sonnenhellen Nächten über die Erde führst, wird Ernst erfüllen die Brust der Menschen, und jede Seele unter dem Himmel wie in einem geweihten Tempel voll Ehrfurcht und Anbetung stehen. K. Harms.

101. Geringes, die Wiege des Großen.

Nach den gewöhnlichen Berechnungen der Menschen kann nur aus Großem Großes entstehen, und wo bedeutende Erfolge hervortreten sollen, da müssen auch bedeutende Kräfte in Bewegung gesetzt werden. Es ist wahr: nur nach der Ursach kann sich die Wirkung richten, und was in jener nicht liegt, kann nicht zum Vorschein kommen. Auch findet wer einzig bei dem nächsten Grunde der Erscheinung stehen bleibt, gar oft, daß Glänzendes, Wichtiges, Ungewöhnliches, wo es geschieht, durch geräuschvolle Vorkehrungen eingeleitet und mit Anwendung und Aufbietung gewaltiger Mittel erreicht wird. Ja, oft sind alle solche Mittel zur Erreichung eines hohen Zweckes noch nicht einmal hinreichend. Oft ist bei allem Fleiße, bei aller Anstrengung der Erfolg am Ende nur — Kleinigkeit. — Geschieht aber immer also? Ein zündender Funke ist genug, um Felsen und Mauern zu sprengen; würde man ihm das, wenn man ihn noch nicht kennte, zutrauen? Ein Wetterstrahl fährt nieder, und die Habe des Fleißigen, die Frucht langer Mühe, vielleicht ganze Dörfer und Städte lodern in Flammen auf; würde man, wenn man ihn noch nicht kennte, im Wetterstrahl eine so verheerende Kraft ahnen? Auch scheinbar Ohnmächtiges und Geringes ist die Wiege des Großen. Wichtig ist es, auf diese Erscheinung im Leben zu achten; denn, sei auch unser Leben noch so fern von dem Schauplatze großer Ereignisse, selbst der einfachste, stille Lebensgang ist reich an Aufforderung zu ernsten Gedanken. —

Geringes ist die Wiege des Großen; dies bestätigt schon die sinnliche Natur. Hoffnungsreiche Saaten schießen auf in stolzer Fülle, wo das Auge vorher nichts bemerkte, als den Säemann, der vertrauend das Geringe und Unscheinbare ausstreute. Hoch in die Lüfte bringt mit seinem Gipfel der Eichbaum, und weit umher breiten seine tausend Arme Schatten aus; wie klein gleichwohl ist die Frucht, die ihn vor seiner Entwicklung umschloß! Was vermag der menschliche Leib, wenn er zu voller Reife und Kraft gediehen ist! Welche Arbeiten verrichtet, welche Massen bewegt, welche Gewalt offenbart er, und gleichwohl bezeugt der Neugebornen erster Laut Hülflosigkeit und Ohnmacht. — Mit dem inneren Menschen ist es eben so. Groß erscheint es uns mit Recht, wenn seine Gedanken in die Geheimnisse der Natur sich einen Weg bahnen; wenn sein Scharfsinn auch das Entlegene findet; wenn seine Kenntnisse ein Tausendfältiges umfassen und gleichwohl immer noch vermehren; wenn sein Gemüth das Zarteste fühlt und das Härteste duldet; wenn sein Wille Neigungen besiegt und Leidenschaften bändigt. — Groß erscheint uns also der Mensch. Wie aber und durch welch ein Zusammentreffen innerer Ursachen, äußerer An-

läſſe, die oft das Auge nicht wahrnimmt? — Ein Gleiches gilt von unſeren Schickſalen. Auch da entſteht Großes aus Kleinem, und oft weiſet keine Menſchenhand den Weg nach, auf welchem man bis zu den Anfängen der Ereigniſſe gelangen kann, die ſich bis jetzt durch unſer Leben flechten. Saget nicht, mit vielen einzelnen aus der Menge ereigne ſich nichts Großes. Was deinem Leben ſeine Geſtalt giebt und in den Gang deiner Angelegenheiten entſcheidend eingreift, das iſt für dich groß, ſei es immer für andere, was es wolle. Wie oft geht das nicht von anſcheinenden Kleinigkeiten aus, daß wir an dieſem Orte wohnen, in dieſe Verbindung getreten ſind, in dieſem Berufe leben, hier unſere Wünſche erfüllt ſehen, dort unſere Unternehmungen mißlingen, hier verlieren und dort Glück haben, und daß gerade alſo und nicht anders ſo manches, was uns wichtig iſt, ſich wendet, — wie oft liegt der Grund in etwas höchſt Geringfügigem! Ein buntes Feſtkleid war der Grund zu Josephs nachherigem Schickſale, zu ſeiner Größe, zur Errettung ſeiner Familie. Daß des ägyptiſchen Königs Tochter keinen Augenblick früher und ſpäter im Nilſtrome badete, das veranlaßte die beſſere Erziehung des im Schilfe ausgeſetzten Säuglings Moſes und mithin die daraus in der Folge ſich entwickelnden Begebenheiten der jüdiſchen Nation.

Auch ein Blick auf das Allgemeine wird uns hinlänglich überzeugen, daß Kleines die Wiege des Großen iſt. Ein unbedeutender Zufall, wie ihn die Welt nennt, half nicht ſelten das Wichtige, das vielleicht lang vergebens Geſuchte entdecken; Erfindungen, welche auf die allgemeine Ausbildung unſeres Geſchlechts, auf die Bereicherung unſerer Kenntniſſe, auf die Vermehrung unſeres Wohlſeins den durchgreifendſten Einfluß hatten, verdanken faſt immer einem kleinen, leicht zu überſehenden Umſtande ihren Urſprung; zuweilen gab ein Wort, eine Meinung, eine Anſicht, eine Laune den Grund zu den folgenreichſten Auftritten, zu den bedeutendſten Veränderungen, zu den langwierigſten Kriegen. Wir dürfen uns nur die Geſchichte unſerer Religion vergegenwärtigen. Nur den Armen wurde anfangs das Evangelium verkündigt, das beſtimmt war, die Herrſcher und Beherrſcher mit gleicher Gewalt zu feſſeln und Bettler und Könige in Eine Herde zu verwandeln.

B. Dräſeke.

102. Der Ackerbau,

eine vorzügliche Schule der Religioſität.

Der Ackerbau hat von jeher ſeine Lobredner gefunden. Ich will nicht Virgils Bücher vom Landbau, nicht die geprieſene Ode des Horatius — ich will keinen nennen. Denn wer preiſt nicht die Wichtigkeit und Wohlthätigkeit dieſer Beſchäftigung aus eigener Ueberzeugung? In dem Ackerbau erkennen wir die Grundlage aller bürgerlichen Geſelligkeit und Ordnung, — in ihm die ſicherſte, wenn auch nicht immer die reichſte Quelle des Wohlſtandes im Staat und in den Familien, — in ihm die treue Hut vaterländiſcher Tugenden, — in ihm endlich eine vorzügliche Schule einer frommen, gottergebenen Geſinnung, die wir unter dem ſchönen Namen der Religioſität begreifen.

Ich verweile einige Augenblicke bei dieſer Seite des Gegenſtandes, weil ſie vielleicht diejenige iſt, die man ſonſt am wenigſten ins Auge faßt.

Ich nenne den Ackerbau eine vorzügliche Schule der Religiosität, weil diejenigen, welche sich mit ihm beschäftigen, mit den mannigfaltigsten und erhabensten Denkmalen des Daseins und der Vollkommenheiten des Unendlichen öfter und näher als andere umgeben sind, und weil sie durch ihren Beruf öfter unausweichbar an ihr Verhältniß zu ihm erinnert werden.

Bald durch Geschäfte und Sorgen, bald durch Lockungen zum Genuß, und unaufhörlich durch wechselnde Erscheinungen in der Sinnenwelt hin- und hergezogen und in sich selbst getheilt, bedarf das menschliche Gemüth öfterer Erinnerungen, ich möchte sagen, Anschauung dessen, was in allen Zerstreuungen ihm nie verloren gehen und allen seinen Gesinnungen und Handlungen Einheit, Würde und Adel ertheilen, was den Geist über sich selbst und über die Erde erheben soll. Man erzählt, daß ein Bischof von Mainz, — er war eines armen Wagners Sohn, — um in einer höhern geistlichen Würde die Demuth nicht zu verlieren, hin und wieder in seinem Palast Wagenräder habe malen lassen, die ihn an seine Herkunft unaufhörlich erinnerten. Und wir wissen, daß gewisse Leute, um die Sterblichkeit nie zu vergessen, statt des Blumentopfes den Todtenkopf in ihr Arbeitszimmer aufstellten; und selbst an den Wänden der einsamen Klostermauern schien das Memento mori nicht überflüssig.

Wenn aber jene Gesinnung, die wir mit dem Namen der Religiosität bezeichnen, nichts anderes als ein stetes Andenken an Gott ist, wenn sie wenigstens aus ihm unaufhörlich neues Leben, neue Nahrung, neue Kraft gewinnt und ohne dasselbe nicht gedenkbar ist, sie die den Geist in allen Zerstreuungen und Versuchungen sich selbst und seiner Bestimmung bewahrt, sie die alle himmlischen Tugenden in sich vereinigt und verklärt, sie die allen Wünschen, Vorsätzen und Grundlagen Einheit, Würde und Adel giebt: dann darf ich kühn die Frage aussprechen, welcher Lebensberuf mehr als der Ackerbau das Gemüth durch stete Erinnerung im Andenken an das höchste Wesen zu erhalten geeignet sei.

Zwar der Ewige, dessen allmächtiges Wirken das ganze Weltall durchdringt, hat sich keinem seiner vernünftigen Geschöpfe verborgen. Ein geheimer Zug des Herzens führt zu ihm. Es will religiös sein, ehe es weiß, daß es soll. Die Vernunft selbst ist eine innere, lebendige, unerschöpfliche Quelle seiner Erkenntniß; und der aufmerksame Beobachter dessen, was ihn umgiebt, hat nicht nöthig Landwirth zu sein und den Pflug zu führen, um im Auftauchen der Sonne, im Sternenheer, das die Nacht durchschimmert, im Gewittersturm, in der Blume des Feldes, in dem weisen Zusammenhang aller Dinge Den zu schauen, zu bewundern, anzubeten, den das Herz so geheimnißvoll ahnet und die Vernunft so unausweichbar erkennt. Allein es ist doch nicht zu leugnen, daß von den unzähligen Berufsarten und Geschäften, in welche sich das bedürfnißreiche Geschlecht der Sterblichen theilt, das eine weniger, das andere mehr von der Anschauung der großen herrlichen Natur und dem Andenken an ihren Urheber abziehe, und daß der Landmann mehr als jeder andere in ihm festgehalten werde.

Wohin er das Auge wendet, wird er an den Schöpfer und Erhalter aller Dinge, an den Allmächtigen, Allweisen, Allessegnenden erinnert und seiner unsichtbaren Gegenwart nahe gestellt.

Ich würde die Zeit nicht finden, wenn ich alle Denkmale der Allmacht und Güte und Weisheit aufzählen wollte, die ihn in allen Tageszeiten, in allen Jahreszeiten, vom Morgenroth des ersten Frühlingstages bis zum letzten duftenden Herbstabend in allen seinen Geschäften unaufhörlich umgeben. Der Berg und das Thal, der Grashalm, die Blume des Feldes zeugen von ihnen. Im Gesang der Lerche, im Säuseln des Abendwindes, im Rollen der Gewitter vernimmt er ihren Preis. Aus allen Blumenkelchen steigen Weihrauchdüfte ihnen empor. Wohin er seine Blicke wendet, begegnet ihm sein Gott. Die ganze Natur wird ihm zum Tempel des Vaters aller Wesen, in dessen Händen sein Schicksal ruht. Welche andere Berufsart erinnert so unaufhörlich, so unausweislich an die Abhängigkeit von Gott, an die engen unverrückbaren Verhältnisse zwischen dem Sterblichen und ihm?

Zwar gestehen wir gerne zu, daß jeder Mensch in jedem Alter, auf jeder Stufe des Glückes, in jedem Beruf Gelegenheit genug findet, wenn er auf seine Gefahren achten will, seiner Ohnmächtigkeit sich bewußt zu werden und den Lenker seiner Schicksale über den Sternen zu suchen und zu vernehmen.

Ich will nicht zu der ersten Frage zurückgehen. Wem verdankt der König wie der Bürger, der Gelehrte und der Garbenbinder sein Dasein? Aber wen flehen wir alle um Genesung an, wenn Schmerz und Krankheit in unsern Gliedern wüthet? Zu wem heben alle das thränenvolle Auge empor, wenn ein geliebtes Wesen mit dem Tode ringt? Wer erkennt nicht in seinen Schicksalen eine unzerstörbare Verflechtung mit dem großen Zusammenhang aller Dinge, die nur von der guten Vorsehung geboten ist? Wahrlich, der Unglückliche stände nicht mehr hoch über dem Gottesleugner, wenn er nicht in seinem Glück und in seinem Mißgeschick, in seinen erfüllten und in seinen vereitelten Hoffnungen das Walten einer höhern Macht erkennte.

Eben so wenig läßt es auf der andern Seite sich leugnen, daß oft genug auch das Wünschen, Streben und Hoffen des Landmanns von menschlicher Willkür und Uebermacht durchkreuzt wird. Auch er ist Mensch, wie alle, und Bürger, wie alle, und allen Gesetzen und Bedingungen unterworfen, von denen alle geleitet werden. Das brennende Haus des Nachbarn ergreift auch das seinige; — der Dieb findet auch zu seiner Thüre den Eingang; — Hader und Zwietracht, Friede und Liebe wohnt auch unter den Dächern der Dörfer; — und der Krieg zerstört seine blühenden Saaten, die Frucht seiner Arbeit, wie er die Werkstätte des fleißigen Handwerkers zertrümmert, die Magazine des Kaufmanns plündert und die Paläste der Fürsten verödet. O, er wäre glücklicher, als die Erde beglücken kann, wenn er über alle Berührungen mit menschlicher Willkür, über allen Zwang der Umstände erhaben, nur mit seinem Gott in unmittelbarer Verbindung stände.

Allein dies alles zugestanden, steht doch die ackerbauende Volksklasse noch in einem besonderen Verhältniß zu dem Herrn der Natur und wird öfter und lebhafter, als jede andere, an ihre Abhängigkeit von ihm erinnert. Der Landmann darf die Fruchtbarkeit des Erdreichs, dem er seine Saaten anvertraut, von keinem Menschen erwarten, von keinem Günstling des Glückes erschmeicheln, er bedarf keiner Laune eines Königs dazu. Sie ist durch das ewig wirksame Wort des Schöpfers gegeben, ausgebreitet, unvertilgbar, unerschöpflich und wartet nur auf seine fleißige Hand.

Oder wer führt ihm die Sonne am heiteren, blauen Himmel herauf, daß sie die Keime seiner Saaten entwickle? Wer überzieht den Himmel mit Wolken, daß er zu rechter Zeit seine Pflanzung begieße? Oder wer weigert beides und bleibt stumm zu seinen Bitten? Oder wer zerstört die Hoffnung des Glücklichen durch Hagelschlag den Tag vor der Ernte? Nennt mir den Menschen, der einen Regentropfen in dem Dunstkreis zusammenziehen, der die Millionen von Weizenkörnern, die der Garbenbinder sammelt, um eines vermehren kann? Da wird alle Weisheit der Gelehrten, da alle Fertigkeit des Künstlers, da alle Macht der Könige zu Schanden.

Nur zu dem Ewigen kann der Säemann beten, wenn er seine Saat auf den Acker trägt, — nur ihm der Schnitter danken, wenn reiche, schwere Halme unter der Sichel fallen, nur demuthsvoll und vertrauend sprechen: Dein Wille geschehe, wenn alle seine Hoffnungen er vernichtet sieht. So wahr ist es, wenn wir sagen, daß der Landmann unaufhörlich an Gott und an sein Verhältniß zu ihm erinnert werde; und so ist sein Beruf, wenn er nur will, mehr als jeder andere, eine Schule der Religiosität.

J. P. Hebel.

103. Wahrhaftigkeit, Bescheidenheit, Anstand.

(Bruchstück einer Schulrede.)

Unter den deutschen Nationaltugenden sticht eine vor allen hervor, die Treue und Wahrhaftigkeit. Wenn der Germane, erzählt der älteste Zeuge von der Denkart unserer Ahnen, wenn der Germane seiner Spielsucht nachhängend alles verloren hat, so setzt er auf den letzten verzweifelten Wurf sich selbst und seine Freiheit; verliert er, dann läßt er sich, wenn auch an Jugend und Stärke überlegen, doch willig in die Knechtschaft führen, binden, verkaufen; das nennen sie Worthalten. Und wer weiß nicht, wie ein deutscher Fürst Jahrhunderte später ein Aehnliches that, zum Erstaunen des heiligen Vaters! Wie in verschiedenen Zeiten die griechische, die punische, die spanische Treue durch die bitterste Ironie die Meisterschaft in Lug und Trug bezeichnete, so verstanden alle Zeiten unter der deutschen Treue die echte Heilighaltung des gegebenen Wortes, von welcher Fürst und Ritter und nicht minder der Bürger und Bauersmann seine Ehre, sein wahres Leben abhängig glaubte. Ein Mann, ein Wort, das ist ein Spruch deutschen Klanges! Was ein griechischer Dichter seinem Helden in den Mund legt: Nur die Zunge schwur, aber das Herz weiß nichts davon! oder was der Nestor der französischen Staatsmänner im Munde führte, daß die Zunge dem Menschen gegeben sei, um seine Ge-

danken zu verhüllen, das ist wohl witzig, aber verliert, in deutsche Worte übertragen, aus deutschem Munde gesprochen, all seinen Reiz der Leichtfertigkeit. Wie es jedes deutschen Mannes Trachten sein muß, diesen Ruhm dem deutschen Namen seinestheils zu wahren, so haben wir Lehrer und Erzieher noch die besondere Gelegenheit, diesen Sinn im Verein mit den Eltern in den jugendlichen Herzen zu pflanzen und zu pflegen. In keinem unserer Schulgesetze ist die Lüge namentlich verboten: gewiß mit Recht; die Wahrhaftigkeit ist kein Theil der Disciplin und Ordnung, sondern die Grundlage aller Sittlichkeit. Daher sind wir bemüht, solche Vergehungen anders zu behandeln, als die gegen die Ordnung; väterliche Ermahnungen sind hier oft wirksamer als Strafen, und wenn mich nicht mein guter Glaube täuscht, so trifft und straft den Lügner an unserer Anstalt auch die Mißbilligung seiner Mitschüler in ähnlichem Maße, in welchem an Schulen verderbter Gesinnung der pfiffigste und frechste Lügner sich dadurch zum geachteten Stimmführer in seiner Umgebung aufschwingt.

Die andere Haupttugend des deutschen Charakters ist die Bescheidenheit. Jene Schüchternheit, welche dem französischen Jüngling fremd ist, und wo er sie an andern wahrnimmt, als Blödsinn oder als Feigheit erscheint, ist der Schmuck eines deutschen Jünglings. Er erkennt, daß er noch nichts ist als eine Hoffnung. Viel wäre hierüber zu sagen, wozu die Ereignisse unserer Tage und die Haltung einer unserem Wesen fremden Jugend reichliche Veranlassung geben; wenn die Zeit es gestattete. Diesen bescheidenen Sinn dem wiederzugeben, der ihn verloren hat, das vermag keine menschliche Kunst; er ist unwiederbringlich wie die Unschuld; aber eh' er verloren ist, läßt er sich durch Gewöhnung, durch Lehre, durch Beispiel pflegen, ausbilden, befestigen. Vor allem hilft dazu eine strenge Schulzucht. Die äußere Beschränkung der Freiheit hat noch keine Kraft erdrückt, sondern nur geübt und gestählt, wohl aber hat frühe Befugniß des Knaben, seinen Neigungen zu folgen und sich des Zwanges zu entledigen, schon manche gute Natur entweder zum Schwächling oder zum Wüstling erzogen und verderbt.

Eine der Aeußerungen der Bescheidenheit ist der äußere Anstand. Ich sage nicht, daß der Anstand auch innere Bescheidenheit verbürgt, aber die Verletzung des Anstandes hat ihre Quelle fast immer in der Unbescheidenheit. Es giebt zwar Fälle, wo der gutgeartetste Knabe oder Jüngling den Regeln der Schicklichkeit nicht nachkommt aus Unkenntniß des gesellschaftlichen Lebens oder bisweilen selbst aus einem Uebermaß von Bescheidenheit, aus Blödigkeit. Aber solche Mängel und ihre Aeußerungen machen nie einen häßlichen Eindruck, im schlimmsten Fall reizen sie zum Lächeln, in nicht seltenen Fällen erscheinen sie selbst liebenswürdig als Naivetät und Abdruck eines unschuldigen Naturzustandes, durch dessen Erscheinungen wir unser künstliches, gebildetes Alltagsleben nicht ungern unterbrochen und für einen Augenblick beleuchtet sehen. Unendlich verschieden hievon ist jene freche Freiheit, die bestehenden Formen der gesellschaftlichen Bildung aus Gemächlichkeit zu vernachlässigen oder aus Uebermuth zu verletzen.

Der innere, angeborne Lügengeist raunt solchen Jünglingen ins Ohr, daß alle Höflichkeit, aller Anstand, alle Sitte nur Aeußerlichkeit sei, daß es im Leben auf die Sache und nicht auf Formen ankomme, daß es soliden Sinn zeuge, nur an die Sache zu denken, und Pedantismus, um die leere Zuthat der Form besorgt zn sein. Ich will hier nicht erwähnen, wie schwer dieser Grundsatz oder diese Verwöhnung sich später in den gebieterischen Verhältnissen des Mannesalters und des Geschäftslebens büßt; ich will nicht erwähnen, wie alle Verachtung der Form zu Gunsten der Sache, die man erstrebt, auf mangelnden Sinn für das Schöne hindeutet und die rechte, gute That, mit Anstand und Sitte vollbracht, der guten Seele in einem schönen Körper vergleichbar ist. Nur darauf will ich aufmerksam machen, daß die Beachtung aller Regeln des äußeren Anstandes zugleich auch eine Uebung in der Bescheidenheit ist; denn der Jüngling unterwirft sich dadurch mit der gebührenden Ehrfurcht den Beschlüssen des älteren Geschlechtes, auch wenn er ihren Grund nicht begreift, ihr Bestehen nicht billigt und von ihren Vorschriften sich gedrückt und beschwert fühlt.

Es ist unser Bestreben nicht, unsere Schüler in die Geheimnisse des feinsten Anstandes einzuführen; diesen Unterricht übernimmt das spätere Leben selbst; wir wollen Natur und Freiheit schonen und nur dem Anstößigen vorbauen, und lieber mit allzuviel Aengstlichkeit als mit zu wenig. Das ist Vorbereitung genug, um einst das schönste Ziel im gesellschaftlichen Benehmen zu erreichen, nämlich die Kunst, innerhalb der Formen sich dennoch unbeengt zu bewegen und so die männliche Freiheit mit dem gesellschaftlichen Anstand zu paaren. L. Döderlein.

104. Bildung, das Ziel der Schule.

(Bruchstücke aus Schulreden.)

I.

Nicht Gelehrte erziehen wir in unsern Schülern; denn Gelehrsamkeit ist ein Wissen, das Wissen aber ist ein Besitz, und keine Kraft oder Kunst; die Bildung dagegen ist eine Kraft und ein Wesen. Allein eben diesem bloßen Wissen gegenüber will sich eine andere Art Bildung als allgemeine, wahre, zeitgemäße Bildung geltend machen, in deren Dienste einzutreten das Gymnasium auf das entschiedenste verschmäht. Ich meine das, was man Weltbildung nennt. Sie zu erwerben ist eine Aufgabe des Lebens, aber keine Aufgabe der Schule. Nicht als ob wir uns der Pflicht entschlügen, unsere Schüler von Arten und Unarten, welche der Welt Anstoß geben, zu entwöhnen und zum Anstand anzuleiten; aber fällt ohnehin der Haupttheil dieser Pflicht der häuslichen Erziehung anheim, und ist ohne diese Mitwirkung alles Bestreben des Lehrers eitel, so muß sich die Schule feierlich gegen gesteigerte Anforderungen verwahren. Sollten sich nicht, wenn auch weniger in unserem nächsten Kreise, Eltern finden, welche ihren Söhnen jene Weltbildung möglichst früh zu geben wünschen? nicht zufrieden sind, wenn ihr vierzehnjähriger Sohn ein stiller, bescheidener Knabe heißt? sich schämen, wenn er bescheiden bis zur Schüchternheit

erscheint und Erwachsenen gegenüber nicht leicht ungefragt spricht? — die dagegen triumphiren, wenn er in Ungenirtheit und Gewandtheit mit dem jungen Mann wetteifert, auf Bällen sich frei bewegen, Damen unterhalten, in das Gespräch der Erwachsenen eingreifen und jeglichem gegenüber zeigen kann, daß er kein Knabe sei? Leider geht den Eltern dieser Wunsch oft genug in Erfüllung; die Schule sollte nicht dazu mithelfen. Aber wenn diese Weltbildung, deren der Mensch doch einst als Mann nicht entrathen kann, so spät erst beginnen soll, ist's dann nicht allzu spät? ist die Schüchternheit und die Unbehülflichkeit dann noch heilbar? Lassen Sie mich darauf aus meiner nicht allzukurzen Erfahrung mit einem getrosten Ja antworten. Wie oft hört' ich einen Knaben, der früh zu einem andern Berufe überging, seine Abschiedsworte schüchtern, verlegen, ungeschickt stammeln, sah ihn mit schiefem Bückling die Thür öffnen, mit linkischem Fehlgriff die Thüre schließen — und nach kaum einem Jahre besucht mich der junge Kaufmann, umgeschaffen zu einem vielgewandten, vielgesprächigen Jüngling. Die Welt bildet schneller als die Schule, und wenn sie in jeglichem Sinn auch besser bildete, wir könnten die gelehrten Schulen mit ihren Umwegen leicht entbehren!

Wenn nun die Bildung, die wir als solche anerkennen, nicht in einer Berufsthätigkeit, nicht in gelehrtem Wissen, nicht in der Gewandtheit, sich im gesellschaftlichen Leben zu bewegen, bestehn soll, worin besteht denn ihr wahres Wesen? Vielleicht in einer Allwissenheit, weil sie allgemeine Bildung heißt? O nein, denn selbst Allseitigkeit ist ein zweideutiges Lob; nach der Beschränktheit des menschlichen Wissens und Lebens muß alle Tüchtigkeit sich concentriren und selbst den Schein der Einseitigkeit nicht scheuen — damit sie nicht überall und nirgend sei.

Ich eile zur Sache.

Der Mensch lebt in zwei Welten zugleich, in der sichtbaren, handgreiflichen des praktischen Lebens und in der höheren Welt des Idealen; alles, was Mensch heißt, hat ein Bürgerrecht in beiden Welten zugleich, aber nicht jedem ist ein gleich großes Erbe gegönnt. Naturell und Stand bestimmen oft mit blinder Nothwendigkeit, ob er in den niederen, sichtbaren Regionen wohnen und von da aus die höheren besuchen soll, oder ob sein ständiger Wohnsitz in der Welt der Ideen sei, von wo er zu seiner Zeit auf den festen Boden der gemeinen Wirklichkeit herabsteige. Wer seinen Anspruch auf die ideale Welt ganz aufgiebt, der tritt aus der Gesellschaft der gewöhnlichen Menschen in das Land der Gemeinheit über und ist auf dem Wege zu noch Schlimmerem; wer die Niederungen der wirklichen Welt von seiner Höhe herab über Gebühr verachtet, versäumt, vergißt, den nennen wir einen Phantasten. Der gebildetste Mann ist der, welcher jenem höheren Reich, wo das Schöne und das Edle allein die Gesetze vorschreiben und vollziehen, als Bürger oder wenigstens als Ehrenbürger angehört, ohne dem niederen Reiche fremd zu werden und ihm zu entziehen, was er ihm schuldet, seine Theilnahme, seine Liebe, seine Thätigkeit.

Diese Bildung steht freilich der Natur gegenüber; kein Mensch kommt gebildet zur Welt; aber sie ist nicht eine Vernichtung der Natur, sondern eine Veredelung derselben, und keineswegs ist alles, was die Natur

nicht durch Bildung veredelt, darum roh und häßlich. Nur der gelehrte Pedant, Fausts Famulus, nimmt ein Aergerniß, wenn er die Bauern in Gottes freier Natur das Leben natürlich genießen sieht und anders als sein Ideal ihm vormalt, und sieht in dem Singen, Schreien, Kegelschieben nichts als Roheit, da wo sein tiefsinniger Lehrer, deß Herz nicht zu, deß Sinn nicht todt ist, sich erst wahrhaft als Mensch fühlt. Wo die Natur mit der Sittlichkeit zusammen stimmt, da ist sie Natürlichkeit, und nur da, wo ihre Veredelung sich mit Recht fordern läßt, nur da erscheint die nackte Natur als Roheit. In alle Wege bleibt der unveredelten Natur ihr Rang und ihre Schönheit neben der Bildung gesichert; und wie wir ein unzeitiges oder unglückliches Streben nach ihrer Veredelung als Unnatur und Verbildung streng verdammen, so kleidet es den wirklich Gebildeten gar wohl, wenn er in Stunden heiterer Laune und besonders im Angesichte der Verbildung oder Afterbildung seine Bildung verleugnet und zur natürlichen Natur zurückkehrt. Und wo hat diese echte Bildung ihren Wohnsitz, im Kopf oder im Herzen? im Geist oder im Gemüth? In keinem von beiden, weil in beiden zugleich, oder vielmehr in der ganzen Menschenseele, welche, von Gott und der Natur als ein untheilbares Ganze geschaffen, erst von dem Menschen, von dem Philosophen für seinen Gebrauch zerstückelt wird, auf daß er die Theile, Geist und Gemüth, in seiner Hand habe. Die Klugheit, das wissen wir, herrscht erleuchtend im Haupte; die Liebe, das fühlen wir, ruht erwärmend im Herzen; aber die Bildung verlangt und erzeugt gleichviel Licht und Wärme und fordert einen harmonischen Zusammenklang von Geist und Gemüth.

L. Döderlein.

II.

Wunderbar ist der Mensch auf die Grenze zweier Welten gestellt. Durch seine sinnliche Natur der Welt der Erscheinungen angehörig, wandelt er mit den Thieren, schwächer als die meisten der Thiere, hülflos und ohne leitenden Instinct; während das, was in ihm denkt, das, was ihm gebietet, wenn es gilt, jedes irdische Gut zu verschmähn, ja das Leben selbst für nichts zu achten, ihn den Schranken der Sinnenwelt entreißt und ihm einen Platz in der Götterwelt, als seiner eigenthümlichen Heimat, anweist. Diese beiden Naturen — die eine voll zügelloser Ansprüche, welche sich jeden Augenblick dreist hervordrängen; die andere mit einer unbeugsamen Würde ausgerüstet — scheinen auf eine unverträgliche Weise gepaart, und von dem Augenblicke ihrer Paarung an scheint das Urtheil eines eben so heillosen, als unversöhnlichen Zwistes über sie ausgesprochen Und so zeigt sich auch die Natur bei denen, welche der rechten Bildung ermangeln. In ewigem Zwiespalt mit sich selbst klagen sie die Laune der Gottheit an, die ihnen heftige Triebe gegeben, aber neben dieselben eine trotzige Zuchtmeisterin gesetzt habe, welche ihre Befriedigung untersage; und so geschieht es denn oft, daß sie, den innern Krieg zu schlichten verzweifelnd, sich entweder der Uebermacht der Begierden preisgeben, oder einer tyrannischen Vernunft das Recht verleihen, jeden Anspruch des sinnlichen Triebes zu unterdrücken und auszurotten.

Daß sich dieses Verfahren der Verzweiflung, das, trotz seines schroffen Gegensatzes, doch nur allzuhäufig in demselben Individuum wahrgenommen wird, selbst als Weisheit auszubringen versucht hat, ist hinlänglich bekannt, und die cyrenaische Sittenlehre auf der einen, die stoische auf der andern Seite ist nichts anderes, als die zum System erhobene, gewaltthätige Einseitigkeit. Aber nie wird sich dieses Verfahren, welches den inneren Krieg nicht schlichtet, sondern verewigt, vor dem Urtheile einer höheren Weisheit rechtfertigen können. Die Natur, welche eine Welt aus dem Chaos hervorgehen ließ und immer die verschiedenartigsten Elemente zur Einheit verschmolzen hat, sie hat auch in dem Menschen eine solche Vereinigung beabsichtigt und die entgegengesetzten Naturen in ihm nicht gewaltsam verkettet, sondern vermählt. Wenn sie sich einander durch die Vermittelung der Freiheit nähern, wenn sich die Triebe der sterblichen Natur in den Strahlen der göttlichen läutern und reinigen, wenn sich die göttliche Natur, ohne Beeinträchtigung ihrer Würde, mit der Hülle der sinnlichen umkleidet und als Charis in ihr, nicht mehr gebieterisch schreckend, sondern durch gemilderten Ernst erfreuend auftritt: da entsteht jene vollkommene und entzückende Harmonie, von welcher jeder andere Verein der Materie mit dem Geiste nur eine Wiederholung und ein Abglanz zu sein scheint. In dem höchsten Punkte dieser Vereinigung tritt die Menschheit hervor. Der freie Bund des Göttlichen mit dem Irdischen, der freie Zusammenklang der Neigungen und Triebe mit den gesetzlichen Forderungen der Vernunft, die Erscheinung göttlicher Würde in der Gestalt des Edeln und Erhabenen: dies ist der Menschheit höchster Triumph, und das Ziel ihres Strebens ist eben die Hervorbringung der Humanität, in welcher der Zwiespalt der streitenden Elemente geschlichtet erscheint.

Die freie, leichte und anmuthige Gestalt, in welcher sich die Humanität der Welt zeigt, führt wohl oft zu dem Wahne, daß sie auch auf einem leichten Wege erlangt werden könne, so wie dem Unkundigen ein vollendetes Werk der Kunst, weil die Spuren der Mühe in ihm ausgetilgt sind, auch ohne Mühe, durch den Zauberstab des Willens seines Urhebers, geschaffen scheint. Wenn aber kein Kunstwerk aufgefunden werden kann, wie gering auch seine Ansprüche sein mögen, in welchem nicht die Sprödigkeit eines widerstrebenden Stoffes hätte besiegt werden müssen, so fordert auch das Kunstwerk einer freien Menschenbildung einen desto schwerern und anhaltendern Kampf, je thätiger der Stoff ist, sich gegen den schaffenden Geist zu empören, und je gewaltiger er sich sträubt, das Gesetz in sich aufzunehmen und sich mit ihm zu durchdringen. Lang' und anhaltend müssen daher die Uebungen, stark und kräftig muß das Bestreben sein. Nicht auf dem Rosenpfade der Bequemlichkeit wird das hochgestellte Ziel errungen; aber die Kränze, die es bietet, der innere Friede, die Versöhnung des Menschen mit sich selbst, die stille und große Erhebung über die Untiefen des Irdischen — diese Belohnung, die den unverdrossenen Kämpfer erwartet, sie ist

„ein großer Gedanke,
ist des Schweißes der Edlen werth."

Wie nun in den Gymnasien der Alten die Leiber freigeborner Jünglinge geübt wurden, um nicht nur in allen Dingen dem Gebote des Willens gehorchen zu lernen, sondern auch in Gestalt und Bewegung eine edle und freie Weise zu zeigen: so bemächtigen sich unsere Schulen, wenn sie ihren hohen Beruf erfüllen sollen, des jugendlichen Geistes, um ihn zu der Freiheit zu erheben, ohne die es keine Würde und Glückseligkeit giebt, und indem sie ihm ohne Rücksicht auf künftigen Gebrauch, unablässig das Größte und Edelste, wie es sich in dem Geiste der größten und edelsten Menschen aller Zeiten gestaltet und in den schönsten Formen dargestellt hat, vorhalten, eine solche Liebe und Achtung dafür zu entzünden, daß er alles Gemeine und Niedrige von sich stößt und jede Blüte der Humanität in sich zu entfalten unablässig bemüht ist. Dieses Bemühen, welches auf das würdigste Ziel gerichtet ist, nimmt jede Kraft des Geistes in Anspruch, weckt die schlummernden und stärkt sie durch erfreuliche Uebungen, in denen sich alle Zwecke der jugendlichen Erziehung und Bildung vereinigen. Hierdurch aber sind die Einrichtungen auf das vollkommenste gerechtfertigt, welche unsere weisen Vorfahren bei der Wiederherstellung der Wissenschaften den gelehrten Schulen gegeben haben. Denn das schien ihnen eine ausgemachte und unbestrittene Wahrheit, daß von den Griechen zuerst und dann von nacheifernden Römern nicht nur in allen Gattungen der Wissenschaft und Kunst edle und musterhafte Werke gebildet worden, sondern daß auch das Leben und Thun der Alten in den Zeiten ihrer Blüte wunderbar würdig und der Nachahmung werth sei. Und haben nicht alle folgenden Zeiten, trotz ihrer kühnen Fortschritte zur Vortrefflichkeit, dieses Urtheil immer von neuem bestätigt? Haben nicht die glänzenden Jahrhunderte der Litteratur die Fackel ihres Ruhmes an den Altären des Alterthumes angezündet? und ist nicht jedes Volk, wenn es, von Selbstbewunderung berauscht, seiner edeln Führer entrathen zu können wähnte, in Nüchternheit oder aufgedunsene Schwätzerei herabgesunken?

Die inneren Ursachen dieser Erscheinung auseinander zu setzen, ist hier nicht der Ort. Es ist genug, an die Thatsache zu erinnern, an die unbestrittene Vortrefflichkeit der alten klassischen Welt, an die gereifte und alles durchdringende Bildung ihrer Heroen in jeder Kunst, an die Menge ihrer Werke in jeder Gattung, in denen das Gleichgewicht des Stoffes und der Form uns entzückt; es ist genug, an den unerschöpflichen Reichthum dieser Schätze zu erinnern, um die Einrichtung unserer Vorfahren zu rechtfertigen, welche die Schriftsteller des klassischen Alterthums als die reinste Quelle betrachteten, aus welcher eine edle Bildung der Jugend könne abgeleitet werden. Auch sie fanden vielleicht in ihrem Zeitalter, wie wir in dem unsrigen, mehr als einen Schriftsteller, den die Zeitgenossen bewunderten, manchen vielleicht, der durch die Fülle und Art des Stoffes, so wie durch die zeitgemäße Behandlung den Geist belebte und anzog; aber nicht dem unbewährten und hinfälligen Ruhme der Sterblichen, die, „wie die Blätter zahllos im Frühling sprießen und verwelken," sondern den Unsterblichen, die, wie Hercules auf den Höhen des Oeta, die Feuerprobe der Zeiten bestanden hatten, wollten sie die Bildung der Jugend

anvertrauen; ewige Muster der Schönheit wollten sie ihnen aufstellen; Göttergestalten der Freiheit und Weisheit, die mit den Füßen den Boden der Natur, mit dem Scheitel den Himmel berühren und in dem Gedränge der Nachahmer immer höher emporzusteigen scheinen. Mit diesen Heroen hatten sie ihre Jugend befreundet; in ihrem Umgange stärkten sie ihr männliches Alter; bei ihnen suchte der Greis noch Erhebung und Frieden. Ein großer Theil ihres Lebens war dem Bemühen gewidmet, sich dieser Vertraulichkeit werth zu machen. Denn nicht zu den Trägen und Kraftlosen läßt sich der Geist jener Mächtigen herab. Um in die Versammlung der Götter aufgenommen und ihres Umganges gewürdigt zu werden, wurden dem Sohne des Zeus zahlreiche Kämpfe auferlegt, die er durch eigne Wahl mit vielen andern vermehrte. Nicht weniger wird von dem gefordert, der in den hehren Kreis jener Alten eintreten, ihre Lieder vernehmen und ihre weisen Gespräche verstehen will. Dieser Lohn ist jeder Anstrengung werth; und schon in sich trägt die Anstrengung ihren Lohn, indem sie die Trägheit besiegt, die selbstsüchtigen Triebe niederschlägt, den Samen der Gemeinheit erstickt und zu jedem geistigen Geschäfte stärkt.

Dürfen wir uns wohl wundern, wenn in einem Zeitalter, wo das Studium des Alterthums ausschließend die Schulen beschäftigte, wo die wißbegierige Jugend ohn' Unterlaß auf die Erscheinungen einer Welt geführt wurde, die sich schon durch ihre Entfernung schöner gestaltet, wo sie mit den wenigsten Hülfsmitteln, aber mit desto entschlossenerer Kraft jede Schwierigkeit überwand — dürfen wir uns wundern, wenn jener Zeit ein männliches und starkes Geschlecht erwuchs, das durch Gestalt und Geist den Ernst seiner frühen Bildung beurkundet? — Laßt uns die Spuren verfolgen, die uns jene Würdigen hinterlassen haben! Laßt uns, statt über die Entartung der Zeit zu klagen, der frühern Zeit nacheifern und mit ausdauerndem Muthe das hohe Ziel einer wahrhaft menschlichen Bildung zu erreichen streben. Ueberzeugen wir uns, daß es nicht bloß das Wissen sei, was man in der Schule suchen soll, indem ja das größte Wissen mit der größten Verkehrtheit und tiefe Gelehrsamkeit mit zurückstoßender Roheit gepaart sein kann; sondern daß aller Erwerb von Kenntnissen die Bildung und Veredlung des Gemüthes zum letzten Ziele haben soll. Zwar darf keine Wissenschaft gering geschätzt werden, wie unbedeutend auch immer ihre Gegenstände scheinen mögen; aber es ist doch gewiß, daß auch die größte Summe ihrer Kenntnisse nur ein unendlich Kleines gegen die Masse dessen ist, was wir nicht wissen; es ist eben so gewiß, daß ihr Bestand oft zufällig ist; daß vieles heute erwiesen scheint, was morgen in Zweifel genommen und bald darauf gänzlich verworfen wird; daß also das Capital des Wissens sich vermindern kann, indem wir an seiner Vergrößerung arbeiten; während das **Streben** nach dem Wissen selbst, das gewissenhafte, eifrige und verständige Lernen, einen vom Zufall unabhängigen Werth hat, so wie die sittliche Bildung, ganz unabhängig von dem **nützlichen** Wissen, für sich selbst vortrefflich und herrlich ist.

F. Jacobs.

105. Was und wie soll gelesen werden
zum wahren Vortheil der Bildung?

Lesen ohne Nutzen für Geist und Gemüth heißt säen, ohne ernten zu wollen; man könnte ebensogut den Meeressand pflügen oder das Meer selbst; und unter allen Mitteln, die Zeit zu verlieren, ist dieses eines der schlechtesten. Sage nicht: Es bleibt doch etwas zurück. Das, was zurück bleibt, vermehrt nur die Unordnung in deinem Kopfe und Herzen, wie bei einem Umzuge das, was aus den Wannen und Körben verzettelt wird. Was du liesest, das sollst du zu deinem geistigen Eigenthum machen; wie kannst du das aber auch nur wollen, wenn ungewählte Leserei dir Schlechtes und Gutes ohne Unterschied beut? Bilden heißt gestalten; und wer möchte in sich etwas Häßliches und Gemeines gestalten? Oder bedarf der Geist weniger Rücksicht als der Leib? und drängt sich denn nicht die innere Gemeinheit unvermeidlich auch in die äußere Erscheinung ein und giebt sich nicht nur in den Worten kund, sondern auch in den Zügen und dem ganzen Wesen eines Menschen? Auch da gestaltet sich nichts, wo ein Eindruck den andern vertilgt. Das Gemüth dessen, der alles liest, was der Zufall herbeiweht, gleicht dem Himmel an einem stürmischen Tage, wo wechselndes, hin- und herziehendes Gewölk dem Lichte nur selten einen Durchblick vergönnt. Nicht vieles, aber recht! ist eine treffliche Lehre in tausend Dingen und auch beim Lesen. Setze noch hinzu: aber das Beste, das Gehaltreichste, das Würdigste, das, was Mühe kostet, und das alles nicht einmal, sondern oft. Fragst du aber nach dem zweiten Theile der Lehre, so wisse, daß recht lesen heißt, mit Aufmerksamkeit und Verstand lesen. Ein Buch, bei dem du nichts denken kannst, nimm lieber gar nicht zur Hand; ein gedankenvolles aber laß deinen Freund sein, mit dem du dich so lange besprichst, bis du seiner Gedanken mächtig bist und sie mit den deinigen verwebt hast. Wenn du selbst schon ein eigenes Grundstück und geistiges Besitzthum hast, so schlage getrost von dem Eigenthume deines Autors so viel dazu, als sich zu jenem paßt, und du hast nicht zu fürchten, daß du wegen Verrückung der Grenzsteine in Anspruch genommen werdest. Alles, was du auf diese Weise erwirbst, ist ein guter und ehrlicher Erwerb, und die Früchte, die du auf solchem Grund und Boden ziehst, gehören nach allen Rechten dir. Die Traube bedarf aller Elemente zu ihrem Gedeihen, wie der Geist vielfältiger Nahrung, wenn sie etwas Gutes bereiten soll. Du magst ihn auch mit einer Harfe vergleichen, die im Luftzug einige Töne giebt, bisweilen auch einen ganzen Accord, aber nie eine rechte Musik. So ist überall der Zufall nie ein sicherer Meister, sondern der Verstand. Durch Verstand wirst du auch deinem Geiste die rechte Stimmung geben und erfreuliche Melodieen aus ihm hervorlocken. Jede Kunst erfordert Uebung und Nachdenken. Wie sollte die schwerste von allen, die Bildung unseres Geistes, ohne Verstand und Mühe vollbracht werden können?

Die schlimmste Feindin der Bildung, wie des Guten überhaupt, ist die Trägheit; wer sich ihr hingiebt, ist des geistigen Todes Raub. Hinter ihr her geht die Unaufmerksamkeit, die von den sparsamen Körnern, die aus der Hand der Trägheit fallen, keines in den Boden eindringen läßt.

Willst du diese Feindinnen bannen, so nimm mit dem Buche auch die Feder zur Hand. Wenn du damit anfängst, dir das anzumerken, was dich in deinem Buche vorzüglich anspricht, so wirst du dich bald im Stande sehen, mit dem Buche selbst zu sprechen, dem Autor vor- oder nachzudenken, ihn zu bestreiten oder zu vertheidigen. Es kann sein, daß du oft irrst; aber nur auf diesem Wege wirst du lernen, deine eigenen Irrthümer zu berichtigen, die bei dem trägen Lesen wenig Gefahr laufen, in ihrem Besitze gestört zu werden, ja nur allzuleicht diesen usurpirten Besitzstand erweitern, indem sie mit der Wahrheit in ein wüstes Chaos zusammenfließen. Der Kopf eines trägen Lesers ist wie die Büchse eines bettelnden Blinden, die jede Art von Münze ohne Unterschied aufnimmt und sich eben so leicht mit dem Falschen und Untauglichen als mit dem Brauchbaren füllt. Auch der lebhafteste Geist ist bisweilen träge, und der fruchtbarste Boden ist oft todt, wenn er nicht zum Erzeugen aufgefordert wird. Es ist aber wohl schwerlich irgend ein Kopf, in welchem nicht eigne Gedanken ruhten, so wie es keinen Körper giebt, der nicht einige Wärme und elektrischen Stoff enthält. Reibe ihn nur auf die rechte Weise, und du wirst ihm schon Wärme abgewinnen und Funken ziehen. Ein gedankenreiches Buch ist das beste Reibzeug, und die Feder der beste Conductor. Haben die Gedanken einmal den rechten Weg gefunden, so folgen sie schnell, und du hast die stille Freude der Autorschaft ohne ihre Kümmernisse. Der erste Erfolg stärkt den Muth und die Kraft, und du wirst dein Capital unter den Augen wachsen sehen. Es steht in deiner Gewalt, es jeden Tag zu vermehren, und du wirst dir dabei keinen Geiz vorwerfen dürfen. Was du davon ausgiebst, kommt dir mit Zins zurück, und die besten Köpfe arbeiten für dich. Je früher du anfängst, desto besser. Spare in der Zeit, so hast du in der Noth. Bleibt die Noth aus, so hast du für dein Vergnügen; aber sie kommt sicher, wenn du die Hände in den Schoß legst.

Sage nicht: Ich bin versäumt worden, als ich jung war; jetzt bin ich zu alt. Diese Ausrede ist auch eine Eingebung der Trägheit, die, in der Jugend genährt, freilich im Alter nicht abnimmt. Für den, der recht anfängt, ist es nie zu spät. Auch sollst du nicht sagen: Ich habe in meiner Jugend um Bildung gearbeitet; nun ists genug an dem, was ich mir damals erworben habe. — Hättest du recht darum gearbeitet, so würdest du dir ein weiteres Ziel gesteckt haben und nicht so selbstgenügsam am Wege sitzen. Arbeitest du nicht an dir fort, so arbeitet die Zeit gegen dich. Das Werkzeug, das du nicht brauchst, frißt der Rost, und ein Schacht, der nicht befahren wird, verfällt. Reichthum wächst durch Verkehr; lässest du ihn liegen, so vermindert er sich wie ein Papiergeld, das im Course sinkt. Wenn du im Laufe still stehst, so kommst du zurück; denn Zeit und Welt schreitet unaufhaltsam vor. Wenn du also einen Grund gelegt hast, so baue darauf fort, bis du unter Dach bist; aber du kannst sicher glauben, daß es erst jenseits des Grabes so weit kommen wird. Laß dich dennoch nie träge finden. Was dich in deiner Jugend gefördert hat, wird dich auch im Alter fördern, und was dir die Zeit an warmem Leben entzieht, das setze du selbst durch vermehrte Bewegung und

erhöhte Thätigkeit zu. In einem Acker, den der Frost des Winters durchkältet hat, muß der Pflug tiefer gehen, und eine Krankheit im Alter verlangt eine kräftigere Nachkur. Uebrigens giebt es ja wohl überhaupt keine Zeit, wo du ein Recht hättest, die Kräfte, welche dir Gott verliehen, ungenutzt zu lassen. F. Jacobs.

106. Wie man zu einem guten Vortrag seiner Empfindungen gelange.

Ihre Klage, liebster Freund, daß Sie sich in Ausdruck und Vorstellung selten vollkommen genugthun können, wenn Sie eine wichtige und mächtig empfundene Wahrheit andern vortragen wollen, mag leicht gegründet sein; aber daß dieses eben einen Mangel der Sprache zur Ursache habe, davon bin ich noch nicht überzeugt. Freilich sind alle Worte, besonders die todten auf dem Papier, welchen es wahrlich sehr an Physiognomie zum Ausdrucke fehlt, nur sehr unvollkommene Zeichen unserer Empfindungen und Vorstellungen, und man fühlt oft bei dem Schweigen eines Mannes mehr, als bei den schönsten niedergeschriebenen Reden. Allein auch jene Zeichen haben ihre Begleitungen für den empfindenden und denkenden Leser, und wer die Musik versteht, wird die Noten nicht sklavisch vortragen. Auch der Leser, wenn er anders die gehörige Fähigkeit hat, kann an den ihm vorgeschriebenen Worten sich zu dem Verfasser hinauf empfinden und aus dessen Seele alles heraus holen, was darin zurück blieb.

Eher möchte ich sagen, daß Sie Ihre Empfindungen und Gedanken selbst nicht genug entwickelt hätten, wenn Sie solche vortragen wollen. Die mehrsten unter den Schreibenden begnügen sich damit, ihren Gegenstand mit aller Gelassenheit zu überdenken, sodann eine sogenannte Disposition zu machen und ihren Satz darnach auszuführen; oder sie nützen die Heftigkeit des ersten Anfalls und geben uns aus ihrer glühenden Einbildungskraft ein frisches Gemälde, was oft bunt und stark genug ist, und doch die Wirkung nicht thut, welche sie erwarteten. Aber so nöthig es auch ist, daß derjenige, der eine große Wahrheit mächtig vortragen will, dieselbe vorher wohl überdenke, seinen Vortrag ordne und seinen Gegenstand, nachdem er ist, mit aller Wärme behandle, so ist dieses doch noch der eigentliche Weg nicht, worauf man zu einer kräftigen Darstellung seiner Empfindungen gelangt.

Mir mag eine Wahrheit, nachdem ich mich davon aus Büchern und eignem Nachdenken unterrichtet habe, noch so sehr einleuchten, und ich mag mich damit noch so bekannt dünken, so wage ich es doch nicht, sogleich meine Disposition zu machen und sie darnach zu behandeln; vielmehr denke ich, sie habe noch unzählige Seiten und Falten, die mir jetzt verborgen sind, und ich müßte erst suchen, solche so viel als möglich zu gewinnen, ehe ich an irgend einen Vortrag oder an Disposition und Ausführung gedenken dürfe. Diesem nach werfe ich zuerst, sobald ich mich von meinem Gegenstande begeistert und zum Vortrage geschickt fühle, alles, was mir darüber einfällt, aufs Papier. Des anderen Tages verfahre ich wieder so, wenn

mich mein Gegenstand von neuem zu sich reißt, und das wiederhole ich so lange, als das Feuer und die Begierde zunimmt, immer tiefer in die Sache einzudringen. So wie ich eine Lieferung auf das Papier gebracht und die Seele von ihrer ersten Last entledigt habe, dehnt sie sich nach und nach weiter aus und gewinnt neue Aussichten, die zuerst noch von nähern Bildern bedeckt wurden. Je weiter sie eindringt und je mehr sie entdeckt, desto feuriger und leidenschaftlicher wird sie für ihren geliebten Gegenstand. Sie sieht immer schönere Verhältnisse, fühlt sich leichter und freier zum Vergleichen, ist mit allen Theilen bekannt und vertraut, verweilt und gefällt sich in deren Betrachtung und hört nicht eher auf, als bis sie gleichsam die letzte Gunst erhalten hat.

Und nun, wenn ich so weit bin, womit insgemein mehrere Tage und Nächte, Morgen- und Abendstunden zugebracht sind, indem ich bei dem geringsten Anschein von Erschlaffung die Feder niederlege, fange ich in der Stunde des Berufs an, mein Geschriebenes nachzulesen, und zu überdenken, wie ich meinen Vortrag einrichten wolle. Fast immer hat sich während dieser Arbeit die beste Art und Weise, wie die Sache vorgestellt sein will, von selbst entdeckt, oder wo ich hierüber noch nicht mit mir einig werden kann, so lege ich mein Papier bei Seite und erwarte eine glücklichere Stunde, die durchaus von selbst kommen muß und leicht kommt, nachdem man einmal mit einer Wahrheit so vertraut geworden ist. Ist aber die beste Art der Vorstellung, die immer nur einzig ist, während der Arbeit aus der Sache hervorgegangen, so fange ich allmählich an, alles, was ich auf diese Art meiner Seele abgewonnen habe, darnach zu ordnen; was sich nicht dazu paßt, wegzustreichen und jedes an seine Stelle zu bringen.

Insgemein fällt alles, was ich zuerst niedergeschrieben habe, ganz weg, oder es sind zerstreute Einzelnheiten, die ich jetzt nur mit der herauskommenden Summe zu bemerken nöthig habe. Desto mehr behalte ich von den folgenden Operationen, worin sich alles schon mehr zur Bestimmtheit geneigt hat, und der letzte Gewinn dient mehrentheils nur zur Deutlichkeit und zur Erleichterung des Vortrags. Die Ordnung oder Stellung der Gründe folgt nach dem Hauptplan von selbst, und das Colorit überlasse ich der Hand, die, was die erhitzte Einbildung nunmehr fühlt, auch mächtig und feurig malt, ohne dabei einer besondern Leitung zu bedürfen.

Doch will ich eben nicht sagen, daß Sie sich sogleich hierin selbst trauen sollen. Jeder Grund hat seine einzige Stelle, und er wirkt nicht auf der einen, wie auf der andern. Gesetzt, ich wollte Ihnen beweisen, daß das frühe Disponiren sehr mißlich sei, und finge damit an, daß ich Ihnen sagte: „Garrick bewunderte die Clairon als Frankreichs größte Actrice; aber er fand es doch klein, daß sie jeden Grad der Raserei, worauf sie als Medea steigen wollte, vorher bei kaltem Blute und in ihrem Zimmer bestimmen konnte," so würden Sie freilich die Richtigkeit der Vergleichung leicht finden, aber doch nicht alles dabei fühlen, was ich wollte, daß Sie dabei fühlen sollten. Garrick disponirte seine Rolle nie zum voraus, er arbeitete sich nur in die Situation der Person hinein, welche er vorzustellen hatte, und überließ es dann seiner mächtigen Seele, sich seiner ganzen Kunst nach ihren augenblicklichen Bedingungen zu bedienen. Und

das muß ein jeder thun, der eine mächtige Empfindung mächtig ausdrücken will.

Das Coloriren ist leichter, wenn man es von der Haltung trennt; aber in Verbindung mit derselben schwerer. Hierüber lassen sich nicht wohl Regeln geben; man lernt es bloß durch eine aufmerksame Beobachtung der Natur und viele Uebung, was man entfernen oder vorrücken, stark oder schwach ausdrücken soll. Das mehrste hängt jedoch hiebei von der Unterordnung in der Gruppirung ab, und wenn Sie hierin glücklich und richtig gewesen sind, so wird die Verschiedenheit des Standorts, woraus die Leser, für welche Sie schreiben, Ihr Gemälde ansehen, nur eine allgemeine Ueberlegung verdienen.

Unter Millionen Menschen ist vielleicht nur ein einziger, der seine Seele so zu pressen weiß, daß sie alles hergiebt, was sie hergeben kann. Viele, sehr viele haben eine Menge von Eindrücken, sie mögen nun von der Kunst oder von der Natur herrühren, bei sich verborgen, ohne daß sie es selbst wissen; man muß die Seele in eine Situation versetzen, um sich zu rühren, man muß sie erhitzen, um sich aufzuschließen, und zur Schwärmerei bringen, um alles aufzuopfern. Horaz empfahl den Wein als eine gelinde Tortur der Seele; andere halten die Liebe zum Gegenstande für mächtiger, als den Durst nach Entdeckungen; jeder muß hierin sich selbst prüfen. Rousseau gab nie etwas von den ersten Aufwallungen seiner Seele; wer nur diese und nicht mehr giebt, der trägt nur solche Wahrheiten vor, die den Menschen insgemein auffallen und jedem bekannt sind. Er hingegen arbeitete oft zehnmal auf die Art, wie ich es Ihnen vorgeschlagen, und hörte nicht auf, so lange noch etwas zu gewinnen übrig war. Wenn dieses ein großer Mann thut, so kann man so ziemlich sicher sein, daß er weiter vorgedrungen sei, als irgend ein anderer vor ihm. So oft Sie sich mächtiger in der Empfindung als im Ausdruck fühlen, so glauben Sie nur dreist, Ihre Seele sei faul, sie wolle nicht alles hervorbringen. Greifen Sie dieselbe an, wenn Sie fühlen, daß es Zeit ist, und lassen Sie sie arbeiten. Alle Ideen, die ihr jemals eingedrückt sind, und die sie selbst aus den eingedrückten unbemerkt gezogen hat, müssen in Bewegung und Glut gebracht werden; sie muß vergleichen, schließen und empfinden, was sie auf andere Art ewig nicht thun wird, sie muß verliebt und erhitzt werden gegen ihren großen Gegenstand. — Aber auch für die Liebe giebt es keine Disposition; kaum weiß man es nachher zu erzählen, wie man von einer Situation zur andern gekommen ist. J. Möser.

107. Bedeutung der Uebersetzungen.

Man hat schon öfter bemerkt, daß, so wie man von den Ausdrücken absieht, die bloß körperliche Gegenstände bezeichnen, kein Wort einer Sprache vollkommen einem in einer andern gleich ist. Verschiedene Sprachen sind in dieser Hinsicht nur ebensoviel Synonymiken; jede drückt den Begriff etwas anders, mit dieser oder jener Nebenbestimmung, eine Stufe höher oder tiefer auf der Leiter der Empfindungen aus. Eine solche Synonymik der hauptsächlichsten Sprachen, auch nur des Griechischen, Lateinischen und

Deutschen, ist noch nie versucht worden, ob man gleich in vielen Schriftstellern Bruchstücke dazu findet; aber bei geistvoller Behandlung müßte sie zu einem der anziehendsten Werke werden. Ein Wort ist so wenig ein Zeichen eines Begriffs, daß ja der Begriff ohne dasselbe nicht entstehen, geschweige denn festgehalten werden kann. Das unbestimmte Wirken der Denkkraft zieht sich in ein Wort zusammen, wie leichte Gewölke am heitren Himmel entstehen; nun ist es ein individuelles Wesen, von bestimmtem Charakter und bestimmter Gestalt, von einer auf das Gemüth wirkenden Kraft und nicht ohne Vermögen sich forzupflanzen. Wenn man sich die Entstehung eines Wortes menschlicher Weise denken wollte — was aber schon darum unmöglich ist, weil das Aussprechen desselben auch die Gewißheit verstanden zu werden voraussetzt, und weil die Sprache überhaupt nur als ein Product gleichzeitiger Wechselwirkung, in der nicht einer dem andern zu helfen im Stande ist, sondern jeder seine und aller übrigen Arbeit zugleich in sich tragen muß, gedacht werden kann — so würde dieselbe der Entstehung einer idealen Gestalt in der Phantasie des Künstlers gleich sehen. Auch diese kann nicht von etwas Wirklichem entnommen werden, sie entsteht durch eine reine Energie des Geistes, und im eigentlichsten Verstande aus dem Nichts; von diesem Augenblick aber tritt sie im Leben ein und ist nun wirklich und bleibend. Welcher Mensch hat sich nicht, auch außer dem künstlerischen und genialischen Hervorbringen, oft schon in früher Jugend, Gebilde der Phantasie geschaffen, mit denen er hernach oft vertrauter lebt, als mit den Gestalten der Wirklichkeit? Wie könnte daher je ein Wort, dessen Bedeutung nicht unmittelbar durch die Sinne gegeben ist, vollkommen einem Wort einer andern Sprache gleich sein? Es muß nothwendig Verschiedenheiten darbieten, und wenn man die besten, sorgfältigsten, treusten Uebersetzungen genau vergleicht, so erstaunt man, welche Verschiedenheit da ist, wo man bloß Gleichheit und Einerleiheit zu erhalten suchte. Man kann sogar behaupten, daß eine Uebersetzung um so abweichender wird, je mühsamer sie nach Treue strebt. Denn sie sucht alsdann auch feine Eigenthümlichkeiten nachzuahmen, vermeidet das bloß Allgemeine, und kann doch immer nur jeder Eigenthümlichkeit eine verschiedene gegenüberstellen. Dies darf indeß vom Uebersetzen nicht abschrecken.

Das Uebersetzen, und gerade der Dichtungen, ist vielmehr eine der nothwendigsten Arbeiten in einer Litteratur, theils um den nicht Sprachkundigen ihnen sonst ganz unbekannt bleibende Formen der Kunst und der Menschheit zuzuführen, theils aber, und vorzüglich, zur Erweiterung der Bedeutsamkeit und Ausdrucksfähigkeit der eigenen Sprache. Denn es ist die wunderbare Eigenschaft der Sprachen, daß alle erst zu dem gewöhnlichen Gebrauche des Lebens hinreichen, dann aber durch den Geist der Nation, die sie bearbeitet, bis ins Unendliche hin zu einem höheren und immer mannigfaltigeren gesteigert werden können. Es ist nicht zu kühn, zu behaupten, daß in jeder Sprache, auch in den Mundarten sehr roher Völker — womit aber nicht gesagt werden soll, daß nicht eine Sprache ursprünglich besser, als eine andere, und nicht einige andere auf immer unerreichbar wären — sich alles, das Höchste und Tiefste, Stärkste und

Zarteste, ausdrücken läßt. Allein diese Töne schlummern, wie in einem ungespielten Instrument, bis die Nation sie hervorzulocken versteht. Alle Sprachformen sind Symbole, nicht die Dinge selbst, nicht verabredete Zeichen, sondern Laute, welche mit den Dingen und Begriffen, die sie darstellen, durch den Geist, in dem sie entstanden sind und immerfort entstehen, sich in wirklichem, fast möchte ich sagen mystischem Zusammenhange befinden, welche die Gegenstände der Wirklichkeit gleichsam aufgelöst in Ideen enthalten und nun auf eine Weise, der keine Grenze gedacht werden kann, verändern, bestimmen, trennen und verbinden können. Diesen Symbolen kann ein höherer, tieferer, zarterer Sinn untergelegt werden, was nur dadurch geschieht, daß man sie in solchem denkt, ausspricht, empfängt und wiedergiebt, und so wird die Sprache, ohne eigentlich merkbare Veränderung, zu einem höheren Sinne gesteigert, zu einem mannigfaltiger sich darstellenden ausgedehnt. Wie sich aber der Sinn der Sprache erweitert, so auch der Sinn der Nation.

Wie hat, um nur dies Beispiel anzuführen, nicht die deutsche Sprache gewonnen, seitdem sie die griechischen Silbenmaße nachahmt, und wie vieles hat sich nicht in der Nation bis auf Frauen und Kinder herab, verbreitet und dadurch entwickelt, daß die Griechen in echter und unverstellter Form wirklich zur Nationallectüre geworden sind? Es ist nicht zu sagen, wie viel Verdienst um die deutsche Nation durch die erste gelungene Behandlung der antiken Silbenmaße Klopstock, wie noch weit mehr Voß gehabt, von dem man behaupten kann, daß er das klassische Alterthum in die deutsche Sprache eingeführt hat. Eine mächtigere und wohlthätigere Einwirkung auf die Nationalbildung ist in einer schon hoch cultivirten Zeit kaum denkbar, und sie gehört ihm allein an. Denn vermöge der mit seinem Talente verbundenen Beharrlichkeit des Charakters, die denselben Gegenstand unermüdet von neuem bearbeitete, hat er die feste, wenn gleich allerdings noch der Verbesserung fähige Form erfunden, in der nun, so lange deutsch gesprochen wird, allein die Alten deutsch wiedergegeben werden können; und wer eine wahre Form erschafft, der ist der Dauer seiner Arbeit gewiß, da hingegen auch das genialste Werk, als einzelne Erscheinung, ohne eine solche Form, ohne Folgen für das Fortgehen auf demselben Wege bleibt.

Soll aber das Uebersetzen der Sprache und dem Geiste der Nation dasjenige aneignen, was sie nicht oder doch anders besitzt, so ist die erste Forderung einfache Treue. Diese Treue muß auf den wahren Charakter des Originals, nicht auf seine Zufälligkeiten gerichtet sein, so wie überhaupt jede gute Uebersetzung von einfacher und anspruchsloser Liebe zum Original und daraus entspringendem Studium ausgehen und in sie zurückkehren muß. Mit dieser Ansicht ist freilich nothwendig verbunden, daß die Uebersetzung eine gewisse fremde Farbe an sich trägt, aber die Grenze, wo dies ein nicht abzuleugnender Fehler wird, ist hier sehr leicht zu ziehen. So lange nicht die Fremdheit, sondern das Fremde gefühlt wird, hat die Uebersetzung ihre höchsten Zwecke erreicht; wo aber die Fremdheit an sich erscheint und vielleicht gar das Fremde verdunkelt, da verräth der Uebersetzer, daß er seinem Original nicht gewachsen ist. Das Gefühl des unein-

genommenen Lesers verfehlt hier nicht die wahre Scheidelinie. Wenn man in ekler Scheu vor dem Ungewöhnlichen noch weiter geht und auch das Fremde selbst vermeiden will, so wie man sonst wohl sagte, daß der Uebersetzer schreiben müsse, wie der Originalverfasser in der Sprache des Uebersetzers geschrieben haben würde, (ein Gedanke, bei dem man nicht überlegte, daß, wenn man nicht bloß von Wissenschaften und Thatsachen redet, kein Schriftsteller dasselbe und auf dieselbe Weise in einer andern Sprache geschrieben haben würde,) so zerstört man alles Uebersetzen und allen Nutzen desselben für Sprache und Nation. Denn woher käme es sonst, daß, da doch alle Griechen und Römer im Französischen, und einige in der angegebenen Manier sehr vorzüglich übersetzt sind, dennoch auch nicht das mindeste des antiken Geistes mit ihnen auf die Nation übergegangen ist, ja nicht einmal das nationelle Verstehen derselben dadurch im geringsten gewonnen hat?

W. v. Humboldt.

108. Sprache und Gedanke.

Die Sprache ist das bildende Organ des Gedankens. Die intellectuelle Thätigkeit, durchaus geistig, durchaus innerlich, und gewissermaßen spurlos vorübergehend, wird durch den Laut in der Rede äußerlich und wahrnehmbar für die Sinne. Sie und die Sprache sind daher eins und unzertrennlich von einander. Sie ist aber auch in sich an die Nothwendigkeit geknüpft, eine Verbindung mit dem Sprachlaute einzugehen; das Denken kann sonst nicht zur Deutlichkeit gelangen, die Vorstellung nicht zum Begriff werden. Die unzertrennliche Verbindung des Gedankens, der Stimmwerkzeuge und des Gehörs zur Sprache liegt unabänderlich in der ursprünglichen, nicht weiter zu erklärenden Einrichtung der menschlichen Natur. Die Uebereinstimmung des Lautes mit dem Gedanken fällt indeß auch klar in die Augen.

Wie der Gedanke, einem Blitze oder Stoße vergleichbar, die ganze Vorstellungskraft in einen Punkt sammelt und alles Gleichzeitige ausschließt, so erschallt der Laut in abgerissener Schärfe und Einheit. Wie der Gedanke das ganze Gemüth ergreift, so besitzt der Laut vorzugsweise eine eindringende, alle Nerven erschütternde Kraft. Dieses ihn von allen übrigen sinnlichen Eindrücken Unterscheidende beruht sichtbar darauf, daß das Ohr (was bei den übrigen Sinnen nicht immer oder anders der Fall ist) den Eindruck einer Bewegung, ja, bei dem der Stimme entschallenden Laut, einer wirklichen Handlung empfängt, und diese Handlung hier aus dem Innern eines lebenden Geschöpfes, im articulirten Laut eines denkenden, im unarticulirten eines empfindenden, hervorgeht. Wie das Denken in seinen menschlichsten Beziehungen eine Sehnsucht aus dem Dunkel nach dem Licht, aus der Beschränkung nach der Unendlichkeit ist, so strömt der Laut aus der Tiefe der Brust nach außen und findet einen ihm wundervoll angemessenen, vermittelnden Stoff in der Luft, dem feinsten und leichtflüssigsten aller Elemente, dessen scheinbare Unkörperlichkeit dem Geiste auch sinnlich entspricht. Die schneidende Schärfe des Sprachlauts ist dem Verstande bei der Auffassung der Gegenstände unentbehrlich. Sowohl die

Dinge in der äußeren Natur, als die innerlich angeregte Thätigkeit dringen auf den Menschen mit einer Menge von Merkmalen zugleich ein. Er aber strebt nach Vergleichung, Trennung und Verbindung, und in seinen höhern Zwecken nach Bildung immer mehr umschließender Einheit. Er verlangt also auch, die Gegenstände in bestimmter Einheit aufzufassen, und fordert die Einheit des Lautes, um ihre Stelle zu vertreten. Dieser verdrängt aber keinen der anderen Eindrücke, welche die Gegenstände auf den äußeren oder inneren Sinn hervorzubringen fähig sind, sondern wird ihr Träger, und fügt in seiner individuellen (mit der des Gegenstandes, und zwar gerade nach der Art, wie ihn die individuelle Empfindungsweise des Sprechenden auffaßt, zusammenhangenden) Beschaffenheit einen neuen bezeichnenden Eindruck hinzu. Zugleich erlaubt die Schärfe des Lautes eine unbestimmbare Menge sich doch vor der Vorstellung genau absondernder und in der Verbindung nicht vermischender Modificationen, was bei keiner anderen sinnlichen Einwirkung in gleichem Grade der Fall ist.

Da das intellectuelle Streben nicht bloß den Verstand beschäftigt, sondern den ganzen Menschen anregt, so wird auch dieses vorzugsweise durch den Laut der Stimme befördert. Denn sie geht, als lebendiger Klang, wie das athmende Dasein selbst, aus der Brust hervor, begleitet, auch ohne Sprache, Schmerz und Freude, Abscheu und Begierde, und haucht also das Leben, aus dem sie hervorströmt, in den Sinn, der sie aufnimmt, sowie auch die Sprache selbst immer zugleich mit dem dargestellten Object die dadurch hervorgebrachte Empfindung wiedergiebt, und in immer wiederholten Acten die Welt mit dem Menschen, oder, anders ausgedrückt, seine Selbstthätigkeit mit seiner Empfänglichkeit in sich zusammenknüpft. Zum Sprachlaut endlich paßt die, den Thieren versagte, aufrechte Stellung des Menschen, der gleichsam durch ihn emporgerufen wird. Denn die Rede will nicht dumpf am Boden verhallen, sie verlangt, sich frei von den Lippen zu dem, an den sie gerichtet ist, zu ergießen, von dem Ausdruck des Blickes und der Mienen, so wie der Gebärde der Hände begleitet zu werden, um sich so zugleich mit allem zu umgeben, was den Menschen menschlich bezeichnet.

W. v. Humboldt.

109. Meine liebe Landessprache.

Hier is de Red' van unse plattdütsche Sprak, de wi nu hebbt, dat de inn Weggahn begrepm[1] is, un daräber heff wi Orsak to klagn.

Riek is se, riek an Wör un an Redensartn; de van uns tusend hemm will, de ehr egendömlik tohört, kann sick bi den meldn, de dit schrifft, he is licht optofragn.[2] En paar lett he ut,[3] sien Dör[4] geit nicht drang.[5] „Dwatsch, dwellig, däsig, vördweer,“[6] Aebersetter, komm her!

1) im Verschwinden begriffen. — 2) aufzufragen. — 3) legt er aus. — 4) seine Thür. — 5) eng. — 6) Diese allitterirenden Ausdrücke bezeichnen insgesamt etwa so viel als: verkehrt, albern, einfältig, querköpfig.

„Mall, pall, prall, krall, drall, hännig, dännig“ [7] — Gesell komm opt Stück un segg mit dat opm Prick! [8] dann schaft du Meister wardn. Riek is se un licht to sprekn. Nu, de hochdütsch spricht, kann ock vel stubm [9] latn van de hochdütsche Schrift, dat he nicht mit utspricht; alleen he mutt doch dat Pf druckn, wo de plattdütsche dat blote P druckt: Pand, Perd, Plog, un dat scharpe Z, wo de anner T Tom, Tungn, Tehrn, (de Tehrn na de Nehrn [10] settn) un de veln susn ß ß und ss ss, wo wi in echt plattdütsche Wör meist immer t: „Sie schmissen zwölf schwarze Katzen ins Wasser“ sprick dat plattdütsch un hör, wodennig't [11] denn klingt. Licht to sprekn un kört. Van all de tallosn e e, de int Hochdütsche de Wör achteran [12] hebbt: Sprache, Weise, Lehre, liebe, treibe, meide — un van all de tallosern en en, besonners in de Tiedwör: lieben, treiben, meiden, — weet de plattdütsche nichts, da wesselt [13] se mit dat n in en besonnern Ton un wenn b, p un m vörhergahn, mit m: lepm, lobm, brumm, un mit dat egentlike n: gahn, stahn, schlan; kört is se, wiel se so vele Silbm afschmitt, womit dat hochdütsche Word bepackt is, to nöm de Silf ge, und seggt: ick heff afschmetn, för: ich habe abgeschmissen. So steit de plattdütsche Sprak da, fast op ehr Knakn, [14] dat sünt de mitludn Bokstabm un hett nicht mehr Fleesch to dregn, as to en ordentlikn Gang nödig is; den geit se un piept nicht mit all de hochdütschn i i, un sücht nicht rechts oder links, ob se ock bi ehre Präposition den rechtn Casum settn un bi ehre Verba, et is ehr all en Dohnd, [15] vör keen Sprachfehler ward se roth, vör de Falschheit soppt un stoppt se. [16] Denn, toletzt, richtig kann en Kind se sprekn, hochdütsch aber spricht nimms richtig.

De gude Sprak! Alleen wat hölpt't eenmal, wi holn se nicht, un wi möhtn [17] de hochdütsche nicht op! Mit so en lütjn Opsatz, [18] as disse (Opsatz is all half hochdütsch), ward nichts utricht. Se hett sick, de Haupt- und Heldensprache, as jemand se nömt, all gar to fast sett. En Hööft- un Heldenbok in Plattdütsch much vellicht wat utrichtn. Aber dat schrief een! [19] Wi könnt gar nicht mehr rein plattdütsch sprekn. Ick kann min Fründ noch grötn [20] latn, aber en Grot kann ick em nicht schickn, dat mut en Gruß wesn, wenn he mi (mick) verstahn schall. Dat de hochdütsche de Sprak op de Kanzel un int Gericht wordn is, makt noch nichts, man kann wol seggn, da hört se hen, solke Dinge verlangt en solke Sprak, en andere, en högere, en hillige, de bi de Pött un bi de Plog [21] is darto nicht gud nog. Alleen wat krieg wi im däglikn Lebm förn hochdütsche Sprak! Siet 1814 geschüht „der Vortrag des Schullehrers und überhaupt der ganze Unterricht in der hochdeutschen Mundart ausschließlich,“ darto in Landscholn as in Stadtscholn „Anleitung zum Rechtschreiben,“ man

---

7) zum Theil unübersetzbare, onomatopöetische Ausdrücke; prall und drall sind auch ins Hochdeutsche übergegangen; die übrigen scheinen ebenfalls das Derbe, Straffe zu bezeichnen. — 8) aufs Haar. — 9) fliegen, stieben. — 10) Zehrer kommt nach dem Nährer. — 11) wie gefällig? — 12) hintendran. — 13) wechselt. — 14) fest auf ihren Knochen. — 15) Es ist ihr alles ein Thun, gleich. — 16) Der Falschheit verstopft sie den Weg. — 17) abhalten, absperren? — 18) kleinem Aufsatz. — 19) Ein platt. Haupt- und Heldenbuch möchte vielleicht etwas ausrichten. Aber das schreibe einer. — 20) grüßen. — 21) bei Topf und Pflug.

weet, wie flietig hochdütsche Sprak in veln Scholn drebm [22] ward, un doch, wat giff't [23] förn Sprekn! un gar wat förn Schriebm! Aber wie sünt de Städter all van dit Hochdütsche voll! binah holt sick dat Plattdütsche man noch under de nedderste Klaß op; en Denstmädjn bi en Kopman bestellt ehr Warf [24] all hochdütsch; un opm Landn, de Soldat wesn is oder faken [25] mit den Amtmann sprickt, mit den Prester verkehrt, de en betjn Handel un Wandel drifft [26] u. s. w., de meent, he mutt hochdütsch, un andre meent, dat schimpt se, wenn se nicht ebm so. Dar feilt [27] wahrlik noch vel an, wenn ock alle Menschn erst hochdütsch, as't denn herutkommt, bi den Pott un bi den Plog sprekn, dat se denn ock werdn gut sprekn, so gud, as't de hochdütsche Sprak vermag, un so gud schriebm. För vörnehme Lüd, gebildte, as man seggt, is de hochdütsche Sprak; för alle andern mutt egentlik de plattdütsche bliebm, in Sprekn un in Schriebm. Alleen dar is de Utsicht nicht na, da ward tovel [28] lesn, un et mutt in unsn Tiedn ock vel lesn wardn, darto de umgriepm, invietn [29] Hof-Art, Hochfahrt, dat Börnehm- un Grotdohn, as de Dänen in Schleswig klagt, dat dadurch ehre Sprak verdrängt is, (klagt sachter, leebm Lüd! ju Sprak blifft doch in Dänemark,) datsülwige verdrängt de plattdütsche Sprak ganz ut de Welt, as ehre Schrift all lang hinut is. Wat hier steit, disse Schrift, nicht wahr? de is all as ut en ander Welt un holt mit Loff [30] un Klag de plattdütsche Sprak en Liekenpredigt.

Dat Wedderspill. Töf [31] mit de Liekenpredigt, bet du en Liek hest! segg nicht eher gude Nacht to ehr, as bet se sülm [32] gude Nacht seggt hett to di! Wo scholl se weggahn, de jümmer noch in den drittn Deel von ganz Dütschland umher, — dat will seggn, mit 10 Millionen Menschen ut- un ingeit, sik dal leggt und opsteit! [33] Denn de paar Dusend, de in den grotn Rum, de den drittn Deel van Dütschland inschlütt, hochdütsch sprekn, bald hochdütsch un bald plattdütsch sprekn, de Börnehmen in Städten un Flecken un de vörnehm schien wöllt, närrische Lüd, schöllt et wahrlik nicht dohn. Schlimm is et allerdings, dat wie so ganz und gar de plattdütsche Schrift verlaren hebbt, — ji schölln nu kam, 1842 kam, so wordn ji sehn, dat wi op unsen Mund mehr holn als op unse Münt. [34] Alleen, wat hett de hochdütsche Schrift denn noch för grotn Schadn de plattdütsche Sprak dahn? Umtrent [35] tweehundert Jahr heff wie se, un bett vör en dörtig, vertig Jahr harr se keen Kath [36] innahm, to schwiegn en Strat. Lat uns ruhig wesn! Dat Betere will wol babm [37] bliebm. — Ob unse Sprak noch wol enmal en Schrift wedder bekommt? Dat word se bährn, [38] ehrn Riekdom vermehrn, ehrn Wohlklang verklärn, de Hessen un de Holsten so themlik ene Utsprak lehrn — un dusend verdreihte Dinger wedder torecht kehrn.

K. Harms.

22) getrieben. — 23) giebt es. — 24) Gewerbe. — 25) oft. — 26) ein bischen Handel und Wandel treibt. — 27) fehlt. — 28) zu viel. — 29) umgegriffene, eingerissene. — 30) Lob. — 31) warte. — 32) selbst. — 33) niederlegt und aufsteht. — 34) Münze. — 35) ungefähr, circiter, vläm. omtrent. — 36) bis vor 30, 40 Jahren hat sie kein (Koth) Gehöft eingenommen, geschweige eine Straße. — 37) oben. — 38) wiedergebären.

110. Märchen und Sage.

Es wird dem Menschen von heimatswegen ein guter Engel beigegeben, der ihn, wenn er ins Leben auszieht, unter der vertraulichen Gestalt eines Mitwandernden begleitet; wer nicht ahnt, was ihm Gutes dadurch widerfährt, der mag es fühlen, wenn er die Grenzen des Vaterlandes überschreitet, wo ihn jener verläßt. Diese wohlthätige Begleitung ist das unerschöpfliche Gut der Märchen, Sagen und Geschichte, welche neben einander stehen und uns nacheinander die Vorzeit als einen frischen und belebenden Geist nahe zu bringen streben. Jedes hat seinen eigenen Kreis. Das Märchen ist poetischer, die Sage historischer; jenes steht beinahe nur in sich selber fest, in seiner angebornen Blüte und Vollendung; die Sage, von einer geringern Mannigfaltigkeit der Farbe, hat noch das Besondere, daß sie an etwas Bekanntem und Bewußtem haftet, an einem Ort oder einem durch die Geschichte gesicherten Namen. Aus dieser ihrer Gebundenheit folgt, daß sie nicht, gleich den Märchen, überall zu Hause sein könne, sondern irgend eine Bedingung voraus setze, ohne welche sie bald gar nicht da, bald nur unvollkommener vorhanden sein würde. Kaum ein Flecken wird sich in Deutschland finden, wo es nicht ausführliche Märchen zu hören gäbe, manche, an denen die Volkssagen bloß dünn und sparsam gesät zu sein pflegen. Diese anscheinende Dürftigkeit und Unbedeutenheit zugegeben, sind sie dafür innerlich auch weit eigenthümlicher; sie gleichen den Mundarten der Sprache, in denen hin und wieder sonderbare Wörter und Bilder aus uralten Zeiten hangen geblieben sind, während die Märchen ein ganzes Stück alter Dichtung, so zu sagen, in einem Zuge zu uns übersetzen. Merkwürdig stimmen auch die erzählenden Volkslieder entschieden mehr zu den Sagen, wie zu den Märchen, die wiederum in ihrem Inhalte die Anlage der frühesten Poesieen reiner und kräftiger bewahrt haben, als es sogar die übrig gebliebenen größeren Lieder der Vorzeit konnten. — Die Märchen also sind theils durch ihre äußere Verbreitung, theils durch ihr inneres Wesen dazu bestimmt, den reinen Gedanken einer kindlichen Weltbetrachtung zu fassen; sie nähren unmittelbar, wie die Milch, mild und lieblich, oder wie der Honig, süß und sättigend, ohne irdische Schwere; dahingegen die Sagen schon zu einer stärkeren Speise dienen, eine einfachere, aber desto entschiedenere Farbe tragen und mehr Ernst und Nachdenken fordern. Ueber den Vorzug beider zu streiten, wäre ungeschickt; auch soll durch diese Darstellung ihrer Verschiedenheit weder ihr Gemeinschaftliches übersehen, noch geleugnet werden, daß sie in unendlichen Mischungen und Wendungen in einander greifen und sich mehr oder weniger ähnlich werden. Der Geschichte stellen sich beide, das Märchen und die Sage, gegenüber, insofern sie das sinnlich Natürliche und Begreifliche stets mit dem Unbegreiflichen mischen, welches jene, wie sie unserer Bildung angemessen scheint, nicht mehr in der Darstellung selbst verträgt, sondern es auf ihre eigene Weise in der Betrachtung des Ganzen neu hervorzusuchen und zu ehren weiß. Die Kinder glauben an die Wirklichkeit der Märchen, aber auch das Volk hat noch nicht ganz aufgehört, an seine Sagen zu glauben, und sein Verstand sondert nicht viel darin; sie werden ihm aus

den angegebenen Unterlagen genug bewiesen, d. h. das unleugbar nahe und sichtliche Dasein der letzteren überwiegt noch die Zweifel über das damit verknüpfte Wunder. Diese Eingenossenschaft der Sage ist folglich gerade ihr rechtes Zeichen. Daher auch von dem, was wirkliche Geschichte heißt (und einmal hinter einen gewissen Kreis der Gegenwart und des von jedem Geschlechte Durchlebten tritt), dem Volk eigentlich nichts zugebracht werden kann, als was sich ihm auf dem Wege der Sage vermittelt; einer in Zeit und Raum zu entrückten Begebenheit, der dieses Erforderniß abgeht, bleibt es fremd oder läßt sie bald wieder fallen. Wie unverbrüchlich sehen wir es dagegen an seinen eingeerbten und hergebrachten Sagen haften, die ihm in rechter Ferne nachrücken und sich an alle seine vertrautesten Begriffe schließen! Niemals können sie ihm langweilig werden, weil sie ihm kein eitles Spiel, das man einmal wieder fahren läßt, sondern eine Nothwendigkeit scheinen, die mit ins Haus gehört, sich von selbst versteht und nicht anders, als mit einer gewissen, zu allen rechtschaffenen Dingen nöthigen Andacht, bei dem rechten Anlaß, zur Sprache kommt. Jene stete Bewegung und dabei immerfortige Sicherheit der Volkssagen stellt sich, wenn wir es deutlich erwägen, als eine der trostreichsten und erquickendsten Gaben Gottes dar. Um alles menschlichen Sinnen Ungewöhnliche, was die Natur eines Landstriches besitzt, oder wessen ihn die Geschichte gemahnt, sammelt sich ein Duft von Sage und Lied, wie sich die Ferne des Himmels blau anläßt und zarter, feiner Staub um Obst und Blumen setzt. Aus dem Zusammenleben und Zusammenwohnen mit Felsen, Seen, Trümmern, Bäumen, Pflanzen entspringt eine Art von Verbindung, die sich auf die Eigenthümlichkeit jedes dieser Gegenstände gründet und zu gewissen Stunden ihre Wunder zu vernehmen berechtigt ist. Wie mächtig das dadurch entstehende Band sei, zeigt an natürlichen Menschen jenes herzzerreißende Heimweh. Ohne diese sie begleitende Poesie müßten edele Völker vertrauern und vergehen; Sprache, Sitte und Gewohnheit würden ihnen eitel und unbedeckt dünken, ja hinter allem, was sie besäßen, eine gewisse Einfriedigung fehlen. Auf solche Weise verstehen wir das Wesen und die Tugend der deutschen Volkssage, welche Angst und Warnung vor dem Bösen und Freude an dem Guten mit gleichen Händen austheilt. Noch geht sie an Oertern und Stellen, die unsere Geschichte längst nicht mehr erreichen kann, vielmal aber fließen sie beide zusammen und unter einander; nur daß man zuweilen die an sich untrennbar gewordene Sage, wie in Strömen das aufgenommene grünere Wasser eines anderen Flusses, noch lange zu erkennen vermag. Brüder Grimm.

111. Das Wesen der Thierfabel.

Die Poesie, nicht zufrieden, Schicksale, Handlungen und Gedanken der Menschen zu umfassen, hat auch das verborgene Leben der Thiere bewältigen und unter ihre Einflüsse und Gesetze bringen wollen.

Ersten Anlaß hierzu entdecken wir schon in der ganzen Natur der, für sich selbst betrachtet, auf einer poetischen Grundanschauung beruhenden Sprache. Indem sie nicht umhin kann, allen lebendigen, ja unbelebten

Wesen ein Genus anzueignen und eine stärker oder leiser daraus entfaltete Persönlichkeit einzuräumen, muß sie sie am deutlichsten bei den Thieren vorherrschen lassen, welche, nicht an den Boden gebannt, neben voller Freiheit der Bewegung die Gewalt der Stimme haben und zur Seite des Menschen als mitthätige Geschöpfe in dem Stillleben einer gleichsam leidenden Pflanzenwelt auftreten. Damit scheint der Ursprung, fast die Nothwendigkeit der Thierfabel gegeben.

Es ist nicht bloß die äußere Menschenähnlichkeit der Thiere, der Glanz ihrer Augen, die Fülle und Schönheit ihrer Gliedmaße, was uns anzieht; auch die Wahrnehmung ihrer mannigfaltigen Triebe, Kunstvermögen, Begehrungen, Leidenschaften und Schmerzen zwingt in ihrem Innern ein Analogon von Seele anzuerkennen, das bei allem Abstand von der Seele des Menschen ihn in ein so empfindbares Verhältniß zu jenem bringt, daß ohne gewaltsamen Sprung Eigenschaften des menschlichen Gemüths auf das Thier und thierische Aeußerungen auf den Menschen übertragen werden dürfen. In mehr als einer sinnlichen Kraft thut es uns das Thier zuvor, in Schärfe des Gesichts, Feinheit und Stärke des Gehörs und Geruchs, Schnelle des Laufs und Befähigung zum Flug: sollten wir ihm nicht zugestehen, neben uns und in der Einwirkung auf uns seine Besonderheit geltend zu machen?

Die früheren Zustände menschlicher Gesellschaft hatten aber dies Band fester gewunden. Alles athmete noch ein viel frischeres sinnliches Naturgefühl. Jäger und Hirten sahen sich zu einem vertrauten Umgang mit den Thieren bewogen, und tägliches Zusammensein übte sie im Erlauschen und Beobachten aller ihrer Eigenschaften. Damals wurde eine Menge nachher verlorener oder geschwächter Beziehungen zu den Thieren entwickelt. Von Hegung und Weide des zahmen Viehes, Erlegung des Wilds, Verfolgung des Raubthiers, aber auch von einem uneigennützigen, unfeindlichen Verkehr, wie er in mancher Lage zwischen Mensch und Thier eintreten mußte, gingen diese Bezüge aus. Für Thiere, deren nähere Bekanntschaft unentbehrlich war oder die man scheute, mit denen aber gut zu stehen für rathsam erachtet wurde, entsprangen außer den gewöhnlichen Appellativen besondere Eigennamen, die, als Ruf oder Anrede geltend, unter beiden Parteien das wärmere Verhältniß einer wenigstens unvollkommen gelungenen Verständigung herbeiführten. Diese Namen konnten wieder mit der Zeit in förmliche und ständige Appellativa übergehen.

Blieben nun in der Wirklichkeit immer Schranken gesteckt und Grenzen abgezeichnet, so überschritt oder verschmolz sie doch die ganze Unschuld der phantasievollen Vorzeit allenthalben. Wie ein Kind, jene Kluft des Abstands wenig fühlend, Thiere beinahe für seinesgleichen ansieht und als solche behandelt, so faßt auch das Alterthum ihren Unterschied von dem Menschen ganz anders als die spätere Zeit. Sagen und Mythologieen glauben Verwandlungen der Menschen in Thiere, der Thiere in Menschen, und hierauf gebaut ist die wunderbare Annahme der Seelenwanderung. In schwieriger Gefahr hat der Mensch entscheidenden Rath und Hülfe einiger Thiere zu gewarten. Von andern befürchtet er Uebel und Nachtheil, noch weit größern, als ihre natürliche Fähigkeit ihm zu schaden mit

sich führt; allein er traut ihnen Zauberkräfte zu und meidet abergläubisch ihren Namen auszusprechen, an dessen Stelle er ein anderes schmeichelndes oder versöhnendes Wort setzt. Ohne Thiere, deren Art, Geschlecht und Farbe genaueste Rücksicht fordert, können gewisse Opfer nicht vollbracht, gewisse Weissagungen nicht gepflogen werden. Vogelflug und Angang der Thiere sind bald heilbringende, bald schreckende Zeichen; Thiere sind Anführer auswandernder Ansiedelungen. Thiere werden zur Deutung der Gestirne an den Himmel versetzt, Thiere versehen Botendienste und künden dem Menschen herannahendes Glück oder Leid. In ihrem Geschrei oder Gespräch, das Begabte verstehen lernen, unterhalten sie sich von unserm Geschick, von unseren Begebenheiten. Einige Thiere sollen ein Alter erreichen, das die dem Menschen gesetzte Lebenszeit weit übertrifft. Nachahmung der Thiergestalt in Tracht, Larve und Rüstung, Thierbilder auf Heerzeichen und Wappen liegen darum dem Menschen nahe; sie mögen nicht bloß durch die Verwendung schmückender Häute und Federn, sondern durch irgend einen lebendigeren Bezug auf Eigenschaften der Thiere und ihr Verhältniß zu den Menschen eingeführt gewesen sein. Wo aber solche und ähnliche Vorstellungen — und sie scheinen bei Völkern auf halber Bildungsstufe am stärksten und lebhaftesten — in dem Gemüthe des Menschen wurzeln, da wird es gern dem Leben der Thiere einen breiteren Spielraum, einen tieferen Hintergrund gestatten und die Brücke schlagen, über welche sie in das Gebiet menschlicher Handlungen und Ereignisse eingelassen werden können.

Sobald einmal um diesen Zusammenhang des thierischen und menschlichen Lebens her die vielgeschäftige Sage und nährende Poesie sich ausbreiteten und ihn dann wieder in den Duft einer weit entlegenen Vergangenheit zurückschoben — mußte sich da nicht eine eigenthümliche Reihe von Ueberlieferungen erzeugen und niedersetzen, welche die Grundlage aller Thierfabel abgegeben haben? Alle Volkspoesie sehen wir erfüllt von Thieren, die sie in Bilder, Sprüche und Lieder einführt. Und konnte sich die allbelebende Dichtung des letzten Schritts enthalten, den Thieren, die sie in menschlicher Sinnesart vorstellt, auch das unerläßliche Mittel näherer Gemeinschaft, Theilnahme an menschlich gegliederter Rede beizulegen? Ohne jenes gläubige Zugeständniß ihrer Sprachgabe, die nicht viel mehr auffällt als die gleiche Sprache zweier Völker im Gedicht, war keine Aufnahme der Thiere in das Reich der Dichtung denkbar. Bedeutsam drückt die Formel „als noch die Thiere sprachen,“ mit welcher wir das Dunkel einer geschwundenen Vorzeit bezeichnen, den Untergang jenes im Glauben der Poesie vorhandenen engeren Verkehrs mit den Thieren aus, dessen Erinnerung diese uns in ihren Bildern vorhält. Wie durch ein Mißgeschick sind die Thiere nachher verstummt oder halten vor den Menschen, deren Schuld gleichsam dabei wirkte, ihre Sprache zurück.

Die Thierfabel (Thiersage) gründet sich also auf nichts anderes als den sicheren und dauerhaften Boden jedweder epischen Dichtung, auf unerdenkliche, langhingehaltene, zähe Ueberlieferung, die mächtig genug war, sich in endlose Fäden auszuspinnen und diese dem wechselnden Laufe der Zeiten anzuschmiegen. Gleich allem Epos, in nie still stehendem Wachsthum, setzt

sie Ringe an, Stufen ihrer Entwicklung zu bezeichnen, und weiß sich nach Ort, Gegend und den veränderten Verhältnissen menschlicher Einrichtungen unermüdlich von neuem zu gestalten und wieder zu gebären. Unter günstigem Luftstrich gedeiht sie und gewinnt Formen; wo aber die Zeit ihrer Blüte ungenutzt verläuft, stirbt sie allmählich aus und wird nur noch in bröckelhafter Volkssage dahin getragen. Es ist eben so widerstrebend echte Thierfabeln zu ersinnen, als ein anderes episches Gedicht. Alle Versuche scheitern, weil das Gelingen gebunden ist an einen unerfundenen und unerfindbaren Stoff, über den die Länge der Tradition gekommen sein muß, ihn zu weihen und zu festigen.

Nur darin unterscheidet der Gegenstand der Thierfabel sich von dem jedes übrigen Epos, daß dieser, wenn auch keine wirklichen Begebenheiten enthaltend, immer an sie grenzt und sich unauflösbar mit der wahren Geschichte der Vorzeit vereinigt, die Thierfabel hingegen eine Unterlage empfangen hat, der die Möglichkeit der Wahrheit nothwendig abgeht, durch den Glauben der Einbildungskraft aber dennoch Bestätigung und Sicherheit verliehen wird. Wie die Sprache leblosen Wesen ein Geschlecht ertheilte, dessen sie in der Natur unfähig waren, so hat die Poesie den Thieren Begebenheiten und eine Geschichte anerschaffen. Sobald wir eingelassen sind in das innere Gebiet der Fabel, beginnt der Zweifel an dem wirklichen Geschehensein ihrer Ereignisse zu schwinden, wir fühlen uns so von ihr angezogen und fortgerissen, daß wir den auftretenden Thieren eine Theilnahme zuwenden, die wenig oder nichts nachgiebt derjenigen, die uns beim rein menschlichen Epos erfüllt. Wir vergessen, daß die handelnden Personen Thiere sind, wir muthen ihnen Pläne, Schicksale und Gesinnungen der Menschen zu. Hierbei kommt in Betracht, daß Menschen selbst in die Thierfabel verflochten werden und in ihre Handlung wesentlich eingreifen, die an dem Umgang und der Sprachfähigkeit der Thiere nicht den geringsten Anstoß nehmen. Aus diesen Eigenschaften erwächst der Thierfabel ein besonderer, sogar dem übrigen Epos mangelnder Reiz, den ich in die innige Vermischung des menschlichen mit dem thierischen Element setze. Die Thierfabel hat dem zufolge zwei wesentliche Merkmale. Einmal muß sie die Thiere darstellen, als seien sie begabt mit menschlicher Vernunft und in alle Gewohnheiten und Zustände unsers Lebens eingeweiht, so daß ihre Aufführung gar nichts Befremdliches hat. Die gemordete Henne wird auf einer Bahre mit Zetergeschrei vor den König getragen, er heißt ihr das Todtenamt halten und eine Grabschrift setzen. Die Menschen der Fabel stehen nicht an, dem Wolf, der ihre Sprache redet, als er um Aufnahme ins Kloster bittet, die Tonsur zu gewähren. Der Bauer läßt sich mit dem Fuchs in förmlichen Vertrag über seine Hühner ein und erkennt den Löwen im Rechtsstreit mit Thieren als gemeinschaftlichen Richter. Dann aber müssen daneben die Eigenheiten der besonderen thierischen Natur ins Spiel gebracht und geltend gemacht werden. So singt der Hahn, auf einem Fuße stehend und die Augenlider schließend: ein ganz der Natur abgelauschter Zug. So bedient im Kampf mit dem Wolfe der Fuchs sich aller seiner natürlichen Listen. So wird bei der Katze die eingeprägte Neigung zu den Mäusen, bei dem Bären zum Honig unentbehrlicher Hebel

der Fabel, aus dem die eingreifendsten Verwickelungen hervorgehen. Dieser Vereinbarung zweier in der Wirklichkeit widerstreitender Elemente kann die Thierfabel nicht entrathen. Wer Geschichten ersinnen wollte, in denen die Thiere sich bloß wie Menschen gebärdeten, nur zufällig mit Thiernamen und -Gestalt begabt wären, hätte den Geist der Fabel ebenso verfehlt, wie wer darin Thiere getreu nach der Natur aufzufassen suchte ohne menschliches Geschick und ohne den Menschen abgesehene Handlung. Fehlte den Thieren der Fabel der menschliche Beigeschmack, so würden sie albern, fehlte ihnen der thierische, langweilig sein. Einleuchtend finden wir diese Erfordernisse bewährt, wenn sich die Kunst der Thierfabel bemächtigen will. Der Künstler muß es verstehen, den Thieren ihr Eigenthümliches zu lassen und sie zugleich in die Menschenähnlichkeit zu erheben: er muß, den thierischen Leib beibehaltend, ihm dazu noch Gebärde, Stellung, leidenschaftlichen Ausdruck des Menschen zu verleihen wissen.

Eben in dieser Nothwendigkeit bedingen sich andere Eigenschaften der epischen Thierfabel. Das bloße Märchen kann ganz todte Gegenstände, wie Stühle, Bänke, Kohlen, handelnd und redend einführen; aus jener müssen sie geschieden bleiben, weil ihnen alle natürliche Lebensthätigkeit, die ihr beizumischen wäre, abgeht. Pflanzen, Bäume, deren Leben wiederum sich zu unmerkbar äußert, als daß sie wirksam sein könnten, taugen ihr eben so wenig. Selbst zwischen den Thieren muß ein bedeutender Unterschied eintreten. Vorerst scheinen die kleinen Thiere für die Fabel minder geeignet, weil sie nicht hinreichende Eigenthümlichkeiten besitzen, die sich auffassen und anschaulich machen ließen. Inzwischen dürfen sie, z. B. die Grille oder Ameise, mit Erfolg Nebenrollen übernehmen. Dann aber stehen für die Verwendung der Thierfabel schon darin den Säugethieren die Vögel nach, daß sie uns weniger gleichen und durch ihr Flugvermögen aus der Reihe treten, in die wir mit jenen gestellt sind. Den Vögeln ist eine geisterhafte Unruhe eigen, die dem Epos nicht zusagt, desto mehr dem Aristophanischen Drama. Endlich wird aber zugestanden werden müssen, daß auch von den vierfüßigen Thieren vorzugsweise die größeren einheimischen für die Fabel angemessen sind. Fremde, seltene Thiere liegen der anschauenden Phantasie zu fern, und sie bleibt unberührt von ihnen. Es wäre höchst unschicklich, in unserer Thierfabel dem Elefanten oder Kameel irgend einen bedeutenden Platz zu überweisen. Vierfüßige Hausthiere sind es und die Bewohner unserer Wälder, welche für die Fabel geschaffen scheinen, mit Zuziehung einiger vertrauteren Vögel, des Hahns, Sperlings, der Lerche, wogegen das übrige große und wilde Geflügel entbehrt werden mag. Unter den Hausthieren selbst aber finden wir diejenigen, welche sich gänzlich in menschliche Dienstbarkeit ergeben haben, den Ochsen, Hund und das Pferd, ausgeschlossen oder nur in beschränkter Weise auftretend, sie sind allzu zahm und prosaisch geworden; anders verhält es sich mit dem Hahn und der Katze, die eine größere Unabhängigkeit behauptet haben. Hiernach ist also der Thierfabel auch das mit dem Epos gemein, daß beide nothwendig einheimischer Helden bedürfen. Aus der gleichen Ursache aber wird das gedeihende und erwarmende Thierepos überall eine feste Stätte und Heimat suchen und wie im Vordergrund der Landschaft namhafte Oerter

anschlagen, auf dem sich seine Figuren bewegen. Endlich, indem es einzelne Thiere auszeichnet und genau individualisirt, erhebt es sie dadurch zu Repräsentanten oder Anführern ihrer ganzen Gattung und muß nothwendig von ihrer Vielheit und Menge in der wirklichen Natur absehen, welche alles wieder verallgemeinern würden. Daher stellt es die Fabel so dar, als ob der Fuchs oder Wolf, den sie uns vorhält, die einzigen im Lande wären, und beschränkt sich darauf, ihnen eine nach menschlichen Verwandtschaftsverhältnissen berechnete Familie beizulegen.

Nach dem Charakter, den ich in der Thierfabel beigelegt habe, versteht es sich von selbst, daß ihr kein Hang zur Satire beiwohnen könne, weder zu einer allgemeinen, ihren Spott über das ganze Menschengeschlecht ergießenden, noch zu einer besondern, die das Ziel auf einzelne Stände oder Menschen richtet. Man hat geirrt, wenn man in ihren gelungensten Gestaltungen gerade nichts als versteckte oder gezähmte Satire erblicken will. Die Satire ist von Haus aus unruhig, voll geheimer Anspielungen und verfährt durchgängig bewußt. Die Fabel strömt in ruhiger, unbewußter Breite; sie ist gleichmüthig, wird von ihrer innern Lust getragen und kann es nicht darauf abgesehen haben, menschliche Laster und Gebrechen zu strafen oder lächerlich zu machen. Ihr Inhalt ist weder eine Uebersetzung menschlicher Begebenheiten, noch läßt er sich historisch auflösen. Alle auf diesem Wege gemachten Versuche, die alte Fabel zu deuten, zerfallen in sich selbst. Wohl aber ist zuzugeben, daß sie zuweilen, wo es ihr Hast an Ort und Zeit herbeiführt, in die Satire streifen kann, obgleich ich auch dann die Anspielung eher wie eine der wahren Natur der Fabel fremde und halb aufgedrungene Ausschmückung betrachte. Noch weniger mag ihr Parodie des menschlichen Epos untergelegt werden; diese vorsätzliche verzerrende Nachahmung gehört weit späterer Zeit an als der, worin die Fabel entsprang, und man darf sie nicht mit der stillen komischen Kraft, von der die Fabel unbewußt durchzogen wird, mit einer harmlosen Ironie, die sie dann und wann kund giebt, verwechseln. Der Widerschein menschlicher Gestalten, Handlungen und Worte hat gar nichts von der gewaltsamen Verdrehung jener Verkleidung. In dem herben, aber schlagenden, überall poetischen Witz unserer Thiersage verräth sich ganz die einer rohen, kraftvollen Heldenzeit angemessene Einkleidung; besonders der Spott, der darin mit Wunden und Verstümmelungen getrieben wird, ist mir ein fast unverwerflicher Zeuge ihres hohen Alters. Wie Reinhart den blutenden Isengrim höhnt, den wunden Brun lästert, Frauen Julocke Trost zuspricht, darin mag man leicht den Stil der bitteren Scherze erkennen, die zwischen Walthar und Hagano fallen, oder der Weise, in welcher Hagene von Volkers rothem Anstrich zum Fidelbogen redet.

Schwerer zu widerlegen wird die ausgebreitete Ansicht scheinen, daß mit der Fabel wesentlich ein didaktischer Zweck verbunden sei, daß sie stets eine Lehre verhülle, die sich der Mensch aus dem Beispiel der Thiere zu entnehmen habe. In der That ist auch schon sehr frühe die Thierfabel unter diesen Gesichtspunkt gestellt und bei wirklichen Vorfällen als Gegenstück erzählt worden, um aus ihr in schwieriger Lage des menschlichen Lebens eine triftige Nutzanwendung zu schöpfen; sei es nun, daß man die

im Gewebe der Dichtung eingeschlossene Lehre gar nicht hervorhob, sondern dem Zuhörer sie daraus zu ziehen überließ, oder daß man sie am Ende des Vortrags aussprach, oder sie gar vorausschickte und ihr den Stoff der Erzählung wie zur Erläuterung anfügte. Unter diesen drei Arten ist die erste als die älteste und wirksamste zu betrachten, die zweite mehr der griechischen, die dritte der orientalischen Weise angemessen. Unleugbar wird bei der letzten die Erwartung am wenigsten gespannt, da die vorn ausgesprochene Moral den Ausgang der Begebenheiten halb errathen läßt. In allen drei Erzählungsweisen aber ist der Erfolg der Fabel dem des Sprichworts oder der Parabel vergleichbar, wie denn auch diese Benennung selbst auf die Fabel übergeht und der Ursprung der altdeutschen Ausdrücke bispel oder biwurti ganz eine solche Beziehung verräth.

Lehrhaft nun ist die Fabel allerdings, doch mich dünkt ihr erster Beginn nicht Lehre gewesen. Sie lehrt wie alles Epos, aber sie geht nicht darauf aus zu lehren. Die Lehre mag aus ihr und dem Epos, um eine Vergleichung zu brauchen, gesogen werden wie der Saft aus der Traube, deren milde Süße, nicht schon den gekelterten Wein, sie mit sich führen. Ueberall, wo uns das zur Moral vergorene Getränk dargeboten wird, ist nicht mehr die frische epische Thierfabel, sondern bereits ihr Niederschlag vorhanden. Daher quillt auch aus dem Epos die Lehre eigentlich reichhaltiger nach vielen Seiten hervor, der späteren Fabel wird eine bestimmte Affabulation entpreßt, die, von kleinerem Bereich, in vielen Fällen ihren Stoff gar nicht erschöpft hat; es könnten ihr noch ganz andere Lehren, als die gewählten, entnommen werden, ja der nämlichen Fabel sehr verschiedene. Der echten Fabel Inhalt läßt eine Menge von Anwendungen zu, aus dem bloßen Epimythium aber sich noch keine Fabel auferbauen, was jene morgenländische Auffassung als weniger gelungen darstellt und zugleich entschuldigt, da fast jede Sittenlehre von dem Umfang der Erzählung übertroffen wird. Die Fabel braucht nicht einmal eine sittliche Lehre zu enthalten, oft bietet sie nur eine Regel der Klugheit dar; das Böse kann im Einzelnen oder in der Wendung des Ganzen über das Gute den Sieg davon tragen. Es scheint mir sogar ein tiefer Zug der Fabel, daß sie an den Thieren mehr Laster und Fehler der Menschen als Tugenden vorstellt, gleich als sei unsere bessere Seite zu herrlich, um von uns mit den Thieren getheilt zu werden, und alle Aehnlichkeit auf das beschränkt, was an uns noch thierisch ist; daher in ihr List, Schlauheit, Wuth, Treulosigkeit, Zorn, Neid, Schadenfreude, Dummheit und die daraus folgenden Verbrechen zur Schau kommen, fast niemals aber die edleren Leidenschaften der Liebe, Treue und Großmuth, es sei denn in vorübergehenden Nebenzügen, geschildert werden. Eine Ausnahme machen Muth und Tapferkeit, Eigenschaften, die an den meisten wilden Thieren zu offenbar sind, als daß sie übergangen werden könnten. Die Moral der Fabel wird also gewöhnlich eine negative sein, entweder bloße Regel des Vortheils oder Warnung dem Beispiel der Thiere zu folgen. Den stärksten Beweis für die in der That zufällige Verbindung der getroffenen Nutzanwendung mit der Fabel selbst bietet ein Verfahren des Mittelalters an die Hand. Man hat es versucht aus der Thierfabel wie aus andern weltlichen Er-

zählungen christliche Lehren und Bezüge herzuleiten. So wenig nun diese geistliche Deutung Grundlage oder wesentliche Folge der Fabel war, so wenig ist es auch die Moral, die sie begleitet.

Den Völkern des Alterthums, deren Vorbilder in beinahe allen Dichtungsarten glänzen, scheint sich die Thierfabel nicht so glücklich gestaltet zu haben, obgleich sie ihrer Ueberlieferung früherhin ohne Zweifel reich zu Gebote stand. Die Batrachomyomachie kann indessen für ein vortreffliches, auf echter Sage beruhendes Stück gelten, das sich im engen Kreise kleiner Thiere bewegt, aber durch seine überaus wohl gehaltene, reine Darstellung die anmuthigste Wirkung hervorbringt. Was wir unter dem Namen Aesopischer Fabeln begreifen, ist durch so manche Hände gegangen und so ungleich geworden, daß die ursprüngliche Abfassung daran sich nicht mehr deutlich erkennen läßt; es sind kostbare Ueberbleibsel aus einer Fülle von Thierfabeln, die aber meistens die Gestalt bloßer Auszüge an sich tragen und nur selten zu behagender epischer Breite sich erheben. So manch bedeutsamer und erfreulicher Zug auch noch in dieser geschwächten Niederschreibung haftet, ist doch fast alles bereits auf die Epimythien zugeschnitten, also nur bloße Verdünnung einer älteren, in größerer Freiheit empfangenen und auferzogenen Thierfabel. Zeichen der Abnahme der Wärme ist es schon, daß der Aesopischen Fabel die örtliche Anknüpfung beinahe ganz gebricht. Dagegen hat sich der Zusammenhang zwischen ihr und der Thierfabel anderer Völker in genug einzelnen Spuren augenscheinlich erhalten, und es muß ein Hauptaugenmerk sein ihn hervorzuheben, weil er die Enge der Affabulation zeigt und das Ganze durchblicken läßt, aus dem diese Mythen gerissen wurden. Phädrus gewährt uns die nochmalige Nachbildung Aesops in gemessener, aber unbelebter Sprache, aus der alle Poesie entwichen ist, eine glatte, kahle Erzählung, ein wenig labender vierter Aufguß auf die Trebern des alten Mosts. Von bedeutendem Gehalt, theilweise trefflicher Darstellung, wenn man die geschraubte, alles verkettende Manier der Erzählung nachsieht, ist die morgenländische Fabel.

Als kein ganz geringer Ersatz für unwiederbringliche Verluste und Entbehrungen muß es angesehen werden, daß die Poesie des Mittelalters eine Thierfabel (Reinhart Fuchs) aufzuweisen hat, der sich nichts anderswo zur Seite stellen läßt. Ich bezeichne sie näher als eine deutsche. Die Fülle ihrer Entstehung und Ausbildung überbietet alles, was das Alterthum in der Fabel hervorgebracht hat. Mit der ganzen Kraft des Epos, Knospe an Knospe schwellend, erblüht sie aus deutschem Stamm in den Niederlanden, dem nördlichen Frankreich und westlichen Deutschland. Diese örtliche Einschränkung zieht zuerst unsere Aufmerksamkeit an. Die älteste und einfachste aller Dichtungsarten, die epische, ist weit mehr als alle übrigen durch Zeit und Raum bedingt. Nach Jahrhunderten und Gegenden scheint sie zurückzuweichen und weder eine kältere noch wärmere Zone zu ertragen. Wie gewisse Pflanzen und Bäume nur unter bestimmtem Himmelsstriche gedeihen und zu ihrer vollen Macht kommen, über ihn hinaus verkümmern und zu Grunde gehen: so hat auch die Thierfabel die Grenze jener Länder nicht überschritten und weder Südfrankreich, Italien

und Spanien noch auf der andern Seite das keltische Sprachgebiet, England, Skandinavien und die slavischen Völkerschaften erreicht. Daß sie dem Norden unbekannt geblieben scheint, der sonst eine Menge bilderreicher Thiernamen besitzt, fällt am meisten auf. Die Thiersage umschreibt also einen viel engeren Kreis, als die Kerlingische Dichtung, welche aus Frankreich nach Italien und Spanien gezogen, und als die deutsche Heldensage, die uns mit dem Norden und Altengland gemeinschaftlich war.

Nach dem Mittelalter hörte die Forterzeugung der echten Thierfabel auf, es blieben nur noch schwache, in didaktische oder allegorische Form übergehende Nachbildungen des alten Stoffs zurück. In dieser Hinsicht darf für eine schädliche Folge der Bekanntschaft mit der klassischen Litteratur gelten, daß Aesop und Phädrus allmählich die einheimische Fabel verdrängen konnten und auf die Ansicht der Schriftsteller einwirkten. Indem sich hier unsere Betrachtung zwei neue Fabeldichter aushebt, die in Frankreich und Deutschland vorwiegend Ton angaben, wird dadurch hinlänglich der Weg bezeichnet werden, den diese Gattung überhaupt eingeschlagen hat.

In Frankreich möchte es bald an der Zeit sein, das langüberschätzte Verdienst Lafontaines auf seinen wahren Werth zurückzuführen. Wenn schalkhafter Witz, frivole Anspielung auf den Weltzustand, epigrammatische Wendung in der Thierfabel an ihrer Stelle sind, so muß er ein trefflicher Fabulist heißen. Aber selbst einzelne naive Züge, die ihm allerdings noch zu Gebot stehen, können nicht die verlorene Einfalt des Ganzen ersetzen; er ist ohne epischen Takt und viel zu sehr mit sich beschäftigt, als daß er bei der Entfaltung des alten Materials, welches er oft zu Grunde richtet, verweilen wollte. Jene Eigenschaften thun daher nicht selten eine widerwärtige, störende Wirkung, die sättigende Fülle der wahren Thierfabel hat er nie erreicht. Seine leichte, gewandte Erzählungsgabe soll nicht verkannt werden, aber von der Aesopischen Natürlichkeit, selbst der Phädrischen Präcision ist er absichtlich gewichen, um in einem freien und losen Versmaß die Arbeit nach dem Geschmack seiner Zeit aufzuheitern (égayer l'ouvrage).

Wäre Lessings scharfsinnige Betrachtung wie in die griechische Fabel ebenso tief in die altdeutsche gedrungen und durch umfassendere historische Studien unterstützt worden, so hätten wir diesem geistreichen Mann vielleicht die fruchtbarsten Erörterungen unserer Thierfabel zu danken. Den Abstand des Phädrus von Aesop hat er aufgedeckt, auch die Schwäche der Lafontainischen Fabel gegenüber der Aesopischen blieb ihm unverborgen. Sein Irrthum lag darin, daß er in den besten griechischen Stücken den Gipfel, nicht in allen schon das Sinken und die sich zersetzende Kraft der alten Thierfabel erblickte. Zu dieser können die Apologe, die er selbst gedichtet, sich nicht anders verhalten als ein Epigramm in scharfzielender Gedrungenheit zu der milden und sinnlichen, von dem Geiste des Ganzen eingegebenen Dichtung des Alterthums. Das naive Element geht den Lessingschen Fabeln ab bis auf die leiseste Ahnung. Zwar behaupten seine Thiere den natürlichen Charakter, aber was sie thun, interessirt nicht mehr an sich, sondern durch die Spannung auf die erwartete Moral. Kürze

ist ihm die Seele der Fabel, und es soll in jeder nur ein sittlicher Begriff anschaulich gemacht werden; man darf umgekehrt behaupten, daß die Kürze der Tod der Fabel ist und ihren sinnlichen Gehalt vernichtet. Oertliche Anknüpfung verschmähen beide, Lafontaine wie Lessing.

J. Grimm.

112. Der Mythus von Thor.

I.

Jötune, Thurse, Riesen sind der nordischen Mythologie die Personification des Ungeheuren und Ungestümen, Finstern und Feindseligen in der Natur, der rohen, ungezähmten Elemente. Das chaotische Urwesen Ymir, der Brauser, auch Oergelmir, der Uralte, aus dessen Körper die Welt geschaffen ist, war ein Jötun und aller Jötune Stammvater. Ymir selbst ist dadurch geworden, daß im Abgrunde Ginnungagap die von der kalten Nordseite, von Niflheim, der Nebelwelt, hergedrungenen Eisströme (Elivagar) vor den von Muspellsheim, der südlichen Feuerwelt, ausgeflogenen Funken zu schmelzen anfingen und die Tropfen sich belebten. Der so entstandene Urriese erzeugte aus sich selbst seine jötunische Nachkommenschaft; unter dem Arme wuchsen ihm Sohn und Tochter, ein Fuß zeugte mit dem andern einen Riesensohn. Aus des erschlagenen Ymir Fleische ward dann die Erde geschaffen, aus seinem Gebeine Felsen, aus seinen Haaren Bäume, aus seinem Blute das Meer, aus der Hirnschale der Himmel, aus dem Gehirne die mißmuthigen Wolken, aus seinen Brauen Midgard, das Geheg der mitteln, bewohnbaren Erde.

Aber auch in der erschaffenen und geordneten Welt behalten Ymirs Abkömmlinge, Riesen und Riesenweiber, die Liebe zum alten Chaos, den Hang zur Zerstörung, die Feindschaft gegen alles, was den Himmel mild und die Erde wohnlich macht. Sie sind die Dämone des kalten und nächtlichen Winters, des ewigen Eises, des unwirthbaren Felsgebirgs, des Sturmwinds, der sengenden Hitze, des verheerenden Gewitters, des wilden Meeres; und darnach sind sie auch besonders benannt, Reif- oder Eisthurse, Berg- oder Felsriesen 2c. Zurückgedrängt oder gebunden, rütteln sie unablässig an ihren Schranken und Fesseln; auch wird es ihnen noch einst gelingen, alle Bande zu zerreißen, und selbst die in Ymir verbundenen Elemente werden im Weltuntergange zugleich losbrechen.

Schöpfer, Ordner und Erhalter der Welt sind aber die Götter (Asen). Ihr Stammvater Buri ging, nach der jüngeren Edda, aus salzigen Reifsteinen, aus der Blume und Würze des Urstoffes, hervor; in ihnen ist die treibende und bildende Kraft, der lebendige und belebende Geist. Buris Sohn ist Bör, der mit der Riesentochter Bestla drei Söhne zeugt. Odin, der erste von diesen, ist fortan der Asen oberster. Er und seine Brüder schaffen in vorbesagter Weise Himmel und Erde aus dem Körper des von ihnen erschlagenen Urriesen. Dann ordnen die Asen den Gang der Gestirne, den Wechsel der Jahreszeiten und den Jahreslauf. Sie erschaffen aus Brimirs, des Brandenden (wieder des Urriesen) Fleisch und schwärzlichen Knochen, d. h. nach Obigem aus Erde und Gestein, die Zwerge,

die besonders im Schoß der Erde still und unsichtbar wirkenden Naturgeister. Zuletzt wird aus Ask und Embla, Esche und Ulme, das Menschengeschlecht gebildet und beseelt. Die Asen walten über ihrer Schöpfung, indem sie täglich nach der Esche Yggdrasil zum Gerichte fahren. Dort sitzen sie, in der Zwölfzahl gedacht, wie auch im nordischen Rechte der Gerichtsmänner meist zwölfe sind, auf Radstühlen. Darum heißen sie auch Regin, rathende, waltende Mächte. Die Esche selbst, hochragend und mit weitverbreiteten Wurzeln, immergrün und doch vielzernagt, ist ein Bild des wachsenden und vergänglichen Naturlebens. Unter derselben Esche wohnen an Urds Brunnen die drei schicksalskundigen Nornen, Urd, Verdandi und Skuld, die schon durch ihre Namen, welche auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft weisen, als Zeitgöttinnen bezeichnet sind. Sie bedeuten das Gesetz der Zeit, des Werdens und Vergehens, dem die erschaffene Welt und in ihr die waltenden Asen selbst unterworfen sind. Die geistige Natur des Asengeschlechts hat sich schon in der Ehe Börs mit der Riesentochter an die Materie gebunden und ist dadurch im Lose dieser mitbefangen. Wann einst die gefesselten Jötune hereinbrechen, dann werden im Untergange der Welt auch die kämpfenden Asen verschlungen, und darum heißt das Ende der Dinge Ragnarök, der Götter Dämmerung. Aber aus dem allgemeinen Untergange steigt eine neue Welt empor, in der auch die Asen wieder aufleben, und so bewährt sich der im Salzsteine gelegene Keim dennoch als ein Göttliches, das im Durchgange durch die Zeit zwar ihren Wechseln verfallen, an sich aber unvertilgbar ist.

Auf dem zeitlichen Dasein der Asen lastet nun stets das Vorgefühl des hereindrohenden Verderbens. Ueberall erkennen sie die Zeichen desselben; im Einbruche der Nacht, in der jährlichen Abnahme des Lichtes, im Welken des Sommergrüns, im Siege des Winterfrostes ahnen sie den Tod ihrer Schöpfung, empfinden sie ihr eigenes Altern. Haben sie doch Den in ihrer Mitte, in dem sich durchaus die Neige der Dinge verbildlicht. Loki, der Beschließer, Endiger, von jötunischer Abkunft, hat in frühester Zeit schon mit Odin Blutbrüderschaft geschlossen und befindet sich stets in der Asen Gesellschaft. Nach Raum und Zeit bezeichnet er Ziel und Ende der Göttermacht. Er wirkt die Abnahme des Lichtes, er ist der Abend des Jahres, wie der Zeiten überhaupt, und steht in durchgängigem Gegensatze mit Heimdall (d. i. Weltstamm), dem überall die Frühe, der Anfang angehört, dessen Schwert Höfud, der Anfang, ist, der Gras und Wolle wachsen hört, jedes leiseste Werden erlauscht. In die Gemeinschaft der waltenden Götter aufgenommen, vertritt Loki nicht bloß den im Leben der Welt auch den Jötunen gebührenden Antheil, er ist zugleich das leise Verderben, das rastlos unter den Göttern umherschleicht. Dies sein stille zehrendes Wirken wird als List und Trug, als boshafter Rath dargestellt, wodurch er die von ihm getäuschten Asen in Schaden und Unfall führt. Aber auch ihren endlichen, gewaltsamen Untergang hat er vorbereitet. Mit dem Riesenweib Ögurboda oder Angrboda, der Unheilkünderin, hat er, außer der Todesgöttin Hel, den Wolf Fenrir und die Midgardsschlange gezeugt; das erstere dieser Ungeheuer wird im letzten Kampfe Odins Töbter sein, das andere Thors, der beiden Hauptgötter.

Als die Asen seines Verrathes inne werden, fangen und binden sie ihn, allein auch er wird einst los werden und die zerstörenden Gewalten heranführen. Dann geben Loki und Heimdall sich gegenseitig den Tod, Anfang und Ende gehen in der Auflösung alles Zeitlichen mit einander auf. Lokis Eltern sind Farbauti und Laufey, wörtlich: Fährmann, Ruderer und Laubinsel. Vergegenwärtigt man sich, was diese Namen besagen, so zeigt sich ein Fährmann, der einem dichtbelaubten, abendlich schattigen Eilande zurudert; in diesen wenigen Zügen mag die Heimkehr der Dinge in die alte Nacht, die Dämmerung der Götter selbst, Lokis künftiges Werk, vorgebildet sein. Schiff und Schiffahrt leihen auch sonst dem nordischen Mythus Bilder der Bewegung und des Umlaufs im Leben der Welt; Sohn des Zeitverlaufs aber ist das Ende; Loki selbst steuert am Schlusse der Zeiten den Kiel der Zerstörer.

Doch nicht verzagend und thatlos harren die Götter dem Schicksal entgegen. Jeder wacht und wehrt, schafft und kämpft an seiner Stelle. Odin, das Haupt der Asen, der, auch dem Namen nach, der Gott des lebendigen Geistes ist, durchforscht rastlos die Welt und stärkt die Sache der Götter, indem er überall geistiges Leben weckt und den irdischen Heldengeist zu höherem Berufe, zur künftigen Theilnahme an dem großen Götterkampf, in seine himmlische Halle heranzieht. Dagegen ist Thor, Odins kräftigster Sohn, vorzugsweise Beschirmer der Erde, deren Anbau er begründet, deren Fruchtbarkeit und Freundlichkeit er zum Besten ihrer Bewohner unermüdlich fördert und schützt, und darum mit den wilden Elementargewalten in beständigem Kampfe liegt.

Thor ist der personificirte Donner, der Donnergott. Wenn er daherfährt, erzittern die Berge, brechen die Felsen und steht die Erde in Flammen. Seinen Wagen ziehen dann zwei stattlichgehörnte Böcke, Tanngniostr und Tanngrisnir, Zahnknistrer und Zahnknirscher. Sie versinnlichen die Sprungfahrt über die Gipfel des Gebirges. Von solchem Fahren heißt er noch Ökuthor, der wagenlenkende Thor, und in einem Eddaliede Wagenmann. Auf seinem täglichen Wege zum Gerichte bei der Esche Yggdrasil muß er durch die Ströme Körmt, Örmt und beide Kerlaug waten, denn die Asenbrücke steht all in Flammen, heilige Wasser glühen. Die Asenbrücke ist das Himmelsgewölbe, das bei des Donnergottes Herankunft brennt, und unter den glühenden Strömen sind blitzumloderte Gewittergüsse zu verstehen. Kerlaug ist: Wannenbad, geheiztes Bad, die zwei anderen Namen sind unerklärt. Aus Thors Augen scheint Feuer zu flammen, und zu den Menschen tritt er als ein ansehnlicher, jugendlicher Mann mit rothem Barte, dem Zeichen seiner Feuernatur; wenn er in diesen Bart bläst und damit seine Bartstimme, seinen Bartruf erregt, so verursacht er den seinem Heiligthum nahenden Feinden heftigen Gegenwind. Seine Ankunft ist eine plötzliche, wie die des Gewitters; kaum genannt, ist er auch schon gegenwärtig und schlagfertig. Mit Eisenhandschuhen oder Eisengriffen schwingt er den Hammer Miölnir, den Malmer, der, ausgeworfen, in seine Hand zurückkehrt, und mit dem er den Jötunen die Schädel zerschmettert; unverkennbar hatte man dabei die sogenannten Donnersteine, Donnerhämmer im Auge, die nach dem Volksglauben mit dem

zündenden Blitze niederfahren; dem Wurfe des Hammers gehen Blitz und Donner voran, auch hierdurch erweist er sich als der einschlagende Donnerkeil. Dieser Erscheinung des Gottes entsprechen die Beiwörter, der Starke, Thatkräftige, Hartgesinnte. Wenn er Megingiadar, die Stärkegürtel, um sich spannt, dann verdoppelt sich ihm die Götterkraft. Ihm vorzugsweise schwillt, dem Jötunzorne gegenüber, Asenzorn und Asenstärke.

Die Stammtafel Thors ist folgende: er ist der Sohn Odins von Jörd. Seine Pflegeältern sind Vingnir (der Flügelschwinger) und Hlora (die Funkelnde). Seine Gemahlin ist Sif; seine zwei Söhne Modi (der Muthige) und Magin (der Starke).

Als dienstpflichtige Gefährten folgen ihm Thialfi und Röskva, der Arbeiter und die Rasche, Kinder eines Bauers; sie bezeichnen die unverdrossene menschliche Arbeit beim Anbau der Erde.

Der Beruf Thors, als Schirmers der bewohnten Erde und der Götterwohnungen selbst durch Bekämpfung der Jötune, ist in bestimmten Ausdrücken angezeigt. Im Eddaliede von Hymir heißt er: Freund der Menschenstämme; der die Geschlechter schirmt, der Schlange Alleintödter; Zerschmettrer der Felsbewohner; Thursentodwalter; Riesenweibsbetrüber. Anderswo sagt Thor selbst: „Ich war im Osten und schlug der Jötune schadenkluge Bräute, die zum Berge gingen; groß würde der Jötune Geschlecht, wenn alle lebten; aus wär' es mit den Menschen unter Midgard." Thor heißt auch Veor, d. i. der Heiliger. Ein solcher Name geziemte sich für ihn eben in Beziehung auf Midgard, die bewohnbare Erde, die hierzu von ihm die Weihe hat. Das Werkzeug dieser Heiligung ist der Hammer Miölnir, dessen harter Schlag die Erde urbar macht.

II.

Thor und der Jötun Hrungnir haben sich an die Ländergrenze auf Griottunagardar zum Holmgange (Zweikampf) beschieden. Die Jötune fürchten das Schlimmste von Thor, wenn Hrungnir, der stärkste von ihnen, erläge. Da machen sie auf der Kampfstätte einen Mann von Lehm, neun Rasten (Wegmeilen) hoch und drei breit unter den Armen. Das Herz nehmen sie von einer Stute, das ihm jedoch nicht haltbar ist, als Thor kommt. Hrungnir aber hat ein Herz von hartem Steine, mit drei Ecken; von Stein ist auch sein Haupt so wie sein breiter und dicker Schild. Diesen hat er vor sich, als er auf Griottunagardar steht und Thors wartet. Seine Waffe ist ein Schleifstein, den er über die Schulter nimmt, und nicht mild ist er anzusehen. Ihm zur Seite steht der Lehmjötun, Möckrkalfi genannt. Dieser ist sehr furchtsam. Thor fährt heran und mit ihm Thialfi, der gegen Hrungnir vorläuft und zu ihm spricht: „Du stehst übel behütet, Jötun! Hast den Schild vor dir, aber Thor hat dich gesehen; er fährt innerhalb in der Erde und wird von unten an dich kommen." Da wirft Hrungnir sich den Schild unter die Füße und steht darauf, die Steinwaffe aber faßt er mit beiden Händen. Demnächst sieht er Blitze und hört starke Donner. Thor fährt daher in Asenzorn, schwingt den Hammer und wirft ihn weit nach Hrungnir. Der Jötun wirft die Steinwaffe entgegen, sie trifft den Hammer im Fluge, und der Schleifstein

bricht entzwei. Der eine Theil fällt zur Erde — davon sind alle Wetzsteinfelsen geworden — der andere fährt in das Haupt Thors, so daß dieser vor sich auf die Erde stürzt. Miölnir aber, Thors Hammer, trifft den Hrungnir mitten an das Haupt und zerschmettert ihm die Hirnschale zu kleinen Splittern. Der Riese fällt vorwärts über Thor, so daß sein Fuß auf dessen Halse liegt. Thialfi greift den Lehmriesen an, der mit geringem Ruhme fällt. Dann will er Hrungnirs Fuß von Thor nehmen, ist es aber nicht im Stande. Als die Asen erfahren, daß Thor gefallen, eilen sie alle herbei, aber keiner kann helfen, bis Magni, der Sohn Thors, hinzukommt. Erst drei Nächte (nach anderer Lesart drei Winter) alt, wirft er Hrungnirs Fuß von Thor und spricht: „Schmerz und Schmach, Vater, daß ich so spät kam! Mit meiner Faust würd' ich diesen Jötun erschlagen haben, wär' ich mit ihm zusammengetroffen." Da steht Thor auf, bewillkommt seinen Sohn und sagt, derselbe werde sehr tüchtig werden. — Ein anderer Erzähler fügt noch bei: Als Thor mit seinen Böcken daherfährt, reißen und brechen die Felsen und brennt der Himmel.

Wenn auch der Name Hrungnir ohne erwiesene Deutung bleibt, so steht die Gestalt um so entschiedener da. Der Jötun, der bis in sein dreigespitztes Herz von Stein ist, stammt unzweifelhaft vom Gebein des Urriesen Ymir, aus dem einst die Felsen geschaffen wurden. In ihm bezwingt Thor die dem Anbau der Erde widerstrebende Steinwelt.

Der erste Anlaß, dem Donnergotte die Urbarmachung der Erde zu übertragen, lag in der felsenspaltenden Gewalt des Wetterstrahls. Es ist zuvor gesagt worden, wie die Berge zittern und die Felsen brechen, wenn Thor feurig einherfährt. Die volle, zerschmetternde Kraft aber äußert sich im Wurfe des Hammers Miölnir, des Donnerkeils, von dem auch Hrungnir zusammenstürzt. Der Volksglaube schrieb die Bergfälle, die Felslawinen im Gebirge dem Thor und seinem Hammer zu. Es ist nur eine ausgedehntere Auffassung dieses zermalmenden Hammerschlags, ihm die Bereitung des harten Steingrunds zum urbaren Erdreiche beizumessen. Thor vollbringt dies mit dem einen Streiche auf Hrungnirs steinernes Haupt, das in kleine Stücke springt.

Die Kämpfer haben sich auf die Landmark nach Griottunagardar, nach den Bezirken der Steingehege beschieden, an die Grenze des jötunischen Steingebietes. Thor kommt dahin mit seinem Diener Thialfi, der, wie schon bemerkt, die menschliche Arbeit vorstellt. Thialfi beredet den Hrungnir, sich nach unten mit dem Schilde zu decken; dieser täuschende Rath kommt aus dem Munde dessen, der von unten herauf das Gebirg zu bearbeiten gewohnt ist. Aber Asathor fährt von oben her. Auch dem Thialfi wird sein Theil am Kampfe. Die Jötune haben den langen und breiten Lehmriesen aufgerichtet, der aber feig ist und nur ein scheues Stutenherz in der Brust hat; sein Name ist Möckrkalfi, Wolken- oder Nebelwade. Er ist der zähe, wässerige Lehmboden am dunstigen Fuße des Steingebirges. Mit ihm wird menschliche Anstrengung fertig, während den Steinriesen nur Götterkraft besiegen kann. Daß Thor in Gefahr kommt, vom Sturze des erschlagenen Steinjötuns erdrückt zu werden, ist dem Anblick verschüttender Bergfälle, die gleichwohl Thors Werk

sind, entnommen; nach der Volkssage verlor er einst auch bei solchem Anlasse seinen Hammer. Die Aufraffung, die erneute Kraft, die ihn rettet, wird seinem jungen Sohne Magni, der personificirten Asenstärke, beigemessen.

Ist auch das Nebenwerk da und dort verdunkelt, so bleibt doch das Hauptbild verständlich. Den Lehmhügel hinan, am Abhange des Gebirgs, regt sich der mühsame Anbau, obenherein ragt das ungeheure Felshorn, an dem eine Gewitterwolke blitzt und donnert, daß plötzlich der ganze Gebirgsstock erbebt. Die Feldarbeiter blicken empor und siehe, der Fels wird zum Steinriesen, in der Wolke steht der feurige Wagenlenker Thor, den malmenden Hammer schleudernd. Da fühlt Thialfi, daß er nicht allein arbeite, ein gewaltiger Gott ist hülfreich mit ihm, und während er das Geringe schafft, vollbringt jener das Große und hat das Schwerste schon vorgearbeitet.

III.

Vom Kampfe mit Hrungnir fährt Thor heim nach Thrudvang, aber der Schleifstein steckt in seinem Haupte. Da kommt die Weissagerin Groa hinzu, die Frau Örvandils des Kecken; sie singt ihre Zauber über Thor, bis der Schleifstein los wird. Als aber Thor dieses merkt und hoffen kann, den Schleifstein wegzubekommen, will er ihr die Heilung durch die frohe Botschaft lohnen, daß er von Norden her über Elivagar gewatet sei und im Korb auf seinem Rücken Örvandil aus Jötunheim getragen habe. Zum Wahrzeichen sagt er ihr, daß eine Zehe desselben aus dem Korbe vorgestanden und erfroren sei, weshalb er sie abgebrochen, an den Himmel geworfen und daraus den Stern Örvandilsta, Örvandils Zehe, gemacht habe. Es werde nicht lange anstehen, daß Örvandil heimkomme. Hierüber wird Groa so erfreut, daß sie der Zauberlieder vergißt, und so wird der Schleifstein nicht loser und steckt noch in Thors Haupte.

Das Stück von Hrungnirs zerschmetterter Steinwaffe, das in Thors Haupte haftet, ist das Gestein, darauf auch im urbaren Felde Pflug und Karst noch immer stoßen. Groa ist das Wachsthum, das Saatengrün, das vergeblich bemüht ist, die Steine des Feldes zu bedecken, Thors Wunde zu heilen; das nordische Zeitwort, das hier zu Grunde liegt, bezeichnet doppelsinnig das Wachsen und Grünen, das Zuwachsen und Vernarben. Eine Weissagerin kann sie heißen, weil die weissagenden Frauen zugleich magische Heilkunst zu treiben pflegten, auch ist sie ja Vorbotin der künftigen Ernte. Örvandil, wörtlich: der mit dem Pfeil Arbeitende, Anstrebende, ist der Fruchtkeim, der, wenn einmal die Saat grünt, bald auch hervorstechen und aufschießen wird. Ihn hat Thor von Norden her aus Jötunheim, der Riesenwelt, über Elivagar, die Eisströme, im Korbe getragen, er hat das keimende Pflanzenleben den eisigen Winter über bewahrt; aber der kecke Örvandil hat eine Zehe hervorgestreckt und erfroren, der Keim hat sich allzu frühe herausgewagt und muß es büßen. Daß Örvandils erfrorene Zehe an den gestirnten Himmel versetzt wird, dazu hat irgend ein Sternbild von entsprechender Form den Anlaß gegeben.

Nicht zufrieden, den harten Boden dem Anbau bereitet zu haben, schirmt Thor auch die in der Wintererde verwaiste Aussaat. Es ist ein ansprechendes Bild, wie der getreue Thor, auf seinen Götterschultern den fürwitzigen Örvandil tragend, durch die eisigen Urströme watet, welche die Heimat alles winternächtlichen Grauens sind.

IV.

Eine der vielen Benennungen des Goldes in der Skaldensprache war: Sifs Haar. Der Grund derselben wird so angegeben:

Loki, Laufeys Sohn, hatte trügerischer Weise Sifs Haar alles abgeschoren. Als Thor, ihr Gatte, dessen gewahr wird, ergreift er Loki und würde ihm alle Knochen zerschlagen haben, wenn er nicht geschworen hätte, von den Schwarzalfen zu erlangen, daß sie aus Golde der Sif ein Haar machen, das wie natürliches wachse. Hierauf begiebt sich Loki zu den Zwergen, die Ivaldis Söhne heißen, und diese machen das Frauenhaar. Loki bringt es dem Thor, und dasselbe wächst fest, sobald es auf Sifs Haupt kommt.

Dieser Mythus ist der einzige, in welchem Thors Gattin bestimmter in das Bild tritt. Er läßt aber auch über ihr Wesen kaum einen Zweifel übrig. Sif, die schönhaarige Göttin ist das Getreidefeld, dessen goldener Schmuck im Spätsommer abgeschnitten, dann aber von unsichtbar wirkenden Erdgeistern wieder neu gewoben wird. Damit stimmen auch die anderwärtigen Erwähnungen dieser Göttin überein.

Das Wurzelwort Sif, sonst noch in mehrfachen Ableitungen und Zusammensetzungen vorhanden, bedeutet Sippe, Verwandtschaft; wohl geeignet für die größte aller Sippschaften, das zahllos wuchernde Geschlecht von Halmen, Aehren, Körnern. Sif ist mit Thor vermählt, dem göttlichen Freund und Beschützer des Feldbaues. Als der Steinriese Hrungnir sie zu rauben droht, da wird Thor der Rächer dieser Prahlerei. Aber ihr schönes Haar verliert Sif durch den Trug Lokis, der hier, seinem ganzen Charakter gemäß, die Neige des Sommers, die Reife des Feldschmuckes für die Sichel, darstellt. Thor zwingt Loki, von den Zwergen, den Söhnen Ivaldis (des innen Waltenden?), neues, goldenes Haar für Sif herbeizuschaffen. Damit lenkt sich die Betrachtung auf die Natur des Zwergevolks zurück, wie solche schon in der Geschichte seines Ursprungs begründet ist. Aus des Urriesen Fleisch und schwärzlichen Knochen, d. h. aus Erde und Gestein erschaffen, haben sie fortwährend ihre Wohnung in der Erde und in Felsen, und diesem Leben in der Finsterniß gemäß heißen sie auch, nach der jüngeren Edda, Schwarzalfe. Sie sind die unsichtbaren Naturkräfte, die im Erdenschoße die leuchtenden Erze, das verführerische Gold und das gewaltige Eisen, hegen und bereiten, deren Werk die wunderbar kunstreichen Gewächse sind, die aus dem dunkeln Grunde hervorkommen. Sie sind Schmiede, in deren verborgener Esse Geräthschaften, Waffen, Schmuck der Götter und Göttinnen gefertigt werden. Der Mythus von Sifs Haaren erweitert sich zu einer größeren Erzählung vom Wettstreit der Zwerge in Bereitung der trefflichsten Götterkleinode, unter denen dem Hammer Thors der Preis zuerkannt wird, nur daß der Schaft ziemlich

kurz ausgefallen ist, was sich auf die Form der Donnersteine zu beziehen scheint. Der Zwergname ist allerdings auf manche Erscheinungen und Verhältnisse in der Natur ausgedehnt worden, in denen sich, ohne daß sie aus dem Innern der Erde hervorgehen, überhaupt ein stilleres Wirken, eine sinnreiche, kunstmäßige Einrichtung offenbart; als Verfertiger der Haare Sifs aber erweisen sich die Zwerge ganz in ursprünglicher Wirksamkeit und vollbringen das Meisterstück der stillarbeitenden Erdkraft, das staunenswerthe Goldgeschmeid einer vollen Ernte. Der spätere isländische Sprachgebrauch hat den Mythus sehr in das Enge gezogen, indem jetzt nur noch ein kleines lichthaariges Kraut Sifs Haar genannt wird.

V.

Wenn es gilt, die mannigfaltigen Erscheinungen Thors, die sich in einer langen, durch Götter- und Heldensage fortlaufenden Mythenreihe darlegen, zur Gesamtanschauung seines Wesens zusammenzufassen, so ergiebt sich, daß mit der Kraftäußerung Thors als Donnerers, vermöge welcher er dem Reiche der Sturm- und Eisriesen ein Ende macht, seine Wirksamkeit keineswegs abgeschlossen ist. Er wirkt ja nicht bloß im Donner oder als Sommerkraft überhaupt; auch in der strengsten Winterzeit, wann ihm der Hammer gestohlen ist, rafft er sich auf und trägt Örvandil über die Eisströme. Es genügt gleich wenig, sein Wesen etwas allgemeiner, als Wärme, Feuer, aufzufassen; denn er dämpft auch die Sommerriesen, die Dämone der verderblichen Hitze, er ist mit jötunischen Naturgewalten jeder Art im Streite begriffen. Sein eigenstes Geschäft, die Bekämpfung der Midgardsschlange, seine Gemeinschaft mit Thialfi, der Gegensatz, in dem er mit Odin und dessen Günstlingen erscheint, gehen über so eng gezogene Grenzen hinaus. Er ist nicht selbst Element oder Elementarkraft, er wirkt in den Elementen, durch und gegen sie. Je ausgedehnter und vielseitiger sein Wirken sich äußert, um so tiefer wird der Mittelpunkt desselben in den Grund des Weltlebens gerückt, und um so einleuchtender findet man sich auf die umfassenderen Bezeichnungen seines Wesens und Waltens verwiesen. Er heißt der Heiliger Midgards, Freund und Schirmer der Menschenstämme. In diesem weiten, aber bestimmten Berufe Thors, als Schutzherrn der Erde und ihrer Bewohner, treffen alle besondre Eigenschaften, alle verschiedenartige Thätigkeiten desselben zusammen, und die Bedeutung jedes einzelnen Mythus leitet ebendahin. Aber nicht in irgend einer blinden Naturkraft, nur in einem göttlichen Willen und Gedanken kann der Ursprung und die fortwährende Belebung eines solchen Waltens gesucht werden.

Thor ist der Sohn Odins, mit Jörd erzeugt; er stellt, wie gleich anfangs bemerkt wurde, die Beziehung des göttlichen Geistes zur Erde dar und verfällt damit der in Odin, dem gemeinsamen Asenvater, ruhenden Einheit des nordischen Götterkreises. So wenig aber das Wesen Thors mit seiner Eigenschaft als Herr des Donners erschöpft ist, so annehmbar ist doch, daß von dieser sinnlichen Erscheinung der Thorsglaube ausging, von ihr aus sich mehr und mehr erweiterte und vertiefte. Der

Donner in seiner Erhabenheit, das Gewitter mit seinen Schrecknissen und Segnungen verkündigte das Dasein eines Gottes, und der niederschießende Blitz zündete ihm seine Opferfeuer an. Wie alsdann auch der Begriff von diesem Gotte sich ausgedehnter und inhaltreicher entwickelte, so blieb doch stets der Donnerhammer sein äußeres Wahrzeichen, und jeder einzelne Gesang des großen Thorshymnus schließt mit dem Kehrreim, wie der flammende Keil auf das Haupt der Jötune herabfährt. Selbst in der weitesten Auffassung seines Wesens und in der Anknüpfung an Odin liegt zugleich wieder die Begrenzung desselben. In Odin offenbart sich der schöpferische Geist, in Thor die schirmende Kraft; Odin sinnt und forscht, er wirkt die dichterische und kriegerische Begeisterung; Thor arbeitet unverdrossen und ermuntert den tüchtigen Fleiß. In Folge dieser gemessenen Richtung auf das Gemeinnützliche und der nahen Befreundung, in die er dadurch mit dem Volke tritt, das einen faßlichen Gott verlangt, hat auch Thor unter allen nordischen Götterwesen die ausgeprägteste Persönlichkeit. Er ist der menschlichste, volksthümlichste, leutseligste der Asen, der „geliebte Freund" seiner Verehrer. Mit seinem Namen war pathenartig ein großer Theil der persönlichen Eigennamen in Norwegen und Island zusammengesetzt. Er begünstigt in der Politik des alten Nordens das demokratische Element und von den zwei abweichenden Entwicklungen des germanischen Gesellschaftslebens die seßhafte Volksgemeinde und das Alod gegenüber der Gefolgschaft und dem Lehenswesen. Während Odin in den königlichen Heldengeschlechtern waltet, während er die Jarle (die Edlen) hat, verkehrt Thor mit allem Volk und verschmäht auch die Thräle (die Knechte) nicht. Während Odins Erscheinung stets einen finstern, grauenhaften Hintergrund durchblicken läßt, haben die Sagen von Thor, selbst in Liedern höheren Stils, eine Beigabe arglosen Scherzes. Seinem herablassenden Wesen kommt auch die ganze Vertraulichkeit des Volkes entgegen: wie er mit diesem das Feld bestellt, dient er ihm auch zur guten Unterhaltung, und wenn es bei munterer Laune ist, zupft es ihn gelegentlich am rothen Barte. Dies schadet aber der Liebe nicht, man ist ihm nur um so herzlicher zugethan. Noch in der Zeit der Bekehrung zum Christenthum zeigen sich die Spuren dieser Anhänglichkeit; der Isländer Helgi glaubt an Christ und benennet seinen Hof nach ihm, ruft aber doch zu allen wichtigern Unternehmungen Thors Beistand an; andern, die sich von den alten Göttern abwenden, erscheint Thor im Traume mit Vorwurf und Drohung oder mit der beweglichen Bitte, sein Bild aus dem nicht mehr sicheren Gotteshaus in die Tiefe des Waldes zu versetzen; noch heutzutage geht in Dänemark das Sprichwort vom ersten Frühlingsmonat, Thor mit seinem langen Barte locke die Kinder an die Wand heraus. Jenes trauliche Verhältniß hat auch unleugbar sein Erhabenes; derselbe Thor, der den Menschen so nahe tritt, ist der Bändiger aller tobenden Elemente, dem mit dem schwellenden Strom auch die Asenstärke himmelhoch anwächst, und ein Volk zeigt rüstigen Sinn, das im Donnerhalle die Nähe seines Freundes erkennt.

L. Uhland.

113. Goethes Hermann und Dorothea.

Ein Dichter, dem es nicht darum zu thun ist, eine Studie nach der Antike zu verfertigen, sondern mit ursprünglicher Kraft, national und volksmäßig zu wirken, wie es einem epischen Sänger geziemt, wird seinen Stoff nicht im klassischen Alterthume suchen, noch weniger aus der Luft greifen dürfen. Damit die lebendige Wahrheit nicht vermißt werde, muß seine Dichtung festen Boden der Wirklichkeit unter sich haben, welches nur durch die Beglaubigung der Sitte oder der Sage möglich ist. Beides kommt eigentlich auf eins hinaus; denn eine Sage aus fernen Zeitaltern wird nur dadurch zu solch einer Behandlung tauglich, daß sich mit ihr ein anschauliches Bild von der damaligen Sitte und Lebensweise unter dem Volke fortgepflanzt hat. So könnte vielleicht ein schweizerischer Dichter Geschichten aus den Zeiten der Befreiung der Schweiz und der Entstehung des Bundes mit Vortheil episch behandeln, weil ihr Andenken durch Verfassung, Volksfeste und wenig veränderte Sitten immer noch neu erhalten wird. Wenn der Dichter aber keine Sagen vorfände, oder aus Wahl keinen Gebrauch von vorhandenen machte, so müßte er nothwendig in seinem Zeitalter, unter seinem Volke daheim bleiben. Es fragt sich nun weiter, was er in diesem Kreise herausheben, ob sich die Darstellung lieber auf das öffentliche oder auf das Privatleben wenden soll? Man wird geneigt sein, zu glauben, Begebenheiten, die auf das Wohl und Wehe vieler Tausende den wichtigsten Einfluß haben, seien vorzüglich geschickt, auch in der Poesie groß und ergreifend zu erscheinen, was allerdings gegründet ist, so lange man sie nur durch allgemeine Ansichten in große Massen zusammenfaßt. Allein damit kann sich die epische Ausführlichkeit nicht begnügen: sie muß sehr ins einzelne gehen, sie kann den Gang einer Begebenheit durchaus nur an bestimmten Thätigkeiten der Mitwirkenden fortleiten; und hier ist es eben, wo sich die unüberwindliche Sprödigkeit eines solchen Stoffs offenbaren würde. Was nämlich wissenschaftlich oder mechanisch betrieben wird, wobei nach politischen und taktischen Berechnungen eine Menge Menschen wie bloße Werkzeuge mit gänzlicher Verzichtleistung auf ihre sittliche Selbstthätigkeit in Bewegung gesetzt werden; was für die lenkenden Personen selbst einzig Angelegenheit des Verstandes ist, die außerhalb der Sphäre ihrer sittlichen Verhältnisse liegt, dem ist schlechterdings keine poetische Seite abzugewinnen. In den öffentlichen Geschäften des Friedens kann nur da, wo die Verfassung echt republikanisch ist, in denen des Krieges konnte unter den Griechen nur im heroischen Zeitalter, unter uns nur in den Ritterzeiten der Mensch mit seiner ganzen geistigen und körperlichen Energie auftreten. Ein in unserm Zeitalter und unsern Sitten einheimisches Epos wird daher mehr eine Odyssee als eine Ilias sein, sich mehr mit dem Privatleben als mit öffentlichen Thaten und Verhältnissen beschäftigen müssen. Doch hier öffnet sich wieder eine neue Aussicht von Schwierigkeiten, die, wenn die Aufgabe nicht gelöst vor uns läge, die Ausführbarkeit sehr zweifelhaft machen könnten. In den höhern Ständen wird die freie Bewegung, Aeußerung, Berührung und Wechselwirkung der Gemüther durch tausend conventionelle Fesseln

gehemmt; in den unteren durch den Druck der Bedürfnisse und den Mangel am Gefühl eigner Würde. Die künstlich zusammengesetzte, glänzende, aber leere Geselligkeit der feineren Welt kann, von dem Dramatiker in komische, also bestimmt gerichtete, parteiische Darstellungen zusammengedrängt, im höchsten Grade unterhalten; in der ruhigen, parteilosen Entfaltung des epischen Dichters müßte sie todt und herzlos erscheinen. Die Roheit und Niedrigkeit der Gesinnungen, worein die geplagten Lastträger der bürgerlichen Gesellschaft natürlicher Weise versinken, könnte nur allenfalls zu rhyparographischen Idyllen den Stoff verleihen. Freilich kann sich große und schöne Natur überall entwickeln; aber unter dem ungünstigen Einfluß erschlaffender Verfeinerung oder verhärtender Abhängigkeit aufgestellt, müßte sie uns wie eine unwahrscheinliche Ausnahme vorkommen. Der Dichter hat also nur eine enge Wahl unter den mittlern Ständen, wo es immer noch nicht so leicht sein wird, Lagen für seine Personen zu ersinnen, wodurch sie entfernt von steifen Conventionen, unverdorben, gesund an Leib und Gemüth, und doch nicht in allzu dumpfer Beschränktheit erhalten werden. In dem vorliegenden Gedichte ist dies auf das glücklichste getroffen. Hermanns Eltern haben das sichere Gefühl der Unabhängigkeit, welches Wohlhabenheit giebt; doch wird ihre Wohlhabenheit nicht in Trägheit genossen, sie ist durch redlichen Fleiß erworben. Sie sind Landbauer, ein Gewerbe, das, mit Umfang und einer gewissen Freiheit getrieben, den Menschen zum wohlthätigen Umgange mit der Natur einladet, daneben Gastwirthe in einer kleinen Stadt, was sie im Verkehr mit Menschen geübt hat, ohne sie zur Nachahmung großstädtischer Sitten zu verleiten. Dorothea tritt zwar in der Tracht einer Bäuerin, aber einer im Wohlstande erzogenen, auf, und die reife Festigkeit, ja die zarte Bildung ihres Geistes wird aus ihrer besondern Geschichte befriedigend erklärt. Der Geistliche und der Dorfrichter dürfen, ihren Verhältnissen nach Kenner des menschlichen Herzens, jener ein jugendlich heiterer, dieser ein durch Unglück geprüfter, ernster Weiser sein. Man bemerke die Kunst des Dichters, wie er uns in dem Prediger den Mann zeigt, der in der feinsten Gesellschaft sich ganz an seiner Stelle finden würde, der aber alle äußerliche Ueberlegenheit abzulegen und seine Mittheilungen zu vereinfachen weiß; und wie er dem Gemälde seiner Bildung die schlichteste, bescheidenste Farbe giebt. Alles dies verschafft nun den Vortheil, daß an den handelnden Personen jene Entwicklung der Geisteskräfte, wodurch eine Welt von höheren sittlichen Beziehungen sich aufthut, die für den roheren Menschen gar nicht vorhanden ist, mit Einfalt der Sitten verträglich wird. Einfalt aber, gleichsam der Stil der Natur und der Sittlichkeit im Erhabenen, wie Kant sagt, ist dem epischen Gedichte überhaupt angemessen, weil sie uns in dem Dargestellten einen Widerschein von der Einfachheit der Darstellung erblicken läßt. Vollends in einem solchen, welches seinen Stoff aus unserm Zeitalter und einheimischen Sitten entlehnt, ist sie das einzige Mittel, die Handelnden mit dichterischer Würde, die kein Rang verleiht, zu umgeben. Wir meinen hier nicht die abgemessene Feierlichkeit mancher modernen Epopöenhelden, die man sich gepanzert und dabei mit Allongenperrücken und Manschetten vorstellen kann; sondern etwas, das uns mit ähnlicher

Ehrerbietung erfüllen könnte, als den Griechen zu Homers Zeit die heroische Kraft seiner großen Gestalten, an welchen die Welt schon damals hinaufsah, einflößen mußte. Und was wäre dies anderes als edle Einfalt? Mag der Weltmann immerhin darüber spotten, daß hier die Wirthin zum goldenen Löwen als ein Vorbild weiblicher Vernunft und milder Größe besungen wird; daß Hermann seiner Geliebten, einer Bäuerin, den Vorschlag thut, als Magd in das Haus seiner Eltern zu kommen; der Dichter befragt nur Natur und Sittlichkeit, und wo sie reden, versinkt jede Uebereinkunft der Meinung und der Mode in ihr Nichts.

Die Sitten wären also gefunden; aber nun hat der Dichter eine epische Begebenheit zu suchen. In der glücklichen Beschränkung jener Stände finden zerstörende Leidenschaften, kühne Unternehmungen, erstaunenswerthe Thaten natürlicher Weise nicht statt. Und dennoch bedarf er zwar keiner tragischen Verwickelung, aber doch eines Vorfalles, der Größe für die Phantasie habe. Er muß seine Menschen in entscheidende Lagen stellen, damit nicht bloß die Oberfläche ihres Daseins geschildert, sondern ihr Innerstes an das Licht gedrängt werde. Wenn nun die Dichtung nicht über den stillen Kreis des häuslichen Lebens hinausgeht und nur die anlockendsten Scenen desselben zu schmücken sucht, so ergiebt sich hieraus die Idee zu ländlichen Sittengemälden im epischen Vortrage: einer anmuthigen, gemischten Gattung, wovon wir an Vossens Luise ein so vortreffliches und in seiner Art einziges Beispiel besitzen. Ein eigentliches Epos ist es freilich nicht, wie es denn der Dichter selbst auch nicht so genannt hat, da es mehr Darstellung des Ruhenden, als ruhige Darstellung des Fortschreitenden ist. Denn Familienfeste, wie ein Spaziergang, ein Besuch nach einiger Trennung, selbst eine auf überraschende Art früher gefeierte Hochzeit zweier Liebenden, deren Verbindung schon vor dem Anfange des Gedichts ausgemacht war, und deren Gefühle für einander durch das Ganze hin unverändert bleiben, sind etwas nur physisch, in der Zeit, nicht ethisch, d. h. im Gemüth und in den innern Verhältnissen der Handelnden Fortschreitendes.

Der große Hebel, womit in unsern angeblichen Schilderungen des Privatlebens, Romanen und Schauspielen, meist alles in Bewegung gesetzt wird, ist die Liebe. Die phantastische Vorstellungsart, das, wodurch die Natur den Menschen in das Heiligthum der geselligen Bande nur einführt, was die in ihm schlummernden Kräfte zu edler Thätigkeit zu wecken bestimmt ist, als den Mittelpunkt und das letzte Ziel des Lebens anzusehn, und es dadurch in eine müßige Schwelgerei des Gefühls zu verwandeln, ist uns leider so geläufig, daß wir die Häßlichkeit und Verworrenheit unserer gewöhnlichen Romanwelt gar nicht gewahr werden. Bei der Schlaffheit solcher Leser, die in einem Romane, gänzlich unbekümmert um sittliche Eigenthümlichkeit, nur das gehörige Maß von gesetzlosem Ungestüm der Leidenschaft verlangen, darf es uns nicht wundern, wenn ein Werk wie Wilhelm Meister unbegriffen angestaunt wird, weil es die Vielseitigkeit der menschlichen Bestrebungen mit der höchsten Klarheit auseinanderbreitet und dadurch der Liebe nur einen untergeordneten Platz einräumt. Auch in Hermann und Dorothea ist sie nicht eine eigentliche romanhafte

Leidenschaft, die zu dem großen Stile der Sitten nicht gepaßt hätte; sondern biedere, herzliche Neigung, auf Vertrauen und Achtung gegründet, und in Eintracht mit allen Pflichten des thätigen Lebens, führt jene einfachen, aber starken Seelen zu einander.

Ohne ein Zusammentreffen außerordentlicher Umstände würde daher auch die Entstehung und Befriedigung solch einer Liebe in den leisen unbemerkten Gang des häuslichen Lebens mit eintreten, und nicht mit schleuniger Gewalt unerwartete Erscheinungen hervorrufen. Dies letztere hat der Dichter durch ein einziges Mittel bewirkt, woraus denn alles mit so großer Leichtigkeit herfließt, als hätte gar keine glückliche Erfindungskraft dazu gehört, es zu entdecken. Auf den Umstand, daß Hermann Dorotheen als ein fremdes, durch den Krieg vertriebenes Mädchen unter Bildern der allgemeinen Noth zuerst erblickt, gründet sich die Plötzlichkeit seiner Entschließung, der zu befürchtende Widerstand seines Vaters und das Zweifelhafte seines ganzen Verhältnisses zu ihr, das erst mit dem Schlusse des Gedichts völlig gelöst wird. Durch die zugleich erschütternde und erhebende Aussicht auf die großen Weltbegebenheiten im Hintergrunde ist alles um eine Stufe höher gehoben und durch eine große Kluft vom Alltäglichen geschieden. Die individuellen Vorfälle knüpfen sich dadurch an das Allgemeine und Wichtigste an und tragen das Gepräge des ewig denkwürdigen Jahrhunderts. Es ist das Wunderbare des Gedichts, und zwar ein solches Wunderbares, wie es in einem Epos aus unserer Zeit einzig stattfinden darf; nämlich nicht ein sinnlicher Reiz für die Neugier, sondern eine Aufforderung zur Theilnahme, an die Menschheit gerichtet.

Uebrigens ist die Anlage des Ganzen durchaus episch. Keine künstliche Verwickelung, keine gehäuften Schwierigkeiten, keine plötzlich eintretenden Zwischenvorfälle, keine auf einen einzigen Punkt hindrängende Spannung. Alles ist einfach und gleitet ohne Sprung in einer unveränderten Richtung fort, deren Ziel man bald vorher sieht. Man kann sagen, daß Verknüpfung und Auflösung durch das Ganze gleichmäßig vertheilt ist, oder vielmehr, daß durch eine Mehrheit von kleineren, an einander gereihten Verknüpfungen und Auflösungen das Gemüth immer von neuem angeregt, doch nie in dem Grade mit fortgerissen wird, daß es die Freiheit der Betrachtung verlöre. Die häufig bewirkte Rührung ist daher niemals eine durch Ueberraschung abgejagte, oder das bloße Mitleid mit geängstigten Seelen, sondern die sanfteste und reinste, welche allein dem Adel der Gesinnungen gilt.

So einfach wie die Geschichte ist auch die Zeichnung der Charaktere. Alle starken Contraste sind vermieden, und nur durch ganz milde Schatten ist das Licht auf dem Gemälde geschlossen, das eben dadurch harmonische Haltung hat. Bei Hermanns Vater wird die mäßige Zugabe von Eigenheiten, von unbilliger Laune, von behaglichem Bewußtsein seiner Wohlhabenheit, das sich durch Streben nach einer etwas vornehmeren Lebensart äußert, durch die schätzbarsten Eigenschaften des wackern Bürgers, Gatten und Vaters reichlich vergütet. Der Apotheker unterhält uns auf seine Unkosten; aber er thut es mit so viel Gutmüthigkeit, daß er nirgends Unwillen erregt, und selbst sein offenherziger Egoismus von dem man

anfangs Gegenwirkung befürchtet, ist harmlos. Dergleichen naiv lustige Züge sind ganz im Geiste der epischen Gattung; denn ihr ist jene idealische Absonderung der ursprünglich gemischten Bestandtheile der menschlichen Natur fremd, woraus erst das rein Komische und Tragische entsteht. Uebrigens kann man Herzlichkeit, Geradsinn und gesunden Verstand den allgemeinen Charakter der handelnden Personen nennen; und doch sind sie durch die gehörigen Abstufungen individuell wahr bestimmt. Die Mutter, den Pfarrer und den Richter, unter denen es schwer wird zu entscheiden, wo die sittliche Würde am reinsten hervorleuchtet, erwähnten wir schon vorhin. Wie schön gedacht ist es, bei Hermann die kraftvolle Gediegenheit seines ganzen Wesens mit einem gewissen äußern Ungeschick zu paaren, damit ihn die Liebe desto sichtbarer umschaffen könne! Er ist eins von den ungelenken Herzen, die keinen Ausweg für ihren Reichthum wissen, und denen die Berührung entgegenkommender Zärtlichkeit nur mühsam ihren ganzen Werth ablockt. Aber da er nun das für ihn bestimmte Weib in Einem Blick erkannt hat, da sein tiefes, inniges Gefühl wie ein Quell aus dem harten Felsen hervorbricht: welche männliche Selbstbeherrschung, welchen bescheidenen Edelmuth beweist er in seinem Betragen gegen Dorotheen! Er wird ihr dadurch beinahe gleich, da sie ihm sonst an Gewandtheit und Anmuth, an heller Einsicht und besonders an heldenmäßiger Seelenstärke merklich überlegen ist. Ein wunderbar großes Wesen, unerschütterlich fest in sich bestimmt, handelt sie immer liebevoll und liebt sie nur handelnd. Ihre Unerschrockenheit in allgemeiner und eigener Bedrängniß, selbst die gesunde körperliche Kraft, womit sie die Bürden des Lebens auf sich nimmt, könnte uns ihre zartere Weiblichkeit aus den Augen rücken, mischte sich nicht, dem Jüngling gegenüber, das leise Spiel sorgloser, selbstbewußter Liebenswürdigkeit mit ein, und entrisse nicht ein reizendes Gefühl, durch vermeinten Mangel an Schonung überwältigt, ihr noch zuletzt die holdesten Geständnisse. Hinreißend edel ist ihr Andenken an den ersten Geliebten, dessen herrliches Dasein ein hoher Gedanke der Aufopferung verzehrt hat. Seine Gestalt, obgleich in der Ferne gehalten, ragt noch am Schlusse über alle Mithandelnden hervor, und so wächst mit der Steigerung schöner und großer Naturen das Gedicht selbst gleich einem stillen, mächtigen Strome.

Mit eben der Kraft und Weisheit, womit der Dichter bei der Wahl oder vielmehr Erschaffung des Darzustellenden dafür gesorgt, daß es der schönen Entfaltung so würdig, so rein menschlich, und doch zugleich so wahr und eigenthümlich wie möglich wäre, hat er den anmaßungslosen Stil der Behandlung dem Werke nicht von außen mit schmückender Willkür angelegt, sondern als nothwendige Hülle des Gedankens von innen hervorgebildet. Es scheint, als hätte er, nachdem er das Wesen des homerischen Epos, abgesondert von allen Zufälligkeiten, erforscht, den göttlichen Alten ganz von sich entfernt und gleichsam vergessen. Wie überhaupt leidende Annahme leicht, freie Aneignung und Nachfolge aber eine Prüfung der Selbständigkeit ist: so wäre es auch keine so schwierige Aufgabe, einen modernen Gegenstand ganz in homerische Manieren zu kleiden. Allein es fragt sich, wie es bei dieser Anhänglichkeit an den Buchstaben um den Geist stehen

würde. Alle Form hat nur durch den ihr inwohnenden Sinn Gültigkeit, und bei veränderter Beschaffenheit des Stoffes muß der Geist auch anders modificirte Mittel sich auszudrücken suchen. Dergleichen äußerliche Abweichungen sind alsdann wahre Uebereinstimmung. Homers Rhapsodieen waren ursprünglich bestimmt, gesungen und zwar aus dem Gedächtnisse gesungen zu werden; in einer Sprache, welche in weit höherem Grade als die unsrige die Eigenschaften besitzt, derentwegen Homer die Worte überhaupt „geflügelt“ nennt. Die häufige Wiederkehr einzelner Zeilen, die Wiederholung ganzer, kurz vorher da gewesener Reden und manche kleine Weitläuftigkeiten konnten daher vor dem Ohr des sinnlichen Hörers, das sie tönend füllten, leichter vorüberwallen; dem heutigen Leser (der nur allzu selten der Poesie Stimme zu geben, oder sie auch nur zu hören versteht) möchten sie einförmig und ein unwillkommener Aufenthalt dünken. In Hermann und Dorothea kommt nur eine einzige Wiederholung vor, und, so gespart, thut sie eine Wirkung, die bei häufigerem Gebrauche verloren gegangen wäre: sie lenkt die Aufmerksamkeit zweimal auf die so bedeutende Schilderung von Dorotheens Tracht und Gestalt. Homer pflegt jede Rede durch eine ganze Zeile anzukündigen, wobei denn oft dieselbe wiederkommt. Unser Dichter thut jenes ebenfalls, doch so, daß er immer mit den Nebenzügen wechselt; mehrmals läßt er aber die Rede mitten im Hexameter anfangen, schickt auch wohl einige Worte davon voran und flicht dann die Erwähnung der redenden Personen kurz ein: beides thut Homer niemals, vielleicht weil der Vortrag des Sängers Pausen in der Mitte des Verses, um dergleichen deutlich von einander zu scheiden, nicht gestattete. Das Vergangene nie als gegenwärtig vorzustellen, ist der Gattung so wesentlich eigen, daß der Dichter, vermuthlich ohne sich besonders daran zu erinnern, jene oben bemerkte Ausschließung des Präsens der Zeitwörter in der Erzählung durchgehends beobachtet hat. Homerismen, wenn wir es so nennen dürfen, in Wendungen und Redensarten haben wir gar nicht entdecken können; es müßte denn etwa Hermanns Ausdruck sein: „dem ist kein Herz im ehernen Busen,“ wo sowohl *sein* mit dem Dativ statt *haben*, als das Beiwort *ehern* nicht bei uns einheimische Redensart ist. Aehnlichkeiten wie: „denn mir war Zwiespalt im Herzen,“ und „süßes Verlangen ergriff sie;“ oder Anwendung jener Formel, wodurch die übereinstimmenden Aeußerungen vieler in eine Rede zusammengefaßt werden:

> Denn so sagte wohl eine zur andern flüchtig ans Ohr hin,

und kurz nachher:

> Aber ein' und die andere der Weiber sagte gebietend —

können nicht für Homerismen gelten, da diese natürlichen Wendungen, da wo sie stehen, ganz an ihrer Stelle sind. Jene Figur, daß der Dichter die Person, die er redend einführt, selbst anredet, welche im Griechischen bei einigen Namen die Bequemlichkeit des Versbaues mag veranlaßt haben, ist hier nur ein paarmal zu einer etwas drolligen Wirkung benutzt:

> Aber du zaudertest noch, vorsichtiger Nachbar, und sagtest.

Was den lieblichen Ueberfluß an Beiwörtern betrifft, so bietet unsere Sprache Mittel genug dar, es darin dem griechischen Sänger gleich zu thun. Aber es giebt im Homer manche an sich schöne und edle Beiwörter, die, einmal für allemal festgesetzt, dadurch einen Theil ihrer Bedeutsamkeit verlieren, daß sie ohne nähere Beziehung auf den jedesmaligen Zusammenhang der Stelle wiederkehren. Sie scheinen eine Erinnerung an den Ursprung der epischen Kunst zu sein, da der Sänger, Ausdruck und Vers für die vorgetragene Geschichte während des Gesanges ersinnend, durch solche Halbverse, die allgemeines Eigenthum waren, Zeit gewann. Bloß zum Behufe der Poesie gebildete Zusammensetzungen müssen uns einen stärkeren Eindruck von Pracht und Festlichkeit geben, als den homerischen Griechen; nicht als ob sie bei ihnen in die Sprache des gewöhnlichen Lebens übergegangen wären, sondern die epische Poesie war ihnen überhaupt etwas Gewöhnlicheres als uns. Mit gutem Grunde ist daher der deutsche Dichter in diesem Stücke etwas weniger freigebig gewesen; die Beiwörter sind bei ihm nicht allgemeine Erweiterung, sondern an ihrem bestimmten Platze bedeutend, und er hat sich weit häufiger der einfachen, als der zusammengesetzten bedient. Wo er dergleichen selbst bildet, geschieht es auf die leichteste Weise durch Verbindung eines Umstandswortes mit einem Adjectiv oder Particip, z. B. der wohlumzäunete Weinberg, der vielbegehrende Städter, der allverderbliche Krieg. Nur einmal finden wir ein Substantiv mit einem Particip zum Epitheton verknüpft: die gartenumgebenen Häuser, welches in wohlklingender Kürze das Bild von einem zerstreut liegenden Dorfe giebt. Daß diejenigen, für welche die Poesie nichts weiter ist, als eine Mosaik von kostbaren Phrasen, den Ausdruck in Hermann und Dorothea viel zu schmucklos, das ist nach ihrer Art zu sehen, zu prosaisch finden werden, ist in der Ordnung. Diese Kritiker würden vermuthlich ein wenig erstaunen, wenn sie erführen, daß Dionysius von Halikarnaß an einer Stelle der Odyssee, „die in den gemeinsten, niedrigsten Ausdrücken abgefaßt sei, deren sich etwa ein Bauer oder ein Handwerker bedienen würde, die gar keine Sorge darauf wenden, schön zu reden," das Verdienst der dichterischen Zusammenfügung weitläufig auseinandersetzt. Nach Wolfs Bemerkung „scheint die homerische Diction, unermeßlich weit entfernt von dem wüsten Schwulst der Tropen und Bilder, welche der Kindheit der Sprachen eigen ist, durch ihren gleichmäßigen bescheidenen Ton eine nahe Vorbotin der entstehenden Prosa zu sein." Ob wir gleich über die damalige Sprache des gemeinen Lebens im Dunkel sind, läßt es sich doch wahrscheinlich machen, die epische habe sich mehr durch die Zusammensetzung, nämlich durch Wortfügung und Wortstellung, dann durch die mannigfaltigere Biegung, Verlängerung und Verkürzung der Wörter, endlich durch die reichlichere Einschiebung der Partikeln, als durch die Bestandtheile der Rede selbst von jener unterschieden. Die zuletzt genannten Freiheiten sind dem deutschen Dichter fast ganz versagt; desto schwerer war es, wie in Hermann und Dorothea geschehen ist, den Ausdruck durch die unmerklichsten Mittel, durch würdige Einfalt, hier und da einen flüchtigen Anstrich vom Alterthümlichen, die leichteste, klarste Folge und Verbindung der Sätze, hauptsächlich aber durch die Stellung von der gewöhnlichen Sprache des

Umgangs zu entfernen. Die möglichste Enthaltung von solchen Conjunctionen, die auf die Wortfolge Einfluß haben, und von den relativen Fürwörtern, welche eben so wirken, ist ein Hauptmittel zur dichterischen Vereinfachung der Sätze. Auch der häufige Gebrauch der Participien hebt die Rede, ohne ihr Schmuck aufzuladen. Den Nachdruck vermehrt manchmal die Häufung des Verbindungswörtchens, manchmal dessen Weglassung.

Die Abweichungen von der prosaischen Wortfolge sind meistens so leicht und leise, daß sie einer nicht sehr wachen Aufmerksamkeit entschlüpfen, und doch wirken sie, was sie sollen. Auch bei kühneren Versetzungen ist immer für Vermeidung aller Dunkelheit gesorgt. An die vielfältig vorkommende Stellung des Beiwortes nach dem Hauptwort mit wiederholtem Artikel wird sich manches deutsche Ohr anfangs nicht gewöhnen wollen; man muß sehen, ob die Sprache der kleinen Gewalt, die ihr dabei geschieht, und wodurch sie allerdings für den epischen Gebrauch geschickter werden würde, nachgeben wird. Daß ein so bescheidener, schmuckloser und doch an Farbe und Gestalt durchhin epischer Ausdruck, wie er in Hermann und Dorothea herrscht, in unserer Sprache möglich war, beweist die hohe Bildung, welche sie schon erreicht hat; denn nur durch diese wird sie der Mäßigung, Entäußerung und Rückkehr zur ursprünglichen Einfalt fähig.

Die sinnlichen Gegenstände, entweder die den Menschen umgebenden Dinge, oder bloß körperliche Handlungen, nehmen in Homers Gesängen einen großen Raum ein, und dies gehört zu der Wahrheit seines Weltgemäldes, wo die Helden und Götter so sinnlich, so stark von Körper und so wenig geübt am Geiste sind. Indessen wird doch das Leblose immer nur in Bezug auf die Menschen, denen es angehört, bezeichnet, niemals um seiner selbst willen ausgemalt. Dies, was man poetisches Stillleben nennen könnte, ist der Fortschreitung des Epos ganz und gar zuwider. Auch das sentimentale Wohlgefallen an ländlichen Gegenständen, das noch nöthig sein würde, um die an sich todte Künstlichkeit solcher Schilderungen mehr zu beseelen, ist, als eine persönliche Empfindungsweise des Dichters, vom epischen Gedicht ausgeschlossen. In Hermann und Dorothea ist der Darstellung des Sinnlichen verhältnißmäßig weit weniger Ausbreitung gegeben. Schon durch die Beschränkung der Geschichte auf den Zeitraum eines Nachmittags oder Abends wurde der Dichter derselben mehr überhoben, ob er gleich nichts zur Anschaulichkeit Dienliches übergangen und nach epischer Art selbst das Geringste rühmend erwähnt hat. Bewundernswürdig ist es aber, wie er die Menschen immer durch ihre Umgebungen kenntlich zu machen und die äußeren Gegenstände auf sittliche Eigenthümlichkeiten zu beziehen weiß. Beispiele hiervon auszuwählen, würde uns eben so schwer fallen, als es dem Leser leicht sein muß sie zu finden. Die ländliche Natur wird ganz aus dem Gesichtspunkte ihrer Bewohner, eifriger Landwirthe, geschildert; nur das Erfreuliche ihrer Ergiebigkeit, des fleißigen Anbaues, der menschlichen Anlagen in ihr (man sehe die Beschreibung des Weinbergs und der Felder des Wirthes, des berühmten Birnbaums, der anmuthigen Quelle) wird gepriesen; denn die, welche am rüstigsten in der Natur wirken und schaffen, sehen sie am wenigsten mit dem Auge des Landschaftenkenners oder des empfindenden Naturliebhabers an.

Homers Gleichnisse sind eigentlich erklärende Episoden, die im Ernste und nicht bloß zum Schein den Zweck haben, etwas deutlicher zu machen, wobei man die ihn umgebenden Hörer nicht vergessen muß, wie er sie selbst beschreibt:

> Gleichwie ein Mann auf den Sänger schaut, der vermöge der Götter
> Kundig den Sterblichen singt die liebliche Worte:
> Ihn ohn' Ende zu hören begehren sie, wenn er nur singet.

Solche Hörer hatten natürlich ein großes Bedürfniß, eine möglichst sinnlich gefaßte Vorstellung von der geschilderten Sache zu bekommen. In der modernen Nachahmung, die hierauf gar keine Rücksicht nahm, ist das epische Gleichniß in einen gelehrten Zierrath ausgeartet, so daß häufig das Bekanntere mit dem Fremderen, das Menschliche mit der thierischen Welt, die unserer Beobachtung weit entfernter liegt, auch wohl das Körperliche mit dem Geistigen verglichen wird. Schwerlich möchte daher an Hermann und Dorothea etwas vermißt werden, weil es nur ein ausgeführtes Gleichniß enthält. Dieses eine ist schön und neu und kommt bei einer Gelegenheit vor, wo es die Mühe lohnt.

Die Ankündigung des Inhalts, gar kein wesentlicher Theil des Epos, sondern eine entbehrliche Vorbereitung, welche da, wo die besungene Geschichte sich auf Sage gründet, noch mehr Schicklichkeit hat, als wo sie erst durch das Gedicht entsteht, ist von dem deutschen Sänger mit Bedacht weggelassen. Dagegen flicht er zu Anfange der letzten unter den neun Rhapsodieen, die er, wie Herodot die Bücher seiner Geschichte, nach den Musen benannt, doch zugleich noch mit anderen bedeutenden Ueberschriften versehen hat, eine sehr gefällige Anrede an diese Göttinnen ein.

Wir haben Hermann und Dorothea in dem Bisherigen nach seiner Eigenthümlichkeit, nach den besonderen Bestimmungen des Entwurfs, der Sitten und des Stils zu charakterisiren gesucht. Als episches Gedicht hatten wir es schon an früherer Stelle charakterisirt. Denn was wir dort als wesentliche Merkmale des Epos angesehen haben: die überlegene Ruhe und Parteilosigkeit der Darstellung; die volle lebendige Entfaltung, hauptsächlich durch Reden, die mit Ausschluß dialogischer Unruhe und Unordnung der epischen Harmonie gemäß umgebildet werden; den unwandelbaren, verweilend fortschreitenden Rhythmus: — diese Merkmale lassen sich eben so gut an dem deutschen Gedicht entwickeln als an Homers Gesängen. Verfehlten wir also den wahren Begriff nicht, so wird der Leser, der dies Urtheil durch eigene Prüfung beurtheilen will, auch wenn er mit den letzteren nicht bekannt ist, sie ohne Mühe in jenem wiederfinden. Was die Ruhe betrifft, so beugen wir nur noch dem Mißverständnisse vor, als ob der Dichter gegen das, wodurch er die Seelen anderer so tief bewegt, selbst unempfindlich sein sollte. Er muß es allerdings auf das innigste fühlen; aber er hat die Selbstbeherrschung, dem Gefühl keinen Einfluß auf die Darstellung zuzugestehen. Er wird z. B., wo das Gesetz derselben es fordert, gleich nach dem erschütterndsten Augenblicke einen verhältnißmäßig gleichgültigen, ja einen drolligen Umstand erwähnen, wie es in Hermann und Dorothea, namentlich im letzten Gesange, mehrmals geschieht. Die Ent-

haltung des Dichters von eigner Theilnahme ist also kein leerer Schein. Denn wenn die Darstellung durch das Medium der Empfindung gegangen und von ihr gefärbt ist, so sympathisirt der Leser nun eigentlich nicht mehr mit der Sache, sondern mit dem Dichter.

Fassen wir nun unsere Betrachtung des vorliegenden Werkes in kurze Resultate zusammen. Es ist ein in hohem Grade sittliches Gedicht, nicht wegen eines moralischen Zwecks, sondern insofern Sittlichkeit das Element schöner Darstellung ist. In dem Dargestellten überwiegt sittliche Eigenthümlichkeit bei weitem die Leidenschaft, und diese ist so viel möglich aus sittlichen Quellen abgeleitet. Das Würdige und Große in der menschlichen Natur ist ohne einseitige Vorliebe aufgefaßt; die Klarheit besonnener Selbstbeherrschung erscheint mit der edeln Wärme des Wohlwollens innig verbunden und gleiche Rechte behauptend. Wir werden überall zu einer milden, freien, von nationaler und politischer Parteilichkeit gereinigten Ansicht der menschlichen Angelegenheiten erhoben. Der Haupteindruck ist Rührung, aber keine weichliche, leidende, sondern in wohlthätige Wirksamkeit übergehende Rührung. Hermann und Dorothea ist ein vollendetes Kunstwerk im großen Stil und zugleich faßlich, herzlich, vaterländisch, volksmäßig, ein Buch voll goldner Lehren der Weisheit und Tugend.

A. W. v. Schlegel.

114. Schiller als Soldatenmaler.

Eine Quelle des Komischen ist das naive Pathos. Um sie richtig zu verstehen, muß man nur unter Pathos sich nicht gemachte Rhetorik, Stelzen und hochtrabende Redensarten vorstellen, sondern das eigenartige Selbstgefühl in seinen Steigerungen. Die Steigerung unseres Selbstgefühls ist so wenig ein Abbruch der vollen Natürlichkeit, daß eigentlich erst in diesem belebten Zustande die volle Natürlichkeit zum Vorschein kommt. Ich nenne dieses Pathos naiv, weil es sich auf nichts anderes gründet, nichts anderes voll und wahr ausdrückt, als was in dem gegebenen Selbstgefühl einer menschlichen Natur eigenartig lebt. Und dieses Pathos ist um so natürlicher, einfacher, selbstverständlicher, je weniger es nöthig hat, seine Phantasie erst zum Schwung zu erhitzen, jemehr die ganze Lebensstellung dazu angethan ist, durch ihre eigne Macht das menschliche Selbstgefühl emporzuheben und in bestimmter Richtung zu steigern. Wer einer Lebenssphäre angehört, die durch ihre äußere unwiderstehliche Geltung dem Selbstgefühl in der ausgesprochensten Weise seinen Werth fühlbar, seinen Unwerth vergessen macht, der lebt und athmet in einer gesteigerten Empfindung, und das naive Pathos wird hier gleichsam zum natürlichen Lebenszustand. Wo wäre dies mehr der Fall, als bei den Soldaten? Wo wäre dies bei den Soldaten mehr der Fall als im Kriege? Wenn der Chor in Wallensteins Lager einstimmt:

„Wohl auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!
Ins Feld, in die Freiheit gezogen!
Im Felde, da ist der Mann noch was werth!
Da wird das Herz noch gewogen,
Da tritt kein anderer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein.“

so ist mit diesem Soldatenhumor die ganze Welt einverstanden, gleichviel ob gern oder ungern. Der letzte dieser Kriegsleute fühlt etwas in sich vom Herrn der Welt. Auf einer so massiven und mächtigen Grundlage entspringt unwillkürlich ein lebhaftes und gesteigertes Selbstgefühl, spielt das naive Pathos in den verschiedensten Schattirungen, in den buntesten Farben. Hier war der ergiebigste Stoff zu einer Fülle naivkomischer Wirkungen. Und Schiller wußte sie zu lösen und auszuprägen durch einen Reichthum der lebendigsten Gestalten in „Wallensteins Lager." Er hatte die dramatische Kraft, alle diese Figuren auf ihrer gemeinschaftlichen Grundlage zu vereinigen und zugleich genau auseinander zu halten, jeder ihre bestimmten Umrisse und Farben zu geben, in jeder eine eigenthümliche Seite der Soldatenart und ihres Pathos auf das lebendigste zu verkörpern. Hier war ein weiter Spielraum aufgelassen für das niedere Pathos von seinem untersten Grade bis an die Grenze des Heroischen. Und mit der genialsten Meisterschaft wußte Schiller dieses Pathos in allen seinen Tönen, in seiner ganzen Scala zu spielen vom niedrigsten Grad bis zum höchsten: die unterste Stufe, die ans Brutale grenzt, im Kroaten, die höchste, die das Soldatenhandwerk in seinem noblen Sinne versteht und treibt und dem Heroischen nahe kommt, im Pappenheimer; und zwischen beiden die wilde unbändige Art, die den Krieg liebt, weil er Beute bringt, die Gewinn und Ehre beides als Beute nimmt, das Leben für den Lebensgenuß einsetzt und auf das friedlich bürgerliche Dasein mit der größten Geringschätzung herabsieht, in den Holkischen Jägern, und diesen gegenüber der Soldat, der um des lieben Eides willen seine Pflicht thut, den friedfertigen Bürgersmann noch nicht ganz ausgezogen hat, dem noch etwas von Vater und Mutter hangen geblieben ist, in den guten Leuten vom Regiment Tiefenbach; endlich in der Mitte der Soldatenmasse mit seinem specifischen Selbstgefühl, sich von den andern vornehm unterscheidend, weil er zum Regiment Friedland gehört, den Feldherrn öfter als die andern sieht, den Dienst besser als alle versteht, der am liebsten den Wallenstein in der Marketenderbude spielen möchte, gern thut mit geheimnißvoller Miene, als ob er eingeweiht wäre: der köstliche, gravitätische Wachtmeister.

Dem Friedländischen Trompeter stechen die Holkischen Jäger gleich in die Augen, wie sie eintreten, so schmuck und stattlich mit den grünen Röcken und silbernen Tressen und den saubern Spitzen am Kragen: — „und wie auch die Hosen sitzen, die feine Wäsche, der Federhut, was das alles für Wirkung thut!" Der Wachtmeister dagegen fühlt sich in seiner ganzen Ueberlegenheit als der Wachtmeister, dessen Regiment der Feldherr selbst commandirt. Die Holkischen Jäger „gehören auch so zur ganzen Masse." Was ihnen fehlt, ist der eigentliche Schick.

„Herr Jäger, ich muß Euch nur bedauern,
Ihr lebt so draußen bei den Bauern.
Der feine Griff und der rechte Ton,
Der lernt sich nur um des Feldherrn Person.
— — Der Saus und Braus,
Macht denn der den Soldaten aus?
Das Tempo macht ihn, der Sinn und Schick,
Der Begriff, die Bedeutung, der feine Blick."

Indessen das vornehme Gethue dringt bei den Holkischen Jägern nicht durch, das sind „Fratzen", die sie bei Seite schieben. Für diesen Wachtmeister giebt es in der Welt nichts, das seinem Selbstgefühl besser schmeckt als ein Rekrut; das ist ein gefundenes Futter für seinen Appetit, hier steht der Lehrling dem Meister gegenüber, der ihm die ungeheure Kluft fühlbar macht, natürlich auf eine gnädige Art mit der Protectormiene. Das gravitätische Pathos des Wachtmeisters ist hier ganz in seinem Element, er wird ihm sagen, was vornehmer Soldatengeist ist, ihm den Unterschied klar machen zwischen Rekrut und Wachtmeister durch die Aehnlichkeit zwischen Wachtmeister und Kaiser.

„Sieht Er! Das hat er wohl erwogen,
Einen neuen Menschen hat Er angezogen;
Mit dem Helm und Wehrgehäng'
Schließt Er sich an eine würdige Meng'.
Muß ein fürnehmer Geist jetzt in Ihn fahren. —
Seh' Er mal mich an! In diesem Rock
Führ' ich, sieht Er, des Kaisers Stock.
Alles Regiment in der Welt, muß Er wissen,
Von dem Stock hat ausgehen müssen,
Und auch das Scepter in Königshand
Ist ein Stock nur, das ist bekannt.
Und wer's zum Corporal erst hat gebracht,
Der steht auf der Leiter zur höchsten Macht,
Und so weit kann Er's auch noch treiben." —

„Wenn Er nur lesen kann und schreiben," fällt der Holkische Jäger ein mit einem gewissen Selbstgefühl, das er noch aus der Schreibstube ins Lager mitgenommen hat. Es ist der lange Peter aus Itzehoe, der die Feder vertauscht hat mit der Kugelbüchse. Erst hat er sein väterliches Vermögen an die Soldaten verspielt zu Glückstadt in einer lustigen Nacht: dann ist er selbst um des Glückes willen Soldat geworden. Der Krieg gilt ihm als das größte Glücksspiel; das Leben wagen, um es zu gewinnen, ist sein Wahlspruch. So ist er von Lager zu Lager fortgezogen, und erst unter den Fahnen Wallensteins in der wilden Holkischen Schaar findet er, was er sucht: das kühne und freie Soldatenleben, dem die Welt als Beute offen steht. Von den Schweden vertreibt ihn die strenge Manneszucht, von Tilly die verlorene Schlacht; denn unser Mann hält es nur mit dem Kriegsglück, und was ihm die Sachsen verleidet hat, ist für beide gleich charakteristisch: „Die vielen Umständ' und Complimente" —

„Wollten's mit niemand ganz verderben,
Kurz, da war wenig Ehr' zu erwerben,
Und ich wär' bald voll Ungeduld
Wieder heimgelaufen zum Schreibepult,
Wenn nicht eben auf allen Straßen
Der Friedländer hätte werben lassen."

Hier wird ihm wohl, und sein Pathos kommt in Schwung, wenn er vom Friedland redet und dem Reiche von Soldaten, das er gegründet:

„Da geht alles nach Kriegessitt';
Hat alles 'nen großen Schnitt,
Und der Geist, der im ganzen Corps thut leben,
Reißet gewaltig wie Windesweben

Auch den untersten Reiter mit.
Da tret' ich auf mit beherztem Schritt,
Darf über den Bürger kühn wegschreiten,
Wie der Feldherr über der Fürsten Haupt. —
Es giebt nur zwei Dinge überhaupt:
Was zur Armee gehört und nicht;
Und nur der Fahne bin ich verpflicht't."

Stolz auf den Feldherrn und die Armee sind sie beide, der Wachtmeister ınd der Jäger, aber in verschiedenem Sinne. Der Wachtmeister lobt sich ie große Soldatenmaschine, in der alles nach dem abgemessenen Tempo eht, alles zusammenpaßt wie geleimt und gegossen, alles in einander greift uf Wort und Wink. Was dagegen dem Jäger gefällt, ist das Soldateneich, in dem alle auf Kosten der Welt leben und jeder so ungeniert als ıöglich. Wie der Wachtmeister ausruft: „Wer hat uns so zusammen-eschmiedet, daß Ihr uns nimmer unterschiedet? Kein andrer sonst als er Wallenstein!" — da erwidert der Jäger: „Das fiel mir mein' Lebag' nimmer ein, daß wir so gut zusammenpassen; hab' mich immer nur ehen lassen." Er verträgt und versteht nun einmal die wachtmeisterliche Zügelung nicht. Ihm fehlt, was der Wachtmeister in seinem Sinn vor llen voraus hat und in allen Stücken: das richtige Tempo und der feine Blick, der mehr versteht als Soldatenkünste, der dem Feldherrn nicht bloß, wie er sich räuspert und wie er spuckt," absieht, sondern auch die politischen Geheimnisse. Der Wachtmeister spielt auch den Politiker unter den Solaten, natürlich mit wohlbedachter Feinheit; er läßt gelegentlich von fern ıerken, wie die Dinge stehen; er könnte mehr sagen, wenn er wollte, wenn r nicht aus höheren Rücksichten schweigen müßte. Seine politischen Anichten gleichen darin seinen Verdiensten, daß sie im stillen bleiben und ur gelegentlich dem Rekruten gegenüber zum Vorschein kommen. Wenn r vom Wallenstein wie ein Eingeweihter redet, bedeutungsvoll und etwas ıystisch sagt: „Und wer weiß, was er noch erreicht und ermißt," pfiffig inzufügt: „denn noch nicht aller Tage Abend ist," — so sehe ich wie im Typus jene Politiker vor mir, die sich in der Welt immer am Vorabend roßer Ereignisse befinden, die Weltgeheimnisse stets aus erster Hand haben, ıit Herablassung einiges davon ahnen lassen, am liebsten solche Begebeneiten, die schon in der Zeitung stehen, und überhaupt von dem ehrwürigen Orakel der Alten sich nur darin unterscheiden, daß sie einen Fuß eniger haben. Dieser Typus ist unsterblich. So hat jeder Stand in der Welt seinen Feldherrn und seine Rekruten, aber auch seine Wachtmeister, die ichts lieber haben als die Rekruten. Ist es beim Holkischen Jäger das Soldatenglück, das ihm alles bedeutet, so ist es beim Pappenheimer Kürasier die Soldatenehre, die sein Selbstgefühl ausmacht, die ihm lieber ist als as Glück; es ist der Soldatenstand, den er liebt um des Standes willen, hne jede Nebenrücksicht auf Gewinn und Beute. Hier steigt das Solatenpathos auf eine Höhe, die an das Heroische reicht:

„Der Soldat muß sich können fühlen;
Wer's nicht edel und nobel treibt,
Lieber weit vom Handwerk bleibt.
Soll ich frisch um mein Leben spielen,

Muß mir noch etwas gelten mehr,
Oder ich lasse mich eben schlachten
Wie der Kroat — und muß mich verachten."

Wie der Holkische Jäger hat auch er die Welt durchstreift, viel gesehen und erlebt, aber, was ihn am mächtigsten angezogen, das war nicht das Soldatenglück, wo es am günstigsten scheint, sondern nur die Waffen.

„Seht, ich bin weit in der Welt 'rumkommen,
Hab' alles in Erfahrung genommen,
Hab' der hispanischen Monarchie
Gedient und der Republik Venedig
Und dem Königreich Napoli;
Aber das Glück war mir nirgends gnädig.
Hab' den Kaufmann gesehn und den Ritter
Und den Handwerksmann und den Jesuiter,
Und kein Rock hat mir unter allen
Wie mein eisernes Wams gefallen."

Er verachtet nicht, wie der Holkische Jäger, die übrigen Stände der Welt, er liebt nur den seinigen über alles; er hat die echte Soldatenlaune, den reinen Soldatenhumor:

„Will einer in der Welt was erjagen,
Mag er sich rühren und mag sich plagen;
Will er zu hohen Ehren und Würden,
Bück' er sich unter die goldenen Bürden;
Will er genießen den Vatersegen,
Kinder und Enkelein um sich pflegen,
Treib' er ein ehrlich Gewerb' in Ruh.
Ich — ich hab' kein Gemüth dazu:
Frei will ich leben und also sterben,
Niemand berauben und niemand beerben
Und auf das Gehudel unter mir
Leicht wegschauen von meinem Thier."

Diesen beiden, dem Jäger und dem Kürassier, von denen jeder in seiner Art ganz Soldat ist, stellen wir die gutmüthigen Tiefenbacher mit ihrer heimlichen Neigung zum friedlichen Bürgerleben gegenüber, diese Philister unter den Soldaten, denen in dem wilden Kriegstreiben und unter den eisernen Röcken gar nicht behaglich ist. Wie der Pappenheimer sagt: „Und kein Rock hat mir unter allen wie mein eisernes Wams gefallen" — wirft der Tiefenbacher ein: „Na, das kann ich eben nicht sagen!" Und nun die köstliche Scene, wie sich der Holkische Jäger mit dem Tiefenbacher abfindet. Die Soldaten schleppen den Bauer herbei, der sie im Spiel mit falschen Würfeln betrogen. Was man dem Unglücklichen mit Gewalt geraubt hatte, wollte er mit List wiedergewinnen: „Nehmen sie uns das Unsere mit Scheffeln, müssen wir's wiederbekommen in Löffeln; schlagen sie grob mit dem Schwerte drein, so sind wir pfiffig und treiben's fein." An dem armen Bauer will sich das Sprichwort bestätigen: Die kleinen Diebe hängt man, und die großen läßt man laufen. Da regt sich im Tiefenbacher zu Gunsten des Bauern das bürgerliche Gewissen: „Das kommt von der Desperation; denn seht, erst thut man sie ruiniren, das heißt sie zum Stehlen selbst verführen." — „Was? Was?" ruft der Fried-

ländische Trompeter, „Ihr redet ihm das Wort noch gar, dem Hunde? Thut Euch der Teufel plagen?“ Etwas eingeschüchtert erwidert der philanthropische Tiefenbacher: „Der Bauer ist auch ein Mensch — so zu sagen.“ Da überkommt den Holkischen Jäger, diesen eingefleischten Wallensteiner, die höchste Verachtung, ihm erscheint der Arkebusier wie dem Soldaten die Bürgerwehr: „Laß sie gehen! Sind Tiefenbacher, Gevatter Schneider und Handschuhmacher, lagen in Garnison zu Brieg, wissen viel, was der Brauch ist im Krieg.“

Der genialste Soldatenmaler kann in seinem besten Genrebilde aus dem Lagerleben nicht glücklicher sein, als Schiller bei dieser keck hingeworfenen lebensvollen Scene. K. Fischer.

115. Hebels allemannische Gedichte.

Der Verfasser dieser Gedichte, die in einem oberdeutschen Dialekt geschrieben sind, ist im Begriff sich einen eignen Platz auf dem deutschen Parnaß zu erwerben. Sein Talent neigt sich gegen zwei entgegengesetzte Seiten. An der einen beobachtet er mit frischem, frohem Blick die Gegenstände der Natur, die in einem festen Dasein, Wachsthum und Bewegung ihr Leben aussprechen, und die wir gewöhnlich leblos zu nennen pflegen, und nähert sich der beschreibenden Poesie; doch weiß er durch glückliche Personificationen seine Darstellung auf eine höhere Stufe der Kunst herauf zu heben. An der andern Seite neigt er sich zum Sittlich-Didaktischen und zum Allegorischen; aber auch hier kommt ihm seine Personification zu Hülfe, und wie er dort für seine Körper einen Geist fand, so findet er auch hier für seine Geister einen Körper. Dies gelingt ihm nicht durchaus; aber wo es ihm gelingt, sind seine Arbeiten vortrefflich, und nach unserer Ueberzeugung verdient der größte Theil dieses Lob.

Wenn antike oder andere, durch plastischen Kunstgeschmack gebildete Dichter das sogenannte Leblose durch idealische Figuren beleben und höhere göttergleiche Naturen, als Nymphen, Dryaden und Hamadryaden, an die Stelle der Felsen, Quellen, Bäume setzen, so verwandelt der Verfasser diese Naturgegenstände zu Landleuten und verbauert auf die naivste, anmuthigste Weise durchaus das Universum, so daß die Landschaft, in der man dann doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unserer erhöhten und erheiterten Phantasie nur Eins auszumachen scheint.

Das Local ist dem Dichter äußerst günstig. Er hält sich besonders in dem Landwinkel auf, den der bei Basel gegen Norden sich wendende Rhein macht. Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannigfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Wassers, Behaglichkeit der Menschen, Geschwätzigkeit und Darstellungsgabe, zudringliche Gesprächsformen, neckische Sprachweise, so viel steht ihm zu Gebot, um das, was ihm sein Talent eingiebt, auszuführen.

Gleich das erste Gedicht enthält einen sehr artigen Anthromorphism. Ein kleiner Fluß, die Wiese genannt, auf dem Feldberg im Oesterreichischen entspringend, ist als ein immer fortschreitendes und wachsendes Bauermädchen vorgestellt, das, nachdem es eine sehr bedeutende Berggegend

durchlaufen hat, endlich in die Ebene kommt und sich zuletzt mit dem Rhein vermählt. Das Detail dieser Wanderung ist außerordentlich artig, geistreich und mannigfaltig und mit vollkommener, sich selbst immer erhöhender Stetigkeit ausgeführt.

Wenden wir von der Erde unser Auge an den Himmel, so finden wir die großen leuchtenden Körper auch als gute, wohlmeinende, ehrliche Landleute. Die Sonne ruht hinter ihren Fensterläden; der Mond, ihr Mann, kommt forschend herauf, ob sie wohl schon zur Ruhe sei, daß er noch eins trinken könne; ihr Sohn, der Morgenstern, steht früher auf als die Mutter, um sein Liebchen aufzusuchen.

Hat unser Dichter auf Erden seine Liebesleute vorzustellen, so weiß er etwas Abenteuerliches drein zu mischen, wie im „Herlein," etwas Romantisches wie im „Bettler." Dann sind sie auch wohl einmal recht freudig beisammen, wie in „Hans und Vrene."

Sehr gern verweilt er bei Gewerb und häuslicher Beschäftigung. „Der zufriedene Landmann," der „Schmelzofen," der „Schreinergesell" stellen mehr oder weniger eine derbe Wirklichkeit mit heiterer Laune dar. Die „Marktweiber in der Stadt" sind am wenigsten geglückt, da sie beim Ausgebot ihrer ländlichen Waare den Städtern gar zu ernstlich den Text lesen. Wir ersuchen den Verfasser, diesen Gegenstand nochmals vorzunehmen, und einer wahrhaft naiven Poesie zu vindiciren.

Jahres- und Tageszeiten gelingen dem Verfasser besonders. Hier kommt ihm zu gute, daß er ein vorzügliches Talent hat, die Eigenthümlichkeiten der Zustände zu fassen und zu schildern. Nicht allein das Sichtbare daran, sondern das Hörbare, Riechbare, Greifbare, und die aus allen sinnlichen Eindrücken zusammen entspringende Empfindung weiß er sich zuzueignen und wiederzugeben. Dergleichen sind, der „Winter," der „Jänner," der „Sommerabend," vorzüglich aber „Sonntagsfrühe," ein Gedicht, das zu den besten gehört, die jemals in dieser Art gemacht worden.

Eine gleiche Nähe fühlt der Verfasser zu Pflanzen, zu Thieren. Der Wachsthum des Hafers, bei Gelegenheit eines Habermußes, von einer Mutter ihren Kindern erzählt, ist vortrefflich idyllisch ausgeführt. Den „Storch" wünschten wir vom Verfasser nochmals behandelt, und bloß die friedlichen Motive in das Gedicht aufgenommen. Die „Spinne" und der „Käfer" dagegen sind Stücke, deren schöne Anlage und Ausführung man bewundern muß.

Deutet nun der Verfasser in allen genannten Gedichten immer auf Sittlichkeit hin, ist Fleiß, Thätigkeit, Ordnung, Mäßigkeit, Zufriedenheit überall das Wünschenswerthe, was die ganze Natur ausspricht, so giebt es noch andere Gedichte, die zwar directer, aber doch mit großer Anmuth der Erfindung und Ausführung, auf eine heitere Weise vom Unsittlichen ab und zum Sittlichen hinleiten sollen. Dahin rechnen wir den „Wegweiser," den „Mann im Mond," die „Irrlichter," das „Gespenst an der Kanderer Straße," von welchem letzten man besonders auch sagen kann, daß in seiner Art nichts Besseres gedacht noch gemacht worden ist.

Das Verhältniß von Eltern zu Kindern wird auch von dem Dichter öfters benutzt, um zum Guten und Rechten zärtlicher und dringender

hinzuleiten. Hierher gehören die „Mutter am Christabend," „eine Frage," „noch eine Frage."

Hat uns nun dergestalt der Dichter mit Heiterkeit durch das Leben geführt, so spricht er nun auch durch die Organe der Bauern und Nachtwächter die höheren Gefühle von Tod, Vergänglichkeit des Irdischen, Dauer des Himmlischen, vom Leben jenseits, mit Ernst, ja melancholisch aus. „Auf einem Grabe," „Wächterruf," „der Wächter in der Mitternacht," „die Vergänglichkeit" sind Gedichte, in denen der dämmernde, dunkle Zustand glücklich dargestellt wird. Hier scheint die Würde des Gegenstandes den Dichter manchmal aus dem Kreise der Volkspoesie in eine andere Region zu verleiten. Doch sind die Gegenstände, die realen Umgebungen, durchaus so schön benutzt, daß man sich immer wieder in den einmal beschriebenen Kreis zurückgezogen fühlt.

Ueberhaupt hat der Verfasser den Charakter der Volkspoesie darin sehr gut getroffen, daß er durchaus, zarter oder derber, die Nutzanwendung ausspricht. Wenn der höher Gebildete von dem ganzen Kunstwerke die Einwirkung auf sein inneres Ganze erfahren und so in einem höheren Sinne erbaut sein will, so verlangen Menschen auf einer niederen Stufe der Cultur die Nutzanwendung von jedem Einzelnen, um es auch sogleich zum Hausgebrauch benutzen zu können. Der Verfasser hat nach unserem Gefühl das fabula docet meist sehr glücklich und mit viel Geschmack angebracht, so daß, indem der Charakter einer Volkspoesie ausgesprochen wird, der ästhetisch Genießende sich nicht verletzt fühlt.

Die höhere Gottheit bleibt bei ihm im Hintergrund der Sterne. Von Engeln aber macht er einen allerliebsten Gebrauch, indem er sie an Menschengeschick und Naturerscheinungen anschließt.

Hat nun der Dichter in den bisher erwähnten Stücken durchaus einen glücklichen Blick ins Wirkliche bewährt, so hat er, wie man bald bemerkt, die Hauptmotive der Volksgesinnung und Volkssage sehr wohl aufzufassen verstanden. Diese schätzenswerthe Eigenschaft zeigt sich vorzüglich in zwei Volksmärchen, die er idyllenartig behandelt.

Die erste, „der Karfunkel," eine gespensterhafte Sage, stellt einen liederlichen, besonders dem Kartenspiel ergebenen Bauernsohn dar, der unaufhaltsam dem Bösen ins Garn läuft, erst die Seinigen, dann sich zu Grunde richtet. Die Fabel mit der ganzen Folge der aus ihr entspringenden Motive ist vortrefflich und eben so die Behandlung.

Ein Gleiches kann man von der zweiten, „der Statthalter von Schopfheim," sagen. Sie beginnt ernst und ahnungsvoll, fast ließe sich ein tragisches Ende vermuthen; allein sie zieht sich sehr geschickt einem glücklichen Ausgang zu.

Beide Gedichte, idyllenartig behandelt, bringen ihre Geschichte, als von Bauern erzählt, dem Hörer entgegen und gewinnen dadurch sehr viel, indem die wackern naiven Erzähler durch lebhafte Prosopopöen und unmittelbaren Antheil, als an etwas Gegenwärtigem, die Lebendigkeit des Vorgetragenen zu erhöhen an der Art haben.

Allen diesen inneren guten Eigenschaften kommt die behagliche, naive Sprache sehr zu statten. Man findet mehrere sinnlich bedeutende und

wohlklingende Worte, theils jenen Gegenden selbst angehörig, theils aus dem Französischen und Italienischen herüber genommen, Worte von einem, zwei Buchstaben, Abbreviaturen, Contractionen, viele kurze, leichte Silben, neue Reime, welches, mehr als man glaubt, ein Vortheil für den Dichter ist. Diese Elemente werden durch glückliche Constructionen und lebhafte Formen zu einem Stil zusammengedrängt, der zu diesem Zwecke vor unserer Büchersprache große Vorzüge hat.

Möge es doch dem Verfasser gefallen, auf diesem Wege fortzufahren, dabei unsere Erinnerungen über das innere Wesen der Dichtung vielleicht zu beherzigen und auch dem äußeren technischen Theil, besonders seinen reimfreien Versen, noch einige Aufmerksamkeit zu schenken, damit sie immer vollkommener und der Nation angenehmer werden mögen! Denn so sehr zu wünschen ist, daß uns der ganze deutsche Sprachschatz durch ein allgemeines Wörterbuch möge vorgelegt werden, so ist doch die praktische Mittheilung durch Gedichte und Schrift sehr viel schneller und lebendig eingreifender.

Vielleicht könnte man sogar dem Verfasser zu bedenken geben, daß, wie es für eine Nation ein Hauptschritt zur Cultur ist, wenn sie fremde Werke in ihre Sprache übersetzt, es eben so ein Schritt zur Cultur der einzelnen Provinz sein muß, wenn man ihre Werke derselben Nation in ihrem eigenen Dialekt zu lesen giebt. Versuche doch der Verfasser aus dem sogenannten Hochdeutschen schickliche Gedichte in seinen oberrheinischen Dialekt zu übersetzen. Haben doch die Italiener ihren Tasso in mehrere Dialekte übersetzt.

Nachdem wir nun die Zufriedenheit, die uns diese kleine Sammlung gewährt, nicht verbergen können, so wünschen wir nun auch, daß jenes Hinderniß einer für das mittlere und niedere Deutschland seltsamen Sprach- und Schreibart einigermaßen gehoben werden möge, um der ganzen Nation diesen erfreulichen Genuß zu verschaffen. Dazu giebt es verschiedene Mittel, theils durch Vorleser, theils durch Annäherung an die gewohnte Schreib- und Sprachweise, wenn jemand von Geschmack das, was ihm aus der Sammlung am besten gefällt, für seinen Kreis umzuschreiben unternimmt, eine kleine Mühe, die in jeder Societät großen Gewinn bringen wird.

W. v. Goethe (1806).

116. Die drei Grundformen der Poesie.

Die drei Hauptgattungen der Poesie überhaupt sind die epische, die lyrische und die dramatische. Alle übrigen Nebenarten lassen sich entweder nach ihrer Verwandtschaft einer von diesen unterordnen und daraus ableiten, oder sie sind als Mischungen aus ihnen zu erklären. Wenn wir aber jene drei Gattungen in ihrer Reinheit auffassen wollen, so gehen wir auf die Gestalt zurück, worin sie sich bei den Griechen zeigen. Die Theorie läßt sich auf die Geschichte der griechischen Poesie am bequemsten anwenden; denn diese ist, so zu sagen, systematisch; sie bietet für jeden unabhängig von der Erfahrung abgeleiteten Begriff die entsprechenden Beispiele am urkundlichsten dar.

Es ist merkwürdig, daß bei der epischen und lyrischen Poesie keine solche Spaltung in zwei entgegengesetzte Arten stattfindet, wie bei der dramatischen. Man hat zwar die sogenannte scherzhafte Epopöe als eine eigene Gattung aufgestellt, es ist aber eine zufällige Nebenart, eine bloße Parodie des Epos, welche darin besteht, daß man die in jenem herrschende feierlich abgemessene Entfaltung, die nur großen Gegenständen zu geziemen scheint, auf das Kleine und Unbedeutende anwendet. In der lyrischen Poesie finden nur Grade und Abstufungen statt zwischen dem Liede, der Ode und der Elegie, aber keine eigentliche Entgegensetzung.

Der Geist des epischen Gedichts, wie wir ihn in dessen Vater Homer erkennen, ist klare Besonnenheit. Das Epos ist eine ruhige Darstellung des Fortschreitenden. Der Dichter erzählt sowohl traurige als fröhliche Begebenheiten, aber er erzählt sie mit Gleichmuth und hält sie als schon vergangen in einer gewissen Ferne von unserm Gemüth.

Das lyrische Gedicht ist der musikalische Ausdruck von Gemüthsbewegungen durch die Sprache. Das Wesen der musikalischen Stimmung besteht darin, daß wir irgend eine Regung, sei sie nun an sich erfreulich oder schmerzlich, mit Wohlgefallen festzuhalten, ja innerlich zu verewigen suchen. Die Empfindung muß also schon in dem Grade gemildert sein, daß sie uns nicht durch Streben nach der Lust oder Flucht vor dem Schmerz über sich selbst hinausreiße, sondern daß wir, unbekümmert um den Wechsel, welchen die Zeit herbeiführt, in einem einzigen Augenblick unsers Daseins einheimisch werden wollen.

Der dramatische Dichter stellt uns zwar auch, wie der epische, äußerliche Vorfälle dar, aber als wirklich und gegenwärtig. Er nimmt unsre Theilnahme in Anspruch, aber nicht so genügsam wie der lyrische Dichter, sondern weit unmittelbarer als dieser will er uns erfreuen und betrüben. Er ruft alle Regungen hervor, die bei dem Anblick der Handlungen und Schicksale wirklicher Menschen in uns wirksam sind, und will diese Regungen erst durch die Gesamtheit der hervorgebrachten Eindrücke in die Befriedigung einer harmonischen Stimmung auflösen. Da er dem Leben so nahe tritt, ja seine Dichtung ganz darein zu verwandeln sucht, so würde bei ihm der Gleichmuth des epischen Dichters zur Gleichgültigkeit werden; er muß sich für eine der Hauptansichten von den Beziehungen des menschlichen Daseins entscheiden und seine Zuhörer nöthigen, ebenfalls mit ihm Partei zu nehmen.

Daß ich es auf den einfachsten und verständlichsten Ausdruck zurückführe, das Tragische und Komische verhalten sich zu einander wie Ernst und Scherz. Jedermann kennt diese beiden Richtungen des Gemüths aus eigner Erfahrung. Aber welches eigentlich ihr Wesen ist und woher sie entspringen, das dürfte eine tiefe philosophische Untersuchung erfordern. Beide tragen zwar das Gepräge unserer gesamten Natur an sich; aber der Ernst gehört mehr ihrer sittlichen, der Scherz ihrer sinnlichen Seite an. Die nicht mit Vernunft begabten Geschöpfe sind eigentlich weder des Ernstes noch des Scherzes fähig. Die Thiere scheinen zwar zuweilen zu arbeiten, als wären sie ernsthaft auf einen Zweck gerichtet und als ordneten sie folglich den gegenwärtigen Augenblick einem künftigen unter, anderemale

spielen sie, d. h. sie überlassen sich zwecklos der Lust des Daseins; aber sie haben nicht das Bewußtsein davon, welches beide Zustände zuerst zu wahrem Ernst und Scherz erheben würde. Dem Menschen allein unter allen Geschöpfen, die wir kennen, ist der Rückblick auf die Vergangenheit und die Aussicht in die Zukunft gegönnt, und er hat dieses erhabene Vorrecht theuer zu erkaufen.

Ernst, im weitesten Sinne genommen, ist die Richtung der Seelenkräfte auf einen Zweck. Allein sobald wir uns Rechenschaft von unserm eignen Thun geben, nöthigt uns die Vernunft, diesen Zweck wieder auf höhere und so endlich auf den höchsten allgemeinen Zweck unsers Daseins zu beziehen; und hier bricht sich die unserm Wesen innewohnende Forderung des Unendlichen an den Schranken der Endlichkeit, worin wir befangen sind. Alles, was wir schaffen und wirken, ist vergänglich und nichtig; überall steht der Tod im Hintergrunde, dem jeder gut oder übel verwendete Augenblick uns entgegen führt; im glücklichsten Falle, wenn ein Mensch ohne Unfälle das natürliche Lebensziel erreicht, steht ihm doch bevor, alles, was ihm hier werth war, verlassen zu müssen oder davon verlassen zu werden. Es giebt kein Band der Liebe ohne Trennung, keinen Genuß ohne das Bedauern seines Verlustes. Wenn wir aber die Beziehungen unsers Daseins bis an die äußerste Grenze der Möglichkeiten überschauen; wenn wir dessen ganze Abhängigkeit von einer unübersehlichen Verkettung der Ursachen und Wirkungen erwägen, wie wir schwach und hülflos gegen den Andrang unermeßlicher Naturkräfte und streitender Begierden an die Küste einer unbekannten Welt ausgeworfen werden, gleichsam bei der Geburt schon schiffbrüchig; wie wir allen Irrthümern, allen Täuschungen ausgesetzt sind, deren jede verderblich werden kann; wie wir in der Leidenschaft unsern eignen Feind im Busen tragen; wie jeder Augenblick im Namen der heiligsten Pflichten die Aufopferung der süßesten Neigungen von uns fordern und durch einen plötzlichen Schlag uns alles schwer Erworbene rauben kann; wie mit jeder Erweiterung des Besitzes die Gefahr des Verlustes steigt und wir den Tücken des feindseligen Zufalls nur um so mehr Blößen darbieten: dann muß jedes nicht dem Gefühl verschlossene Gemüth von einer unaussprechlichen Wehmuth befallen werden, gegen die es keine andere Schutzwehr giebt, als das Bewußtsein eines über das Irdische hinausgehenden Berufs. Dies ist die tragische Stimmung; und wenn die Betrachtung des Möglichen als lebendige Wirklichkeit aus dem Geiste heraustritt, wenn jene Stimmung die auffallendsten Beispiele von gewaltsamen Umwälzungen menschlicher Schicksale, vom Unterliegen des Willens dabei oder bewiesener Seelenstärke in der Darstellung durchdringt und beseelt: dann entsteht tragische Poesie. Hieraus erhellt schon zum Theil, wie diese in unsrer Natur gegründet ist, und bis auf einen gewissen Grad wäre die Frage beantwortet, wie wir so traurige Darstellungen lieben, ja etwas Tröstliches und Erhebendes darin finden können. Jene Stimmung kommt nämlich bei tiefem Gefühl unvermeidlich vor, und von den Dissonanzen dieses Innern, welche die Poesie nicht wegräumen kann, soll sie wenigstens eine idealische Auflösung darzubieten versuchen.

So wie der Ernst, auf den höchsten Grad gesteigert, das Wesen der tragischen Darstellungsart ist, so der Scherz der komischen. Die Stimmung

zum Scherz ist ein Vergessen aller jener trüben Betrachtungen über der behaglichen Empfindung gegenwärtigen Wohlseins. Man ist dann geneigt, alles nur spielend zu nehmen und leicht über die Seele weggleiten zu lassen. Die Unvollkommenheiten der Menschen und ihre Mißverständnisse unter einander sind dann nicht mehr ein Gegenstand der Mißbilligung und des Bedauerns, sondern diese wunderlichen Gegensätze unterhalten den Verstand und ergötzen die Phantasie. Der Dichter muß daher in der komischen Darstellung alles entfernt halten, was sittlichen Unwillen über die Handlungen, wahre Theilnahme mit den Lagen seiner Menschen erregen kann, weil wir sonst unfehlbar in den Ernst zurückfallen. Er muß ihre verkehrten Handlungen als aus der Oberhand des Sinnlichen in ihrem Wesen entsprungen, und was ihnen begegnet, als eine bloß lächerliche Noth schildern, die keine verderblichen Folgen haben wird. Dies ist immer noch der Fall in dem, was wir Komödie nennen, worin jedoch schon eine Mischung von Ernst ist. Die älteste Komödie der Griechen aber war durchaus scherzhaft und bildete dadurch den vollkommensten Gegensatz mit ihrer Tragödie. Nicht bloß die Charaktere und Lagen einzelner Menschen wurden in einem Gemälde des Wirklichen komisch aufgefaßt, sondern die gesamte gesellige Verfassung, der Staat, die Natur und die Götterwelt wurde mit scherzender Willkür phantastisch geschildert. Wenn man auf diese Art die Begriffe des Tragischen und Komischen rein aufgefaßt hat, wie sie an griechischen Beispielen vor uns daliegen, dann wird man auch die mancherlei Mischungen von beiden, die bei den Neueren vorkommen, und die unechten Zusätze erkennen und ihre Bestandtheile zerlegen können.

W. v. Schlegel.

117. Die Grenzen der Malerei und Poesie.

Wenn es wahr ist, daß die Malerei zu ihren Nachahmungen ganz andere Mittel oder Zeichen gebraucht, als die Poesie; jene nämlich Figuren und Farben in dem Raume, diese aber articulirte Töne in der Zeit; wenn unstreitig die Zeichen ein bequemes Verhältniß zu dem Bezeichneten haben müssen: so können neben einander geordnete Zeichen auch nur Gegenstände, die neben einander, oder deren Theile neben einander existiren, auf einander folgende Zeichen auch nur Gegenstände ausdrücken, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen.

Gegenstände, die neben einander, oder deren Theile neben einander existiren, heißen Körper. Folglich sind Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften die eigentlichen Gegenstände der Malerei.

Gegenstände, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen, heißen überhaupt Handlungen. Folglich sind Handlungen der Gegenstand der Poesie.

Doch alle Körper existiren nicht allein in dem Raume, sondern auch in der Zeit. Sie dauern fort und können in jedem Augenblicke ihrer Dauer anders erscheinen und in anderer Verbindung stehen. Jede dieser augenblicklichen Erscheinungen und Verbindungen ist die Wirkung einer vorhergehenden, und kann die Ursache einer folgenden und sonach gleichsam das

Centrum einer Handlung sein. Folglich kann die Malerei auch Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweise durch Körper.

Auf der andern Seite können Handlungen nicht für sich selbst bestehen, sondern müssen gewissen Wesen anhängen. In so fern nun diese Wesen Körper sind, oder als Körper betrachten werden, schildert die Poesie auch Körper, aber nur andeutungsweise durch Handlungen.

Die Malerei kann in ihren coexistirenden Compositionen nur einen einzigen Augenblick der Handlung nutzen und muß daher den prägnantesten wählen, aus welchem das Vorhergehende und Folgende am begreiflichsten wird.

Eben so kann auch die Poesie in ihren fortschreitenden Nachahmungen nur eine einzige Eigenschaft der Körper nutzen und muß daher diejenige wählen, welche das sinnlichste Bild des Körpers von der Seite erweckt, von welcher sie ihn braucht.

Hieraus fließt die Regel von der Einheit der malerischen Beiwörter, und der Sparsamkeit in den Schilderungen körperlicher Gegenstände.

Ich würde in diese trockene Schlußkette weniger Vertrauen setzen, wenn ich sie nicht durch die Praxis des Homer vollkommen bestätiget fände, oder wenn es nicht vielmehr die Praxis des Homer selbst wäre, die mich darauf gebracht hätte. Nur aus diesen Grundsätzen läßt sich die große Manier des Griechen bestimmen und erklären, so wie der entgegengesetzten Manier so vieler neuern Dichter ihr Recht ertheilen, die in einem Stücke mit dem Maler wetteifern wollen, in welchem sie nothwendig von ihm überwunden werden müssen.

Ich finde, Homer malt nichts als fortschreitende Handlungen, und alle Körper, alle einzelne Dinge malt er nur durch ihren Antheil an diesen Handlungen, gemeiniglich nur mit einem Zuge. Was Wunder also, daß der Maler da, wo Homer malt, wenig oder nichts für sich zu thun sieht, und daß seine Ernte nur da ist, wo die Geschichte eine Menge schöner Körper, in schönen Stellungen, in einem der Kunst vortheilhaften Raume zusammenbringt, der Dichter selbst mag diese Körper, diese Stellungen, diesen Raum so wenig malen, als er will? Man gebe die ganze Folge der Gemälde, wie sie Caylus aus ihm vorschlägt, Stück vor Stück durch, und man wird in jedem den Beweis von dieser Anmerkung finden.

Ich lasse also hier den Grafen, der den Farbenstein des Malers zum Probiersteine des Dichters machen will, um die Manier des Homer näher zu erklären.

Für ein Ding, sage ich, hat Homer gemeiniglich nur einen Zug. Ein Schiff ist ihm bald das schwarze Schiff, bald das hohle Schiff, bald das schnelle Schiff, höchstens das wohlberuderte schwarze Schiff. Weiter läßt er sich in die Malerei des Schiffes nicht ein. Aber wohl das Schiffen, das Abfahren, das Anlanden des Schiffes macht er zu einem ausführlichen Gemälde, zu einem Gemälde, aus welchem der Maler fünf, sechs besondere Gemälde machen müßte, wenn er es ganz auf seine Leinwand bringen wollte.

Zwingen den Homer ja besondere Umstände, unsern Blick auf einen einzelnen körperlichen Gegenstand länger zu heften, so wird dem ohngeachtet kein Gemälde daraus, dem der Maler mit dem Pinsel folgen könnte, sondern er weiß durch unzählige Kunstgriffe diesen einzelnen Gegenstand in eine Folge von Augenblicken zu setzen, in deren jedem er anders erscheint, und in deren letztem ihn der Maler erwarten muß, um uns entstanden zu zeigen, was wir bei dem Dichter entstehen sehen. Z. E. will Homer uns den Wagen der Juno sehen lassen, so muß ihn Hebe vor unsern Augen Stück vor Stück zusammen setzen. Wir sehen die Räder, die Achsen, den Sitz, die Deichsel und Riemen und Stränge, nicht sowohl wie es beisammen ist, als wie es unter den Händen der Hebe zusammen kommt. Auf die Räder allein verwendet der Dichter mehr als einen Zug und weiset uns die ehernen acht Speichen, die goldenen Felgen, die Schienen von Erz, die silberne Nabe, alles insbesondere. Man sollte sagen: da der Räder mehr als eines war, so mußte in der Beschreibung eben so viel Zeit mehr auf sie gehen, als ihre besondere Anlegung deren in der Natur selbst mehr erforderte.

Hebe fügt um den Wagen alsbald die geründeten Räder,
Mit acht ehernen Speichen, umher an die eiserne Achse.
Gold ist ihnen der Kranz, unalterndes; aber umher sind
Eherne Schienen gelegt, anpassende, Wunder dem Anblick.
Silbern glänzen die Naben in schön umlaufender Rundung.
Dann in goldenen Riemen und silbernen schwebet der Sessel
Ausgespannt, und umringt mit zween umlaufenden Rändern.
Vornhin streckt aus Silber die Deichsel sich: aber am Ende
Band sie das goldene Joch, das prangende, dem sie die Seile,
Golden und schön, umschlang. (Ilias 5, 722 ff.)

Will uns Homer zeigen, wie Agamemnon bekleidet gewesen, so muß sich der König vor unsern Augen seine völlige Kleidung Stück vor Stück umthun: das weiche Unterkleid, den großen Mantel, die schönen Halbstiefeln, den Degen; und so ist er fertig und ergreift das Scepter. Wir sehen die Kleider, indem der Dichter die Handlung des Bekleidens malt; ein anderer würde die Kleider bis auf die geringste Franze gemalt haben, und von der Handlung hätten wir nichts zu sehen bekommen.

— — und zog das weiche Gewand an,
Sauber und neugewirkt, und warf den Mantel darüber;
Unter die glänzenden Füß' auch band er sich stattliche Sohlen,
Hängte sodann um die Schultern das Schwert voll silberner Buckeln,
Nahm auch den Herrscherstab den ererbten, ewiger Dauer,
Wandelte dann zu den Schiffen der erzumschirmten Achaier.
(Ilias 2, 43 ff.)

Und wenn wir von diesem Scepter, welches hier bloß das väterliche, unvergängliche Scepter heißt, so wie ein ähnliches ihm an einem andern Orte bloß das „mit goldenen Stiften beschlagene" Scepter ist, wenn wir, sage ich, von diesem wichtigen Scepter ein vollständigeres, genaueres Bild haben sollen: was thut sodann Homer? Malt er uns, außer den goldenen Nägeln, nun auch das Holz, den geschnitzten Kopf? Ja, wenn die Beschreibung in eine Heraldik sollte, damit einmal in den folgenden Zeiten ein anderes genau darnach gemacht werden könne. Und doch

bin ich gewiß, daß mancher neuere Dichter eine solche Wappenkönigsbeschreibung daraus würde gemacht haben, in der treuherzigen Meinung, daß er wirklich selber gemalt habe, weil der Maler ihm nachmalen kann. Was bekümmert sich aber Homer, wie weit er den Maler hinter sich läßt? Statt einer Abbildung giebt er uns die Geschichte des Scepters: erst ist es unter der Arbeit des Vulcan; nun glänzt es in den Händen des Jupiter; nun bemerkt es die Würde Mercurs; nun ist es der Commandostab des kriegerischen Pelops; nun der Hirtenstab des friedlichen Atreus, u. s. w.

Haltend den Herrscherstab, den mit Kunst Hephästos gebildet,
Diesen gab Hephästos dem waltenden Zeus Kronion,
Hierauf gab ihn Zeus dem bestellenden Argoswürger;
Hermes gab ihn, der Herrscher, dem Rossebändiger Pelops;
Wieder gab ihn Pelops dem völkerweidenden Atreus;
Dann ließ Atreus ihn sterbend dem lämmerreichen Thyestes;
Aber ihn ließ Thyestes dem Held Agamemnon zu tragen,
Viel Eilande damit und Argos reich zu beherrschen.

(Ilias 2, 101 ff.)

So kenne ich endlich dieses Scepter besser, als mir es der Maler vor Augen legen, oder ein zweiter Vulcan in die Hände liefern könnte. — Es würde mich nicht befremden, wenn ich fände, daß einer von den alten Auslegern des Homer diese Stelle als die vollkommenste Allegorie von dem Ursprunge, dem Fortgange, der Befestigung und endlichen Beerbfolgung der königlichen Gewalt unter den Menschen bewundert hätte. Ich würde zwar lächeln, wenn ich läse, daß Vulcan, welcher das Scepter gearbeitet, als das Feuer, als das, was dem Menschen zu seiner Erhaltung das unentbehrlichste ist, die Abstellung der Bedürfnisse überhaupt anzeige, welche die ersten Menschen, sich einem einzigen zu unterwerfen, bewogen; daß der erste König ein Sohn der Zeit (Zeus Kronion) ein ehrwürdiger Alter gewesen sei, welcher seine Macht mit einem beredten, klugen Manne, mit einem Mercur, theilen oder gänzlich auf ihn übertragen wollen; daß der kluge Redner zur Zeit, als der junge Staat von auswärtigen Feinden bedrohet worden, seine oberste Gewalt dem tapfersten Krieger (dem rossebändigenden Pelops) überlassen habe; daß der tapfere Krieger, nachdem er die Feinde gedämpft und das Reich gesichert, es seinem Sohne in die Hände spielen können, welcher als ein friedliebender Regent, als ein wohlthätiger Hirte seiner Völker, sie mit Wohlleben und Ueberfluß bekannt gemacht habe, wodurch nach seinem Tode dem reichsten seiner Anverwandten (dem lämmerreichen Thyestes) der Weg gebahnt worden, das was bisher das Vertrauen ertheilt und das Verdienst mehr für eine Bürde als Würde gehalten hatte, durch Geschenke und Bestechungen an sich zu bringen, und es hernach als ein gleichsam erkauftes Gut seiner Familie auf immer zu versichern. Ich würde lächeln, ich würde aber dem ohngeachtet in meiner Achtung für den Dichter bestärkt werden, dem man so vieles leihen kann. — Doch dieses liegt außer meinem Wege, und ich betrachte jetzt die Geschichte des Scepters bloß als einen Kunstgriff, uns bei einem einzelnen Dinge verweilen zu machen, ohne sich in die frostige Beschreibung seiner Theile einzulassen. Auch wenn Achilles bei seinem Scepter schwört,

die Geringschätzung, mit welcher ihm Agamemnon begegnet, zu rächen, giebt uns Homer die Geschichte dieses Scepters. Wir sehen es auf den Bergen grünen, das Eisen trennt es von dem Stamme, entblättert und entrindet es, und macht es bequem, den Richtern des Volkes zum Zeichen ihrer göttlichen Würde zu dienen.

> Wahrlich, bei diesem Scepter, das niemals Blätter der Zweige
> Wieder zeugt, nachdem es den Stumpf im Gebirge verlassen, —
> Nie mehr sproßt es empor, denn ringsum schälte das Erz ihm
> Laub und Rinde hinweg, und edle Söhne Achaias
> Tragen es jetzt in der Hand, die richtenden, welchen Kronion
> Seine Gesetze vertraut . . . . (Ilias 1, 234 ff.)

Dem Homer war nicht sowohl daran gelegen, zwei Stäbe von verschiedener Materie und Figur zu schildern, als uns von der Verschiedenheit der Macht, deren Zeichen diese Stäbe waren, ein sinnliches Bild zu machen. Jener, ein Werk des Vulcan; dieser, von einer unbekannten Hand auf den Bergen geschnitten; jener der alte Besitz eines edeln Hauses; dieser bestimmt, die erste die beste Faust zu füllen; jener, von einem Monarchen über viele Inseln und über ganz Argos erstreckt; dieser, von einem aus dem Mittel der Griechen geführt, dem man nebst andern die Bewahrung der Gesetze anvertraut hatte. Dieses war wirklich der Abstand, in welchem sich Agamemnon und Achill von einander befanden: ein Abstand, den Achill selbst, bei allem seinen blinden Zorne, einzugestehen nicht umhin konnte.

Doch nicht bloß da, wo Homer mit seinen Beschreibungen dergleichen weitere Absichten verbindet, sondern auch da, wo es ihm um das bloße Bild zu thun ist, wird er dieses Bild in eine Art von Geschichte des Gegenstandes verstreuen, um die Theile desselben, die wir in der Natur neben einander sehen, in seinem Gemälde eben so natürlich auf einander folgen und mit dem Flusse der Rede gleichsam Schritt halten zu lassen. Z. E. er will uns den Bogen des Pandarus malen, einen Bogen von Horn, von der und der Länge, wohl polirt, und an beiden Spitzen mit Goldblech beschlagen. Was thut er? Zählt er uns alle diese Eigenschaften so trocken eine nach der andern vor? Mit nichten; das würde einen solchen Bogen angeben, vorschreiben, aber nicht malen heißen. Er fängt mit der Jagd des Steinbockes an, aus dessen Hörnern der Bogen gemacht worden; Pandarus hatte ihm in den Felsen aufgepaßt und ihn erlegt; die Hörner waren von außerordentlicher Größe, deswegen bestimmte er sie zu einem Bogen; sie kommen in die Arbeit, der Künstler verbindet sie, polirt sie, beschlägt sie. Und so, wie gesagt, sehen wir bei dem Dichter entstehen, was wir bei dem Maler nicht anders als entstanden sehen können. (Ilias 4, 105 ff.)

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle Exempel dieser Art ausschreiben wollte. Sie werden jedem, der seinen Homer inne hat, in Menge befallen.

Aber, wird man einwenden, die Zeichen der Poesie sind nicht bloß auf einander folgend, sie sind auch willkürlich; und als willkürliche Zeichen

sind sie allerdings fähig, Körper, so wie sie im Raume existiren, auszudrücken. In dem Homer selbst fänden sich hiervon Exempel, an dessen Schild des Achilles man sich nur erinnern dürfe, um das entscheidendste Beispiel zu haben, wie weitläufig und doch poetisch man ein einzelnes Ding nach seinen Theilen neben einander schildern könne.

Ich will auf diesen doppelten Einwurf antworten. Ich nenne ihn doppelt, weil ein richtiger Schluß auch ohne Exempel gelten muß, und Gegentheils das Exempel des Homer bei mir von Wichtigkeit ist, auch wenn ich es noch durch keinen Schluß zu rechtfertigen weiß.

Es ist wahr: da die Zeichen der Rede willkürlich sind, so ist es gar wohl möglich, daß man durch sie die Theile eines Körpers eben so wohl auf einander folgen lassen kann, als sie in der Natur neben einander befindlich sind. Allein dieses ist eine Eigenschaft der Rede und ihrer Zeichen überhaupt, nicht aber in sofern sie der Absicht der Poesie am bequemsten sind. Der Poet will nicht bloß verständlich werden, seine Vorstellungen sollen nicht bloß klar und deutlich sein; hiermit begnügt sich der Prosaist. Sondern er will die Ideen, die er in uns erweckt, so lebhaft machen, daß wir in der Geschwindigkeit die wahren sinnlichen Eindrücke ihrer Gegenstände zu empfinden glauben, und in diesem Augenblicke der Täuschung uns der Mittel, die er dazu anwendet, seiner Worte, bewußt zu sein aufhören. Hierauf läuft die Erklärung des poetischen Gemäldes hinaus. Aber der Dichter soll immer malen; und nun wollen wir sehen, in wiefern Körper nach ihren Theilen neben einander sich zu dieser Malerei schicken.

Wie gelangen wir zu der deutlichen Vorstellung eines Dinges im Raume? Erst betrachten wir die Theile desselben einzeln, hierauf die Verbindung dieser Theile und endlich das Ganze. Unsere Sinne verrichten diese verschiedenen Operationen mit einer so erstaunlichen Schnelligkeit, daß sie uns nur eine einzige zu sein bedünken, und diese Schnelligkeit ist unumgänglich nothwendig, wenn wir einen Begriff von dem Ganzen, welcher nichts mehr als das Resultat von den Begriffen der Theile und ihrer Verbindung ist, bekommen sollen. Gesetzt nun also auch, der Dichter führe uns in der schönsten Ordnung von einem Theile des Gegenstandes zu dem andern; gesetzt, er wisse uns die Verbindung dieser Theile auch noch so klar zu machen; wie viel Zeit gebraucht er dazu? Was das Auge mit einmal übersieht, zählt er uns merklich langsam nach und nach zu, und oft geschieht es, daß wir bei dem letzten Zuge den ersten schon wiederum vergessen haben. Jedennoch sollen wir uns aus diesen Zügen ein Ganzes bilden: dem Auge bleiben die betrachteten Theile beständig gegenwärtig; es kann sie abermals und abermals überlaufen; für das Ohr hingegen sind die vernommenen Theile verloren, wenn sie nicht in dem Gedächtnisse zurückbleiben. Und bleiben sie schon da zurück: welche Mühe, welche Anstrengung kostet es, ihre Eindrücke alle in eben der Ordnung so lebhaft zu erneuern, sie nur mit einer mäßigen Geschwindigkeit auf einmal zu überdenken, um zu einem etwanigen Begriffe des Ganzen zu gelangen!

Man versuche es an einem Beispiele, welches ein Meisterstück in seiner Art heißen kann.

Dort ragt das hohe Haupt vom edeln Enziane
Weit übern niedern Chor der Pöbelkräuter hin,
Ein ganzes Blumenvolk dient unter seiner Fahne,
Sein blauer Bruder selbst bückt sich und ehret ihn.
Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen,
Thürmt sich am Stengel auf, und krönt sein grau Gewand,
Der Blätter glattes Weiß, mit tiefem Grün durchzogen,
Strahlt von dem bunten Blitz von feuchtem Diamant.
Gerechtestes Gesetz! daß Kraft sich Zier vermähle,
In einem schönen Leib wohnt eine schönre Seele.

Hier kriecht ein niedrig Kraut, gleich einem grauen Nebel,
Dem die Natur sein Blatt im Kreuze hingelegt;
Die holde Blume zeigt die zwei vergöldten Schnäbel,
Die ein von Amethyst gebildter Vogel trägt.
Dort wirft ein glänzend Blatt, in Finger ausgekerbet,
Auf einen hellen Bach den grünen Widerschein;
Der Blumen zarten Schnee, den matter Purpur färbet,
Schließt ein gestreifter Stern in weiße Strahlen ein.
Smaragd und Rosen blühn auch auf zertretner Heide,
Und Felsen decken sich mit einem Purpurkleide.

(Aus den „Alpen“ von Haller.)

Es sind Kräuter und Blumen, welche der gelehrte Dichter mit großer Kunst und nach der Natur malt. Malt, aber ohne alle Täuschung malt. Ich will nicht sagen, daß wer diese Kräuter und Blumen nie gesehen, sich aus seinem Gemälde so gut als gar keine Vorstellung davon machen könne. Es mag sein, daß alle poetischen Gemälde eine vorläufige Bekanntschaft mit ihren Gegenständen erfordern. Ich will auch nicht leugnen, daß demjenigen, dem eine solche Bekanntschaft hier zu statten kommt, der Dichter nicht von einigen Theilen eine lebhaftere Idee erwecken könnte. Ich frage ihn nur: wie steht es um den Begriff des Ganzen? Wenn auch dieser lebhafter sein soll, so müssen keine einzelnen Theile darin vorstechen, sondern das höhere Licht muß auf alle gleich vertheilt scheinen; unsere Einbildungskraft muß alle gleich schnell überlaufen können, um sich das aus ihnen mit eins zusammen zu setzen, was in der Natur mit eins gesehen wird. Ist dieses hier der Fall? Und ist er es nicht, wie hat man sagen können, „daß die ähnlichste Zeichnung eines Malers gegen diese poetische Schilderung ganz matt und düster sein würde?“ Sie bleibt unendlich unter dem, was Linien und Farben auf der Fläche ausdrücken können, und der Kunstrichter, der ihr dieses übertriebene Lob ertheilt, muß sie aus einem ganz falschen Gesichtspunkte betrachtet haben; er muß mehr auf die fremden Zierrathen, die der Dichter darin verwebt hat, auf die Erhöhung über das vegetative Leben, auf die Entwickelung der innern Vollkommenheiten, welchen die äußere Schönheit nur zur Schale dient, als auf diese Schönheit selbst und auf den Grad der Lebhaftigkeit und Aehnlichkeit des Bildes, welches uns der Maler, und welches uns der Dichter davon gewähren kann, gesehen haben. Gleichwohl kommt es hier lediglich nur auf das letztere an, und wer da sagt, daß die bloßen Zeilen:

Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen,
Thürmt sich am Stengel auf, und krönt sein grau Gewand,
Der Blätter glattes Weiß mit tiefem Grün durchzogen,
Strahlt von dem bunten Blitz von feuchtem Diamant. —

daß diese Zeilen, in Ansehung ihres Eindrucks, mit der Nachahmung eines Huysum* wetteifern können, muß seine Empfindung nie befragt haben, oder sie vorsätzlich verleugnen wollen. Sie mögen sich, wenn man die Blume selbst in der Hand hat, sehr schön dagegen recitiren lassen, nur für sich allein sagen sie wenig oder nichts. Ich höre in jedem Worte den arbeitenden Dichter, aber das Ding selbst bin ich weit entfernt zu sehen.

Nochmals also: ich spreche nicht der Rede überhaupt das Vermögen ab, ein körperliches Ganze nach seinen Theilen zu schildern — sie kann es, weil ihre Zeichen, ob sie schon auf einander folgen, dennoch willkürliche Zeichen sind — sondern ich spreche es der Rede als dem Mittel der Poesie ab, weil dergleichen wörtlichen Schilderungen der Körper das Täuschende gebricht, worauf die Poesie vornehmlich geht; und dieses Täuschende, sage ich, muß ihnen darum gebrechen, weil das Coexistirende des Körpers mit dem Consecutiven der Rede dabei in Collision kommt, und indem jenes in dieses aufgelöst wird, uns die Zergliederung des Ganzen in seine Theile zwar erleichtert, aber die endliche Wiederzusammensetzung dieser Theile in das Ganze ungemein schwer und nicht selten unmöglich gemacht wird.

Ueberall, wo es daher auf das Täuschende nicht ankommt, wo man nur mit dem Verstande seiner Leser zu thun hat und nur auf deutliche und so viel möglich vollständige Begriffe geht, können diese aus der Poesie ausgeschlossenen Schilderungen der Körper gar wohl Platz haben, und nicht allein der Prosaist, sondern auch der dogmatische Dichter (denn da wo er dogmatisirt, ist er kein Dichter), können sich ihrer mit vielem Nutzen bedienen. So schildert z. E. Virgil in seinem Gedichte vom Landbaue eine zur Zucht tüchtige Kuh:

— — Trotzigen Ansehns
Sei die Kuh, unzierlich ihr Haupt, und mächtig der Nacken,
Der auch tief zu den Beinen vom Kinn die Wampe herabhängt;
Lang die Seite gestreckt, die unendliche; alles gewaltig;
Fuß auch, und zottige Ohren an eingebogenen Hörnern.
Auch mißfalle mir nicht, die mit sprenkelnder Weiße hervorscheint,
Oder dem Joche sich sträubt, und manchmal droht mit dem Horne,
Nicht unähnlich dem Stier an Gestalt und erhabenen Wuchses,
Und die im Gang die Spuren mit niederem Schweife zerfeget.
(3, 51 f.)

Oder ein schönes Füllen:

— — Hochragenden Halses
Ist es und feineren Haupts, dünnbäuchig und fleischigen Rückens;
Und ihm strotzt voll Muskeln die muthige Brust. (3, 79 f.)

Denn wer sieht nicht, daß dem Dichter hier mehr an der Auseinandersetzung der Theile, als an dem Ganzen gelegen gewesen? Er will uns die

*) Jakob van Huysum, neben Franz Mieris und David de Heem der berühmteste niederländische Blumen- und Fruchtmaler des 17. Jahrhunderts.

Kennzeichen eines schönen Füllens, einer tüchtigen Kuh aufzählen, um uns in den Stand zu setzen, nachdem wir deren mehrere oder wenigere antreffen, von der Güte der einen oder des andern urtheilen zu können; ob sich aber alle diese Kennzeichen in ein lebhaftes Bild leicht zusammen fassen lassen, oder nicht, das könnte ihm sehr gleichgültig sein.

Außer diesem Gebrauche sind die ausführlichen Gemälde körperlicher Gegenstände, ohne den oben erwähnten homerischen Kunstgriff, das Coexistirende derselben in ein wirkliches Successives zu verwandeln, jederzeit von den feinsten Richtern für ein frostiges Spielwerk erkannt worden, zu welchem wenig oder gar kein Genie gehört. Wenn der poetische Stümper, sagt Horaz, nicht weiter kann, so fängt er an, einen Hain, einen Altar, einen durch anmuthige Fluren sich schlängelnden Bach, einen rauschenden Strom, einen Regenbogen zu malen. Der männliche Pope sah auf die malerischen Versuche seiner poetischen Kindheit mit großer Geringschätzung zurück. Er verlangte ausdrücklich, daß wer den Namen eines Dichters nicht unwürdig führen wolle, der Schilderungssucht so früh wie möglich entsagen müsse, und erklärte ein bloß malendes Gedicht für ein Gastgebot auf lauter Brühen. Von dem Herrn von Kleist kann ich versichern, daß er sich auf seinen „Frühling" das wenigste einbildete. Hätte er länger gelebt, so würde er ihm eine ganz andere Gestalt gegeben haben. Er dachte darauf, einen Plan hinein zu legen, und sann auf Mittel, wie er die Menge von Bildern, die er aus dem unendlichen Raume der verjüngten Schöpfung, auf Gerathewohl, bald hier bald da, gerissen zu haben schien, in einer natürlichen Ordnung vor seinen Augen entstehen und auf einander folgen lassen wolle. Er würde zugleich das gethan haben, was Marmontel, ohne Zweifel mit auf Veranlassung seiner Eklogen, mehrern deutschen Dichtern gerathen hat: er würde aus einer mit Empfindungen nur sparsam durchwebten Reihe von Bildern, eine mit Bildern nur sparsam durchflochtene Folge von Empfindungen gemacht haben.

G. E. Lessing.

118. Das Idyll.

I.

Das Idyll, gewöhnlich die Idylle (*Εἰδύλλιον*), so heißt überhaupt jedes kleinere, durch Zierlichkeit ansprechende Gedicht; insbesondere nun ein solches, daß zwar auf epischen, aus der gegebenen Wirklichkeit entnommenen Anschauungen beruht, in dem aber diese epischen Anschauungen doch nur als Anlaß und Grundlage zur Beschreibung, also zu einer Art von Belehrung benutzt werden. Also Erzählung und zugleich Beschreibung: das ist ein Widerstreit von Scylla und Charybdis, durch welchen es nur noch wenigen Dichtern gelungen ist heil hindurch zu schiffen. Die Erzählung will vorwärts von Thatsache zu Thatsache: sie eilt durch die Zeit; die Beschreibung will bei jeder Aeußerlichkeit, an welcher die historische Handlung berührend vorübergeht, still halten und verweilen: sie hängt am Raume. Da ist denn der Fehler nur zu gewöhnlich, daß die Beschreibung den Fluß der Erzählung geradezu hemmt, indem sie sich unbeweglich an einen Fleck fest

heftet. Damit ist jedoch die epische Anschauung nicht bloß als solche, sondern als poetische Anschauung überhaupt aufgehoben und vernichtet; denn insofern ist alle Poesie episch, als überall ein causaler Fortschritt verlangt wird. Wie ist nun dieser Widerstreit zu versöhnen? Man muß von beiden Seiten her dazu thun, von Seiten der Erzählung und von Seiten der Beschreibung. Für den erzählenden Theil, die epische Grundlage, wird größte Einfachheit, wird leichte Ueberschaulichkeit verlangt; es darf weder eine große Reihe künstlich verflochtener Ereignisse, noch dürfen diese Ereignisse an sich selbst groß und gewaltig sein: sonst wird bei der Reproduction die Seele des Lesers zu sehr auf die Thatsachen hingelenkt; er wird zu begierig gemacht auf den weiteren historischen Verlauf, als daß er einen weilenden Blick werfen möchte auf die Bäume und Blumen, die schmückend am Ufer des Flusses stehen. Und darin liegt der eine Hauptgrund, weshalb das Idyll seine epischen Anschauungen erstlich aus der Gegenwart nimmt, in der sich ja von vorn herein jeder mit der meisten Vertraulichkeit zu Hause fühlt, in der ihm alles bekannt und verständlich ist; und zweitens aus dem niederen Leben, aus der gemächlichen Alltäglichkeit zu Stadt und Land, aus einer Welt, in der eben nichts Großes geschehen kann, deren Geschichte langsam und ohne Geräusch dahin fließt. Auf der andern Seite muß die Beschreibung, damit auch sie diesen langsamen Fluß nicht dennoch hemme, gleichfalls sich zu historischer Beweglichkeit verstehen, und wenn es auch nur ein Anschein ist, gleichfalls einen Anschein von epischem Fortschritte gewinnen; was ihr natürlich um so leichter wird, da der Fortschritt des epischen Theiles, welchem sie sich bequemt, selbst kein sonderlich vorwärts eilender ist. Es will aber die Beschreibung, indem sie auf solche Weise die Zeit durch den Raum begleitet, nicht bloß für den Verstand thätig sein, sondern sie hat es auf Anregung des Gefühls abgesehen. Sie wird diesem also durch ihre verweilende Ausführlichkeit Wohlgefallen zu erregen suchen, sie wird ihm die Anschauungen anmuthig erscheinen lassen. Auch deshalb bewegt sich das Idyll am liebsten in den Regionen, wo jenes unverfälschte natürlichere Leben herrscht, das noch am meisten geeignet ist, das Gefühl durch Anmuth zu befriedigen. Aber je näher man dem Gefühle eben diese Wirklichkeit rückt, und je genauer schildernd man sie vor ihm ausbreitet, desto eher wird es gerade unbefriedigt sein; desto leichter wird es eines Widerspruches inne werden zwischen sich und der Wirklichkeit, in den es entweder schmerzlich vertieft, oder über den es leichten Sinnes weghüpft: es liegen mithin Wehmuth und Laune auch im Bereiche des Idylls.

Daß einzelne idyllische, d. h. anmuthig beschreibende und dadurch wohl auch Laune oder Wehmuth erregende Stellen in die eigentlich epische Dichtung eingemischt werden, das kommt schon frühzeitig vor und kann auch nicht wohl ausbleiben, sobald erst die Epopöe ihrer selbst mehr Meister geworden ist und das dichtende Individuum angefangen hat, sich in der epischen Breite behaglich zu fühlen. Wie denn auch in jenem Homerischen Hymnus der junge Hermes, da es ihm wohl wird in der heimlichen Grotte seiner Mutter, nicht bloß von ihrer Liebe mit Zeus, sondern auch von ihrem Hausrathe singt, von ihren Kesseln und Dreifüßen. Schon in der Odyssee ist nicht weniges der Art; die Iliade weiß davon noch nichts,

obgleich es auch in ihr an Anlaß zu dergleichen keineswegs gefehlt hätte. Aehnlich verhalten sich bei uns die Nibelungen zur Gudrun, die auch sonst in mannigfachen Beziehungen neben einander stehen wie Ilias und Odyssee: der strenge Heldenschritt der Nibelungen mag sich bei solchen Aeußerlichkeiten nicht aufhalten, während in der Gudrun immer und immer wieder idyllische Züge, oft von der rührendsten Art, wiederkehren. Und so blieb das Idyll noch lange nur im rein epischen Epos enthalten als gelegentlicher Schmuck. Gerade wie aber das zierliche Beiwerk, womit die Maler schon frühzeitig ihre historischen Figuren umgaben, sich zuletzt von diesen losgerissen hat, um als Stillleben selber eine Tafel zu füllen, so auch die idyllische Poesie: sie hält von ihrem epischen Ursprunge nur noch so viel fest, als nothdürftig erforderlich ist, um die Beschreibung zu tragen; die Beschreibung aber dehnt sich, seit sie einmal die Hauptsache geworden, nun erst recht aus zu einer Ausführlichkeit, wie sie innerhalb des eigentlichen Epos niemals wäre gestattet gewesen. Das Idyll gehört mit zu den jüngsten Absplitterungen der Poesie; bei den Griechen fällt seine Entwickelung erst in die alexandrinische Zeit. In der deutschen Litteratur hat es, um zu ihm zu gelangen, vieler wiederholter und immer verfehlter Versuche bedurft; es verging einige Zeit, ehe man nur darauf verfiel, die Idyllen in Versen abzufassen; vorher begnügte man sich mit der prosaischen Form, sei es, daß man von der halbprosaischen Natur dieser Gattung unbewußt dazu genöthigt wurde, sei es, daß man damit größere Natürlichkeit und ein treueres Abbild des einfachen, ungekünstelten Lebens zu erlangen meinte. Letzteres mag für den Maler Müller, den bedeutendsten Idylliker, den wir besitzen, der entscheidende Grund gewesen sein.

W. Wackernagel.

II.

Unterschied zwischen Idyll und Epopöe.

Unter dem Namen der Idylle pflegt man den ganzen Theil der Poesie zusammenzufassen, welche mehr ein häusliches Familienleben, als eine Existenz in größeren Verhältnissen, mehr ruhige als unternehmende Charaktere, mehr sanfte und friedliche Gesinnungen, als heftige Aufwallungen und Leidenschaften schildert und vorzugsweise bei der Freude an der Natur und in dem engen, aber lieblichen Kreise unschuldiger Sitten und einfacher Tugenden verweilt. Wo also diese Einfalt und Unschuld herrscht, dahin versetzt uns der Idyllendichter, in das Erstlingsalter der Menschheit, in die Welt der Hirten und Pflüger. Mit der Epopöe hingegen verbinden wir vor allem nur den Begriff der Darstellung einer Handlung und verbannen jene einfache Unschuld so wenig aus derselben, daß sogar einige der lieblichsten und anmuthigsten Idyllenscenen in epischen Gedichten enthalten sind, wie z. B. die Hochzeit der Kinder Menelaos in der Odyssee und die Ankunft Erminias bei der Hirtenfamilie im Tasso.

Die einzigen Unterschiede, die sich hiernach festsetzen ließen, wären also bloß die, daß die Idylle wenigstens nie einen heroischen Stoff oder heroische Charaktere aufnimmt, und daß sie nicht, wie die Epopöe, noth-

wendig Handlung braucht. Allein auch von dem epischen Gedicht ist es wenigstens noch nicht ausgemacht, ob es nothwendig einen heroischen Stoff darstellen muß; und die Idylle kann durchaus voll Handlung sein, ohne darum weniger Idylle zu bleiben. Um daher auf völlig bestimmte Grenzen zu kommen, muß man einen anderen und mehr methodischen Weg einschlagen.

Des Ausdrucks „Idylle" bedient man sich nicht bloß, um eine eigne Dichtungsart zu bezeichnen; man gebraucht ihn auch, um damit eine gewisse Gesinnung, eine Empfindungsweise anzudeuten. Man redet von Idyllenstimmungen, Idyllennaturen. Die Eigenthümlichkeit der Idylle muß sich daher auf eine innere, besondere Eigenthümlichkeit des Gemüths beziehen, sei es nun eine vorübergehende, oder eine bleibende, die sich dem Charakter selbst beigemischt hat. Dadurch also unterscheidet sie sich zuerst von der Epopöe, daß sie immer aus einer einzelnen und einseitigen, die letztere hingegen aus der allgemeinsten Stimmung des Geistes entspringt; und gerade in demselben Verhältnisse steht sie auch zur Tragödie. Denn die Tragödie erhält, wenigstens in ihrer höchsten Vollkommenheit, gleichfalls der Seele die Freiheit, sich gleich lebendig nach allen Seiten hin zu bewegen, weckt alle Kräfte im Menschen zugleich, ob sie schon ihr Verhältniß zu einander anders, als der epische Dichter bestimmt. Die Idylle hingegen schneidet willkürlich einen Theil der Welt ab, um sich allein in den übrigen einzuschließen, hemmt willkürlich eine Richtung unserer Kräfte, um allein in der anderen ihre Befriedigung zu finden.

Wo wir dies im Leben wirklich antreffen, da erscheint es uns als eine Beschränkung, obgleich, da sie gerade die lieblichste und anmuthigste Seite der Menschheit, ihre Verwandtschaft mit der Natur, hervortreten macht, allemal als eine solche, die ein gewisses rührendes Vergnügen gewährt. Die Kunst aber tilgt auch das selbst, was daran Beschränkung ist, noch aus, indem sie dies Einschließen in einen engeren Kreis nicht bloß aus freiem Willen, sondern aus der innersten Natur selbst hervorgehen läßt, aus einer Innigkeit und Naivetät der Empfindung, die sonst nicht ungestört ausströmen könnte.

Denn offenbar sind in dem moralischen Menschen zwei verschiedene Naturen sichtbar, eine, die mit seinem physischen Dasein geradezu übereinstimmt, und eine, die sich zuerst von demselben losmacht, um reicher und gebildeter dazu zurückzukehren. Vermöge der ersteren ist er gleichsam an dem Boden festgewurzelt, der ihn erzeugt hat, und gehört selbst als ein Glied zur physischen Natur, nur daß er nicht aus Noth an sie gefesselt, sondern freiwillig durch Liebe mit ihr verbunden ist. Die Idylle nun behandelt nie mehr als die erstere, so wie sie immer nur aus einer ihr angehörenden Stimmung entspringt. Sie hat daher einen engeren Kreis, in den sie aber darum nicht weniger Gehalt für den Geist und die Empfindung, nicht weniger Seele zu legen vermag.[1]

---

1) „Der Kern der geschlossenen Schönheit des kindlich Engen, der gemüthlichen Heimlichkeit im gesunden Erd- und Heugeruch muß der Idylle erhalten bleiben." Vischer, Aesthetik 3. S. 1320.

Diesem Unterschied in der Wirkung, welche beide Dichtungsarten hervorbringen, entspringt zugleich ein analoger in ihren Objecten, oder wenigstens in der Behandlung derselben.

Das Natur-Dasein des Menschen kann sich nicht durch einzelne Handlungen, sondern nur durch den ganzen Kreis der gewöhnlichen Thätigkeit, durch die ganze Art des Lebens beweisen. Der Pflüger, der Hirt, der stille Bewohner einer friedlichen Hütte überhaupt, kann nur selten (und dann geht er schon immer aus diesem Kreise heraus) auf einzelne bedeutende Unternehmungen stoßen; was ihn bezeichnet, ist nicht, daß er heute dieses oder jenes gethan hat, sondern daß er es morgen wiederholt, daß er so zu leben und zu handeln gewohnt ist; man kann nicht von ihm erzählen, man muß ihn beschreiben. Das Object der Idylle ist daher immer ein Zustand, das der Epopöe eine Handlung des Menschen; jene ist immer nur beschreibend, diese durchaus erzählend.

Daher ist alles, was nur durch gewaltsame Unternehmungen zu Stande kommt, so wie alles, was aus dem gewöhnlichen Kreise der Existenz und des Lebens herausgeht, Krieg und Blutvergießen, jede heftige Leidenschaft, die unruhige Thätigkeit der Wißbegierde, ja der ganze Forschungsgeist überhaupt, welcher der Kenntniß der Gegenstände manchmal ihr Dasein aufzuopfern bereit ist, der Idyllenstimmung zuwider. Wie sollte der Mensch, dessen ganzes Wesen in der reinsten Harmonie mit sich selbst, seinen Brüdern und der Natur besteht, auch nur des Gedankens an eigenmächtige Zerstörung fähig sein? wie sollte er, der alles, dessen er bedarf, in der Nähe um sich herum findet, unruhig in eine weite Ferne schweifen? was könnte er endlich noch bedürfen, außer dem ruhigen Dasein, dem Genuß und der Freude am Leben, und dem stillen Bewußtsein eines schuldlosen und unbefleckten Gewissens, außer dem Glück überhaupt, welches die Natur und sein eignes Gemüth ihm von selbst und freiwillig darbieten? Wie die Natur selbst, muß sein Dasein in ununterbrochener Regelmäßigkeit hinfließen; wie die Jahreszeiten selbst, müssen alle Perioden seines Lebens sich von selbst, die eine aus der andern entwickeln; und wie groß der Reichthum und die Mannigfaltigkeit von Gedanken und Empfindungen sei, die er in diesem einfachen Kreise zu bewahren weiß, so muß doch darin die Harmonie das Uebergewicht behaupten, die sich nie in einer einzelnen Aeußerung zeigt, sondern deren Gepräge immer nur dem ganzen Leben, dem ganzen Dasein aufgedrückt ist.

Der Idyllendichter schildert daher immer, seiner Natur nach, nur eine Seite der Menschheit, und sobald er uns in den Standpunkt stellt, von dem wir auch die andere gleich klar übersehen, geht er aus seinem Gebiet heraus, und je nachdem er mehr einen ruhigen und allgemeinen Ueberblick, oder durch die Vergleichung beider eine bestimmte Empfindung erregt, in das der Epopöe, oder das der Satire über. Denn diese beiden Gattungen, die Idylle und die Satire, die auf den ersten Anblick einander gerade entgegengesetzt scheinen, sind auf gewisse Weise nahe mit einander verwandt; und gerade in Satirendichtern findet man die rührendsten und schönsten Stellen über die Reinheit und Unschuld des einfachen Naturlebens, die sonst allein der Idylle eigenthümlich sind. Beide, die Idylle sowohl

als die Satire, schildern das Verhältniß unsres Wesens zur Natur, (nur daß die erstere beide in Harmonie, die letztere sie in Widerspruch zeigt) und beide schildern dies Verhältniß für die Empfindung.

Denn der Idyllendichter steht (und dies bildet wiederum einen mächtigen Unterschied zwischen ihm und dem epischen) offenbar dem lyrischen näher. Da er einer Seite der Menschheit einen parteiischen Vorzug vor der andern ertheilt, so erregt er dadurch mehr die Empfindung, als er das intellectuelle Vermögen in Thätigkeit setzt, das, immer allgemein und unparteiisch, immer auch ein Ganzes umfaßt.

W. v. Humboldt.

119. Das Sprichwort.

Das charakteristische Merkmal, wodurch sich die eigentlichen Sprichwörter von den bloßen Sprüchen oder Sentenzen oder Gnomen unterscheiden, ist dieses, daß die letzteren irgend eine sittliche Lehre oder Wahrnehmung ganz abstract und allgemein in möglichster Kürze aussprechen, gewöhnlich eben bloß als Wort des Verstandes, nur zuweilen mit einer mehr gemüthlichen Beziehung und Wendung;[1] daß dagegen das Sprichwort nicht beim Abstracten und Allgemeinen stehen bleibt und zwar auch ein Wort des Verstandes ist, auch sittlich lehrhaften Gehalt und Zweck besitzt, aber der Abstraction eine concrete Gestaltung giebt, die Allgemeinheit in eine Anschauung aus der sinnlichen Wirklichkeit besondert und concentrirt. Es ist also z. B. nur eine Sentenz, so lange es heißt: „Auf Warnungen des erfahrenen Alters soll man achten;“ und erst durch die Versinnlichung und Besonderung: „Wenn ein alter Hund bellt, soll man hinaussehen,“ wird der Moralsatz zum Sprichwort. Mithin ist das Sprichwort eine sinnlich umwundene Sentenz; daher auch der lateinische Name proverbium, Fürwort, stellvertretendes Wort, nicht das eigentliche und gewöhnliche; und der griechische παροιμία, was neben dem Wege liegt, nicht auf dem geraden Wege selbst, das, wozu man erst seitwärts ablenken muß. Der deutsche Name Sprichwort bezeichnet nur, daß es gesprochen, d. h. häufig und gewöhnlich gesprochen werde.

Es leuchtet ein, in wie nahem Zusammenhange das Sprichwort mit der Fabel steht. Die Fabel will irgend eine sittliche Wahrheit lehren: das Sprichwort gleichfalls; die Fabel will sie lehren durch irgend eine vereinzelte Anschauung aus der Wirklichkeit: das Sprichwort gleichfalls. Aber nun kommen auch Unterschiede, die aus der praktischen Bedeutung hervorgehen, welche das Sprichwort hat: es soll schnell in die Rede gemischt, es soll von jedem gleich gefaßt, von jedem leicht können behalten werden, und jeder soll an seine Lehre glauben. Die Fabel fügt der Anschauung gern die gemeinte Lehre noch hinzu, dem Concreten das Abstracte: das Sprichwort begnügt sich mit der concreten Anschauung und erwartet, daß man darein den rechten Sinn legen und es recht gebrauchen werde.

---

1) Daher sie auch zum meisten Theile ganz außerhalb der Poesie liegen, wo sie aber poetisch können genannt werden, zur didaktischen Lyrik zu rechnen sind.

Die Fabel hat jedesmal eine gewisse epische Beweglichkeit und Ausführlichkeit, sei dieselbe auch noch so beschränkt und dürftig; und wo sie Parabel wird, ist sie sogar eben so episch als die eigentlich epische Erzählung: das Sprichwort theilt zwar mit der Parabel das Gebiet der menschlichen, mit der Fabel das der untermenschlichen Wirklichkeit, aber es concentrirt die Anschauung derselben bis zu einer Kürze, bei welcher zu epischer Ausführlichkeit kein Raum mehr bleibt. Und zuletzt, von allen Unterschieden der wichtigste und wesentlichste: die Fabel erzählt immer; das Sprichwort dagegen kann wohl auch einmal erzählen, aber noch öfter stellt es seine Anschauung nicht als eine vergangene Thatsache, sondern als eine täglich wiederkehrende Wahrnehmung dar; es faßt die Wirklichkeit nicht als eine bewegte und immer andere, sondern als eine ruhende und in ihrer Erscheinung sich immer wiederholende und gleiche: die Fabel redet stets im Präteritum, das Sprichwort lieber im Präsens. Diese letzte hauptsächliche Eigenthümlichkeit des Sprichwortes ergiebt sich zumeist aus der praktischen Bedeutung, die es in Anspruch nimmt: es verlangt überall und bei jedermann zu gelten; jedermann soll ihm glauben; zu allen Zeiten und unter allen Umständen will es die Wahrheit sagen: daher diese nicht auf die Vergangenheit beschränkte erzählende, sondern über die Gegenwart hin bis in alle Zukunft sich erstreckende präsentische Form der wiederholten Wahrnehmung. So gehört denn das Sprichwort nur noch zur Hälfte in die Epik; zur Hälfte liegt es außer derselben: es gehört zu ihr, insofern es seine Anschauungen auch aus der äußern Wirklichkeit entnimmt: es sondert sich von ihr ab, insofern diese Wirklichkeit keine historisch bewegte ist.

Bei alle dem ist der enge Zusammenhang, der zwischen der Fabel und dem Sprichworte besteht, nicht zu verkennen. Zu der innern Uebereinstimmung beider kommt auch noch mannigfache äußere Verbindung. Es ist nämlich gar nicht zu bezweifeln, daß viele Sprichwörter nur verkürzte Fabeln, viele Fabeln nur erweiterte Sprichwörter seien.[1] Wenn es z. B. bei Jesus Sirach heißt: „Was soll der irdene Topf mit dem ehernen? wenn sie zusammenstoßen, zerbricht er": so ist das noch ein Sprichwort. Zur Fabel ausgeführt begegnet uns dann dasselbe Bild unter den jüngeren griechischen Vermehrungen des Aesop, bei Avian, bei Boner u. a. Umgekehrter Weise verhält es sich mit einem Sprichworte, das Freidank in seine „Bescheidenheit" aufgenommen hat:

„Swer den mûl vil vrâgen
von sînem hœchsten mâgen,
sô nennt er ê den œhein
denn vater oder vriunde dehein."

Das ist wieder Verkürzung einer älteren Fabel, die schon bei Aesop erscheint und bei Lateinern des Mittelalters vor Freidank, und nach ihm noch als Fabel im Renner. Und ebenso hat unsere sprichwörtliche Redens-

1) Aehnlich sagt Gervinus, Gesch. d. deutschen Nationallitt. Theil 2, S. 162: Man möchte die Fabel fast nur eine poetische Verkörperung des Sprichworts nennen. Vgl. überhaupt zu obigem Aufsatze Wackernagels außer der angeführten Stelle bei Gervinus noch Theil 3, S. 70. 71 desselben Werkes (2. Aufl.).

art „der Katze die Schelle anbinden" ihren Ursprung und ihre Erklärung nur in einer Fabel lateinischer und deutscher Dichter des Mittelalters. Am deutlichsten zeigt sich dieser Zusammenhang bei Boner. Boner liebt es, die lehrhafte Wirkung seiner Fabeln noch durch eingemischte Sprichwörter zu verstärken, und da sagen denn diese Sprichwörter in der Regel auch das gleiche, nur kürzer, was die ganze Fabel, nur weitläufiger, sagen will. So beginnt die von der Reue des todtkranken Weihen mit dem Sprichworte:

„dô der siech genas,
dô was er der er ouch ê was;"

und weiterhin kehrt noch einmal der gleiche Satz in anderer, wenig abweichender Einkleidung wieder:

„Ein wolf was siech: dô er genas,
er was ein wolf als er ê was."

Sicher beruhen auch diese beiden Sprichwörter auf älteren Fabeln; nur so erklärt sich die hier angewendete seltnere Form des Präteriti.

Wie die Fabel in der äußeren Darstellung schwankt zwischen gebundner und ungebundner Rede, so denn auch das mit ihr verwandte Sprichwort. Und es dürfte kaum verwundern, wenn das Sprichwort überall und ganz und gar die prosaische Form vorzöge, da es ja wo möglich noch didaktischer ist als die Fabel. In der That liegt auch, wenn etwa ein Sprichwort rhythmisch geordnet und mit dem Reim oder der Allitteration geschmückt ist, darin noch keinerlei Anspruch auf poetische Kunst: der Rhythmus der Rede und der Gleichklang der Laute sollen nur gerade diese Gestalt der Abfassung sichern und das Aufbewahren im Gedächtnisse erleichtern. Die ältesten Sprichwörter der Deutschen sind beinahe ohne Ausnahme alle prosaisch, gleich denen der alten Welt und des Morgenlandes: die Form des Reimes häufiger auf sie anzuwenden, hat man vielleicht erst von Freidank, also erst im dreizehnten Jahrhundert gelernt.

W. Wackernagel.

120. Der Charakter.

Jedes Wesen, das sich als eine Einheit fühlt, will sich in seinem eigenen Zustande ungetrennt und unverrückt erhalten. Dies ist eine ewige, nothwendige Gabe der Natur, und so kann man sagen, jedes einzelne habe Charakter bis zum Wurm hinunter, der sich krümmt, wenn er getreten wird. In diesem Sinne dürfen wir dem Schwachen, ja dem Feigen selbst Charakter zuschreiben, denn er giebt auf, was andere Menschen über alles schätzen, was aber nicht zu seiner Natur gehört, die Ehre, den Ruhm, nur damit er seine Persönlichkeit erhalte. Doch bedient man sich des Wortes Charakter gewöhnlich in einem höheren Sinne, wenn nämlich eine Persönlichkeit von bedeutenden Eigenschaften auf ihrer Weise verharrt und sich durch nichts davon abwendig machen läßt. — Einen Charakter nennt man stark, wenn er sich allen äußerlichen Hindernissen mächtig entgegensetzt und seine Eigenthümlichkeit selbst mit Gefahr, seine Persönlichkeit zu

verlieren, durchzusetzen sucht. Einen Charakter nennt man groß, wenn die Stärke desselben zugleich mit großen, unübersehlichen, unendlichen Eigenschaften, Fähigkeiten verbunden ist und durch ihn ganz originelle, unerwartete Absichten, Pläne und Thaten zum Vorschein kommen.

Ob nun gleich jeder wohl einsieht, daß hier wie überhaupt eigentlich das Ueberschwengliche die Größe macht, so muß man sich doch ja nicht irren und etwa glauben, daß hier von einem Sittlichen die Rede sei. Das Hauptfundament des Sittlichen ist der gute Wille, der seiner Natur nach nur aufs Rechte gerichtet sein kann; das Hauptfundament des Charakters ist das entschiedene Wollen ohne Rücksicht auf Recht und Unrecht, auf Gut und Böse, auf Wahrheit und Irrthum. Der Charakter bleibt derselbe, er mag sich dem einen oder dem andern ergeben. — Man hat noch lange nicht genug Beiworte aufgesucht, um die Verschiedenheit der Charaktere auszudrücken. Zum Versuch wollen wir die Unterschiede, die bei der physischen Lehre von der Cohärenz stattfinden, gleichnißweise gebrauchen, und so gäbe es starke, feste, dichte, elastische, biegsame, geschmeidige, dehnbare, starre, zähe, flüssige und wer weiß was sonst noch für Charaktere. Newtons Charakter z. B. würden wir unter die starren rechnen; denn ohne die große Hochachtung, die wir für ihn hegen, im mindesten verringert zu sehen, behaupten wir, er sei als Mensch, als Beobachter in einen Irrthum gefallen und habe als Mann von Charakter, als Sectenhaupt, seine Beharrlichkeit eben dadurch am kräftigsten bethätigt, daß er diesen Irrthum trotz allen äußeren und inneren Warnungen bis an sein Ende fest behauptet, ja immer mehr gearbeitet und sich bemüht ihn auszubreiten, ihn zu befestigen und gegen alle Angriffe zu schützen. W. v. Goethe.

121. Das phlegmatische Temperament.

Ich werde etwas Seltsames zu behaupten scheinen, wenn ich das phlegmatische Temperament als die natürliche Stimmung des höhern Alters und zugleich als die Verbesserung der Einseitigkeiten des cholerischen aufführe. Die Schilderung der Temperamente kommt so natürlich dazu, jedes einzelne in seinem charakteristischen Extrem zu zeichnen, daß wir bei dem Namen des Phlegma nur noch an eine geistige Trägheit zu denken pflegen, in welcher, gewiß der menschlichen Bestimmung wenig entsprechend, sowohl die Empfänglichkeit für die Eindrücke als die Lust zur Rückwirkung auf sie fast völlig verloren gegangen sind. Aber man verwechselt in diesem Bilde die Leere des Gemüthes mit einer Form seiner inneren Bewegung, die eben so gut dem vollen, wie dem leeren zukommen kann. Ein unwandelbares Gleichgewicht würde unerträglich und widerlich an der Seele sein, die noch ihrer Entwickelung entgegenzugehen und aus den mannigfachen Erschütterungen des Lebens die Form ihrer Bildung erst zu gewinnen hat; aber dieselbe Ruhe ist ehrwürdig an dem Geiste, der jene Erschütterungen bereits überwunden und durch mannigfache Erfahrungen gelernt hat, weder durch die wechselnden Eindrücke von Gefühl zu Gefühl sich treiben zu lassen, noch einseitig eine einzige Form und Richtung menschlicher Bestrebungen vor allen übrigen zu bevorzugen. So lange wir freilich unter

Temperament nur eine Naturanlage verstehen im Gegensatz zu der erworbenen Haltung des Gemüthes, so lange wird allerdings die phlegmatische Schwerbeweglichkeit für alle Eindrücke uns als das wenigst erfreuliche menschliche Naturell erscheinen. Und doch thun wir auch so noch häufig ihm Unrecht; wir schließen ohne Grund aus der Abneigung gegen körperliche Bewegung auf eine gleiche Trägheit der Gedanken; aus dem Mangel rathloser Erschütterung durch Affecte und aus dem Ausbleiben nutzloser Gefühlsausdrücke auf Gleichgültigkeit des Herzens. Wir finden uns dann häufig überrascht, wenn große und nachdrückliche Erregungen unerwartet diese Gemüther zu einem starken und lang nachhaltenden Strom thätiger Leidenschaft entflammen; ein Ereigniß, das wir in der Geschichte von Volksstämmen, deren nationales Temperament entschieden phlegmatisch ist, häufig genug in großen Dimensionen auftreten sehen. Wir lernen daran, daß wir mit Unrecht die Unfähigkeit und Unbeweglichkeit des Blödsinnes dieser Schwerflüssigkeit des innern Lebens unterschoben, die von einzelnen Eindrücken kaum merklich bewegt wird, sondern sie entweder langsam bis zum Hervorbrechen einer großen und kraftvollen Leistung sammelt, oder, wo ihr keine Gelegenheit zum Handeln gegeben wird, dann allerdings keine innere Unruhe hegt, die eine solche Gelegenheit zu suchen geböte. Wie alle Ruhe, so ist auch dieses Gleichgewicht der Seele eine vieldeutige Erscheinung, und sein Werth bestimmt sich nach der Größe der gespannten Kräfte, die in ihm schlummern. Wir beklagen die Unempfänglichkeit, die sich nicht rührt, weil ihr Verständniß und Theilnahme für alles fehlt; aber jenen Frieden suchen wir alle, den nichts mehr übermäßig aufregt, weil ihm nichts mehr völlig neu ist; der alle Gefühle erfahren hat, aber längst jede leidenschaftliche Theilnahme von der zufälligen Macht, die ihr der Augenblick gab, auf das Maß zurückgestimmt hat, das ihr in der allseitiger überblickten Kette menschlicher Interessen gebührt; der endlich die Hast und Glut des eigensinnigen Strebens nicht mehr theilen mag, weil er gelernt hat, daß der Wechsel der Schicksale zu groß und der Spielraum menschlicher Thätigkeit doch zu klein ist, um auf ein Werk allein, oder um überhaupt auf eines unserer Werke einen unbedingten Werth zu legen. Wir hoffen diese Stimmung als das natürliche Temperament des Alters, und wir sehen keineswegs, daß sie überall erreicht würde; aber wir finden anderseits, daß durch eine natürliche Gunst der geistigen Organisation einzelne schöne Seelen dies Gleichgewicht der Haltung durch ihr ganzes Leben begleitet. Mit harmloser und immer verjüngter Empfänglichkeit umfassen sie Großes und Kleines; kein Element des Gefühls geht eindruckslos an ihnen vorüber, aber keines reißt sie hin, sich in die verworrenen Pfade einer einseitigen Stimmung zu verlieren; mit klarem Auge und geduldiger Hand bewältigen sie geräuschlos die Mittel zu einem festgehaltenen Ziele, ohne die abweisende Härte, die nie in ihrem Werke unterbrochen sein will, und ohne die Geringschätzung anderer Wege, die dem natürlich ist, der nur den seinigen kennt. Es sind nicht die großen Namen der Geschichte, deren wir uns hier erinnern, sondern jene stillen, glücklichen Erscheinungen, die wie unmittelbare Verkörperungen des Ideals unerwähnt durch das Leben gehen; was in den Lauf historischer Gestaltungen bedeutsam eingegriffen hat, das ver-

dankt die Kraft seiner Wirksamkeit weit öfter den einseitigen Härten, mit denen es ohne inneres Gleichgewicht seine eigene Bewegung auch der Welt mitzutheilen vermochte. H. Lotze.

122. Verwandtschaft der Ton- und Farbenwirkungen.

Ungeachtet der völligen Verschiedenheit zwischen den sinnlichen Reizen des Tones und der Farbe, bekunden doch die psychologischen Wirkungen beider eine gewisse Verwandtschaft. Leider aber lassen sich, wegen des noch unvollständigen und wenig gesichteten Materials, jene Parallelen nicht tief genug verfolgen. Wir beschränken uns bloß auf folgende Punkte.

Wie die dem Menschen eigene Licht- und Farbenfreude eine unleugbare Thatsache ist, so darf man mit vollem Fug behaupten, es sei eben so tief in seiner Natur auch die Klangfreude begründet. Denn wie völlige Finsterniß uns für die Dauer unerträglich wird, weil sie uns an den Tod und die starre Ruhe erinnert, die unserem ganzen Seelenwesen, das nach Thätigkeit hindrängt, entgegen ist: — so wäre uns auch jenes tiefe Schweigen, das über der unendlichen Wüstenfläche ruht, so feierlich und erhaben es uns auch am Anfange erscheinen möchte, für die Dauer ganz unleidlich. — Scheint uns doch selbst die lachendste Landschaft, sobald in der Mittagshitze alle Vogellaute verstummen und nicht einmal ein leises Lüftchen mit den Blättern spielt, beinahe reiz- und leblos. Dagegen wie wohl thut uns, ähnlich den über die zuvor beschattete Gegend hinfliegenden Sonnenblicken, in stiller, dunkler Waldeinsamkeit der vereinzelte Ruf einer Drossel, das Klopfen und Picken des Spechts an den Baumstämmen, oder der Widerhall der klingenden Axt des Hauers! — Natürlich, völlige Stille isolirt ebenso wie völlige Finsterniß; der einfachste, aus der Ferne herübergetragene Laut aber baut uns eine Brücke hinüber zu anderen Wesen, versetzt uns in Lebensgemeinschaft.

Was Ton und Laut für eine magische Wirkung zu üben vermögen, würden wir erst recht begreifen, wenn wir uns vollständig in die Seele Taubgeborner hineinversetzen könnten, denen durch eine glückliche Operation sich mit einemmale eine neue Welt — die Klang-Welt erschlossen hat. Es wird uns von solchen Operirten erzählt, wie sie die Musik einer Spieldose oder das einfache Lied einer Drehorgel in völlige Verzückung versetzt, eine solche Aufregung in ihnen hervorgerufen hat, daß sie der Ohnmacht nahe waren. Diese erste Wirkung der Musik war noch keineswegs eine ästhetische, sondern eine organisch-sinnliche; wie denn auch z. B. an der Wirkung der Harmonika-Töne auf sehr reizbare, nervöse Personen, in entsprechender Weise, weit mehr der Organismus als die Psyche Antheil hat, letztere wenigstens erst in zweiter Stelle. Auch von den Wilden ist ja bekannt, daß sie sich beim Anhören der Musik oft wie närrisch gebärden, — und so wäre denn die Gewalt der Töne im Allgemeinen dargelegt.

Wie wir bei den Farben nach Lichtwirkung, Wärmekraft und Wellenbreite mit Goethe eine active und passive Seite zu unterscheiden haben, so können wir analog die hohen Töne mit den hellen Farben, die tiefen Töne mit den dunklen Farben in Vergleichung stellen. Auch hier wirken

hohe Töne besonders erregend, munter, ja selbst drastisch; tiefe Töne mehr herabstimmend. Letztere können ähnlich den Farben der Minus-Seite besonders weich, schmelzend, sehnsüchtig, ernst und feierlich stimmen, aber auch imponiren und mitunter selbst eine unheimlich-romantische Wirkung üben.

Die Parallele läßt sich noch weiter verfolgen. Wie nur reine Farben ihre volle, eigenthümliche Wirkung äußern und nur sie uns vorzüglich angenehm berühren, die geringste unreine Beimischung aber eine sonst angenehm, vielleicht selbst lieblich wirkende Farbe widerlich machen kann: — so ist auch die Reinheit des Tones die wesentliche und Grundbedingung seiner vollen specifischen Wirkung; der unreine Ton ist aber noch ungleich unerträglicher, als die unreine Farbe. Die kreischenden Töne einer falsch gegriffenen Geige, falsche Intonation bei den Blasinstrumenten, oder das rauhe Pfauengeschrei, das heisere Rabengekrächz verwunden förmlich durch das Widerliche ihres Eindrucks.

Eine weitere Analogie zwischen Farben- und Tonwirkungen liegt ferner auch in Folgendem. Wie einzelne Farben uns unmittelbar und unwillkürlich überwältigen, so liegt auch eine unmittelbare, uns förmlich gefangennehmende Macht in dem individuell eigenen Timbre der menschlichen Stimmen, welches uns — nebenher gesagt — auch gleich beim ersten Begegnen mit fremden Personen in der Regel mehr Auskunft über ihr Inneres, ihren Bildungsgrad, Temperament, Gemüthsverfassung u. s. f. zu bieten vermag, als der Gesamteindruck ihrer Physiognomie. — Eine klare, klangvolle, milde Stimme schmeichelt sich alsbald in unser Herz ein; eine eckige, rauhe, hohle, harte Stimme dagegen stößt uns ab. Selbst die Schönheit einer Venus oder Helena würde durch eine rauhe Stimme ihren Zauber verlieren, während eine weiche, wohltönende Stimme eine Person, sogar bei minder schönem Aeußeren, anziehend zu machen vermag.

Endlich läßt sich noch weiter gehen und behaupten, daß zwischen der eigenthümlichen Wirkung gewisser Töne und gewisser Farben eine weit größere innere (psychologische) Verwandtschaft stattfindet, als man gemeinhin auch nur zu ahnen pflegt. Merkwürdig ist hier jedenfalls, daß schon der Sprachgebrauch auf einen derartigen Zusammenhang hindeutet. So spricht man z. B. von einer musikalischen Malerei; noch ungleich sinniger und eingehender aber ist jene Bezeichnungsweise, vermöge deren man, um den eigenartigen Charakter einer Farbe auszudrücken, sich des Ausdrucks „Farben-Ton", wo man hingegen die Ton-Individualität eines Instrumentes andeuten will, sich des Ausdrucks „Klang-Farbe" bedient.

In der That kann man, ohne sich dem Vorwurfe tändelnder Spielerei auszusetzen, derlei Verwandtschaften zwischen gewissen Farbentönen und der Klangfarbe gewisser Instrumente näher verfolgen. Versuchen wir es nur; mancher Zug dürfte überraschen.

Vergegenwärtigen wir uns z. B. den hellen Klang der Schalmei, zumal in den hohen Chorden; — übt er auf das Gemüth nicht eine ähnliche naiv-muntere, idyllische Wirkung, wie das frische, heitere Gelb einer ganz mit Dotterblumen übersäeten Wiese? — Der Flötenton dagegen,

zumal in lauen Sommernächten, aus der Ferne herüberklingend, wirkt eben so weich, schwärmerisch, traumhaft, wie das sanfte Himmelblau; während der schärfer einschneidende Ton des Piccolo an die prickelnde Wirkung des Orange (die Complementär-Farbe von Blau) erinnert (wie das Piccolo auch gewissermaßen das Complementär-Instrument der Flöte ist); und die zum Ausdruck unruhiger, leidenschaftlicher Sehnsucht sich ganz vorzüglich eignende Oboe mehr an die beunruhigende, sehnsüchtige Stimmung mahnen mag, welche das Violett erzeugt. — Die Trompete sodann wirkt eben so drastisch, wie das überwältigende Hochroth; sie regt zur Energie auf, entflammt bei Roß und Reiter den kriegerischen Muth. Die Posaune dagegen gilt eben so allgemein als die Tuba des Weltgerichts, wie Goethe vom Purpur meint: ein derartiger majestätischer Glutschein, wie ihn das Purpurglas, durch das man sieht, auf eine Gegend wirft, würde so recht die angemessene Beleuchtung des Gerichtstages bilden. Im Waldhornton endlich, das schon sein Name mit dem Waldesgrün in enge Beziehung setzt, liegt etwas so Beschwichtigendes, wie im Grün, das den Reiz des Gelben und die Ruhe des Blau zusammenschließt: ein stilles Behagen und heiteres Genügen, ein Friede ohne Kampf und Weiterstreben. Sein klares abgerundetes Timbre thut dem Ohre in der That eben so wohl, wie dem Auge der sanfte, saftige Farbenschmelz des Grünen. Darum hat auch Beethoven einzelne melodiösere Stellen seiner Symphonieen, auf denen er so recht mit seligem Behagen ausruht und sich von ihnen tragen läßt, wie der Singschwan von den silbernen Wogen, gern den Waldhörnern zugewiesen.

J. W. Nahlowsky.

123. Die Gartenkunst.

Es ist gar nichts Ungewöhnliches, daß man mit der Ausführung einer Sache anfängt und mit der Frage, ob sie denn auch wohl möglich sei? endigt. Dies scheint besonders auch mit den so allgemein beliebten ästhetischen Gärten der Fall zu sein. Diese Geburten des nördlichen Geschmacks sind von einer so zweideutigen Abkunft und haben bis jetzt einen so unsichern Charakter gezeigt, daß es dem echten Kunstfreunde zu verzeihen ist, wenn er sie kaum einer flüchtigen Aufmerksamkeit würdigte und dem Dilettantism zum Spiele dahin gab. Ungewiß, zu welcher Klasse der schönen Künste sie sich eigentlich schlagen sollte, schloß sich die Gartenkunst lange Zeit an die Baukunst an und beugte die lebendige Vegetation unter das steife Joch mathematischer Formen, wodurch der Architekt die leblose schwere Masse beherrscht. Der Baum mußte seine höhere organische Natur verbergen, damit die Kunst an seiner gemeinen Körpernatur ihre Macht beweisen konnte. Er mußte sein schönes selbständiges Leben für ein geistloses Ebenmaß und seinen leichten, schwebenden Wuchs für einen Anschein von Festigkeit hingeben, wie das Auge sie von steinernen Mauern verlangt. Von diesem seltsamen Irrweg kam die Gartenkunst in neueren Zeiten zwar zurück, aber nur, um sich auf den entgegengesetzten zu verlieren. Aus der strengen Zucht des Architekts flüchtete sie sich in die Freiheit des Poeten, vertauschte plötzlich die härteste Knechtschaft mit der regellosesten

Licenz und wollte nun von der Einbildungskraft allein das Gesetz empfangen. So willkürlich, abenteuerlich und bunt, als nur immer die sich selbst überlassene Phantasie ihre Bilder wechselt, mußte nun das Auge von einer unerwarteten Decoration zur andern hinüberspringen, und die Natur, in einem größern oder kleinern Bezirke, die ganze Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen wie auf einer Musterkarte vorlegen. So wie sie in den französischen Gärten ihrer Freiheit beraubt, dafür aber durch eine gewisse architektonische Uebereinstimmung und Größe entschädigt wurde: so sinkt sie nun, in unsern sogenannten englischen Gärten, zu einer kindischen Kleinheit herab und hat sich durch ein übertriebenes Bestreben nach Ungezwungenheit und Mannigfaltigkeit von aller schönen Einfalt entfernt und aller Regel entzogen. In diesem Zustande ist sie größtentheils noch, nicht wenig begünstigt von dem weichlichen Charakter der Zeit, der vor aller Bestimmtheit der Formen flieht und es unendlich bequemer findet, die Gegenstände nach seinen Einfällen zu modeln, als sich nach ihnen zu richten.

Da es so schwer hält, der ästhetischen Gartenkunst ihren Platz unter den schönen Künsten anzuweisen, so könnte man leicht auf die Vermuthung gerathen, daß sie hier gar nicht unterzubringen sei. Man würde aber Unrecht haben, die verunglückten Versuche in derselben gegen ihre Möglichkeit überhaupt zeugen zu lassen. Jene beiden entgegengesetzten Formen, unter denen sie bis jetzt bei uns aufgetreten ist, enthalten etwas Wahres und entsprangen beide aus einem gegründeten Bedürfniß. Was erstlich den architektonischen Geschmack betrifft, so ist nicht zu leugnen, daß die Gartenkunst unter einer Kategorie mit der Baukunst steht, obgleich man sehr übel gethan hat, die Verhältnisse der letztern auf sie anwenden zu wollen. Beide Künste entsprechen in ihrem ersten Ursprunge einem physischen Bedürfniß, welches zunächst ihre Formen bestimmt, bis das entwickelte Schönheitsgefühl auf Freiheit dieser Formen drang und zugleich mit dem Verstande der Geschmack seine Forderungen machte. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, sind beide Künste nicht vollkommen frei, und die Schönheit ihrer Formen wird durch den unnachläßlichen physischen Zweck jederzeit bedingt und eingeschränkt bleiben. Beide haben gleichfalls mit einander gemein, daß sie die Natur durch Natur, nicht durch ein künstliches Medium, nachahmen oder gar nicht nachahmen, sondern neue Objecte erzeugen. Daher mochte es kommen, daß man sich nicht sehr streng an die Formen hielt, welche die Wirklichkeit darbietet, ja sich wenig daraus machte, wenn nur der Verstand durch Ordnung und Uebereinstimmung, und das Auge durch Majestät oder Anmuth befriedigt wurde, die Natur als Mittel zu behandeln und ihrer Eigenthümlichkeit Gewalt anzuthun. Man konnte sich um so eher dazu berechtigt glauben, da offenbar in der Gartenkunst, wie in der Baukunst, durch eben diese Aufopferung der Naturfreiheit sehr oft der physische Zweck befördert wird. Es ist also den Urhebern des architektonischen Geschmacks in der Gartenkunst einigermaßen zu verzeihen, wenn sie sich von der Verwandtschaft, die in mehreren Stücken zwischen diesen beiden Künsten herrscht, verführen ließen, ihre ganz verschiedenen Charaktere zu verwechseln und in der Wahl zwischen Ordnung und Freiheit die erstere auf Kosten der andern zu begünstigen.

Auf der andern Seite beruht auch der poetische Gartengeschmack auf einem ganz richtigen Factum des Gefühls. Einem aufmerksamen Beobachter seiner selbst konnte es nicht entgehen, daß das Vergnügen, womit uns der Anblick landschaftlicher Scenen erfüllt, von der Vorstellung unzertrennlich ist, daß es Werke der freien Natur, nicht des Künstlers sind. Sobald also der Gartengeschmack diese Art des Genusses bezweckte, so mußte er darauf bedacht sein, aus seinen Anlagen alle Spuren eines künstlichen Ursprungs zu entfernen. Er machte sich also die Freiheit, so wie sein architektonischer Vorgänger die Regelmäßigkeit, zum obersten Gesetz; bei ihm mußte die Natur, bei diesem die Menschenhand siegen. Aber der Zweck, nach dem er strebte, war für die Mittel viel zu groß, auf welche seine Kunst ihn beschränkte; und er scheiterte, weil er aus seinen Grenzen trat und die Gartenkunst in die Malerei hinüber führte. Er vergaß, daß der verjüngte Maßstab, der der letztern zu statten kommt, auf eine Kunst nicht wohl angewendet werden konnte, welche die Natur durch sich selbst repräsentirt und nur insofern rühren kann, als man sie absolut mit Natur verwechselt. Kein Wunder also, wenn er über dem Ringen nach Mannigfaltigkeit ins Tändelhafte und — weil ihm zu den Uebergängen, durch welche die Natur ihre Veränderungen vorbereitet und rechtfertigt, der Raum und die Kräfte fehlten — ins Willkürliche verfiel. Das Ideal, nach dem er strebte, enthält an sich selbst keinen Widerspruch; aber es war zweckwidrig und grillenhaft, weil auch der glücklichste Erfolg die ungeheuren Opfer nicht belohnte.

Soll also die Gartenkunst endlich von ihren Ausschweifungen zurückkommen und wie ihre andern Schwestern zwischen bestimmten und bleibenden Grenzen ruhen, so muß man sich vor allen Dingen deutlich gemacht haben, was man denn eigentlich will: eine Frage, woran man, in Deutschland wenigstens, noch nicht genug gedacht zu haben scheint. Es wird sich alsdann wahrscheinlicher Weise ein ganz guter Mittelweg zwischen der Steifigkeit des französischen Gartengeschmacks und der gesetzlosen Freiheit des sogenannten englischen finden; es wird sich zeigen, daß sich diese Kunst zwar nicht zu so hohen Sphären versteigen dürfe, als uns diejenigen überreden wollen, die bei ihren Entwürfen nichts als die Mittel zur Ausführung vergessen, und daß es zwar abgeschmackt und widersinnig ist, in eine Gartenmauer die Welt einschließen zu wollen, aber sehr ausführbar und vernünftig, einen Garten, der allen Forderungen des guten Landwirths entspricht, sowohl für das Auge als für das Herz und den Verstand zu einem charakteristischen Ganzen zu machen. F. v. Schiller (1795).

124. Ueber Ursprung und Geist des Romantischen.

Die Bildung der Griechen war vollendete Naturerziehung. Von schönem und edlem Stamme, mit empfänglichen Sinnen und einem heitern Geiste begabt, unter einem milden Himmel, lebten und blühten sie in vollkommener Gesundheit des Daseins und leisteten durch die seltenste Begünstigung der Umstände alles, was der in den Schranken der Endlichkeit befangene Mensch leisten kann. Ihre gesamte Kunst und Poesie ist der

Ausdruck vom Bewußtsein dieser Harmonie aller Kräfte. Sie haben die Poetik der Freude ersonnen.

Ihre Religion war Vergötterung der Naturkräfte und des irdischen Lebens; aber dieser Dienst, der bei andern Völkern die Phantasie mit scheußlichen Bildern verdüsterte und das Herz zur Grausamkeit verhärtete, gestaltete sich hier groß, würdig und milde. Der Aberglaube, sonst der Tyrann der menschlichen Anlagen, schien zu deren freiester Entwicklung die Hand bieten zu wollen: er hegte die Kunst, die ihn schmückte, und aus Götzen wurden Ideale.

Allein wie weit die Griechen auch im Schönen und selbst im Sittlichen gediehen; so können wir ihrer Bildung doch keinen höheren Charakter zugestehen, als den einer geläuterten, veredelten Sinnlichkeit. Es versteht sich, daß dies im Ganzen und Großen genommen werden muß. Einzelne Ahnungen der Philosophen, Blitze der dichterischen Begeisterung machen eine Ausnahme. Der Mensch kann sich nie ganz vom Unendlichen abwenden, einzelne verlorene Erinnerungen werden von der eingebüßten Heimat zeugen; aber es kommt auf die herrschende Richtung seiner Bestrebungen an.

Die Religion ist die Wurzel des menschlichen Daseins. Wäre es dem Menschen möglich, alle Religion, auch die unbewußte und unwillkürliche, zu verleugnen; so würde er ganz Oberfläche werden und kein Inneres wäre dabei. Wenn dieses Centrum verrückt wird, so muß sich folglich darnach die gesamte Wirksamkeit der Gemüths- und Geisteskräfte anders bestimmen.

Und dies ist denn auch in dem neuern Europa durch die Einführung des Christenthums geschehen. Diese eben so erhabene als wohlthätige Religion hat die erschöpfte und versunkene alte Welt wiedergeboren; sie ist das lenkende Princip in der Geschichte der neuen Völker geworden, und noch jetzt, da viele ihrer Erziehung entwachsen zu sein wähnen, werden sie in der Ansicht aller menschlichen Dinge weit mehr durch deren Einfluß bestimmt, als sie selbst wissen.

Nächst dem Christenthum ist die Bildung Europas seit dem Anfang des Mittelalters durch die germanische Stammart der nordischen Eroberer, welche in ein ausgeartetes Menschengeschlecht neue Lebensregung brachten, entschieden worden. Die strenge Natur des Nordens drängt den Menschen mehr in sich selbst zurück, und was der spielenden, freien Entfaltung der Sinne entzogen wird, muß bei edlen Anlagen dem Ernst des Gemüths zu gute kommen. Daher die biedere Herzlichkeit, womit die altdeutschen Völkerschaften das Christenthum aufnahmen, so daß es sonst nirgends so tief ins Innere gedrungen ist, sich so kräftig wirksam bewährt und mit allen menschlichen Gefühlen verwebt hat.

Aus dem rauhen, aber treuen Heldenmuth der nordischen Eroberer entstand durch Beimischung christlicher Gesinnungen das Ritterthum, dessen Zweck darin bestand, die Uebung der Waffen durch heilig geachtete Gelübde vor jedem rohen und niedrigen Mißbrauch der Gewalt zu bewahren, worein sie so leicht zerfällt. Zu der ritterlichen Tugend gesellte sich ein neuerer und sittsamerer Geist der Liebe, als einer begeisterten Huldigung für echte

Weiblichkeit, die nun erst als der Gipfel der Menschheit verehrt wurde, und, unter dem Bilde jungfräulicher Mütterlichkeit von der Religion selbst aufgestellt, alle Herzen das Geheimniß reiner Liebe ahnen ließ.

Da das Christenthum sich nicht, wie der heidnische Gottesdienst, mit gewissen äußerlichen Leistungen begnügte, sondern den ganzen innern Menschen mit seinen leisesten Regungen in Anspruch nahm; so rettete sich das Gefühl sittlicher Selbständigkeit in das Gebiet der Ehre hinüber: gleichsam einer weltlichen Sittenlehre neben der religiösen, die sich oft im Widerspruch mit dieser behauptete, aber ihr dennoch in sofern verwandt war, daß sie niemals die Folgen berechnete, sondern unbedingt Grundsätze des Handelns heiligte, als Glaubenswahrheiten über alle Untersuchung der grübelnden Vernunft erhaben.

Ritterthum, Liebe und Ehre sind nebst der Religion selbst die Gegenstände der Naturpoesie, welche sich im Mittelalter in unglaublicher Fülle ergoß und einer mehr künstlerischen Bildung des romantischen Geistes voranging. Diese Zeit hatte auch ihre Mythologie, aus Ritterfabeln und Legenden bestehend; allein ihr Wunderbares und ihr Heroismus war dem der alten Mythologie ganz entgegengesetzt.

Einige Denker, die übrigens die Eigenthümlichkeiten der Neueren eben so begreifen und ableiten, wie wir, haben das Wesen der nordischen Poesie in die Melancholie gesetzt, und, gehörig verstanden, haben wir nichts hiegegen einzuwenden.

Bei den Griechen war die menschliche Natur selbstgenügsam; sie ahnete keinen Mangel und strebte nach keiner andern Vollkommenheit, als die sie wirklich durch ihre eigenen Kräfte erreichen konnte. Eine höhere Weisheit lehrt uns, die Menschheit habe durch eine große Verirrung die ihr ursprünglich bestimmte Stelle eingebüßt, und die ganze Bestimmung ihres irdischen Daseins sei, dahin zurückzustreben, welches sie jedoch, sich selbst überlassen, nicht vermöge. Jene sinnliche Religion wollte nur äußere vergängliche Segnungen erwerben; die Unsterblichkeit, insofern sie geglaubt wurde, stand in dunkler Ferne, wie ein Schatten, ein abgeschwächter Traum dieses wachen, hellen Lebenstages. In der christlichen Ansicht hat sich alles umgekehrt: die Anschauung des Unendlichen hat das Endliche vernichtet; das Leben ist zur Schattenwelt und zur Nacht geworden, und erst jenseits geht der ewige Tag des wesentlichen Daseins auf. Eine solche Religion muß die Ahnung, die in allen gefühlvollen Herzen schlummert, zum deutlichen Bewußtsein wecken, daß wir nach einer hier unerreichbaren Glückseligkeit trachten, daß kein äußerer Gegenstand jemals unsre Seele ganz wird erfüllen können, daß aller Genuß eine flüchtige Täuschung ist. Und wenn nun die Seele, gleichsam unter den Trauerweiden der Verbannung ruhend, ihr Verlangen nach der fremd gewordenen Heimat ausathmet, — was anders kann der Grundton ihrer Lieder sein, als Schwermuth? So ist es denn auch: die Poesie der Alten war die des Besitzes, die unsere ist die der Sehnsucht; jene steht fest auf dem Boden der Gegenwart, diese wiegt sich zwischen Erinnerung und Ahnung. Man mißverstehe dies nicht, als ob alles in einförmige Klage verfließen, und die Melancholie sich

immer laut aussprechen müßte. Wie in der heitern Weltansicht der Griechen die herbe Tragödie dennoch möglich war, so kann auch die aus der oben geschilderten entsprungene romantische Poesie alle Stimmungen bis zur fröhlichsten durchgehen; aber sie wird immer in einem namenlosen Etwas Spuren ihrer Quelle an sich tragen. Das Gefühl ist im Ganzen bei den Neuern inniger, die Phantasie unkörperlicher, der Gedanke beschaulicher geworden. Freilich laufen in der Natur die Grenzen in einander, und die Dinge scheiden sich nicht so strenge, als man es thun muß, um einen Begriff festzuhalten.

Das griechische Ideal der Menschheit war vollkommene Eintracht und Ebenmaß aller Kräfte, natürliche Harmonie. Die Neuern hingegen sind zum Bewußtsein der innern Entzweiung gekommen, welches ein solches Ideal unmöglich macht; daher ist das Streben ihrer Poesie, diese beiden Welten, zwischen denen wir uns getheilt fühlen, die geistige und sinnliche, mit einander auszusöhnen und unauflöslich zu verschmelzen. Die sinnlichen Eindrücke sollen durch ihr geheimnißvolles Bündniß mit höhern Gefühlen gleichsam geheiligt werden; der Geist hingegen will seine Ahnungen oder unnennbaren Anschauungen vom Unendlichen in der sinnlichen Erscheinung sinnbildlich niederlegen.

In der griechischen Kunst und Poesie ist ursprüngliche, bewußtlose Einheit der Form und des Stoffes; in der neuern, sofern sie ihrem eigenthümlichen Geiste treu geblieben, wird innigere Durchdringung beider als zweier entgegengesetzten gesucht. Jene hat ihre Aufgabe bis zur Vollendung gelöst; diese kann ihrem Streben ins Unendliche hin nur durch Annäherung Genüge leisten, und ist wegen eines gewissen Scheins von Unvollendung um so eher in Gefahr, verkannt zu werden. A. W. v. Schlegel.

125. Sittliche Anforderung an den Dichter.

Bei der Vereinzelung und getrennten Wirksamkeit unserer Geisteskräfte, die der erweiterte Kreis des Wissens und die Absonderung der Berufsgeschäfte nothwendig macht, ist es die Dichtkunst beinahe allein, welche die getrennten Kräfte der Seele wieder in Vereinigung bringt, welche Kopf und Herz, Scharfsinn und Witz, Vernunft und Einbildungskraft in harmonischem Bunde beschäftigt, welche gleichsam den ganzen Menschen in uns wieder herstellt. Sie allein kann das Schicksal abwenden, das traurigste, das dem philosophirenden Verstande widerfahren kann, über dem Fleiß des Forschens den Preis seiner Anstrengungen zu verlieren und in der abgezogenen Vernunftwelt für die Freuden der wirklichen zu sterben. Aus noch so divergirenden Bahnen würde sich der Geist bei der Dichtkunst wieder zurecht finden und in ihrem verjüngenden Licht der Erstarrung eines frühzeitigen Alters entgehen. Sie wäre die jugendlich blühende Hebe, welche in Jovis Saal die unsterblichen Götter bedient.

Dazu aber würde erfordert, daß sie selbst mit dem Zeitalter fortschritte, dem sie diesen wichtigen Dienst leisten soll, daß sie sich alle Vorzüge und Erwerbungen desselben zu eigen machte. Was Erfahrung und Vernunft an Schätzen für die Menschheit anhäuften, müßte Leben und

Fruchtbarkeit gewinnen und in Anmuth sich kleiden unter ihrer schöpferischen Hand. Die Sitten, den Charakter, die ganze Weisheit ihrer Zeit müßte sie, geläutert und veredelt, in ihrem Spiegel sammeln und mit idealisirender Kunst aus dem Jahrhundert selbst ein Muster für das Jahrhundert erschaffen. Dies aber setzte voraus, daß sie selbst in keine andere als reife und gebildete Hände fiele. So lange dies nicht ist, so lange zwischen dem sittlich ausgebildeten, vorurtheilsfreien Kopf und dem Dichter ein anderer Unterschied stattfindet, als daß letzterer zu den Vorzügen des ersteren das Talent der Dichtung noch als Zugabe besitzt, so lange dürfte die Dichtkunst ihren veredelnden Einfluß auf das Jahrhundert verfehlen, und jeder Fortschritt wissenschaftlicher Cultur wird nur die Zahl ihrer Bewunderer vermindern. Unmöglich kann der gebildete Mann Erquickung für Geist und Herz bei einem unreifen Jüngling suchen, unmöglich in Gedichten die Vorurtheile, die gemeinen Sitten, die Geistesleerheit wieder finden wollen, die ihn im wirklichen Leben verscheuchen. Mit Recht verlangt er von dem Dichter, der ihm ein theurer Begleiter durch das Leben sein soll, daß er im Intellectuellen und Sittlichen auf einer Stufe mit ihm stehe, weil er auch in Stunden des Genusses nicht unter sich sinken will. Es ist also nicht genug, Empfindung mit erhöhten Farben zu schildern, man muß auch erhöht empfinden; Begeisterung allein ist nicht genug, man fordert die Begeisterung eines gebildeten Geistes. Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also werth sein, vor Welt und Nachwelt aufgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren. Der höchste Werth seines Gedichtes kann kein anderer sein, als daß es der reine, vollendete Abdruck einer interessanten Gemüthslage, eines interessanten, vollendeten Geistes ist. Nur ein solcher Geist soll sich uns in Kunstwerken ausprägen; er wird uns in seiner kleinsten Aeußerung kenntlich sein, und umsonst wird, der es nicht ist, diesen wesentlichen Mangel durch Kunst zu verstecken suchen. Vom Aesthetischen gilt eben das, was vom Sittlichen: wie es hier der moralisch vortreffliche Charakter eines Menschen allein ist, der einer seiner einzelnen Handlungen den Stempel moralischer Güte aufdrücken kann, so ist es dort nur der reife, der vollkommene Geist, von dem das Reife, das Vollkommene ausfließt. Kein noch so großes Talent kann dem einzelnen Kunstwerke verleihen, was dem Schöpfer desselben gebricht, und Mängel, die aus dieser Quelle entspringen, kann selbst die Feile nicht wegnehmen.

F. v. Schiller. (Rec. über Bürgers Gedichte.)

126. Die Aufgabe des Geschichtsschreibers.

Die Aufgabe des Geschichtsschreibers ist die Darstellung des Geschehenen. Je reiner und vollständiger ihm diese gelingt, desto vollkommener hat er jene gelöst. Die einfache Darstellung ist zugleich die erste unerläßliche Forderung seines Geschäfts, und das Höchste, was er zu leisten

vermag. Von dieser Seite betrachtet, scheint er nur auffassend und wiedergebend, nicht selbstthätig und schöpferisch.

Das Geschehene aber ist nur zum Theil in der Sinnenwelt sichtbar, das übrige muß hinzu empfunden, geschlossen, errathen werden. Was davon erscheint, ist zerstreut, abgerissen, vereinzelt; was dies Stückwerk verbindet, das Einzelne in sein wahres Licht stellt, dem Ganzen Gestalt giebt, bleibt der unmittelbaren Beobachtung entrückt. Sie kann nur die einander begleitenden und auf einander folgenden Umstände wahrnehmen, nicht den innern ursachlichen Zusammenhang selbst, auf dem doch allein auch die innere Wahrheit beruht. Wenn man die unbedeutendste Thatsache zu erzählen versucht, aber streng nur das sagen will, was sich wirklich zugetragen hat, so bemerkt man bald, wie, ohne die höchste Vorsicht im Wählen und Abmessen der Ausdrücke, sich überall kleine Bestimmungen über das Vorgegangene hinaus einmischen, woraus Falschheiten oder Unsicherheiten entstehen. Selbst die Sprache trägt dazu bei, da ihr, die aus der ganzen Fülle des Gemüths quillt, oft Ausdrücke fehlen, die von allen Nebenbegriffen frei sind. Daher ist nichts so selten, als eine buchstäblich wahre Erzählung, nichts so sehr der Beweis eines gesunden, wohlgeordneten, rein absondernden Kopfes und einer freien, objectiven Gemüthsstimmung; daher gleicht die historische Wahrheit gewissermaßen den Wolken, die erst in der Ferne vor den Augen Gestalt erhalten; und daher sind die Thatsachen der Geschichte in ihren einzelnen verknüpfenden Umständen wenig mehr, als die Resultate der Ueberlieferung und Forschung, die man übereingekommen ist für wahr anzunehmen, weil sie, am meisten wahrscheinlich in sich, auch am besten in den Zusammenhang des Ganzen passen.

Mit der nackten Absonderung des wirklich Geschehenen ist aber kaum noch das Gerippe der Begebenheit gewonnen. Was man durch sie erhält, ist die nothwendige Grundlage der Geschichte, der Stoff zu derselben, aber nicht die Geschichte selbst. Dabei stehen bleiben, hieße die eigentliche, innere, in dem ursachlichen Zusammenhang gegründete Wahrheit einer äußeren, buchstäblichen, scheinbaren aufopfern, gewissen Irrthum wählen, um noch ungewisser Gefahr des Irrthums zu entgehen. Die Wahrheit alles Geschehenen beruht auf dem Hinzukommen jenes oben erwähnten, unsichtbaren Theils jeder Thatsache, und diesen muß daher jeder Geschichtsschreiber hinzufügen. Von dieser Seite betrachtet, ist er selbstthätig und sogar schöpferisch, zwar nicht indem er hervorbringt, was nicht vorhanden ist, aber indem er aus eigner Kraft bildet, was er, wie es wirklich ist, nicht mit bloßer Empfänglichkeit wahrnehmen konnte. Auf verschiedene Weise, aber eben sowohl als der Dichter, muß er das zerstreut Gesammelte in sich zu einem Ganzen verarbeiten.

Es mag bedenklich scheinen, die Gebiete des Geschichtsschreibers und Dichters sich auch nur in einem Punkte berühren zu lassen. Allein die Wirksamkeit beider ist unleugbar eine verwandte. Denn, wenn der erstere, nach dem Vorigen, die Wahrheit des Geschehenen durch die Darstellung nicht anders erreicht, als indem er das Unvollständige und Zerstückelte der unmittelbaren Beobachtung ergänzt und verknüpft, so kann er dies, wie der Dichter, nur durch die Phantasie. Da er aber diese der Erfahrung und

der Ergründung der Wirklichkeit unterordnet, so liegt darin der, jede Gefahr aufhebende, Unterschied. Sie wirkt in dieser Unterordnung nicht als reine Phantasie und heißt darum richtiger Ahnungsvermögen und Verknüpfungsgabe. Doch wäre hiermit allein der Geschichte noch ein zu niedriger Standpunkt angewiesen. Die Wahrheit des Geschehenen scheint wohl einfach, ist aber das Höchste, was gedacht werden kann. Denn wenn sie ganz errungen würde, so läge in ihr enthüllt, was alles Wirkliche, als eine nothwendige Kette, bedingt. Nach dem Nothwendigen muß daher auch der Geschichtsschreiber streben, nicht den Stoff, wie der Dichter, unter die Herrschaft der Form der Nothwendigkeit geben, aber die Ideen, welche ihre Gesetze sind, unverrückt im Geiste behalten, weil er, nur von ihnen durchdrungen, ihre Spur bei der reinen Erforschung des Wirklichen in seiner Wirklichkeit finden kann.

Der Geschichtsschreiber umfaßt alle Fäden irdischen Wirkens und alle Gepräge überirdischer Ideen; die Summe des Daseins ist, näher oder entfernter, der Gegenstand seiner Bearbeitung, und er muß daher auch alle Richtungen des Geistes verfolgen. Speculation, Erfahrung und Dichtung sind aber nicht abgesonderte, einander entgegengesetzte und beschränkende Thätigkeiten des Geistes, sondern verschiedene Strahlseiten derselben.

Zwei Wege also müssen zugleich eingeschlagen werden, sich der historischen Wahrheit zu nähern, die genaue, parteilose, kritische Ergründung des Geschehenen, und das Verbinden des Erforschten, das Ahnen des durch jene Mittel nicht Erreichbaren. Wer nur dem ersten dieser Wege folgt, verfehlt das Wesen der Wahrheit selbst; wer dagegen gerade diesen über den zweiten vernachlässigt, läuft Gefahr, sie im Einzelnen zu verfälschen. Auch die schlichte Naturbeschreibung kommt nicht aus mit der Herzählung und Schilderung der Theile, dem Messen der Seiten und Winkel; es liegt noch ein lebendiger Hauch auf dem Ganzen, es spricht ein innerer Charakter aus ihm, die sich beide nicht messen, nicht bloß beschreiben lassen. Auch sie wird zu dem zweiten Mittel zurückgedrängt, welches für sie die Vorstellung der Form des allgemeinen und individuellen Daseins der Naturkörper ist. Es soll auch in der Geschichte, durch jenen zweiten Weg nichts Einzelnes gefunden, noch weniger etwas hinzugedichtet werden. Der Geist soll nur dadurch, daß er sich die Form alles Geschehenen zu eigen macht, den wirklich erforschbaren Stoff besser verstehen, mehr in ihm erkennen lernen, als es die bloße Verstandesoperation vermag. Auf diese Assimilation der forschenden Kraft und des zu erforschenden Gegenstandes kommt allein alles an. Je tiefer der Geschichtsforscher die Menschheit und ihr Wirken durch Genie und Studium begreift, oder je menschlicher er durch Natur und Umstände gestimmt ist, und je reiner er seine Menschlichkeit walten läßt, desto vollständiger löst er die Aufgabe seines Geschäfts.

Außerdem daß die Geschichte, wie jede wissenschaftliche Beschäftigung, vielen untergeordneten Zwecken dient, ist die Bearbeitung nicht weniger, als Philosophie und Dichtung, eine freie, in sich vollendete Kunst. Das ungeheure Gewühl der sich drängenden Weltbegebenheiten, zum Theil hervorgehend aus der Beschaffenheit des Erdbodens, der Natur der Menschheit, dem Charakter der Nationen und Individuen, zum Theil wie aus dem

Nichts entsprungen, und wie durch ein Wunder gepflanzt, abhängig von dunkel geahnten Kräften, und sichtbar durchwaltet von ewigen, tief in der Brust der Menschen gewurzelten Ideen, ist ein Unendliches, das der Geist niemals in eine Form zu bringen vermag, das ihn aber immer reizt, es zu versuchen, und ihm Stärke giebt, es theilweise zu vollenden. Wie die Philosophie nach dem ersten Grunde der Dinge, die Kunst nach dem Ideale der Schönheit, so strebt die Geschichte nach dem Bilde des Menschenschicksals in treuer Wahrheit, lebendiger Fülle und reiner Klarheit, von einem dergestalt auf den Gegenstand gerichteten Gemüth empfunden, daß sich die Ansichten, Gefühle und Ansprüche der Persönlichkeit darin verlieren und auflösen. Diese Stimmung hervorzubringen und zu nähren, ist der letzte Zweck des Geschichtsschreibers, den er aber nur dann erreicht, wenn er seinen nächsten, die einfache Darstellung des Geschehenen, mit gewissenhafter Treue verfolgt. W. v. Humboldt.

127. Sage und Geschichte
in ihrer Stellung gegenüber der Idee.

Jede Sagendichtung drückt irgend eine in der Geschichte offenbarte Idee aus; aber sie rückt dieselbe in das Gebiet der Einbildungskraft und läßt die gemeine Wahrheit der Thatsachen aufgehn in die Schönheit. Da muß denn fortfallen, was zu viel ist und die einheitliche Anschauung der Idee behindert. Auf der andern Seite fügt die Phantasie wieder hinzu um der lebendigen Mannigfaltigkeit willen, und selbst die verbliebenen und nicht erfundenen Thatsachen werden oft mit kühnster Freiheit umgebildet. Anders die Geschichtsschreibung. Allerdings wird sich auch der rechte Historiker niemals der idealen Richtung entschlagen: auch er wird in dem geschichtlichen Verlaufe, der ihm vorliegt, die leitende und belebende göttliche Idee zu erkennen suchen; sie wird auch ihm Anfang und Ende sowohl seiner eignen Production sein, als der Reproduction, die er auf Seiten des Lesers bezweckt. Aber, und darin beruht nun der große Unterschied, er sucht und sieht ihre Offenbarung nicht im Schönen, sondern im Wahren; er betrachtet die historischen Thatsachen, über denen sie schwebt, vom Gebiete des Verstandes her, nicht von dem der Einbildung; er verschmäht alles Zuthun der Phantasie und duldet nur die Dienste der Erinnerung, die so vereinzelt der verständigen Erkenntniß unschädlich ist; er verwirft keine Thatsache, selbst wenn sie die Idee verdunkeln sollte, deshalb weil sie dies thut; er erfindet keine, damit sie die Idee in ein helleres Licht setze. Da braucht er denn auch nichts umzugestalten, sondern er gestaltet und bildet nur nach, was er vorfindet, und eh er es nachbildet, prüft er, ob er auch das Wahre vorgefunden habe. Aber wie gesagt, bei all dieser resignirenden Treue, all diesem rein verständigen Forschen wird er niemals die Idee aus dem Auge verlieren. Er wird sich fort und fort wenigstens bemühen, sie mit der unverkürzten Wahrheit zu vereinbaren sie als den Keim jeder Thatsache, jede Thatsache als ihre Frucht zu erkennen, und so die Reihe der Ereignisse, die er vorführt, zu einem Organismus zu verketten, der durch die Einheit einer inneren Nothwendigkeit zusammengehalten

und beseelt sei und erst mit Vollendung der Idee selber ende. Ein solches Verfahren ist es allein, das den vielfach gemißbrauchten Namen pragmatischer Geschichtsschreibung in Anspruch nehmen darf, insofern πρᾶγμα nicht jedwedes bezeichnet, das geschieht, sondern etwas, das geschieht, weil es geschehen muß, und das wirksam ist, weil es geschieht, und insofern die volle Wirksamkeit und die wahre Nothwendigkeit sich immer nur vom Standpunkte der Idee aus ergeben können. Der Historiker bemüht sich also die wirkende Idee durch unverkürzte Wahrhaftigkeit der berichteten Thatsachen zur Erscheinung zu bringen. Aber nur zu oft ist diese Bemühung eine fruchtlose; nur zu oft erweist sich ihm, sobald er mit den Erfahrungen und Urtheilen des Verstandes sich begnügen will, statt jenes organischen bloß ein mechanischer Zusammenhang; nur zu oft nicht einmal dieser. Und dennoch darf er, wenn er gewissenhaft ist, die Grenzen nicht überschreiten, innerhalb welcher ihm die Dinge so abgerissen, so ohne Leben und Bedeutung erscheinen. Da zeigt sich denn am herbsten und schärfsten der Contrast zwischen Geschichte und Sage, das Unkünstlerische, das verglichen mit den Anschauungen der erzählenden Dichtkunst denen der historisch erzählenden Prosa beiwohnt: denn die Sage würde mit der Kühnheit der schöpferischen Phantasie jene der Idee widerstreitenden Einzelheiten entweder ganz beseitigen, oder unter ihnen den Zusammenhang herzustellen wissen, den der Verstand nicht zu erkennen vermag.

W. Wackernagel.

128. Annehmlichkeit, Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Geographie.

Eine Schulrede.

Es wäre unnütz, durch eine lange Rede anjetzt dem bessern Geschäft des heutigen Tages, junge Leute im Wettkampf ihres Fleißes und Ruhms zu zeigen, seine armselige Zeit zu nehmen; und noch unnützer wär's, diese Zeit mit einer lateinischen Rede zu verlieren, die gerade dem Theil unserer Versammlung halb oder ganz unverständlich wäre, dem ich am meisten verständlich zu werden wünschte. Ich habe mir nämlich vorgenommen, von der Annehmlichkeit, Nützlichkeit und Nothwendigkeit einer Schulwissenschaft zu reden, von der ich vor zwei Jahren eben in diesem fürstlichen Gymnasio den sonderbaren Ausspruch gehört habe: daß sie ein für die Jugend trockenes Studium sei, und in der ich bei manchen Prüfungen, die ich zu halten gehabt habe, manche Jünglinge fremder gefunden habe, als ich sie wünschte. Es ist diese Wissenschaft keine andere als die Geographie: ein Studium, das nach meinen Begriffen eben so trocken ist, als wenn ich die Ilm oder das große Weltmeer trocken nennte, da ich wenige Wissenschaften kenne, die so reich an nützlichen und angenehmen Kenntnissen, zugleich aber auch so nothwendig für unsere Zeit und den Jahren der Jugend so angemessen wären, daß ich mich wundere, wie irgend ein edler, wohlerzogener Jüngling in den schönsten Jahren seines Lebens sie nicht vor andern lieben sollte, sobald sie ihm in der Gestalt erscheint, in der sie ihm erscheinen muß, nämlich als die Grundfläche und Hülfswissenschaft aller der Studien, die gerade

in unserm Jahrhunderte am meisten geliebt und geschätzt werden. Erlauben Sie also, H. V., daß ich ein kleines Gemälde der Materie und der Methode entwerfe, in der ich sie selbst in den besten Jahren meines Lebens mit dem äußersten Vergnügen gelernt und mit eben so vielem Vergnügen andern gelehrt habe. Ich rede aus Erfahrung, und die Sache wird für sich selbst reden.

Freilich wenn man unter Geographie nichts anderes versteht, als ein Namensverzeichniß von Ländern, Flüssen, Grenzen und Städten, so ist sie allerdings eine trockene, aber auch zugleich eine so unwürdig behandelte und mißverstandene Wortkenntniß, als wenn man an der Historie nichts als ein Verzeichniß von Namen unwürdiger Könige und Jahrzahlen kennt. Ein solches Studium ist nicht nur nicht bildend, sondern im hohen Grade abschreckend, saft- und kraftlos. Auch ein großer Theil der politischen Geographie, so wie die bloß politische Historie hat für die Jugend nicht Reize, ja, wenn man die Wahrheit sagen soll, nicht einmal Verständlichkeit genug, da von den meisten Kriegs- und Staatsactionen, die in der Welt gespielt worden, der Jüngling so wenig richtige Begriffe hat, daß diese meistens auch noch manchen Erwachsenen fehlen. Aber ist dies wahre Geographie? wahre Geschichte? Ist elende Nomenclatur eine Sprache? Ist ein Vocabelbuch auswendig gelernt, denn das, was ein guter Schriftsteller ist? und würde man nicht einen Menschen für sinnlos halten, der, um Lateinisch und Griechisch zu lernen, nichts als das Lexikon studirte? Und gerade das ist Geographie und Geschichte, wenn man sie bloß als Namensverzeichniß von Flüssen, Ländern, Städten, Königen, Schlachten und Friedensschlüssen gebraucht. Alles dies sind nothwendige Materialien, aber das Gebäude muß davon erbaut werden, sonst sind sie Steine und Kalk, d. i. Schutt, an dem sich kein Mensch freuet, in dem keine lebendige Seele wohnt. Die Farben sind dem Maler nothwendig, aber er braucht sie zum Gemälde; alsdann erst erfreuen sie das Auge und unterrichten die Seele. Lassen Sie uns sehen, was das Wort Geographie uns schon seinem Namen nach sage.

Es heißt Erdbeschreibung; sonach ist die Kenntniß der Erde, überhaupt die physische Geographie vor allem nothwendig: eine Kenntniß, die so wichtig als leicht und angenehm unterhaltend ist. Wer wird das wunderbare Haus nicht kennen lernen wollen, in dem wir wohnen? den abwechselnden Schauplatz, auf den uns die schaffende Güte und Weisheit zu setzen für gut gefunden? Die Erde also, eine Kugel, als einen Planeten kennen zu lernen, sich die allgemeinen Gesetze bekannt zu machen, nach denen sie sich um sich selbst und die Sonne bewegt, und wie dadurch Tage und Jahre, Klimate und Regionen auf ihr werden, dies alles mit der Faßlichkeit und Würde vorgetragen, die der große Gegenstand fordert; wenn das nicht den Geist erhebt und erweckt, was sollte ihn erheben und erwecken? Es giebt einem edlen Jüngling einen Theil jener erhabenen Freude, die wir fühlen, wenn wir Scipios Traum beim Cicero lesen oder eine erhabene Musik hören; denn diese Kenntnisse sind eine wahre Musik des Geistes. Aus der größten Einheit von Naturprincipien wird eine ungemessene Reihe von geographischen Folgen sichtbar, die wir täglich empfinden und genießen, und von denen doch jeder Verständige Aufschluß wünscht.

So wie ich von einem Jüngling einen schlechten Begriff hätte, der z. B. Fontenellens Gespräch von mehr als einer Welt ohne Vergnügen läse: müßte es eine menschenähnliche Bildsäule sein, die bei den großen Gesetzen, die allgemein auf unserm Erdboden herrschen, und wodurch er das, was er ist, ward, ungerührt bliebe. Lebenslang werden mir die Zeiten aus der Morgenröthe meines Lebens auch im Andenken ein angenehmer Traum bleiben, da meine Seele diese Kenntniß zuerst empfing und ich über die Grenzen meines Geburtslandes hinaus, in die weite Welt Gottes, in welcher unser Erdboden schwimmt, entzückt ward.

Der Planet, den wir bewohnen, theilt sich in Erde und Wasser; jene steht wie ein Berg hervor, zu dessen beiden Seiten, wie auf einer geneigten Fläche, Ströme rinnen; dies ist das große Behältniß von Wasser, aus dessen Dünsten, durch die Luft geläutert und durch die Höhen der Berge angezogen, die Quellen aller Fruchtbarkeit und Nahrung der Erde werden. Welche Fülle von schönen und nützlichen Kenntnissen, die in dieser Betrachtung ruhen! Wenn der Jüngling in Gedanken jene hohen Erdrücken besteigt und ihre sonderbaren Phänomene kennen lernt, wenn er sodann mit den Flüssen hinab in die Thäler wandert, endlich an die Ufer des Meeres kommt und überall andere Geschöpfe, an Mineralien, Pflanzen, Thieren und Menschen gewahr wird; wenn er einsehen lernt, daß, was ihm in der Gestalt der Erde sonst Chaos war, auch seine Gesetze und Ordnung hat, wie hiernach und nach den Gesetzen des Klima Gestalten, Farben, Lebensarten, Sitten und Religionen wechseln und sich verändern, und ungeachtet aller Verschiedenheit das Menschengeschlecht doch allenthalben ein Brudergeschlecht ist, von Einem Schöpfer erschaffen, von Einem Vater entsprossen, nach Einem Ziel der Glückseligkeit auf so verschiedenen Wegen ringend und strebend — o wie wird sich sein Blick erheben, wie wird sich seine Seele erweitern! Indem er die mancherlei Producte der Erde, die mancherlei Gattungen der Schöpfung in diesem oder jenem Klima, die mancherlei Denkarten, Gebräuche, Lebensweisen seiner Mitbrüder, der Menschen, kennen lernt, die alle mit ihm das Licht Einer Sonne genießen und einerlei Gesetzen des Schicksals gehorchen: wahrlich so muß ihm die Geographie das reizendste Gemälde voll Kunst, Anlagen, Abwechselung, ja voll Lehren der Klugheit, Menschlichkeit und Religion werden. Er wird, ohne daß er sein Vaterland verläßt, ein Ulysses, der die Erde durchreist, viele Völker, Länder und Sitten voll Klugheit und Thorheit kennen lernt, und wenn ihm jedes von diesem anschaulich gemacht wird, so müßte es eine stupide Mißgeburt sein, die dadurch nicht Ideen in den Kopf und große oder geläuterte Empfindung ins Herz erhielte. O hätten manche kurzsichtige, stolze, intolerante Barbaren, die sich einbilden, daß außer ihrem Erdwinkel kein Heil sei, und daß die Sonne der Vernunft nur in ihrer Höhle scheine, in ihrer Jugend nur Geographie und Geschichte besser gelernt: unmöglich würden sie die enge Binde ihres Haupts zum Gehirnmesser der ganzen Welt und die Sitten ihres eingeschränkten Winkels zur Regel und Richtschnur aller Zeiten, aller Klimata und Völker gemacht haben! — An meinem geringen Theil wenigstens muß ich bekennen, daß Geographie und Geschichte (beide im wahren und wür-

digen Umfang ihrer Begriffe betrachtet) zuerst dazu beigetragen haben, eine Reihe träger Vorurtheile abzuschütteln, Sitten und Menschen zu vergleichen und das Wahre, Schöne, Nützliche zu suchen, in welcher Gestalt und Hülle es sich von außen auch zeige. Auf diese Weise dienen Geographie und Geschichte der nützlichsten Philosophie auf der Erde, nämlich der Philosophie der Sitten, Wissenschaften und Künste; sie schärfen den sensum humanitatis in allen Gestalten und Formen; sie lehren uns mit erleuchteten Augen unsere Vortheile sehen und schätzen, ohne daß wir dabei irgend eine Nation der Erde verachten oder verfluchen wollten. „In ihm leben, weben und sind wir," sagt Paulus vorm Altar des unbekannten Gottes der Athenienser. „Gott hat gemacht, daß von Einem Blut aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen, und hat Ziel gesetzt und zuvor versehen, wie lange und weit sie wohnen sollen. Sie alle sind Kinder seines Geschlechts."

Es ergiebt sich aus dem, was ich gesagt habe, daß Geographie auf eine wirkliche Art mannigfach, reich, anschaulich gemacht, von der Naturgeschichte und Historie der Völker unabtrennlich sei und zu beiden die wahren Grundlinien gewähre. — Naturgeschichte ist das, was Jünglinge und Kinder am meisten reizt, was auch ihren Kopf mit den reichsten, reinsten, wahrsten, brauchbarsten Bildern und Ideen füllt, die ihnen weder die aphthonianische Chrie noch Logik und Metaphysik geben; und die wahrste, angenehmste, nützlichste Kindergeographie ist Naturgeschichte. — Der Elefant und Tiger, das Krokodil und der Walfisch interessiren einen Knaben weit mehr als die acht Kurfürsten des heiligen römischen Reichs in ihren Hermelinmänteln und Pelzen; die großen Revolutionen der Erde und des Meeres, die Vulcane, die Ebbe und Flut, die periodischen Winde u. dgl. sind seinen Jahren und Kräften viel mehr angemessen, als die Pedanterei zu Regensburg und Wetzlar. Durch die Naturgeschichte zeichnet sich jedes Land, jedes Meer, jede Insel, jedes Klima, jedes Menschengeschlecht, jeder Welttheil bei ihm mit unverlöschbarem Charakter aus, um so mehr, da diese Charaktere beständig sind und nicht mit dem Namen eines sterblichen Regenten wechseln. Das ägyptische Roß, das arabische Kameel, der indische Elefant, der afrikanische Löwe, der amerikanische Kaiman u. f. sind denkwürdigere Symbole und Wappenzüge einzelner Länder, als die wandelbaren Grenzen, die irgend ein trüglicher Friede zog und vielleicht der erste neue Krieg verändert. Und da alle Reiche der Natur einander so nahe grenzen, da die Kette aller Erdwesen so verschlungen in einander hängt, so wird eines die Erinnerung des andern. Der Berg erinnert an Metalle und Mineralien, an Quellen und Ströme, an die Wirkung der Atmosphäre, so wie an Thiere und Menschen, die ihn oder seinen Abhang bewohnen. Alles fügt sich an einander und entwirft dem Geist des zu bildenden Jünglings ein unvergeßliches Gemälde voll lehrreicher Züge, die in alle Wissenschaften übergehen und allenthalben von vielseitigem nützlichen Gebrauch sind.

Insonderheit weiß jedermann, daß die Geographie zunächst der Geschichte, und zwar jeder Geschichte, der politischen und gelehrten, der Kirchen- und Staatsgeschichte diene; ja ich darf sagen, daß die Geschichte

ohne Geographie so wie ohne Zeitrechnung größtentheils ein wahres Luftgebäude werde. Was hilft's dem Jüngling, wenn er weiß, was geschehen ist, ohne daß er weiß, wo es geschehen sei? — und warum ist so oft die alte Geschichte eher ein unsteter Traum als eine wahre Geschichte zu nennen? Nicht auch unter anderem deswegen, weil sie zu oft von der alten Geographie getrennt wird und also von lauter Schattengestalten redet, die in der Luft schweben? Durch die Geographie wird die Geschichte gleichsam zu einer illuminirten Karte für die Einbildungskraft, ja für die Beurtheilungskraft selbst: denn nur durch ihre Hülfe wird es deutlich, warum diese und keine andere Völker solche und keine andere Rolle auf dem Schauplatze unserer Erde spielten; warum diese Regenten hier, jene dort herrschen konnten; dies Reich lang, jenes kurz dauern mußte; warum die Monarchieen und Reiche so und nicht anders auf einander folgen, so und nicht anders zusammen grenzen, sich befehden oder vereinigen konnten; woher die Wissenschaften und die Cultur, die Erfindungen und Künste diese und keine andere Laufbahn nahmen, und wie von der Höhe Asiens durch Assyrer, Perser, Aegypter, Griechen, Römer, Araber, Europäer, endlich der Ball der Weltbegebenheiten und Weltstreitigkeiten jetzt hier-, jetzt dorthin geschoben sei. — Ich würde stundenlang reden müssen, wenn ich dies alles auch nur in den nothdürftigsten Exempeln zeigen wollte. Kurz, die Geographie ist die Basis der Geschichte, und die Geschichte ist nichts als eine in Bewegung gesetzte Geographie der Zeiten und Völker. — Wer die eine ohne die andere treibt, versteht keine, und wer beide verachtet, sollte wie der Maulwurf nicht auf, sondern unter der Erde wohnen. Alle Wissenschaften, die unser Jahrhundert liebt, schätzt, befördert und belohnt, gründen sich vorzüglich auf Philosophie und Geschichte; Handel und Politik, Oekonomie und Rechte, Arzneikunst und alle praktische Menschenkenntniß und Menschenbearbeitung gründen sich auf Geographie und Geschichte. Sie sind der Schauplatz und das Buch der Haushaltung Gottes auf unserer Welt: die Geschichte das Buch, die Geographie der Schauplatz. In jeder Wissenschaft der Akademie muß ein Studirender zurückbleiben, wenn er diese Grundwissenschaften, beinahe die Materialien zu allem, Geographie, Geschichte und Naturgeschichte, nicht von Schulen mitbringt. Glücklich, wer sie auf denselben in einer schönen, reizenden Gestalt sah! glücklich, wem ihre Unterhaltung nicht das Gedächtniß füllte, sondern die Seele bildete und den Geist aufschloß! Tretet auf, edle Jünglinge, und zeigt, was ich im allgemeinen Gemälde nur unvollkommen und von ferne anzeigen konnte, durch einzelne Proben in That und Ausübung. Ueberraschet uns durch Proben eures Fleißes, eurer Munterkeit, eurer edlen Ruhmbegierde in dieser und in allen andern Wissenschaften eurer Laufbahn, und der Genius eures Lebens wird euer früh begonnenes rühmliches Werk krönen. J. G. v. Herder (1784).

129. Ueber den declamatorischen Vortrag von Sentenzen.

Jede Moral ist ein allgemeiner Satz, der, als solcher, einen Grad von Sammlung der Seele und ruhiger Ueberlegung verlangt. Er will also mit Gelassenheit und einer gewissen Kälte gesagt sein.

Allein dieser allgemeine Satz ist zugleich das Resultat von Eindrücken, welche individuelle Umstände auf die handelnden Personen machen: er ist ein bloßer symbolischer Schluß, er ist eine generalisirte Empfindung, und als diese will er mit Feuer und einer gewissen Begeisterung gesprochen sein.

Folglich mit Begeisterung und Gelassenheit, mit Feuer und Kälte?

Nicht anders; mit einer Mischung von beiden, in der aber, nach Beschaffenheit der Situation, bald dieses, bald jenes hervorsticht.

Ist die Situation ruhig, so muß sich die Seele durch die Moral gleichsam einen neuen Schwung geben wollen; sie muß über ihr Glück oder ihre Pflichten bloß darum allgemeine Betrachtungen zu machen scheinen, um durch diese Allgemeinheit selbst jenes desto lebhafter zu genießen, diese desto williger und muthiger zu beobachten.

Ist die Situation hingegen heftig, so muß sich die Seele durch die Moral (unter welchem Worte ich jede allgemeine Betrachtung verstehe) gleichsam von ihrem Fluge zurückholen; sie muß ihren Leidenschaften das Ansehen der Vernunft, stürmischen Ausbrüchen den Schein vorbedächtlicher Entschließungen geben zu wollen scheinen.

Jenes erfordert einen erhabnen und begeisterten Ton; dieses einen gemäßigten und feierlichen. Denn dort muß das Raisonnement in Affect entbrennen und hier der Affect im Raisonnement sich auskühlen.

Die meisten Schauspieler kehren es gerade um. Sie poltern in heftigen Situationen die allgemeinen Betrachtungen eben so stürmisch heraus als das übrige; und in ruhigen beten sie dieselben eben so gelassen her als das übrige. Daher geschieht es denn aber auch, daß sich die Moral weder in den einen, noch in den andern bei ihnen ausnimmt, und daß wir sie in jenen eben so unnatürlich als in diesen langweilig und kalt finden. Sie überlegten nie, daß die Stickerei von dem Grunde abstechen muß und Gold auf Gold bordiren ein elender Geschmack ist.

Durch ihre Gestus verderben sie vollends alles. Sie wissen weder, wann sie deren dabei machen sollen, noch was für welche. Sie machen gemeiniglich zu viele und zu unbedeutende.

Wenn in einer heftigen Situation die Seele sich auf einmal zu sammeln scheint, um einen überlegenden Blick auf sich oder auf das, was sie umgiebt, zu werfen, so ist es natürlich, daß sie allen Bewegungen des Körpers, die von ihrem bloßen Willen abhängen, gebieten wird. Nicht die Stimme allein wird gelassener; die Glieder alle gerathen in einen Stand der Ruhe, um die innere Ruhe auszudrücken, ohne die das Auge der Vernunft nicht wohl um sich schauen kann. Mit eins tritt der fortschreitende Fuß fest auf, die Arme sinken, der ganze Körper zieht sich in den wagrechten Stand; eine Pause — und dann die Reflexion. Der Mann steht da in einer feierlichen Stille, als ob er sich nicht stören wollte, sich selbst zu hören. Die Reflexion ist aus, — wieder eine Pause — und so wie die Reflexion abgezielt, seine Leidenschaft entweder zu mäßigen oder zu befeuern, bricht er entweder auf einmal wieder los oder setzt allmählich das Spiel seiner Glieder wieder in Gang. Nur auf dem Gesichte bleiben während der Reflexion die Spuren des Affects: Miene und Auge sind

noch in Bewegung und Feuer; denn wir haben Miene und Auge nicht so urplötzlich in unserer Gewalt als Fuß und Hand. Und hierin denn, in diesen ausdrückenden Mienen, in diesem entbrannten Auge und in dem Ruhestande des ganzen übrigen Körpers besteht die Mischung von Feuer und Kälte, mit welcher ich glaube, daß die Moral in den heftigen Situationen gesprochen sein will.

Mit eben dieser Mischung will sie auch in ruhigen Situationen gesagt sein; nur mit dem Unterschiede, daß der Theil der Action, welcher dort der feurige war, hier der kältere, und welcher dort der kältere war, hier der feurige sein muß. Nämlich: da die Seele, wenn sie nichts als sanfte Empfindungen hat, durch allgemeine Betrachtungen diesen sanften Empfindungen einen höhern Grad von Lebhaftigkeit zu geben gesucht, so wird sie auch die Glieder des Körpers, die ihr unmittelbar zu Gebote stehen, dazu beitragen lassen. Die Hände werden in voller Bewegung sein; nur der Ausdruck des Gesichts kann so geschwind nicht nach, und in Miene und Auge wird noch die Ruhe herrschen, aus der sie der übrige Körper gern herausarbeiten möchte.

Aber von was für Art sind die Bewegungen der Hände, mit welchen in ruhigen Situationen die Moral gesprochen zu sein liebt?

Von der Chironomie der Alten, das ist, von dem Inbegriffe der Regeln, welche die Alten den Bewegungen der Hände vorgeschrieben hatten, wissen wir nur sehr wenig; aber dieses wissen wir, daß sie die Händesprache zu einer Vollkommenheit gebracht, von der sich aus dem, was unsre Redner darin zu leisten im Stande sind, kaum die Möglichkeit sollte begreifen lassen. Wir scheinen von dieser ganzen Sprache nichts als ein unarticulirtes Geschrei behalten zu haben; nichts als das Vermögen Bewegungen zu machen, ohne zu wissen, wie diesen Bewegungen eine fixirte Bedeutung zu geben, und wie sie unter einander zu verbinden, daß sie nicht bloß eines einzelnen Sinnes, sondern eines zusammenhängenden Verstandes fähig werden.

Ich bescheide mich gern, daß man bei den Alten den Pantomimen nicht mit dem Schauspieler vermengen muß. Die Hände des Schauspielers waren bei weitem so geschwätzig nicht, als die Hände des Pantomimen. Bei diesem vertraten sie die Stelle der Sprache; bei jenem sollten sie nur den Nachdruck derselben vermehren und durch ihre Bewegung, als natürliche Zeichen der Dinge, den verabredeten Zeichen der Stimme Wahrheit und Leben verschaffen helfen. Bei dem Pantomimen waren die Bewegungen der Hände nicht bloß natürliche Zeichen; viele derselben hatten eine conventionelle Bedeutung, und dieser mußte sich der Schauspieler gänzlich enthalten.

Er bediente sich also seiner Hände sparsamer, als der Pantomime; aber eben so wenig vergebens als dieser. Er rührte keine Hand, wenn er nichts damit bedeuten oder verstärken konnte. Er wußte nichts von den gleichgültigen Bewegungen, durch deren beständigen einförmigen Gebrauch ein so großer Theil von Schauspielern sich das vollkommene Ansehen von Drahtpuppen giebt. Bald mit der rechten, bald mit der linken Hand die Hälfte einer krüpplichten Acht abwärts vom Körper beschreiben, oder mit

beiden Händen zugleich die Luft von sich wegrudern, heißt ihnen Action haben; und wer es mit einer gewissen Tanzmeistergrazie zu thun geübt ist, o! der glaubt uns bezaubern zu können.

Ich weiß wohl, daß selbst Hogarth den Schauspielern befiehlt, ihre Hand in schönen Schlangenlinien bewegen zu lernen, aber nach allen Seiten mit allen möglichen Abänderungen, deren diese Linien, in Ansehung ihres Schwunges, ihrer Größe und Dauer, fähig sind. Und endlich befiehlt er es ihnen nur zur Uebung, um sich zum Agiren dadurch geschickt zu machen, um den Armen die Biegungen des Reizes geläufig zu machen: nicht aber in der Meinung, daß das Agiren selbst in weiter nichts, als in der Beschreibung solcher schönen Linien, immer nach der nämlichen Direction, bestehe.

Weg also mit diesem unbedeutenden Portebras, vornehmlich bei moralischen Stellen, weg mit ihm! Reiz am unrechten Orte ist Affectation und Grimasse; und eben derselbe Reiz, zu oft hintereinander wiederholt, wird kalt und endlich ekel. Ich sehe einen Schulknaben sein Sprüchelchen aufsagen, wenn der Schauspieler allgemeine Betrachtungen mit der Bewegung, mit welcher man in der Menuett die Hand giebt, mir zureicht oder seine Moral gleichsam vom Rocken spinnt.

Jede Bewegung, welche die Hand bei moralischen Stellen macht, muß bedeutend sein. Oft kann man bis an das Malerische damit gehen, wenn man nur das Pantomimische vermeidet. Es wird sich vielleicht ein andermal Gelegenheit finden, diese Gradation von bedeutenden zu malerischen, von malerischen zu pantomimischen Gesten, ihren Unterschied und ihren Gebrauch in Beispielen zu erläutern. Jetzt würde mich dies zu weit führen, und ich merke nur an, daß es unter den bedeutendsten Gesten eine Art giebt, die der Schauspieler vor allen Dingen wohl zu beachten hat, und mit denen er allein der Moral Licht und Leben ertheilen kann. Es sind dies mit einem Worte die individualisirten Gestus. Die Moral ist ein allgemeiner Satz, aus den besonderen Umständen der handelnden Personen gezogen; durch seine Allgemeinheit wird er gewissermaßen der Sache fremd, er wird eine Ausschweifung, deren Beziehung auf das Gegenwärtige von dem weniger aufmerksamen oder weniger scharfsinnigen Zuhörer nicht bemerkt oder nicht begriffen wird. Wenn es daher ein Mittel giebt, diese Beziehung sinnlich zu machen, das Symbolische der Moral wiederum auf das Anschauende zurückzubringen, und wenn dieses Mittel gewisse Gestus sein können, so muß sie der Schauspieler ja nicht zu machen versäumen.

Man wird mich aus einem Exempel am besten verstehen. Ich nehme es, wie mir es jetzt beifällt; der Schauspieler wird sich ohne Mühe auf noch weit einleuchtendere besinnen. — Wenn Olint[1] sich mit der Hoffnung schmeichelt, Gott werde das Herz des Aladin bewegen, daß er nicht so grausam mit den Christen verfahre, als er ihnen gedrohet: so

1) In dem gleichnamigen Trauerspiel von Cronegk.

kann Evander, als ein alter Mann, nicht wohl anders, als ihm die Betrüglichkeit unserer Hoffnungen zu Gemüthe führen.

„Vertraue nicht, mein Sohn; Hoffnungen, die betrügen!"

Sein Sohn ist ein feuriger Jüngling, und in der Jugend ist man vorzüglich geneigt, sich von der Zukunft nur das Beste zu versprechen.

„Da sie zu leichtlich glaubt, irrt muntre Jugend oft."

Doch indem besinnt er sich, daß das Alter zu dem entgegengesetzten Fehler nicht weniger geneigt ist; er will den unverzagten Jüngling nicht ganz niederschlagen und fährt fort:

„Das Alter quält sich selbst, weil es zu wenig hofft —"

Diese Sentenzen mit einer gleichgültigen Action, mit einer nichts als schönen Bewegung des Armes begleiten, würde weit schlimmer sein, als sie ganz ohne Action hersagen. Die einzige ihnen angemessene Action ist die, welche ihre Allgemeinheit wieder auf das Besondere einschränkt. Die Zeile:

„Da sie zu leichtlich glaubt, irrt muntre Jugend oft —"

muß in dem Tone, mit dem Gestus der väterlichen Warnung an und gegen den Olint gesprochen werden, weil Olint es ist, dessen unerfahrne, leichtgläubige Jugend bei dem sorgsamen Alten diese Betrachtung veranlaßt. Die Zeile hingegen:

„Das Alter quält sich selbst, weil es zu wenig hofft,"

erfordert den Ton, das Achselzucken, mit dem wir unsere eigenen Schwachheiten zu gestehen pflegen, und die Hände müssen sich nothwendig gegen die Brust ziehen, um zu bemerken, daß Evander diesen Satz aus eigener Erfahrung habe, daß er selbst der Alte sei, von dem er gelte.

G. E. Lessing (1767).

130. Die Geistererscheinungen bei Voltaire und Shakespeare.

Den sechsten Abend (Mittwoch den 29. April 1767) ward die Semiramis des Herrn von Voltaire aufgeführt.

Dieses Trauerspiel ward im Jahre 1748 auf die französische Bühne gebracht, erhielt großen Beifall und macht in der Geschichte dieser Bühne gewissermaßen Epoche. — Nachdem Herr von Voltaire seine Zaire und Alzire, seinen Brutus und Cäsar geliefert hatte, ward er in der Meinung bestärkt, daß die tragischen Dichter seiner Nation die alten Griechen in vielen Stücken weit überträfen. Von uns Franzosen, sagt er, hätten die Griechen eine geschicktere Exposition und die große Kunst, die Auftritte unter einander so zu verbinden, daß die Scene niemals leer bleibt und keine Person weder ohne Ursache kommt, noch abgeht, lernen können. Von uns, sagt er, hätten sie lernen können, wie Nebenbuhler und Nebenbuhlerinnen in witzigen Antithesen mit einander sprechen, wie der Dichter mit einer Menge erhabner, glänzender Gedanken blenden und in Erstaunen setzen müsse. Von uns hätten sie lernen können — o freilich, was ist von

den Franzosen nicht alles zu lernen! Hier und da möchte zwar ein Ausländer, der die Alten auch ein wenig gelesen hat, demüthig um Erlaubniß bitten, anderer Meinung sein zu dürfen. Er möchte vielleicht einwenden, daß alle diese Vorzüge der Franzosen auf das Wesentliche des Trauerspiels eben keinen großen Einfluß hätten, daß es Schönheiten wären, welche die einfältige Größe der Alten verachtet habe. Doch was hilft es, dem Herrn von Voltaire etwas einzuwenden? Er spricht, und man glaubt. Ein Einziges vermißte er bei seiner Bühne, daß die großen Meisterstücke derselben nicht mit der Pracht aufgeführt würden, deren doch die Griechen die kleinen Versuche einer erst sich bildenden Kunst gewürdigt hätten. Das Theater in Paris, ein altes Ballhaus, mit Verzierungen von dem schlechtesten Geschmacke, wo sich in einem schmutzigen Parterre das stehende Volk drängt und stößt, beleidigte ihn mit Recht; und besonders beleidigte ihn die barbarische Gewohnheit, die Zuschauer auf der Bühne zu dulden, wo sie den Acteurs kaum so viel Platz lassen, als zu ihren nothwendigsten Bewegungen erforderlich ist. Er war überzeugt, daß bloß dieser Uebelstand Frankreich um vieles gebracht habe, was man, bei einem freiern, zu Handlungen bequemern und prächtigern Theater, ohne Zweifel gewagt hätte. Um eine Probe hiervon zu geben, verfertigte er seine Semiramis. Eine Königin, welche die Stände ihres Reichs versammelt, um ihnen ihre Vermählung zu eröffnen; ein Gespenst, das aus seiner Gruft steigt, um Blutschande zu verhindern und sich an seinem Mörder zu rächen; diese Gruft, in die ein Narr hineingeht, um als ein Verbrecher wieder herauszukommen: das alles war in der That für die Franzosen etwas ganz Neues. Es macht so viel Lärmen auf der Bühne, es erfordert so viel Pomp und Verwandlung, als man nur immer in einer Oper gewohnt ist. Der Dichter glaubte das Muster zu einer ganz besondern Gattung gegeben zu haben; und ob er es schon nicht für die französische Bühne, so wie sie war, sondern so wie er sie wünschte, gemacht hatte: so ward es dennoch auf derselben vor der Hand so gut gespielt, als es sich ungefähr spielen ließ. Bei der ersten Vorstellung saßen die Zuschauer noch mit auf dem Theater; und ich hätte wohl ein altväterisches Gespenst in einem so galanten Zirkel mögen erscheinen sehen. Erst bei den folgenden Vorstellungen ward dieser Unschicklichkeit abgeholfen; die Acteurs machten sich ihre Bühne frei; und was damals nur eine Ausnahme, zum Besten eines so außerordentlichen Stückes war, ist nach der Zeit die beständige Einrichtung geworden. Aber vornehmlich nur für die Bühne in Paris, für die, wie gesagt, Semiramis in diesem Stücke Epoche macht. In den Provinzen bleibt man noch häufig bei der alten Mode und will lieber aller Illusion, als dem Vorrechte entsagen, den Zairen und Meropen auf die Schleppe treten zu können.

Die Erscheinung eines Geistes war in einem französischen Trauerspiele eine so kühne Neuheit, und der Dichter, der sie wagte, rechtfertigt sie mit so eignen Gründen, daß es sich der Mühe lohnt, einen Augenblick dabei zu verweilen.

„Man schrie und schrieb von allen Seiten, sagt Herr von Voltaire, daß man an Gespenster nicht mehr glaube, und daß die Erscheinung

der Todten in den Augen einer erleuchteten Nation nicht anders als kindisch sein könne. Wie? versetzt er dagegen, das ganze Alterthum hätte diese Wunder geglaubt, und es sollte nicht vergönnt sein, sich nach dem Alterthume zu richten? Wie? unsere Religion hätte dergleichen außerordentliche Fügungen der Vorsicht geheiligt, und es sollte lächerlich sein, sie zu erneuern?"

Diese Ausrufungen, dünkt mich, sind rhetorischer als gründlich. Vor allen Dingen wünschte ich, die Religion hier aus dem Spiele zu lassen. In Dingen des Geschmacks und der Kritik sind Gründe, aus ihr genommen, recht gut, seinen Gegner zum Stillschweigen zu bringen, aber nicht so recht tauglich, ihn zu überzeugen. Die Religion, als Religion, muß hier nichts entscheiden sollen; nur als eine Art von Ueberlieferung des Alterthums gilt ihr Zeugniß nicht mehr und nicht weniger, als andere Zeugnisse des Alterthums gelten. Und sonach hätten wir es auch hier nur mit dem Alterthume zu thun.

Sehr wohl; das ganze Alterthum hat Gespenster geglaubt. Die dramatischen Dichter des Alterthums hatten also Recht, diesen Glauben zu nutzen; wenn wir bei einem von ihnen wiederkommende Todte aufgeführt finden, so wäre es unbillig, ihm nach unseren besseren Einsichten den Proceß zu machen. Aber hat darum der neue, diese unsere besseren Einsichten theilende dramatische Dichter die nämliche Befugniß? Gewiß nicht. — Aber wenn er seine Geschichte in jene leichtgläubigeren Zeiten zurücklegt? Auch alsdann nicht. Denn der dramatische Dichter ist kein Geschichtsschreiber; erzählt nicht, was man ehedem geglaubt, daß es geschehen, sondern er läßt es vor unsern Augen nochmals geschehen, und läßt es nochmals geschehen, nicht der bloßen historischen Wahrheit wegen, sondern in einer ganz andern und höhern Absicht; die historische Wahrheit ist nicht sein Zweck, sondern nur das Mittel zu seinem Zwecke; er will uns täuschen und durch die Täuschung rühren. Wenn es also wahr ist, daß wir jetzt keine Gespenster mehr glauben; wenn dieses Nichtglauben die Täuschung nothwendig verhindern müßte; wenn ohne Täuschung wir unmöglich sympathisiren können, so handelt jetzt der dramatische Dichter wider sich selbst, wenn er uns dem ungeachtet solche unglaubliche Märchen ausstaffirt; alle Kunst, die er dabei anwendet, ist verloren.

Folglich? Folglich ist es durchaus nicht erlaubt, Gespenster und Erscheinungen auf die Bühne zu bringen? Folglich ist die Quelle des Schrecklichen und Pathetischen für uns vertrocknet? Nein; dieser Verlust wäre für die Poesie zu groß; und hat sie nicht Beispiele für sich, wo das Genie aller unserer Philosophie trotzt und Dinge, die der kalten Vernunft sehr spöttisch vorkommen, unserer Einbildung sehr fürchterlich zu machen weiß? Die Folge muß daher anders fallen, und die Voraussetzung wird nur falsch sein. Wir glauben keine Gespenster mehr? Wer sagt das? Oder vielmehr, was heißt das? Heißt es so viel: wir sind endlich in unseren Einsichten so weit gekommen, daß wir die Unmöglichkeit davon erweisen können; gewisse unumstößliche Wahrheiten, die mit dem Glauben an Gespenster im Widerspruche stehen, sind so allgemein bekannt worden, sind auch dem gemeinsten Mann immer und beständig so gegenwärtig, daß

ihm alles, was damit streitet, nothwendig lächerlich und abgeschmackt vorkommen muß? Das kann es nicht heißen. Wir glauben jetzt keine Gespenster, kann also nur so viel heißen: in dieser Sache, über die sich fast eben so viel dafür als dawider sagen läßt, die nicht entschieden ist und nicht entschieden werden kann, hat die gegenwärtig herrschende Art zu denken den Gründen dawider das Uebergewicht gegeben: einige wenige haben diese Art zu denken, und viele wollen sie zu haben scheinen; diese machen das Geschrei und geben den Ton an; der große Haufe schweigt und verhält sich gleichgültig und denkt bald so, bald anders, hört beim hellen Tage mit Vergnügen über die Gespenster spotten und bei dunkler Nacht mit Grausen davon erzählen.

Aber in diesem Verstande keine Gespenster glauben, kann und darf den dramatischen Dichter im geringsten nicht abhalten, Gebrauch davon zu machen. Der Same, sie zu glauben, liegt in uns allen, und in denen am häufigsten, für die er vornehmlich dichtet. Es kommt nur auf seine Kunst an, diesen Samen zum Keimen zu bringen, nur auf gewisse Handgriffe, den Gründen für ihre Wirklichkeit in der Geschwindigkeit den Schwung zu geben. Hat er diese in seiner Gewalt, so mögen wir im gemeinen Leben glauben, was wir wollen; im Theater müssen wir glauben, was er will.

So ein Dichter ist Shakespeare fast einzig und allein. Vor seinem Gespenste im Hamlet richten sich die Haare zu Berge, sie mögen ein gläubiges oder ungläubiges Gehirn bedecken. Herr von Voltaire that gar nicht wohl, sich auf dieses Gespenst zu berufen; es macht ihn und seinen Geist des Ninus — lächerlich.

Shakespeares Gespenst kommt wirklich aus jener Welt; so dünkt uns. Denn es kommt zu der feierlichen Stunde, in der schaudernden Stille der Nacht, in der vollen Begleitung aller der düstern, geheimnißvollen Nebenbegriffe, wann und mit welchen wir von der Amme an Gespenster zu erwarten und zu denken gewohnt sind. Aber Voltaires Geist ist auch nicht einmal zum Popanze gut, Kinder damit zu schrecken; es ist der bloße verkleidete Komödiant, der nichts hat, nichts sagt, nichts thut, was es wahrscheinlich machen könnte, er wäre das, wofür er sich ausgiebt; alle Umstände vielmehr, unter welchen er erscheint, stören den Betrug und verrathen das Geschöpf eines kalten Dichters, der uns gerne täuschen und schrecken möchte, ohne daß er weiß, wie er es anfangen soll. Man überlege auch nur dieses einzige: am hellen Tage, mitten in der Versammlung der Stände des Reichs, von einem Donnerschlage angekündigt, tritt das Voltairesche Gespenst aus seiner Gruft hervor. Wo hat Voltaire jemals gehört, daß Gespenster so dreist sind? Welche alte Frau hätte ihm nicht sagen können, daß die Gespenster das Sonnenlicht scheuen und große Gesellschaften gar nicht gern besuchen? Doch Voltaire wußte zuverlässig das auch; aber er war zu furchtsam, zu ekel, diese gemeinen Umstände zu nutzen; er wollte uns einen Geist zeigen, aber es sollte ein Geist von einer edlern Art sein; und durch diese edlere Art verdarb er alles. Das Gespenst, das sich Dinge herausnimmt, die wider alles Herkommen, wider

alle guten Sitten unter den Gespenstern sind, dünkt mich kein rechtes Gespenst zu sein; und alles, was hier die Illusion nicht befördert, stört die Illusion.

Wenn Voltaire einiges Augenmerk auf die Pantomime genommen hätte, so würde er auch von einer andern Seite die Unschicklichkeit empfunden haben, ein Gespenst vor den Augen einer großen Menge erscheinen zu lassen. Alle müssen auf einmal, bei Erblickung desselben, Furcht und Entsetzen äußern; alle müssen es auf verschiedene Art äußern, wenn der Anblick nicht die frostige Symmetrie eines Ballets haben soll. Nun richte man einmal eine Herde dummer Statisten dazu ab; und wenn man sie auf das glücklichste abgerichtet hat, so bedenke man, wie sehr dieser vielfache Ausdruck des nämlichen Affects die Aufmerksamkeit theilen und von den Hauptpersonen abziehen muß. Wenn diese den rechten Eindruck auf uns machen sollen, so müssen wir sie nicht allein sehen können, sondern es ist auch gut, wenn wir sonst nichts sehen, als sie. Beim Shakespeare ist es der einzige Hamlet, mit dem sich das Gespenst einläßt; in der Scene, wo die Mutter dabei ist, wird es von der Mutter weder gesehen noch gehört. Alle unsere Beobachtung geht also auf ihn, und je mehr Merkmale eines von Schauder und Schrecken zerrütteten Gemüths wir an ihm entdecken, desto bereitwilliger sind wir, die Erscheinung, welche die Zerrüttung in ihm verursacht, für eben das zu halten, wofür er sie hält. Das Gespenst wirkt auf uns mehr durch ihn, als durch sich selbst. Der Eindruck, den es auf ihn macht, geht in uns über, und die Wirkung ist zu augenscheinlich und zu stark, als daß wir an der außerordentlichen Ursache zweifeln sollten. Wie wenig hat Voltaire auch diesen Kunstgriff verstanden! Es erschrecken über seinen Geist viele, aber nicht viel. Semiramis ruft einmal: Himmel! ich sterbe! und die andern machen nicht mehr Umstände mit ihm, als man ungefähr mit einem weit entfernt geglaubten Freunde machen würde, der auf einmal ins Zimmer tritt.

Ich bemerke noch einen Unterschied, der sich zwischen den Gespenstern des englischen und französischen Dichters findet. Voltaires Gespenst ist nichts als eine poetische Maschine, die nur des Knotens wegen da ist; es interessirt uns für sich selbst nicht im geringsten. Shakespeares Gespenst hingegen ist eine wirklich handelnde Person, an deren Schicksale wir Antheil nehmen; es erweckt Schauder, aber auch Mitleid.

Dieser Unterschied entsprang ohne Zweifel aus der verschiedenen Denkungsart beider Dichter von den Gespenstern überhaupt. Voltaire betrachtet die Erscheinung eines Verstorbenen als ein Wunder, Shakespeare als eine ganz natürliche Begebenheit. Wer von beiden philosophischer denkt, durfte keine Frage sein, aber Shakespeare dachte poetischer. Der Geist des Ninus kam bei Voltairen als ein Wesen, das noch jenseit des Grabes angenehmer und unangenehmer Empfindungen fähig ist, mit welchem wir also Mitleiden haben können, in keine Betrachtung. Er wollte bloß damit lehren, daß die höchste Macht, um verborgene Verbrechen ans Licht zu bringen und zu bestrafen, auch wohl eine Ausnahme von ihren ewigen Gesetzen mache.

G. E. Lessing (1767).

131. Epilog zur Hamburgischen Dramaturgie.

Als vor Jahr und Tag einige gute Leute hier den Einfall bekamen, einen Versuch zu machen, ob nicht für das deutsche Theater sich etwas mehr thun lasse, als unter der Verwaltung eines sogenannten Prinzipals geschehen könne: so weiß ich nicht, wie man auf mich dabei fiel und sich träumen ließ, daß ich bei diesem Unternehmen wohl nützlich sein könnte. — Ich stand eben am Markte und war müßig; niemand wollte mich dingen, ohne Zweifel, weil mich niemand zu brauchen wußte, bis gerade auf diese Freunde! — Noch sind mir in meinem Leben alle Beschäftigungen sehr gleichgültig gewesen; ich habe mich nie zu einer gedrungen oder nur erboten, aber auch die geringfügigste nicht von der Hand gewiesen, zu der ich mich aus einer Art von Prädilection erlesen zu sein glauben konnte.

Ob ich zur Aufnahme des hiesigen Theaters concurriren wolle? Darauf war also leicht geantwortet. Alle Bedenklichkeiten waren nur die: ob ich es könne? und wie ich es am besten könne?

Ich bin weder Schauspieler noch Dichter.

Man erweiset mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letztern zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt: ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin daher immer beschämt oder verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken; und ich schmeichle mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kommt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann.

Doch freilich, wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, sich von einem Orte zum andern zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann: so auch die Kritik. Wenn ich mit ihrer Hülfe etwas zu Stande bringe, welches besser ist, als es einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde: so kostet es mir so viel Zeit, ich muß von anderen Geschäften so frei, von unwillkürlichen Zerstreuungen so ununterbrochen sein, ich muß meine ganze Belesenheit so gegenwärtig haben, ich muß bei jedem Schritte alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenschaften gemacht, so ruhig durchlaufen können, daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten soll, niemand in der Welt ungeschickter sein kann als ich.

Was Goldoni[1] für das italienische Theater that, der es in einem Jahre mit dreizehn neuen Stücken bereicherte, das muß ich für das deutsche zu thun folglich bleiben lassen. Ja das würde ich bleiben lassen, wenn ich es auch könnte. Ich bin mißtrauischer gegen alle erste Gedanken, als de la Casa und der alte Shandy[2] nur immer gewesen sind. Denn wenn ich sie auch schon nicht für Eingebungen des bösen Feindes, weder des eigentlichen noch des allegorischen, halte: so denke ich doch immer, daß die ersten Gedanken die ersten sind, und daß das Beste auch nicht einmal in allen Suppen obenauf zu schwimmen pflegt. Meine ersten Gedanken sind gewiß kein Haar besser als jedermanns erste Gedanken; und mit jedermanns Gedanken bleibt man am klügsten zu Hause.

Endlich fiel man darauf, selbst das, was mich zu einem so langsamen, oder wie es meinen rüstigeren Freunden scheint, so faulen Arbeiter macht, selbst das an mir nutzen zu wollen: die Kritik. Und so entsprang die Idee zu diesem Blatte.

Sie gefiel mir, diese Idee. Sie erinnerte mich an die Didaskalien der Griechen, das ist, an die kurzen Nachrichten, dergleichen selbst Aristoteles von den Stücken der griechischen Bühne zu schreiben der Mühe werth gehalten. Sie erinnerte mich, vor langer Zeit einmal über den grundgelehrten Casaubonus bei mir gelacht zu haben, der sich aus wahrer Hochachtung für das Solide in den Wissenschaften einbildete, daß es dem Aristoteles vornehmlich um die Berichtigung der Chronologie bei seinen Didaskalien zu thun gewesen. — Wahrhaftig es wäre auch eine ewige Schande für den Aristoteles, wenn er sich mehr um den poetischen Werth der Stücke, mehr um ihren Einfluß auf die Sitten, mehr um die Bildung des Geschmacks darin bekümmern hätte, als um die Olympiade, als um das Jahr der Olympiade, als um die Namen der Archonten, unter welchen sie zuerst aufgeführt worden.

Ich war schon willens, das Blatt selbst Hamburger Didaskalien zu nennen. Aber der Titel klang mir allzu fremd, und nun ist es mir sehr lieb, daß ich ihm diesen vorgezogen habe. Was ich in eine Dramaturgie bringen oder nicht bringen wollte, das stand bei mir. Aber wie eine Didaskalie aussehen müsse, glauben die Gelehrten zu wissen, wenn es auch nur aus den noch vorhandenen Didaskalien des Terenz wäre, die eben dieser Casaubonus breviter et eleganter scriptas nennt. Ich hatte weder Lust, meine Didaskalien so kurz, noch so elegant zu schreiben; und unsere jetzt lebenden Casauboni würden die Köpfe trefflich geschüttelt haben, wenn sie gefunden hätten, wie selten ich irgend eines chronologischen Umstandes

---

1) Der Venetianer Carlo Goldoni (1707—1793) schrieb über 200 Lustspiele.

2) Anspielung auf Sterne's berühmten Roman Tristram Shandy. Dort erzählt Tristram: Johann de la Casa, Erzbischof von Benevent, war des Glaubens, daß so oft ein Christ sich hinsetze, ein Buch zu schreiben, um es durch den Druck bekannt zu machen, seine ersten Gedanken immer Versuchungen des Bösen seien. Meinem Vater gefiel diese Theorie des Erzbischofs außerordentlich, und oft, wenn seine Autorfeder ein wenig stätisch war, sagte er: es stecke unter der Hülle von de la Casa's parabolischer Vorstellung so viel gesunder Sinn und Wahrheit, als in irgend einer poetischen Fiction des Alterthums. (Bode übersetzte auf Lessings Rath den Roman 1774.)

gedenke, der künftig einmal, wenn Millionen anderer Bücher verloren gegangen wären, auf irgend ein historisches Factum einiges Licht werfen könnte. In welchem Jahre Ludwigs des Funfzehnten, ob zu Paris oder zu Versailles, ob in Gegenwart der Prinzen vom Geblüte, oder nicht der Prinzen vom Geblüte, dieses oder jenes französische Meisterstück zuerst aufgeführt worden: das würden sie bei mir gesucht und zu ihrem großen Erstaunen nicht gefunden haben.

Was sonst diese Blätter werden sollten, darüber habe ich mich in der Ankündigung erklärt; was sie wirklich geworden, das werden meine Leser wissen. Nicht völlig das, wozu ich sie zu machen versprach: etwas anderes, aber doch, denke ich, nichts Schlechteres.

„Sie sollten jeden Schritt begleiten, den die Kunst sowohl des Dichters als des Schauspielers hier thun würde."

Die letztere Hälfte bin ich sehr bald überdrüssig geworden. Wir haben Schauspieler, aber keine Schauspielkunst. Wenn es vor Alters eine solche Kunst gegeben hat, so haben wir sie nicht mehr; sie ist verloren; sie muß ganz von neuem wieder erfunden werden. Allgemeines Geschwätz darüber hat man in verschiedenen Sprachen genug; aber specielle, von jedermann erkannte, mit Deutlichkeit und Präcision abgefaßte Regeln, nach welchen der Tadel oder das Lob des Acteurs in einem besondern Falle zu bestimmen sei: deren wüßte ich kaum zwei oder drei. Daher kommt es, daß alles Raisonnement über diese Materie immer so schwankend und vieldeutig scheint, daß es eben kein Wunder ist, wenn der Schauspieler, der nichts als eine glückliche Routine hat, sich auf alle Weise dadurch beleidigt findet. Gelobt wird er sich nie genug, getadelt aber alle Zeit zu viel glauben; ja öfters wird er gar nicht einmal wissen, ob man ihn tadeln oder loben wollen. Ueberhaupt hat man die Anmerkung schon längst gemacht, daß die Empfindlichkeit der Künstler in Ansehung der Kritik in eben dem Verhältniß steigt, in welchem die Gewißheit und Deutlichkeit und Menge der Grundsätze ihrer Künste abnimmt. — So viel zu meiner und selbst zu deren Entschuldigung, ohne die ich mich nicht zu entschuldigen hätte.

Aber die erstere Hälfte meines Versprechens? Bei dieser ist freilich das Hier zur Zeit noch nicht sehr in Betracht gekommen, — und wie hätte es auch können? Die Schranken sind noch kaum geöffnet, und man wollte die Wettläufer lieber schon bei dem Ziele sehen; bei einem Ziele, das ihnen alle Augenblicke immer weiter und weiter hinausgesteckt wird! Wenn das Publikum fragt: Was ist denn nun geschehen? und mit einem höhnischen: Nichts! sich selbst antwortet; so frage ich wiederum: Und was hat denn das Publikum gethan, damit etwas geschehen könnte? Auch nichts; ja noch etwas Schlimmeres als nichts. Nicht genug, daß es das Werk nicht allein nicht befördert; es hat ihm nicht einmal seinen natürlichen Lauf gelassen. — Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutschen noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern bloß von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei: keinen eigenen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschworenen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie

genug bewunderten Franzosen; alles, was uns von jenseits des Rheines kommt, ist schön, reizend, allerliebst, göttlich; lieber verleugnen wir Gesicht und Gehör, als daß wir es anders finden sollten; lieber wollen wir Plumpheit für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Grimasse für Ausdruck, ein Geklingel von Reimen für Poesie, Geheul für Musik uns einreden lassen, als im geringsten an der Superiorität zweifeln, welche dieses liebenswürdige Volk, dieses erste Volk in der Welt, wie es sich selbst sehr bescheiden zu nennen pflegt, in allem, was gut und schön und erhaben und anständig ist, von dem gerechten Schicksale zu seinem Antheile erhalten hat.

Doch dieser locus communis ist so abgedroschen, und die nähere Anwendung desselben könnte leicht so bitter werden, daß ich lieber davon abbreche.

Ich war also genöthigt, anstatt der Schritte, welche die Kunst des dramatischen Dichters hier wirklich könnte gethan haben, mich bei denen zu verweilen, die sie vorläufig thun müßte, um sodann mit eins ihre Bahn mit desto schnelleren und größeren zu durchlaufen. Es waren die Schritte, welche ein Irrender zurückgehen muß, um wieder auf den rechten Weg zu gelangen und sein Ziel gerade in das Auge zu bekommen.

Seines Fleißes darf sich jedermann rühmen: ich glaube, die dramatische Dichtkunst studirt zu haben, sie mehr studirt zu haben als Zwanzig, die sie ausüben. Auch habe ich sie so weit ausgeübt, als es nöthig ist, um mitsprechen zu dürfen: denn ich weiß wohl, so wie der Maler sich von niemand gerne tadeln läßt, der den Pinsel ganz und gar nicht zu führen weiß, so auch der Dichter. Ich habe es wenigstens versucht, was er bewerkstelligen muß, und kann von dem, was ich selbst nicht zu machen vermag, doch urtheilen, ob es sich machen läßt. Ich verlange auch nur eine Stimme unter uns, wo so mancher sich eine anmaßt, der, wenn er nicht dem oder jenem Ausländer nachplaudern gelernt hätte, stummer sein würde als ein Fisch.

Aber man kann studiren und sich tief in den Irrthum hinein studiren. Was mich also versichert, daß mir dergleichen nicht begegnet sei, daß ich das Wesen der dramatischen Dichtkunst nicht verkenne, ist dieses, daß ich es vollkommen so erkenne, wie es Aristoteles aus den unzähligen Meisterstücken der griechischen Bühne abstrahirt hat. Ich habe von dem Entstehen, von der Grundlage der Dichtkunst dieses Philosophen meine eigenen Gedanken, die ich hier ohne Weitläufigkeit nicht äußern könnte. Indeß stehe ich nicht an zu bekennen, (und sollte ich in diesen erleuchteten Zeiten auch darüber ausgelacht werden!) daß ich sie für ein eben so unfehlbares Werk halte, als die Elemente des Euklides nur immer sind. Ihre Grundsätze sind eben so wahr und gewiß, nur freilich nicht so faßlich, und daher mehr der Chikane ausgesetzt als alles, was diese enthalten. Besonders getraue ich mir von der Tragödie, als über die uns die Zeit so ziemlich alles daraus gönnen wollen, unwidersprechlich zu beweisen, daß sie sich von der Richtschnur des Aristoteles keinen Schritt entfernen kann, ohne sich eben so weit von ihrer Vollkommenheit zu entfernen.

Nach dieser Ueberzeugung nahm ich mir vor, einige der berühmtesten Muster der französischen Bühne ausführlich zu beurtheilen. Denn diese Bühne soll ganz nach den Regeln des Aristoteles gebildet sein; und besonders hat man uns Deutsche bereden wollen, daß sie nur durch diese Regeln die Stufe der Vollkommenheit erreicht habe, auf welcher sie die Bühnen aller neuern Völker so weit unter sich erblicke. Wir haben das auch lange so fest geglaubt, daß bei unseren Dichtern, den Franzosen nachahmen, eben so viel gewesen ist, als nach den Regeln der Alten arbeiten.

Indeß konnte das Vorurtheil nicht ewig gegen unser Gefühl bestehen. Dieses wurde glücklicher Weise durch einige englische Stücke aus seinem Schlummer erweckt, und wir machten endlich die Erfahrung, daß die Tragödie noch einer ganz andern Wirkung fähig sei, als ihr Corneille und Racine zu ertheilen vermocht haben. Aber geblendet von diesem plötzlichen Strahle der Wahrheit prallten wir gegen den Rand eines andern Abgrundes zurück. Den englischen Stücken fehlten zu augenscheinlich gewisse Regeln, mit welchen uns die französischen so bekannt gemacht hatten. Was schloß man daraus? Dieses: daß sich auch ohne diese Regeln der Zweck der Tragödie erreichen lasse; ja daß diese Regeln wohl gar Schuld sein könnten, wenn man ihn weniger erreiche.

Und das hätte noch hingehen mögen! — Aber mit diesen Regeln fing man an alle Regeln zu vermengen und es überhaupt für Pedanterei zu erklären, dem Genie vorzuschreiben, was es thun und was es nicht thun müsse. Kurz wir waren auf dem Punkte, uns alle Erfahrungen der vergangenen Zeit muthwillig zu verscherzen und von den Dichtern lieber zu verlangen, daß jeder die Kunst aufs neue für sich erfinden solle.

Ich wäre eitel genug, mir einiges Verdienst um unser Theater beizumessen, wenn ich glauben dürfte, das einzige Mittel getroffen zu haben, diese Gährung des Geschmacks zu hemmen. Darauf losgearbeitet zu haben, darf ich mir wenigstens schmeicheln, indem ich mir nichts angelegener habe sein lassen, als den Wahn von der Regelmäßigkeit der französischen Bühne zu bestreiten. Gerade keine Nation hat die Regeln des alten Drama mehr verkannt, als die Franzosen. Einige beiläufige Bemerkungen, die sich über die schicklichste Einrichtung des Drama bei dem Aristoteles fanden, haben sie für das Wesentlichste angenommen, und das Wesentliche durch allerlei Einschränkungen und Deutungen dafür so entkräftet, daß nothwendig nichts anderes als Werke daraus entstehen konnten, die weit unter der höchsten Wirkung blieben, auf welche der Philosoph seine Regeln calculirt hat.

Ich wage es hier eine Aeußerung zu thun, mag man sie doch nehmen, wofür man will! — Man nenne mir das Stück des großen Corneille, welches ich nicht besser machen wollte. Was gilt die Wette?

Doch nein; ich wollte nicht gern, daß man diese Aeußerung für Prahlerei nehmen könne. Man merke also wohl, was ich hinzusetze: ich werde es zuverlässig besser machen, — und doch lange kein Corneille sein, — und doch lange kein Meisterstück gemacht haben. Ich werde es zuverlässig besser machen, — und mir doch wenig darauf einbilden dürfen.

ich werde nichts gethan haben, als was jeder thun kann, — der so fest
n den Aristoteles glaubt wie ich. G. E. Lessing (1768).

132. Ueber den Grund des Vergnügens
an tragischen Gegenständen.

Wie sehr auch einige neuere Aesthetiker sich's zum Geschäft machen, die
ünste der Phantasie und Empfindung gegen den allgemeinen Glauben,
aß sie auf Vergnügen abzwecken, wie gegen einen herabsetzenden Vorwurf
u vertheidigen: so wird dieser Glaube dennoch, nach wie vor, auf seinem
sten Grunde bestehen, und die schönen Künste werden ihren altherge-
rachten, unabstreitbaren und wohlthätigen Beruf nicht gern mit einem
euen vertauschen, zu welchem man sie großmüthig erhöhen will. Unbesorgt,
aß ihre auf unser Vergnügen abzielende Bestimmung sie erniedrige, wer-
en sie vielmehr auf den Vorzug stolz sein, dasjenige unmittelbar zu leisten,
as alle übrigen Richtungen und Thätigkeiten des menschlichen Geistes nur
ittelbar erfüllen. Daß der Zweck der Natur mit dem Menschen seine
Glückseligkeit sei, wenn auch der Mensch selbst in seinem moralischen Han-
eln von diesem Zwecke nichts wissen soll, wird wohl niemand bezweifeln,
er überhaupt nur einen Zweck in der Natur annimmt. Mit dieser also,
der vielmehr mit ihrem Urheber, haben die schönen Künste ihren Zweck
emein, Vergnügen auszuspenden und Glückliche zu machen. Spielend
erleihen sie, was ihre ernsteren Schwestern uns erst mühsam erringen lassen;
ie verschenken, was dort erst der sauer erworbene Preis vieler Anstrengun-
en zu sein pflegt. Mit anspannendem Fleiße müssen wir die Vergnügun-
en des Verstandes, mit schmerzhaften Opfern die Billigung der Vernunft,
ie Freuden der Sinne durch harte Entbehrungen erkaufen, oder das
Uebermaß derselben durch eine Kette von Leiden büßen; die Kunst allein
gewährt uns Genüsse, die nicht erst abverdient werden müssen, die kein
Opfer kosten, die durch keine Reue erkauft werden. Wer wird aber das
Verdienst, auf diese Art zu ergötzen, mit dem armseligen Verdienst, zu
elustigen, in eine Klasse setzen? wer sich einfallen lassen, der schönen Kunst
loß deswegen jenen Zweck abzusprechen, weil sie über diesen erhaben ist?

Die wohlgemeinte Absicht, das moralisch Gute überall als höchsten
Zweck zu verfolgen, die in der Kunst schon so manches Mittelmäßige
rzeugte und in Schutz nahm, hat auch in der Theorie einen ähnlichen
Schaden angerichtet. Um den Künsten einen recht hohen Rang anzuweisen,
m ihnen die Gunst des Staats, die Ehrfurcht aller Menschen zu erwer-
en, vertreibt man sie aus ihrem eigenthümlichen Gebiet, um ihnen einen
Beruf aufzudringen, der ihnen fremd und ganz unnatürlich ist. Man
laubt ihnen einen großen Dienst zu erweisen, indem man ihnen anstatt
es frivolen Zwecks, zu ergötzen, einen moralischen unterschiebt, und ihr so
ehr in die Augen fallender Einfluß auf die Sittlichkeit muß diese Be-
hauptung unterstützen. Man findet es widersprechend, daß dieselbe Kunst,
die den höchsten Zweck der Menschheit in so großem Maße befördert, nur
beiläufig diese Wirkung leisten und einen so gemeinen Zweck, wie man sich
das Vergnügen denkt, zu ihrem letzten Augenmerk haben sollte. Aber diesen

anscheinenden Widerspruch würde, wenn wir sie hätten, eine bündige Theorie des Vergnügens und eine vollständige Philosophie der Kunst sehr leicht zu heben im Stande sein. Aus dieser würde sich ergeben, daß ein freies Vergnügen, so wie die Kunst es hervorbringt, durchaus auf moralischen Bedingungen beruhe, daß die ganze sittliche Natur des Menschen dabei thätig sei. Aus ihr würde sich ferner ergeben, daß die Hervorbringung dieses Vergnügens ein Zweck sei, der schlechterdings nur durch moralische Mittel erreicht werden könne, daß also die Kunst, um das Vergnügen, als ihren wahren Zweck, vollkommen zu erreichen, durch die Moralität ihren Weg nehmen müsse. Für die Würdigung der Kunst ist es aber vollkommen einerlei, ob ihr Zweck ein moralischer sei, oder ob sie ihren Zweck nur durch moralische Mittel erreichen könne; denn in beiden Fällen hat sie es mit der Sittlichkeit zu thun, und muß mit dem sittlichen Gefühl im engsten Einverständniß handeln; aber für die Vollkommenheit der Kunst ist es nichts weniger als einerlei, welches von beiden ihr Zweck und welches das Mittel ist. Ist der Zweck selbst moralisch, so verliert sie das, wodurch sie allein mächtig ist, ihre Freiheit, und das, wodurch sie so allgemein wirksam ist, den Reiz des Vergnügens. Das Spiel verwandelt sich in ein ernsthaftes Geschäft; und doch ist es gerade das Spiel, wodurch sie das Geschäft am besten vollführen kann. Nur indem sie ihre höchste ästhetische Wirkung erfüllt, wird sie einen wohlthätigen Einfluß auf die Sittlichkeit haben; aber nur indem sie ihre völlige Freiheit ausübt, kann sie ihre höchste ästhetische Wirkung erfüllen.

Es ist ferner gewiß, daß jedes Vergnügen, insofern es aus sittlichen Quellen fließt, den Menschen sittlich bessert, und daß hier die Wirkung wieder zur Ursache werden muß. Die Lust am Schönen, am Rührenden, am Erhabenen stärkt unsere moralischen Gefühle, wie das Vergnügen am Wohlthun, an der Liebe u. s. f. alle diese Neigungen stärkt. Eben so, wie ein vergnügter Geist das gewisse Los eines sittlich vortrefflichen Menschen ist, so ist sittliche Vortrefflichkeit gern die Begleiterin eines vergnügten Gemüths. Die Kunst wirkt also nicht deswegen allein sittlich, weil sie durch sittliche Mittel ergötzt, sondern auch deswegen, weil das Vergnügen selbst, das die Kunst gewährt, ein Mittel zur Sittlichkeit wird.

Die Mittel, wodurch die Kunst ihren Zweck erreicht, sind so vielfach, als es überhaupt Quellen eines freien Vergnügens giebt. Frei aber nenne ich dasjenige Vergnügen, wobei die geistigen Kräfte, Vernunft und Einbildungskraft, thätig sind, und wo die Empfindung durch eine Vorstellung erzeugt wird, im Gegensatz zu dem physischen oder sinnlichen Vergnügen, wobei die Seele einer blinden Naturnothwendigkeit unterworfen wird, und die Empfindung unmittelbar auf ihre physische Ursache erfolgt. Die sinnliche Lust ist die einzige, die vom Gebiete der schönen Kunst ausgeschlossen wird, und eine Geschicklichkeit, die sinnliche Lust zu erwecken, kann sich nie, oder alsdann nur zur Kunst erheben, wenn die sinnlichen Eindrücke nach einem Kunstplan geordnet, verstärkt oder gemäßigt werden und diese Planmäßigkeit durch die Vorstellung erkannt wird. Aber auch in diesem Fall wäre nur dasjenige an ihr Kunst, was der Gegenstand eines freien Vergnügens ist, nämlich der Geschmack in der Anordnung, der unsern Ver-

stand ergötzt, nicht die physischen Reize selbst, die nur unsere Sinnlichkeit vergnügen.

Die allgemeine Quelle jedes, auch des sinnlichen Vergnügens ist Zweckmäßigkeit. Das Vergnügen ist sinnlich, wenn die Zweckmäßigkeit nicht durch die Vorstellungskräfte erkannt wird, sondern bloß durch das Gesetz der Nothwendigkeit die Empfindung des Vergnügens zur physischen Folge hat. So erzeugt eine zweckmäßige Bewegung des Bluts und der Lebensgeister in einzelnen Organen oder in der ganzen Maschine die körperliche Lust mit allen ihren Arten und Modificationen; wir fühlen diese Zweckmäßigkeit durch das Medium der angenehmen Empfindung, aber wir gelangen zu keiner, weder klaren noch verworrenen Vorstellung von ihr.

Das Vergnügen ist frei, wenn wir uns die Zweckmäßigkeit vorstellen, und wenn die angenehme Empfindung die Vorstellung begleitet; alle Vorstellungen also, wodurch wir Uebereinstimmung und Zweckmäßigkeit erfahren, sind Quellen eines freien Vergnügens und insofern fähig, von der Kunst zu dieser Absicht gebraucht zu werden. Sie erschöpfen sich in folgenden Klassen: gut, wahr, vollkommen, schön, rührend, erhaben. Das Gute beschäftigt unsre Vernunft, das Wahre und Vollkommene den Verstand, das Schöne den Verstand mit der Einbildungskraft, das Rührende und Erhabene die Vernunft mit der Einbildungskraft.

Das Rührende und Erhabene kommen darin überein, daß sie Lust durch Unlust hervorbringen, daß sie uns also (da die Lust aus Zweckmäßigkeit, der Schmerz aber aus dem Gegentheil entspringt) eine Zweckmäßigkeit zu empfinden geben, die eine Zweckwidrigkeit voraussetzt.

Das Gefühl des Erhabenen besteht einerseits aus dem Gefühl unserer Unmacht und Begrenzung, einen Gegenstand zu umfassen, andrerseits aber aus dem Gefühl unsrer Uebermacht, welche vor keinen Grenzen erschrickt und dasjenige sich geistig unterwirft, dem unsre sinnlichen Kräfte unterliegen. Der Gegenstand des Erhabenen widerstreitet also unserm sinnlichen Vermögen, und diese Unzweckmäßigkeit muß uns nothwendig Unlust erwecken. Aber sie wird zugleich eine Veranlassung, ein anderes Vermögen in uns zu unserm Bewußtsein zu bringen, welches demjenigen, woran die Einbildungskraft erliegt, überlegen ist. Ein erhabener Gegenstand ist also eben dadurch, daß er der Sinnlichkeit widerstreitet, zweckmäßig für die Vernunft, und ergötzt durch das höhere Vermögen, indem er durch das niedrige schmerzt.

Rührung in seiner strengen Bedeutung bezeichnet die gemischte Empfindung des Leidens und der Lust an dem Leiden. Rührung kann man also nur dann über eigenes Unglück empfinden, wenn der Schmerz über dasselbe gemäßigt genug ist, um der Lust Raum zu lassen, die etwa ein mitleidender Zuschauer dabei empfindet. Der Verlust eines großen Guts schlägt uns heute zu Boden, und unser Schmerz rührt den Zuschauer; in einem Jahre erinnern wir uns dieses Leidens selbst mit Rührung. Der Schwache ist jederzeit ein Raub seines Schmerzes, der Held und der Weise werden vom höchsten eigenen Unglück nur gerührt.

Rührung enthält eben so wie das Gefühl des Erhabenen zwei Bestandtheile, Schmerz und Vergnügen; also hier wie dort liegt der Zweck-

mäßigkeit eine Zweckwidrigkeit zum Grunde. So scheint es eine Zweckwidrigkeit in der Natur zu sein, daß der Mensch leidet, der doch nicht zum Leiden bestimmt ist, und diese Zweckwidrigkeit thut uns wehe. Aber dieses Wehethun der Zweckwidrigkeit ist zweckmäßig für unsere vernünftige Natur überhaupt, und, insofern es uns zur Thätigkeit auffordert, zweckmäßig für die menschliche Gesellschaft. Wir müssen also über die Unlust selbst, welche das Zweckwidrige in uns erregt, nothwendig Lust empfinden, weil jene Unlust zweckmäßig ist. Um zu bestimmen, ob bei einer Rührung die Lust oder die Unlust hervorstechen werde, kommt es darauf an, ob die Vorstellung der Zweckwidrigkeit oder die der Zweckmäßigkeit die Oberhand behält. Dies kann nun entweder von der Menge der Zwecke, die erreicht oder verletzt werden, oder von ihrem Verhältniß zu dem letzten Zweck aller Zwecke abhängen.

Das Leiden des Tugendhaften rührt uns schmerzhafter, als das Leiden des Lasterhaften, weil dort nicht nur dem allgemeinen Zweck der Menschen, glücklich zu sein, sondern auch dem besondern, daß die Tugend glücklich mache, hier aber nur dem erstern widersprochen wird. Hingegen schmerzt uns das Glück des Bösewichts auch weit mehr, als das Unglück des Tugendhaften, weil erstlich das Laster selbst, und zweitens die Belohnung des Lasters eine Zweckwidrigkeit enthalten.

Außerdem ist die Tugend weit mehr geschickt, sich selbst zu belohnen, als das glückliche Laster, sich zu bestrafen; eben deswegen wird der Rechtschaffene im Unglück weit eher der Tugend getreu bleiben, als der Lasterhafte im Glück zur Tugend umkehren.

Vorzüglich aber kommt es bei Bestimmung des Verhältnisses der Lust zu der Unlust in Rührungen darauf an, ob der verletzte Zweck den erreichten, oder der erreichte den, der verletzt wird, an Wichtigkeit übertreffe. Keine Zweckmäßigkeit geht uns so nahe an, als die moralische, und nichts geht über die Lust, die wir über diese empfinden. Die Naturzweckmäßigkeit könnte noch immer problematisch sein, die moralische ist uns erwiesen. Sie allein gründet sich auf unsere vernünftige Natur und auf innere Nothwendigkeit. Sie ist uns die nächste, die wichtigste, und zugleich die erkennbarste, weil sie durch nichts von außen, sondern durch ein inneres Princip unserer Vernunft bestimmt wird. Sie ist das Palladium unserer Freiheit.

Die moralische Zweckmäßigkeit wird am lebendigsten erkannt, wenn sie im Widerspruch mit andern die Oberhand behält; nur dann erweist sich die ganze Macht des Sittengesetzes, wenn es mit allen übrigen Naturkräften im Streit gezeigt wird, und wenn zugleich alle neben ihm ihre Gewalt über ein menschliches Herz verlieren. Unter diesen Naturkräften ist alles begriffen, was nicht moralisch ist, alles, was nicht unter der höchsten Gesetzgebung der Vernunft steht; also Empfindungen, Triebe, Affecte, Leidenschaften so gut, als die physische Nothwendigkeit und das Schicksal. Je furchtbarer die Gegner, desto glorreicher der Sieg; der Widerstand allein kann die Kraft sichtbar machen. Aus diesem folgt, „daß das höchste Bewußtsein unserer moralischen Natur nur in einem gewaltsamen Zustande,

im Kampfe erhalten werden kann, und daß das höchste moralische Vergnügen jederzeit von Schmerz begleitet sein wird."

Diejenige Dichtungsart also, welche uns die moralische Lust in vorzüglichem Grade gewährt, muß sich eben deswegen der gemischten Empfindungen bedienen und uns durch den Schmerz ergötzen. Dies thut vorzugsweise die Tragödie, und ihr Gebiet umfaßt alle möglichen Fälle, in denen irgend eine Naturzweckmäßigkeit einer moralischen, oder auch eine moralische Zweckmäßigkeit der andern, die höher ist, aufgeopfert wird.

Wie sehr die Vorstellung der moralischen Zweckmäßigkeit der Naturzweckmäßigkeit in unserm Gemüthe vorgezogen werde, wird aus einzelnen Beispielen einleuchtend zu erkennen sein.

Wenn wir Hüon und Amanda[1] an den Marterpfahl gebunden sehen, beide aus freier Wahl bereit, lieber den fürchterlichen Feuertod zu sterben, als durch Untreue gegen das Geliebte sich einen Thron zu erwerben — was macht uns wohl diesen Auftritt zum Gegenstand eines so himmlischen Vergnügens? Der Widerspruch ihres gegenwärtigen Zustandes mit dem lachenden Schicksale, das sie verschmähten, die anscheinende Zweckwidrigkeit der Natur, welche Tugend mit Elend lohnt, die naturwidrige Verleugnung der Selbstliebe u. s. f. sollten uns, da sie so viele Vorstellungen von Zweckwidrigkeiten in unsere Seele rufen, mit dem empfindlichsten Schmerz erfüllen: — aber was kümmert uns die Natur mit allen ihren Zwecken und Gesetzen, wenn sie durch ihre Zweckwidrigkeit eine Veranlassung wird, uns die moralische Zweckmäßigkeit in uns in ihrem vollsten Lichte zu zeigen? Die Erfahrung von der siegenden Macht des sittlichen Gesetzes, die wir bei diesem Anblick machen, ist ein so hohes, so wesentliches Gut, daß wir sogar versucht werden, uns mit dem Uebel auszusöhnen, dem wir es zu verdanken haben. Uebereinstimmung im Reich der Freiheit ergötzt uns unendlich mehr, als alle Widersprüche in der natürlichen Welt uns zu betrüben vermögen.

Wenn Coriolan, von der Gatten- und Kindes- und Bürgerpflicht besiegt, das schon so gut als eroberte Rom verläßt, seine Rache unterdrückt, sein Heer zurückführt und sich dem Haß eines eifersüchtigen Nebenbuhlers zum Opfer dahin giebt, so begeht er offenbar eine sehr zweckwidrige Handlung; er verliert durch diesen Schritt nicht nur die Frucht aller bisherigen Siege, sondern rennt auch vorsätzlich seinem Verderben entgegen. Aber wie trefflich, wie unaussprechlich groß ist es auf der andern Seite, den gröbsten Widerspruch mit der Neigung einem Widerspruch mit dem sittlichen Gefühl kühn vorzuziehen, und auf solche Art dem höchsten Interesse der Sinnlichkeit entgegen, gegen die Regeln der Klugheit zu verstoßen, um nur mit der höhern moralischen Pflicht übereinstimmend zu handeln? Jede Aufopferung des Lebens ist zweckwidrig, denn das Leben ist die Bedingung aller Güter, aber Aufopferung des Lebens in moralischer Absicht ist in hohem Grade zweckmäßig; denn das Leben ist nie für sich selbst, nie als Zweck, nur als Mittel zur Sittlichkeit wichtig. Tritt also ein Fall ein, wo die Hingebung des Lebens ein Mittel zur Sittlichkeit wird, so

1) Oberon, im zwölften Gesange, Str. 56 ff.

muß das Leben der Sittlichkeit nachstehen. „Es ist nicht nöthig, daß ich lebe, aber es ist nöthig, daß ich Rom vor dem Hunger schütze," sagt der große Pompejus, da er nach Afrika schiffen soll und seine Freunde ihn anliegen seine Abfahrt zu verschieben, bis der Seesturm vorüber sei.

Aber das Leiden eines Verbrechers ist nicht weniger tragisch ergötzend, als das Leiden des Tugendhaften; und doch erhalten wir hier die Vorstellung einer moralischen Zweckwidrigkeit. Der Widerspruch seiner Handlung mit dem Sittengesetz sollte uns mit Unwillen, die moralische Unvollkommenheit, die eine solche Art zu handeln voraussetzt, mit Schmerz erfüllen, wenn wir auch das Unglück der Schuldlosen nicht einmal in Anschlag brächten, die das Opfer davon werden. Hier ist keine Zufriedenheit mit der Moralität der Personen, die uns für den Schmerz zu entschädigen vermöchte, den wir über ihr Handeln und Leiden empfinden: und doch ist beides ein sehr dankbarer Gegenstand für die Kunst, bei dem wir mit hohem Wohlgefallen verweilen. Es wird nicht schwer sein, diese Erscheinung mit dem bisher Gesagten in Uebereinstimmung zu zeigen.

Nicht allein der Gehorsam gegen das Sittengesetz giebt uns die Vorstellung moralischer Zweckmäßigkeit, auch der Schmerz über Verletzung desselben thut es. Die Traurigkeit, welche das Bewußtsein moralischer Unvollkommenheit erzeugt, ist zweckmäßig, weil sie der Zufriedenheit gegenüber steht, die das moralische Rechtthun begleitet. Reue, Selbstverdammung, selbst in ihrem höchsten Grad, in der Verzweiflung, sind moralisch erhaben, weil sie nimmermehr empfunden werden könnten, wenn nicht tief in der Brust des Verbrechers ein unbestechliches Gefühl für Recht und Unrecht wachte und seine Ansprüche selbst gegen das feurigste Interesse der Selbstliebe geltend machte. Reue über eine That entspringt aus der Vergleichung derselben mit dem Sittengesetz und ist eine Mißbilligung dieser That, weil sie dem Sittengesetz widerstreitet. Also muß im Augenblick der Reue das Sittengesetz die höchste Instanz im Gemüth eines solchen Menschen sein; es muß ihm wichtiger sein, als selbst der Preis des Verbrechens, weil das Bewußtsein des beleidigten Sittengesetzes ihm den Genuß dieses Preises vergällt. Der Zustand eines Gemüths aber, in welchem das Sittengesetz für die höchste Instanz erkannt wird, ist moralisch zweckmäßig, also eine Quelle moralischer Lust. Und was kann auch erhabener sein, als jene heroische Verzweiflung, die alle Güter des Lebens, die das Leben selbst in den Staub tritt, weil sie die mißbilligende Stimme ihres inneren Richters nicht ertragen und nicht übertäuben kann? Ob der Tugendhafte sein Leben freiwillig dahin gibt, um dem Sittengesetz gemäß zu handeln, — oder ob der Verbrecher unter dem Zwange des Gewissens sein Leben mit eigner Hand zerstört, um die Uebertretung jenes Gesetzes an sich zu bestrafen: es steigt unsre Achtung für das Sittengesetz zu einem gleich hohen Grade empor; und — wenn ja noch ein Unterschied statt fände, so würde er vielmehr zum Vortheil des letzteren ausfallen, da das beglückende Bewußtsein des Rechthandelns dem Tugendhaften seine Entschließung doch einigermaßen konnte erleichtert haben, und das sittliche Verdienst an einer Handlung gerade um eben so viel abnimmt, als Neigung und Lust daran Antheil haben. Reue und Verzweiflung über ein begangenes Verbrechen

zeigen uns die Macht des Sittengesetzes nur später, nicht schwächer; es sind Gemälde der erhabensten Sittlichkeit, nur in einem gewaltsamen Zustand entworfen. Ein Mensch, der wegen einer verletzten moralischen Pflicht verzweifelt, tritt eben dadurch zum Gehorsam gegen dieselbe zurück, und je furchtbarer seine Selbstverdammung sich äußert, desto mächtiger sehen wir das Sittengesetz ihm gebieten.

Aber es giebt Fälle, wo das moralische Vergnügen nur durch einen moralischen Schmerz erkauft wird, und dies geschieht, wenn eine moralische Pflicht übertreten werden muß, um einer höhern und allgemeinern desto gemäßer zu handeln. Wäre Coriolan, anstatt seine eigene Vaterstadt zu belagern, vor Antium oder Corioli mit einem römischen Heer gestanden; wäre seine Mutter eine Volskerin gewesen, und ihre Bitten hätten die nämliche Wirkung auf ihn gehabt: so würde dieser Sieg der Kindespflicht den entgegengesetzten Eindruck auf uns machen. Der Ehrerbietung gegen die Mutter stände dann die weit höhere bürgerliche Verbindlichkeit entgegen, welche im Collisionsfall vor jener den Vorzug verdient. Jener Commandant, dem die Wahl gelassen wird, entweder die Stadt zu übergeben, oder seinen gefangenen Sohn vor seinen Augen durchbohrt zu sehen, wählt ohne Bedenken das letztere, weil die Pflicht gegen sein Kind der Pflicht gegen sein Vaterland billig untergeordnet ist. Es empört zwar im ersten Augenblick unser Herz, daß ein Vater dem Naturtriebe und der Vaterpflicht so widersprechend handelt; aber es reißt uns bald zu einer süßen Bewunderung hin, daß sogar ein moralischer Antrieb, und wenn er sich selbst mit der Neigung gattet, die Vernunft in ihrer Gesetzgebung nicht irre machen kann. Wenn der Korinthier Timoleon seinen geliebten, aber ehrsüchtigen Bruder Timophanes ermorden läßt, weil seine Meinung von patriotischer Pflicht ihn zur Vertilgung alles dessen, was die Republik in Gefahr setzt, verbindet; so sehen wir ihn zwar nicht ohne Entsetzen und Abscheu diese naturwidrige, dem moralischen Gefühl so sehr widerstreitende Handlung begehen; aber unser Abscheu löst sich bald in die höchste Achtung der heroischen Tugend auf, die ihre Aussprüche gegen jeden fremden Einfluß der Neigung behauptet und im stürmischen Widerstreit der Gefühle eben so frei und eben so richtig, als im Zustand der höchsten Ruhe entscheidet. Wir können über republikanische Pflicht mit Timoleon ganz verschieden denken; das ändert an unserm Wohlgefallen nichts. Vielmehr sind es gerade solche Fälle, wo unser Verstand nicht auf der Seite der handelnden Person ist, aus welchen man erkennt, wie sehr wir Pflichtmäßigkeit über Zweckmäßigkeit, Einstimmung mit der Vernunft über die Einstimmung mit dem Verstande erheben.

Ueber keine moralische Erscheinung aber wird das Urtheil der Menschen so verschieden ausfallen, als gerade über diese, und der Grund dieser Verschiedenheit darf nicht weit gesucht werden. Der moralische Sinn liegt zwar in allen Menschen, aber nicht bei allen in derjenigen Stärke und Freiheit, wie er bei Beurtheilung dieser Fälle vorausgesetzt werden muß. Für die meisten ist es genug, eine Handlung zu billigen, weil ihre Einstimmung mit dem Sittengesetz leicht gefaßt wird, und eine andere zu verwerfen, weil ihr Widerstreit mit diesem Gesetz in die Augen leuchtet. Aber

ein heller Verstand und eine von jeder Naturkraft, also auch von moralischen Trieben (insofern sie instinctartig wirken) unabhängige Vernunft wird erfordert, die Verhältnisse moralischer Pflichten zu dem höchsten Princip der Sittlichkeit richtig zu bestimmen. Daher wird die nämliche Handlung, in welcher einige wenige die höchste Zweckmäßigkeit erkennen, dem großen Haufen als ein empörender Widerspruch erscheinen, obgleich beide ein moralisches Urtheil fällen; daher kommt es, daß die Rührung an solchen Handlungen nicht in der Allgemeinheit mitgetheilt werden kann, wie die Einheit der menschlichen Natur und die Nothwendigkeit des moralischen Gesetzes erwarten läßt. Aber auch das wahrste und höchste Erhabene ist, wie man weiß, vielen Ueberspannung und Unsinn, weil das Maß der Vernunft, die das Erhabene erkennt, nicht in allen dasselbe ist. Eine kleine Seele sinkt unter der Last so großer Vorstellungen dahin, oder fühlt sich peinlich über ihren moralischen Durchmesser auseinander gespannt. Sieht nicht oft genug der gemeine Haufe da die häßlichste Verwirrung, wo der denkende Geist gerade die höchste Ordnung bewundert? So viel über das Gefühl der moralischen Zweckmäßigkeit, insofern es der tragischen Rührung und unserer Lust an dem Leiden zu Grunde liegt. Aber es sind dem ungeachtet Fälle genug vorhanden, wo uns die Naturzweckmäßigkeit selbst auf Unkosten der moralischen zu ergötzen scheint. Die höchste Consequenz eines Bösewichts in Anordnung seiner Maschinen ergötzt uns offenbar, obgleich Anstalten und Zweck unserm moralischen Gefühl widerstreiten. Ein solcher Mensch ist fähig, unsere lebhafteste Theilnahme zu erwecken, und wir zittern vor dem Fehlschlag derselben Plane, deren Vereitlung wir, wenn es wirklich an dem wäre, daß wir alles auf die moralische Zweckmäßigkeit beziehen, aufs feurigste wünschen sollten. Aber auch diese Erscheinung hebt dasjenige nicht auf, was bisher über das Gefühl der moralischen Zweckmäßigkeit und seinen Einfluß auf unser Vergnügen an tragischen Rührungen behauptet wurde.

Zweckmäßigkeit gewährt uns unter allen Umständen Vergnügen; sie beziehe sich entweder gar nicht auf das Sittliche, oder sie widerstreite demselben. Wir genießen dieses Vergnügen rein, so lange wir uns keines sittlichen Zweckes erinnern, dem dadurch widersprochen wird. Eben so, wie wir uns an dem verstandähnlichen Instinct der Thiere, an dem Kunstfleiß der Bienen u. dgl. ergötzen, ohne diese Naturzweckmäßigkeit auf einen verständigen Willen, noch weniger auf einen moralischen Zweck zu beziehen: eben so gewährt uns die Zweckmäßigkeit eines jeden menschlichen Geschäfts an sich selbst Vergnügen, sobald wir uns weiter nichts dabei denken, als das Verhältniß der Mittel zu ihrem Zweck. Fällt es uns aber ein, diesen Zweck nebst seinen Mitteln auf ein sittliches Princip zu beziehen, und entdecken wir alsdann einen Widerspruch mit dem letztern, kurz, erinnern wir uns, daß es die Handlung eines moralischen Wesens ist: so tritt eine tiefe Indignation an die Stelle jenes ersten Vergnügens, und keine noch so große Verstandeszweckmäßigkeit ist fähig, uns mit der Vorstellung einer sittlichen Zweckwidrigkeit zu versöhnen. Nie darf es uns lebhaft werden, daß dieser Richard III., dieser Jago, dieser Lovelace Menschen sind; sonst wird sich unsere Theilnahme unausbleiblich in ihr Gegen-

theil verwandeln. Daß wir aber ein Vermögen besitzen und auch häufig genug ausüben, unsre Aufmerksamkeit von einer gewissen Seite der Dinge freiwillig abzulenken und auf eine andere zu richten, daß das Vergnügen selbst, welches durch diese Absonderung allein für uns möglich ist, uns dazu einladet und dabei festhält, wird durch die tägliche Erfahrung bestätigt.

Nicht selten aber gewinnt eine geistreiche Bosheit vorzüglich deswegen unsere Gunst, weil sie ein Mittel ist, uns den Genuß der moralischen Zweckmäßigkeit zu verschaffen. Je gefährlicher die Schlingen sind, welche Lovelace Clarissens[1] Tugend legt, je härter die Proben sind, auf welche die erfinderische Grausamkeit eines Despoten die Standhaftigkeit seines unschuldigen Opfers stellt, in desto höherem Glanze sehen wir die moralische Zweckmäßigkeit triumphiren. Wir freuen uns über die Macht des moralischen Pflichtgefühls, welches die Erfindungskraft eines Verführers so sehr in Arbeit setzen kann. Hingegen rechnen wir dem consequenten Bösewicht die Besiegung des moralischen Gefühls, von dem wir wissen, daß es sich nothwendig in ihm regen mußte, zu einer Art von Verdienst an, weil es von einer gewissen Stärke der Seele und einer großen Zweckmäßigkeit des Verstandes zeugt, sich durch keine moralische Regung in seinem Handeln irre machen zu lassen.

Uebrigens ist es unwidersprechlich, daß eine zweckmäßige Bosheit nur alsdann der Gegenstand eines vollkommenen Wohlgefallens werden kann, wenn sie vor der moralischen Zweckmäßigkeit zu Schanden wird. Dann ist sie sogar eine wesentliche Bedingung des höchsten Wohlgefallens, weil sie allein vermag, die Uebermacht des moralischen Gefühls recht einleuchtend zu machen. Es giebt davon keinen überzeugenderen Beweis, als den letzten Eindruck, mit dem uns der Verfasser der Clarissa entläßt. Die höchste Verstandeszweckmäßigkeit, die wir in dem Verführungsplane des Lovelace unfreiwillig bewundern mußten, wird durch die Vernunftzweckmäßigkeit, welche Clarissa diesem furchtbaren Feinde ihrer Unschuld entgegensetzt, glorreich übertroffen, und wir sehen uns dadurch in den Stand gesetzt, den Genuß beider in einem hohen Grade zu vereinigen.

Insofern sich der tragische Dichter zum Ziel setzt, das Gefühl der moralischen Zweckmäßigkeit zu einem lebendigen Bewußtsein zu bringen, insofern er also die Mittel zu diesem Zweck verständig wählt und anwendet, muß er den Kenner jederzeit auf eine gedoppelte Art, durch die moralische und durch die Naturzweckmäßigkeit, ergötzen. Durch jene wird er das Herz, durch diese den Verstand befriedigen. Der große Haufe erleidet gleichsam blind die von dem Künstler auf das Herz beabsichtigte Wirkung, ohne die Magie zu durchblicken, vermittelst welcher die Kunst diese Macht über ihn ausübte. Aber es giebt eine gewisse Klasse von Kennern, bei denen der Künstler, gerade umgekehrt, die auf das Herz abgezielte Wirkung verliert, deren Geschmack er aber durch die Zweckmäßigkeit der dazu angewandten Mittel für sich gewinnen kann. In diesen sonderbaren Widerspruch artet

1) Beziehung auf Richardsons berühmten Roman, der 1748 unter dem Titel Clarissa erschien und auch für die deutsche Litteratur epochemachend ward.

öfters die feinste Cultur des Geschmacks aus, besonders wo die moralische Veredlung hinter der Bildung des Kopfes zurückbleibt. Diese Art Kenner suchen im Rührenden und Erhabenen nur das Verständige; dieses empfinden und prüfen sie mit dem richtigsten Geschmack, aber man hüte sich, an ihr Herz zu appelliren. Alter und Cultur führen uns dieser Klippe entgegen, und diesen nachtheiligen Einfluß von beiden glücklich besiegen, ist der höchste Charakterruhm des gebildeten Mannes. Unter Europens Nationen sind unsre Nachbarn, die Franzosen, diesem Extrem am nächsten geführt worden, und wir ringen, wie in allem, so auch hierin, diesem Muster nach.

F. v. Schiller (1792).

133. Der Wettkampf, ein Bild des griechischen Lebens.

(Rede bei einer akademischen Preisvertheilung in Göttingen.)

Sie kennen alle jenes Gemälde, in welchem ein geistvoller Künstler[1] unserer Tage es gewagt hat, mit kühner Hand den Anfang aller Menschengeschichte darzustellen. Der Riesenbau, der als ein Denkmal titanischen Uebermuths in den Himmel steigen sollte, ist durch die Hand des göttlichen Zorns gehemmt, und die Geschlechter der Menschen, aus schmachvollem Frohndienste befreit, trennen sich in Gruppen, um von nun an verschiedene Bahnen einzuschlagen.

Mit trägem Schritt zieht in der Mitte ein Volk dahin, das von niederen Lüsten beherrscht, die Bilder der Götzen, welche hier zu Schanden geworden sind, in dumpfem Wahn umklammert hält; zur Linken sehen wir eine edlere Schaar, eine Gruppe von Hausgenossen, traulich versammelt um das Haupt eines Patriarchen, welcher mitten unter dem Toben der Völker wie ein guter Hirt die Seinen zusammenhält; zur Rechten aber sprengt eine Jünglingsschaar in das Land, um mit stürmender Hand die Welt zu gewinnen.

Während der Sohn des Sem rückwärts blickend noch versenkt ist in den Anblick des lebendigen Gottes, der sich im Strafgerichte offenbart hat, sind die Japhetiden nur vorwärts gerichtet; im frohen Gefühle entfesselter Kraft eilen sie in die Bahn wetteifernder Thatenlust. Bald lassen sie die andern Völkergruppen weit hinter sich zurück und beginnen, in Stämme und Zungen mannigfach gegliedert, unter einander den großen Wettkampf, indem sie über die gegen Abend gelegenen Hoch- und Tiefländer der Erde rastlos sich ausbreiten und an ihre Schritte den Gang der Weltgeschichte fesseln.

Diese Stämme haben alle den männlichen Trieb der Thatenlust als Erbtheil empfangen; sie sind alle zu staatgründenden Völkern geworden; sie haben sich in Heldenliedern bezeugt; sie haben in Bild- und Bauwerken bleibende Denkmäler auf Erden hinterlassen. Je weiter sie aber im Osten zurückgeblieben sind, um so früher erscheinen sie uns in ihrer lebendigen Entwickelung gehemmt, in unbeweglichen Lebensformen erstarrt, oder auch

1) Kaulbach in seinem „Thurmbau zu Babel."

mit fremdartigen Bestandtheilen dergestalt verwachsen, daß jener Grundzug der arischen Völker verhüllt oder verwischt worden ist.

Um so reiner tritt er uns wieder entgegen, wenn wir aus Iran und Mesopotamien zu jenen Stämmen kommen, die früher und weiter gegen Abend gewandert sind, die im kleinasiatischen Halbinsellande Wohnung gemacht und mit Vorliebe solche Gegenden aufgesucht haben, wo Meer und Gebirge sich durchdringen. Wie nahe liegen die Wohnsitze der Lycier den Grenzen assyrischer Machtbildung, und welch ein Gegensatz zwischen den entnervten und in äußerlicher Pracht verkommenen Gestalten, die uns in den Palästen von Ninive entgegentreten, und jenem apollinischen Volke, das sein enges Land zwischen Fels und Meer so heldenmüthig allen Barbaren gegenüber vertheidigt hat, dessen Kunst, wie unzählige Denkmäler bezeugen, das Gepräge jenes höhern Lebens trägt, welches das untrügliche Kennzeichen des hellenischen Völkergeschlechts diesseits und jenseits des ägäischen Inselmeers ist! Wenn Sie daher, hochverehrte Anwesende, dem raschen Gedankenzuge von Babel bis Jonien gefolgt sind, so werden Sie jetzt dem Vertreter des klassischen Alterthums, welchem Sie die Ehre gönnen an diesem Tage Ihr Redner zu sein, wie ich hoffe, um so lieber gestatten, auf dem Gebiete zu verweilen, an dessen Grenze er Sie geführt hat, und den Gedanken näher zu entwickeln, daß jener Grundzug des arischen Volkscharakters — wetteifernde Thatenlust — bei den Hellenen in größter Reinheit und vorbildlicher Bedeutung sich uns offenbart.

Sollte ich Ihnen mit einem Worte ein Kennzeichen des hellenischen Lebens angeben, durch das es sich von dem aller andern Völker unterscheidet — ich würde sagen, es sei der Kranz. Ja der Kranz ist das Wappenzeichen der Hellenen, das Symbol ihrer eigenthümlichen Macht und Größe. Warum erschraken sonst die stolzen Feldherren im Gefolge des Xerxes, als sie hörten, daß während des Anrückens ihrer Land- und Flottenheere die Griechen am Alpheios um Olivenkränze stritten? Sie erschraken, weil ihnen die Ahnung aufging von einer ihnen durchaus neuen Schätzung des Lebens, von einer Ansicht, die nicht im behaglichen Besitze, im ruhigen Genusse, sondern im Ringen und Streben den Werth des menschlichen Daseins suchte, und dieser Ansicht, das fühlten sie, müsse eine ganz eigene Art des Heldenthums entsprießen. Es war aber nicht nur in Delphi und Olympia, es war überhaupt nicht nur in den Schranken der Rennbahn, daß die Hellenen ihre Wettkämpfe hielten; ihr ganzes Leben, wie es uns in der Geschichte des Volks vorliegt, war ein großer Wettkampf.

Ein Wettkampf — zunächst der Stämme. Zwar sehen wir auch in der orientalischen Geschichte die verschiedensten Stämme mit einander ringen; ein Volk erhebt sich über das andere und drängt es aus seiner Stelle; aber hier gilt es nur einen bestimmten Besitz. Ist dieser gewonnen, so folgt das Leben wieder den alten Geleisen; mit Erreichung des Ziels hört das Streben auf, und der Stämme Eigenthümlichkeit verschwindet.

Die hellenische Geschichte beginnt, so wie sich die Stämme einander gegenübertreten; sie besteht wesentlich in der Wechselwirkung derselben und schließt, so wie diese aufhört.

Freilich treten sie nicht gleichzeitig auf. An der Ostseite des griechischen Meeres erwacht das geschichtliche Leben, in den Küstenländern Kleinasiens, wo hellenische Stämme ihrer Kraft und ihres Berufs bewußt werden. Aber kaum haben sie den älteren Seevölkern die Kunst der Schifffahrt abgelernt, so fahren sie westwärts von Küste zu Küste, um die jenseitigen Bruderstämme zu erwecken und zum Wettkampfe aufzurufen. Zunächst sind sie die Gebenden. Sie bringen Schrift und Maß, sie lehren neue Götter kennen und verehren, sie lehren Städte bauen und Staaten gründen. Aber während des Empfangens erstarken die Binnenvölker; ein Stamm nach dem andern unter ihnen erhebt sich, und so wie sie aus den engen Bergkantonen hervortretend mit dem Meere in Berührung kommen, gewinnen sie Namen und Bedeutung. Nun drängen sie die jenseitigen Stämme bei Seite, nun gründen sie eigene Staaten — achäische, äolische, dorische — und je mehr diese Staaten in Städten ihren Mittelpunkt finden, um so bestimmter prägt sich der Stämme Eigenthümlichkeit in Verfassung, Kunst und Sitte aus, um so lebhafter entbrennt der große Wettkampf. Denn nun bilden sich nicht nur die Hauptunterschiede aus, die des dorischen und jonischen Wesens, sondern auch innerhalb der Stämme beginnt der Städte Wettkampf, namentlich bei den Joniern, welche nur in der mannigfaltigsten Entwickelung ihre Befriedigung finden.

Blicken Sie auf die Küste Kleinasiens! Auf einem Raume, welchen man mit heutiger Geschwindigkeit in kurzer Tagesfahrt durchmessen könnte, erheben sich zwölf Städte neben einander, und jede Stadt ist eine Welt für sich. Niemals ist so viel Geschichte auf so engem Raume zusammengedrängt gewesen, niemals in regem Wetteifer der Kräfte so viel Energie entfaltet worden. Jede Stadt sucht ihren Beruf. Die eine ist landeinwärts gerichtet; sie ist beschäftigt den Binnenhandel an sich zu ziehen, die reichen Flußthäler auszubeuten, Lydien und Hellas zu verbinden. Die anderen Städte sind ganz der See zugekehrt, unter einander wetteifernd unbekannte Meere zu durchschiffen, neue Länder und Völker, neue Schätze der Erde zu entdecken. Milet dringt durch die Pforten des Pontus; aus dem Schleier nordischer Nebel zieht es die unermeßlichen Kornebnen Scythiens, während es zugleich die Wunder des Nillandes aufschließt; den fernen Westen entdecken die kühnen Seefahrer aus Samos und Phokaia, die ebensowohl Kriegsleute wie Kauffahrer waren. Zur Sicherung ihrer Handelsverbindungen gründen sie ihre überseeischen Factoreien, diese erwachsen zu blühenden Tochterstädten, welche an den Ufern des Don wie am Rhone und Ebro die Pflanzschulen hellenischer Sitte wurden.

Milet war die Königin der Meere, ein griechisches Tyrus, der Markt der Welt. Athen und Sparta waren Winkelstädte gegen Milet — ja das ganze Griechenland, das wir das eigentliche zu nennen pflegen, war an Wohlstand, Glanz und Weltbildung von den westlichen und östlichen Colonieen weit überflügelt.

Aber in diesem Gedeihen lag der Keim der Entartung. Und worin zeigte sich diese? In nichts anderem, als daß die üppigen Städte dem Principe des hellenischen Lebens untreu wurden; der Wetteifer erschlaffte, die Spannkraft erlahmte in trägem Wohlbehagen des Genusses. Darum

erblich der Glanz des schönen Joniens; ja des ganzen Stammes Geschichte hätte sich rasch zu Ende geneigt, wenn nicht Athen sie aufgenommen hätte.

Die Armuth war die Gespielin hellenischer Größe. Auf Attikas dürftigerem Felsboden hatte jonische Volkskraft sich gesund erhalten in der Abwechselung von Arbeit und Genuß, in der glücklichen Verbindung von Freiheit und Zucht, von Tapferkeit und Kunstpflege.

Nun wurde der Wettkampf, in welchem sich die Geschichte der Hellenen vollzieht, mehr und mehr ein Wettkampf zweier Staaten. In Sparta war dorische Stammesart am kräftigsten ausgeprägt; Sparta stand an der Spitze der Nation, als der Verfall Joniens anfing; es hatte einen weiten Vorsprung vor Athen. Aber die Ferne des Ziels schreckt den Muthigen nicht; sie spannt nur um so höher seine Kraft. Bald sah Sparta sich überflügelt und wurde nun immer spröder, immer abgeschlossener und schwerfälliger, je freier Athen sich entfaltete, je freudiger es in den Schranken voraneilte. Ja als zum großartigsten Wettkampfe die Persernoth alle Kräfte des Griechenvolkes aufrief, da hat Athen in der Schule der schwersten Drangsale mit unglaublicher Anstrengung und Opferfreudigkeit den Ehrenkranz gewonnen. Es hat die sittliche Idee der griechischen Geschichte am tiefsten erfaßt, am vollständigsten verwirklicht, und was für den olympischen Sieger der Gesang des Pindar war, das ist für Athen die Rede des Perikles, in welcher er die Gräber des Kerameikos weihte[1] und zugleich — seinen Mitbürgern zur Erhebung, allen nachfolgenden Menschengeschlechtern zur Bewunderung — ein lebensvolles Bild dessen entfaltete, was unter göttlichem Segen durch der Bürger wetteifernde Tüchtigkeit Athen geworden war.

Zum Tode verwundet kam Athen aus dem Bürgerkriege hervor, aber, so oft es sich erholt, beginnt es von neuem den Wettkampf gegen Sparta wie gegen Theben, mit dem der weit zurückgebliebene Stamm der Aeolier noch einmal in die Schranken eintritt; es erneuert Macedonien gegenüber seinen geschichtlichen Anspruch die erste Stadt der Hellenen zu sein, und seine letzten Versuche sind auch die letzten Athemzüge der griechischen Geschichte.

Es ist unrecht, die griechische Staatengeschichte im Vergleiche mit anderen gering zu schätzen und den raschen Verlauf derselben, ihre ruhelosen Kämpfe und Gährungen als einen Beweis dafür anzuführen, daß die Hellenen zur Lösung politischer Aufgaben nur geringe Befähigung besessen hätten.

Der beste Gegenbeweis ist die Thatsache, daß die Hellenen alle Gattungen von Staatsverfassungen bei sich ausgebildet, ihre verschiedenen Formen klar ausgeprägt und zugleich eine für alle Zeit maßgebende Staatslehre begründet haben. Ein Volk, dessen Geschichte mit der Politik des Aristoteles abschließt, ist gewiß kein unpolitisches. Aber je mehr die edelsten Staaten des Alterthums in der freien Entfaltung aller menschlichen Anlagen ihren Beruf erkannten — denn auch der einzelne Staat war eine Paläſtra bürgerlicher Tüchtigkeit, wo dem Bestbewährten als Preis Macht

1) Thucydides II, 34—45.

und Ehre ertheilt wurde — um so rascher verzehrten sich die Kräfte, um so kürzer war die Lebensdauer jener Staaten. Dazu kommt, daß nach der Schwäche menschlicher Natur jener Wetteifer der Staaten zum blutigen Kampfe wurde. Auch Athens Ehrgeiz, so edler Quelle er entsprungen war, ist zur rücksichtslosesten Herrschsucht ausgeartet, und so ist die vom Wetteifer entfachte Flamme der Begeisterung ein Feuer geworden, das im Brande des Bürgerkriegs die Blüten der Staaten frühzeitig vernichtet hat.

Lauterer und wohlthätiger ist der Wetteifer auf dem Gebiete geblieben, auf welchem alle bereit sind der Hellenen volle Bedeutung anzuerkennen. Denn während ihren Staatsbildungen — so lehrreich allen Zeiten ihre Betrachtung sein wird — doch keine über den Kreis ihrer Volksgeschichte hinausreichende Gültigkeit zugeschrieben werden kann, sind sie in Kunst und Wissenschaft bis heute die Gesetzgeber geblieben, und diese weltgeschichtliche Stellung verdanken sie jenem Triebe, der ihnen keine Ruhe ließ, bis sie das Ihrige gethan hatten, um alle dem Menschen verliehenen Kräfte zu entwickeln und dieselben bis zur vollständigen Ausbildung durch den Reiz des Wetteifers in Spannung zu halten.

Die ganze Poesie der Hellenen ist im Wettkampfe groß gezogen. In den Palästen der Fürsten, an den Grabhügeln der Helden, vor den Tempeln der Götter, auf den vollen Märkten der Städte wetteiferten die Rhapsoden. In diesen Kämpfen erstarkte die epische Kunst zu jener vollen Kraft und Sicherheit, in der uns von Anfang an das griechische Epos entgegentritt. Als Wettgesang vor dem versammelten Volke blieb die Kunst auch bei vollendeter Meisterschaft durchaus national; sie konnte nicht erstarren in schulmäßigen Formen, noch in Künstelei und Willkür des Geschmacks abirren. Sie schloß sich den Neigungen und Stimmungen der verschiedenen Stämme an, und während dem Phlegma ackerbauender Aeolier das lehrhafte Epos zusagte, gaben die feuriger bewegten, thaten- und wanderlustigeren Stämme dem Heldenliede Homers den Preis vor Hesiod.

Im Wetteifer der Stämme bildete sich die griechische Musik, ordneten und gründeten sich die nationalen Weisen lyrischer Kunst. Im Namen der Götter wurden die Hymnensänger aufgeboten, und es empfing den Ehrenpreis, wer bei dem Weihefeste des neuen Tempels die große Diana von Ephesus am herrlichsten gefeiert hatte.

Am vollkommensten aber entfaltet sich hellenischer Wetteifer in der vollendetsten Kunstgattung — im Drama. Denn ein großartigeres Schauspiel bürgerlichen Wetteifers hat die Welt nicht gesehen, als wenn zu des Dionysos Ehren die Festchöre aufzogen, welche die reichen Bürger Athens im Namen der Stämme, denen sie angehörten, ausgestattet und eingeübt hatten. Hier traten alle Geisteskräfte, mit denen die Hellenen gesegnet waren, alle Künste, die in Athen blühten, in brüderlichem Wetteifer zusammen. Die Baukunst empfing die Bürger und Gäste in ihren Marmorhallen und schmückte die Bühne mit Hülfe der Malerei und Plastik; die Orchestik ordnete die Tänze; die Musik beseelte die Chorlieder; der Schauspieler dachte sich in die Seele der Heroen hinein, deren Thaten und Leiden er dem Volke vorführte; — alles aber diente wetteifernd der königlichen

Kunst, der Poesie, die das Ganze leitend zusammenhielt. Wenn in solchem Geiste nach dem Höchsten gerungen wurde, so begreift man, daß die Athener ihrem von Land- und Seesiegen heimkehrenden Helden keine größere Ehre zu erweisen wußten, als daß sie ihm zwischen den wetteifernden Chören des Aeschylos und Sophokles das Urtheil des Preisrichters anheimgaben.

Alle Kunst der Griechen war an unmittelbare Anerkennung von Seiten des Volks gewöhnt. Der Geschichtsschreiber las dem Volke seine Geschichte vor, die Meister und Schüler der bildenden Kunst wetteiferten in Darstellung der Götter und Heroen vor dem Volke. Das ganze Volk wurde überall in die Interessen der Kunst hereingezogen; es wurden alle zum Prüfen, zum Urtheilen gewöhnt und lernten von Jugend an durch begeisterte und selbstthätige Theilnahme den Genuß erhöhen. So wurde die Kunst, so namentlich das Theater den Griechen eine Volksschule im höchsten Sinne des Worts.

So sehr es aber auch der freie Wettkampf der Kräfte war, der wie der belebende Hauch durch die gesamte Thätigkeit, durch alle Leistungen der Griechen hindurchwehte, so waren sie doch weit entfernt, den Trieb, welchen der Wetteifer anregt, seiner natürlichen Beschaffenheit zu überlassen, in welcher er mehr zum Schlechten als zum Guten führt. Sie haben den wilden Trieb gezähmt, sie haben ihn gesittigt und veredelt, indem sie ihn der Religion dienstbar gemacht haben.

An sich scheint die Religion, in welcher Form sie sich auch darstellen mag, am wenigsten geeignet und berufen zu sein, den Trieb des Wetteifers zu erwecken. Im Gefühle des Unvermögens wurzelnd, demüthigt sie den Menschen der Gottheit gegenüber und anstatt ihn zu eigenwilligen Kraftäußerungen und neuen Erwerbungen anzuspornen, verpflichtet sie ihn am Gegebenen festzuhalten und in selbstverleugnender Treue den väterlichen Ueberlieferungen anzuhangen. Wie sehr die Hellenen diese Bedeutung der Religion zu würdigen wußten, beweist die musterhafte Treue, welche sie mitten in der ruhelosen Bewegung ihres bürgerlichen Lebens den überlieferten Ordnungen des Gottesdienstes bewahrt haben; und wenn die Propheten des Alten Bundes ihre immer wankelmüthigen Landsleute auf die Heiden hinweisen: Gehet hin in die Inseln Chitim und schauet, ob es daselbst so zugehe, ob die Heiden ihre Götter ändern[1] — so findet dies auf alle Hellenen, namentlich auf die Athener Anwendung; es hat in religiösen Dingen kein conservativeres Volk gegeben.

Indessen tritt ja das Volk nicht bloß im Gefühle der Machtlosigkeit und Hülfsbedürftigkeit seinen nationalen Göttern gegenüber, sondern auch beim Opfer des Danks für den empfangenen Erntesegen, und es scheint die freudige Anerkennung und Aneignung desselben vor den Göttern die natürlichste Form des Dankes zu sein. Darum finden wir bei Hellenen wie bei Barbaren die Opfer mit Opfermahlzeiten, mit frohen Festen und Lustbarkeiten verknüpft. Hier aber tritt uns gerade die Eigenthümlichkeit des hellenischen Wesens recht deutlich entgegen. Bei den andern Völkern besteht die Festfreude im Vollgenusse der irdischen Güter; die Hellenen kannten

1) Vgl. Jeremias, Kap. 2. Vers 10. 11.

eine höhere Freude, und diese fanden sie in der durch jugendlichen Wetteifer gesteigerten und durch Theilnahme des ganzen Volks begeisterten Uebung ihrer Seelen- und Körperkräfte. Denn um ihre Götter zu ehren, glaubten sie nicht nur die Erstlingsfrüchte der Felder, die kräftigsten Thiere ihrer Herden, sondern vor allem die Blüte der Jugend in ihrer Gesundheit und Kraft den Göttern darstellen zu müssen, und zwar nicht bloß in feierlichen Aufzügen, in festlichen Tänzen, sondern auch in freudigem Wettkampfe sollten ihre Jünglinge zeigen, daß sie die reichlich empfangenen Gottesgaben zu voller Entwickelung zu fördern nicht träge gewesen seien. So sind die Wettkämpfe ein Opfer des Danks, dessen die Götter sich freuen.

Darum sind alle regelmäßigen Wettkämpfe, die wir in geschichtlicher Zeit nachweisen können, an Götterfeste geknüpft; ihre Schauplätze sind ursprünglich die Tempelhöfe, die eigentlichen Zuschauer die Götter. Ihnen wird ja alles verdankt, was zum Wettkampfe befähigt: die Spannkraft der Muskeln, die im Laufe ausdauernde Brust, die Harmonie der Glieder, die Stimme des Gesangs wie die geistbeseelte Rede; — was also immer an Ehre und Gewinn dadurch erworben wird, gebührt von rechtswegen der Gottheit. Der Mensch hat neben ihr keinen Anspruch. Die gewonnenen Dreifüße werden also zum dauernden Schmucke um das Haus des Gottes aufgestellt, und wer den goldenen Siegespreis, den er mühevoll genug errungen hat, etwa heimtragen wollte, der würde dem Gotte das Seine nehmen, er würde der Strafe des Tempelraubes verfallen, und die Gemeinde, welche ihn schützen wollte, müßte aus der Genossenschaft des gottesdienstlichen Vereins ausgestoßen werden.

Je deutlicher sich die Hellenen in ihrem Volksbewußtsein von den Barbaren unterscheiden lernten, um so lauterer und eigenthümlicher haben sie die Idee des Wettkampfes entwickelt, und diejenigen unter ihnen, welche jenen Gegensatz am kräftigsten darzustellen berufen waren, die Dorier, haben am entschiedensten dahin gewirkt, jede Rücksicht auf Eigennutz und alle unreinen Beimischungen zu entfernen. Die Werthpreise verschwinden, damit keiner, den schnöder Gewinn anlockt, an den heiligen Schauspielen sich betheilige. Der Kranz von Blättern, der Laubzweig, die wollene Binde haben ja keinen andern Werth, als daß sie Symbole des Sieges sind, die von den Göttern selbst — wie die dem Timoleon von der Tempeldecke auf das Haupt fallende Binde — oder in der Gottheit Namen von den stellvertretenden Preisrichtern vor den Augen des Volks ausgetheilt werden.

Der Kranz ist von dem Baume, welcher dem Gotte heilig ist. Wer mit dem Kranze angethan wird, stellt sich dadurch als ein dem Gotte Zugehöriger dar; er wird ihm zugeeignet, und gleich wie das Opferthier bekränzt wird, damit es als göttliches Eigenthum gegen jede unheilige Menschenhand sicher gestellt werde, wie Häuser, Straßen, Plätze durch ihre Bekränzung den Göttern sinnbildlich zugeeignet werden, deren Laub sie tragen — so wurde auch der Sieger, wie ein den Göttern wohlgefälliges Opfer, mit Binden geschmückt, mit Kränzen geweiht. Auf alten Vasenbildern sehen wir den stolzen Sieger, dem das beneidenswertheste Erdenglück zu Theil geworden ist, dargestellt, wie er sich demüthig den starken

Arm umbinden läßt, um dann im Tempel vor den Augen des Gottes Palmzweig und Kranz zu empfangen. Auch die Kränze pflegte der Sieger nicht als Eigenthum mitzunehmen, sondern im Heiligthume der heimatlichen Gottheit, die seine Jugend gnädig behütet hatte, aufzuhängen.

Damit steht noch ein anderes in nahem Zusammenhange, nämlich daß in den Schranken nicht gestattet war mit roher Kraft zuzufahren oder nach eigenen Gelüsten den Kampf zu führen. Es wurde ja niemand zugelassen, welcher nicht nach hellenischem Brauche kunstmäßig seine Kraft ausgebildet hatte, und keiner empfing den Siegerkranz, welcher sich nicht allen feierlich beschworenen Normen des Kampfes willig unterworfen hatte.

So haben die Hellenen durch einfache Bräuche und Satzungen den Menschen auf des Glückes Gipfel demüthig zu halten gewußt: sie haben den Sporn des Wetteifers angewendet, um sich gegen des Fleisches Trägheit zu schützen; aber sie haben den Eifer von allem Selbstischen zu klären gesucht, sie haben den wilden Trieb des Ehrgeizes geordnet und veredelt durch die Zucht des Gesetzes und der Religion.

Was sie als Ziel erstrebten, liegt deutlich vor uns; in diesem Streben offenbart sich uns der Geist der Hellenen auf der Höhe seiner sittlichen Kraft, und die Anerkennung desselben sollen wir uns nicht etwa durch den Gedanken verleiden lassen, daß jenes Streben in Wirklichkeit ein durch Leidenschaft vielfach getrübtes, durch Schwäche gehemmtes gewesen sei. Das ist freilich leicht zu erkennen und nachzuweisen. Aber wenn ein Mann, mit herrlichen Gaben geschmückt, segensreich in unserer Mitte gewirkt hat, so werden wir doch, wenn wir sein Leben und Wirken darstellen, nicht bei den Mängeln und Schwächen verweilen, welche er mit allen Wesen seiner Art theilte, sondern vorzugsweise bei dem Großen und Ausgezeichneten, bei der besonderen Kraft, die Gott in ihm uns hat offenbaren wollen. Ebenso dürfen und sollen wir auch die Völker des Alterthums betrachten. Dieser Idealismus ist das schönste Vorrecht der klassischen Philologie. Denn was ein Einzelner, was ein Volksstamm in der Blüte seiner Kraft, im höchsten Aufschwunge seiner Natur, in seinen besten Tagen und Stunden ist, das ist er wirklich und ganz, und das sollen wir zur Erinnerung unserem Gemüthe einprägen.

So lange die Hellenen in dieser Weise um den Kranz kämpften, waren sie ein mächtiges, ein unüberwindliches Volk; so wie ihre Schwungkraft ermattete, verlor der Kranz seine Bedeutung und blieb nur als eitler Schmuck in Geltung. Die Kirchenväter eiferten gegen die Bekränzung, weil sie in ihr nur eins der auffallendsten Zeichen heidnischer Götterverehrung sahen. Uns aber soll der hellenische Kranz kein Aergerniß sein, sondern das Symbol eines auch für uns vorbildlichen Strebens.

Dieser Standpunkt ist durch die ehrwürdigste Autorität unserer Kirche vertreten. Denn derselbe Mann, der auf dem Areopag den unbekannten Gott verkündete und statt des Kranzes das Kreuz mit der Dornenkrone in Hellas aufrichtete — wie sehr liebt er es sich selbst in seinem Ringen und Laufen einem Wettkämpfer zu vergleichen, wie eindringend ermahnt er seine Korinther, ihren isthmischen Kampfhelden nachzueifern,

wie treffend hebt er in seinen Briefen die vorbildliche Bedeutung der hellenischen Agonistik hervor! Diese findet er zunächst in der Enthaltsamkeit, der sich der Kämpfer befleißigen muß, um seinen Leib leicht und kampfrüstig, seine Glieder schwungkräftig zu erhalten; zweitens ist es der Gehorsam, der gefordert wird, die Verleugnung aller selbstsüchtigen Willkür, die Anerkennung einer festen Ordnung, in welcher dem Kleinode nachgejagt werden soll; es ist endlich — wie es die Alten in den Erzbildern ihrer Olympioniken unnachahmlich darzustellen wußten — das Sichvorwärts-strecken des ganzen Menschen nach einem Ziele, zu dem alle berufen werden, zu dem viele laufen, aber nur wenige gelangen.

So sollen also auch wir das Große, das im Alterthume offenbar geworden ist, nicht bloß erkennen und schön finden, wir sollen nicht schwärmen in bewundernder Erinnerung an das hohe Streben der Hellenen, sondern wir sollen das, was daran ewig gültig ist, der Vergangenheit entreißen und uns mit kräftigem Entschlusse aneignen. Denn nicht für sich, sondern für alle kommenden Geschlechter haben die Hellenen den Barbaren alter und neuer Zeit gegenüber die Wahrheit an das Licht gebracht, daß nicht das Besitzen und Genießen, sondern das Ringen und Streben bis ans Ende des Menschen Beruf und seine einzige wahre Freudenquelle sei.

Man hat den Deutschen wohl die Ehre erwiesen, ihnen ein besonderes Verständniß des hellenischen Wesens zuzutrauen. Gewiß ist, daß unser Volk in seiner ganzen Entwickelung durch eine Reihe wichtiger Analogieen auf die Geschichte der Hellenen hingewiesen ist. Die Geschichte beider Völker ist nicht nur aus der ihrer Stämme erwachsen, sondern hat den Charakter einer solchen länger festgehalten als bei anderen Völkern der Fall ist. In Hellas wie in Deutschland hat sich das lebendige Sonderbewußtsein der Stämme gegen den Abschluß einer ausgleichenden Staatsordnung gesträubt und alle Versuche vereitelt, die gemeinsame Volksthümlichkeit in allgemein gültigen und dauerhaften Staatsformen auszuprägen. Hier wie dort ist die nationale Einheit ein geistiger, ein innerlicher Besitz geblieben, eine über den einzelnen Stämmen und Staaten schwebende Idee. Um so mehr ist die geistige Verwirklichung derselben ein Gegenstand des Wetteifers geworden, indem von den begabteren Stämmen jeder nach seiner Weise in Glauben und Sitte, in Kunst und Wissenschaft das nationale Bewußtsein auszubilden gestrebt hat, und was in diesem großen Wettkampfe der Kräfte Gutes und Schönes gelungen ist, das ist bei den Deutschen wie bei den Griechen des ganzen Volkes Gesamtbesitz geworden, und wer kann verkennen, wie viel auch unsere Bildung, unsere Litteratur diesem Wettkampfe verdankt! E. Curtius (1856).

134. Rede über das Alter.

(Gehalten in der Akademie der Wissenschaft zu Berlin am 26. Januar 1860.)

Wer hat nicht Cicero de senectute gelesen? sich nicht erhoben gefühlt durch alles, was hier zu des Alters Gunsten, gegen dessen Verkennung oder Herabsetzung gesagt wird? Traun, es sind lauter ernste,

männliche Gedanken, in gefüger Gliederung fortschreitend und sich entfaltend, von triftigen Beispielen und Bildern belebt, mit einer freien Aussicht auf die Fortdauer der Seele nach dem Leben ruhig beschlossen. Gleich die an die Spitze gestellten Ennischen Verse:

o Tite, si quid ego adjuero curamve levasso,
quae nunc te coquit et versat in pectore fixa,
ecquid erit praemi?

spreiten einen wohlthuenden, anhaltenden Schimmer über die ganze Schrift, welche fortan mit diesen Anfangsworten „o Tite" jedem deutlich bezeichnet werden durfte,[1] wie sie Cicero auf seinen bewährten Freund Atticus, den er mit traulichem Vornamen anzureden pflegte, schlagend anwendet. Nur in dieser Vorrede aber tritt er redend auf; das Buch selbst ist in einen Dialog zwischen Cato major, Scipio und Laelius eingekleidet, wo jedoch, nachdem einige Reden gewechselt sind, der erstere bald allein das Wort führt, und desto schärfer ausfallen muß der Eindruck hier gesprochener Lehren und Mahnungen, als sie in eines der größten Römer Mund gelegt werden, der zur Zeit, wo Cicero sein Buch niederschrieb, bereits ein Jahrhundert in hohem Alter dahin geschieden war, aber noch bei allen Menschen im regsten, frischesten Andenken stand.

Vor Augen, gleichsam zu Vorbild hatte Cicero ein ähnliches Gespräch des Aristo Chius, eines Schülers von Zeno, das nicht auf die Nachwelt gekommen ist, so daß sich auch keine Vergleichung anstellen läßt, wie viel oder wenig daraus geschöpft worden sein kann. Nur das zieht Cicero selbst hervor, daß in der griechischen Schrift Tithonus als redend auftritt. Dieser Tithonus war der Göttin Eos menschlicher Gemahl, für den sie sich Unsterblichkeit zu erbitten unterlassen hatte, und den sie, sobald sein Haar graue Spitzen zu zeigen begann, in eine Kammer sperrte und bis an sein Ende mit Ambrosia fütterte. Allen Griechen galt er für einen abgelebten, hülflosen Greis, von dem sich eher jammervolle Klagen über das verwünschte Alter erwarten ließen, als eine sittliche Schutzrede, wie sie der hochaltrige, rüstige Cato liefert. An die Stelle des mythischen Interlocutors einen angesehenen, in der Geschichte fest wurzelnden Römer zu setzen, war offenbar eine glückliche Wahl.

Zuvörderst hebt sich nun die Frage nach dem Zeitpunkt des eintretenden Alters, so wie nach den dadurch bedingten Abschnitten oder Stufen des Menschenlebens, und darüber begegnen bei den verschiedenen Völkern abweichende Annahmen, obgleich sie in den Hauptergebnissen, eben weil diese die Natur selbst festgesetzt hat, dennoch wieder zusammentreffen.

Wie schon der Begriff einer aus dem Kindesalter allmählich aufsteigenden Jugend und Mannbarkeit mannigfach wechselt, nicht anders schwankt auch die Bestimmung des Mannes- und Greisenalters. Da wir im allgemeinen zwischen Jung und Alt scheiden, wird an sich schon oft der bloße Gegensatz von Jugend und Alter genügen, ungefähr wie bei den Jahreszeiten zwischen Sommer und Winter, wonach unsere Vorfahren

1) Ciceros Briefe an Atticus, B. 16; 3 und 11.

den Verlauf der Zeit ausreichend berechneten. Nahe lag, das unaufhaltsam vorschreitende Alter gleich der Zeit an uns herantreten oder eintreten zu lassen: der Winter steht vor der Thür, das Alter steht vor der Thür, auf der Schwelle, nach dem griechischen Ausdruck ἐπὶ οὐδῷ. Sobald aber diese Stufen und Schwellen genauer angezeigt werden sollen, stellt sich eine Dreigliederung von Kind, Mann und Greis dar, wieder ähnlich der von Frühling, Sommer und Winter. Es ist bekannt, daß in der Anschauung vieler Völker ein Unterschied dreier Jahreszeiten ausreichte, daß aber bei andern der Herbst noch als besondere Epoche dazwischen trat; beinahe wie sich Kindheit, Jugend, Mannes- und Greisenalter trennen. Wenn die Römer bereits mit dem funfzigsten Lebensjahre die senectus eintreten ließen, so sind nur zwei Glieder, pueritia und iuventus, als ihr vorausgehend gedacht, also im zweiten Gliede Jugend und Mannheit zusammenrinnend; die Eintheilung in pueros, iuniores et seniores erschöpft alles. Werden aber vier Lebenseinschnitte aufgestellt, so treten Jugend und Virilität von einander ab, und die Jugend wird als ein der Kindheit näherer Zustand, Mannesalter als zum Greisenalter neigend angesehen, Jugend ist volle Entfaltung der Blüte, Mannheit ist fruchtbare Zeit der Ernte. Ἐπὶ γήραος οὐδῷ (in limine senectutis) wird gewöhnlich vom Eintritt in das Greisenalter, zuweilen auch schon von dem höchsten Ziel, von der Schwelle, die das Leben vom Tode scheidet, verstanden. Das Greisenalter gleicht den abnehmenden Wintertagen, an welchen die Sonnenstrahlen schräge fallen, dann aber noch einen fernen Schein über den Himmel werfen, wie in unserm Landstrich wir besonders an heiteren Novembertagen gewahren. Schwierig bleibt im Latein der Unterschied zwischen adolescentia und iuventus, den unsere eigene Sprache vollends gar nicht erreicht: adolescens bezeichnet den Aufwachsenden, juvenis den Vollwüchsigen, doch ist iuvenis mehr als ἔφηβος, welches dem puber entspricht; häufig fallen beide Ausdrücke adolescens und iuvenis zusammen. Wie Hippokrates insgemein die Perioden des Lebens nach der Siebenzahl ermißt, hat man, doch erst späterhin, auf das anschaulichste sieben Stufen angesetzt, deren drei erste das aufsteigende Alter, die drei letzten das absteigende darstellen: die drei ersten sind 1 infans, 2 puer, 3 adolescens, die letzten 5 vir, 6 senex, 7 silicernius, so daß den vierten Platz oder Gipfel des Lebens der iuvenis, Jungmann, behauptet.

Eine hiervon wiederum unterschiedene, bei uns Deutschen aber ehmals verbreitete Fassung nimmt zehn Stufen an. In meiner Eltern Stube hing ein kunstloses Bild davon an der Wand, das sich meinem Gedächtniß unauslöschlich einprägte: auf der ersten Stufe stand die Wiege, aus der nur der Kopf des Kindes hervorguckte. Die zweite Stufe betraten ein Knabe und ein Mädchen, einander an der Hand fassend und sich anlachend. Auf der dritten vorgebildet war ein Jüngling und eine Jungfrau, die sich zwar Arm in Arm legen, jedes aber vor sich hinschauen. Oben in der Mitte an vierter Stelle befanden sich Jungmann und Jungfrau, d. i. Braut und Bräutigam, beide alleinstehend, er mit dem Hut in der Hand vor ihr, sie sich verneigend. Auf der fünften Stufe steigen ab Mann und Frau, frei einander führend, auf der sechsten alter Mann

und alte Frau, sich noch die Arme reichend, schon ein wenig gebückt, auf der siebenten endlich wieder unten Greis und Greisin, jeder mit Stock und Krücke sich forthelfend, und vor ihren Schritten öffnet sich ein Grab. Die Nothwendigkeit des Stabs auf der letzten Stufe mahnt an den bekannten Ausspruch, daß das Kind auf vier Beinen, der erwachsene Mensch auf zweien, der Greis auf dreien einhergehe. Mir zweifelt nicht, wollte ein großer Maler ein solches Bild reich auffassen und mit aller Lebensglut ausführen, es könnte eins der anmuthigsten Kunstwerke entspringen. Statt der sieben werden aber auch zehn Stufen oder Alter aufgestellt und in Worten folgendermaßen erklärt: 10 Jahr ein Kind, 20 Jahr ein Jüngling, 30 Jahr ein Mann, 40 Jahre stille stahn, 50 Jahr geht Alter an, 60 Jahr ist wohlgethan, 70 Jahr ein Greis, 80 Jahr schneeweiß, 90 Jahr der Kinder Spott, 100 Jahr gnad dir Gott. Oder mit Abweichungen: 10 Jahr ein Kind, 20 ein Jüngling, 30 ein Man, 40 stillstan, 50 wohlgetan, 60 abgan, 70 dein Sel bewar, 80 der Welt Narr, 90 der Kinder Spott, 100 nun gnad dir Got. Oder auch 40 wohlgetan, 50 stillestan, 60 abelan, 70 Greise, 80 aus der Weise, 90 der Leute Spot, 100 erbarm dich Got. Diese Reime sind kaum über das 15. Jahrhundert hinauszurücken, was doch keineswegs ausschließt, daß nicht auch früher schon ähnliche in Umlauf gewesen sein sollten. Mit dem Stillstand im vierzigsten gegenüber dem dreißigsten Jahr scheint in der That die Schwebe zwischen Jünglings- und Mannesalter, ein Gipfel der Kraft gemeint, und im funfzigsten hebt, wie bei den Römern, das Alter an, doch die letzte Fassung verlegt das Stillstehen erst in das funfzigste Jahr. Die unbestimmte bald auf 40, bald auf 50 und 60 erstreckte Bezeichnung „ist wohlgethan" scheint ein schon genügendes, genugsames Lebensziel auszudrücken. Die drei letzten führen das römische silicernium, d. i. das dem Leichenmahle nahe stehende Greisenalter näher aus:

i sane. ego te exercebo hodie, ut dignus es, silicernium,

heißt es bei Terenz Adelphi IV 2, 48; nach dieser Schelte bildete sich ein adjectivischer silicernius, und der senex silicernius, decrepitus senio combustus ist der wieder kindisch gewordene Greis, der auch gleich einem Kinde genährt, gleich jenem Tithonos von der Eos mit Ambrosia erhalten werden muß, dessen sich Gott erbarme und die Leute spotten. Ohne Zweifel ist die Vorstellung von sieben Stufen, auf deren erster und letzter Kind und Greis symmetrisch einander gegenüber stehen, gründlicher als die nach der Hundertzahl erdachte von zehn Stufen, deren eigentlich eilfe anzunehmen wären, da dem Kinde die erste gebührt, wie der Greis die letzte erfüllt. Ausnahmen eines über die Schnur streifenden Lebens sind der Natur nicht entgegen, die es liebt hinter der Regel ihres Verlaufs noch Nachzügler erscheinen zu lassen; sie überschreiten das Normalalter, wie es unter allen der Psalmist am deutlichsten vorhält: Unser Leben währt siebenzig Jahre; wenn es hoch kommt, so sind's achtzig Jahr, und wenns köstlich gewesen ist, so ists Mühe und Arbeit gewesen, denn es fähret schnell dahin, als flögen wir davon. Unter unsern Vorfahren hergebracht war eine zusagende progressive Berechnung des Menschenalters,

wie sie ein Hausvater den ihn zunächst umgebenden Gegenständen entnehmen konnte: ein Zaun währt drei Jahre, ein Hund erreicht drei Zaunesalter, ein Roß drei Hundesalter, ein Mann drei Rossesalter; hier stehen wir wieder am Ziel von einundachtzig Jahren. Es ist nicht anzunehmen, daß die ewigen Naturgesetze, deren Dauer und Ebenmaß sich bedingen, in Bezug auf Alter und Wachsthum der Menschen, jemals abgewichen seien: und wie zu keiner Zeit ein anderes Grab als das siebenschuhige für uns Sterbliche erfordert wurde, ging auch das Alter niemals über jene großen Hauptstriche hinaus. Alle die zahlreichen Beispiele längerer Lebenszeit sind entweder einzelne, seltene Ausnahmen oder mythisch, unbeglaubigt und unglaubhaft. So berichtet die nordische Sage von einem König Ani, der durch Hinopferung seiner Söhne ein höheres Alter errungen hatte, zuletzt wieder, einem Kinde gleich, Milch trinken und, weil er nicht mehr gehen konnte, im Bette getragen werden mußte; nach ihm hieß ein schmerzloses gebrechliches Alter Ana sött, Anis Krankheit. Doch nicht Opfer, nicht Gebete können das Alter fern halten, wohl aber vermag ihm die stärkere und genährte oder die schwächere und verschwendete Lebenskraft jedes Menschen längeren oder nur kürzeren Widerstand zu leisten; und wie jene Stufen des Lebens herüber und hinüber schwanken, ist kein Wunder, daß es im einzelnen Fall bald früher oder später eintritt. Nimmer aber bleibt es aus, kündigt sich durch Zeichen, gleichsam geheime Boten an, unversehens an und läßt sich als unwillkommner, uneingeladener Gast zuletzt nicht mehr abweisen. Man sagt, es schleiche schneller heran, als einer gedacht hätte, obrepere eam citius aiunt quam putassent, wie die langsamen, aber unablässigen Schritte eines Wanderers plötzlich an der Schwelle stehen, und wie es Goethe ausmalt:

Das Alter ist ein höflich Mann,
Einmal übers andere klopft er an;
Aber nun sagt niemand herein
Und vor der Thüre will er nicht sein,
Da klinkt er auf, tritt ein so schnell,
Und nun heißts, er sei ein grober Gesell.

Denn zu allen Zeiten haben die Menschen das nahende Alter übel empfangen, gehaßt, gescholten und verflucht, oder sind doch in Wehklage darüber ausgebrochen; vielleicht bei keinem andern Volke war es so in Abscheu, wie bei den an der Fülle des Lebens schwelgenden Griechen. Hesiod[1] nennt es „das verderbliche," und Euripides „schwerer als die Bergspitzen des Aetna." Anderer Stellen wären eine Menge anzuführen, aber auch leicht ihnen solche beizufügen, in welchen weise und erfahrene Männer das Alter günstig beurtheilen und die von ihm abhängigen Vortheile ins Licht setzen. Man lese, was Plato zu Eingang der Republik ausgeführt hat.

Jener, man könnte sagen, volksmäßige Widerwille und Abscheu vor dem Alter ist auch ungerecht, da es nicht wie der Tod Kinder, Jünglinge, Männer und Greise auswählend dahinrafft, sondern gleichmäßig und allmählich über das ganze Menschengeschlecht erst im letzten Ziel, folglich als allgemeine, unvermeidliche Nothwendigkeit der verlaufenden Zeit

1) Hesiod, Theogonie v. 225. Euripides, der rasende Herakles v. 637.

eintritt, so daß Alter gleichviel mit Zeit bedeutet und wir die Abschnitte der Zeit selbst Zeitalter benennen. Es liegt ein Widerspruch darin, daß während alle Menschen alt zu werden wünschen, sie doch nicht alt sein wollen. Der Greis sollte von Dank erfüllt fühlen, daß ihm zur letzten Lebensstufe vorzuschreiten vergönnt war; er hat nicht nöthig zu jammern, wenn sie annaht; es ist ihm gestattet mit stiller Wehmuth hinter sich zu blicken und nach dem schwülen Tag in abendlicher, labender Kühle gleichsam auf der Bank vor seiner Hausthür sitzend, sein verbrachtes Leben zu überschlagen. Solch ein Hochbejahrter, den das Schicksal aufgespart hat, dem Verwandte und Freunde vorausgestorben sind, nur noch deren Nachkommen zur Seite stehen, darf sich dann auch einsam und verlassen fühlen, Freude und Trauer mischen. Ich kann nicht umhin eine Stelle Walthers von der Vogelweide hier auszuheben, worin mit tiefer Empfindung ausgesprochen wird, wie der nach langer Abwesenheit endlich in seine Heimat zurückkehrende Dichter alles, außer der Natur selbst, verändert findet, gleich den aus Zauberschlaf Erwachten, die eine Stunde geschlummert zu haben meinen und hundert Jahre verschlafen haben, so daß niemand von den Leuten sie wieder erkennt. Das Lied geht sicher auf Walther selbst und ist sein schönstes, echtestes; man vernehme die Worte in ihrer alten, von der heutigen nur wenig abstehenden Gestalt:

Owê war sind verswunden alliu mîniu jâr!
ist mir min leben getroumet oder ist ez wâr?
daz ich ie wânde daz iht wære, was daz iht?
dar nâch hân ich geslâfen und enweiz es niht.
nû bin ich erwaht und ist mir unbekant
daz mir hie vor was kündic als mîn ander hant.
lint und lant, dannen ich von kinde bin geborn,
die sint mir fremede reht als ob ez sî verlorn.
die mîne gespilen wâren, die sint træge und alt,
bereitet ist daz velt, verhouwen ist der walt,
wan daz das wasser fliuzet als ez wîlent flôz,
für wâr ich wânde mîn ungelücke wurde grôz.
mich grüezet maneger träge, der mich kande ê wol,
diu werlt ist allenthalben ungenâden vol.
als ich gedenke an manegen wünneclichen tac,
die mir sint enpfallen gar als in daz mer ein slac,
iemer mêre ouwê!

Es ist nicht meine Absicht in dieser Schilderung allgemeiner Eindrücke, die das Alter auf uns macht, fortzufahren, vielmehr will ich suchen näher auszuführen, was im einzelnen zu seinen Gunsten oder Ungunsten behauptet werden kann.

Am schwersten wiegt aber die unmittelbare Schuld, die ihm gegeben wird, daß es Leib und Geist des Menschen schwäche, verwüste und dahin schwinden lasse. Hugo im Renner sagt geradezu:

alter nimt allen dingen ir kraft,

und von Aeson, den Medea verjüngen sollte, heißt es bei Konrad:

sîn dürrez alter hât gelôst
von sîme herzen blüende jugent,
ez is an kreften und an tugent
verweiset und verarmet.

Wir tragen alle Vorstellungen des Wachsthums und des Vergehens der Pflanzenwelt treffend auf die menschlichen Zustände über: wie Blätter gilben, Blumen welken, Bäume dorren, wird auch unserm Leib seine Frische und Grüne benommen; die Kraft, welche von Kindesbeinen an sich erhoben, eine ganze Jugend hindurch sich erhöht, im Mannesalter ihren Gipfel erreicht hatte, beginnt von da an erst unmerklich und langsam, dann immer sichtbarer zu sinken. Der Leib verfällt, oder fällt ein, der Rückgrat biegt oder krümmt sich unter der Jahre Last, den Gliedern entgeht Glanz, Gelenkigkeit, Stärke. Alle Sprachen besitzen eine Menge von natürlichen althergebrachten Ausdrücken und Bildern, um diese leiblichen Erscheinungen zu bezeichnen, und zumal die lebendige Volksmundart versteht hier harmlosen Witz aufzuwenden für das fallende, erbleichende Haar, die geschlichteten, aufgelösten Locken, für die einschrumpfende Haut, die faltenziehende Stirne, für die in der Zahnreihe vorstehenden Lücken. Mehr oder wenig pflegt die Abnahme leiblicher Schönheit oder Fülle ins Auge zu fallen, läßt sich aber geübtem Blicke kaum verbergen: man sagt, daß vorzugsweise Frauen die Gabe eigen sei, auf alle Zeichen und Erscheinungen des leiblichen Verfalls zu achten und aus der äußeren Bildung eines Menschen fast untrügliche Schlüsse auf sein Alter zu machen.

Noch bedeutsamer erscheint aber die den innern Sinnen durch Abnahme der äußeren im Alter drohende Gefahr und der ihnen zustoßende Schade. Das Auge büßt seinen Glanz ein, dunkelt und trieft, oder beide Augen, deren Sehkraft nicht mehr genau zusammenstimmt, sehen in gewissen Wendungen unrichtig und doppelt. Das Ohr verliert seine feine Schärfe und empfindet Sausen oder Pfeifen; die Stimme wird dünn, heiser und rauh, sie mag nicht mehr lauter und rein aus der Brust gezogen werden. Jene Mängel des Gesichts und Gehörs können sich bis zu voller Blindheit und Taubheit steigern, wie die Steifheit der Glieder und des Gefühls übertreten in machtloses Zittern, wovon das höhere Greisenalter das zitternde, bebende genannt wird.

Es ist wahr und unwidersprochen, daß im Alter eine merkbare Minderung dieser leiblichen Vermögen erfolge, und daß zwar nicht schwere Krankheiten, dagegen die Menge von leichten es öfter heimsuchen als zur übrigen Lebenszeit. Doch gilt hier Einspruch und vielfache Beschwichtigung. Jene Abnahme ist noch keine Niederlage, oft nur ein neues Glühen und Auftauchen der Lebenskraft. Die meisten ungeleugneten Uebel und Gebrechen des Alters treten dann als Einzelangriffe vor, die mit allem Gewinn einer glücklichen Vertheidigung ganz oder theilweise abgeschlagen werden. Giebt doch die Natur keinen Menschen so preis, daß sie ihm alle Mittel der Gegenwehr alsbald entzöge und für erlittene Einbuße nicht auch mannigfache Vergütung bereit hielte. Nehmen wir die sinnlichen Entbehrungen zum Beispiel. Man sagt im Blinden verfeinert sich das Gefühl nicht selten bis auf den Grad, daß er mit allen Fingerspitzen gleichsam sehe; bei tauben Leuten soll sich Geschmack und Geruch höher als sonst ausbilden, und bei Verwachsenen oder schon bei Hinkenden mag der auf ihre innere Gliederung durch das theilweise Hemmniß ausgeübte Druck wohl in Zusammenhang stehen mit einer angestrengten und gestärkten

Geisteskraft, die sich häufig an ihnen gewahren läßt. Jedes Uebel und Leiden führt leicht im stillen irgend einen zu gute kommenden Ersatz mit sich.

Man könnte also, ohne paradox zu sein, aufstellen, daß im Alter, so oft es die Gesundheit angreife und erschüttere, dazwischen ein Gefühl des Wohlseins reger walte, als in den vorausgegangenen Lebensstufen. Die Empfindung beiwohnender Kraft und Stärke ist, auch wenn sie ihrer unbewußt bleibt, köstlich; doch übertroffen wird sie noch von dem Eindruck der Erholung nach eingetretener Müde, von der Wonne der Herstellung oder des Genesens da, wo die Gesundheit einmal gewichen und ausgeblieben war. Ruhe ist durch vorangegangenes Ermatten, Heilung durch Krankheit bedingt und mitten in der Ruhe oder Genesung wirkt noch ein sie steigerndes Nachgefühl des müden und kranken Zustandes. Kindern sagt man nach, daß sie in ihre Gesundheit toben. Jünglinge schlagen sie oft in die Schanze, und Männer haben nicht recht Zeit ihrer zu gedenken.

So wie ein Mann, der durchaus bis zum innersten Kerne gesund ist,
Nie der Gesundheit denkt, noch des Gangs ein rüstiger Wandrer. (Voß.)

Den alten Wanderer labt es aber über seinen vollbrachten Gang nachzudenken, und Greisen erhöht sich zusehends die Sorgfalt auf ihre Leibespflege. Sie lernen sich vor allem hüten, was ihnen Gefahr droht, und alle günstigen Einflüsse bringen ihnen Behagen.

Ich möchte vom Erblinden und Ertauben, die zwar in jeder Zeit des Lebens, doch meist gegen dessen Schluß stattfinden, etwas näher reden. Das Licht ist stärker, edler, schneller als der erst hinter ihm ausbrechende, ihm nachfolgende Schall. Das Auge ist ein Herr, das Ohr ein Knecht; jenes schaut um, wohin es will, dieses nimmt auf, was ihm zugeführt wird. Darum hat auch die Natur das Auge reicher ausgestattet und der Sehkraft viel größere Tragweite gegeben als der Hörkraft; ein Augenzeuge ersieht noch, was der Ohrenzeuge nicht mehr hört. Künstliche Hülfe kann dem Ohr nur geringe, dem Auge die bedeutsamste geleistet werden. Durch ein Fernrohr erblickst du auf entlegnem Pfade einen Wandersmann dahergehen, du vermagst seine Gesichtszüge und Gebärden zu unterscheiden, die Knöpfe seines Rocks zu zählen; aber was er spricht oder ruft, bleibt dir unvernehmbar. Dem Gesicht wird solche Macht zugegeben, dem Gehör versagt. Des Hörens bedürfen wir zu vielem, des Sehens fast zu allem. Wer will es leugnen, daß die Verhüllung des Auges ein schwereres Leiden sei, als die Verdumpfung des Ohrs, Blindheit den Menschen härter treffe als Taubheit? Wem das Gehör stockt, der kann, es ist wahr, nicht mehr die liebliche Stimme, die vertraute Anrede der Menschen vernehmen und meidet ihre Kreise; allein sein Auge schaut noch offen in die Welt, wie zuvor, das Neugeschehende wird ihm heutzutage frisch auf der Stelle gedruckt zugetragen und alles, was ihm bestimmt verkündigt werden soll, kann ihm ohne Beschwer schwarz auf weiß hinterbracht werden. Seine Kenntnisse, seine bisherigen Arbeiten lassen nicht nach, sondern haben einen desto ungestörteren Fortgang, als ihn überflüssige Rede, unnützes Geschwätz nicht mehr unterbricht. Ganz anders und weit stärker angegriffen stellt sich

hingegen die gewohnte Wirksamkeit des Erblindeten dar. Mit einemmal sind ihm seine vorher gepflogenen und betriebenen Geschäfte wie abgeschnitten, er darf nicht mehr den eigenen, sondern muß fremden Augen trauen, die ihm aufschlagen sollen, der Stimme eines andern, die ihm vorliest, was er lieber im Buche sähe, um einhalten oder zweimal lesen zu können, wo er Lust dazu hat. Alle hergebrachte Leichtigkeit und Sicherheit seines Lebens ist dahin geschwunden; trauliche Bezüge seines Umgangs mögen unbenommen und ungeändert fortbestehen, nur die freie Selbstthätigkeit wird ihm mit dem entzogenen Augenlicht wo nicht gehemmt, doch auf das schwerste beschränkt und verkümmert. Der Blinde vermag keine Blicke mehr, wohl aber die Worte mit anderen zu tauschen, während dem Tauben die Gabe der Rede dauert und ihm Entgegnung bloß durch Gebärde und Zeichen zu Theil wird.

Doch nirgends hat sich die Verschiedenheit des Alterthums von unserer Gegenwart stärker ausgeprägt als in den ganz abweichenden Richtungen, die den einfachsten Verhältnissen des Lebens durch neue, in ihrer fernen Wirkung unaufhaltbare Anstalten gegeben wurden. Die seit Erfindung der Buchdruckerei bald allgemein durchgedrungene Verbreitung des Lesens, das dem Geist unablässige Nahrung zuführt, mußte hier zu innerst eingreifen. Im Alterthume, dünkt mich, war das Los des Blinden günstiger, das des Ertaubten schwerer. Der Blinde, dem sein früheres Leben eine Menge von Bildern eingedrückt hatte, bewahrte sie treu im Gedächtniß, was brauchte er noch viel Neues zu sehen? Er zehrte am alten Gut, und aus dem Munde andrer wurde es ihm unaufhörlich gemehrt. Da die Kraft des Gedächtnisses durch innere Sammlung, unter Abgang des zerstreuenden Augenlichts unglaublich steigt, so waren aufgeweckte Blinde vorzugsweise für den Gesang und das Hersagen der Volkslieder geeignet, und es ist kein bloßer Zufall, daß nicht nur unsern Vorfahren Blinde von dem hürnen Siegfried sangen, auch bei den Serben findet sich bis auf heute der Volksdichtung edelste Blüte eben im Munde und Gedächtniß blinder Greise aufbewahrt. Nur ein Blinder vermag eigentlich die von der Volkspoesie, wie wir sie uns vorstellen, ausgehenden Strahlen in der Stille seiner Seele zu hegen und zu vereinbaren, wo sich hernach sehende Augen einmischen, verderben sie es leicht wieder. Wird nicht dem blinden Manne von Chios das größte Epos aller Zeiten, dem blinden Ossian das wundervolle Gewirk der kostbaren Lieder des schottischen Hochlandes beigelegt? Der unvergängliche, diesen augenlosen Greisen zugefallene Ruhm — offenbart sich in ihm nicht, außer dem hohen Werth des Alters selbst, auch die allerreichste Vergeltung des verlorenen äußeren Lichts? Den blinden Rhapsoden umsteht ein bewegter Kreis, der ihm lauscht und den er befeuert; seine Lebenskraft hat sich nicht verringert, sondern gesteigert; wir gewahren: erst dem höheren Alter war es beschieden eine ewig junge Dichtung hervorzubringen. Versetze ich aber einen seines Gehörs verlustig Gegangenen zurück in jene alte Zeit, so erscheint er mir fast als ein verlorner Mann, dessen eingeschränkte, freudenleere Tage sehnsüchtig dem Ende des Lebens entgegenschleichen mußten. Das alles hat sich in der gegenwärtigen Zeit umgedreht, und das Verhältniß der Blindheit

ur Taubheit, kann man sagen, steht wieder auf dem der Natur angemessenen Fuß.

Wir haben die Schwächung oder Entziehung edler Sinne erwogen, von der vorzugsweise das Alter betroffen wird. Unmittelbar an Glieder des Leibs gebunden, greift sie doch wesentlich zugleich den Geist an. Es bleibt übrig, der eigentlich geistigen Nachtheile zu gedenken, die dem Alter vorgehalten, der Vortheile, die ihm eingeräumt werden.

Um auch hier mit den Vorwürfen anzuheben, so erschöpfen sich alle Sprachen in Ausdrücken, die ungünstig lauten. Bei Cicero heißen Greise morosi, anxii, difficiles, iracundi, avari; amariorem me senectus facit, stomachor omnia. Aus einheimischen Schriftstellern ließe sich eine lange Reihe einstimmiger Beiwörter entnehmen: mürrisch, grämlich, eigensinnig, altfränkisch, ableibig, protzend, sauersehend, Karger, Knicker, Erbsenzähler, Filz, Unke, betrübte Hausunke, was zunächst auf einen harthörigen Stubenhocker geht. Gleich altem Wein nehmen Greise auch Säure an, doch wird nicht jeder alternde Wein sauer. Altfränkisch, an Bräuchen und Gewohnheiten seines früheren Lebens festhangend, erklärt sich von selbst und ist auch nicht ohne guten, wahren Sinn; denn welchem Menschen erschienen nicht Erinnerungen aus seiner Jugend werth und höher beleuchtet? Welche Tracht hält er für kleidsamer, als die man in seinen Jünglingstagen trug?

Seltsamer und am gehässigsten lautet das Laster und der Schmutz des Geizes. Cato bei Cicero begreift ihn gar nicht, avaritia senilis, quid sibi velit, non intelligo; was könne thörichter sein als, je weniger des Weges übrig stehe, um desto größere Wegzehrung zu sorgen; einer, der weiß, daß er bald aus der Welt weichen muß, warum häuft er ängstlich Geld und Schätze, die nach seinem Ableben lachenden Erben zufallen? Dieser Zug und Trieb scheint aber fester gegründet, als daß ihm ein so allgemeiner Einwurf etwas anhaben könnte. In allen Lustspielen sind die Geizigen Greise, die Verschwender Jünglinge, welchen die Zeit lang wird, bis das zusammengescharrte Gut ihnen zu Theil werde. Während fast alle andern Leidenschaften im Alter erblassen und sich abstumpfen, wächst die Habsucht und nimmt mit den Jahren zu; sie ist gerichtet auf einen Gegenstand, der sich im Liegen mehrt, d. h. durch unablässige Wachsamkeit verdoppelt oder verzehnfacht werden kann, woraus ein zwar ängstliches, aber behagendes Gefühl der Sicherheit in allen noch bevorstehenden Lebensverhältnissen entspringt. Der Geizige liegt auf seinem Golde einem hütenden Drachen gleich, wie der nordischen Sage zufolge Attila auf dem Nibelungenhort eingesperrt Hungers starb. Man erzählt von Sterbenden, die sich ihren Kasten voll Ringe und Geschmeide auf das Todesbett bringen ließen, um ihr brechendes Auge noch daran zu weiden und mit erstarrenden Fingern darin zu wühlen. Doch mögen mancherlei schwer erkennbare, verschiedenartigste Ursachen bei diesem unleugbaren Geiz des Alters mitwirken, und es verlohnt sich darüber nachzudenken. Unter dem Volk können abergläubische fortüberlieferte Triebfedern in aller Stille festkleben oder nachzucken. Denn vollen Sinn hat es, daß die Heiden in ihre Grabhügel Knechte, Rosse, Waffen, Ringe mit bestatten ließen, deren sie im

andern Leben angelangt sich alsogleich wieder bedienen könnten. Warum sollte einer nicht das Beste seiner Habe aufsparen wollen, um es mit sich hinüber zu nehmen? Athenäus berichtet von einem Geizhals, der sich Geld in den Chiton einnähte und ausdrücklich weder ausgekleidet noch verbrannt sein wollte, damit sein Schatz nicht gefunden noch von den Flammen ergriffen würde. Bis in unsere Tage tauchen hin und wieder Erzählungen auf von Leuten, die kostbare Ringe an ihrem Finger behalten wollten und Gold, ja Papiergeld in den Sarg bergen und einschließen ließen, sei es, um diese Habe mitzunehmen oder wenigstens sie verhaßten Erben zu entziehen. Von einer besseren, ohne Zweifel auch begründeteren Seite angesehen, läßt sich die Geldliebe des Alters am leichtesten so deuten, daß an strenge Ordnung in ihrem Haushalt gewöhnte Männer eine lobenswerthe Genauigkeit allmählich in tadelhafte Kargheit übertreten lassen; der Alte, weil er selbst weniger braucht, bildet sich ein, daß auch Jüngere damit ausreichen müßten.

Doch ab von allen diesen leiblichen oder sittlichen Gebrechen und Fehlern, bei deren Betrachtung, wenn sie auch mildere Seiten darbot, immer eine empfindbare Herbe hinterblieb, richten wir den Blick auf Tugenden und Vorzüge, die das Alter mit andern Lebensstufen noch gemein hat, oder die ihm sogar als eigen zuerkannt werden mögen. Jene Vorstellung eines müden, ohnmächtigen, harten, unseligen Alters wird sich umbilden in ein Bild von Linde, Milde, Behagen, Muth und Arbeitslust, das ist die lenis, placida, fortis senectus.

Und wie selbst einfallende Gesichtszüge sich noch veredeln, früher unbemerkte Aehnlichkeiten mit den Voreltern erst jetzt heraustreten lassen, weshalb es auch wohl heißt, daß alte Leute manchmal schöner werden als sie vorher waren: ebenso müssen wir ihnen auch zugestehen, daß der lange Verkehr des durchlaufenen Lebens sie aufgeheitert, feiner gemacht, eine freundliche und liebreiche, keine verdrossene Stimmung der Seele hervorgebracht haben kann. Von unsern Nachbarn über dem Rhein gilt für ausgemacht, seien sie schon als junge Leute brausend, anmaßend und oft unleidlich, so gebe es doch keinen angenehmeren, liebenswürdigeren Gesellschafter als einen ins Alter eingetretenen Franzosen, der fortan unvergleichlichen Takt mit der gutmüthigsten Aufmerksamkeit zu verbinden wisse und überall vergnügend anrege.

Vorhin schon wurde aufgestellt, daß im Alter mit der sinkenden Lebenskraft sich zugleich die Empfindung der Gesundheit erhöhe, und das ist kein Widerspruch, da bei allem, was seinem Verlust entgegen geht, ein geheimer und glücklicher Trieb waltet es bis zur letzten Frist zu sichern und aufrecht zu erhalten. Man darf weiter sagen, daß in Greisen das Gefühl für die Natur steige und vollkommner werde, als es im vorausgehenden Leben war, und daß alles sie zum sicheren Verkehr mit dieser stillen und fesselnden Gewalt dränge oder anweise. Mit welcher Andacht schaut der Mensch im Alter empor zu den leuchtenden Sternen, die seit undenkbarer Zeit so gestanden haben, wie sie jetzt stehen und die bald auch über seinem Grab glänzen werden! Wie schön begründet ist es, daß Greise die stärkende Gartenpflege und Bienenzucht gern übernehmen! Ihr

Impfen, Pfropfen geschieht alles nicht mehr für sie selbst, nur für die nachkommenden Geschlechter, die erst des Schattens der Neupflanzung froh werden können. Was rührt mehr, als daß der heimkehrende Odysseus seinen von der Sehnsucht nach ihm verzehrten Vater Laërtes mitten in der Gartenarbeit überrascht? Nicht gesagt zu werden braucht, daß Cicero den Cato, der uns selbst ein köstliches Buch über den Landbau hinterlassen hat, allen Greisen auch die Gärten ans Herz legen läßt.

Eins aber ist bis auf heute und, so lange die Welt stehen wird, recht für das Alter gemacht und wie geschaffen: der einsame Spaziergang. Schon der Knabe streift gern über Feld, suchend nach Vogelnestern und Schmetterlingen, der Jüngling schweift durch Wald und Wiesen in seinen Träumen und Gedanken an die Geliebte, und der Mann der findet am seltensten Muße sich ins Freie zu ergehen, denn hundert Pläne und Geschäfte halten ihn in der Stadt zurück. Für den Greis hingegen wird jeder Spaziergang zum Lustwandel; diese Verdeutschung könnte steif aussehen, diesmal hat sie den Nagel auf den Kopf getroffen. Auf allen Schritten, die solch ein Lustwandelnder thut, bei jedem Athemzug aus der reinen Luft schöpft er sich Lebenskraft und Erholung; in jüngern Jahren meint man wohl auch Zeit zu verlieren mit dem Spazieren, nunmehr bringen sie keinen Verlust, sondern lauter Gewinn. Denn dazwischen gehen die eignen, mit sich getragenen Gedanken ungestört und unbeeinträchtigt immer fort; ich habe es wohl an mir erfahren, daß wenn entlegene Pfade mich über Flur und Aecker führten, selbst unter verdoppeltem Schritt, gute Einfälle mir zuflossen; waren irgendwo Zweifel zu Hause hängen geblieben, plötzlich wurden sie im peripatetischen Nachsinnen gelöst, und unterwegs einem lieben Bekannten zu begegnen! wie freute mich innig, im Thiergarten auf meinen Bruder zu stoßen, wenn er plötzlich von der andern Seite herkam!

Wenn zu beschaulichem Naturgenuß höchst aufgelegt, warum sollte das Alter strengen Arbeiten sich nicht mehr gewachsen fühlen, weshalb untaugend dafür geworden sein? Seine Rüstkammern stehen ja angefüllt, an Erfahrungen hat es Jahr aus Jahr ein immer mehr in sie eingetragen, soll ein gesammelter Schatz nur in fremde Hände fallen? Doch nicht bloß am Vorrath zehren will es, es hat auch unaufhörlich fortgesonnen und seine Ausbeute zu vertiefen getrachtet. Einer unsrer ehrlichsten alten Dichter, Hugo von Trimberg, selbst ein hochbetagter Greis, spricht die schönen Worte:

alters freude und âbentschin
mügen wol gelich einander sin,
sie troestent wol und varnt hin
als im regen ein müediu bin.

Er vergleicht das Alter der tröstlichen Abendröthe und einer im Regen heimfahrenden müden Biene; sie läßt nicht nach in ihrer Arbeitsamkeit, fällt ihr schon das Arbeiten schwerer. Junge Brut fliegt schnell aus und ein und wird nicht so leicht vom Wetter überrascht; die alte Biene kommt spät, aber sie kommt doch. In begabten, auserwählten Männern halten Kraft und Ausdauer, fast ohne Abnutzung, weit länger nach; welche Fülle

ununterbrochener Thätigkeit und geistiger Gewalt hat ein Humboldt bis ins fernste Alter allen zu staunender Bewunderung kundgegeben, und die Herrschergabe des großen Königs, dessen ruhmvolles Andenken wir heute feiern, erschien sie nicht bis zum Schluß seines Daseins unermattet, unversiegt? Andern steigt der Muth über die Kraft hinaus. Es mag Arbeiten und Unternehmungen geben, die sich für das Alter besonders eignen, die emsig eingeholte Erfahrung voraussetzen und stillen, ruhigen Abschluß verlangen: ein Philolog durfte wagen zuletzt an ein Wörterbuch die Hand zu legen, dessen fernliegendes, fast zurückweichendes Endeziel in der engen Frist des ihm noch übrigen Lebens, wo die Regentropfen schon dichter fallen, leicht nicht mehr zu erreichen steht. Diese aus dem bescheidenen Gefühl menschlicher Unzulänglichkeit entsprungene Erwähnung wird nicht mißdeutet werden.

Zu also ungetilgter Arbeitsfähigkeit und ungetrübter Forschungslust gesellt sich aber ein anderer und höherer Vorzug, der zusamt mit dem Alter wachsenden und gefestigten freien Gesinnung. In wem (und welchem Menschen sollte das versagt sein?) schon von frühe an der Freiheit Keim lag, in wessen langem Leben die edle Pflanze fortgedieh, wie könnte anders geschehen, als daß sie im Herzen des Greises tief gewurzelt erschiene und ihn bis ans Ende begleitete? Je näher wir dem Rande des Grabes treten, desto ferner weichen von uns sollten Schen und Bedenken, die wir früher hatten, die erkannte Wahrheit, da wo es an uns kommt, auch kühn zu bekennen. Auf ihrem Verleugnen beruht der Fortbestand und die Verbreitung schädlicher und großer Irrthümer. Nun ist uns in vielen Verhältnissen Gelegenheit geboten eine freie Denkungsart zu bewähren; hauptsächlich aber zu äußern hat sie sich in den beiden Lagen, wo das menschliche Leben am innersten erregt und ergriffen ist, in der Beschaffenheit unseres Glaubens und der Einrichtung unseres öffentlichen Wesens.

Bei den meisten Völkern stand das Alter in Ehren und bereits im Hirtenleben, dessen Häupter Väter und Greise waren, sein Ansehn begründet. Es war uralter Brauch durch seinen Mund das Recht sprechen zu lassen und sich Rathes bei ihm zu erholen, im Gericht und in allen Versammlungen gebührte ihm Vorsitz, süße Worte flossen von Nestors Lippen, und wer in grauer Vorzeit hätte Gesetze entworfen und Weisheit gelehrt, wenn nicht durch Weisheit und Gedankenreichthum ausgerüstete Männer? Doch im Fortgange menschlicher Bildung liegt es unausbleiblich, daß allmählich Vorgewicht und Einfluß von dem bloßen Stande übergingen auf die, deren Geistesgaben und Thatkraft auch schon im Mannesalter vorragten, und es bezeichnet die Ueberlegenheit athenischer Zustände, daß sie dem Alter geringere Ehre erwiesen, als ihm in Sparta zu Theil wurde.

Ich nähere mich dem Schlusse meiner Betrachtungen und glaube manches zur Stütze der Ansicht vorgebracht zu haben, daß das Alter nicht einen bloßen Niederfall der Virilität, vielmehr eine eigene Macht darstelle, die sich nach ihren besonderen Gesetzen und Bedingungen entfalte; es ist die Zeit einer im vorausgegangenen Leben noch nicht so dagewesenen Ruhe und Befriedigung, an welchem Zustand dann auch eigenthümliche Wirkungen vortreten müssen.

„Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle!" ruft uns ein großer Dichter zu, der selbst eins der reichsten, gesegnetsten Alter durchlebte. Der Jugend gehören die Wünsche, dem Alter fällt in vielem die Erfüllung zu. Wenn im Alter Wehklage und Sehnsucht nach dem Tode ertönt, so liegt, wie wir oben sahen, die Ursache weniger in dem Alter selbst, als in herbeigeführten andern Verhältnissen; Laërtes wünschte zu sterben, weil sein geliebter Sohn ausblieb, nicht wegen Hinfälligkeit des Leibs. Ein gesundes Alter ist zugleich lebensfroh. Selbstmord ist verabscheuungswürdig, gegen die menschliche Natur und wider den mächtigsten, im geringsten Thier regen Trieb des Lebens, denn kein Thier thut sich selbst ein Leid an. Gleichen Abscheu flößen uns ein die noch unausgerottete, ehemals weitverbreitete Wittwenverbrennung, die Aussetzung der Kinder und die Tödtung alter Greise, der wir selbst in der Vorzeit edler Völker begegnen, und die uns wilde Stämme noch heute als einen Vorwurf wie im Spiegel vorhalten. Wahr ist, daß alte Greise heiter sich vom Felsen niederstürzten, Wittwen freiwillig und freudig den Scheiterhaufen bestiegen; das war einer grausamen Sitte Wahn und ist rein menschlichen Begriffen von Grund aus widerstrebend.

Wie menschlich gedacht ist dagegen die Aesopische Fabel vom Greis, der in den Wald ging Holz zu fällen, und nun von seiner Bürde überwältigt und den Tod herbeirufend, sich hin zu Boden warf! Als der Tod schnell nahte, hatte der Greis nichts zu bitten, als daß er ihm die Last wieder auf die Schulter helfe. Keinen Alten, sagt man, giebt es, der nicht noch ein Jahr zu leben gedächte. Einigemal findet sich der Widerwillen ausgedrückt, das vollbrachte Leben noch einmal durchzuführen, der Greis möchte nicht wieder ein Kind werden und in der Wiege schreien. Hugo ruft:

Got müeze mir ein sæligez ende geben,
wan ich sô lenge niht wolde leben
ûf erden als ich gelebet hân.

Das ist wahr empfunden, aber eitle Sorge; nimmer hat ein Greis zum zweitenmal gelebt. Kindisch werden mag er wohl, nicht wieder zum Kinde.

Wir sind da angelangt, wo eingeräumt werden soll, was niemand leugnen mag. Das Alter liegt hart an des Lebens Grenze; und wenn der Tod in allen Altern eintreten und ausbleiben darf, im Greisenalter muß er eintreten und darf nicht länger ausbleiben. Wir wissen, daß der Tod in den ersten Jahren ihres Lebens eine Menge unschuldiger Kinder wegrafft, doch er schont ihrer oft; des Greises schont er zuletzt nicht mehr. Alles, was begonnen hat, muß auch aufhören; der Stab, den du oben fassest, unten geht er zu Ende. Die Natur, gütig und grausam zugleich, mit dem einen Auge scheint sie froh auf das neugeborne Kind niederzuschauen, mit dem andern unerbarmend auf die Leiche des alten Mannes. Jede Abweichung von ihrem festen Gange brächte ihr Störung, wider den Tod ist kein Kraut gewachsen. Was ist nun trauriger, eines Jünglings Tod oder des Greises? Jener ist nach Ciceros schönem Gleichniß, wie wenn man unreife Aepfel vom Baume abreißt, dieser wie wenn sie reif vom Zweig selbst herunterfallen. Des Jünglings Tod, wie wenn du

Wasser auf eine Flamme gießest und sie gewaltsam auslöschest, des Greises, wie wenn ein Feuer in sich verglimmt. Dies Verglimmen stimmt mit dem der Abendröthe am Himmel, die wir schon einigemal zum Greisenalter hielten; nach ihr folgt düstere Dämmerung, und dann bricht Nacht ein. Senectus crepusculum est, quod longum esse non potest, sagt auch schon Fronto. So lange uns die Sonne leuchtet, ist Zeit des Wirkens, bis unsre Tage ausgelebt und wie einzelne Tropfen vom Dach niedergefallen sind. Wir treten auf die Erde und schreiten über den Grund hin, bis wir in den mütterlichen Schoß zurücksinken. Unsre heidnischen Voreltern legten einem Sterbenden die Worte in den Mund: Heute Abend werde ich bei Wodan zu Gaste sein, und noch heute hat das Volk die derben, aber treffenden Redensarten: Sein letztes Brot ist ihm gebacken, sein letztes Kleid geschnitten. Goethe mit einem heiteren, aber tiefsinnigen, Glück und Leben zusammenstellenden Euphemismus sagt:

Der Mensch erfährt, er sei nun wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.

J. Grimm.

135. Rede an die Deutschen.

(Gehalten in Berlin 1808.)

Die Reden, welche ich hierdurch beschließe, haben freilich ihre laute Stimme zunächst an Sie gerichtet; aber sie haben im Auge gehabt die ganze deutsche Nation, und sie haben in ihrer Absicht alles, was, so weit die deutsche Zunge reicht, fähig wäre, dieselben zu verstehen. Wäre es mir gelungen, in irgend eine Brust, die hier unter meinem Auge geschlagen hat, einen Funken zu werfen, der da fortglimme und das Leben ergreife: so ist es nicht meine Absicht, daß diese allein und einsam bleiben, sondern ich möchte, über den ganzen gemeinsamen Boden hinweg, ähnliche Gesinnungen und Entschlüsse zu ihnen sammeln und an die ihrigen anknüpfen, so daß über den vaterländischen Boden hinweg, bis an dessen fernste Grenzen, aus diesem Mittelpunkte heraus, eine einzige fortfließende und zusammenhängende Flamme vaterländischer Denkart sich verbreite und entzünde. Nicht zum Zeitvertreibe müßiger Ohren und Augen haben sie sich diesem Zeitalter bestimmt, sondern ich will endlich einmal wissen, und jeder Gleichgesinnte soll es mit mir wissen, ob auch außer uns etwas ist, das unserer Denkart verwandt ist. Jeder Deutsche, der noch glaubt, Glied einer Nation zu sein, der groß und edel von ihr denkt, auf sie hofft, für sie wagt, duldet und trägt, soll endlich herausgerissen werden aus der Unsicherheit seines Glaubens; er soll klar sehen, ob er Recht habe, oder nur ein Thor und Schwärmer sei; er soll von nun an, entweder mit sicherem und freudigem Bewußtsein seinen Weg fortsetzen, oder mit rüstiger Entschlossenheit Verzicht thun auf ein Vaterland hienieden und sich allein mit dem himmlischen trösten. Ihnen, nicht als diesen und diesen Personen in unserm täglichen und beschränkten Leben, sondern als Stellvertretern der Nation, und, hindurch durch ihre Gehörswerkzeuge, der ganzen Nation rufen diese Reden also zu:

Es sind Jahrhunderte herabgesunken, seitdem ihr nicht also zusammenberufen worden seid, wie heute: in solcher Anzahl, in einer so großen, so dringenden, so gemeinschaftlichen Angelegenheit, — so durchaus als Nation und Deutsche. Auch wird es euch niemals wiederum also geboten werden. Merket ihr jetzo nicht auf und gehet in euch, lasset ihr auch diese Reden wieder als einen leeren Kitzel der Ohren, oder als ein wunderliches Ungethüm an euch vorüber gehen, so wird kein Mensch mehr auf euch rechnen. Endlich einmal höret, endlich einmal besinnt euch. Geht nur diesesmal nicht von der Stelle, ohne einen festen Entschluß gefaßt zu haben; und jedweder, der diese Stimme vernimmt, fasse diesen Entschluß bei sich selbst und für sich selbst, gleich als ob er allein da sei und alles allein thun müsse.

Wenn recht viele einzelne so denken, so wird bald ein großes Ganzes dastehen, das in eine einige, engverbundene Kraft zusammenfließe. Wenn dagegen jedweder, sich selbst ausschließend, auf die übrigen hofft und den andern die Sache überläßt, so giebt es gar keine andern, und alle zusammen bleiben, so wie sie vorher waren. — Fasset ihn auf der Stelle, diesen Entschluß. Saget nicht: „Laß uns noch ein wenig ruhen, noch ein wenig schlafen und träumen, bis etwa die Besserung von selber komme". Sie wird niemals von selber kommen. Wer, nachdem er einmal das Gestern versäumt hat, selbst heute noch nicht wollen kann, der wird es morgen noch weniger können. Jeder Verzug macht uns nur noch träger und wiegt uns nur noch tiefer ein in die freundliche Gewöhnung an unsern elenden Zustand. Auch können die äußern Antriebe zur Besinnung niemals dringender werden. Wen diese Gegenwart nicht aufregt, der hat sicher alles Gefühl verloren. — Ihr seid zusammen berufen, einen letzten und festen Entschluß und Beschluß zu fassen; keineswegs etwa zu einem Befehle, einem Auftrag, einer Anmuthung an andere, sondern zu einer Anmuthung an euch selber. Eine Entschließung sollt ihr fassen, die jedweder nur durch sich selbst und in seiner eigenen Person ausführen kann. Es reicht hiebei nicht hin jenes müßige Vorsatznehmen, jenes Wollen irgend einmal zu wollen, jenes träge Sichbescheiden, daß man sich darein ergeben wolle, wenn man einmal von selber besser würde; sondern es wird von euch gefordert ein solcher Entschluß, der zugleich unmittelbar Leben sei und inwendige That, und der da ohne Wanken oder Erkältung fortdauere und fortwalte, bis er am Ziele sei.

Oder ist vielleicht in euch die Wurzel, aus der ein solcher in das Leben eingreifender Entschluß allein hervorwachsen kann, völlig ausgerottet und verschwunden? Ist wirklich und in der That euer ganzes Wesen verdünnet und zerflossen zu einem hohlen Schatten, ohne Saft und Blut und eigne Bewegkraft, — zu einem Traum, in welchem zwar bunte Gesichter sich erzeugen und geschäftig einander durchkreuzen, der Leib aber todähnlich und erstarrt daliegen bleibt? Es ist dem Zeitalter seit langem unter die Augen gesagt und in jeder Einkleidung ihm wiederholt worden, daß man ungefähr also von ihm denke. Seine Wortführer haben geglaubt, daß man dadurch nur schmähen wolle, und haben sich für aufgefordert gehalten, von ihrer Seite wieder zurückzuschmähen, wodurch die Sache

wieder in ihre natürliche Ordnung komme. Im übrigen hat nicht die mindeste Aenderung oder Besserung sich spüren lassen. Habt ihr es vernommen, ist es fähig gewesen, euch zu entrüsten: nun, so straft doch diejenigen, die so von euch denken und reden, geradezu durch eure That der Lüge; zeiget euch anders vor aller Welt Augen, und jene sind vor aller Welt Augen der Unwahrheit überwiesen. Vielleicht, daß sie gerade in der Absicht, von euch also widerlegt zu werden, und weil sie an jedem andern Mittel verzweifelten, also hart von euch geredet haben. Wie viel besser hätten sie es dann mit euch gemeint, als diejenigen, die euch schmeicheln, damit ihr erhalten werdet in der trägen Ruhe und in der nichtsachtenden Gedankenlosigkeit!

So schwach und so kraftlos ihr auch immer sein möget, man hat in dieser Zeit euch die klare und ruhige Besinnung so leicht gemacht, als sie vorher niemals war. Das, was eigentlich in Verworrenheit, Gedankenlosigkeit und blindes Gehenlassen uns stürzte, war die süße Selbstzufriedenheit mit uns und unserer Weise, da zu sein. Es war bisher gegangen und ging eben so fort; wer uns zum Nachdenken aufforderte, dem zeigten wir, statt einer andern Widerlegung, triumphirend unser Dasein und Fortbestehen, das sich ohne alles unser Nachdenken ergab. Es ging aber nur darum, weil wir nicht auf die Probe gestellt wurden. Wir sind seitdem durch sie hindurch gegangen. Seit dieser Zeit sollten doch wohl die Täuschungen, die Blendwerke, der falsche Trost, durch die wir alle uns gegenseitig verwirrten, zusammengestürzt sein? — Die angebornen Vorurtheile, welche, ohne von hier oder da auszugehen, wie ein natürlicher Nebel über alle sich verbreiteten und alle in dieselbe Dämmerung einhüllten, sollten doch wohl nun verschwunden sein? Jene Dämmerung hält nicht mehr unsere Augen; sie kann uns aber auch nicht ferner zur Entschuldigung dienen. Jetzt stehen wir da, rein, leer, ausgezogen von allen fremden Hüllen und Umhängen, bloß als das, was wir selbst sind. Jetzt muß es sich zeigen, was dieses Selbst ist oder nicht ist.

Es dürfte jemand unter euch hervortreten und fragen: „Was giebt gerade dir, dem einzigen unter allen deutschen Männern und Schriftstellern, den besondern Auftrag und Beruf, uns zu versammeln und auf uns einzudringen? Hätte nicht jeder unter den Tausenden der Schriftsteller Deutschlands eben dasselbe Recht dazu, wie du, — von denen keiner es thut, sondern du allein dich hervordrängst?" Ich antworte, daß allerdings jeder dasselbe Recht gehabt hätte, wie ich, und daß ich gerade darum es thue, weil keiner unter ihnen es vor mir gethan hat; und daß ich schweigen würde, wenn ein anderer es früher gethan hätte. Dies war der erste Schritt zu dem Ziele einer durchgreifenden Verbesserung; irgend einer mußte ihn thun. Ich war der, der es zuerst lebendig einsah; darum wurde ich der, der es zuerst that. Es wird nach diesem irgend ein anderer Schritt der zweite sein; diesen zu thun, haben jetzt alle dasselbe Recht; wirklich thun aber wird ihn abermals nur ein einzelner. Einer muß immer der erste sein, und wer es sein kann, der sei es eben!

Ohne Sorge über diesen Umstand verweilet ein wenig mit eurem Blicke bei der Betrachtung, auf die wir schon früher euch geführt haben, in welchem beneidenswürdigen Zustand Deutschland sein würde und in welchem die Welt, wenn das erstere das Glück seiner Lage zu benutzen und seinen Vortheil zu erkennen gewußt hätte. Heftet darnach euer Auge auf das, was beide nunmehr sind, und lasset euch durchdringen von dem Schmerz und dem Unwillen, der jeden Edeln hiebei erfassen muß. Kehret dann zurück zu euch selbst und sehet, daß ihr es seid, welche die Zeit von den Irrthümern der Vorwelt lossprechen, von deren Augen sie den Nebel hinwegnehmen will; daß es euch verliehen ist, wie keinem Geschlechte vor euch, das Geschehene ungeschehen zu machen und einen nicht ehrenvollen Raum auszutilgen aus dem Geschichtsbuche der Deutschen.

Lasset vor euch vorübergehen die verschiedenen Zustände, zwischen denen ihr eine Wahl zu treffen habt. Gehet ihr ferner so hin in eurer Dumpfheit und Achtungslosigkeit, so erwarten euch zunächst alle Uebel der Knechtschaft, Entbehrungen, Demüthigungen, der Hohn und Uebermuth des Ueberwinders; ihr werdet herumgestoßen werden in allen Winkeln, weil ihr allenthalben nicht recht und im Wege seid, so lange bis ihr, durch Aufopferung eurer Nationalität und Sprache, euch irgend ein untergeordnetes Plätzchen erkauft, und bis auf diese Weise allmählich euer Volk auslöscht. Wenn ihr euch dagegen ermannt zum Aufmerken, so findet ihr zuvörderst eine erträgliche und ehrenvolle Fortdauer und sehet noch unter euch und um euch herum ein Geschlecht aufblühen, das euch und den Deutschen das rühmlichste Andenken verspricht. Ihr sehet im Geiste durch dieses Geschlecht den deutschen Namen zum glorreichsten unter allen Völkern sich erheben, ihr sehet diese Nation als Wiedergebärerin und Wiederherstellerin der Welt.

Es hängt von euch ab, ob ihr das Ende sein wollt und die Letzten eines nicht achtungswürdigen und bei der Nachwelt gewiß sogar über die Gebühr verachteten Geschlechts, bei dessen Geschichte die Nachkommen, falls es nämlich in der Barbarei, die da beginnen wird, zu einer Geschichte kommen kann, sich freuen werden, wenn es mit ihnen zu Ende ist, und das Schicksal preisen werden, daß es gerecht sei; oder, ob ihr der Anfang sein wollt und der Entwicklungspunkt einer neuen, über alle eure Vorstellungen herrlichen Zeit, und diejenigen, von denen an die Nachkommenschaft die Jahre ihres Heiles zähle. Bedenket, daß ihr die Letzten seid, in deren Gewalt diese große Veränderung steht. Ihr habt doch noch die Deutschen als Eins nennen hören, ihr habt ein sichtbares Zeichen ihrer Einheit, ein Reich und einen Reichsverband, gesehen, oder davon vernommen; unter euch haben noch von Zeit zu Zeit Stimmen sich hören lassen, die von dieser höheren Vaterlandsliebe begeistert waren. Was nach euch kommt, wird sich an andre Vorstellungen gewöhnen, es wird fremde Formen und einen andern Geschäfts- und Lebensgang annehmen; und wie lange wird es noch dauern, daß keiner mehr lebe, der Deutsche gesehen oder von ihnen gehört habe?

Was von euch gefordert wird, ist nicht viel. Ihr sollt es nur über euch erhalten, euch auf kurze Zeit zusammenzunehmen und zu denken über das, was euch unmittelbar und offenbar vor den Augen liegt. Darüber nur sollt ihr euch eine feste Meinung bilden, derselben treu bleiben und sie in eurer nächsten Umgebung auch äußern und aussprechen. Es ist die Voraussetzung, es ist unsere sichere Ueberzeugung, daß der Erfolg dieses Denkens bei euch allen auf die gleiche Weise ausfallen werde, und daß, wenn ihr nur wirklich denket, ihr übereinstimmend denken werdet, daß, wenn ihr nur überhaupt Geist euch anschaffet, die Einmüthigkeit und Eintracht des Geistes von selbst kommen werde. Ist es aber einmal dazu gekommen, so wird alles übrige, was uns nöthig ist, sich von selbst ergeben.

Dieses Denken aber wird denn auch in der That gefordert von jedem unter euch, der da noch denken kann. Ihr habt Zeit dazu; der Augenblick will euch nicht übertäuben und überraschen; die Akten der mit euch gepflogenen Unterhandlungen bleiben unter euren Augen liegen. Legt sie nicht aus den Händen, bis ihr einig geworden seid mit euch selbst. Lasset, o lasset euch ja nicht lässig machen durch das Verlassen auf andere, oder auf irgend etwas, das außerhalb eurer selbst liegt, noch durch die unverständige Weisheit der Zeit, daß die Zeitalter sich selbst machen, ohne alles menschliche Zuthun, vermittelst irgend einer unbekannten Kraft. Diese Reden sind nicht müde geworden, euch einzuschärfen, daß euch durchaus nichts helfen kann, als ihr euch selber, und sie finden nöthig, es bis auf den letzten Augenblick zu wiederholen. Wohl mögen Regen und Thau und unfruchtbare oder fruchtbare Jahre gemacht werden durch eine uns unbekannte und nicht unter unserer Gewalt stehende Macht; aber die Zeit der Menschen, die menschlichen Verhältnisse machen nur die Menschen selber, und schlechthin keine außer ihnen befindliche Macht. Nur wenn sie alle insgesamt gleich blind und unwissend sind, fallen sie dieser verborgenen Macht anheim; aber es steht bei ihnen, nicht blind und unwissend zu sein. Zwar in welchem höheren oder niedern Grade es uns übel gehen wird, dies mag abhängen theils von jener unbekannten Macht, ganz besonders aber von dem Verstande und dem guten Willen derer, denen wir unterworfen sind. Ob aber jemals es uns wieder wohl gehen soll, dies hängt ganz allein von uns ab, und es wird sicherlich nie wieder irgend ein Wohlsein an uns kommen, wenn wir nicht selbst es uns verschaffen, und insbesondere, wenn nicht jeder einzelne unter uns in seiner Weise wirket, als ob er allein sei und lediglich auf ihm das Heil der künftigen Geschlechter beruhe. Dies ist's, was ihr zu thun habt; dies ohne Säumen zu thun, beschwören euch diese Reden.

Sie beschwören euch Jünglinge! Ich, der ich schon lange aufgehört habe, zu euch zu gehören, halte dafür und habe es auch in diesen Reden ausgesprochen, daß ihr noch fähiger seid eines jeglichen über das Gemeine hinaus liegenden Gedankens und erregbarer für jedes Gute und Tüchtige, weil euer Alter noch näher liegt den Jahren der kindlichen Unschuld und der Natur. Ganz anders sieht diesen Grundzug an euch an die Mehrheit der ältern Welt. Diese klaget euch an der Anmaßung des vorschnellen,

vermessenen und eure Kräfte überfliegenden Urtheils, der Rechthaberei, der Neuerungssucht. Jedoch lächelt sie nur gutmüthig dieser eurer Fehler. Alles dieses, meint sie, sei begründet lediglich durch euren Mangel an Kenntniß der Welt, d. h. des allgemeinen menschlichen Verderbens; denn für etwas anderes an der Welt haben sie nicht Augen. Jetzt nur, weil ihr gleichgesinnte Gehülfen zu finden hofftet und den grimmigen Widerstand, den man euren Entwürfen des Besseren entgegensetzen werde, nicht kenntet, hättet ihr Muth. Wenn nur das Feuer eurer Einbildungskraft einmal verflogen sein werde; wenn ihr nur die allgemeine Selbstsucht und Trägheit wahrnehmen würdet; wenn ihr nur die Süßigkeit des Fortgehens in dem gewohnten Geleise selbst einmal recht würdet geschmeckt haben: so werde euch die Lust, besser und klüger sein zu wollen, als die andern alle, schon vergehen. Sie greifen diese gute Hoffnung von euch nicht aus der Luft; sie haben dieselbe an ihrer eignen Person bestätigt gefunden. Sie müssen bekennen, daß sie in den Tagen ihrer unverständigen Jugend eben so von Weltverbesserung geträumt haben, wie ihr jetzt; dennoch seien sie bei zunehmender Reife so zahm und ruhig geworden, wie ihr sie jetzo sähet. Ich glaube ihnen; ich habe selbst schon in meiner nicht sehr langwierigen Erfahrung erlebt, daß Jünglinge, die erst andere Hoffnungen erregten, dennoch späterhin jenen wohlmeinenden Erwartungen dieses reifen Alters vollkommen entsprachen. Thut dies nicht länger, Jünglinge! denn wie könnte sonst jemals ein besseres Geschlecht beginnen? Der Schmelz der Jugend zwar wird von euch abfallen, und die Flamme eurer Einbildungskraft wird aufhören, sich aus sich selber zu ernähren; aber fasset diese Flamme und verdichtet sie durch klares Denken, macht euch zu eigen die Kunst dieses Denkens, und ihr werdet die schönste Ausstattung des Menschen, den Charakter, noch zur Zugabe bekommen. An jenem klaren Denken erhaltet ihr die Quelle der ewigen Jugendblüte; wie auch euer Körper altere oder eure Kniee wanken, euer Geist wird in stets erneuerter Frischheit sich wiedergebären und euer Charakter fest stehen und ohne Wandel. Ergreift sogleich die sich hier euch darbietende Gelegenheit; denkt klar über den euch zur Berathung vorgelegten Gegenstand; die Klarheit, die in einem Punkte für euch angebrochen ist, wird sich allmählich auch über alle übrigen verbreiten.

Diese Reden beschwören euch Alte. So wie ihr eben gehört habt, denkt man von euch und sagt es euch unter die Augen; und der Redner setzt in seiner eignen Person freimüthig hinzu, daß, die freilich auch nicht selten vorkommenden und um so verehrungswürdigeren Ausnahmen abgerechnet, in Absicht der großen Mehrheit unter euch man vollkommen Recht hat. Gehe man durch die Geschichte der letzten zwei oder drei Jahrzehnte; alles außer ihr selbst stimmt überein, daß, immer die Ausnahmen abgerechnet und nur auf die Mehrheit gesehen, in allen Zweigen, in der Wissenschaft, sowie in den Geschäften des Lebens, die größere Untauglichkeit und Selbstsucht sich bei dem höheren Alter gefunden habe. Die ganze Mitwelt hat es mit angesehen, daß jeder, der das Bessere und Vollkommenere wollte, außer dem Kampfe mit seiner eigenen Unklarheit und den übrigen Umgebungen, noch den schwersten Kampf mit euch zu führen hatte;

daß ihr des festen Vorsatzes waret, es müsse nichts aufkommen, was ihr nicht eben so gemacht und gewußt hättet; daß ihr jede Regung des Denkens für eine Beschimpfung eures Verstandes ansahet, und daß ihr keine Kraft ungebraucht ließet, um in dieser Bekämpfung des Bessern zu siegen; wie ihr denn gewöhnlich auch wirklich siegtet. So waret ihr die aufhaltende Kraft aller Verbesserungen, welche die gütige Natur aus ihrem stets jugendlichen Schoße uns darbot, so lange, bis ihr versammelt wurdet zu dem Staube, der ihr schon vorher waret, und das folgende Geschlecht, im Kriege mit euch, euch gleich geworden war und eure bisherige Verrichtung übernahm. Ihr dürft nur auch jetzt handeln, wie ihr bisher bei allen Anträgen zur Verbesserung gehandelt habt, ihr dürft nur wiederum eure eitle Ehre, daß zwischen Himmel und Erde nichts sein solle, das ihr nicht schon erforscht hättet, dem gemeinsamen Wohle vorziehen: so seid ihr durch diesen letzten Kampf alles ferneren Kämpfens überhoben, es wird keine Verbesserung erfolgen, sondern Verschlimmerung auf Verschlimmerung, so daß ihr noch manche Freude erleben könnt.

Man wolle nicht glauben, daß ich das Alter als Alter verachte und herabsetze. Wird nur durch Freiheit die Quelle des ursprünglichen Lebens und seiner Fortbewegung aufgenommen in das Leben, so wächst die Klarheit und mit ihr die Kraft, so lange das Leben dauert. Ein solches Leben lebt sich besser; die Schlacken der irdischen Abkunft fallen immer mehr ab, und es veredelt sich hinauf zum ewigen Leben und blüht ihm entgegen. Die Erfahrung eines solchen Alters söhnt nicht aus mit dem Bösen, sondern sie macht nur die Mittel klarer und die Kunst gewandter, um dasselbe siegreich zu bekämpfen. Die Verschlimmerung durch zunehmendes Alter ist lediglich die Schuld unserer Zeit, und allenthalben, wo die Gesellschaft sehr verdorben ist, muß dieselbe erfolgen. Wer nun der Einwirkung derselben sich einmal übergiebt, der muß natürlich immer schlechter werden, je länger er diesem Einflusse ausgesetzt ist. Es wäre der Mühe werth, die Geschichte anderer sehr verdorbener Zeitalter in dieser Rücksicht zu untersuchen und zu sehen, ob nicht z. B. auch unter der Regierung der römischen Imperatoren das, was einmal schlecht war, mit zunehmendem Alter immer schlechter geworden.

Euch Alte sonach und Erfahrene, die ihr die Ausnahme macht, euch zuvörderst beschwören diese Reden: bestätigt, bestärkt, berathet in dieser Angelegenheit die jüngere Welt, die ehrfurchtsvoll ihre Blicke nach euch richtet. Euch andere aber, die ihr in der Regel seid, beschwören sie: helfen sollt ihr nicht, störet nur dieses einzigemal nicht, stellt euch nicht wieder, wie bisher immer, in den Weg mit eurer Weisheit und euren tausend Bedenklichkeiten. Diese Sache, so wie jede vernünftige Sache in der Welt, ist nicht tausendfach, sondern einfach; welches auch unter die tausend Dinge gehört, die ihr nicht wißt. Wenn eure Weisheit retten könnte, so würde sie uns ja früher gerettet haben; denn ihr seid es ja, die uns bisher berathen haben. Dies ist nun, sowie alles andere, vergeben und soll euch nicht weiter vorgerückt werden. Lernt nur endlich einmal euch selbst erkennen und schweiget.

Diese Reden beschwören euch Geschäftsmänner. Mit wenigen Ausnahmen waret ihr bisher dem abgezogenen Denken und aller Wissenschaft, die für sich selbst etwas zu sein begehrte, von Herzen feind, obwohl ihr euch die Miene gabet, als ob ihr dieses alles nur vornehm verachtetet; ihr hieltet die Männer, die dergleichen trieben, und ihre Vorschläge so weit von euch weg, als ihr irgend konntet; und der Vorwurf des Wahnsinnes, oder der Rath, sie ins Tollhaus zu schicken, war der Dank, auf den sie bei euch am gewöhnlichsten rechnen konnten. Diese hinwiederum getrauten sich zwar nicht, über euch mit derselben Freimüthigkeit sich zu äußern, weil sie von euch abhingen; aber ihres innern Herzens wahrhafte Meinung war die, daß ihr mit wenigen Ausnahmen seichte Schwätzer seiet und aufgeblasene Prahler, Halbgelehrte, die durch die Schule nur hindurch gelaufen, blinde Zutapper und Fortschleicher im alten Geleise, und die sonst nichts wollten oder könnten. Straft sie durch die That der Lüge und ergreifet hierzu die jetzt euch dargebotene Gelegenheit; legt ab jene Verachtung für gründliches Denken und Wissenschaft, laßt euch bedeuten und höret und lernet, was ihr nicht wißt; außerdem behalten eure Ankläger Recht.

Diese Reden beschwören euch Denker, Gelehrte, Schriftsteller, die ihr dieses Namens noch werth seid. Jener Tadel der Geschäftsmänner an euch war in gewissem Sinne nicht ungerecht. Ihr ginget oft zu unbesorgt im Gebiete des bloßen Denkens fort, ohne euch um die wirkliche Welt zu bekümmern und nachzusehen, wie jenes an diese geknüpft werden könne; ihr beschriebet euch eure eigene Welt und ließet die wirkliche verachtet und verschmähet auf der Seite liegen. Zwar muß alle Anordnung und Gestaltung des wirklichen Lebens ausgehen vom höhern ordnenden Begriffe, und das Fortgehen im gewohnten Geleise thut's ihm nicht: dies ist eine ewige Wahrheit; und drücket in Gottes Namen mit unverhohlener Verachtung jeglichen nieder, der es wagt, sich mit den Geschäften zu befassen, ohne dieses zu wissen. Zwischen dem Begriffe jedoch und der Einführung desselben in jedwedes besondere Leben liegt eine große Kluft. Diese Kluft auszufüllen ist sowohl das Werk des Geschäftsmannes, der freilich schon vorher so viel gelernt haben soll, um euch zu verstehen, als auch das eurige, die ihr über der Gedankenwelt das Leben nicht vergessen sollt. Hier trefft ihr beide zusammen. Statt über die Kluft hinüber einander scheel anzusehen und herabzuwürdigen, beeifre sich vielmehr jeder Theil, von seiner Seite dieselbe auszufüllen und so den Weg zur Vereinigung zu bahnen. Begreift es doch endlich, daß ihr beide unter einander so nothwendig seid, wie Kopf und Arm sich nothwendig sind.

Diese Reden beschwören noch in andern Rücksichten euch Denker, Gelehrte, Schriftsteller, die ihr dieses Namens noch werth seid. Eure Klagen über die allgemeine Seichtigkeit, Gedankenlosigkeit und Verflossenheit, über den Klugdünkel und das unversiegbare Geschwätz, über die Verachtung des Ernstes und der Gründlichkeit in allen Ständen mögen wahr sein; wie sie es denn sind. Aber welcher Stand ist es denn, der diese Stände ins-

gesamt erzogen hat, der ihnen alles Wissenschaftliche in ein Spiel verwandelt und von der frühesten Jugend an zu jenem Klugdünkel und jenem Geschwätze sie angeführt hat? Wer ist es denn, der auch die der Schule entwachsenen Geschlechter noch immerfort erzieht? Der in die Augen fallendste Grund der Dumpfheit des Zeitalters ist der, daß es sich dumpf gelesen hat an den Schriften, die ihr geschrieben habt. Warum laßt ihr dennoch immerfort euch so angelegen sein, dieses müßige Volk zu unterhalten, unerachtet ihr wißt, daß es nichts gelernt hat und nichts lernen will, — nennt es Publikum, schmeichelt ihm als eurem Richter, hetzt es auf gegen eure Mitbewerber und sucht diesen blinden und verworrenen Haufen durch jedes Mittel auf eure Seite zu bringen, gebt endlich selbst in euren Recensir-Anstalten und Journalen ihm so Stoff wie Beispiel seiner vorschnellen Urtheilerei, indem ihr da eben so ohne Zusammenhang und so aus freier Hand in den Tag hinein urtheilt, meist eben so abgeschmackt, wie es auch der letzte eurer Leser könnte? Denkt ihr nicht alle so, giebt es unter euch noch besser Gesinnte: warum vereinigen sich denn nicht diese Bessergesinnten, um dem Unheile ein Ende zu machen? Was insbesondere jene Geschäftsmänner anbelangt, — diese sind bei euch durch die Schule gelaufen; ihr sagt es selbst. Warum habt ihr denn diesen ihren Durchgang nicht wenigstens dazu benutzt, um ihnen einige stumme Achtung für die Wissenschaften einzuflößen und besonders dem hochgebornen Jünglinge den Eigendünkel bei Zeiten zu brechen und ihm zu zeigen, daß Stand und Geburt in Sachen des Denkens nichts fördert? Habt ihr ihm vielleicht schon damals geschmeichelt und ihn ungebührlich hervorgehoben, so traget nun, was ihr veranlaßt habt!

Sie wollen euch entschuldigen, diese Reden, mit der Voraussetzung, daß ihr die Wichtigkeit eures Geschäfts nicht begriffen hättet; sie beschwören euch, daß ihr euch von Stund an bekannt macht mit dieser Wichtigkeit und es nicht länger als ein bloßes Gewerbe treibt. Lernt euch selbst achten und zeigt in eurem Handeln, daß ihr es thut, und die Welt wird euch achten. Die erste Probe davon werdet ihr ablegen durch den Einfluß, den ihr auf die angetragene Entschließung euch geben, und durch die Weise, wie ihr euch dabei benehmen werdet.

Diese Reden beschwören euch Fürsten Deutschlands. Diejenigen, die euch gegenüber so thun, als ob man euch gar nichts sagen dürfte oder zu sagen hätte, sind verächtliche Schmeichler; sie sind arge Verleumder eurer selbst: — weiset sie weit weg von euch. Die Wahrheit ist, daß ihr eben so unwissend geboren werdet, als wir andern alle, und daß ihr hören müßt und lernen, gleichwie auch wir, wenn ihr herauskommen sollt aus dieser natürlichen Unwissenheit. Euer Antheil an der Herbeiführung des Schicksals, das euch zugleich mit euren Völkern betroffen hat, ist hier auf die mildeste, und wie wir glauben, auf die allein gerechte und billige Weise dargelegt worden; und ihr könnt euch, falls ihr nicht etwa nur Schmeichelei, niemals aber Wahrheit hören wollt, über diese Reden nicht beklagen. Dies alles sei vergessen, so wie wir andern auch alle wünschen, daß unser Antheil an der Schuld vergessen werde. Jetzt beginnt, sowie für uns alle, also auch für euch, ein neues Leben. Möchte doch diese Stimme durch alle die Um-

gebungen hindurch, die euch unzugänglich zu machen pflegen, bis zu euch dringen! Mit stolzem Selbstgefühl darf sie euch sagen: Ihr beherrschet Völker, treu, bildsam, des Glückes würdig, wie keiner Zeit und keiner Nation Fürsten sie beherrscht haben. Sie haben Sinn für die Freiheit und sind derselben fähig; aber sie sind euch gefolgt in den blutigen Krieg gegen das, was ihnen Freiheit schien, weil ihr es so wolltet. Einige unter euch haben späterhin anders gewollt, und sie sind euch gefolgt in das, was ihnen ein Ausrottungskrieg scheinen mußte gegen einen der letzten Reste deutscher Unabhängigkeit und Selbständigkeit, — auch weil ihr es so wolltet. Sie dulden und tragen seitdem die drückende Last gemeinsamer Uebel, und sie hören nicht auf, euch treu zu sein, mit inniger Ergebung an euch zu hangen und euch zu lieben, als ihre ihnen von Gott verliehenen Vormünder. Möchtet ihr sie doch, unbemerkt von ihnen, beobachten können; möchtet ihr doch, frei von den Umgebungen, die nicht immer die schönste Seite der Menschheit euch darbieten, herabsteigen können in die Häuser des Bürgers, in die Hütten des Landmanns, und dem stillen und verborgenen Leben dieser Stände, zu denen die in den höheren Ständen seltener gewordene Treue und Biederkeit ihre Zuflucht genommen zu haben scheint, betrachtend folgen können: — gewiß, o gewiß würde euch der Entschluß ergreifen, ernstlicher, denn jemals nachzudenken, wie ihnen geholfen werden könne. Diese Reden haben euch ein Mittel der Hülfe vorgeschlagen, das sie für sicher, durchgreifend und entscheidend halten. Lasset eure Räthe sich berathschlagen, ob sie es auch so finden, oder ob sie ein besseres wissen; nur daß es ebenso entscheidend sei. Die Ueberzeugung aber, daß etwas geschehen müsse und auf der Stelle geschehen müsse, und etwas Durchgreifendes und Entscheidendes geschehen müsse, und daß die Zeit der halben Maßregeln und der Hinhaltungsmittel vorüber sei; diese Ueberzeugung möchten sie gern, wenn sie könnten, bei euch selbst hervorbringen, indem sie zu eurem Biedersinne noch das meiste Vertrauen hegen.

Euch Deutsche insgesamt, welchen Platz in der Gesellschaft ihr einnehmen möget, beschwören diese Reden, daß jeder unter euch, der da denken kann, zuvörderst denke über den angeregten Gegenstand, und daß jeder dafür thue, was gerade ihm an seinem Platze am nächsten liegt.

Es vereinigen sich mit diesen Reden und beschwören euch eure Vorfahren. Denket, daß in meine Stimme sich mischen die Stimmen eurer Ahnen aus der grauen Vorwelt, die mit ihren Leibern sich entgegengestemmt haben der heranströmenden römischen Weltherrschaft, die mit ihrem Blute erkämpft haben die Unabhängigkeit der Berge, Ebenen und Ströme, welche unter euch den Fremden zur Beute geworden sind. Sie rufen euch zu: „Vertretet uns, überliefert unser Andenken eben so ehrenvoll und unbescholten der Nachwelt, wie es auf euch gekommen ist, und wie ihr euch dessen und der Abstammung von uns gerühmt habt. Bis jetzt galt unser Widerstand für edel und groß und weise, wir schienen die Eingeweihten zu sein und die Begeisterten des göttlichen Weltplans. Gehet mit euch unser Geschlecht aus, so verwandelt sich unsere Ehre in Schimpf und unsere Weisheit in Thorheit. Denn sollte der deutsche Mann einmal unter-

gehen in das Römerthum, so war es besser, daß es in das alte geschähe, denn in ein neues. Wir standen jenem und besiegten es; ihr seid verstäubt worden vor diesem. Auch sollt ihr nun, nachdem einmal die Sachen also stehen, sie nicht besiegen mit leiblichen Waffen; nur euer Geist soll sich ihnen gegenüber erheben und aufrecht stehen. Euch ist das größere Geschick zu Theil worden, überhaupt das Reich des Geistes und der Vernunft zu begründen und die große körperliche Gewalt insgesamt, als Beherrschendes der Welt, zu vernichten. Werdet ihr dies thun, dann seid ihr würdig der Abkunft von uns."

Auch mischen in diese Stimmen sich die Geister eurer spätern Vorfahren, die da fielen im heiligen Kampfe für Religions- und Glaubensfreiheit. „Rettet auch unsere Ehre!" rufen sie euch zu. „Uns war nicht ganz klar, wofür wir stritten; außer dem rechtmäßigen Entschlusse, in Sachen des Gewissens durch äußere Gewalt uns nicht gebieten zu lassen, trieb uns noch ein höherer Geist, der uns niemals sich ganz enthüllte. Euch ist er enthüllt, dieser Geist, falls ihr eine Sehkraft habt für die Geisterwelt, und blickt euch an mit hohen, klaren Augen. Das bunte und verworrene Gemisch der sinnlichen und geistigen Antriebe durch einander soll überhaupt der Weltherrschaft entsetzt werden, und der Geist allein, rein und ausgezogen von allen sinnlichen Antrieben, soll an das Ruder der menschlichen Angelegenheiten treten. Damit diesem Geiste die Freiheit werde, sich zu entwickeln und zu einem selbständigen Dasein empor zu wachsen, dafür floß unser Blut. An euch ist's, diesem Opfer seine Bedeutung und seine Rechtfertigung zu geben, indem ihr diesen Geist einsetzt in die ihm bestimmte Weltherrschaft. Erfolgt nicht dieses, als das Letzte, worauf alle bisherige Entwicklung unserer Nation zielte: so werden auch unsere Kämpfe zum vorüberrauschenden leeren Possenspiele; und die von uns erfochtene Geistes- und Gewissensfreiheit ist ein leeres Wort, wenn es von nun an überhaupt nicht länger Geist oder Gewissen geben soll."

Es beschwören euch eure noch ungebornen Nachkommen. „Ihr rühmt euch eurer Vorfahren", rufen sie euch zu, „und schließt mit Stolz euch an eine edle Reihe. Sorget, daß bei euch die Kette nicht abreiße, machet, daß auch wir uns eurer rühmen können und durch euch, als untadeliges Mittelglied hindurch, uns anschließen an dieselbe glorreiche Reihe. Veranlasset nicht, daß wir uns der Abkunft von euch schämen müssen, als einer niederen, barbarischen, sklavischen, daß wir unsre Abstammung verbergen oder einen fremden Namen und eine fremde Abkunft erlügen müssen, um nicht sogleich, ohne weitere Prüfung, weggeworfen und zertreten zu werden." Wie das nächste Geschlecht, das von euch ausgehen wird, sein wird, also wird euer Andenken ausfallen in der Geschichte; ehrenvoll, wenn dieses ehrenvoll für euch zeugt; sogar über die Gebühr schmählich, wenn ihr keine laute Nachkommenschaft habt und der Sieger eure Geschichte macht. Noch niemals hat ein Sieger Neigung oder Kunde genug gehabt, um die Ueberwundenen gerecht zu beurtheilen. Je mehr er sie herabwürdigt, desto gerechter steht er selbst da. Wer kann wissen, welche Großthaten, welche

reffliche Einrichtungen, welche edle Sitten manches Volkes der Vorwelt n Vergessenheit gerathen sind, weil die Nachkommen unterjocht wurden und ›er Ueberwinder, seinen Zwecken gemäß, unwidersprochen, Bericht über sie :rstattete.

Es beschwört euch selbst das Ausland, inwiefern dasselbe nur noch m mindesten sich selbst versteht und noch ein Auge hat für seinen wahren Vortheil. Ja, es giebt noch unter allen Völkern Gemüther, die noch immer nicht glauben können, daß die großen Verheißungen eines Reichs des Rechts, der Vernunft und der Wahrheit an das Menschengeschlecht eitel md ein leeres Trugbild seien, und die daher annehmen, daß die gegenwärtige eiserne Zeit nur ein Durchgang sei zu einem bessern Zustande. Diese, und in ihnen die gesamte neuere Menschheit, rechnet auf euch. Ein großer Theil derselben stammt ab von uns, die übrigen haben von uns Religion und jedwede Bildung erhalten. Jene beschwören uns bei dem gemeinsamen vaterländischen Boden, auch ihrer Wiege, den sie uns frei hinterlassen haben, — diese bei der Bildung, die sie von uns, als Unterpfand eines höhern Glückes, bekommen haben: uns selbst auch für sie und um ihrer willen zu erhalten, so wie wir immer gewesen sind, aus dem Zusammenhange des neu entsprossenen Geschlechts nicht dieses ihm so wichtige Glied herausreißen zu lassen, damit, wenn sie einst unsers Rathes, unsers Beispiels, unsrer Mitwirkung gegen das wahre Ziel des Erdenlebens hin bedürfen, sie uns nicht schmerzlich vermissen.

Alle Zeitalter, alle Weisen und Guten, die jemals auf dieser Erde geathmet haben, alle ihre Gedanken und Ahnungen eines Höhern mischen sich in diese Stimmen und umringen euch und heben flehende Hände zu euch auf; selbst, wenn man so sagen darf, die Vorsehung und der göttliche Weltplan bei Erschaffung eines Menschengeschlechts, der ja nur da ist, um von Menschen gedacht und durch Menschen in die Wirklichkeit eingeführt zu werden, beschwöret euch, seine Ehre und sein Dasein zu retten. Ob jene, die da glaubten, es müsse immer besser werden mit der Menschheit und die Gedanken einer Ordnung und einer Würde derselben seien keine leeren Träume, sondern die Weissagung und das Unterpfand der einzigen Wirklichkeit, ob sie Recht behalten sollen, oder diejenigen, die in ihrem Thier- und Pflanzenleben hinschlummern und jedes Aufflugs in höhere Welten spotten: — darüber ein letztes Endurtheil zu begründen, ist euch anheim gefallen. Die alte Welt mit ihrer Herrlichkeit und Größe, so wie mit ihren Mängeln, ist versunken durch die eigene Unwürde und durch die Gewalt eurer Väter. Ist in dem, was in diesen Reden dargelegt worden, Wahrheit; so seid unter allen neuern Völkern ihr es, in denen der Keim der menschlichen Vervollkommnung am entschiedensten liegt, und denen der Fortschritt in der Entwickelung derselben aufgetragen ist. Gehet ihr in dieser eurer Wesenheit zu Grunde, so gehet mit euch zugleich alle Hoffnung des gesamten Menschengeschlechts auf Rettung aus der Tiefe seiner Uebel zu Grunde. Hoffet nicht und tröstet euch nicht mit der aus der Luft gegriffenen, auf bloße Wiederholung der schon eingetretenen Fälle rechnenden Meinung, daß ein zweitesmal, nach Untergang der alten Bildung, eine neue auf den Trümmern der ersten aus einer halb barbarischen Nation

hervorgehen werde. In der alten Zeit war ein solches Volk, mit allen Erfordernissen zu dieser Bestimmung ausgestattet, vorhanden, und dasselbe war dem Volke der Bildung, den Römern, recht wohl bekannt, und ist von ihnen beschrieben; und diese selbst, wenn sie den Fall ihres Unterganges zu setzen vermocht hätten, würden an diesem Volke das Mittel der Wiederherstellung haben entdecken können. Auch uns ist die gesamte Oberfläche der Erde recht wohl bekannt und alle die Völker, die auf derselben leben. Kennen wir denn nun ein solches, dem Stammvolke der neuen Welt ähnliches Volk, von welchem die gleichen Erwartungen sich fassen ließen? Ich denke, jeder, der nur nicht bloß schwärmerisch meint und hofft, sondern gründlich untersuchend denkt, wird diese Frage mit **Nein** beantworten müssen. Es ist daher kein Ausweg: Wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung.

J. G. Fichte.

Poesie.

Lyrisches. Episches. Didaktisches.

1. An die Sprache.

1. Reine Jungfrau, ewig schöne,
Geist'ge Mutter deiner Söhne,
Mächtige von Zauberbann,
Du, in der ich leb' und brenne,
Meine Brüder kenn' und nenne,
Und dich selber preisen kann!

2. Da ich aus dem Schlaf erwachte,
Noch nicht wußte, daß ich dachte,
Gabest du mich selber mir,
Ließest mich die Welt erbeuten,
Lehrtest mich die Räthsel deuten
Und mich spielen selbst mit dir.

3. Spenderin aus reichem Horne,
Schöpferin aus vollem Borne,
Wohnerin im Sternenzelt!
Alle Höh'n hast du erflügelt,
Alle Tiefen du entsiegelt,
Und durchwandelt alle Welt.

4. Durch der Eichenwälder Bogen
Bist du brausend hingezogen,
Bis der letzte Wipfel barst;
Durch der Fürstenschlösser Prangen
Bist du klingend hergegangen,
Und noch bist du, die du warst.

5. Stürme, rausche, lispl' und säusle!
Zimmre, glätte, hau' und meißle,
Schaffe fort mit Schöpfergeist!
Dir läßt gern der Stoff sich zwingen,
Und dir muß der Bau gelingen,
Den kein Zeitstrom niederreißt.

6. Mach' uns stark an Geisteshänden,
Daß wir sie zum Rechten wenden,
Einzugreifen in die Reih'n!
Viel Gesellen sind gesetzet,
Keiner wird gering geschätzet,
Und wer kann, soll Meister sein.

Fr. Rückert. (1813?).

2. Aus der Jugendzeit.

1. Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar;
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war!

2. Was die Schwalbe sang, was die Schwalbe sang,
Die den Herbst und Frühling bringt,
Ob das Dorf entlang, ob das Dorf entlang
Das jetzt noch klingt?

3. „Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer;
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War alles leer."

4. O du Kindermund, o du Kindermund,
Unbewußter Weisheit froh,
Vogelsprachekund, Vogelsprachekund,
Wie Salomo!

5\. O du Heimatflur, o du Heimatflur,
Laß zu deinem heil'gen Raum
Mich noch einmal nur, mich noch einmal nur
Entfliehn im Traum.

6\. Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
War die Welt mir voll so sehr;
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War alles leer.

7\. Wohl die Schwalbe kehrt', wohl die Schwalbe kehrt',
Und der leere Kasten schwoll;
Ist das Herz geleert, ist das Herz geleert,
Wird's nie mehr voll.

8\. Keine Schwalbe bringt, keine Schwalbe bringt
Dir zurück, wonach du weinst;
Doch die Schwalbe singt, doch die Schwalbe singt
Im Dorf wie einst:

9\. „Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer;
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War alles leer!"

Fr. Rückert.

3. Einem Knaben.

1\. Was trauerst du, mein schöner Junge?
Du Armer, sprich, was weinst du so?
Daß treulos dir im raschen Schwunge
Dein liebes Vögelein entfloh?

2\. Du blickest bald in deiner Trauer
Hinüber dort nach jenem Baum,
Bald wieder nach dem leeren Bauer
Blickst du in deinem Kindestraum.

3\. Du legst so schlaff die kleinen Hände
An deines Lieblings ödes Haus,
Und prüfest rings die Sprossenwände
Und fragst: „Wie kam er nur hinaus?"

4\. An jenem Baume hörst du singen
Den fernen, den dein Herz verlor,
Und unaufhaltsam eilig dringen
Die heißen Thränen dir hervor.

5\. Gieb Acht, gieb Acht, o lieber Knabe,
Daß du nicht dastehst trauernd einst
Und um die beste, schönste Habe
Des Menschenlebens bitter weinst!

6\. Daß du die Hand, die sturmerprobte,
Nicht legst, ein Mann, an deine Brust,
Darin so mancher Schmerz dir tobte,
Dir säuselte so manche Lust;

7\. Daß du die Hand mit wildem Krampfe
Nicht drückest deinem Busen ein,
Aus dem die Unschuld dir im Kampfe
Entflohn, das scheue Vögelein.

8\. Dann hörst du flüstern ihre leisen
Gesänge aus der Ferne her,
Neigst hin dich nach den süßen Weisen;
Das Vöglein aber kehrt nicht mehr!

N. Lenau.

4. Schloß Boncourt.

1\. Ich träum' als Kind mich zurücke
Und schüttle mein greises Haupt;
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang ich vergessen geglaubt?

2\. Hoch ragt aus schatt'gen Gehegen
Ein schimmerndes Schloß hervor,
Ich kenne die Thürme, die Zinnen,
Die steinerne Brücke, das Thor.

3\. Es schauen vom Wappenschilde
Die Löwen so traulich mich an,
Ich grüße die alten Bekannten
Und eile den Burghof hinan.

4\. Dort liegt die Sphinx am Brunnen,
Dort grünt der Feigenbaum,
Dort hinter diesen Fenstern
Verträumt' ich den ersten Traum.

5\. Ich tret' in die Burgkapelle
Und suche des Ahnherrn Grab;
Dort ist's, dort hängt vom Pfeiler
Das alte Gewaffen herab.

6\. Noch lesen umflort die Augen
Die Züge der Inschrift nicht,
Wie hell durch die bunten Scheiben
Das Licht darüber auch bricht.

7\. So stehst du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und fest in dem Sinn,
Und bist von der Erde verschwunden,
Der Pflug geht über dich hin.

8\. Sei fruchtbar, o theurer Boden,
Ich segne dich mild und gerührt,
Und segn' ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

9\. Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenspiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchschweifen
Und singen von Land zu Land.

A. v. Chamisso (1827).

5. Am Fliederbaum.

1. Dies ist der wohlvertraute Flieder;
Hier saß ich oft, ein frohes Kind,
Und stammelte die frühsten Lieder,
Gewiegt von Träumen hell und lind.

2. Das Glück, auf ungestümer Welle
Entflohn mir in des Sturms Gebraus,
Such' ich an der geliebten Stelle —
Ach, alles sieht viel anders aus!

3. Die kleine Bank ist weggenommen,
Hoch auf wuchs das Gebüsch umher,
Und mag ich selbst auch wiederkommen,
Doch kommt das frohe Kind nicht mehr.

F. de la Motte Fouqué.

6. Nachklang.

1. Mir träumt', ich ruhte wieder
Vor meines Vaters Haus
Und schaute fröhlich nieder
Ins alte Thal hinaus;
Die Luft mit lindem Spielen
Ging durch das Frühlingslaub,
Und Blütenflocken fielen
Mir über Brust und Haupt.

2. Als ich erwacht, da schimmert
Der Mond vom Waldesrand;
Im falben Scheine flimmert
Um mich ein fremdes Land;
Und wie ich ringsher sehe:
Die Flocken waren Eis,
Die Gegend war vom Schneee,
Mein Haupt vom Alter weiß.

J. v. Eichendorff.

7. Heimweh.

1. Dar liggt int Norn en Ländeken deep,
en Ländeken deep,
Un eensam liggt de Strand,
Dar blenkt de See, dar blenkert de Schep,
dar blenkert de Schep:
Dat is min Vaderland.

2. Ick segg an Heben Wulken so blank,
de Wulken so blank,
Se kamt ut't blaue Haff,
Un äwer dat Ländken trocken se lank,
dar trocken se lank,
Un Regen drus' heraf.

3. Nu blenkt wul de Dau op Wischen un Holt,
op Wischen un Holt.
Un dufti steit de Saat,
Und du liggst still, du Ländeken stolt,
du Ländeken stolt,
In all de Pracht un Staat.

4. Schin nich de Fleier as Gold oppen Thorn,
as Gold oppen Thorn,
Wenn abends de Betklock summ?
Un äwer dat Feld blöh Hecken un Dorn,
de Hecken un Dorn,
Un de Marsch war wit un stumm.

5. Dann glänz as Sülwer unendli dat Meer,
unendli dat Meer,
Un flö' un ebb heraf;
Und klingt dat deep as Klocken derher,
as Klocken derher:
Hör to! denn brust dat Haff! —

6. Blendt de Wulken so, nu dat dämmri ward?
Weer dat dat Haff wat klung?
Och nee, den Ton in min egen Hart,
in min egen Hart
Hett lisen de Wehmoth sungn.

K. Groth (Bonn, 1855).

8. Das Moor.

1. De Borrn bewegt sik op und dal,
As gingst du langs en böken Bahl,
Dat Water schülpert inne Graff,
De Grasnarv bevert op un af,
Dat geit hendal, dat geit tohöch
So lisen as en Kinnerweeg.

2. Dat Moor is brun, de Heid is brun,
Dat Wullgras schint so witt as Dun,
So week as Sid, so rein as Snee:
Den Hadbar reckt dat bet ant Knee.

3. Hier hüppt de Pogg in Reth hentlank,
Un singt uns abends sin Gesank;
De Voss de bru't, de Wachtel röppt,
De ganze Welt is still un slöppt.

4. Du hörst din Schritt ni, wenn du geist,
Du hörst de Rüschen, wenn du steist,

Dat levt und wevt int ganze Feld,
As weert bi Nacht en anner Welt.

5. Denn ward dat Moor so wit un grot,
Denn ward de Minsch so lütt to Mod:

Wull weet, wa lang he där de Heid
Noch frisch und kräfti geit!

K. Groth.

9. Frühlingsglaube.

1. Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich alles, alles wenden.

2. Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Thal:
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich alles, alles wenden.

L. Uhland.

10. In der Frühe.

Kein Schlaf noch kühlt das Auge mir,
Dort gehet schon der Tag herfür
An meinem Kammerfenster.
Es wühlet mein verstörter Sinn
Noch zwischen Zweifeln her und hin
Und schaffet Nachtgespenster.
— Aengste, quäle
Dich nicht länger, meine Seele!
Freu' dich, schon sind da und dorten
Morgenglocken wach geworden.

E. Mörike.

11. Wintermorgen.

O flaumenleichte Zeit der dunkeln Frühe!
Welch neue Welt bewegest du in mir?
Was ist's, daß ich auf einmal nun in dir
Von sanfter Wollust meines Daseins glühe?

Einem Krystall gleicht meine Seele nun,
Den noch kein falscher Strahl des Lichts getroffen;
Zu fluten scheint mein Geist, er scheint zu ruhn,
Dem Eindruck naher Wunderkräfte offen,
Die aus dem klaren Gürtel blauer Luft
Zuletzt ein Zauberwort vor meine Sinne ruft.

Bei hellen Augen glaub' ich doch zu schwanken,
Ich schließe sie, daß nicht der Traum entweiche;
Seh' ich hinab in holde Feenreiche?
Wer hat den bunten Schwarm von Bildern und Gedanken
Zur Pforte meines Herzens hergeladen,
Die glänzend sich in diesem Busen baden,
Goldfarb'gen Fischlein gleich im Gartenteiche?

Ich höre bald der Hirtenflöten Klänge,
Wie um die Krippe jener Wundernacht,
Bald weinbekränzter Jugend Lustgesänge;
Wer hat das friedenselige Gedränge
In meine traurigen Wände hergebracht?

Und welch Gefühl entzückter Stärke,
Indem mein Sinn sich frisch zur Ferne lenkt!
Vom ersten Mark des heut'gen Tags getränkt,
Fühl' ich mir Muth zu jedem frommen Werke.
Die Seele fliegt, so weit der Himmel reicht,
Der Genius jauchzt in mir! Doch sage,
Warum wird jetzt der Blick von Wehmuth feucht?
Ist's ein verloren Glück, was mich erweicht?
Ist es ein werdendes, was ich im Herzen trage?

— Hinweg, mein Geist, hier gilt kein Stillestehn;
Es ist ein Augenblick, und alles wird verwehn!

Dort, sieh, am Horizont lüpft sich der Vorhang schon!
Es träumt der Tag, nun sei die Nacht entflohn;
Die Purpurlippe, die geschlossen lag,
Haucht, halbgeöffnet, süße Athemzüge:
Auf einmal blitzt das Aug' und, wie ein Gott, der Tag
Beginnt im Sprung die königlichen Flüge!

E. Mörike.

12. Morgenwanderung.

1. Wer recht in Freuden wandern will,
Der geh' der Sonn' entgegen;
Da ist der Wald so kirchenstill,
Kein Lüftchen mag sich regen!
Noch sind nicht die Lerchen wach,
Nur im hohen Gras der Bach
Singt leise den Morgensegen.

2. Die ganze Welt ist wie ein Buch,
Darin uns aufgeschrieben
In bunten Zeilen manch ein Spruch,
Wie Gott uns treu geblieben;
Wald und Blumen, nah und fern,
Und der helle Morgenstern
Sind Zeugen von seinem Lieben.

3. Da zieht die Andacht wie ein Hauch
Durch alle Sinnen leise,
Da pocht ans Herz die Liebe auch
In ihrer stillen Weise,
Pocht und pocht, bis sich's erschließt
Und die Lippe überfließt
Von lautem, jubelndem Preise.

4. Und plötzlich läßt die Nachtigall,
Im Busch ihr Lied erklingen,
In Berg und Thal erwacht der Schall
Und will sich aufwärts schwingen,
Und der Morgenröthe Schein
Stimmt in lichter Glut mit ein:
Laßt uns dem Herrn lobsingen!

E. Geibel.

13. Mittagszauber.

1. Vor Wonne zitternd hat die Mittagsschwüle
Auf Thal und Höh' in Stille sich gebreitet,
Man hört nur wie der Specht im Tannicht scheitet,
Und wie durchs Tobel rauscht die Sägemühle.

2. Und schneller fließt der Bach, als such' er Kühle,
Die Blume schaut ihm durstig nach und spreitet
Die Blätter sehnend aus, und trunken gleitet
Der Schmetterling vom seidnen Blütenpfühle.

3. Am Ufer sucht der Fährmann sich im Nachen
Aus Weidenlaub ein Sonnendach zu zimmern,
Und sieht ins Wasser, was die Wolken machen.

4. Jetzt ist die Zeit, wo oft im Schilf ein Wimmern
Den Fischer weckt; der Jäger hört ein Lachen;
Und golden sieht der Hirt die Felsen schimmern.

H. Lingg.

14. Waldweg.

Fragment.

Durch einen Nachbarsgarten ging der Weg,
Wo blaue Schleh'n im tiefen Grase standen;
Dann durch die Hecke über schmalen Steg
Auf eine Wiese, die an allen Randen
Ein hoher Zaun vielfarb'gen Laub's umzog;
Buscheichen unter wilden Rosenbüschen,
Um die sich frei die Geißblattranke bog,
Brombeergewirr und Hülsendorn dazwischen;

Vorbei an Farrenkräutern wob der Eppich
Entlang des Walles seinen dunklen Teppich.
Und vorwärts schreitend störte bald mein Tritt
Die Biene auf, die um die Distel schwärmte,
Bald hörte ich, wie durch die Gräser glitt
Die Schlange, die am Sonnenstrahl sich wärmte.
Sonst war es kirchenstill in alle Weite,
Kein Vogel hörbar; nur an meiner Seite
Sprang schnaufend ab und zu des Oheims Hund;
Denn nicht allein wär' ich um solche Zeit
Gegangen zum entlegnen Waldesgrund;
Mir graute vor der Mittagseinsamkeit. —
Heiß war die Luft und alle Winde schliefen;
Und vor mir lag ein sonnig offner Raum,
Wo quer hindurch schutzlos die Steige liefen.
Wohl hatt' ich's sauer und ertrug es kaum;
Doch rascher schreitend überwand ich's bald.
Dann war ein Bach, ein Wall zu überspringen,
Dann noch ein Steg, und vor mir lag der Wald,
In dem schon herbstlich roth die Blätter hingen.
Und drüber her, hoch in der blauen Luft,
Stand beutesüchtig ein gewalt'ger Weih,
Die Flügel schlagend durch den Sonnenduft;
Tief aus der Holzung scholl des Hähers Schrei.
Herbstblätterduft und Tannenharzgeruch
Quoll mir entgegen schon auf meinem Wege,
Und dort im Walde schimmerte der Bruch,
Durch den ich meinen Pfad nahm ins Gehege.
Schon streckten dort gleich Säulen der Kapelle
Ans Laubgewölb' die Tannenstämme sich;
Dann war's erreicht, und wie an Kirchenschwelle
Umschauerte die Schattenkühle mich.

Th. Storm.

15. Fischers Heimbucht.

Stille, Stille über mir, —
Stille um mich her —
Noch ein Tröpfchen
Fällt vom matten Ruder
Leise, schläfrig in das Meer. —

Alles — müde,
Mann und Zeug —
Bin auch müde —
Herzlich müde!

Nun, so buchte,
Alter Nachen,
Uns nur sachte
In die Ruhe ein.

F. Scherenberg.

16. Abendsonne.

Betrachte, wie in Abendsonne-Glut
Die grünumgebnen Hütten schimmern.
Sie rückt und weicht, der Tag ist überlebt,
Dort eilt sie hin und fördert neues Leben.
O! daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
Ihr nach und immer nach zu streben!
Ich säh' im ew'gen Abendstrahl
Die stille Welt zu meinen Füßen,
Entzündet alle Höhn, beruhigt jedes Thal,
Den Silberbach in goldne Ströme fließen.
Nicht hemmte dann den göttergleichen Lauf
Der wilde Berg mit allen seinen Schluchten;
Schon thut das Meer sich mit erwärmten Buchten
Vor den erstaunten Augen auf.
Doch scheint die Göttin endlich wegzusinken;
Allein der neue Trieb erwacht,
Ich eile fort, ihr ew'ges Licht zu trinken,
Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht,
Den Himmel über mir und unter mir die Wellen.

Ein schöner Traum, indessen sie entweicht!
Ach! zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen.
Doch ist es jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt;
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimat strebt.

W. v. Goethe. (Faust, 1790.)

17. Abendstille.

1. Nun hat am klaren Frühlingstage
Das Leben reich sich ausgeblüht;
Gleich einer ausgeklungnen Sage,
Im West das Abendroth verglüht.
Des Vogels Haupt ruht unterm Flügel,
Kein Rauschen tönt, kein Klang und Wort;
Der Landmann führt das Roß am Zügel,
Und alles ruht an seinem Ort.

2. Nur fern im Strome noch Bewegung,
Der weit durchs Thal die Fluten rollt:
Es quillt vom Grunde leise Regung,
Und Silber säumt sein flüssig Gold.
Dort auf dem Strom noch ziehen leise
Die Schiffe zum bekannten Port,
Geführt vom Fluß im sichern Gleise —
Sie kommen auch an ihren Ort.

3. Hoch oben aber eine Wolke
Von Wandervögeln rauscht dahin;
Ein Führer streicht voran dem Volke
Mit Kraft und landeskund'gem Sinn.
Sie kehren aus dem schönen Süden
Mit junger Lust zum heim'schen Nord,
Nichts mag den sichern Flug ermüden —
Sie kommen auch an ihren Ort!

4. Und du, mein Herz! in Abendstille
Dem Kahn bist du, dem Vogel gleich,
Es treibt auch dich ein starker Wille,
An Sehnsuchtsschmerzen bist du reich.
Sei's mit des Kahnes stillem Zuge,
Zum Ziel doch geht es immer fort;
Sei's mit des Kranichs raschem Fluge —
Auch du, Herz, kommst an deinen Ort!

G. Kinkel.

18. Abendlied.

1. Friedlicher Abend senkt sich aufs Gefilde;
Sanft entschlummert Natur, um ihre Züge
Schwebt der Dämmerung zarte Verhüllung, und sie
Lächelt die Holde;

2. Lächelt, ein schlummernd Kind in Vaters Armen,
Der voll Liebe zu ihr sich neigt; sein göttlich
Auge weilt auf ihr, und es weht sein Odem
Ueber ihr Antlitz.

N. Lenau.

19. Wanderers Nachtlied.

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

W. v. Goethe. (Am Hang des Ettersbergs, 12. Febr. 1776.)

20. Ein gleiches.

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

W. v. Goethe. (Auf dem Gickelhahn bei Ilmenau, 6. Septbr. 1780.)

21. Gebet.

Die du, über die Sterne weg,
Mit der geleerten Schale
Aufschwebst, um sie am ew'gen Born
Eilig wieder zu füllen:
Einmal schwenke sie noch, o Glück,
Einmal, lächelnde Göttin!
Sieh, ein einziger Tropfen hängt
Noch verloren am Rande,
Und der einzige Tropfen genügt,
Eine himmlische Seele,
Die hier unten in Schmerz erstarrt,
Wieder in Wonne zu lösen.
Ach! sie weint dir süßeren Dank,
Als die anderen alle,
Die du glücklich und reich gemacht;
Laß ihn fallen, den Tropfen!

F. Hebbel.

22. Gebet.

1.

Herr! schicke was du willt,
Ein Liebes oder Leides;
Ich bin vergnügt, daß beides
Aus deinen Händen quillt.

2.

Wollest mit Freuden
Und wollest mit Leiden
Mich nicht überschütten!
Doch in der Mitten
Liegt holdes Bescheiden.

E. Mörike.

23. Gedulde dich fein!

Dulde, gedulde dich fein!
Ueber ein Stündelein
Ist deine Kammer voll Sonne.

Ueber den First, wo die Glocken hangen,
Ist schon lange der Schein gegangen,
Ging in Thürmers Fenster ein.
Wer am nächsten dem Sturm der Glocken,
Einsam wohnt er, oft erschrocken,
Doch am frühsten tröstet ihn Sonnenschein.

Wer in tiefen Gassen gebaut,
Hütt' an Hüttlein lehnt sich traut;
Glocken haben ihn nie erschüttert,
Ueber ihm ist es, wenn's gewittert,
Aber spät sein Morgen graut.

Höh' und Tiefe hat Glück und Leid.
Du sag' ab dem thörigen Neid!
Andrer Gram bringt andre Wonne.

Dulde, gedulde dich fein!
Ueber ein Stündelein
Ist deine Kammer voll Sonne.

P. Heyse.

24. An den Mond.

1. Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

2. Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Ueber mein Geschick.

3. Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.

4. Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh:
So verrauschte Scherz und Kuß,
Und die Treue so.

5. Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist;
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!

6. Rausche, Fluß, das Thal entlang,
Ohne Rast und Ruh',
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodieen zu,

7. Wenn du in der Winternacht
Wüthend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.

8. Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit ihm genießt,

9. Was, von Menschen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht!

W. v. Goethe (Januar 1778).

25. Der Liebe Dauer.

1. O lieb', so lang du lieben kannst!
O lieb', so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

2. Und sorge, daß dein Herze glüht
Und Liebe hegt und Liebe trägt,
So lang ihm noch ein andres Herz
In Liebe warm entgegenschlägt.

3. Und wer dir seine Brust erschließt,
O thu' ihm, was du kannst, zu lieb,
Und mach' ihm jede Stunde froh,
Und mach' ihm keine Stunde trüb!

4. Und hüte deine Zunge wohl!
Bald ist ein böses Wort gesagt.
O Gott, es war nicht bös gemeint;
Der andre aber geht und klagt.

5. O lieb', so lang du lieben kannst!
O lieb', so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

6. Dann kniest du nieder an der Gruft
Und birgst die Augen trüb und naß
— Sie sehn den andern nimmermehr! —
Ins lange, feuchte Kirchhofgras,

7. Und sprichst: „O schau' auf mich herab,
Der hier an deinem Grabe weint!
Vergieb, daß ich gekränkt dich hab'!
O Gott, es war nicht bös gemeint."

8. Er aber sieht und hört dich nicht,
Kommt nicht, daß du ihn froh umfängst;
Der Mund, der oft dich küßte, spricht
Nie wieder: „Ich vergab dir längst."

9. Er that's, vergab dir lange schon;
Doch manche heiße Thräne fiel
Um dich und um dein herbes Wort.
Doch still — er ruht und ist am Ziel.

10. O lieb', so lang du lieben kannst!
O lieb', so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

F. Freiligrath (1831).

26. Wenn alle untreu werden.

1. Wenn alle untreu werden,
So bleib' ich dir doch treu,
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sei.
Für mich umfing dich Leiden,
Vergingst für mich in Schmerz;
Drum geb' ich dir mit Freuden
Auf ewig dieses Herz.

2. Oft muß ich bitter weinen,
Daß du gestorben bist,
Und mancher von den Deinen
Dich lebenslang vergißt.
Von Liebe nur durchdrungen
Hast du so viel gethan,
Und doch bist du verklungen,
Und keiner denkt daran.

3. Du stehst voll treuer Liebe
Noch immer jedem bei,
Und wenn dir keiner bliebe,
So bleibst du dennoch treu.
Die treuste Liebe sieget;
Am Ende fühlt man sie,
Weint bitterlich und schmieget
Sich kindlich an dein Knie.

4. Ich habe dich empfunden:
O lasse nicht von mir!
Laß innig mich verbunden
Auf ewig sein mit dir!
Einst schauen meine Brüder
Auch wieder himmelwärts
Und sinken liebend nieder
Und fallen dir ans Herz.

Novalis.

27. Ich hör' ein Glöcklein.

1. Ich hör' ein Glöcklein durch den Wald
Mit sanfter Stimme schallen,
Das rufet zu ein friedlich Halt
Den Müden, die da wallen.
O Glockenruf! o theurer Klang!
Ein süßes Heimweh macht mich krank,
Da ich dich höre schallen.

2. Wie deine Töne mild und rein
Ans Herz mir mahnend schlagen,
Ist mir's, ich säh' im Abendschein
Mein Heimatskirchlein ragen,
Zum Vaterhause zög' ich hin,
Wo ich fast nicht geweilet bin
Seit meiner Kindheit Tagen.

3. Ach wohl zur Heimat rufest du,
O Glöcklein, alle Frommen,
Daß finden Fried' und Seelenruh',
Die deinen Ruf vernommen.
O laß mich werden als ein Kind,
Daß ich von Herzen rein gesinnt
Zur Heimat möge kommen.

W. Osterwald.

28. Die Nacht.

Ringsum ruhet die Stadt, still wird die erleuchtete Gasse,
Und mit Fackeln geschmückt, rauschen die Wagen hinweg.
Satt gehn heim, von Freuden des Tags zu ruhen, die Menschen,
Und Gewinn und Verlust wäget ein sinniges Haupt
Wohl zufrieden zu Haus; leer steht von Trauben und Blumen,
Und von Werken der Hand ruht der geschäftige Markt.
Aber das Saitenspiel tönt fern aus Gärten; vielleicht, daß
Dort ein Liebender spielt, oder ein einsamer Mann
Ferner Freunde gedenkt und der Jugendzeit; und die Brunnen,
Immerquillend und frisch rauschen an duftendem Beet.
Still in dämmriger Luft ertönen geläutete Glocken,
Und der Stunden gedenk, rufet ein Wächter die Zahl.
Jetzt auch kommt ein Wehn und reget die Gipfel des Hains auf,
Sieh! und das Ebenbild unserer Erde, der Mond,
Kommet geheim nun auch; die Schwärmerische, die Nacht, kommt;
Voll mit Sternen und wohl wenig bekümmert um uns,
Glänzt die Erstaunende dort, die Fremdlingin unter den Menschen,
Ueber Gebirgeshöhn traurig und prächtig herauf.

Fr. Hölderlin.

29. Gesang zu Zweien in der Nacht.

Sie.

Wie süß der Nachtwind nun die Wiese streift
Und klingend jetzt den jungen Hain durchläuft!
Da noch der freche Tag verstummt,
Hört man der Erdenkräfte flüsterndes Gedränge,
Das aufwärts in die zärtlichen Gesänge
Der reingestimmten Lüfte summt.

Er.

Vernehm' ich doch die wunderbarsten Stimmen,
Vom lauen Wind wollüstig hingeschleift,
Indeß, mit ungewissem Licht gestreift,
Der Himmel selber scheinet hinzuschwimmen.

Sie.

Wie ein Gewebe zuckt die Luft manchmal,
Durchsichtiger und heller aufzuwehen;
Dazwischen hört man weiche Töne gehen
Von sel'gen Feen, die im blauen Saal
Zum Sphärenklang,
Und fleißig mit Gesang,
Silberne Spindeln hin und wieder drehen.

Er.

O holde Nacht, du gehst mit leisem Tritt
Auf schwarzem Sammt, der nur am Tage grünet,
Und lustig schwirrender Musik bedienet
Sich nun dein Fuß zum leichten Schritt,
Womit du Stund' um Stunde missest,
Dich lieblich in dir selbst vergissest —
Du schwärmst, es schwärmt der Schöpfung Seele mit!

E. Mörike.

30. Waldnacht.

1. Wie uralt weht's, wie längst verklungen
In diesem tiefen Waldesgrün —
Ein Träumen voller Dämmerungen,
Ein dichtverschlungnes Wunderblühn!

2. Durch dieser Laubgewölbe Mitten,
Sprich, bist du schon auf irrer Bahn
Um Mitternacht dahingeschritten?
Dann hebt auch hier der Zauber an.

3. Des Wolfs durchschossne Augen funkeln,
Um schwarze Wipfel kreist der Weih,
Im Moor auf Felsen glüht im Dunkeln
Der Hirsche moderndes Geweih.

4. Vorüber jagt auf Flammenhufen
Erlkönig sein goldmähnig Roß —
Die Geige tönt, die Flöten rufen,
Er reitet auf sein Elfenschloß.

H. Lingg.

31. Die Eichbäume.

Aus den Gärten komm' ich zu euch, ihr Söhne des Berges!
Aus den Gärten! da lebt die Natur, geduldig und häuslich,
Pflegend und wieder gepflegt, mit dem fleißigen Menschen zusammen.
Aber ihr, ihr Herrlichen, steht, wie ein Volk von Titanen,
In der zahmeren Welt und gehört nur euch und dem Himmel,
Der euch nährt' und erzog, und der Erde, die euch geboren!
Keiner von euch ist noch in der Menschen Schule gegangen,
Und ihr drängt euch, fröhlich und frei, aus kräftiger Wurzel
Unter einander herauf und ergreift, wie der Adler die Beute,
Mit gewaltigem Arme den Raum, und gegen die Wolken
Ist euch heiter und groß die sonnige Krone gerichtet.
Eine Welt ist jeder von euch; wie die Sterne des Himmels
Lebt ihr, jeder ein Gott, in freiem Bunde zusammen.
Könnt' ich die Knechtschaft nur erdulden, ich neidete nimmer
Diesen Wald und schmiegte mich gern ans gesellige Leben;
Fesselte nur nicht mehr ans gesellige Leben das Herz mich,
Das von Liebe nicht läßt, wie gern würd' ich unter euch wohnen!

Fr. Hölderlin (1797).

32. Im Park.

Sieh, der Kastanie kindliches Laub hängt noch wie der feuchte
Flügel des Papillons, wenn er die Hülle verließ;
Aber in laulicher Nacht der kürzeste Regen entfaltet
Leise die Fächer und deckt schnelle den luftigen Gang.
— Du magst eilen, o himmlischer Frühling, oder verweilen:
Immer dem trunkenen Sinn fliehst du ein Wunder vorbei.

E. Mörike.

33. Die schöne Buche.

Ganz verborgen im Wald kenn' ich ein Plätzchen, da stehet
Eine Buche; man sieht schöner im Bilde sie nicht.
Rein und glatt, in gediegenem Wuchs erhebt sie sich einzeln,
Keiner der Nachbarn rührt ihr an den seidenen Schmuck.
Rings, so weit sein Gezweig der stattliche Baum ausbreitet,
Grünet der Rasen, das Aug' still zu erquicken, umher;
Gleich nach allen Seiten umzirkt er den Stamm in der Mitte;
Kunstlos schuf die Natur selber das liebliche Rund.
Zartes Gebüsch umkränzet es erst; hochstämmige Bäume,
Folgend in dichtem Gedräng', wehren dem himmlischen Blau.
Neben der dunkleren Fülle des Eichbaums wieget die Birke
Ihr jungfräuliches Haupt schüchtern im goldenen Licht.
Nur wo, verdeckt von Felsen, der Fußsteig jäh sich hinabschlingt,
Lässet die Hellung mich ahnen das offene Feld. —
Als ich unlängst einsam, von neuen Gestalten des Sommers
Ab dem Pfade gelockt, dort im Gebüsch mich verlor,
Führt' ein freundlicher Geist, des Hains auflauschende Gottheit,
Hier mich zum erstenmal plötzlich, den Staunenden, ein.
Welch Entzücken! Es war um die hohe Stunde des Mittags,
Lautlos alles, es schwieg selber der Vogel im Laub.
Und ich zauderte noch auf den zierlichen Teppich zu treten;
Festlich empfing er den Fuß, leise beschritt ich ihn nur.

Jetzo gelehnt an den Stamm, (er trägt sein breites Gewölbe
Nicht zu hoch,) ließ ich rundum die Augen ergehn,
Wo den beschatteten Kreis die feurig strahlende Sonne,
Fast gleich messend umher, säumte mit blendendem Rand.
Aber ich stand und rührte mich nicht; dämonischer Stille,
Unergründlicher Ruh' lauschte mein innerer Sinn;
Eingeschlossen mit dir in diesem sonnigen Zauber-
Gürtel, o Einsamkeit, fühlt' ich und dachte nur dich!

E. Mörike.

34. Die Ulme zu Hirsau.

1. Zu Hirsau in den Trümmern,
Da wiegt ein Ulmenbaum
Frischgrünend seine Krone
Hoch überm Giebelsaum.

2. Er wurzelt tief im Grunde
Vom alten Klosterbau,
Er wölbt sich statt des Daches
Hinaus ins Himmelsblau.

3. Weil des Gemäuers Enge
Ihm Luft und Sonne nahm,
So trieb's ihn hoch und höher,
Bis er zum Lichte kam.

4. Es ragen die vier Wände,
Als ob sie nur bestimmt,
Den kühnen Wuchs zu schirmen,
Der zu den Wolken klimmt.

5. Wenn dort im grünen Thale
Ich einsam mich erging,
Die Ulme war's, die hehre,
Woran mein Sinnen hing.

6. Wenn in dem dumpfen, stummen
Getrümmer ich gelauscht,
Da hat ihr reger Wipfel
Im Windesflug gerauscht.

7. Ich sah ihn oft erglühen
Im ersten Morgenstrahl;
Ich sah ihn noch erleuchtet,
Wann schattig rings das Thal.

8. Zu Wittenberg, im Kloster
Wuchs auch ein solcher Strauß
Und brach mit Riesenästen
Zum Klausendach hinaus.

9. O Strahl des Lichts, du dringest
Hinab in jede Gruft!
O Geist der Welt, du ringest
Hinauf in Licht und Luft!

L. Uhland (1829 ?).

35. Weinlied.

1. Auf grünen Bergen wird geboren
Der Gott, der uns den Himmel bringt;
Die Sonne hat ihn sich erkoren,
Daß sie mit Flammen ihn durchdringt.

2. Er wird im Lenz mit Lust empfangen,
Der zarte Schoß quillt still empor,
Und wenn des Herbstes Früchte prangen,
Springt auch das goldne Kind hervor.

3. Sie legen ihn in enge Wiegen,
Ins unterirdische Geschoß;
Er träumt von Festen und von Siegen
Und baut sich manches luft'ge Schloß.

4. Es nahe keiner seiner Kammer,
Wenn er sich ungeduldig drängt
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften sprengt.

5. Denn unsichtbare Wächter stellen,
So lang er träumt, sich um ihn her;
Und wer betritt die heil'gen Schwellen,
Den trifft ihr luftumwundner Speer.

6. So wie die Schwingen sich entfalten,
Läßt er die lichten Augen sehn,
Läßt ruhig seine Priester schalten
Und kommt heraus, wenn sie ihm flehn.

7. Aus seiner Wiege dunklem Schoße
Erscheint er im Krystallgewand;
Verschwiegener Eintracht volle Rose
Trägt er bedeutend in der Hand.

8. Und überall um ihn versammeln
Sich seine Jünger hoch erfreut,
Und tausend frohe Stimmen stammeln
Ihm ihre Lieb' und Dankbarkeit.

9. Er spritzt in ungezählten Strahlen
Sein inn'res Leben in die Welt,
Die Liebe nippt aus seinen Schalen
Und bleibt ihm ewig zugesellt.

10. Er nahm als Geist der goldnen Zeiten
Von jeher sich des Dichters an,
Der immer seine Lieblichkeiten
In trunknen Liedern aufgethan.

11. Er gab ihm, seine Treu' zu ehren,
Ein Recht auf jeden hübschen Mund;
Und daß es keine darf ihn wehren,
Macht Gott durch ihn es allen kund.

Novalis (1799).

36. Der Wein.

1. Du blinkst so hell und glänzend aus dem Becher,
Als wäre jeder Strahl in dir zerronnen,
Woraus du einst die Feuerkraft gewonnen,
Die glühend jetzt entgegenschäumt dem Zecher.

2. Ich aber säume, reizender Versprecher
Des Süßesten, und zähle all' die Sonnen,
Die dich mit ihrem Netz von Licht umsponnen,
Bevor die Traube reif erschien dem Brecher.

3. Ich sehe ihn, von Nächten und von Tagen
Den reichen Zug, die längst hinab gesunken,
Dir scheidend all' ihr Köstlichstes gegeben.

4. Da möcht' ich fast im Geist vor dir verzagen;
Kaum an den Lippen, bist du ausgetrunken:
Wie zahle ich den Preis für so viel Leben?

F. Hebbel.

37. Ghasel.

Im Wasser wogt die Lilie, die blanke, hin und her;
Doch irrst du, Freund, sobald du sagst, sie schwanke hin und her.
Es wurzelt ja so fest ihr Fuß im tiefen Meeresgrund:
Ihr Haupt nur wiegt ein lieblicher Gedanke hin und her.

A. v. Platen.

38. Die Lerche.

1. Gegrüßet seist du, du Himmelsschwinge,
Des Frühlings Bote, du Liederfreundin,
Sei mir gegrüßet, geliebte Lerche,
Die beides lehret, Gesang und Leben.

2. Der Morgenröthe, des Fleißes Freundin,
Erweckst du Felder, belebst du Hirten;
Sie treiben munter den Schlaf vom Auge,
Denn ihnen singet die frühe Lerche.

3. Du stärkst dem Landmann die Hand am Pfluge
Und giebst den Ton ihm zum Morgenliede:
„Wach' auf und singe, mein Herz voll Freude,
Wach' auf und singe, mein Herz voll Dankes."

4. Und alle Schöpfung, die Braut der Sonne,
Erwacht, verjüngt vom langen Schlafe:
Die starren Bäume, sie hören wundernd
Gesang von oben und grünen wieder.

5. Die Zweige sprießen, die Blätter keimen,
Das Laub entschlüpfet und horcht dem Liede,
Die Vögel girren im jungen Neste,
Sie üben zweifelnd die alten Stimmen.

6. Denn du ermunterst sie, kühne Lerche,
Beim ersten Blicke des jungen Frühlings,
Hoch über Beifall und Neid erhoben,
Dem Aug' entflogen, doch stets im Ohre.

7. Inbrünstig schwingst du dich auf zum Himmel
Und schlüpfst bescheiden zur Erde nieder.
Demüthig nistest du tief am Boden
Und steigst frohlockend zum Himmel wieder.

8. Drum gab, o fromme, bescheidne Lerche,
Du über Beifall und Stolz erhobne,
Du muntre Freundin des frühen Fleißes,
Drum gab der Himmel dir auch zum Lohne

9. Die unermüdlich beherzte Stimme,
Den Ton der Freude, den langen Frühling.
Selbst Philomele, die Liedergöttin,
Muß deinem langen Gesange weichen.

10. Denn ach! der Liebe, der Sehnsucht Klagen
In Philomelens Gesang ersterben;
Das Lied der Andacht, der Ton der Freude,
Das Lied des Fleißes hat langen Frühling.

G. v. Herder.

39. Tempel und Münster.

In Tempelhallen fühlst du beben
Der Völker tiefstes Seelenleben.
In stolzen Säulen rafft empor
Vom Erdengrund sich der Hellene;
Doch ob er bald zurück sich sehne,
Ans Ziel den Glauben bald verlor:
Rasch brach er ab, zog zwischen sich
Und jenen Höhen einen Strich,
Sein Quergebälk, um sich hienieden
Ganz abzuschließen in heitrem Frieden,
Umsäumend mit engem Säulenraum
Den vollsten, reichsten Göttertraum.
Der Römer wirft den runden Bogen
Empor in anmuthvollem Sprung,
Doch mählich scheint's zur Niederung
Hat ird'sche Wucht ihn rückgezogen.
Hier stieg er, daß auf jener Seite
Er dann in Anmuth niedergleite.
Den Himmel stürmt in tapfrer Hast
Der deutsche Christ, der beide Theile
Des spitzen Bogens zusammenfaßt
Und aufwärts schießt gleich einem Pfeile.
Das Münster mit dem steilen Dach
Dringt in den Himmel allgemach
Gleich eingetrieb'nem mächt'gen Keile;
Und wie er auch den Ernst des Ganzen
Mit Ast- und Blumenschmuck umrändert:
Die Giebel sind erhobne Lanzen,
Wenn auch bekränzt und reich bebändert.
Doch deutsche Kunst ist's, die's vollbringt,
Daß Anmuth der Gewalt nicht fehle;
Der Thurm von Stein scheint eine Seele,
Die christlich fromm nach aufwärts ringt.
Mühvoll aus rauhen Erdenmassen
Hebt sich die gottgeweihte Quader;
Jetzt strömt ihr Leben in die Ader,
Beginnt in Formen sich zu fassen.
In rohen Stämmen klimmt's zum Licht,
In Stufen nur mit steiler Wendung,
Bis zwischendurch ein Strahl jetzt bricht,
Das Leuchten künftiger Vollendung;
Und freier, kühner wird das Klettern,
Durchbrochnes Laub mit zarten Rippen
Will Morgenthau im Aether nippen,
In Fluten strömt der Tag herein,
Verklärt, vergeistigt wird der Stein
Und treibt so lustig leichte Ranken,
Dir bangt, daß sie im Winde schwanken.
Jetzt faßt's zusammen sich zum Kerne,
Zur Rose wird der Giebelstein
Und mündet all sein irdisch Sein
Verduftend in die ew'gen Sterne.

A. Grün.

40. Der Vesuv.

(Im December 1830.)

1. Schön und glanzreich ist des bewegten Meeres
Wellenschlag, wann tobenden Lärms es anbraust;
Doch dem Feu'r ist kein Element vergleichbar,
Weder an Allmacht,

2. Noch an Reiz fürs Auge. Bezeug' es jeder,
Der zum Rand abschüssiger Kratertiefe,
Während Nacht einhüllt die Natur, mit Vorwitz
Staunend emporklimmt,

3. Wo im Sturmschritt rollender Donner machtvoll
Aus dem anwuchsdrohenden steilen Kegel
Fort und fort auffahren in goldner Unzahl
Flammige Steine,

4. Deren Last, durch Gluten und Dampf geschleudert,
Bald umher auf aschige Höhn Rubine
Reichlich sä't, bald auch von des Kraters schroffen
Wänden hinabrollt,

5. Während still, aus nächtlichem Grund, die Lava
Quillt. — Des Rauchs tiefschattige Wolk' umdüstert,
Holder Mond, dein ruhiges, friedenreiches,
Silbernes Antlitz!

A. v. Platen.

41. Pompeji und Herculanum.

Welches Wunder begiebt sich? Wir flehten um trinkbare Quellen,
Erde, dich an, und was sendet dein Schoß uns herauf!
Lebt es im Abgrund auch? Wohnt unter der Lava verborgen
Noch ein neues Geschlecht? Kehrt das entflohne zurück?
Griechen! Römer! o kommt! O seht, das alte Pompeji
Findet sich wieder, aufs neu' bauet sich Hercules' Stadt.
Giebel an Giebel steigt, der räumige Porticus öffnet
Seine Hallen, o eilt, ihn zu beleben, herbei!
Aufgethan ist das weite Theater, es stürze durch seine
Sieben Mündungen sich flutend die Menge herein.
Mimen, wo bleibt ihr? Hervor! Das bereitete Opfer vollende
Atreus Sohn, dem Orest folge der grausende Chor.
Wohin führet der Bogen des Siegs? Erkennt ihr das Forum?
Was für Gestalten sind das auf dem curulischen Stuhl?
Traget, Lictoren, die Beile voran! Den Sessel besteige
Richtend der Prätor, der Zeug' trete, der Kläger vor ihn.
Reinliche Gassen breiten sich aus, mit erhöhetem Pflaster
Ziehet der schmälere Weg neben den Häusern sich hin.
Schützend springen die Dächer hervor, die zierlichen Zimmer
Reihn um den einsamen Hof heimlich und traulich sich her.
Oeffnet die Läden geschwind und die lange verschütteten Thüren!
In die schaudrigte Nacht falle der lustige Tag!
Siehe, wie rings um den Rand die netten Bänke sich dehnen,
Wie von buntem Gestein schimmernd das Estrich sich hebt!
Frisch noch erglänzt die Wand von heiter brennenden Farben.
Wo ist der Künstler? Er warf eben den Pinsel hinweg.
Schwellender Früchte voll und lieblich geordneter Blumen,
Fasset der muntre Feston reizende Bildungen ein.
Mit beladenem Korb schlüpft hier ein Amor vorüber,
Emsige Genien dort keltern den purpurnen Wein;
Hoch auf springt die Bacchantin im Tanz, dort ruhet sie schlummernd,
Und der lauschende Faun hat sich nicht satt noch gesehn.
Flüchtig tummelt sie hier den raschen Centauren, auf Einem
Knie nur schwebend, und treibt frisch mit dem Thyrsus ihn an.
Knaben! Was säumt ihr? Herbei! Da stehn noch die schönen Geschirre.
Frisch, ihr Mädchen, und schöpft in den etrurischen Krug!
Steht nicht der Dreifuß hier auf schön geflügelten Sphinxen?
Schüret das Feuer! Geschwind, Sklaven, bestellet den Herd!
Kauft, hier geb' ich euch Münzen, vom mächtigen Titus gepräget;
Auch noch die Wage liegt hier, sehet, es fehlt kein Gewicht.
Stecket das brennende Licht auf den zierlich gebildeten Leuchter,
Und mit glänzendem Oel fülle die Lampe sich an.
Was verwahret dies Kästchen? O seht, was der Bräutigam sendet,
Mädchen! Spangen von Gold, glänzende Pasten zum Schmuck!
Führet die Braut in das duftende Bad, hier stehn noch die Salben,
Schminke find' ich noch hier in dem gehöhlten Krystall.
Aber wo bleiben die Männer? die Alten? Im ernsten Museum
Liegt noch ein köstlicher Schatz seltener Rollen gehäuft.
Griffel findet ihr hier zum Schreiben, wächserne Tafeln;
Nichts ist verloren, getreu hat es die Erde bewahrt.
Auch die Penaten, sie stellen sich ein; es finden sich alle
Götter wieder; warum bleiben die Priester nur aus?
Den Caduceus schwingt der zierlich geschenkelte Hermes,
Und die Victoria fliegt leicht aus der haltenden Hand.
Die Altäre, sie stehen noch da, o kommet, o zündet —
Lang schon entbehrte der Gott — zündet die Opfer ihm an!

Fr. v. Schiller (1796).

42. Lazzaronenglück.

1. Dort läßt sich's am Triumphthor, das erschlossen
Pompejis Forum einst den Siegeswagen,
Ein brauner Lazzarone, hingegossen,
Wie die Philosophei im Staub, behagen!

2. Am Marmorblock, — drauf mocht' ein Gott einst glänzen! —
Stützt er sein Haupt, traun, eine seltne Vase!
Ein Lorbeerbaum umweht's mit Schattenkränzen
Und streut ihm seine Blätter auf die Nase.

3. Der Tag ist lang, und so geschieht's zu Zeiten,
Daß ihn beschleichen mancherlei Gedanken,
Die um den alten Stein wie Moos sich breiten,
Hinan des Lorbeers Schaft wie Epheu ranken:

4. „Ich seh' im Lavapflaster dieser Straße
Das Gleis noch von des Triumphators Wagen,
So frisch, als sei er noch nicht fern die Gasse;
Vielleicht gelingt mir's noch, ihn zu erjagen!

5. Ein Wörtlein, das ich ihm zu sagen hätte,
Treibt mich ihm nach! — Doch nein! Wozu soll's frommen?
Wozu aufstehn von so bequemem Bette!
Will er's just wissen, mag er selber kommen!

6. Ich spräche: Freund, wozu dein großes Wagen? —
Auf daß ein Siegeslied dir sei gesungen?
Wie schad', die schönen Ross' in Schweiß zu jagen!
Wie schade um des Volkes gute Lungen!

7. Wozu so viele Weg' im Weltenraume? —
Daß dir den Lorbeer reichen deine Brüder?
Sieh, Freund, freiwillig senkt in diesem Baume
Der Himmel selbst den Lorbeer auf mich nieder!

8. Wozu dein Krieg, da's keinem eingefallen,
Zu stehlen uns dies blaue Meer, die Reben,
Den schönen Himmel, Rosen, Nachtigallen?
Was sonst ist werth, drum Schwert und Schild zu heben?

9. Der Festen Fall, die Siege deiner Heere
Bebürden dich mit Pflicht zu neuen Siegen;
Mir giebt die Last, die früh ich trug zum Meere,
Tagüber frei im Sonnenglanz zu liegen!

10. Wozu dein Prunkpalast? Was ist's vonnöthen,
Sich zu vermauern diesen schönen Himmel!
Lustwandeln gehn heißt nur dem Herrn zertreten
Den Rasen und der Blumen bunt Gewimmel.

11. Wozu auf der Orangen Bäume klettern?
Sie werden reif selbst in den Schoß dir fallen!
Was soll die Nas' in dorn'gen Rosen blättern?
Dem Duft liegt selbst ja dran, zu ihr zu wallen!

12. Der Stein und ich sind Freunde und Vermählte,
Untrennbar liegend Tag und Nacht beisammen;
Er giebt vom Ueberfluß mir seiner Kälte,
Ich ihm vom Ueberflusse meiner Flammen!

13. Wie wär's behaglich, ewig hier zu liegen,
Wenn über mir der Vögel Flüge jagen,

Das Laub sich wiegt, Vesuvs Rauchwolken fliegen
Und Goldgewölke ziehn und Sonnenwagen!

14. Und vor mir dieses Meer mit weißen Segeln!
Herr, gut ist's, daß du gabst Bewegung allen,
Und daß nicht ich den Wolken, Wellen, Vögeln
Nacheilen muß, nein, daß sie zu mir wallen!

15. Gut ist's, daß diese Deutschen, Russen, Briten
An mir vorüber selber stolpernd schnaufen,
Und daß nicht ich zu ihren fernen Hütten
Nach England, Deutschland, Rußland müsse laufen!

16. Seht meinen König dort vorüberfahren!
Die Goldkaross' am Sechsgespann von Falben!
Ich lieg' im Staub und kann mir's so ersparen
Ein Solches erst zu thun um seinethalben!

17. Hier ruh' ich sanft, wenn mich auch Regen näßte;
Ihr kennt nicht Trockenwerdens Wohlbehagen!
Hier lieg' ich, bis ich einst zur ew'gen Sieste
Nicht selbst geh', nein, gottlob mich andre tragen!

18. Den Sonntagsgang zur Kirch' auch könnt' ich sparen;
Denn sieh! an mir vorbei die Priester wallen
Mit Fahn' und Kreuz und Zügen frommer Schaaren!
Da muß vom Segen was auf mich auch fallen!

19. Wenn hoch in meiner Hand, nach Landessitten,
Mir überm Haupt die Maccaronen schweben,
Mein Freund, da muß empor sich unbestritten
Das Auge selber auch zum Himmel heben!

20. Wenn abends in des Meeres Spiegelbade,
Zu Füßen mir, sich Mond und Sterne wiegen,
Da dünkt mich's wohl, es sei in seiner Gnade
Der Himmel selbst zu mir herabgestiegen.

21. Empfängt mein Fürst so glänzende Vasallen,
Wie sie als Sterne, Wellen, Wolkenmassen,
Als Menschen, Blumen, Vögel zu mir wallen,
Bis abends ich in Hulden sie entlassen?

22. Was auf der Erde Oberfläche prunkte,
Im Kreislauf muß vorbei es glänzend jagen,
Indeß ich, gleich der Erde Mittelpunkte,
In Ruhe lieg' und ewigem Behagen!

23. Und wenn ich Eines doch mir wünschen sollte,
So wollt' ich, Maccaronen wären Schlangen
Und kämen, statt daß ich bisher sie holte,
Hinfüro selber doch zu mir gegangen!"

24. So knüpft der dunkle Pfad in Enkeltagen
Sich an des Ahnherrn Gleis, das glanzerhellte,
Dem Sklaven gleich, der sich am Siegeswagen
Einst hinter Roms Triumphatoren stellte.

25. Mit einer Kron' in Gold und Demantschimmer
Spielt seine Hand, ihn selbst darf sie nicht krönen!
Dem trunknen Sieger ruft er zu: „Denk' immer,
Daß du ein Mensch nur, Sohn von Staubessöhnen!"

26. So dieser auch. — Ob aus dem schönen Baume
Ihm zu ein Flüstern die Gedanken rauschte?

Ob in der Lorbeerwipfel Schattenraume
Der Geist des alten Triumphators lauschte?

27. Ich aber möcht' ungern den Anblick missen
Des Lorbeers, um dies braune Haupt sich wiegend,
Des Kleids, von einem Herzen warm, zerrissen
Sich an die kalte Pracht des Marmors schmiegend.

A. Grün.

43. Venedig.

Wie ein verwirklichter Traum begrüßt dich das bunte Venedig,
Wenn du es flüchtig durchschiffst: nicht die versunkene Stadt
Glaubst du vor dir zu sehen, von welcher die Dichter erzählen;
Diese dünkt dir im Meer gleich von Tritonen erbaut,
Und du taumelst dahin, wie unter Korallen und Muscheln,
Und verwunderst dich nur, daß dich die Flut nicht ereilt.
Alles übrige paßt hinein in den Rahmen: der Doge,
Der sich den Wellen vermählt, und das vermummte Gericht,
Ja die Brücke der Seufzer erscheinen dir hier so natürlich,
Wie in des Oceans Nacht Fische mit Sägen im Haupt.
Laß dir aber vom Führer berichten, wie alles entstanden,
Und das phantastische Bild löst in Vernunft sich dir auf.

F. Hebbel.

44. Die Venetianer.

Kaufmannsvölker erblickte die Welt oftmals und erblickt sie
Heut noch; aber es sind leidige Sammler des Golds.
Ihr wart Helden und trugt im Gemüth die unsterbliche Großheit,
Welche das Leben verklärt durch die Gebilde der Kunst.

A. v. Platen.

45. Die frühen Gräber.

1. Willkommen, o silberner Mond,
Schöner, stiller Gefährt' der Nacht!
Du entfliehst? Eile nicht, bleib, Gedankenfreund!
Sehet, er bleibt, das Gewölk wallte nur hin.

2. Des Maies Erwachen ist nur
Schöner noch, wie die Sommernacht,
Wenn ihm Thau, hell wie Licht, aus der Locke träuft
Und zu dem Hügel herauf röthlich er kommt.

3. Ihr Edleren, ach, es bewächst
Eure Male schon ernstes Moos!
O wie war glücklich ich, als ich noch mit euch
Sah sich röthen den Tag, schimmern die Nacht!

G. Klopstock (1764).

46. Sommernacht.

1. Wenn der Schimmer von dem Monde nun herab
In die Wälder sich ergießt und Gerüche
Mit den Düften von der Linde
In den Kühlungen wehn;

2. So umschatten mich Gedanken an das Grab
Der Geliebten, und ich seh' in dem Walde
Nur es dämmern, und es weht mir
Von der Blüte nicht her.

3. Ich genoß einst, o ihr Todten, es mit euch!
Wie umwehten uns der Duft und die Kühlung,
Wie verschönt warst von dem Monde
Du, o schöne Natur!

G. Klopstock (1766).

47. Christiane.

1. Es stand ein Sternlein am Himmel,
Ein Sternlein guter Art;
Das thät so lieblich scheinen,
So lieblich und so zart.

2. Ich wußte seine Stelle
Am Himmel, wo es stand,
Trat abends vor die Schwelle
Und suchte, bis ich's fand;

3. Und blieb dann lange stehen,
Hatt' große Freud' in mir,
Das Sternlein anzusehen,
Und dankte Gott dafür.

4. Das Sternlein ist verschwunden;
Ich suche hin und her,
Wo ich es sonst gefunden,
Und find' es nun nicht mehr.

M. Claudius (1797).

48. Elegie auf das Grab meines Vaters.

1. Selig alle, die im Herrn entschliefen!
Selig, Vater, selig bist auch du!
Engel brachten dir den Kranz und riefen,
Und du gingst in Gottes Ruh;

2. Wandelst über Millionen Sternen,
Siehst die Hand voll Staub, die Erde, nicht,
Schwebst im Wink durch tausend Sonnenfernen,
Schauest Gottes Angesicht;

3. Siehst das Buch der Welten aufgeschlagen,
Trinkest durstig aus dem Lebensquell;
Nächte, voll von Labyrinthen, tagen,
Und dein Blick wird himmelhell.

4. Doch in deiner Ueberwinderkrone
Senkst du noch den Vaterblick auf mich;
Betest für mich an Jehovas Throne,
Und Jehova höret dich.

5. Schwebe, wann der Tropfen Zeit verrinnet,
Den mir Gott aus seiner Urne gab,
Schwebe, wann der Todeskampf beginnet,
Auf mein Sterbebett herab:

6. Daß mir deine Palme Kühlung wehe,
Kühlung, wie von Lebensbäumen träuft;
Daß ich sonder Graun die Thäler sehe,
Wo die Auferstehung reift;

7. Daß mit dir ich durch die Himmel schwebe,
Wonnestrahlend und beglückt, wie du;
Und mit dir auf Einem Sterne lebe
Und in Gottes Schoße ruh'.

8. Grün' indessen, Strauch der Rosenblume,
Deinen Purpur auf sein Grab zu streun.
Schlummre, wie im stillen Heiligthume,
Hingesäetes Gebein.

Chr. Hölty (1775).

49. Am Grabe Höltys.

1. Hölty! Dein Freund, der Frühling ist gekommen!
Klagend irrt er im Haine, dich zu finden;
Doch umsonst! sein klagender Ruf verhallt in
Einsamen Schatten!

2. Nimmer entgegen tönen ihm die Lieder
Deiner zärtlichen, schönen Seele; nimmer
Freust des ersten Veilchens du dich, des ersten
Taubengegirres!

3. Ach, an den Hügel sinkt er deines Grabes
Und umarmet ihn sehnsuchtsvoll: „Mein Sänger
Todt!" so klagt sein flüsternder Hauch dahin durch
Säuselnde Blumen.

N. Lenau.

50. Auf Chamissos Tod.

1. Wo habt ihr mir den Alten hingebettet?
Kommt, führt mich an den engbeschränkten Port,
Darin der Weltumsegler sich gerettet!

2. Ihr zeigt auf jene dürre Scholle dort,
Wo heut' das erste Herbstlaub niederregnet;
Dort ruht er! sagt mir euer Trauerwort.

3. O sei, du heilig Dichtergrab, gesegnet!
Du birgst ihn, dem mein Geist viel tausendmal,
Mein sterblich Auge nimmermehr begegnet.

4. Ich sah ihn nie; an seiner Blicke Strahl
Hat meine Kraft sich nie entzünden sollen.
Er stand zu hoch, ich ging zu tief im Thal.

5. Doch in der Brust, in der begeistrungsvollen,
Trag' ich sein Bild wohl tiefer und getreuer,
Als sie's in Wort und Farbe malen wollen.

6. Ich seh' ihn ganz: der Augen dunkles Feuer,
Die lichte Stirn, die Brauen stolz geschweift,
Und streng der Mund, als sei'n die Worte theuer.

7. So steht er da, die Locken weiß bereift,
Und in den Flocken, die die Jahre senden,
Den Lorbeerkranz, zu vollem Grün gereift.

8. Er selbst ein Fels mit scheitelrechten Wänden,
Salas y Gomez, ragt er aus der Flut,
Vom Wellendrang umbraust an allen Enden.

9. Doch in dem Steine schlägt ein Herz voll Glut,
Ein Herz, das hält die ganze Welt umschlungen,
Dran wie an Vaterbrust die Menschheit ruht.

10. Wer hat ihr Leid so laut wie du gesungen?
Und wer wie du gen wild' und zahme Horden
In ihrem Dienst sein Dichterschwert geschwungen?

11. Ein Frembling warst du unsrem deutschen Norden,
In Sitt' und Sprache andrer Stämme Sohn,
Und wer ist heimischer als du ihm worden?

12. Nun schläfst du in der fremden Erde schon,
Und die den Wandernden nicht konnte wiegen,
Beut ihm ein Grab mit Lorbeer und mit Mohn.

13. Drauf soll gekreuzt sein Pilgerstecken liegen
Und unser Banner, das dem Sängerheer
Voran er trug, zu kämpfen und zu siegen.

14. Wir aber stehen klagend rings umher;
Denn gönnen wir ihm die verdiente Rast,
So gönnten wir den Führer uns noch mehr.

15. O, Zeit der Noth! Es stürzen Stamm und Ast,
Rechts klingt und links die Axt im grünen Wald,
Gefallnes Laub wird wirbelnd aufgefaßt.

16. Die Wolken haben dräuend sich geballt,
Von Sturmesfurchen ist der See gekräuselt;
Bald hörst du nur den Herbstwind, welcher kalt
Durch kahle Forsten, über Stoppeln säuselt.

F. Dingelstedt (Herbst 1838).

51. Ludwig Uhland.

1. Es ist ein hoher Baum gefallen,
Ein Baum im deutschen Dichterwald;
Ein Sänger schied, getreu vor allen,
Von denen deutsches Lied erschallt.

Wie stand mit seinem keuschen Psalter
Im jüngern Schwarm er stolz und schlicht!
Ein Meister und ein Held, wie Walther,
Und rein sein Schild, wie sein Gedicht.

2. Wohl Größre preist man unser eigen,
Um deren Stirnen ewig grün
Im Kranz gewebt aus Eichenzweigen
Die Lorbeern der Hellenen blühn;
Doch keiner sang in unsrer Mitte,
Der, so wie er, unwandelbar
Ein Spiegel vaterländ'scher Sitte,
Ein Herold deutscher Ehren war.

3. Drum, wenn wir seinen Weisen lauschen,
Umweht es uns wie Heimatluft,
Wir hören deutsches Waldesrauschen,
Wir athmen deutschen Maiendust.
Die Herrlichkeit verschollner Tage
Steigt mondbeglänzt vor uns herauf,
Uns geht beim Waldhornruf der Sage
Das Herz in süßem Schauder auf.

4. Und wenn mit männlich ernstem Fodern
Sein Lied nach Freiheit ruft und Recht,
Auch das ist deutschen Geistes Lodern,
Beharrlich, prunklos, stark und echt.
Es lehrt uns — was das Schicksal sende —
Dem Weltlauf fest ins Auge schaun;
Es lehrt uns treu sein bis ans Ende
Und auf der Zukunft Sterne traun.

5. Und forschen wir, wie vom Beginne
Der Sprache zweigend Erz gediehn,
Und was der Väter gläub'gem Sinne
Als uralt heilig Bild erschien:
Er hat den rechten Schacht gefunden,
Er trägt auf vielgewundner Bahn
Durchs Labyrinth der Götterkunden
Die Fackel deutend uns voran.

6. So wob er schon in unsre Jugend
Des Liedes Schmuck, der Sage Lust,
So reift' er zu entschlossner Tugend
Den Freiheitsdrang in unsrer Brust.
So stand er deutschen Reichthums Wächter
In finnverwelschter Zeiten Lauf,
Und huld'gend schauten drei Geschlechter
Zu seiner stillen Hoheit auf.

7. Er schied; es bleibt der Mund geschlossen,
So karg im Wort, im Lied so klar,
Der Mund, draus nie ein Spruch geflossen,
Der seines Volks nicht würdig war.
Doch segnend waltet sein Gedächtniß,
Unsterblich fruchtend um uns her;
Das ist an uns sein groß Vermächtniß,
So treu und deutsch zu sein, wie er.

E. Geibel (1862).

52. Schill.

1. O eine Eiche pflanzt auf diesen Hügel,
Die grünste sucht, so weit die Amsel ruft;
Sie streue Schatten auf des Helden Gruft,
Und Lieder rausch' in ihr des Windes Flügel.

2. Denn gleich dem Roß, das knirschet in die Zügel
Und scharrt und stampfet, spürt es Morgenluft:
So wittert' er zuerst der Freiheit Duft,
Da alles schlief, und schwang sich in den Bügel.

3. Fürwahr, o Schill, du warst ein echter Reiter,
Und schneller als die Zeiten rittst du gern,
Mit dir wie Blitze deine blanken Streiter.

4. Dein Jagdhorn klang: „Der Tag ist nicht mehr fern!"
Da ging der Morgen auf so roth und heiter;
Doch unter gingst du, schöner Morgenstern.

E. Geibel.

53. Tells Platte.

Hier ist das Felsenriff, drauf Tell aus der Barke gesprungen;
Sieh! ein ewiges Mal hebet dem Kühnen sich hier.
Nicht die Kapelle dort, wo sie jährliche Messe ihm singen!
Nein, des Mannes Gestalt — siehst du, wie herrlich sie steht?
Schon mit dem einen Fuße betrat er die heilige Erde,
Stößt mit dem andern hinaus weit das verzweifelnde Schiff.

Nicht aus Stein ist das Bild, noch von Erz, nicht Arbeit der Hände,
Nur dem geistigen Blick Freier erscheinet es klar;
Und je wilder der Sturm, je höher brauset die Brandung,
Um so mächtiger nur hebt sich die Heldengestalt.

L. Uhland (1813?).

54. Alexanders Grab.

Suchst du des Macedoniers Grab? Das Grab Alexanders
Sind die Theile der Welt, die der Erobrer bezwang.

G. v. Herder.

55. Aesop im Bilde.

Löblich hast du gethan, o Lysippus, daß du vor alle
Sieben Weisen das Bild unsres Aesopus gesetzt.
Jene lehren die Pflicht in schwer aufzwingenden Sprüchen;
Dieser, fabelnd mit uns, spielet uns Weisheit ins Herz.

G. v. Herder.

56. Volkers Nachtgesang.

1. Die lichten Sterne funkeln
Hernieder kalt und stumm;
Von Waffen klirrt's im Dunkeln,
Der Tod schleicht draußen um.
Schweb' hoch hinauf mein Geigenklang,
Durchbrich die Nacht mit klarem Sang!
Du weißt den Spuk von dannen
Zu bannen.

2. Wohl finster ist die Stunde,
Doch hell sind Muth und Schwert;
In meines Herzens Grunde
Steht aller Freuden Herd.
O Lebenslust, wie reich du blühst,
O Heldenblut, wie kühn du glühst!
Wie gleicht der Sonn' im Scheiden
Ihr beiden!

3. Ich denke hoher Ehren,
Sturmlust'ger Jugendzeit,
Da wir mit scharfen Speeren
Hinjauchzten in den Streit.
Hei Schildgekrach im Sachsenkrieg!
Auf unserm Banner saß der Sieg,
Als wir die ersten Narben
Erwarben.

4. Mein grünes Heimatleben,
Wie tauchst du mir empor!
Des Schwarzwalds Wipfel weben
Herüber an mein Ohr;
So säuselt's in der Rebenflur,
So braust der Rhein, darauf ich fuhr
Mit meinem Lieb zu zweien
Im Maien.

5. O Minne, wundersüße,
Du Rosenhag in Blust,
Ich grüße dich, ich grüße
Dich heut' aus tiefster Brust!
Du rother Mund, gedenk ich dein,
Es macht mich stark, wie firner Wein,
Das sollen Heunenwunden
Bekunden.

6. Ihr Kön'ge, sonder Zagen
Schlaft sanft, ich halte Wacht;
Ein Glanz aus alten Tagen
Erleuchtet mir die Nacht.
Und kommt die Früh' im blut'gen Kleid:
Gott grüß dich grimmer Schwerterstreit!
Dann magst du, Tod, zum Reigen
Uns geigen!

E. Geibel.

57. Gudruns Klage.

1. Nun geht in grauer Frühe
Der scharfe Märzenwind,
Und meiner Qual und Mühe
Ein neuer Tag beginnt.
Ich wall' hinab zum Strande
Durch Reif und Dornen hin,
Zu waschen die Gewande
Der grimmen Königin.

2. Das Meer ist tief und herbe,
Doch tiefer ist die Pein,
Von Freund und Heimatserbe
Allzeit geschieden sein;
Doch herber ist's, zu dienen
In fremder Mägde Schaar,
Und hat mir einst geschienen
Die güldne Kron' im Haar.

3. Mir ward kein guter Morgen,
Seit ich dem Feind verfiel;
Mein' Speis' und Trank sind Sorgen,
Und Kummer mein Gespiel.
Doch berg' ich meine Thränen
In stolzer Einsamkeit;
Am Strand den wilden Schwänen
Allein sing' ich mein Leid.

4. Kein Dräuen soll mir beugen
Den hochgemuthen Sinn;
Ausduldend will ich zeugen,
Von welchem Stamm ich bin.
Und so sie hold gebahren,
Wie Spinnweb acht' ich's nur;
Ich will getreu bewahren
Mein Herz und meinen Schwur.

5. O Ortwin, trauter Bruder,
O Herwig, Buhle werth,
Was rauscht nicht euer Ruder,
Was klingt nicht euer Schwert!
Umsonst zur Meereswüste
Hinspäh' ich jede Stund';
Doch naht sich dieser Küste
Kein Wimpel, das mir kund.

6. Ich weiß es: nicht vergessen
Habt ihr der armen Maid;
Doch ist nur kurz gemessen
Dem steten Gram die Zeit.
Wohl kommt ihr einst, zu sühnen;
Zu retten, ach, zu spät,
Wann schon der Sand der Dünen
Um meinen Hügel weht.

7. Es dröhnt mit dumpfem Schlage
Die Brandung in mein Wort;
Der Sturm zerreißt die Klage
Und trägt beschwingt sie fort.
O möcht' er brausend schweben
Und geben euch Bericht:
„Wohl lass' ich hier das Leben,
Die Treue lass' ich nicht!“

E. Geibel.

58. Klaglied Kaiser Ottos III.

1. O Erde, nimm den Müden,
Den Lebensmüden auf,
Der hier im fernen Süden
Beschließt den Pilgerlauf!
Schon steh ich an der Grenze,
Die Leib und Seele theilt,
Und meine zwanzig Lenze
Sind rasch dahin geeilt.

2. Voll unerfüllter Träume,
Verwaist, in Gram versenkt,
Entfallen mir die Zäume,
Die dieses Reich gelenkt.
Ein andrer mag es zügeln
Mit Händen, minder schlaff,
Von diesen sieben Hügeln
Bis an des Nordens Haff.

3. Doch selbst im Seelenreiche
Harrt meiner noch die Schmach;
Es folgt der blassen Leiche
Begangner Frevel nach.
Vergebens mit Gebeten
Beschwör' ich diesen Bann,
Und mir entgegen treten
Crescentius und Johann!

4. Doch nein! Die Stolzen beugte
Mein reuemüthig Flehn;
Ihn, welcher mich erzeugte,
Ihn werd' ich wiedersehn!
Nach welchem ich als Knabe
So oft vergebens frug,
An seinem frühen Grabe
Hab' ich geweint genug.

5. Des deutschen Volks Berather
Umwandeln Gottes Thron,
Mir winkt der Aeltervater
Mit seinem großen Sohn;
Und während voll von Milde
Die frommen Hände legt
Mir auf das Haupt Mathilde,
Steht Heinrich tief bewegt.

6. Nun fühl' ich erst, wie eitel
Des Glücks Geschenke sind,
Wiewohl ich auf dem Scheitel
Schon Kronen trug als Kind.
Was je mir schien gewichtig,
Zerstiebt wie ein Atom:
O Welt, du bist so nichtig!
Du bist so klein, o Rom!

7. O Rom, wo meine Blüten
Verwelkt, wie dürres Laub,
Dir ziemt es nicht, zu hüten
Den kaiserlichen Staub;
Die mir die Treue brachen,
Zerbrächen mein Gebein:
Beim großen Karl in Aachen
Will ich bestattet sei.

8. Die echten Palmen wehen
Nur dort um sein Panier;
Ihn hab' ich liegen sehen
In seiner Kaiserzier.
Was durfte mich verführen,
Zu öffnen seinen Sarg,
Den Lorbeer anzurühren,
Der seine Schläfe barg?

9. O Freunde, laßt das Klagen!
Mir aber gebt Entsatz
Und macht dem Leichenwagen
Mit euren Waffen Platz!

Bedeckt das Grab mit Rosen,
Das ich so früh gewann,
Und legt den thatenlosen
Zum thatenreichsten Mann!

A. v. Platen (1833).

59. Der König auf dem Thurme.

1. Da liegen sie alle, die grauen Höhn,
Die dunkeln Thäler in milder Ruh;
Der Schlummer waltet, die Lüfte wehn
Keinen Laut der Klage mir zu.

2. Für alle hab' ich gesorgt und gestrebt,
Mit Sorgen trank ich den funkelnden Wein;
Die Nacht ist gekommen, der Himmel belebt,
Meine Seele will ich erfreun.

3. O du goldne Schrift durch den Sternenraum!
Zu dir ja schau' ich liebend empor.
Ihr Wunderklänge, vernommen kaum,
Wie beſäuselt ihr sehnlich mein Ohr!

4. Mein Haar ist ergraut, mein Auge getrübt,
Die Siegeswaffen hangen im Saal,
Habe Recht gesprochen und Recht geübt;
Wann darf ich rasten einmal?

5. O selige Rast, wie verlang' ich dein!
O herrliche Nacht, wie säumst du so lang,
Da ich schaue der Sterne lichteren Schein
Und höre volleren Klang!

L. Uhland (1805).

60. Der König von Thule.

1. Es war ein König in Thule
Gar treu bis an das Grab,
Dem sterbend seine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

2. Es ging ihm nichts darüber,
Er leert' ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

3. Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt' im Reich,
Gönnt alles seinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

4. Er saß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Vätersaale
Dort auf dem Schloß am Meer.

5. Dort stand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensglut
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Flut.

6. Er sah ihn stürzen, trinken
Und sinken tief ins Meer.
Die Augen thäten ihm sinken;
Trank nie einen Tropfen mehr.

W. v. Goethe (1774).

61. Die sterbenden Helden.

1. Der Dänen Schwerter drängen Schwedens Heer
Zum wilden Meer.
Die Wagen klirren fern, es blinkt der Stahl
Im Mondenstrahl.
Da liegen sterbend auf dem Leichenfeld
Der schöne Sven und Ulf, der graue Held.

Sven.

2. O Vater, daß mich in der Jugend Kraft
Die Norne rafft!
Nun schlichtet nimmer meine Mutter mir
Der Locken Zier,
Vergeblich spähet meine Sängerin
Vom hohen Thurm in alle Ferne hin.

Ulf.

3. Sie werden jammern, in der Nächte Graun
Im Traum uns schaun.
Doch sei getrost! Bald bricht der bittre Schmerz
Ihr treues Herz.
Dann reicht die Buhle dir bei Odins Mahl,
Die goldgelockte, lächelnd den Pokal.

Sven.

4. Begonnen hab' ich einen Festgesang
Zum Saitenklang
Von Königen und Helden grauer Zeit
In Lieb' und Streit.
Verlassen hängt die Harfe nun, und bang
Erweckt der Winde Wehen ihren Klang.

Ulf.

5. Es glänzet hoch und hehr im Sonnenstrahl
Allvaters Saal,
Die Sterne wandeln unter ihm, es ziehn
Die Stürme hin.
Dort tafeln mit den Vätern wir in Ruh,
Erhebe dann dein Lied und end' es du!

Sven.

6. O Vater, daß mich in der Jugend Kraft
Die Norne rafft!
Noch leuchtet keiner hohen Thaten Bild
Auf meinem Schild.
Zwölf Richter thronen hoch und schauerlich,
Die werthen nicht des Heldenmahles mich.

Ulf.

7. Wohl wieget Eines viele Thaten auf —
Sie achten drauf —
Das ist um deines Vaterlandes Noth
Der Heldentod.
Sieh hin! Die Feinde fliehen; blick hinan!
Der Himmel glänzt, dahin ist unsre Bahn!

L. Uhland (1804).

62. Die drei Lieder.

1. In der hohen Hall' saß König Sifrid:
„Ihr Harfner! wer weiß mir das schönste Lied?"
Und ein Jüngling trat aus der Schaar behende,
Die Harf' in der Hand, das Schwert an der Lende:

2. „Drei Lieder weiß ich; den ersten Sang,
Den hast du ja wohl vergessen schon lang:
Meinen Bruder hast du meuchlings erstochen,
Und aber: hast ihn meuchlings erstochen!

3. Das andre Lied, das hab' ich erdacht
In einer finstern, stürmischen Nacht:
Mußt mit mir fechten auf Leben und Sterben,
Und aber: mußt fechten auf Leben und Sterben!"

4. Da lehnt' er die Harfe an den Tisch,
Und sie zogen beide die Schwerter frisch,
Und fochten lange mit wildem Schalle,
Bis der König sank in der hohen Halle.

5. „Nun sing' ich das dritte, das schönste Lied,
Das werd' ich nimmer zu singen müd':
König Sifrid liegt in seim rothen Blute!
Und aber: liegt in seim rothen Blute!"

L. Uhland (1807).

63. Taillefer.

1. Normannenherzog Wilhelm sprach einmal:
„Wer singet in meinem Hof und in meinem Saal?
Wer singet vom Morgen bis in die späte Nacht
So lieblich, daß mir das Herz im Leibe lacht?"

2. „Das ist Taillefer, der so gerne singt,
Im Hofe, wann er das Rad am Brunnen schwingt,
Im Saale, wann er das Feuer schüret und facht,
Wann er abends sich legt und wann er morgens erwacht."

3. Der Herzog sprach: „Ich hab' einen guten Knecht,
Den Taillefer, der dienet mir fromm und recht;
Er treibt mein Rad und schüret mein Feuer gut,
Und singet so hell: das höhet mir den Muth."

4. Da sprach der Taillefer: „Und wär' ich frei,
Viel besser wollt' ich dienen und singen dabei.
Wie wollt' ich dienen dem Herzog hoch zu Pferd!
Wie wollt' ich singen und klingen mit Schild und mit Schwert!"

5. Nicht lange, so ritt der Taillefer ins Gefild
Auf einem hohen Pferde, mit Schwert und Schild.
Des Herzogs Schwester schaute vom Thurm ins Feld,
Sie sprach: „Dort reitet, bei Gott! ein stattlicher Held."

6. Und als er ritt vorüber an Fräuleins Thurm,
Da sang er bald wie ein Lüftlein, bald wie ein Sturm.
Sie sprach: „Der singet, das ist eine herrliche Lust!
Es zittert der Thurm, und es zittert mein Herz in der Brust."

7. Der Herzog Wilhelm fuhr wohl über das Meer;
Er fuhr nach Engelland mit gewaltigem Heer.
Er sprang vom Schiffe; da fiel er auf die Hand:
„Hei!" rief er, „ich fass' und ergreife dich, Engelland."

8. Als nun das Normannenheer zum Sturme schritt,
Der edle Taillefer vor den Herzog ritt:
„Manch Jährlein hab' ich gesungen und Feuer geschürt,
Manch Jährlein gesungen und Schwert und Lanze geführt.

9. Und hab' ich Euch gedient und gesungen zu Dank,
Zuerst als ein Knecht und dann als ein Ritter frank:
So laßt mich das entgelten am heutigen Tag,
Vergönnet mir auf die Feinde den ersten Schlag!"

10. Der Taillefer ritt vor allem Normannenheer,
Auf einem hohen Pferde, mit Schwert und mit Speer;
Er sang so herrlich, das klang über Hastingsfeld:
Von Roland sang er und manchem frommen Held.

11. Und als das Rolandslied wie ein Sturm erscholl,
Da wallete manch Panier, manch Herze schwoll,
Da brannten Ritter und Mannen von hohem Muth:
Der Taillefer sang und schürte das Feuer gut.

12. Dann sprengt' er hinein und führte den ersten Stoß,
Davon ein englischer Ritter zur Erde schoß;
Dann schwang er das Pferd und führte den ersten Schlag,
Davon ein englischer Ritter am Boden lag.

13. Normannen sahen's, die harrten nicht allzulang,
Sie brachen herein mit Geschrei und mit Schilderklang.
Hei! sausende Pfeile, klirrender Schwerterschlag!
Bis Harald fiel und sein trotziges Heer erlag.

14. Herr Wilhelm steckte sein Banner aufs blutige Feld,
Inmitten der Todten spannt' er sein Gezelt;
Da saß er am Mahle, den goldnen Pokal in der Hand,
Auf dem Haupte die Königskrone von Engelland:

15. „Mein tapfrer Taillefer! komm, trink mir Bescheid!
Du hast mir viel gesungen in Lieb und in Leid:
Doch heut im Hastingsfelde dein Sang und dein Klang,
Der tönet mir in den Ohren mein Leben lang."

L. Uhland (1812).

64. „Prinz Eugen der edle Ritter."

1. Zelte, Posten, Werdarufer!
Lust'ge Nacht am Donauufer!
Pferde stehn im Kreis umher
Angebunden an den Pflöcken;
An den engen Sattelböcken
Hangen Karabiner schwer.

2. Um das Feuer auf der Erde,
Vor den Hufen seiner Pferde
Liegt das östreich'sche Piket.
Auf dem Mantel liegt ein jeder,
Von den Tschakos weht die Feder,
Leutnant würfelt und Kornet.

3. Neben seinem müden Schecken
Ruht auf einer wollnen Decken
Der Trompeter ganz allein:
„Laßt die Knöchel, laßt die Karten!
Kaiserliche Feldstandarten
Wird ein Reiterlied erfreun!

4. Vor acht Tagen die Affaire
Hab' ich, zu Nutz dem ganzen Heere,
In gehör'gen Reim gebracht,
Selber auch gesetzt die Noten;
Drum, ihr Weißen und ihr Rothen,
Merket auf und gebet Acht!"

5. Und er singt die neue Weise
Einmal, zweimal, dreimal leise
Denen Reitersleuten vor;
Und wie er zum letztenmale
Endet, bricht mit einemmale
Los der volle, kräft'ge Chor:

6. „Prinz Eugen, der edle Ritter!"
Hei, das klang wie Ungewitter
Weit ins Türkenlager hin.
Der Trompeter thät den Schnurrbart streichen
Und sich auf die Seite schleichen
Zu der Marketenderin.

F. Freiligrath.

65. Schön-Rohtraut.

1. Wie heißt König Ringangs Töchterlein?
Rohtraut, Schön-Rohtraut.
Was thut sie denn den ganzen Tag,
Da sie wohl nicht spinnen und nähen mag?
Thut fischen und jagen.
O daß ich doch ihr Jäger wär'!
Fischen und jagen freute mich sehr.
— Schweig' stille, mein Herze!

2. Und über eine kleine Weil',
Rohtraut, Schön-Rohtraut,
So dient der Knab' auf Ringangs Schloß
In Jägertracht und hat ein Roß,
Mit Rohtraut zu jagen.
O daß ich doch ein Königssohn wär'!
Rohtraut, Schön-Rohtraut lieb' ich so sehr.
— Schweig' stille, mein Herze!

3. Einsmals sie ruhten am Eichenbaum,
Da lacht Schön-Rohtraut:
Was siehst mich an so wunniglich?
Wenn du das Herz hast, küsse mich!
Ach! erschrak der Knabe!
Doch denket er: mir ist's vergunnt,
Und küsset Schön-Rohtraut auf den Mund.
— Schweig' stille, mein Herze!

4. Darauf sie ritten schweigend heim,
Rohtraut, Schön-Rohtraut;
Es jauchzt der Knab' in seinem Sinn:
Und würd'st du heute Kaiserin,
Mich sollt's nicht kränken:
Ihr tausend Blätter im Walde wißt,
Ich hab' Schön-Rohtrauts Mund geküßt!
— Schweig' stille, mein Herze!

E. Mörike.

66. Wanda.

1. Sie ritt ans eiserne Gitterthor,
Sie ritt auf weißem Roß,
Die Polenfürstin Wanda
Mit ihrer Grafen Troß.

2. Und drauß im Blachfeld blitzt so blank
Gewaff und Zelt an Zelt.
Das sind des Rithigers Mannen,
Der keck vor Krakau hält.

3. Beredte Werber sandt' er einst,
Die Heidin ihm zu frein.
Die Maid beschied sie schnöde,
Wollt' nicht des Christen sein.

4. Und willst nicht sein des Christen Weib,
So werde des Christen Raub!
Da wirbelten Christenrosse
Des Heidenlandes Staub.

5. Allemannenherzog Rithiger
Belagerte Stadt und Lieb.
Die Feste, wie die Schöne,
Unüberwindlich blieb.

6. Sie hielt am eisernen Gitterthor,
Sah aus ins weite Gefild:
Wer reitet dort so stattlich,
So hoch und stolz und wild?

7. Die braunen Locken lustig wehn,
Das Antlitz sah ich kaum;
Nur der kühnen Augen Leuchten
Bezwingt mich wie ein Traum. —

8. O Fürstin, das ist Rithiger,
Der deine Stadt bedroht.
Sieg unsrer holden Herrin,
Dem Christenhunde Tod!

9. Die wunderschöne Königin
Erseufzte tief und stumm,
Sah einmal noch durchs Gitter
Und warf ihr Roß herum.

10. Sie ritt durch die Straßen auf und ab,
Ritt ohne Rast und Ruh,
Des Zelters Weichen so blutig,
Todwund ihr Herz dazu.

11. O weh, du heller Liebesbrand,
Du loderst wundersam!
Zwei leuchtende Christenaugen
Die schaffen der Heidin Gram.

12. Und wie die Nacht die Flügel schwingt,
Sie trägt es fürder nicht,
Reit't einsam auf die Brücke,
Hält am Geländer dicht.

13. Und ruft zum Mond der Mitternacht,
Ruft in den Fluß hinab:
Ihr alten großen Götter,
Gönnt mir ein stilles Grab!

14. Mein Herz war ohne Wall und Wacht,
Da schlich der Feind hinein;
Mein Muth ist mir geschmolzen,
Als wie ein Schnee im Mai'n.

15. Ich ließe den Feind wohl in die Stadt,
Den neuen Gott zugleich —
Ihr alten, großen Götter,
Ein Opfer bring ich euch!

16. Sie spornt mit Macht ihr weißes Roß,
Sprengt in den Strom hinein; —
Da ist sie tief versunken,
Wollt' nicht des Christen sein.

P. Heyse.

67. Die Wallfahrt nach Kevlaar.

I.

1. Am Fenster stand die Mutter,
Im Bette lag der Sohn.
„Willst du nicht aufstehn, Wilhelm,
Zu schaun die Prozession?"

2. „Ich bin so krank, o Mutter,
Daß ich nicht hör' und seh';
Ich denk' an das todte Gretchen,
Da thut das Herz mir weh." —

3. „Steh' auf, wir wollen nach Kevlaar,
Nimm Buch und Rosenkranz;
Die Mutter Gottes heilt dir
Dein krankes Herze ganz."

4. Es flattern die Kirchenfahnen,
Es singt im Kirchenton;
Das ist zu Köllen am Rheine,
Da geht die Prozession.

5. Die Mutter folgt der Menge,
Den Sohn, den führet sie;
Sie singen beide im Chore:
Gelobt seist du Marie!

II.

1. Die Mutter Gottes zu Kevlaar
Trägt heut' ihr bestes Kleid;
Heut' hat sie viel zu schaffen,
Es kommen viel' kranke Leut'.

2. Die kranken Leute bringen
Ihr dar, als Opferspend',
Aus Wachs gebildete Glieder,
Viel wächserne Füß' und Händ'.

3. Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund',
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird der Fuß gesund.

4. Nach Kevlaar ging mancher auf Krücken,
Der jetzo tanzt auf dem Seil;
Gar mancher spielt jetzt die Bratsche,
Dem dort kein Finger war heil.

5. Die Mutter nahm ein Wachslicht
Und bildete draus ein Herz:
„Bring das der Mutter Gottes,
Dann heilt sie deinen Schmerz."

6. Der Sohn nahm seufzend das Wachsherz,
Ging seufzend zum Heiligenbild;
Die Thräne quillt aus dem Auge,
Das Wort aus dem Herzen quillt:

7. „Du Hochgebenedeite,
Du reine Gottesmagd,
Du Königin des Himmels,
Dir sei mein Leid geklagt!

8. „Ich wohnte mit meiner Mutter
Zu Köllen in der Stadt,
Der Stadt, die viele hundert
Kapellen und Kirchen hat.

9. „Und neben uns wohnte Gretchen,
Doch die ist todt jetzund —
Marie, dir bring' ich ein Wachsherz,
Heil' du meine Herzenswund'!

10. „Heil' du mein krankes Herze,
Ich will auch spät und früh
Inbrünstiglich beten und singen:
Gelobt seist du Marie!"

III.

1. Der kranke Sohn und die Mutter,
Die schliefen im Kämmerlein;
Da kam die Mutter Gottes
Ganz leise geschritten herein.

2. Sie beugte sich über den Kranken
Und legte ihre Hand
Ganz leise auf sein Herze
Und lächelte mild und schwand.

3. Die Mutter schaut alles im Traume,
Und hat noch mehr geschaut;
Sie erwachte aus dem Schlummer,
Die Hunde bellten so laut.

4. Da lag dahingestrecket
Ihr Sohn, und der war todt;
Es spielt auf den bleichen Wangen
Das lichte Morgenroth.

5. Die Mutter faltet die Hände,
Ihr war, sie wußte nicht wie;
Andächtig sang sie leise:
Gelobt seist du, Marie!

H. Heine.

68. Der Wassergeuse.

1. Die Nordsee hat den Todten
Ans Ufer ausgespie'n;
Der Fischer sieht ihn liegen
Und schreitet von der Dün'.

2. Er drückt aus seiner Schärpe
Das Wasser und das Blut;
Er lüftet ihm den Panzer
Und nimmt ihm ab den Hut,

3. Den Hut mit bunten Federn,
Mit Halbmond und Agraff';
Meersand umklebt die Umschrift,
Das: „Lieber Türk', als Pfaff!"

4. Was lüftest du den Panzer
Und trägst den Mann ans Land?
Nie mehr zu Schwert und Steuer
Greift dieses Ritters Hand.

5. Als er, sich nachzuschwingen,
Des Spaniers Bord gepackt,
Beim Entern hat ein Schiffsbeil
Die Hand ihm abgehackt.

6. Er stürzte jäh zurücke;
Das Meer begrüßt' ihn dumpf.
Hier warf's ihn aus; noch blutet
Der unverbundne Stumpf.

7. Nach Seelands Ufern schwemmt' es
Den ritterlichen Leib.
An Frieslands Küste findet
Die Hand ein blühend Weib. —

8. Ein Anker, schwarz und rostig,
Vom Wellendunste feucht,
Steht aufrecht dort, ein Weiser,
Wie weit die Meerflut steigt.

9. Auf den sich lehnend, späht sie,
Ob nicht ein Segel schwillt,
Ob nicht ein Wimpel flattert —
Recht wie der Hoffnung Bild.

10. Da kommt die Hand geflogen,
Als wär's zu Druck und Gruß.
Die bleichen, starren Finger
Berühren ihren Fuß.

11. Und an der Finger einem
Glänzt dunkelroth ein Stein;
In den sieht man gegraben
Die Falken und den Leun.

12. Nicht rauscht fortan den Seven[1]
Der Falken Flügelschlag;
Dies ist die Hand des Löwen,
Der ihr zu Füßen lag;

13. Für dessen Stirne fürder
Sie keine Kränze flicht. —
Es fängt schon an zu dämmern;
Ich seh' ihr Antlitz nicht.

1) Seven, eigentl. Sevenwolde d. i. die sieben Wälder, ein Bezirk von Friesland.

14. Ich sehe nicht, ob dunkel
Ihr Aug' in Thränen schwimmt;
Doch seh' ich, wie sie zitternd
Die Hand vom Boden nimmt,

15. In ihren weißen Schleier
Die blut'gen Reste hüllt
Und heim wankt durch die Dünen —
Nicht mehr der Hoffnung Bild.

F. Freiligrath.

69. Das Schloß am Meere.

1. Hast du das Schloß gesehen,
Das hohe Schloß am Meer?
Golden und rosig wehen
Die Wolken drüber her.

2. Es möchte sich niederneigen
In die spiegelklare Flut;
Es möchte streben und steigen
In der Abendwolken Glut.

3. „Wohl hab' ich es gesehen,
Das hohe Schloß am Meer,
Und den Mond darüber stehen
Und Nebel weit umher."

4. Der Wind und des Meeres Wallen,
Gaben sie frischen Klang?
Vernahmst du aus hohen Hallen
Saiten und Festgesang?

5. „Die Winde, die Wogen alle
Lagen in tiefer Ruh;
Einem Klaglied aus der Halle
Hört' ich mit Thränen zu."

6. Sahest du oben gehen
Den König und sein Gemahl?
Der rothen Mäntel Wehen,
Der goldnen Kronen Strahl?

7. Führten sie nicht mit Wonne
Eine schöne Jungfrau dar,
Herrlich wie eine Sonne,
Strahlend im goldnen Haar?

8. „Wohl sah ich die Eltern beide,
Ohne der Kronen Licht,
Im schwarzen Trauerkleide;
Die Jungfrau sah ich nicht."

L. Uhland (1805).

70. Ver sacrum.

1. Als die Latiner aus Lavinium
Nicht mehr dem Sturm der Feinde hielten Stand,
Da hoben sie zu ihrem Heiligthum,
Dem Speer des Mavors, flehend, Blick und Hand.

2. Da sprach der Priester, der die Lanze trug:
„Euch künd' ich, statt des Gottes, der euch grollt:
Nicht wird er senden günst'gen Vogelflug,
Wenn ihr ihm nicht den Weihefrühling zollt."

3. „Ihm sei der Frühling heilig!" rief das Heer —
„Und was der Frühling bringt, sei ihm gebracht!"
Da rauschten Fittige, da klang der Speer,
Da ward geworfen der Etrusker Macht.

4. Und jene zogen heim mit Siegesruf,
Und wo sie jauchzten, ward die Gegend grün;
Feldblumen sproßten unter jedem Huf;
Wo Speere streiften, sah man Bäum' erblühn.

5. Doch vor der Heimat Thoren, am Altar,
Da harrten schon zum festlichen Empfang
Die Frauen und der Jungfrau'n helle Schaar,
Bekränzt mit Blüte, welche heut' entsprang.

6. Als nun verrauscht der freudige Willkomm,
Da trat der Priester auf den Hügel, stieß
Ins Gras den heil'gen Schaft, verneigte fromm
Sein Haupt und sprach vor allem Volke dies:

7. „Heil dir, der Sieg uns gab in Todesgraus!
Was wir gelobten, das erfüllen wir.
Die Arme breit' ich auf dies Land hinaus
Und weihe diesen vollen Frühling dir!

8. Was jene Trift, die herdenreiche, trug,
Das Lamm, das Zicklein flamme deinem Herd!
Das junge Rind erwachse nicht dem Pflug
Und für den Zügel nicht das muth'ge Pferd!

9. Und was in jenen Blütengärten reift,
Was aus der Saat, der grünenden, gedeiht,
Es werde nicht von Menschenhand gestreift:
Dir sei es alles, alles dir geweiht!"

10. Schon lag die Menge schweigend auf den Knien;
Der gottgeweihte Frühling schwieg umher,
So leuchtend, wie kein Frühling je erschien;
Ein heil'ger Schauer waltet' ahnungsschwer.

11. Und weiter sprach der Priester: „Schon gefreit
Wähnt ihr die Häupter, das Gelübd' vollbracht?
Vergaßt ihr ganz die Satzung alter Zeit?
Habt ihr, was ihr gelobt, nicht vorbedacht?

12. Der Blütenduft, die Saat im heitern Licht,
Die Trift, von neugeborner Zucht belebt,
Sind sie ein Frühling, wenn die Jugend nicht,
Die menschliche, durch sie den Reigen webt?

13. Mehr, als die Lämmer, sind dem Gotte werth
Die Jungfrau'n in der Jugend erstem Kranz;
Mehr als der Füllen auch hat er begehrt
Der Jünglinge im ersten Waffenglanz.

14. O nicht umsonst, ihr Söhne, waret ihr
Im Kampfe so von Gotteskraft durchglüht!
O nicht umsonst, ihr Töchter, fanden wir,
Rückkehrend, euch so wundervoll erblüht!

15. Ein Volk hast du vom Fall erlöst, o Mars!
Von Schmach der Knechtschaft hieltest du sie rein
Und willst dafür die Jugend eines Jahrs:
Nimm sie! Sie ist dir heilig, sie ist dein."

16. Und wieder warf das Volk sich auf den Grund;
Nur die Geweihten standen noch umher,
Von Schönheit leuchtend, wenn auch bleich der Mund,
Und heil'ger Schauer lag auf allen schwer.

17. Noch lag die Menge schweigend wie das Grab,
Dem Gotte zitternd, den sie erst beschwor;
Da fuhr aus blauer Luft ein Strahl herab
Und traf den Speer und flammt' auf ihm empor.

18. Der Priester hob dahin sein Angesicht,
Ihm wallte glänzend Bart und Silberhaar;
Das Auge strahlend von dem Himmelslicht,
Verkündigt' er, was ihm eröffnet war:

19. „Nicht läßt der Gott von seinem heil'gen Raub,
Doch will er nicht den Tod, er will die Kraft;
Nicht will er einen Frühling welk und taub,
Nein, einen Frühling, welcher treibt im Saft.

20. Aus der Latiner alten Mauern soll
Dem Kriegsgott eine neue Pflanzung gehn;
Aus diesem Lenz, innkräft'ger Keime voll,
Wird eine große Zukunft ihm erstehn

21. Drum wähle jeder Jüngling sich die Braut,
Mit Blumen sind die Locken schon bekränzt;
Die Jungfrau folge Dem, dem sie vertraut!
So zieht dahin, wo euer Stern erglänzt!

22. Die Körner, deren Halme jetzt noch grün,
Sie nehmet mit zur Aussaat in der Fern',
Und von den Bäumen, welche jetzt noch blühn,
Bewahret euch den Schößling und den Kern!

23. Der junge Stier pflüg' euer Neubruchland,
Auf eure Weiden führt das muntre Lamm,
Das rasche Füllen spring' an eurer Hand,
Für künft'ge Schlachten ein gesunder Stamm!

24. Denn Schlacht und Sieg ist euch vorausgezeigt
Das ist ja dieses starken Gottes Recht,
Der selbst in eure Mitte niedersteigt,
Zu zeugen eurer Könige Geschlecht.

25. In eurem Tempel haften wird sein Speer;
Da schlagen ihn die Feldherrn schütternd an,
Wann sie ausfahren über Land und Meer
Und um den Erdkreis ziehn die Siegesbahn.

26. Ihr habt vernommen, was dem Gott gefällt;
Geht hin, bereitet euch, gehorchet still!
Ihr seid das Saatkorn einer neuen Welt:
Das ist der Weihefrühling, den er will."

L. Uhland (1829).

71. Der Ring des Polykrates.

1. Er stand auf seines Daches Zinnen,
Er schaute mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrschte Samos hin.
„Dies alles ist mir unterthänig,"
Begann er zu Aegyptens König,
„Gestehe, daß ich glücklich bin." —

2. „Du hast der Götter Gunst erfahren!
Die vormals deinesgleichen waren,
Sie zwingt jetzt deines Scepters Macht.
Doch Einer lebt noch, sie zu rächen;
Dich kann mein Mund nicht glücklich sprechen,
So lang' des Feindes Auge wacht." —

3. Und eh' der König noch geendet,
Da stellt sich, von Milet gesendet,
Ein Bote dem Tyrannen dar:
„Laß, Herr, des Opfers Düfte steigen,
Und mit des Lorbeers muntern Zweigen
Bekränze dir dein festlich Haar!

4. Getroffen sank dein Feind vom Speere;
Mich sendet mit der frohen Märe
Dein treuer Feldherr Polydor" —
Und nimmt aus einem schwarzen Becken,
Noch blutig, zu der beiden Schrecken,
Ein wohlbekanntes Haupt hervor.

5. Der König tritt zurück mit Grauen.
„Doch warn' ich dich, dem Glück zu trauen,"
Versetzt er mit besorgtem Blick.
„Bedenk', auf ungetreuen Wellen —
Wie leicht kann sie der Sturm zerschellen! —
Schwimmt deiner Flotte zweifelnd Glück."

6. Und eh' er noch das Wort gesprochen,
Hat ihn der Jubel unterbrochen,
Der von der Rhede jauchzend schallt:
Mit fremden Schätzen reich beladen,
Kehrt zu den heimischen Gestaden
Der Schiffe mastenreicher Wald.

7. Der königliche Gast erstaunet:
„Dein Glück ist heute gut gelaunet,
Doch fürchte seinen Unbestand.
Der Kreter waffenkund'ge Schaaren
Bedräuen dich mit Kriegsgefahren;
Schon nahe sind sie diesem Strand."

8. Und eh' ihm noch das Wort entfallen,
Da sieht man's von den Schiffen wallen,
Und tausend Stimmen rufen: „Sieg!
Von Feindesnoth sind wir befreiet,
Die Kreter hat der Sturm zerstreuet,
Vorbei, geendet ist der Krieg!"

9. Das hört der Gastfreund mit Entsetzen.
„Fürwahr, ich muß dich glücklich schätzen!
Doch," spricht er, „zittr' ich für dein Heil.
Mir grauet vor der Götter Neide;
Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu Theil.

10. Auch mir ist alles wohl gerathen,
Bei allen meinen Herrscherthaten
Begleitet mich des Himmels Huld;
Doch hatt' ich einen theuren Erben,
Den nahm mir Gott, ich sah ihn sterben,
Dem Glück bezahlt' ich meine Schuld.

11. Drum willst du dich vor Leid bewahren,
So flehe zu den Unsichtbaren,
Daß sie zum Glück den Schmerz verleihn.
Noch keinen sah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben streun.

12. Und wenn's die Götter nicht gewähren,
So acht' auf eines Freundes Lehren
Und rufe selbst das Unglück her;
Und was von allen deinen Schätzen
Dein Herz am höchsten mag ergötzen,
Das nimm und wirf's in dieses Meer!"

13. Und jener spricht, von Furcht beweget:
„Von allem, was die Insel heget,
Ist dieser Ring mein höchstes Gut.
Ihn will ich den Erinnen weihen,
Ob sie mein Glück mir dann verzeihen!"
Und wirft das Kleinod in die Flut.

14. Und bei des nächsten Morgens Lichte —
Da tritt mit fröhlichem Gesichte
Ein Fischer vor den Fürsten hin:
„Herr, diesen Fisch hab' ich gefangen,
Wie keiner noch ins Netz gegangen;
Dir zum Geschenke bring' ich ihn."

15. Und als der Koch den Fisch zertheilet,
Kommt er bestürzt herbeigeeilet
Und ruft mit hocherstauntem Blick:
„Sieh, Herr, den Ring, den du getragen,
Ihn fand ich in des Fisches Magen;
O, ohne Grenzen ist dein Glück!"

16. Hier wendet sich der Gast mit Grausen:
„So kann ich hier nicht ferner hausen,
Mein Freund kannst du nicht ferner sein.
Die Götter wollen dein Verderben;
Fort eil' ich, nicht mit dir zu sterben."
Und sprach's, und schiffte schnell sich ein.

F. v. Schiller (1797).

72. Der Gang nach dem Eisenhammer.

1. Ein frommer Knecht war Fridolin
Und in der Furcht des Herrn
Ergeben der Gebieterin,
Der Gräfin von Savern.
Sie war so sanft, sie war so gut;
Doch auch der Launen Uebermuth
Hätt' er geeifert zu erfüllen
Mit Freudigkeit, um Gottes willen.

2. Früh von des Tages erstem Schein,
Bis spät die Vesper schlug,
Lebt' er nur ihrem Dienst allein,
That nimmer sich genug.
Und sprach die Dame: „Mach' dir's leicht!"
Da wurd' ihm gleich das Auge feucht,
Und meinte seiner Pflicht zu fehlen,
Durft' er sich nicht im Dienste quälen.

3. Drum vor dem ganzen Dienertroß
Die Gräfin ihn erhob;
Aus ihrem schönen Munde floß
Sein unerschöpftes Lob.
Sie hielt ihn nicht als ihren Knecht,
Es gab sein Herz ihm Kindesrecht;
Ihr klares Auge mit Vergnügen
Hing an den wohlgestalten Zügen.

4. Darob entbrennt in Roberts Brust,
Des Jägers, gift'ger Groll,
Dem längst von böser Schadenlust
Die schwarze Seele schwoll;
Und trat zum Grafen, rasch zur That
Und offen des Verführers Rath,
Als einst vom Jagen heim sie kamen,
Streut' ihm ins Herz des Argwohns Samen.

5. „Wie seid ihr glücklich, edler Graf,"
Hub er voll Arglist an,
„Euch raubet nicht den goldnen Schlaf
Des Zweifels gift'ger Zahn.
Denn ihr besitzt ein edles Weib,
Es gürtet Scham den keuschen Leib;
Die fromme Treue zu berücken
Wird nimmer dem Versucher glücken."

6. Da rollt der Graf die finstern Brau'n:
„Was red'st du mir, Gesell?
Werd' ich auf Weibestugend bau'n,
Beweglich wie die Well'?
Leicht locket sie des Schmeichlers Mund;
Mein Glaube steht auf festerm Grund.
Vom Weib des Grafen von Saverne
Bleibt, hoff' ich, der Versucher ferne."

7. Der andre spricht: „So denkt ihr recht.
Nur euren Spott verdient
Der Thor, der, ein geborner Knecht,
Ein solches sich erkühnt
Und zu der Frau, die ihm gebeut,
Erhebt der Wünsche Lüsternheit."
„Was?" fällt ihm jener ein und bebet,
„Red'st du von einem, der da lebet?" —

8. „Ja doch, was aller Mund erfüllt,
Das bärg' sich meinem Herrn?
Doch, weil ihr's denn mit Fleiß verhüllt,
So unterdrück' ich's gern."
„Du bist des Todes, Bube, sprich!"
Ruft jener streng und fürchterlich.
„Wer hebt das Aug' zu Kunigonden?" —
„Nun ja, ich spreche von dem Blonden.

9. Er ist nicht häßlich von Gestalt,"
Fährt er mit Arglist fort,
Indem's den Grafen heiß und kalt
Durchrieselt bei dem Wort.
„Ist's möglich, Herr? Ihr saht es nie,
Wie er nur Augen hat für sie?
Bei Tafel eurer selbst nicht achtet,
An ihren Stuhl gefesselt schmachtet?

10. Seht da die Verse, die er schrieb
Und seine Glut gesteht —"
„Gesteht!" — „Und sie um Gegenlieb',
Der freche Bube! fleht.
Die gnäd'ge Gräfin, sanft und weich,
Aus Mitleid wohl verbarg sie's euch;
Mich reuet jetzt, daß mir's entfahren,
Denn, Herr, was habt ihr zu befahren?"

11. Da ritt in seines Zornes Wuth
Der Graf ins nahe Holz,
Wo ihm in hoher Oefen Glut
Die Eisenstufe schmolz.
Hier nährten früh und spat den Brand
Die Knechte mit geschäft'ger Hand;
Der Funke sprüht, die Bälge blasen,
Als gält' es, Felsen zu verglasen.

12. Des Wassers und des Feuers Kraft
Verbündet sieht man hier;
Das Mühlrad, von der Flut gerafft,
Umwälzt sich für und für;
Die Werke klappern Nacht und Tag,
Im Takte pocht der Hämmer Schlag,
Und bildsam von den mächt'gen Streichen
Muß selbst das Eisen sich erweichen.

13. Und zweien Knechten winket er,
Bedeutet sie und sagt:
„Den Ersten, den ich sende her,
Und der euch also fragt:
„„Habt ihr befolgt des Herren Wort?""
Den werft mir in die Hölle dort,
Daß er zu Asche gleich vergehe
Und ihn mein Aug' nicht weiter sehe!"

14. Deß freut sich das entmenschte Paar
Mit roher Henkerslust,
Denn fühllos, wie das Eisen, war
Das Herz in ihrer Brust.
Und frischer mit der Bälge Hauch
Erhitzen sie des Ofens Bauch
Und schicken sich mit Mordverlangen,
Das Todesopfer zu empfangen.

15. Drauf Robert zum Gesellen spricht
Mit falschem Heuchelschein:
„Frisch auf, Gesell, und säume nicht!
Der Herr begehret dein."
Der Herr, der spricht zu Fridolin:
„Mußt gleich zum Eisenhammer hin,
Und frage mir die Knechte dorten,
Ob sie gethan nach meinen Worten?"

16. Und jener spricht: „Es soll geschehn!"
Und macht sich flugs bereit.
Doch sinnend bleibt er plötzlich stehn:
„Ob sie mir nichts gebeut?"
Und vor die Gräfin stellt er sich:
„Hinaus zum Hammer schickt man mich;
So sag', was kann ich dir verrichten?
Denn dir gehören meine Pflichten."

17. Darauf die Dame von Savern
Versetzt mit sanftem Ton:
„Die heil'ge Messe hört' ich gern,
Doch liegt mir krank der Sohn;
So gehe denn, mein Kind, und sprich
In Andacht ein Gebet für mich,
Und denkst du reuig deiner Sünden,
So laß auch mich die Gnade finden."

18. Und froh der vielwillkommnen Pflicht,
Macht er im Flug sich auf,
Hat noch des Dorfes Ende nicht
Erreicht im schnellen Lauf,
Da tönt ihm von dem Glockenstrang
Hellschlagend des Geläutes Klang,
Das alle Sünder, hochbegnadet,
Zum Sacramente festlich ladet.

19. „Dem lieben Gotte weich' nicht aus,
Find'st du ihn auf dem Weg'!"
Er spricht's und tritt in's Gotteshaus.
Kein Laut ist hier noch reg';
Denn um die Ernte war's, und heiß
Im Felde glüht der Schnitter Fleiß;
Kein Chorgehülfe war erschienen,
Die Messe kundig zu bedienen.

20. Entschlossen ist er alsobald
Und macht den Sacristan;
„Das," spricht er, „ist kein Aufenthalt,
Was fördert himmelan."
Die Stola und das Cingulum

Hängt er dem Priester dienend um,
Bereitet hurtig die Gefäße,
Geheiliget zum Dienst der Messe.

21. Und als er dies mit Fleiß gethan,
Tritt er als Ministrant
Dem Priester zum Altar voran,
Das Meßbuch in der Hand,
Und knieet rechts und knieet links
Und ist gewärtig jedes Winks,
Und als des Sanctus Worte kamen,
Da schellt er dreimal bei dem Namen.

22. Drauf als der Priester fromm sich neigt
Und, zum Altar gewandt,
Den Gott, den gegenwärt'gen, zeigt
In hocherhobner Hand,
Da kündet es der Sacristan
Mit hellem Glöcklein klingend an,
Und alles kniet und schlägt die Brüste,
Sich fromm bekreuzend vor dem Christe.

23. So übt er jedes pünktlich aus
Mit schnellgewandtem Sinn;
Was Brauch ist in dem Gotteshaus,
Er hat es alles inn';
Und wird nicht müde bis zum Schluß,
Bis beim Vobiscum Dominus
Der Priester zur Gemein' sich wendet,
Die heil'ge Handlung segnend endet.

24. Da stellt er jedes wiederum
In Ordnung säuberlich;
Erst reinigt er das Heiligthum,
Und dann entfernt er sich
Und eilt in des Gewissens Ruh
Den Eisenhütten heiter zu,
Spricht unterwegs, die Zahl zu füllen,
Zwölf Paternoster noch im stillen.

25. Und als er rauchen sieht den Schlot
Und sieht die Knechte stehn,
Da ruft er: „Was der Graf gebot,
Ihr Knechte, ist's geschehn?"
Und grinsend zerren sie den Mund
Und deuten in des Ofens Schlund:
„Der ist besorgt und aufgehoben;
Der Graf wird seine Diener loben."

26. Die Antwort bringt er seinem Herrn
In schnellem Lauf zurück.
Als der ihn kommen sieht von fern,
Kaum traut er seinem Blick:
„Unglücklicher! wo kommst du her?" —
„Vom Eisenhammer!" — „Nimmermehr!
So hast du dich im Lauf verspätet?" —
„Herr, nur so lang, bis ich gebetet.

27. Denn als von eurem Angesicht
Ich heute ging, verzeiht!
Da fragt' ich erst nach meiner Pflicht
Bei Der, die mir gebeut.
Die Messe, Herr, befahl sie mir
Zu hören, gern gehorcht' ich ihr,
Und sprach der Rosenkränze viere
Für euer Heil und für das ihre."

28. In tiefes Staunen sinket hier
Der Graf, entsetzet sich:
„Und welche Antwort wurde dir
Am Eisenhammer? sprich!" —
„Herr, dunkel war der Rede Sinn,
Zum Ofen wies man lachend hin:
Der ist besorgt und aufgehoben;
Der Graf wird seine Diener loben."

29. „Und Robert?" fällt der Graf ihm ein,
Es überläuft ihn kalt,
„Sollt' er dir nicht begegnet sein?
Ich sandt' ihn doch zum Wald." —
„Herr, nicht im Wald, nicht in der Flur
Fand ich von Robert eine Spur."
„Nun," ruft der Graf und steht vernichtet,
„Gott selbst im Himmel hat gerichtet!"

30. Und gütig, wie er nie gepflegt,
Nimmt er des Dieners Hand,
Bringt ihn der Gattin, tiefbewegt,
Die nichts davon verstand.
„Dies Kind, kein Engel ist so rein,
Laßt's eurer Huld empfohlen sein!
Wie schlimm wir auch berathen waren,
Mit dem ist Gott und seine Schaaren."

F. v. Schiller (1797).

73. Der Waller.

1. Auf Gallizien's Felsenstrande
Ragt ein heil'ger Gnadenort,
Wo die reine Gottesmutter
Spendet ihres Segens Hort.
Dem Verirrten in der Wildniß
Glänzt ein goldner Leitstern dort,
Dem Verstürmten auf dem Meere
Oeffnet sich ein stiller Port.

2. Rührt sich dort die Abendglocke,
Hallt es weit die Gegend nach;
In den Städten, in den Klöstern
Werden alle Glocken wach.
Und es schweigt die Meereswoge,
Die noch kaum sich tobend brach,
Und der Schiffer kniet am Ruder,
Bis er leis sein Ave sprach.

3. An dem Tage, da man feiert
Der Geprief'nen Himmelfahrt,
Wo der Sohn, den sie geboren,
Sich als Gott ihr offenbart,
Da in ihrem Heiligthume
Wirkt sie Wunder mancher Art;
Wo sie sonst im Bild nur wohnet,
Fühlt man ihre Gegenwart.

4. Bunte Kreuzesfahnen ziehen
Durch die Felder ihre Bahn,
Mit bemalten Wimpeln grüßet
Jedes Schiff und jeder Kahn.
Auf dem Felsenpfade klimmen
Waller, festlich angethan:
Eine volle Himmelsleiter,
Steigt der schroffe Berg hinan.

5. Doch den heitern Pilgern folgen
Andre barfuß und bestaubt,
Angethan mit härnen Hemden,
Asche tragend auf dem Haupt;
Solche sind's, die der Gemeinschaft
Frommer Christen sind beraubt,
Denen nur am Thor der Kirche
Hinzuknieen ist erlaubt.

6. Und nach allen keuchet einer,
Dessen Auge trostlos irrt,
Den die Haare wild umflattern,
Dem ein langer Bart sich wirrt;
Einen Reif von rost'gem Eisen
Trägt er um den Leib geschirrt,
Ketten auch um Arm' und Beine,
Daß ihm jeder Tritt erklirrt.

7. Weil erschlagen er den Bruder
Einst in seines Zornes Haß,
Ließ er aus dem Schwerte schmieden
Jenen Ring, der ihn umfaßt.
Fern vom Herde, fern vom Hofe,
Wandert er und will nicht Rast,
Bis ein himmlisch Gnadenwunder
Sprenget seine Kettenlast.

8. Trüg' er Sohlen auch von Eisen,
Wie er wallet ohne Schuh,
Lange hätt' er sie zertreten,
Und noch ward ihm nirgend Ruh.
Nimmer findet er den Heil'gen,
Der an ihm ein Wunder thu';
Alle Gnadenbilder sucht er,
Keines winkt ihm Frieden zu.

9. Als nun der den Fels erstiegen
Und sich an der Pforte neigt,
Tönet schon das Abendläuten,
Dem die Menge betend schweigt.
Nicht betritt sein Fuß die Hallen,
Drin der Jungfrau Bild sich zeigt,
Farbenhell im Strahl der Sonne,
Die zum Meere niedersteigt.

10. Welche Glut ist ausgegossen
Ueber Wolken, Meer und Flur!
Blieb der goldne Himmel offen,
Als empor die Heil'ge fuhr?
Blüht noch auf den Rosenwolken
Ihres Fußes lichte Spur?
Schaut die Reine selbst hernieder
Aus dem glänzenden Azur?

11. Alle Pilger gehn getröstet,
Nur der Eine rührt sich nicht,
Liegt noch immer an der Schwelle
Mit dem bleichen Angesicht.
Fest noch schlingt um Leib und Glieder
Sich der Fesseln schwer Gewicht;
Aber frei ist schon die Seele,
Schwebet in dem Meer von Licht.

L. Uhland (1829).

74. Petrus.

Domine, quo vadis?
Venio iterum crucifigi.

1. „Weil verstockt der Jude Simon Romas Götter hat geschmähet,
Weil verbotnen Bund er stiftet, Zwietracht in die Geister säet,
Weil er einen Missethäter aller Reiche König glaubt,
Geb' ich morgen preis dem Volke an dem Kreuz sein frevelnd Haupt."

2. Kaiser Nero hat's gesprochen. Petrus kniet zu Nacht im Kerker;
Betend wächst des Greises Glaube, Himmelssehnsucht regt sich stärker;
Morgen wird das Wort erfüllet, das sein Herr prophetisch sprach:
Fremde Hand wird einst dich gürten; Simon, folge dann mir nach!

3. Da — welch leis vorsichtig Klopfen? durch die Riegel ächzt die Feile,
Und die alte Pforte weichet vor dem eingeklemmten Beile —
Wird's zu lange dem Tyrannen? sendet er die Schlächter schon?
Nein, es spricht ein kühnes Wagstück seinem tollen Wüthen Hohn.

4. Freunde sind's. Die Christen lagen im Gebet an heil'ger Stätte,
Daß den alten treuen Diener noch einmal der Herr errette;
Doch umsonst Gebet und Zähre: diesmal, ach, kein Engel naht!
Da beschließen drei der Kühnsten frisch auf eigne Hand die That.

5. Stark wohl sind die Römerkrieger, Wache haltend vor den Thüren,
Stärker doch der Wein von Chios, den die dreie mit sich führen.
Mächtig sind des Kerkers-Riegel, doch dem Eifer allzuschwach, —
Schau, mit stolzverklärten Blicken stehn die drei schon im Gemach.

6. „Rettung, Rettung, alter Vater! Stärker als der Tod ist Treue.
Unsrer Lieb' und Christi Kirche ist dein Haupt geschenkt aufs neue.
Hier nur droht der Tod dir! auf denn, gürte deine Lenden, flieh!
Schiffe, stets bereit zur Abfahrt, triffst du in Puteoli.“

7. Alter Jünger, kannst du wanken, den der Herr den Felsen nannte,
Der so eben in der Sehnsucht heil'gen Liebesflammen brannte? —
Ja, er giebt sich hin den Freunden, überrascht und halb im Traum,
Frei schon auf dem Forum steht er, und er selber glaubt es kaum.

8. Eilends zu der Pforte lenken nun die vier die leisen Schritte, —
Unterm Thore kurzer Abschied, Bruderkuß nach Christensitte;
Jene kehren zu den Ihren, Frohes kündend, schnell im Lauf,
Diesen nimmt die Nacht beschirmend in den weiten Mantel auf.

9. Auf der Gräberstraße zieht er, Wege weisend stehn die Sterne,
Neros goldnes Haus verdämmert schon in nächtlich blauer Ferne, —
Aber hat die tiefe Mittnacht solcher leisen Wandrer mehr?
Ihm entgegen kommt ein andrer auf dem schmalen Weg daher.

10. Und es graust dem Alten, seitwärts biegt er aus mit schwankem Fuße,
Schnell vorüber an dem Fremden schmiegt er sich mit flücht'gem Gruße, —
Grüßend schaut ihm der ins Antlitz, daß der Sternglanz auf ihn fällt —
Petrus, wie doch starrst du seltsam? Sprich, was deine Flucht verhält?

11. Auf des Mannes hoher Stirne glänzen blut'gen Schweißes Tropfen,
Wohl nicht von des Weges Mühe mag so bang das Herz ihm klopfen;
Bleich zum Tod das schöne Antlitz. — Petrus kennst du die Gestalt?
Schon einmal vor deinen Augen ist sie also hingewallt.

12. Grüßend neigt er sich zum Jünger, seiner Augen helle Sonnen
Sind von eines stillen Grames Regenwolken mild umronnen;
Fest nun ruhn sie auf dem Flüchtling. — Petrus, kennst den Blick du nicht?
Schon einmal rief er dich Schwachen wieder zur vergeßnen Pflicht.

13. Ja, das ist der Herr! So stand er vor dem ungerechten Heiden,
So blieb still und klar sein Antlitz mitten in dem wilden Leiden.
Und der Jünger sinkt zur Erde; doch das Herz läßt ihm nicht Ruh',
Und er ruft: Mein Herr und Heiland! Rede, wohin gehest du?

14. Und der Heiland spricht, das Auge unverwandt auf ihn gerichtet,
Mit dem Blick, der an der Tage letztem Falsch und Wahrheit sichtet:
„Meine Kirche steht verödet, meine Treuen sind verirrt: —
Zu der Stadt ist meine Straße, wo man neu mich kreuz'gen wird.“

15. Und der Herr verschwand; doch eil'ger, als er erst den Tod geflohen,
Flieht der Jünger jetzt das Leben, dem des Meisters Blicke drohen.
Schnell den Lauf zurückgewendet! Ueber Hellas graut es schon;
Neros goldnes Haus erglänzet bald als goldner Sonnenthron.

16. Und die Sonne, die jetzt Freuden ausgießt über allen Landen,
Trifft die Christen laut noch jubelnd, den Apostel doch in Banden.
Lauter weinend sah sie jene, als sie wieder sank zu Thal,
Doch ein selig-sterbend Antlitz traf am Kreuz ihr letzter Strahl.

G. Kinkel.

75. „Ave Caesar, morituri te salutant!“

(Hebr. 12, 1—4.)

1. „Heil Cäsar dir! dich grüßen, die da sterben!“
So ruft der Gladiatoren rauher Chor.
Gleich wird der Sand mit rothem Blut sich färben;

Im Tod sich noch ein Lächeln zu erwerben,
Stellt sich die Schaar dem Imperator vor.

2. Im weiten Rund mit vollgedrängten Sitzen
Thürmt sich der Circus auf ins Himmelblau,
Der Pöbel kürzt die Zeit mit blut'gen Witzen,
Und fünfzigtausend Römeraugen blitzen
Voll Mordbegier nach der ersehnten Schau.

3. Ein Wink, da stürzen die geübten Schlächter
Den nackten Leib ins blut'ge Schwerterspiel,
Der Zagende stirbt unter Hohngelächter,
Doch Beifallsdonner lohnt dem schönen Fechter,
Der malerisch im Todeskampfe fiel.

4. Entmenschtes Rom! zur Wollust ist das Morden,
Die Menschenschlächterei zur schönen Kunst,
Das Sterben zum Theaterspiel geworden,
Und Nero rührt in schmelzenden Accorden
Die Cither sich zur nächt'gen Feuersbrunst.

5. — Doch sieh, was führt man heut für Gladiatoren
Der Schaubegier des lieben Pöbels vor?
Nicht Parther sind, nicht Perser heut erkoren,
Nicht blonde Jünglinge, am Rhein geboren;
Heut ist's ein ungewohnter Fechterchor.

6. Sind hier nicht Greise, die zum Kampf sich rüsten?
Nicht Mägdlein, hold ihr Haupt in Scham gesenkt?
Nicht Frauen mit dem Säugling an den Brüsten?
Merk' auf, o Rom, heut sterben deine Christen,
Die Neros Güte dir zum Schauspiel schenkt!

7. Still ziehn sie ein im wallenden Gewande,
Mit sanftem Schritt, gleich einer Priesterschaar;
Sie stehn im Rund, nun fallen ihre Bande,
Sie knieen in des Circus Sande,
Ihr Psalm ertönet fremd und wunderbar.

8. Sie grüßen ihren Cäsar, doch nicht jenen,
Der in die Hand sein finstres Haupt dort stützt,
Nein, einen, der, umjauchzt von Harfentönen,
Hoch ob der Erde blutigen Arenen
Als Friedefürst in goldnen Wolken sitzt.

9. „Heil Christe dir! dich grüßen, die da sterben!
Kurz ist der Kampf, und ewig ist der Lohn.
O selig, wer um deine Krone werben,
O selig, wer dein himmlisch Reich darf erben,
Nimm unsere Seelen auf, du Gottessohn!“

10. Sie schaun sich um — und schauen mit Entzücken
Den edlen Zeugenkreis, der sie umringt,
Nicht jenen, der mit mordgewohnten Blicken
Im weiten Circus, voll bis zum Erdrücken,
Wie eine Riesenschlange sie umschlingt, —

11. Nein, Engel sind's, die sich herniederneigen,
Ein lichter Kreis, ein strahlenvoller Kranz;
Mit Kronen winken sie, mit Palmenzweigen,
Kopf drängt an Kopf, und Reigen sich an Reigen,
Bis er verschwebt im goldnen Himmelsglanz. —

12. Numid'scher Leu, nun schüttle deine Mähne!
Die Lämmer Christi schrecket nicht dein Zorn;
Spring' an aus deinem Käfig, o Hyäne,
Du Königstiger, wetze deine Zähne,
Zermalme kecklich Christi Weizenkorn! —

13. Zehn blut'ge Leichen schleift man aus den Thoren,
Doch zwanzig derer, die sie sterben sahn,
Sie haben morgen schon zum Kreuz geschworen:
Aus Blut wird Christi Kirche neu geboren,
Und jeder Sturm facht frische Flammen an.

K. Gerok.

76. Der Tod des Tiberius.

Bei Cap Misenum winkt' ein fürstlich Haus
Aus Lorbeerwipfeln zu des Meeres Küsten,
Mit Säulengängen, Mosaiken, Büsten
Und jedem Prunkgeräth zu Fest und Schmaus.
Oft sah es nächtlicher Gelage Glanz,
Wo lock'ge Knaben, Epheu um die Stirnen,
Mit Bechern flogen, silberfüßige Dirnen
Den Thyrsus schwangen in berauschtem Tanz
Und Jauchzen scholl, Gelächter, Saitenspiel,
Bis auf die Gärten rings der Frühthau fiel.

Doch heut', wie stumm das Haus! Nur hier und dort
Ein Fenster hell. — Und wo die Säulen düstern,
Wogt am Portal der Sklaven Schwarm mit Flüstern;
Es kommen Sänften; Boten sprengen fort;
Und jedesmal dann zuckt umher im Kreise
Ein Fragen, das nur scheu um Antwort wirbt:
„Was sagt der Arzt? Wie steht es?" — Leise, leise!
Zu Ende geht's; der greise Tiger stirbt.
Bei matter Ampeln Zwielicht droben lag
Der kranke Cäsar auf den Purpurkissen.
Sein fahl Gesicht, von Schwären wild zerrissen,
Erschien noch grauser heut, als sonst es pflag.
Hohl glomm das Auge. Durch die Schläfe wallte
Des Fiebers Glut, daß jede Ader schlug;
Niemand war bei ihm, als der Arzt, der Alte,
Und Macro, der des Hauses Schlüssel trug.

Und jetzt mit halberstickten Schreckensruf
Aus seinen Decken fuhr empor der Sieche,
Hochauf sich bäumend: Schaff mir Kühlung, Grieche!
Eis! Eis! Im Busen trag' ich den Vesuv.
O wie das brennt! Doch grimmer brennt das Denken
Im Haupt mir; ich verfluch' es tausendmal,
Und kann's doch lassen nicht zu meiner Qual!
O gieb mir Lethe, Lethe, mich zu tränken!
Umsonst! Dort wälzt sich's wieder schon heran
Wie Rauchgewölk und ballt sich zu Gestalten —
Sieh, von den Wunden heben sie die Falten,
Und starren mich gebrochnen Auges an,
Germanicus, und Drusus, und Sejan —
Wer rief euch her! Kann euch das Grab nicht halten?
Was saugt ihr mit dem Leichenblick, dem stieren,
An meinem Blut und dörrt mir das Gebein?
's ist wahr, ich tödtet' euch, doch mußt' es sein.

Wer hieß im Würfelspiel euch auch verlieren!
Hinweg! — Weh mir! Wann endet diese Pein!

Der Arzt bot ihm den Kelch; er sog ihn leer
Und sank zurück in tödtlichem Ermatten;
Dann aus den Kissen, blickt' er scheu umher
Und frug verstört: Nicht wahr? Du siehst nichts mehr?
Fort sind sie, fort, die fürchterlichen Schatten. —
Vielleicht auch war's nur Dunst. — Doch glaube mir,
Sie kamen oft schon nachts, und wie sie quälen,
Das weiß nur ich. — Doch still! — Komm, setz' dich hier
Nah, nah; von anderm will ich dir erzählen.

Auch ich war jung einst, traut' auf meinen Stern
Und glaubt' an Menschen. Doch der Wahn der Jugend
Zerstob zu bald nur, und, ins Innre lugend,
Verfault erfand ich alles Wesens Kern.
Da war kein Ding so hoch und bar der Rüge,
Der Wurm saß drin; aus jeder Großthat sahn
Der Selbstsucht Züge mich versteinernd an,
Lieb', Ehre, Tugend, alles Schein und Lüge!
Nichts unterschied vom reißenden Gethier
Dies Kothgeschlecht, als im ehrlosen Munde
Der Falschheit Honig und im Herzensgrunde
Die größre Feigheit und die wildre Gier.
Wo war ein Freund, der nicht den Freund verrieth?
Ein Bruder, der nicht Brudermord gestiftet?
Ein Weib, das lächelnd nicht den Mann vergiftet?
Nichtswürdig alle — stets dasselbe Lied.
Da ward auch ich wie sie. Und weil nur Schrecken
Sie zähmte, lernt' ich Schrecken zu erwecken;
Und Krieg mit ihnen führt' ich. Zum Genuß
Ward ihre Qual mir, ihr verendend Röcheln.
Ich schritt ins Blut hinein bis zu den Knöcheln —
Doch auch das Grausen wird zum Ueberdruß.
Und jetzt, nur noch gequält vom Strahl des Lichts,
Matt, trostlos, reulos starr' ich in das Nichts.

Sein Wort ging tonlos aus; er keuchte leis
Im Krampf, von seinen Schläfen floß der Schweiß,
Und graß verstellt, wie eine Larve, sah
Sein blutlos Antlitz. Zu des Lagers Stufen
Trat Macro da: Soll ich den Cajus rufen,
Herr, deinen Enkel, den Caligula?
Du bist sehr krank —
Doch jener: Schlange, falle
Mein Fluch auf dich! Was geht dich Cajus an!
Noch leb' ich, Mensch. Und Cajus ist wie alle,
Ein Narr, ein Schurk', ein Lügner, nur kein Mann!
Und wär' er's, frommt' es nicht; kein Held verjüngt
Rom und die Welt, wie er mit Blut sie düngt.
Wenn's Götter gäb', auf diesem Berg der Scherben
Vermöcht' ein Gott selbst nicht mehr Frucht zu ziehn;
Und nun der blöde Knab'! Nein, nein, nicht ihn,
Die Rachegeister, welche mich verderben,
Die Furien, die der Abgrund ausgespien,
Sie und das Chaos setz' ich ein zu Erben.
Für sie dies Scepter! —
Und im Schlafgewand
Jach sprang er auf, und wie die Glieder flogen

Im Todesschweiß, riß er vom Fensterbogen
Den Vorhang fort und warf mit irrer Hand
Hinaus den Stab der Herrschaft in die Nacht.
Dann schlug er sinnlos hin.
Im Hofe stand
In sich vertieft ein Kriegsknecht auf der Wacht,
Blondbärtig, hoch. Zu dessen Füßen rollte
Des Scepters rundes Elfenbein und sprang
Vom glatten Marmorgrund mit hellem Klang
An ihm empor, als ob's ihn grüßen wollte.
Er nahm es auf, unwissend was es sei,
Und sank zurück in seine Träumerei.
Er dacht' an seinen Wald im Weserthal:
Die düstern Wipfelkronen sah er ragen;
Er sah am Malstein die Genossen tagen,
Blank jedes Wort, wie ihrer Streitaxt Stahl,
Und treu die Hand zum Siegen wie zum Schlagen.
Und an sein liebes Weib gedacht' er dann;
Er sah sie sitzen an des Hüttleins Schwelle
Im langen gelben Haar, wie sie mit Schnelle
Die Spindel wirbelnd, in die Ferne sann,
Wohl her zu ihm; und vor ihr spielt' am Rain
Sein Knabe, der den ersten Speer sich schnitzte,
Und dem so kühn das blaue Auge blitzte,
Als spräch's: Ein Schwert nur, und die Welt ist mein!
Und plötzlich floß dann — wie, verstand er kaum —
Ein andres Bild in seinen Heimatstraum;
Vor seine Seele drängt' es sich mit Macht,
Wie er dereinst in heißen Morgenlanden
Als Wacht an eines Mannes Kreuz gestanden,
Bei dessen Tod die Sonn' erlosch in Nacht.
Wohl lag dazwischen manch durchstürmter Tag,
Doch konnt' er nie des Dulders Blick vergessen,
Darin ein Leidensabgrund unermessen
Und dennoch alles Segens Fülle lag. —
Und nun — wie kam's nur? — über seinen Eichen
Sah er dies Kreuz erhöht als Siegeszeichen,
Und seines Volks Geschlechter sah er ziehn,
Unzählig, stromgleich; über den Gefilden
Von Waffen wogt' es, und auf ihren Schilden
Stand jener Mann, und Glorie strahlt' um ihn.

Da fuhr er auf. Aus des Palastes Hallen
Kam dumpf Geräusch; der Herr der Welt war todt;
Er aber schaute kühn ins Morgenroth
Und sah's wie einer Zukunft Vorhang wallen.

E. Geibel.

77. Die Kaiserwahl.

Der fromme Kaiser Heinrich war gestorben,
Des sächsischen Geschlechtes letzter Zweig,
Das glorreich ein Jahrhundert lang geherrscht.
Als nun die Botschaft in das Land erging,
Da fuhr ein reger Geist in alles Volk,
Ein neu Weltalter schien herauf zu ziehn;
Da lebte jeder längst entschlafne Wunsch
Und jede längst erloschne Hoffnung auf.
Kein Wunder jetzo, wenn ein deutscher Mann,
Dem sonst so Hohes nie zu Hirne stieg,

Sich heimlich forschend mit den Blicken maß:
Kann's doch nach deutschem Rechte wohl geschehn,
Daß, wer dem Kaiser heut den Bügel hält,
Sich morgen selber in den Sattel schwingt.
Jetzt dachten unsre freien Männer nicht
An Hub- und Hain-Gericht und Markgeding,
Wo man um Eich' und Holztheil Sprache hält;
Nein, stattlich ausgerüstet zogen sie
Aus allen Gauen, einzeln und geschaart,
Ins Maienfeld hinab zur Kaiserwahl.
Am schönen Rheinstrom zwischen Worms und Mainz,
Wo unabsehbar sich die ebne Flur
Auf beiden Ufern breitet, sammelte
Der Andrang sich; die Mauern einer Stadt
Vermochten nicht, das deutsche Volk zu fassen.
Am rechten Ufer spannten ihr Gezelt
Die Sachsen samt der slav'schen Nachbarschaft,
Die Baiern, die Ostfranken und die Schwaben;
Am linken lagerten die rhein'schen Franken,
Die Ober- und die Nieder-Lotharinger.
So war das Mark von Deutschland hier gedrängt.
Und mitten in dem Lager jedes Volks
Erhub sich stolz das herzogliche Zelt.
Da war ein Grüßen und ein Händeschlag,
Ein Austausch, ein lebendiger Verkehr!
Und jeder Stamm, verschieden an Gesicht,
An Wuchs und Haltung, Mundart, Sitte, Tracht,
An Pferden, Rüstung, Waffenfertigkeit,
Und alle doch Ein großes Brüdervolk,
Zu gleichem Zwecke festlich hier vereint!
Was jeder im besondern erst berieth,
Im hüllenden Gezelt und im Gebüsch
Der Inselbuchten, mählich war's gereift
Zum allgemeinen offenen Beschluß.
Aus vielen wurden wenige gewählt,
Und aus den wenigen erkor man zween,
All' beide Franken, fürstlichen Geschlechts,
Erzeugt von Brüdern, Namensbrüder selbst,
Kunrade längst mit gleichem Ruhm benannt.

Da standen nun auf eines Hügels Saum
Im Kreis der Fürsten, sichtbar allem Volk,
Die beiden Männer, die aus freier Wahl
Das deutsche Volk des Thrones werth erkannt
Vor allen, die der deutsche Boden nährt,
Von allen Würdigen die Würdigsten,
Und so einander selbst an Würde gleich,
Daß fürder nicht die Wahl zu schreiten schien,
Und daß die Wage ruht' im Gleichgewicht.
Da standen sie, das hohe Haupt geneigt,
Den Blick gesenkt, die Wange schamerglüht,
Von stolzer Demuth überwältiget.
Ein königlicher Anblick war's, ob dem
Die Thräne rollt' in manches Mannes Bart.
Und wie nun harrend all' die Menge stand
Und sich des Volkes Brausen so gelegt,
Daß man des Rheines stillen Zug vernahm, —
Denn niemand wagt' es, diesen oder den
Zu küren mit dem hellen Ruf der Wahl,

Um nicht am andern Unrecht zu begehn,
Noch aufzuregen Eifersucht und Zwist —
Da sah man plötzlich, wie die beiden Herrn
Einander herzlich faßten bei der Hand
Und sich begegneten im Bruderkuß.
Da ward es klar, sie hegten keinen Neid,
Und jeder stand dem andern gern zurück.
Der Erzbischof von Mainz erhub sich jetzt:
„Weil doch," so rief er, „Einer es muß sein,
So sei's der Aelt're." Freudig stimmten bei
Gesamte Fürsten und am freudigsten
Der jüng're Kunrad. Donnergleich erscholl
Oft wiederholt des Volkes Beifallsruf.
Als der Gewählte drauf sich niederließ,
Ergriff er seines edlen Vettern Hand
Und zog ihn zu sich auf den Königssitz.
Und in den Ring der Fürsten trat sofort
Die fromme Kaiserwittwe Kunigund';
Glückwünschend reichte sie dem neuen König
Die treu bewahrten Reichskleinode dar. —
Zum Festzug aber schaarten sich die Reihen,
Voran der König, folgend mit Gesang
Die Geistlichen und Laien; so viel Preis
Erscholl zum Himmel nie an einem Tag!
Wär' Kaiser Karl gestiegen aus der Gruft,
Nicht freudiger hätt' ihn die Welt begrüßt.
So wallten sie den Strom entlang nach Mainz,
Woselbst der König im erhabnen Dom
Der Salbung heil'ge Weihe nun empfing.
Wen seines Volkes Ruf so hoch gestellt,
Dem fehle nie die Kräftigung von Gott!
Und als er wieder aus dem Tempel trat,
Erschien er herrlicher als kaum zuvor,
Und seine Schulter ragt' ob allem Volk.

L. Uhland.
(Aus „Ernst von Schwaben." 1817.)

78. Lenore.

1. Lenore fuhr ums Morgenroth
Empor aus schweren Träumen:
„Bist untreu, Wilhelm, oder todt?
Wie lange willst du säumen?" —
Er war mit König Friedrichs Macht
Gezogen in die Prager Schlacht
Und hatte nicht geschrieben,
Ob er gesund geblieben.

2. Der König und die Kaiserin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn
Und machten endlich Friede.
Und jedes Heer, mit Sing und Sang,
Mit Paukenschlag und Kling und Klang,
Geschmückt mit grünen Reisern,
Zog heim zu seinen Häusern.

3. Und überall, all überall,
Auf Wegen und auf Stegen,
Zog Alt und Jung dem Jubelschall
Der Kommenden entgegen.
Gottlob! rief Kind und Gattin laut,
Willkommen! manche frohe Braut. —
Ach! aber für Lenoren
War Gruß und Kuß verloren.

4. Sie frug den Zug wohl auf und ab
Und frug nach allen Namen;
Doch keiner war, der Kundschaft gab,
Von allen, so da kamen.
Als nun das Heer vorüber war,
Zerraufte sie ihr Rabenhaar
Und warf sich hin zur Erde
Mit wüthiger Gebärde.

5. Die Mutter lief wohl hin zu ihr:
„Ach, daß sich Gott erbarme!
Du trautes Kind, was ist mit dir?" —
Und schloß sie in die Arme.
„O Mutter, Mutter! hin ist hin!
Nun fahre Welt und alles hin!
Bei Gott ist kein Erbarmen.
O weh, o weh mir Armen!"

6. „Hilf, Gott, hilf! Sieh uns gnädig an!
Kind, bet' ein Vaterunser!
Was Gott thut, das ist wohlgethan.
Gott, Gott erbarmt sich unser!" —
„O Mutter, Mutter! Eitler Wahn!
Gott hat an mir nicht wohlgethan!
Was half, was half mein Beten?
Nun ist's nicht mehr vonnöthen." —

7. „Hilf, Gott, hilf! Wer den Vater kennt,
Der weiß, er hilft den Kindern.
Das hochgelobte Sacrament
Wird deinen Jammer lindern." —
„O Mutter, Mutter! was mich brennt,
Das lindert mir kein Sacrament!
Kein Sacrament mag Leben
Den Todten wiedergeben!"

8. „Hör', Kind! Wie? wenn der falsche Mann
Im fernen Ungerlande
Sich seines Glaubens abgethan
Zum neuen Ehebande?
Laß fahren, Kind, sein Herz dahin!
Er hat es nimmermehr Gewinn!
Wann Seel' und Leib sich trennen,
Wird ihn sein Meineid brennen." —

9. „O Mutter, Mutter! Hin ist hin!
Verloren ist verl ren!
Der Tod, der Tod ist mein Gewinn!
O wär' ich nie geboren!
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Bei Gott ist kein Erbarmen.
O weh, o weh mir Armen!"

10. Hilf, Gott, hilf! Geh nicht ins Gericht
Mit deinem armen Kinde!
Sie weiß nicht, was die Zunge spricht;
Behalt' ihr nicht die Sünde!
Ach, Kind, vergiß dein irdisch Leid
Und denk' an Gott und Seligkeit;
So wird doch deiner Seelen
Der Bräutigam nicht fehlen."

11. „O Mutter, was ist Seligkeit?
O Mutter, was ist Hölle? —
Bei ihm, bei ihm ist Seligkeit,
Und ohne Wilhelm Hölle! —
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Ohn' ihn mag ich auf Erden,
Mag dort nicht selig werden." —

12. So wüthete Verzweifelung
Ihr in Gehirn und Adern.
Sie fuhr mit Gottes Vorsehung
Vermessen fort zu hadern,
Zerschlug den Busen und zerrang
Die Hand bis Sonnenuntergang,
Bis auf am Himmelsbogen
Die goldnen Sterne zogen.

13. Und außen, horch! ging's trapp trapp trapp,
Als wie von Rosses Hufen;
Und klirrend stieg ein Reiter ab
An des Geländers Stufen;
Und horch! und horch! den Pfortenring
Ganz lose, leise, klinglingling!
Dann kamen durch die Pforte
Vernehmlich diese Worte:

14. „Holla! Holla! Thu' auf mein Kind!
Schläfst, Liebchen, oder wachst du?
Wie bist noch gegen mich gesinnt?
Und weinest oder lachst du?"
„Ach, Wilhelm, du? . . So spät bei Nacht?
Geweinet hab' ich und gewacht,
Ach, großes Leid erlitten!
Wo kommst du hergeritten?" —

15. „Wir satteln nur um Mitternacht.
Weit ritt ich her von Böhmen;
Ich habe spät mich aufgemacht
Und will dich mit mir nehmen." —
„Ach, Wilhelm, erst herein geschwind!
Den Hagedorn durchsaust der Wind.
Herein, in meinen Armen,
Herzliebster, zu erwarmen!" —

16. „Laß sausen durch den Hagedorn,
Laß sausen, Kind, laß sausen!
Der Rappe scharrt, es klirrt der Sporn;
Ich darf allhier nicht hausen.
Komm, schürze, spring' und schwinge dich
Auf meinen Rappen hinter mich!
Muß heut noch hundert Meilen
Mit dir ins Brautbett eilen." —

17. „Ach! wolltest hundert Meilen noch
Mich heut ins Brautbett tragen?
Und horch! es brummt die Glocke noch,
Die elf schon angeschlagen." —
„Sieh hin, sieh her! der Mond scheint hell;
Wir und die Todten reiten schnell.
Ich bringe dich, zur Wette,
Noch heut ins Hochzeitbette."

18. „Sag' an, wo ist dein Kämmerlein?
Wo? wie dein Hochzeitbettchen?"
„Weit, weit von hier! . . still, kühl und klein! . .
Sechs Bretter und zwei Brettchen."
„Hat's Raum für mich?" — „Für dich und mich!

Komm, schürze, spring' und schwinge dich!
Die Hochzeitgäste hoffen;
Die Kammer steht uns offen." —

19. Schön Liebchen schürzte, sprang und schwang
Sich auf das Roß behende;
Wohl um den trauten Reiter schlang
Sie ihre Lilienhände;
Und hurre hurre, hopp hopp hopp!
Ging's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben
Und Kies und Funken stoben.

20. Zur rechten und zur linken Hand,
Vorbei vor ihren Blicken,
Wie flogen Anger, Heid' und Land!
Wie donnerten die Brücken! —
„Graut Liebchen auch? . . . der Mond scheint hell!
Hurrah! die Todten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?" —
„Ach nein! — doch laß die Todten!"

21. Was klang dort für Gesang und Klang?
Was flatterten die Raben?
Horch! Glockenklang! — Horch! Todtensang:
„Laßt uns den Leib begraben!"
Und näher zog ein Leichenzug,
Der Sarg und Todtenbahre trug;
Das Lied war zu vergleichen
Dem Unkenruf in Teichen.

22. „Nach Mitternacht begrabt den Leib
Mit Klang und Sang und Klage!
Jetzt führ' ich heim mein junges Weib.
Mit, mit zum Brautgelage!
Komm, Küster, hier! Komm mit dem Chor
Und gurgle mir das Brautlied vor!
Komm, Pfaff', und sprich den Segen,
Eh' wir zu Bett uns legen!"

23. Still Klang und Sang . . . die Bahre schwand . . .
Gehorsam seinem Rufen
Kam's, hurre hurre! nachgerannt,
Hart hinter's Rappen Hufen.
Und immer weiter hopp hopp hopp!
Ging's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben
Und Kies und Funken stoben.

24. Wie flogen rechts, wie flogen links
Gebirge, Bäum' und Hecken!
Wie flogen links und rechts und links
Die Dörfer, Städt' und Flecken! —
„Graut Liebchen auch? . . . der Mond scheint hell!
Hurrah! die Todten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?"
„Ach, laß sie ruhn, die Todten!"

25. Sieh da! sieh da! Am Hochgericht
Tanzt um des Rades Spindel,
Halb sichtbarlich bei Mondenlicht,
Ein lustiges Gesindel. —
„Sasa, Gesindel, hier! Komm hier!
Gesindel, komm und folge mir!
Tanz' uns den Hochzeitreigen,
Wann wir zu Bette steigen!"

26. Und das Gesindel, husch husch husch!
Kam hinten nachgeprasselt,
Wie Wirbelwind am Haselbusch
Durch dürre Blätter rasselt.
Und weiter, weiter, hopp hopp hopp!
Ging's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben
Und Kies und Funken stoben.

27. Wie flog, was rund der Mond beschien,
Wie flog es in die Ferne!
Wie flogen oben über hin
Der Himmel und die Sterne! —
„Graut Liebchen auch? . . . der Mond scheint hell!
Hurrah! die Todten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?" —
„O weh! laß ruhn die Todten!" —

28. „Rapp'! Rapp'! Mich dünkt, der Hahn schon ruft —
Bald wird der Sand verrinnen. —
Rapp'! Rapp'! ich wittre Morgenluft —
Rapp'! tummle dich von hinnen! —
Vollbracht, vollbracht ist unser Lauf!
Das Hochzeitbette thut sich auf!
Die Todten reiten schnelle!
Wir sind, wir sind zur Stelle!" —

29. Rasch auf ein eisern Gitterthor
Ging's mit verhängtem Zügel.
Mit schwanker Gert' ein Schlag davor
Zersprengte Schloß und Riegel.
Die Flügel flogen klirrend auf,
Und über Gräber ging der Lauf;
Es blinkten Leichensteine
Rundum im Mondenscheine.

30. Ha sieh! Ha sieh! im Augenblick —
Huhu! ein gräßlich Wunder!
Des Reiters Koller, Stück für Stück,
Fiel ab, wie mürber Zunder.
Zum Schädel ohne Zopf und Schopf,
Zum nackten Schädel ward sein Kopf;
Sein Körper zum Gerippe,
Mit Stundenglas und Hippe.

31. Hoch bäumte sich, wild schnob der Rapp'
Und sprühte Feuerfunken;
Und hui! war's unter ihr hinab
Verschwunden und versunken.
Geheul, Geheul aus hoher Luft,
Gewinsel kam aus tiefer Gruft:
Lenorens Herz, mit Beben,
Rang zwischen Tod und Leben.

32. Nun tanzten wohl bei Mondenglanz,
Rundum herum im Kreise,
Die Geister einen Kettentanz
Und heulten diese Weise:
„Geduld! Geduld! Wenn's Herz auch bricht!
Mit Gott im Himmel hadre nicht!
Des Leibes bist du ledig:
Gott sei der Seele gnädig!"

G. Bürger (1773).

79. Kassandra.

1. Freude war in Trojas Hallen,
Eh' die hohe Feste fiel;
Jubelhymnen hört man schallen
In der Saiten goldnes Spiel.
Alle Hände ruhen müde
Von dem thränenvollen Streit,
Weil der herrliche Pelide
Priams schöne Tochter freit.

2. Und, geschmückt mit Lorbeerreisern,
Festlich wallet Schaar auf Schaar
Nach der Götter heil'gen Häusern,
Zu des Thymbriers Altar.
Dumpferbrausend durch die Gassen
Wälzt sich die bacchant'sche Lust,
Und in ihrem Schmerz verlassen
War nur eine traur'ge Brust.

3. Freudlos in der Freuden Fülle,
Ungesellig und allein,
Wandelte Kassandra stille
In Apollos Lorbeerhain.
In des Waldes tiefste Gründe
Flüchtete die Seherin,
Und sie warf die Priesterbinde
Zu der Erde zürnend hin:

4. „Alles ist der Freude offen,
Alle Herzen sind beglückt,
Und die alten Eltern hoffen,
Und die Schwester steht geschmückt.
Ich allein muß einsam trauern,
Denn mich flieht der süße Wahn;
Und geflügelt diesen Mauern
Seh' ich das Verderben nahn.

5. Eine Fackel seh' ich glühen,
Aber nicht in Hymens Hand;
Nach den Wolken seh' ich's ziehen,
Aber nicht wie Opferbrand.
Feste seh' ich froh bereiten,
Doch im ahnungsvollen Geist
Hör' ich schon des Gottes Schreiten,
Der sie jammervoll zerreißt.

6. Und sie schelten meine Klagen,
Und sie höhnen meinen Schmerz.
Einsam in die Wüste tragen
Muß ich mein gequältes Herz,
Von den Glücklichen gemieden
Und den Fröhlichen ein Spott!
Schweres hast du mir beschieden,
Pythischer, du arger Gott!

7. Dein Orakel zu verkünden,
Warum warfest du mich hin
In die Stadt der ewig Blinden
Mit dem aufgeschlossnen Sinn?
Warum gabst du mir zu sehen,
Was ich doch nicht wenden kann?
Das Verhängte muß geschehen,
Das Gefürchtete muß nahn.

8. Frommt's, den Schleier aufzuheben,
Wo das nahe Schrecknis droht?
Nur der Irrthum ist das Leben,
Und das Wissen ist der Tod.
Nimm, o nimm die traur'ge Klarheit,
Mir vom Aug' den blut'gen Schein!
Schrecklich ist es, deiner Wahrheit
Sterbliches Gefäß zu sein.

9. Meine Blindheit gieb mir wieder
Und den fröhlich dunkeln Sinn!
Nimmer sang ich freud'ge Lieder,
Seit ich deine Stimme bin.
Zukunft hast du mir gegeben,
Doch du nahmst den Augenblick,
Nahmst der Stunde fröhlich Leben —
Nimm dein falsch Geschenk zurück!

10. Nimmer mit dem Schmuck der Bräute
Kränzt' ich mir das duft'ge Haar,
Seit ich deinem Dienst mich weihte
An dem traurigen Altar.
Meine Jugend war nur Weinen,
Und ich kannte nur den Schmerz;
Jede herbe Noth der Meinen
Schlug an mein empfindend Herz.

11. Fröhlich seh' ich die Gespielen,
Alles um mich lebt und liebt
In der Jugend Lustgefühlen;
Mir nur ist das Herz getrübt.
Mir erscheint der Lenz vergebens,
Der die Erde festlich schmückt;
Wer erfreute sich des Lebens,
Der in seine Tiefen blickt!

12. Selig preis' ich Polyxenen
In des Herzens trunknem Wahn,
Denn den besten der Hellenen
Hofft sie bräutlich zu umfahn.
Stolz ist ihre Brust gehoben,
Ihre Wonne faßt sie kaum,
Nicht euch, Himmlische dort oben,
Neidet sie in ihrem Traum.

13. Und auch ich hab' ihn gesehen
Den das Herz verlangend wählt!
Seine schöne Blicken flehen,
Von der Liebe Glut beseelt.
Gerne möcht' ich mit dem Gatten
In die heim'sche Wohnung ziehn;
Doch es tritt ein styg'scher Schatten
Nächtlich zwischen mich und ihn.

14. Ihre bleichen Larven alle
Sendet mir Proserpina;
Wo ich wandre, wo ich walle,
Stehen mir die Geister da.
In der Jugend frohe Spiele
Drängen sie sich grausend ein,
Ein entsetzliches Gewühle!
Nimmer kann ich fröhlich sein.

15. Und den Mordstahl seh' ich blinken
Und das Mörderauge glühn;
Nicht zur Rechten, nicht zur Linken
Kann ich vor dem Schreckniß fliehn;
Nicht die Blicke darf ich wenden,
Wissend, schauend, unverwandt
Muß ich mein Geschick vollenden,
Fallen in dem fremden Land." —

16. Und noch hallen ihre Worte —
Horch! da dringt verworr'ner Ton
Fernher aus des Tempels Pforte:
Todt lag Thetis' großer Sohn!
Eris schüttelt ihre Schlangen,
Alle Götter fliehn davon,
Und des Donners Wolken hangen
Schwer herab auf Ilion.

F. v. Schiller (1802).

80. Das Siegesfest.

1. Priams Feste war gesunken,
Troja lag in Schutt und Staub,
Und die Griechen, siegestrunken,
Reich beladen mit dem Raub,
Saßen auf den hohen Schiffen
Längs des Hellespontos Strand,
Auf der hohen Fahrt begriffen
Nach dem schönen Griechenland.
„Stimmet an die frohen Lieder!
Denn dem väterlichen Herd
Sind die Schiffe zugekehrt,
Und zur Heimat geht es wieder."

2. Und in langen Reihen, klagend,
Saß der Trojerinnen Schaar,
Schmerzvoll an die Brüste schlagend,
Bleich, mit aufgelöstem Haar.
In das wilde Fest der Freuden
Mischten sie den Wehgesang,
Weinend um das eigne Leiden
In des Reiches Untergang.
„Lebe wohl, geliebter Boden!
Von der süßen Heimat fern
Folgen wir dem fremden Herrn.
Ach, wie glücklich sind die Todten!"

3. Und den hohen Göttern zündet
Kalchas jetzt das Opfer an;
Pallas, die die Städte gründet
Und zertrümmert, ruft er an,
Und Neptun, der um die Länder
Seinen Wogengürtel schlingt,
Und den Zeus, den Schreckensender,
Der die Aegis grausend schwingt.
„Ausgestritten, ausgerungen
Ist der lange, schwere Streit,
Ausgefüllt der Kreis der Zeit
Und die große Stadt bezwungen."

4. Atreus Sohn, der Fürst der Schaaren,
Ueberfah der Völker Zahl,
Die mit ihm gezogen waren
Einst in des Skamanders Thal.
Und des Kummers finstre Wolke
Zog sich um des Königs Blick:
Von dem hergeführten Volke
Bracht' er wen'ge nur zurück.
„Drum erhebe frohe Lieder,
Wer die Heimat wieder sieht,
Wem noch frisch das Leben blüht!
Denn nicht alle kehren wieder."

5. „„Alle nicht, die wiederkehren,
Mögen sich des Heimzugs freun,
An den häuslichen Altären
Kann der Mord bereitet sein.
Mancher fiel durch Freundestücke,
Den die blut'ge Schlacht verfehlt!""
Sprach's Ulyß mit Warnungsblicke,
Von Athenens Geist beseelt.
„Glücklich, wem der Gattin Treue
Rein und keusch das Haus bewahrt!
Denn das Weib ist falscher Art,
Und die Arge liebt das Neue."

6. Und des frisch erkämpften Weibes
Freut sich der Atrid' und strickt
Um den Reiz des schönen Leibes
Seine Arme hochbeglückt.

Böses Werk muß untergehen,
Rache folgt der Frevelthat;
Denn gerecht in Himmelshöhen
Waltet des Kroniden Rath.
„Böses muß mit Bösem enden;
An dem frevelnden Geschlecht
Rächet Zeus das Gastesrecht,
Wägend mit gerechten Händen."

7. „„Wohl dem Glücklichen mag's ziemen,
Ruft Oileus tapfrer Sohn,
Die Regierenden zu rühmen
Auf dem hohen Himmelsthron!
Ohne Wahl vertheilt die Gaben,
Ohne Billigkeit das Glück;
Denn Patroklus liegt begraben,
Und Thersites kommt zurück!""
„Weil das Glück aus seiner Tonnen
Die Geschicke blind verstreut,
Freue sich und jauchze heut,
Wer das Lebenslos gewonnen!"

8. „„Ja der Krieg verschlingt die Besten!
Ewig werde dein gedacht,
Bruder, bei der Griechen Festen,
Der ein Thurm war in der Schlacht!
Da der Griechen Schiffe brannten,
War in deinem Arm das Heil;
Doch dem Schlauen, Vielgewandten
Ward der schöne Preis zu Theil.""
„Friede deinen heil'gen Resten!
Nicht der Feind hat dich entrafft:
Ajax fiel durch Ajax' Kraft.
Ach der Zorn verderbt die Besten!"

9. Dem Erzeuger jetzt, dem großen,
Gießt Neoptolem des Weins:
„„Unter allen ird'schen Losen,
Hoher Vater, preis' ich deins!
Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch;
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.""
„Tapfrer deines Ruhmes Schimmer
Wird unsterblich sein im Lied;
Denn das ird'sche Leben flieht,
Und die Todten dauern immer."

10. „„Wenn des Liedes Stimmen schweigen
Von dem überwundnen Mann,
So will ich für Hektorn zeugen,""
Hub der Sohn des Tydeus an, —
„„Der für seine Hausaltäre
Kämpfend ein Beschirmer fiel. —
Krönt den Sieger größre Ehre,
Ehret ihn das schönre Ziel!""
„Der für seine Hausaltäre
Kämpfend sank ein Schirm und Hort,
Auch in Feindes Munde fort
Lebt ihm seines Namens Ehre."

11. Nestor jetzt der alte Zecher,
Der drei Menschenalter sah,
Reicht den laubumkränzten Becher
Der bethränten Hekuba:
„„Trink' ihn aus, den Trank der Labe,
Und vergiß den großen Schmerz!
Wundervoll ist Bacchus Gabe,
Balsam fürs zerrissne Herz.""
„Trink' ihn aus, den Trank der Labe,
Und vergiß den großen Schmerz!
Balsam fürs zerrissne Herz,
Wundervoll ist Bacchus Gabe."

12. „„Denn auch Niobe, dem schwerern
Zorn der Himmlischen ein Ziel,
Kostete die Frucht der Aehren
Und bezwang das Schmerzgefühl.
Denn so lang die Lebensquelle
Schäumet an der Lippen Rand,
Ist der Schmerz in Lethes Welle
Tief versenkt und festgebannt!""
„Denn so lang die Lebensquelle
An der Lippen Rande schäumt,
Ist der Jammer weggeträumt,
Fortgespült in Lethes Welle."

13. Und von ihrem Gott ergriffen,
Hub sich jetzt die Seherin,
Blickte von den hohen Schiffen
Nach dem Rauch der Heimat hin.
„„Rauch ist alles ird'sche Wesen!
Wie des Dampfes Säule weht,
Schwinden alle Erdengrößen,
Nur die Götter bleiben stät.""
„Um das Roß des Reiters schweben,
Um das Schiff die Sorgen her;
Morgen können wir's nicht mehr,
Darum laßt uns heute leben!"

F. v. Schiller (1803).

81. Klage der Ceres.

1. Ist der holde Lenz erschienen?
Hat die Erde sich verjüngt?
Die besonnten Hügel grünen,
Und des Eises Rinde springt.
Aus der Ströme blauem Spiegel
Lacht der unbewölkte Zeus,
Milder wehen Zephyrs Flügel,
Augen treibt das junge Reis.
In dem Hain erwachen Lieder,
Und die Oreade spricht:
Deine Blumen kehren wieder,
Deine Tochter kehret nicht.

2. Ach, wie lang ist's, daß ich walle
Suchend durch der Erde Flur!
Titan, deine Strahlen alle
Sandt' ich nach der theuren Spur;
Keiner hat mir noch verkündet
Von dem lieben Angesicht,
Und der Tag, der alles findet,
Die Verlorne fand er nicht.
Hast du, Zeus, sie mir entrissen?
Hat, von ihrem Reiz gerührt,
Zu des Orcus schwarzen Flüssen
Pluto sie hinabgeführt?

3. Wer wird nach dem düstern Strande
Meines Grames Bote sein?
Ewig stößt der Kahn vom Lande,
Doch nur Schatten nimmt er ein.
Jedem sel'gen Aug' verschlossen
Bleibt das nächtliche Gefild,
Und so lang der Styx geflossen,
Trug er kein lebendig Bild.
Nieder führen tausend Steige,
Keiner führt zum Tag zurück;
Ihre Thränen bringt kein Zeuge
Vor der bangen Mutter Blick.

4. Mütter, die aus Pyrrhas Stamme
Sterbliche geboren sind,
Dürfen durch des Grabes Flamme
Folgen dem geliebten Kind;
Nur was Jovis Haus bewohnet,
Nahet nicht dem dunkeln Strand,
Nur die Seligen verschonet,
Parzen, eure strenge Hand.
Stürzt mich in die Nacht der Nächte
Aus des Himmels goldnem Saal!
Ehret nicht der Göttin Rechte;
Ach, sie sind der Mutter Qual!

5. Wo sie mit dem finstern Gatten
Freudlos thronet, stieg' ich hin,
Träte mit den leisen Schatten
Leise vor die Herrscherin.
Ach, ihr Auge, feucht von Zähren,
Sucht umsonst das goldne Licht,
Irret nach entfernten Sphären,
Auf die Mutter fällt es nicht,
Bis die Freude sie entdecket,
Bis sich Brust mit Brust vereint
Und, zum Mitgefühl erwecket,
Selbst der rauhe Orcus weint.

6. Eitler Wunsch! Verlorne Klagen!
Ruhig in dem gleichen Gleis
Rollt des Tages sichrer Wagen,
Ewig steht der Schluß des Zeus.
Weg von jenen Finsternissen
Wandt' er sein beglücktes Haupt;
Einmal in die Nacht gerissen,
Bleibt sie ewig mir geraubt,
Bis des dunkeln Stromes Welle
Von Aurorens Farben glüht,
Iris mitten durch die Hölle
Ihren schönen Bogen zieht.

7. Ist mir nichts von ihr geblieben?
Nicht ein süß erinnernd Pfand,
Daß die Fernen sich noch lieben,
Keine Spur der theuren Hand?
Knüpfet sich kein Liebesknoten
Zwischen Kind und Mutter an?
Zwischen Lebenden und Todten
Ist kein Bündniß aufgethan?
Nein, nicht ganz ist sie entflohen!
Nein, wir sind nicht ganz getrennt!
Haben uns die ewig Hohen
Eine Sprache doch vergönnt!

8. Wenn des Frühlings Kinder sterben
Wenn von Nordes kaltem Hauch
Blatt und Blume sich entfärben,
Traurig steht der nackte Strauch:
Nehm' ich mir das höchste Leben
Aus Vertumnus' reichem Horn,
Opfernd es dem Styx zu geben,
Mir des Samens goldnes Korn.
Trauernd senk' ich's in die Erde,
Leg' es an des Kindes Herz,
Daß es eine Sprache werde
Meiner Liebe, meinem Schmerz.

9. Führt der gleiche Tanz der Horen
Freudig nun den Lenz zurück,
Wird das Todte neu geboren
Von der Sonne Lebensblick.
Keime, die dem Auge starben
In der Erde kaltem Schoß,
In das heitre Reich der Farben
Ringen sie sich freudig los.
Wenn der Stamm zum Himmel eilet,
Sucht die Wurzel scheu die Nacht;
Gleich in ihre Pflege theilet
Sich des Styx, des Aethers Macht.

10. Halb berühren sie der Todten,
Halb der Lebenden Gebiet;
Ach, sie sind mir theure Boten,
Süße Stimmen vom Cocyt!
Hält er gleich sie selbst verschlossen
In dem schauervollen Schlund:
Aus des Frühlings jungen Sprossen
Redet mir der holde Mund,
Daß auch fern vom goldnen Tage,
Wo die Schatten traurig ziehn,
Liebend noch der Busen schlage,
Zärtlich noch die Herzen glühn.

11. O, so laßt euch froh begrüßen,
Kinder, der verjüngten Au'!
Euer Kelch soll überfließen
Von des Nektars reinstem Thau.

Tauchen will ich euch in Strahlen,
Mit der Iris schönstem Licht
Will ich eure Blätter malen,
Gleich Aurorens Angesicht.

In des Lenzes heitrem Glanze
Lese jede zarte Brust,
In des Herbstes welkem Kranze
Meinen Schmerz und meine Lust.

F. v. Schiller (1796).

82. Die Frühlingsfeier.

1. Nicht in den Ocean der Welten alle
Will ich mich stürzen! schweben nicht,
Wo die ersten Erschaffnen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts,
Anbeten, tief anbeten und in Entzückung vergehn!

2. Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur will ich schweben und anbeten!
Halleluja! Halleluja! Der Tropfen am Eimer
Rann aus der Hand des Allmächtigen auch.

3. Da der Hand des Allmächtigen
Die größeren Erden entquollen,
Die Ströme des Lichts rauschten und die Siebengestirne wurden,
Da entrannest du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

4. Da ein Strom des Lichts rauscht' und unsre Sonne wurde,
Ein Wogensturz sich stürzte wie vom Felsen
Der Wolk' herab und den Orion gürtete,
Da entrannest du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

5. Wer sind die tausendmal Tausend, wer die Myriaden alle,
Welche den Tropfen bewohnen und bewohnten? und wer bin ich?
Halleluja dem Schaffenden! mehr wie die Erden, die quollen!
Mehr wie die Siebengestirne, die aus Strahlen zusammenströmten!

6. Aber du Frühlingswürmchen,
Das grünlichgolden neben mir spielt,
Du lebst; und bist vielleicht
Ach, nicht unsterblich!

7. Ich bin herausgegangen anzubeten,
Und ich weine? Vergieb, vergieb
Auch diese Thräne dem Endlichen,
O du, der sein wird!

8. Du wirst die Zweifel alle mir enthüllen,
O du, der mich durch das dunkle Thal
Des Todes führen wird! Ich lerne dann,
Ob eine Seele das goldne Würmchen hatte.

9. Bist du nur gebildeter Staub,
Sohn des Mais, so werde denn
Wieder verfliegender Staub,
Oder was sonst der Ewige will.

10. Ergeuß von neuem, du, mein Auge,
Freudenthränen!
Du, meine Harfe,
Preise den Herrn!

11. Umwunden wieder, mit Palmen
Ist meine Harf' umwunden: ich singe dem Herrn!
Hier steh' ich. Rund um mich
Ist alles Allmacht, und Wunder alles!

12. Mit tiefer Ehrfurcht schau' ich die Schöpfung an,
Denn du!
Namenloser, du
Schufest sie!

13. Lüfte, die um mich wehn und sanfte Kühlung
Auf mein glühendes Angesicht hauchen,
Euch, wunderbare Lüfte,
Sandte der Herr, der Unendliche!

14. Aber jetzt werden sie still, kaum athmen sie.
Die Morgensonne wird schwül;
Wolken strömen herauf;
Sichtbar ist, der kommt, der Ewige!

15. Nun schweben sie, rauschen sie, wirbeln die Winde!
Wie beugt sich der Wald! Wie hebt sich der Strom!
Sichtbar, wie du es Sterblichen sein kannst,
Ja, das bist du, sichtbar, Unendlicher!

16. Der Wald neigt sich, der Strom fliehet; und ich
Falle nicht auf mein Angesicht?
Herr! Herr! Gott! barmherzig und gnädig!
Du Naher, erbarme dich meiner!

17. Zürnest du, Herr,
Weil Nacht dein Gewand ist?
Diese Nacht ist Segen der Erde:
Vater, du zürnest nicht!

18. Sie kommt, Erfrischung auszuschütten
Ueber den stärkenden Halm,
Ueber die herzerfreuende Traube:
Vater, du zürnest nicht!

19. Alles ist still vor dir, du Naher!
Rings umher ist alles still.
Auch das Würmchen, mit Golde bedeckt, merkt auf.
Ist es vielleicht nicht seelenlos? ist es unsterblich?

20. Ach, vermöcht' ich dich, Herr, wie ich dürfte, zu preisen!
Immer herrlicher offenbarst du dich,
Immer dunkler wird die Nacht um dich
Und voller von Segen!

21. Seht ihr den Zeugen des Nahen, den zückenden Strahl?
Hört ihr Jehovas Donner?
Hört ihr ihn? hört ihr ihn,
Den erschütternden Donner des Herrn?

22. Herr! Herr! Gott!
Barmherzig und gnädig!
Angebetet, gepriesen
Sei dein herrlicher Name!

23. Und die Gewitterwinde? sie tragen den Donner!
Wie sie rauschen! wie sie mit lauter Woge den Wald durchströmen!
Und nun schweigen sie. Langsam wandelt
Die schwarze Wolke.

24. Seht ihr den neuen Zeugen des Nahen, den fliegenden Strahl?
Höret ihr hoch in der Wolke den Donner des Herrn?
Er ruft: Jehova! Jehova!
Und der geschmetterte Wald dampft;

25. Aber nicht unsre Hütte!
Unser Vater gebot
Seinem Verderber
Vor unsrer Hütte vorüberzugehn.

26. Ach, schon rauscht, schon rauscht
Himmel und Erde von gnädigem Regen!
Nun ist — wie dürstete sie! — die Erd' erquickt
Und der Himmel der Segensfüll' entlastet.

27. Siehe, nun kommt Jehova nicht mehr im Wetter;
In stillem, sanftem Säuseln
Kommt Jehova,
Und unter ihm neigt sich der Bogen des Friedens!

G. Klopstock. (Kopenhagen 1759.)

83. Rückkehr in die Heimat.

1. Ihr milden Lüfte, Boten Italiens,
Und du mit deinen Pappeln, geliebter Strom!
Ihr wogenden Gebirg'! o all' ihr
Sonnigen Gipfel! so seid ihr's wieder.

2. Du stiller Ort! In Träumen erschienst du fern
Nach hoffnungslosem Tage dem Sehnenden,
Und du, mein Haus, und ihr, Gespielen,
Bäume des Hügels, ihr wohlbekannten!

3. Wie lang' ist's, o wie lange! Des Kindes Ruh'
Ist hin, und hin ist Jugend und Lieb' und Glück, —
Doch du, mein Vaterland, du Heilig-
Duldendes, siehe du bist geblieben!

4. Und darum, daß sie dulden mit dir, mit dir
Sich freun, erziehst du, Theures! die Deinen auch,
Und mahnst in Träumen, wenn sie ferne
Schweifen und irren, die Ungetreuen.

5. Und wenn im heißen Busen dem Jünglinge
Die eigenmächt'gen Wünsche besänftiget
Und stille vor dem Schicksal sind, dann
Giebt der Geläuterte dir sich lieber.

6. Lebt wohl denn, Jugendtage, du Rosenpfad
Der Lieb' und all' ihr Pfade des Wanderers,
Lebt wohl! Und nimm und segne du mein
Leben, o Himmel der Heimat, wieder!

F. Hölderlin (1801).

84. Heimat.

1. Die du mit duftig mildem Odem
Mir kühlst der Seele heißen Brand,
Gegrüßt, o Heimat, deren Boden
Ich allzulang mich abgewandt!
Gleichwie der Schiffer an die Küste
Sich rettet aus zerschelltem Kahn,
So aus des Lebens staub'ger Wüste
Lenk' ich zurück zu dir die Bahn.

2. Und wie mit zärtlichem Erbarmen
Die Mutter das verirrte Kind,
So ziehst auch du mit starken Armen
Mich an den Busen sanft und lind;
Die wirren Schatten heiß'st du fliehen,
Die mich umschwärmt zu steter Pein,
Und lullst mit leisen Melodieen
Den Schmerz, den immer wachen, ein.

3. Und was das Leben mir genommen,
Und was das Schicksal mir entwandt,
Ich seh' es alles wiederkommen,
Wie ich es ehedem gekannt;
Das sind der Berge blaue Gipfel,
Vom Grün der Wälder dicht umsäumt,
Es sind dieselben Schattenwipfel,
In denen ich als Kind geträumt!

4. Und erstes Hoffen, erstes Sehnen,
Der erste Zorn der jungen Brust,
Das süße Weh der ersten Thränen,
Des ersten Kusses Götterlust —
Es kehret alles, alles wieder,
Gleichwie die Schwalbe kehrt im Mai,
Und wieder schäumt durch meine Lieder
Der Muth der Jugend stolz und frei!

5. O sei gesegnet, theurer Boden,
Der rasch die Seele mir verjüngt!
Schon fühl' ich mich von deinem Odem
Gleichwie von Frühlingshauch beschwingt!
Weit hinten liegt, was ich gewesen,
Das Leben lacht in neuem Glanz —
Hier werd' ich oder nie genesen,
Am Busen meines Vaterlands!

R. Prutz.

85. Mignon.

1. Kennst du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht,
Kennst du es wohl? Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn.

2. Kennst du das Haus? Auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, gethan?
Kennst du es wohl? Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Beschützer, ziehn.

3. Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg;
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut;
Es stürzt der Fels und über ihn die Flut.
Kennst du ihn wohl? Dahin! Dahin
Geht unser Weg! O Vater, laß uns ziehn!

W. v. Goethe (1782).

86. Der ausgewanderte Dichter.

(Bruchstücke eines unvollendeten Cyklus.)

1. Die Tanne fäll' ich, drauf die Adler horsten;
Sie kracht zu Boden, Schnee vom Haupte schüttelnd.
Ich wohne fürder einsam in den Forsten,
Die Menschen fliehend und die Föhren rüttelnd.

2. Ich habe nicht, da ich mein Haupt hinlege;
Von keinem Herde bin ich dort geschieden.
Mein erstes Haus, mit Hammer und mit Säge,
Bau' ich mir selber bei den Atlantiden,

3. Kunstlos und rauh; — vom Felsen reiß' ich Farren
Und ander Kraut, daß ich die Fugen stopfe;
Die moos'ge Rinde laß ich an den Sparren;
Dumpf durch die Schlucht dröhnt meiner Axt Geklopfe.

4. Ein leises Wehn spielt mit den dürren Blättern —
Geist dieser Wälder, sei mit meiner Hütte,
Daß sie Orkan und Blitze nicht zerschmettern,
Daß sie der Schnee des Berges nicht verschütte!

5. Daß ihr Gebälk kein feindlich Beil zerhaue,
Daß lange Zeit die Sonn' ihr Dach vergülde,
Daß sie nicht gleich sei dieser Spur der Klaue
Des Elennthieres auf dem Schneegefilde!

---

6. In einer solchen Werkstatt ist gut zimmern.
Die Waldung funkelt in des Morgens Glanze,
Die Büsche blitzen, und die Zweige schimmern,
Und jede Tann' ist eine starre Lanze.

7. Mit ries'gen Nacken an den Himmel stemmen
Die Berge sich; still, doch belebt, die Auen.
Am Strome drüben, auf den schnee'gen Dämmen,
Seh' ich den Biber seine Hütten bauen.

8. Fern aus dem Dickicht ragt's gleich Renngeweihen,
Der Bison bückt sich, daß den Schnee er lecke;
Das Birkhuhn schwirrt, und von der Hinde scheuen
Fußtritten knarrt des Bodens Flockendecke.

9. Der bunte Luchs tritt dreist aus seiner Höhle,
Der Trab des Elenns donnert durch die Föhren. —
Ein neues Lied geht auf in meiner Seele;
Ich dicht' es hämmernd — doch wer wird es hören?

---

10. Hinaus, hinaus! der Frühling ist gekommen.
Der Schnee des Winters rieselt von den Kuppen,
Der Alligator ist ans Land geschwommen
Und sonnt am Ufer seine grünen Schuppen.

11. Die Fische springen, und die Vögel schlagen;
Die Knospen bersten, und die Kräuter schießen;
Die Wipfel all, auf denen Tauben klagen,
Streu'n ihre Blüten flüsternd mir zu Füßen.

12. Die Hirsche wandeln thalwärts mit den Kühen,
Die Auerhähne schütteln ihre Kämme;
Mit ihrem Hofstaat durch die Büsche ziehen
Die Königinnen wilder Bienenstämme.

13. Wird mir auch Honig von den Bäumen träufen?
Frisch in den Wald! umduftet mich, ihr Ranken,
Und letzet mich! — Ein Weisel will ich schweifen,
Umschwärmt von meinem Hofstaat, den Gedanken.

---

14. Oft wandl' ich abends auf die steilsten Höhen,
Einsam mit meiner Lieb' und meinem Grimme,
Zu meinen Füßen die gewalt'gen Seen —
Und dann erheb' ich meine tiefe Stimme.

15. Die werthen Lieder aus den alten Tagen,
Die ich mit Freunden hundertmal gesungen,
In diese Wälder hab' ich sie getragen,
Drin nie zuvor ein deutsches Lied erklungen.

16. Wie zitterte, darauf ich lag, der Gipfel!
Wie gab mir jener froh mein Singen wieder!
Wie flüsterten der alten Bäume Wipfel,
Als sie vernahmen Ludwig Uhlands Lieder!

17. Wie stutzeten und hoben ihre Hörner
Die Hirsch' im Thal, als auf den Bergen oben
Ich Lieder drauf von Kerner und vom Körner,
Von Schwab und Arndt und Schenkendorf erhoben!

18. O, schmerzlich wohl klang manches mir, dem Wandrer!
Hier Heimatslieder! — Dennoch, als sie klangen,
Stand ich ein Orpheus — mit den Liedern andrer!
Zwar Steine nicht, doch tanzten wilde Schlangen.

---

19. Ich lag heut' Nacht in süßen, stillen Träumen
Von meiner Heimat und von meinen Lieben.
Ich wandelte bei meiner Kindheit Bäumen,
Wo ich wohl wünschte, daß sie mich begrüben.

20. Der Todten und der Lebenden Gestalten,
Sie traten vor mich. „O, daß keiner zürne,

Daß ich ihn ließ!" — Da jäh von einer kalten
Hand fühlt' ich leis berühret meine Stirne.

21. Ich fuhr empor; es war mein Jagdgefährte:
„Du schliefst wohl tief, daß gar nichts du vernommen!
Komm! denn wir sind den Bisons auf der Fährte,
Und durch den Winipeg sind sie geschwommen."

---

22. Im bleichen Osten fing es an zu tagen;
Das Stromthal dampfte, eine Nebelkufe.
Wir ritten aus, das Elennthier zu jagen;
Die Waldung scholl vom Dröhnen unsrer Hufe.

23. Bald auch gefunden hatten wir die Herde;
Sie barst durchs Laub, von jäher Furcht ergriffen.
Wir machten Halt, wir zügelten die Pferde,
Wir legten an, und zwanzig Kugeln pfiffen.

24. Doch keines Hornes schaufelförm'ge Krone
Versank, getroffen, in des Truppes Welle;
Sie schüttelte den Nacken, wie zum Hohne,
Und stürmte fort, verdoppelnd ihre Schnelle.

25. Im Blättermeere war sie bald verschwunden;
Allein des Grases blut'ger Thau bewährte,
Daß Eine Kugel doch ihr Ziel gefunden,
Drum ging es hitzig weiter auf der Fährte.

26. Wir folgten ihr auf offnen Waldespfaden;
Dann aber plötzlich theilte sich die frische:
Zum Strome, blutlos, ging der eine Faden;
Der andre, blutig, schlug sich in die Büsche.

27. Ein einzig Thier nur war hier abgegangen.
Der Führer sann und sagte drauf den Leuten:
„Folgt ihr der Hauptspur durch das Thal der Schlangen,
Ich will mit diesem auf der Blutspur reiten."

28. Und so geschah es; mit einander spornen
Die Rosse wir seitabwärts nach den Gründen;
Geknickte Gräser, blutgefärbte Dornen
Sind uns genug, die rechte Bahn zu finden.

29. Er sprach indeß: „Empfängt das Elenn Wunden,
Und fühlt es nahn den Tod in seiner Herde,
Dann flieht es scheu die Herde der Gesunden
Und birgt im Forst sich, daß es einsam sterbe.

30. In abgelegnen, laubverhüllten Schluchten,
Auf einer dunkeln, moosbewachsnen Stätte,
Die Felsenstücke jäh und wild umbuchten,
Da sucht es blutend sich ein Sterbebette.

31. Siehst du den Geier über jenen Tannen?
Auf unser Wild bald senkt er das Gefieder;
Es lüstet ihn das Elenn der Savannen —
Dort, sollst du sehen, stürzt' es leblos nieder."

32. Und wahr erwies sich, was er kaum gesprochen;
Wir fanden's liegen, knochig, starkgelenbet,
Die braunen Augen glanzlos und gebrochen —
Fern seinen Brüdern war es hier verendet.

33. In diese Wildniß, die kein Beil gelichtet,
Die nie durchzuckt der Sonne mildes Lächeln,
In diese Wildniß hatt' es sich geflüchtet;
Sie nur vernahm des Elennthieres Röcheln.

34. Der Führer jetzo ließ zu dreienmalen
Durch die Gebüsche seinen Jagdruf tönen;
Ich dachte schmerzlich meiner eignen Qualen:
Hier starb das Thier — hier rinnen meine Thränen!

---

35. Ich bin nun lange drüben wohl vergessen;
Wer jetzt noch lauschte meinen ersten Klängen?
Ich wäge sinnend meine Wehr, indessen
Gewappnet andre in die Rennbahn sprengen.

36. Im Geist erblick' ich ihrer Rosse Bäumen
Und ihrer Helme Federbuschgezitter;
Es rasselt mich aus meinen tiefsten Träumen
Der Klang des Schwertes, das sie schlägt zum Ritter.

37. Nehmt hin den Dank! — ich hab' ihn abgeschworen! —
Und doch — beim Blitzen eurer Harnischzierde
Und beim Erklingen eurer goldnen Sporen
Erwacht in mir die alte Kampfbegierde.

38. Denn nicht verrosten ließ ich meine Waffen!
Ich weiß sie rüst'ger, als vordem zu schwingen;
Noch einmal möcht' ich mich zusammenraffen
Und auf dem alten Tummelplatze ringen.

39. Mein Schwert geschliffen hab' ich in der Oede;
Bewehrt mit Liedern, ballt sich meine Rechte;
Ich bin bereit zu einer Geistesfehde —
Wie, wenn ein Schiffer mein Cartel euch brächte? —

40. Wohlan, zum Wettstreit meine Lenden gürt' ich!
Ihr, in den Schranken, prüfet meine Wehre!
Sprecht zu den Rittern: „Er ist ebenbürtig;
Sein Tomahawk ist würdig eurer Speere!"

---

41. Und als wir watend durch die Furt nun setzten,
Voran den Führer, den vorsicht'gen Schreiter,
Da spornte jenseits einen schaumbenetzten,
Langmähn'gen Rappen ein Savannenreiter.

42. Gedrungne Formen, Glieder wie von Erze,
Lichtblaues Jagdhemd mit scharlachner Franze,
Buntfarb'ges Tüchlein um des Haares Schwärze —
So kam er näher mit gefällter Lanze.

43. Im Flug nur, schien es, wollt' er uns betrachten;
Umsonst hinüber sandt' ich Ruf und Zeichen.
Er sah mich winken, ohne drauf zu achten,
Wandte sein Roß und trat es in die Weichen;

44. Flog dann hinan des Ufers jähe Treppe,
Daß Kies und Mergel dran herunter klirrten.
Es war ein Creek, ein Beduin der Steppe; —
Glück zu! noch heute wirst du dich entgürten!

45. Dann wird dein Weib dir deine Kinder bringen;
Sie streicheln furchtlos deines Thieres Mähne;
Die Buben sagen: „Vater, laß es springen!"
Und ziehn ihm dreist den Knebel durch die Zähne.

46. Du aber wirst an deinen Herd dich setzen
Und deine Gattin mit der Ferne Bildern
Und mit den Wundern deiner Züge letzen,
Vielleicht die Jäger auch im Strome schildern.

47. Die jetzt erreichen triefend das Gestade: —
Sieh' da die Grasbahn, die dein Roß gegangen!
Wohl find' ich Hütten, folg' ich diesem Pfade —
Doch, ach! wie dich wird keine mich empfangen!

---

48. Ich sonne mich im letzten Abendstrahle,
Und leise säuselt über mir die Rüster.
Du jetzt, mein Leben, wandelst wohl im Saale,
Der Teppich rauscht, und strahlend flammt der Lustre.

49. Und alles naht sich, feiernd dich zu grüßen,
Und alles huldigt deiner milden Schöne;
Sie legen alles, Herrin, dir zu Füßen,
Auf daß dein Lächeln diesen Abend kröne.

50. O, laß es dringen auch in diese Wildniß;
Send' es herüber Tausende von Meilen!
Vor meine Seele treten laß dein Bildniß;
Zuckt auch mein Herz; — es kann ja doch nicht heilen!

51. So in des Kreises athemloser Stille
Mit deiner Harfe saßest du vor Zeiten!
Das ist dein Auge! — deiner Locken Fülle
Ergießt sich dunkel auf die lichten Saiten! —

52. Das ist dein Singen! Durch die prächt'gen Räume
Glühend und innig fluten meine Lieder! —
Im Abendwinde schütteln sich die Bäume;
Schwarz auf den Urwald senkt die Nacht sich nieder.

---

53. Allein, allein! — und so will ich genesen?
Allein, allein! — und das der Wildniß Segen?
Allein, allein! — o Gott, ein einzig Wesen,
Um dieses Haupt an seine Brust zu legen!

54. In meinem Dünkel hab' ich mich vermessen:
„Ich will sie meiden, die mein Treiben schelten.
Mir selbst genug, will ich dies Volk vergessen;
Fahr' hin, o Welt — im Herzen trag ich Welten!“ —

55. Ein einzig Jahr hat meinen Stolz gebrochen;
Mein Herz ist einsam, und mein Aug' ist trübe.
Es reuet mich, was frevelnd ich gesprochen;
Dem Haß entfloh ich, aber auch der Liebe.

56. Allein, allein! — und so will ich genesen?
Allein, allein! — und das der Wildniß Segen?
Allein, allein! — o Gott, ein einzig Wesen,
Um dieses Haupt an seine Brust zu legen!

---

57. Die Indianer sitzen um die Flamme
Und schüren düster sie, schweigsame Schürer.
Da plötzlich — wohl der älteste vom Stamme —
Spricht zu den andern also einer ihrer:

58. „In Frieden ruh' er, den wir heut' begruben
Dort, wo den Urwald säumet die Savannah!

Wie einem Weißen, diesem gleich, erhuben
Ein Mal vom Lorenz wir zum Susquehannah!

59. Er war nicht, wie die andern seiner Farbe;
Drum zu den Rothen hat er sich geschlagen.
In unsern dunkeln Reih'n glich er der Garbe
Des Maiskorns, die zu Tannen man getragen.

60. Was mocht' ihm sein? — mit seinen Jagdgeräthen
Stand oft er sinnend unter einem Baume,
Und hört' er rufend in das Holz uns treten,
So fuhr er auf und folgt' uns wie im Traume.

61. Auch stand er einsam wohl am Strome dorten;
Oft durch die Büsche sahn ihn die Genossen.
Dann war es, daß in fremder Sprache Worten
Ihm lange Reden von den Lippen flossen.

62. Der Worte keines haben wir verstanden,
Doch hörten gerne wir der Worte Schallen.
Es war ein Takt drin, wie wenn Kriegerbanden
Mit gleichem Schritt auf hartem Schneefeld wallen.

63. Verstanden haben wir der Worte keines,
Doch hat uns stets zu hören sie verlanget.
Es war ein Klang drin, gleich den Tönen eines
Schilds, der im Wind den Ast schlägt, dran er hanget.

64. Und um sich schaut' er, war er nun zu Ende,
Und sah' erst jetzt, daß keiner ihn vernommen.
Dann drückt' er stumm sein Antlitz in die Hände
Und ist zum Wigwam still zurückgekommen.

65. In Frieden ruh' er, den wir nicht mehr sehen
Laßt eine Hütt' auf seinem Grab uns bauen.
Sein Haupt liegt westwärts, denn sein letztes Flehen
War: „Krieger, o, nach Morgen laßt mich schauen!"

F. Freiligrath.

87. Besuch in Urach.

1. Nur fast so wie im Traum ist mir's geschehen,
Daß ich in dies geliebte Thal verirrt.
Kein Wunder ist, was meine Augen sehen,
Doch schwankt der Boden, Luft und Staude schwirrt,
Aus tausend grünen Spiegeln scheint zu gehen
Vergangne Zeit, die lächelnd mich verwirrt;
Die Wahrheit selber wird hier zum Gedichte,
Mein eigen Bild ein fremd und hold Gesichte!

2. Da seid ihr alle wieder aufgerichtet,
Besonnte Felsen, alte Wolkenstühle!
Auf Wäldern schwer, wo kaum der Mittag lichtet
Und Schatten mischt mit balsamreicher Schwüle;
Kennt ihr mich noch, der sonst hieher geflüchtet,
Im Moose bei süß-schläferndem Gefühle
Der Mücke Sumsen hier ein Ohr geliehen,
Ach, kennt ihr mich, und wollt nicht vor mir fliehen?

3. Hier wird ein Strauch, ein jeder Halm zur Schlinge,
Die mich in liebliche Betrachtung fängt,
Kein Mäuerchen, kein Holz ist so geringe,
Daß nicht mein Blick voll Wehmuth an ihm hängt;

Ein jedes spricht mir halbvergessne Dinge,
Ich fühle, wie von Schmerz und Lust gedrängt
Die Thräne stockt, indeß ich ohne Weile,
Unschlüssig, satt und durstig, weiter eile.

4. Hinweg! und leite mich, du Schaar von Quellen,
Die ihr durchspielt der Matten grünes Gold!
Zeigt mir die ur-bemoosten Wasserzellen,
Aus denen euer ewig's Leben rollt,
Im kühnsten Walde die verwachs'nen Schwellen,
Wo eurer Mutter Kraft im Berge grollt,
Bis sie im breiten Schwung an Felsenwänden
Herabstürzt, euch im Thale zu versenden.

5. O hier ist's, wo Natur den Schleier reißt!
Sie bricht einmal ihr übermenschlich Schweigen;
Laut mit sich selber redend will ihr Geist,
Sich selbst vernehmend, sich ihm selber zeigen.
— Doch ach, sie bleibt, mehr als der Mensch, verwaist,
Darf nicht aus ihrem eignen Räthsel steigen!
Dir biet' ich denn, begier'ge Wassersäule,
Die nackte Brust, ach, ob sie dir sich theile!

6. Vergebens! und dein kühles Element
Tropft an mir ab, im Grase zu versinken.
Was ist's, das deine Seele von mir trennt?
Sie flieht, und möcht' ich auch in dir ertrinken!
Dich kränkt's nicht, wie mein Herz um dich entbrennt,
Küssest im Sturz nur diese schroffen Zinken;
Du bleibest, was du warst seit Tag und Jahren,
Ohn' ein'gen Schmerz der Zeiten zu erfahren.

7. Hinweg aus diesem üpp'gen Schattengrund
Voll großer Pracht, die drückend mich erschüttert!
Bald grüßt beruhigt mein verstummter Mund
Den schlechten Winkel, wo sonst halb verwittert
Die kleine Bank und wo das Hüttchen stund;
Erinn'rung reicht mit Lächeln die verbittert
Bis zur Betäubung süßen Zauberschalen:
So trink' ich gierig die entzückten Qualen.

8. Hier schlang sich tausendmal ein junger Arm
Um meinen Hals mit inn'gem Wohlgefallen.
O säh' ich mich, als Knaben sonder Harm,
Wie einst, mit Necken durch die Haine wallen!
Ihr Hügel, von der alten Sonne warm,
Erscheint mir denn auf keinem von euch allen
Mein Ebenbild, in jugendlicher Frische
Hervorgesprungen aus dem Waldgebüsche?

9. O komm, enthülle dich! dann sollst du mir
Mit Freundlichkeit ins dunkle Auge schauen!
Noch immer, guter Knabe, gleich' ich dir,
Uns beiden wird nicht vor einander grauen!
So komm und laß mich unaufhaltsam hier
Mich deinem reinen Busen anvertrauen! —
Umsonst, daß ich die Arme nach dir strecke,
Den Boden, wo du gingst, mit Küssen decke!

10. Hier will ich denn laut schluchzend liegen bleiben,
Fühllos, und alles habe seinen Lauf! —
Mein Finger, matt, ins Gras beginnt zu schreiben:
Hin ist die Lust! hab' alles seinen Lauf!

Da, plötzlich, hör' ich's durch die Lüfte treiben,
Und ein entfernter Donner schreckt mich auf;
Elastisch angespannt mein ganzes Wesen
Ist von Gewitterlust wie neu genesen.

11. Sieh! wie die Wolken finstre Ballen schließen
Um den ehrwürd'gen Trotz der Burgruine!
Von weitem schon hört man den alten Riesen,
Stumm harrt das Thal mit ungewisser Miene,
Der Kukuk nur ruft sein einförmig Grüßen
Versteckt aus unerforschter Wildniß Grüne, —
Jetzt kracht die Wölbung und verhallet lange,
Das wundervolle Schauspiel ist im Gange!

12. Ja nun, indeß mit hoher Feuerhelle
Der Blitz die Stirn und Wange mir verklärt,
Ruf' ich den lauten Segen in die grelle
Musik des Donners, die mein Wort bewährt:
O Thal! du meines Lebens andre Schwelle!
Du meiner tiefsten Kräfte stiller Herd!
Du meiner Liebe Wundernest! ich scheide,
Leb wohl! — und sei dein Engel mein Geleite!

E. Mörike.

88. Die Wiese.

Wo der Denglegeist in mitternächtige Stunde
Uffeme silberne Gschirr si goldeni Sägese denglet —
Todtnaus Chnabe wüsse's wohl — am waldige Feldberg,
Wo mit liebligem Gsicht us tief verborgene Chlüfte
D'Wiese luegt und chek go Todtnau aben ins Thal springt,
Schwebt mi muntere Blick und schwebe mini Gidanke.

Feldbergs liebligi Tochter, o Wiese, bis mer gottwilche!
Los, i will di iez mit miene Liederen ehre
Un mit Gsang bigleiten uf dine freudige Wege.

Im verschwiegene Schoß der Felse heimli gibore,
An de Wulke gsäugt, mit Duft und himmlischem Rege,
Schlofsch e Bütschelichind in di'm verborgene Stübli
Heimli, wohlverwahrt. No nie hen menschligi Auge
Güggele dörfen und seh, wie schön mi Meidbeli do lit
Im christalene G'halt und in der silberne Wagle,
Und's het no kei menschlich Ohr si Othmen erlustert
Oder si Stimmli ghört, si heimli Lächlen und Briegge.
Numme stilli Geister, si göhn uf verborgene Pfade
Us und i, sie ziehn di uf und lehre di laufe,
Gen der e freudige Sinn und zeige der nützligi Sache.
Und's isch au kei Wort verlore, was si der sage.
Denn sobald de chaschst uf eigene Füeßlene furtcho,
Schliessch mit stillem Tritt us di'm christalene Stübli
Barfis usen und luegsch mit stillem Lächlen an Himmel.
O, wie bisch so nett, wie hesch so heiteri Aeugli!
Gell, do ussen isch's hübsch, und gell, so hesch der's nit vorgstellt?
Hörsch, wie's Läubli ruuscht, und hörsch, wie d'Vögeli pfife?
Jo, de seisch: „I hör's, doch gangi witers und blib nit.
Freudig isch mi Weg und alliwil schöner, wi witer!"

Nei, so lueg me doch, wi cha mi Meidbeli springe!
„Chunnsch mi über," seit's und lacht, „und witt mi, se hol mi!"
All'wil en andere Weg und alliwil anderi Sprüngli!
Fall mer nit sel Reinli ab! — Do hemmer's, i sag's io —

Hani's denn nit gseit? Doch gaukelet's witers und witers,
Groblet uf alle Vieren und stellt si wieder uf d'Beinli,
Schlieft in d'Hürst — iez such mer's eis! Dört güggelet's use.
Wart, i chumm! Druf rüeft's mer wieder hinter de Bäume:
„Roth, wo bin i iez!" — und het sie urige Phatest.
Aber wie de gohsch, wirsch sichtli größer und schöner.
Wo di liebligen Othem weiht, se färbt si der Rase
Grüner rechts und links, es stöhn in saftige Triebe
Gras und Chrüter uf, es stöhn in frischere Gstalte
Farbigi Blüemli do, und d'Immli chömmen und suge.
'sWasserstelzli chunnt und, lueg doch, 'sWuli vo Todtnau!
Alles will di bschauen, und alles will di bigrüße,
Und di fründlig Herz git alle fründligi Rede:
„Chömmet ihr ordlige Thierli, do hender, esset und trinket!
Witers goht mi Weg, gse Gott, ihr ordlige Thierli!"

Rothet iez, ihr Lüt, wo üser Töchterli hi goht!
Hender gmeint an Tanz und zue de lustige Buebe?
Z'Utzefeld verbei goht's mit biwegliche Schritte
Zue de schöne Buechen und hört e heiligi Meß a.
Guet erzogen isch's, und anderst cha me nit sage.
No der heilige Meß se seit's: „Iez willi mi schicke,
Aß i witers chumm." — Iez simmer scho vornen an Schönau,
Iez am Chastel verbei, und alliwil witers und witers
Zwische Berge und Berge, im chüele, duftige Schatte,
Und an mengem Chrüz verbei, an menger Kapelle.

Aber wie de gohsch, wirsch alliwil größer und schöner.
Wo di liebligen Othem weiht, wie färbt si der Rase
Grüner rechts und links, wie stöhn in chräftige Triebe
Neui Chrüter do, wie schießen in prächtige Gstalte
Bluemen an Bluemen uf und geli saftigi Wide!
Vo di'm Othem gwürzt, stöhn rothi Erdberichöpfli
Millione do und warten am schattige Thalweg.
Vo di'm Othem gnährt, stigt rechts an sunnige Halde
Goldene Lewat uf in Feldere, Riemen an Rieme.
Vo di'm Othem gchüelt, singt hinter de Hürste verborge
Freudig der Hirtebueb, und d'Holzax tönet im Buechwald.
'sMambecher Hätteli chunnt und wulligi Häli vo Zell her.
Alles lebt und webt und tönt in freudige Wiise;
Alles grüent und blüeiht in tusigfältige Farbe;
Alles isch im Staat und will mi Meidbeli grüße.
Doch de bisch ke Meidbeli meh, iez sag i der Meidli.

Aber an der Bruckwoog, ni wit vom steinene Chrüzli,
Chresme d'Büebli vo Zell hoch an de felsige Halde,
Suechen Engelsüeß und luegen aben und stune.
„Toneli," seit der Sepli, „was het echt d'Wiesen im Chöpfli?
Lueg doch, wie sie stoht, und wie sie nieder an d'Stroß sitzt
Mit vertieftem Blick, und wie sie wieder in d'Höchi
Schießt und in d'Matte lauft und mittere selber im Champf isch!"

Feldbergs Tochter, los, de g'falsch mer numme no halber!
's goht mer wie dem Sepli. Was hesch für Jesten im Chöpfli?
Fehlt der näumis, so schwetz, und hättsch gern näumis, so sag mer's!
Aber wer nüt seit, bisch du! Mit schwankige Schritte
Laufsch mer d'Matten ab in dine tiefe Gidanke
Furt ins Wiesethal, furt gegenem Husemer Bergwerch
Und schangschiersch der Glauben und wirsch e Luthrischer Chetzer!
Hani's denn nit gseit, und hani mer's echter nit vorgstellt?
Aber iez isch so, was hilft iez balgen und schmäle!

Aendere chani's nit, se willi der lieber gar helfe!
Öbbe bringsch mer doch no Freud und heiteri Stunde!
Halt mer e wenig still, i will di jez Lutherisch chleide;
's schickt sie nümme barfis z'laufe, wemme so groß isch.
Do sin wißi Bauwelestrümpf mit chünstlige Zwickle —
Leg si a, wenn d'chasch! und Schueh und silberni Rinkli;
Do ne grüene Rock! Vom breit verbendlete Lübli
Fallt bis zu de Chnödlenen abe Fältli an Fältli.
Sitzt er recht? Thue d'Häftli i und nimm do das Brusttuech,
Sammet und roseroth. Jez flichti der chünstlige Zupfe
Us de schöne, suser gestrehlte, flechsene Hoore.
Obe vom wißen Aecken und biegsem in d'Zupfe verschlunge,
Fallt mit beiden Ende ne schwarze sidene Bendel
Bis zum tiefe Rocksaum abe. Gfallt der die Chappe,
Wasserblaue Damast und gstickt mit goldene Blueme?
Zieh der Bendel a, wo in de Ricklene durgoht,
Unter de Zupfe dure, du Dotsch, und über den Ohre
Fürsi mittem Letsch und abe gegenem Gsicht zue!
Jez e side Fürtuech her und endli der Hauptstaat
Zwenzig Ehle lang und breit e Mailänder Halstuech!
Wi ne luftig Gwülch am Morgehimmel im Früehlig
Schwebt's der uf der Brust, stigt mittem Othem und senkt si,
Wahlet der über d'Achsle und fallt in prächtige Zipfle
Übere Rucken abe, si ruusche, wenn de'n im Wind gohsch!
Het me's lang, so loßt me's henke, hör i mi Lebtig.
D'Ermel, denk wol, henksch an Arm, wil 'sWetter so schön isch,
Aß me's Hemd au sieht und dini gattigen Aermli,
Und der Schiehut nimmsch in d'Hand am sidene Bendel;
D'Sunne git eim wärmer und schint eim besser in d'Auge,
Wer en in de Hände trait, und 's stoht der au hübscher!
Jez wärsch usstaffiert, as wenn de hofertig stoh wottsch,
Und de gfalsch mer selber wieder, chani der sage

Wienes si iez freut und wie's in zimpfere Schritte
Tänzelet und meint, es seig d'Frau Vögtene selber,
Wie 's si Chöpfli hebt und jeden Augenblick z'ruck schielt,
Ob me's echt au bschaut und öb men em ordeli noluegt!
Jo, de bisch io hübsch, und io, du Närrli, mer luege.
Du Margröver=Meidli mit diner goldige Chappe,
Mit de lange Zupfen und mit der längere Hoorschnuer,
Mittem vierfach zsemmegesetzte flattrige Halstuech!

Aber rothet iez, wo 's hofertig Jümpferli hi goht!
Denk wol, uffe Platz, denk wol, zuer schattige Linde
Oder in d'Weserei und zue de Husemer Chnabe?
Hender gemeint? Jo wohl! Am Bergwerch visperlet's abe,
Lengt e wenig duren und trüllt e wengeli d'Räder,
Was der Blosbalg schnufe mag, aß d'Füürer nit usgöhn.
Aber 's isch sie Blibes nit. In d'Husemer Matte
Schießt's, und über d'Legi ab, mit groß̈e Schritte go Farnau,
Laufsch mer nit, so gilt's mer nit, dur's Schopfemer Chilspel.

Aber z'Gündehuse, wer stoht echt an der Stroße,
Wartet, bis de chunnsch, und goht mit freudige Schritte
Uf di dar und git der d'Hand und fallt der a Buese?
Chennsch di Schwesterli nit? 's chunnt hinte füre vo Wisleth.
Uf und nieder het's di Gang und dini Giberde.
Jo, de chennsch's, worum denn nit? Mit freudigem Brusche
Nimmsch's in d'Arm und losch's nit goh, gib Achtig, verdruck's nit!
Jez goht's wieder witers und alliwil aben und abe.
Siehsch dört vorne 'sRöttler Schloß — verfalleni Mure?

In vertäfelte Stube, mit goldene Liiste verbendlet,
Hen sust Fürste gwohnt und schöni fürstlige Fraue,
Heren und Heregsind, und d'Freud isch z'Röttle deheim gsi.
Aber iez isch alles still. Undenklichi Zite
Brenne keini Liechter in sine verrißene Stube,
Flackeret kei Füür uf siner versunkene Füürstet,
Goht kei Chrueg in Cheller, kei Züber aben an Brunne.
Wildi Tube niste dört uf moosige Bäume.
Lueg, dört ehnen isch Mulberg, und do, im Schatte verborge,
's Föhris Hüsli und am Berg dört d'Höllstemer Chilche.
Steine lömmer liegen und fahre duren in d'Matte.
Guete Weg isch au nit um, und weidli chasch laufe.
Wenn 's nit nidsi ging, i weiß nit, öbbi der nochläm.
Unter Steine chunnsch mit dine biwegliche Schritte
Wieder über d'Stroß. Jez wandle mer füren ins Rebland
Neben Hauigen aben und neben an Hagen und Röttle.
Lueg mer e wenig use, wer stoht dört oben am Fenster
In si'm neue Chäppli, mit sine fründligen Auge?
Neig di fin, zeig wie, und sag: „Gott grüßich, Her Pfarer!"
Jez goht's Thumrige zu, iez witer in d'Lörecher Matte.
Siehsch das ordelig Städli mit sine Fenstern und Gieble
Und die Basler Here dört uf der staubige Stroße,
Wie sie riten und fahren? Und siehsch dört 's Stettener Wirthshus?
Worum wirsch so still und magsch nit dure go luege?
Gell, de siehsch sel heilig Chrüz vo witem und trausch nit,
Möchtisch lieber z'ruck, as fürsi! Loß der nit gruse!
's währt nit lang, se stehn mer frei uf schwitzrischem Bode.

Aber wie de gohsch vom Bergwerch abe go Schopfe,
Bis an Stetten aben uf diner steinige Landstroß,
Bald am linken Bord, bald wieder ehnen am rechte
Zwischenem Faschinat, wirsch alliwil größer und schöner,
Freudiger alliwil und schaffig, was me cha sage.
Wo die lieblichen Othem weiht, wie färbt si der Rase
Grüener rechts und links, wie stöhn mit chräftige Triebe
Neui Chrüter uf, wie prangen in höchere Farbe
Blumen ohni Zahl! De Summervögle thuet d'Wahl weh.
Wechslet nit der Chlee mit goldene Chettenebllueme,
Frauemänteli, Hasebrötli, würzige Chümmi,
Sunneblume, Habermark und Dolden und Ruchgras?
Glitzeret nit der Thau uf alle Spitzen und Halme?
Wattet nit der Storch uf hohe Stelze derzwische?
Ziehn sie nit vo Berg zue Berg in lange Reviere
Feisti Matte Stunde wiit und Tauen an Taue?
Und derzwische stöhn scharmanti Dörfer und Chilchthürn.
's Brombecher Mummeli chunnt, es chömme Lörecher Rößli,
Freße der us der Hand und springen und tanze vor Freude,
Und vo Baum zue Baum, vo Zell bis füre go Rieche
Halte d'Vögeli Judeschuel und orglen und pfife.
D'Brombecher Linde lit, der Sturmwind het se ins Grab gleit.
Aber rechts und links, wie schwanken an flachere Raine
Rocken und Weizehalm! Wie stöhn an sunnige Halde
Reben an Reben uf! Wie woget uf höchere Berge
Rechts und links der Buechewald und dunkleri Eiche!
O 's isch alles so schön und überall anderst und schöner!
Feldbergs Tochter, wo de bisch, isch Nahrig und Lebe!

Neben an der usen und neben an der abe
Gigst der Wage, d'Geißle chlöpft, und d'Sägese ruschet,
Und de grüeßisch alli Lüt und schwetzisch mit alle.

Stoht e Mühli nämmen, en Oeli oder e Ribi,
Drohtzug oder Gerstestampfi, Sägen und Schmidte,
Lengsch mit biegsemen Arme, mit glenksame Fingere dure,
Hilfsch de Müllere mahlen und hilfsch de Meidlene ribe,
Spinnsch mer's Husemer Ise wie Hanf in gschmeidigi Fäde.
Eicheni Plütschi versägsch, und wandlet 's Ise vom Füürherd
Uffen Amboß, lüpfsch de Schmiede freudig der Hammer,
Singsch derzue und gersch kei Dank: „Gott grüeßich, Gott behüetich!"
Und isch nämme ne Bleichi, se losch di das au nit verdrieße,
Chunchisch e bizzele duren und hilfsch der Sunne no bleiche,
Aß sie ferig wird, sie isch gar grüselig langsem!

Aber solli eis, o Wiese, sage, wie 's ander,
Nu se sei's bikennt! De hesch au bsunderi Jeste,
's chlage's alli Lüt und sage, es sei der nit z'traue,
Und wie schön de seigsch, wie liebli dine Giberde,
Stand der d'Bosget in den Auge, sage sie alli.
Eh men umluegt, chresmisch nämmen über d'Faschine,
Oder rupsch si us und bahnsch der bsunderi Fueßweg,
Bohlsch de Lüte Stei uf d'Matte, Jaspis und Feldspath.
Hen sie nämme gmeiht und hen sie gwarbet und gschöchlet,
Holsch's und treisch's de Nochbere duren, Arfel um Arfel.
's sagen au e Theil, de seigisch glückli im Finde
Uf d'Bänke, wo nit gwüfcht sin, aber i glaub's nit.
Mengmol haselierfch, und 's muß der alles us Weg goh;
Oebbe rennsch e Hüsli nieder, wenn's der im Weg stoht.
Wo de gohsch und wo de stohsch, isch Balgen und Balge.

Feldbergs Tochter, los, de bisch an Tuged und Fehler
Zitig, chunnt's mer halber vor, zum Manne, wie wär's echt?
Zeig, was machsch für Aeugli? Was zupfsch am sidene Bendel?
Stell di nit so närrsch, du Dingli! 's meint no, me wüß nit,
Aß es versprochen isch und aß sie enander schon bstellt hen!
Meinsch, i chenn di Holderstock, die chräftige Brust, nit?

Ueber hochi Felsen und über Stunden und Hecke
Eis Gangs us de Schwitzerberge gumpet er z'Rhineck
Aben in Bodesee und schwimmt bis füre go Constanz,
Seit: „I mueß mi Meidli ha, do hilft nüt und batt nüt!"
Aber oben an Stei, se stigt er in langsame Schritte
Wieder usem See mit sufer gewäschene Füeße,
Tiefehofe gfallt em nit und 'sChlofter dernebe,
Furt Schafhuse zu, furt an die zack'ge Felse.
An de Felse seit er: „Und 'sMeidli mueß mer werde!
Lib und Lebe wogi dra und Chreze und Brusttuech!"
Seit's, und nimmt e Sprung. Jez bruttlet er abe go Rhinau;
Trümmlig isch's em worde, doch chunnt er witers und witers.
Eglisau und Chaiserstuhl und Zurzi und Waldshut
Het er scho im Aecke, vo Waldstadt läuft er zu Waldstadt,
Jez an Chrenzech aben in schöne, breite Reviere,
Basel zu. Dört wird der Hochzitzedel geschriebe.
Gell, i weiß es! Bisch im Stand und leugnisch, was wohr isch?

Hätti z'rothe gha, 's wär z'Wil e schickliche Platz gsi;
's het schon menge Briggem si gattig Brütli go Wil gführt,
Ufem Züribiet, vo Liestel aben und Basel,
Und isch iez si Ma, und 's chocht em d'Suppen und pflegt em
Ohni Widerred' vo mine gnädige Here.
Aber di Vertraue stoht zum Chleihüniger Pfarer.
Wie de meinsch, se göhn mer denn dur d'Riechemer Matte!
Lueg, isch sel nit d'Chlübi, und chunnt er nit ebe dört abe?

Jo er isch's, er isch's, i hör's am freudige Brusche!
Jo er isch's, er isch's mit sine blauen Auge,
Mit de Schwitzerhosen und mit der sammete Chretze,
Mit de christalene Chnöpfen am perlefarbige Brusttuch,
Mit der breite Brust und mit der chräftige Stotze,
's Gotthards große Bueb, doch wie ne Rothsher vo Basel,
Stolz in sine Schritten und schön in sine Giberde.

O wi chlopft der di Herz, wie lüpft si di flatterig Halstuch,
Und wie stigt der d'Röthi iez in die lieblige Backe,
Wie am Himmel 's Morgenroth am duftige Maitag!
Gell, de bischem hold, und gell, de hesch der's nit vorgstellt,
Und iez wird's der wohr, was im verborgene Stübli
D'Geister g'sunge hen und an der silberne Wagle!
Halt di numme wohl! — Ich möcht der no allerlei sage,
Aber 's wird der windeweh! Di Kerli, di Kerli!
Förchsch, er lauf der furt, se gang! Mit Thränen im Aeugli
Rüeft's mer: „Bhüetdi Gott!" und fallt em freudig an Buese.
Bhüetdi Gott, der Her, und folgmer, was i der gseit ha!

J. P. Hebel (1801).

89. Der gefesselte Strom.

1. Was schläfst und träumst du, Jüngling! gehüllt in dich,
Und säumst am kalten Ufer, Geduldiger,
Und achtest nicht des Ursprungs, du des
Oceans Sohn, des Titanenfreundes?

2. Die Liebesboten, welche der Vater schickt,
Kennst du die lebenathmenden Lüfte nicht?
Und trifft das Wort dich nicht, das hell von
Oben der wachende Gott dir sendet? —

3. Schon tönt, schon tönt es ihm in der Brust! es quillt,
Wie da er noch im Schoße der Felsen spielt',
Ihm auf; und nun gedenkt er seiner
Kraft, der Gewaltige, nun, nun eilt er,

4. Der Zauderer, er spottet der Fesseln nun,
Und nimmt und bricht und wirft die zerbrochenen
Im Zorne, spielend, da und dort zum
Schallenden Ufer; und von der Stimme

5. Des Göttersohns erwachen die Berge rings,
Es regen sich die Wälder, es hört die Kluft
Den Herold fern, und schaudernd regt im
Busen der Erde sich Freude wieder.

6. Der neue Frühling dämmert, es blüht um ihn;
Er aber wandelt hin zu Unsterblichen;
Denn nirgend darf er bleiben, als wo
Ihn in die Arme der Vater aufnimmt.

F. Hölderlin.

90. Mahomets Gesang.

Seht den Felsenquell,
Freudehell,
Wie ein Sternenblick;
Ueber Wolken
Nährten seine Jugend
Gute Geister
Zwischen Klippen im Gebüsch.

Jünglingfrisch
Tanzt er aus der Wolke
Auf die Marmorfelsen nieder,
Jauchzet wieder
Nach dem Himmel.

Durch die Gipfelgänge
Jagt er bunten Kieseln nach,
Und mit frühem Führertritt
Reißt er seine Bruderquellen
Mit sich fort.

Drunten werden in dem Thal
Unter seinem Fußtritt Blumen,
Und die Wiese
Lebt von seinem Hauch.

Doch ihn hält kein Schattenthal,
Keine Blumen,
Die ihm seine Knie umschlingen,
Ihm mit Liebesaugen schmeicheln:
Nach der Ebne dringt sein Lauf
Schlangenwandelnd.

Bäche schmiegen
Sich gesellig an. Nun tritt er
In die Ebne silberprangend,

Und die Ebne prangt mit ihm,
Und die Flüsse von der Ebne
Und die Bäche von den Bergen
Jauchzen ihm und rufen: Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit,
Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ocean,
Der mit ausgespannten Armen
Unser wartet,
Die sich ach! vergebens öffnen,
Seine Sehnenden zu fassen!
Denn uns frißt in öder Wüste
Gier'ger Sand; die Sonne droben
Saugt an unserm Blut; ein Hügel
Hemmet uns zum Teiche! Bruder,
Nimm die Brüder von der Ebne,
Nimm die Brüder von den Bergen
Mit, zu deinem Vater mit! —

Kommt ihr alle! —
Und nun schwillt er
Herrlicher; ein ganz Geschlechte
Trägt den Fürsten hoch empor!
Und im rollenden Triumphe
Giebt er Ländern Namen, Städte
Werden unter seinem Fuß.

Unaufhaltsam rauscht er weiter,
Läßt der Thürme Flammengipfel,
Marmorhäuser, eine Schöpfung
Seiner Fülle, hinter sich.

Cedernhäuser trägt der Atlas
Auf den Riesenschultern; sausend
Wehen über seinem Haupte
Tausend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen seiner Herrlichkeit.

Und so trägt er seine Brüder,
Seine Schätze, seine Kinder
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz.

W. v. Goethe (1774).

91. Gesang der Geister über den Wassern.

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.

Strömt von der hohen,
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,
Und leicht empfangen,
Wallt er verschleiernd,
Leisrauschend,
Zur Tiefe nieder.

Ragen Klippen
Dem Sturz entgegen,
Schäumt er unmuthig
Stufenweise
Zum Abgrund.

Im flachen Bette
Schleicht er das Wiesenthal hin,
Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne.

Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler;
Wind mischt vom Grund aus
Schäumende Wogen.

Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!

W. v. Goethe. (Nach dem Besuche des Staubbachs bei Lauterbrunn, 1779.)

92. Auf dem See.

Nun fließt die Welt in kühlem Mondenlicht,
Die Berge sind im weißen Duft versunken;
Der See, der leis' um meinen Kahn sich bricht,
Spielt fern hinaus in irren Silberfunken,
Doch sein Gestad' erkenn' ich nicht.
Wie weit! Wie still! Da schließt in mir ein Sinn
Sich auf, das Unnennbarste zu verstehen;
Uralte Melodieen gehen
Durch meine Brust gedämpft dahin.
Es sinkt, wie Thau, der Ewigkeit Gedanke
Kühl schauernd über mich und füllt mich ganz,
Und mich umflutet sonder Schranke
Ein uferloses Meer von weißem Glanz.

E. Geibel.

93. Prometheus.

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Disteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöhn;
Mußt mir meine Erde
Doch lassen stehn
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um dessen Glut
Du mich beneidest.

Ich kenne nichts Aermeres
Unter der Sonn', als euch, Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opfersteuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte wo aus noch ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz, wie mein's,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sklaverei?
Hast du nicht alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühtest jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?

Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Thränen gestillet
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herrn und deine?

Wähntest du etwa,
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehen,
Weil nicht alle
Blütenträume reiften?

Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

W. v. Goethe (1774).

94. Grenzen der Menschheit.

Wenn der uralte,
Heilige Vater
Mit gelassener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Ueber die Erde sä't,
Küss' ich den letzten
Saum seines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Brust.

Denn mit Göttern
Soll sich nicht messen
Irgend ein Mensch.
Hebt er sich aufwärts
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne:
Nirgends haften dann
Die unsichern Sohlen,
Und mit ihm spielen
Wolken und Winde.

Steht er mit festen,
Markigen Knochen
Auf der wohlgegründeten,
Dauernden Erde:
Reicht er nicht auf,
Nur mit der Eiche
Oder der Rebe
Sich zu vergleichen.

Was unterscheidet
Götter von Menschen?
Daß viele Wellen
Vor jenen wandeln,
Ein ewiger Strom;
Uns hebt die Welle,
Verschlingt die Welle,
Und wir versinken.

Ein kleiner Ring
Begrenzt unser Leben,
Und viele Geschlechter
Reihen sich dauernd
An ihres Daseins
Unendliche Kette.

W. v. Goethe (1781?).

95. Schicksalslied.

Ihr wandelt droben im Licht
Auf weichem Boden, selige Genien!
Glänzende Götterlüfte
Rühren euch leicht,
Wie die Finger der Künstlerin
Heilige Saiten.

Schicksallos, wie der schlafende
Säugling, athmen die Himmlischen;
Keusch bewahrt
In bescheidener Knospe,
Blühet ewig
Ihnen der Geist,
Und die seligen Augen
Blicken in stiller,
Ewiger Klarheit.

Doch uns ist gegeben,
Auf keiner Stätte zu ruhn;
Es schwinden, es fallen
Die leidenden Menschen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Wasser von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahrlang ins Ungewisse hinab.

F. Hölderlin. (Aus Hyperion 1799).

96. Das Göttliche.

Edel sei der Mensch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Heil den unbekannten
Höhern Wesen,
Die wir ahnen!
Sein Beispiel lehr' uns
Jene glauben.

Denn unfühlend
Ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Ueber Bös' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen, wie dem Besten,
Der Mond und die Sterne.

Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauschen ihren Weg
Und ergreifen,
Vorüber eilend,
Einen um den andern.

Auch so das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
Lockige Unschuld,
Bald auch den kahlen,
Schuldigen Scheitel.

Nach ewigen, ehrnen,
Großen Gesetzen
Müssen wir alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden.

Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche:
Er unterscheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Bösen strafen,
Heilen und retten,
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

Und wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,
Thäten im Großen,
Was der Beste im Kleinen
Thut oder möchte.

Der edle Mensch
Sei hülfreich und gut!
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sei uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen!

W. v. Goethe (1782).

97. Der Aether.

Hoher Aether, hoher Aether,
Gestern sonnig, heut mit sanften
Schatten meine Schläfe kühlend,
O wie preis' ich deine Wunder!
Wie ein Vater ruhig heiter
Trägst am Busen du den Erdkreis,
Und er lächelt dir und läßt dich
Seines Wesens Duft und Blüte,
Seine ganze Schönheit saugen;
Denn die hohen Berge athmen
Zu dir auf, die Wälder streun dir
Rauschend ihren besten Weihrauch,

Thal und Fluß und Quelle dampfen
Dir ihr täglich Morgenopfer,
Und die Menschen — gleich als zög' es
Ewig sie zu deiner Stille —
Senden dir zu jeder Stunde
Ihrer Brust lebend'gen Odem,
Ihre Lieder, ihre Seufzer.
Und du nimmst die reichen Gaben
Willig hin und sammelst alle;
Aber nicht für dich — in Wolken
Deine Stirn verhüllend, wandelst
Du den Schatz in lautern Segen,
Und in lichten Feuerflammen
Und in Tropfen und in Güssen
Giebst du, wonniglich befruchtend,
Ihn der durst'gen Erde wieder.
Hoher Aether, hoher Aether,
Wie der Geist des Dichters bist du,
Der auf Flügeln überm bunten
Farbenspiel des Lebens schwebend
Seine Schönheit selig einsaugt.
Und dann wogt's in ihm, dann wöllt sich's
Wunderbar, er kann die Fülle
Seiner Schätze nimmer halten,
Und, wie du in Blitz und Regen,
Steigt er nieder im Gesang.

E. Geibel.

98. An den Aether.

1. Allewiger und unbegrenzter Aether!
Durchs Engste, wie durchs Weiteste Ergoßner!
Von keinem Reiz des Daseins Ausgeschloßner!
Von jedem Hauch des Lebens still Durchwehter!

2. Des Unerforschten einziger Vertreter!
Sein erster und sein würdigster Entsproßner!
Von Ihm allein in tiefster Ruh Umfloßner!
Dir gegenüber werd' auch ich ein Beter!

3. Mein schweifend Auge, das dich gern umspannte,
Schließt sich vor dir in Ehrfurcht, eh' es scheitert,
Denn nichts ermißt der Blick, als seine Schranken.

4. So auch mein Geist vor Gott, denn er erkannte,
Daß er, umfaßt, sich nie so sehr erweitert,
Den Allumfasser wieder zu umranken.

Fr. Hebbel.

99. An den Aether.

Treu und freundlich, wie du, erzog der Götter und Menschen
Keiner, o Vater Aether! mich auf. Noch ehe die Mutter
In die Arme mich nahm und ihre Brüste mich tränkten,
Faßtest du zärtlich mich an und gossest himmlischen Trank mir,
Mir den heiligen Odem zuerst in den keimenden Busen.
Nicht von irdischer Kost gedeihen einzig die Wesen,
Aber du nährest sie all' mit deinem Nektar, o Vater!
Und es drängt sich und rinnt aus deiner ewigen Fülle
Die beseelende Luft durch alle Röhren des Lebens.
Darum lieben die Wesen dich auch und ringen und streben
Unaufhörlich hinauf nach dir in freudigem Wachsthum.
Himmlischer! sucht nicht dich mit ihren Augen die Pflanze,
Streckt nach dir die schüchternen Arme der niedrige Strauch nicht?
Daß er dich finde, zerbricht der gefangene Same die Hülse;
Daß er belebt von dir in deiner Welle sich bade,
Schüttelt der Wald den Schnee wie ein überlästig Gewand ab.
Auch die Fische kommen herauf und hüpfen verlangend
Ueber die glänzende Fläche des Stroms, als begehrten auch diese
Aus der Woge zu dir; auch den edeln Thieren der Erde
Wird zum Fluge der Schritt, wenn oft das gewaltige Sehnen,
Die geheime Liebe zu dir sie ergreift, sie hinaufzieht.
Stolz verachtet den Boden das Roß, wie gebogener Stahl strebt

In die Höhe sein Hals, mit der Hufe berührt es den Sand kaum.
Wie zum Scherze berührt der Fuß der Hirsche den Grashalm,
Hüpft wie ein Zephyr, über den Bach, der reißend hinabschäumt,
Hin und wieder schweift, kaum sichtbar, durch die Gebüsche.
Aber des Aethers Lieblinge, sie, die glücklichen Vögel,
Wohnen und spielen vergnügt in der ewigen Halle des Vaters.
Raums genug ist für alle. Der Pfad ist keinem bezeichnet,
Und es regen sich frei im Hause die Großen und Kleinen.
Ueber dem Haupt frohlocken sie mir, und es sehnt sich auch mein Herz
Wunderbar zu ihnen hinauf; wie die freundliche Heimat
Winkt es von oben herab, und auf die Gipfel der Alpen
Möcht' ich wandern und rufen von da dem eilenden Adler,
Daß er, wie einst in die Arme des Zeus den seligen Knaben,
Aus der Gefangenschaft in des Aethers Halle mich trage.
Thöricht treiben wir uns umher; wie die irrende Rebe,
Wenn ihr der Stab gebricht, woran zum Himmel sie aufwächst,
Breiten wir über den Boden uns aus und suchen und wandern
Durch die Zonen der Erd', o Vater Aether! Vergebens;
Denn es treibt uns die Lust in deinen Gärten zu wohnen.
In die Meersflut werfen wir uns, in den freieren Ebnen
Uns zu sättigen, und es umspielt die unendliche Woge
Unsern Kiel, es freut sich das Herz an den Kräften des Meergotts.
Dennoch genügt ihm nicht! Denn der tiefere Ocean reizt uns,
Wo die leichtere Welle sich regt. O wer dort an jene
Goldnen Küsten das wandernde Schiff zu treiben vermöchte!
Aber indeß ich hinauf in die dämmernde Ferne mich sehne,
Wo du fremde Gestad' umfängst mit bläulicher Woge,
Kommst du fäuselnd herab von des Fruchtbaums blühenden Wipfeln,
Vater Aether! und sänftigest selbst das strebende Herz mir;
Und ich lebe nun gern, wie zuvor, mit den Blumen der Erde.

F. Hölderlin (1797).

100. An den Schlaf.

Doch vor allen
Gaben der Himmlischen
Sei mir gepriesen
Du, der Seele
Labendes Wasser,
Gliederlösender,
Heiliger Schlaf.

Dich segn' ich abends,
Wenn ich gebeugt,
Erquickung suchend
Herniedersteige
Zu deiner Tiefe.

Wie Meereswogen
Umfängst du mich kühlend;
Und wie das Meer
In seinem Schoße
Nichts Fremdes herbergt,
Und faules Gewächs,
Trümmer und Leichen
Rastlos wieder
Ans Ufer flutet:
Spülst du die Sorgen
Alle des Tages,
Die kranken Gedanken
Zurück ans Gestad'.

Dich rühm' ich morgens,
Wenn mir die Seele
Verjüngt emportaucht
Aus deinen Wellen,
Frisch und strahlend
Wiedergeboren,
Der meerentstiegenen
Göttin gleich.

Ein heilig Bad
Bist du o Schlummer,
Würziger Kraft voll.
Muth und Erneuung
Athmet die Psyche,
Wenn deine Woge
Sanft die bewußtlos
Schwimmende trägt
Von Leben zu Leben,
Von Strand zu Strand.

So ist der Tod
Auch ein Bad nur.
Aber drüben,
Am anderen Ufer
Liegt uns bereitet
Ein neu Gewand.

E. Geibel.

101. An den Schlaf.

(Aus dem Lateinischen.)

Somne levis! quanquam certissima mortis imago,
Consortem cupio te tamen esse tori.
Alma quies, optata, veni! nam sic sine vita
Vivere, quam suave est, sic sine morte mori!

Meibom.

Schlaf! süßer Schlaf! obwohl dem Tod wie du nichts gleicht,
Auf diesem Lager doch willkommen heiß' ich dich!
Denn ohne Leben so, wie lieblich lebt es sich!
So weit vom Sterben, ach, wie stirbt es sich so leicht!

E. Mörike.

102. Sansfouci.

1. Dies ist der Königspark. Rings Bäume, Blumen, Vasen;
Sieh, wie ins Muschelhorn die Steintritonen blasen!
Die Nymphe spiegelt klar sich in des Beckens Schoß;
Sieh hier der Flora Bild in hoher Rosen Mitten,
Die Laubengänge sieh, so regelrecht geschnitten,
Als wären's Verse Boileaus.

2. Vorbei am luft'gen Haus voll fremder Vögelstimmen
Laß uns den Hang empor zu den Terrassen klimmen,
Die der Orange Wuchs umkränzt mit falbem Grün!
Dort oben ragt, wo frisch sich Tann' und Buche mischen,
Das schmucklos heitre Schloß mit breiten Fensternischen,
Darin des Abends Feuer glühn.

3. Dort lehnt ein Mann im Stuhl: sein Haupt ist vorgesunken,
Sein blaues Auge sinnt, und oft in hellen Funken
Entzündet sich's, so sprüht aus dunkler Luft ein Blitz —
Ein dreigespitzter Hut bedeckt der Schläfe Weichen,
Sein Krückstock irrt im Sand und schreibt verworr'ne Zeichen;
Nicht irrst du — das ist König Fritz.

4. Er sitzt und sinnt und schreibt. Kannst du sein Brüten deuten?
Denkt er an Kunersdorf, an Roßbach oder Leuthen,
An Hochkirchs Nacht, durchglüht von Flammen hundertfach?
Wie sie so roth geglänzt am Lauf der Feldkanonen,
Indeß die Reiterei mit rasselnden Schwadronen
Der Grenadiere Viereck brach.

5. Schwebt ein Gesetz ihm vor, mit dem er weis' und milde
Sein schlachterstarktes Volk zu schöner Menschheit bilde,
Ein Friedensgruß, wo jüngst die Kriegespauke scholl?
Ersinnt er einen Reim, der seinen Sieg verkläre,
Oder ein Epigramm, mit dem bei Tisch Voltaire,
Der Schalk, gezüchtigt werden soll?

6. Vielleicht auch treten ihm die Bilder nah, die alten,
Da er im Mondenlicht, in seines Schlafrocks Falten
Die sanfte Flöt' ergriff, des Vaters Aergerniß;
Des treuen Freundes Geist will er heraufbeschwören,
Dem — ach um ihn! — das Blei aus sieben Feuerröhren
Die kühne Jünglingsbrust zerriß.

7. Träumt in die Zukunft er? Zeigt ihm den immer vollern,
Den immer kühnern Flug des Aars von Hohenzollern,
Der schon den Doppelaar gebändigt, ein Gesicht?
Gedenkt er, wie dereinst ganz Deutschland hoffend lausche
Und bangend, wenn daher sein schwarzer Fittig rausche? —
O nein, das alles ist es nicht.

8. Er murrt: „O Schmerz, als Held gesandt sein einem Volke,
Dem nie der Muse Bild erschien auf goldner Wolke!
August sein auf dem Thron, wenn kein Horaz ihm singt!
Was hilft's, vom fremden Schwan die weißen Federn borgen!
Und doch, was bleibt uns sonst? — Erschein', erschein', o Morgen,
Der uns den Götterliebling bringt!"

9. Er spricht's, und ahnet nicht, daß jene Morgenröthe
Den Horizont schon küßt, daß schon der junge Goethe
Mit seiner Rechten fast den vollen Kranz berührt:
Er, der das scheue Kind, noch roth von süßem Schrecken,
Die deutsche Poesie aus welschen Taxushecken
Zum freien Dichterwalde führt.

E. Geibel (1842).

103. Der Alexandriner.

1. Spring' an, mein Wüstenroß aus Alexandria!
Mein Wildling! — Solch ein Thier bewältiget kein Schah,
Kein Emir und was sonst in jenen
Oestlichen Ländern sich in Fürstensätteln wiegt; —
Wo donnert durch den Sand ein solcher Huf; wo fliegt
Ein solcher Schweif? wo solche Mähnen?

2. Wie es geschrieben steht, so ist dein Wiehern: Ha!
Ausschlagend, das Gebiß verachtend stehst du da;
Mit deinem losen Stirnhaar buhlet
Der Wind; dein Auge blitzt, und deine Flanke schäumt: —
Das ist der Renner nicht, den Boileau gezäumt
Und mit Franzosenwitz geschulet!

3. Der trabt bedächtig durch die Bahn am Leitzaum nur;
Ein Heerstraßgraben ist die leidige Cäsur
Für diesen seinen, saubern Alten.
Er weiß, daß eitler Muth ihm weder ziemt noch frommt:
So schnäuselt er und hebt die Hüflein, springt und kommt
Ans andre Ufer wohlbehalten.

4. Doch dir, mein flammend Thier, ist sie ein Felsenriß
Des Sinai; — zerbrecht, Springriemen und Gebiß! —
Du jagst hinan — da klafft die Ritze!
Ein Wiehern und ein Sprung! Dein Hufhaar blutet, du
Schwebst ob der Kluft; dem Fels entlockt dein Eisenschuh
Des Echos Donner und des Kiesels Blitze!

5. Und wieder nun hinab! wühl' auf den heißen Sand!
Vorwärts! laß tummeln dich von meiner sichern Hand,
Ich bringe wieder dich zu Ehren.
Nicht achte du den Schweiß! — sieh, wenn es dämmert, lenk'
Ich langsam seitwärts dich, und streichle dich und tränk'
Dich lässig in den großen Meeren.

F. Freiligrath.

104. Der epische Hexameter.

Schwindelnd trägt er dich fort auf rastlos strömenden Wogen:
Hinter dir siehst du, du siehst vor dir nur Himmel und Meer.

Fr. v. Schiller (1796).

105. Der Hexameter.

Gleichwie sich dem, der die See durchschifft, auf offener Meerhöh' 1
Rings Horizont ausdehnt und der Anblick nirgend umschränkt ist,

Daß der umwölbende Himmel die Schaar zahlloser Gestirne,
Bei hell athmender Luft, abspiegelt in bläulicher Tiefe:
So auch trägt das Gemüth der Hexameter; ruhig umfassend
Nimmt er des Epos Olymp, das gewaltige Bild, in den Schoß auf
Kreisender Flut, urväterlich so den Geschlechtern der Rhythmen,
Wie vom Okeanos quellend, dem weithinströmenden Herrscher,
Alle Gewässer auf Erden entrieselen oder entbrausen. —
Wie oft Seefahrt kaum vorrückt, mühevolleres Rudern
Fortarbeitet das Schiff, dann plötzlich der Wog' Abgründe
Sturm aufwühlt und den Kiel in den Wallungen schaukelnd dahinreißt:
So kann ernst bald ruhn, bald flüchtiger wieder enteilen,
Bald, o wie kühn in dem Schwung! der Hexameter, immer sich selbst gleich,
Ob er zum Kampf des heroischen Lieds unermüdlich sich gürtet,
Oder, der Weisheit voll, Lehrsprüche den Hörenden einprägt,
Oder geselliger Hirten Idyllien lieblich umflüstert. —
Heil dir, Pfleger Homers! ehrwürdiger Mund der Orakel!
Dein will ferner gedenken ich noch und andern Gesanges.

A. W. v. Schlegel (1803?)

106. Das Distichon.

Im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule;
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab.

Fr. v. Schiller (1796).

107. Das Sonett.

1. Zwei Reime heiß' ich viermal kehren wieder
Und stelle sie, getheilt, in gleiche Reihen,
Daß hier und dort zwei eingefaßt von zweien
Im Doppelchore schweben auf und nieder.

2. Dann schlingt des Gleichlauts Kette durch zwei Glieder
Sich freier wechselnd, jegliches von dreien.
In solcher Ordnung, solcher Zahl gedeihen
Die zartesten und stolzesten der Lieder.

3. Den werd' ich nie mit meinen Zeilen kränzen,
Dem eitle Spielerei mein Wesen dünket,
Und Eigensinn die künstlichen Gesetze.

4. Doch, wem in mir geheimer Zauber winket,
Dem leih' ich Hoheit, Füll' in engen Grenzen
Und reines Ebenmaß der Gegensätze.

A. W. v. Schlegel (1798—1800).

108. Der Reim.

Was sich zu suchen bestimmt und zu finden im Reich der Gedanken,
Leise dem ahnenden Sinn möcht' es die Sprache vertraun;
Heimlich winken die Laute sich zu, mit verstohlener Sehnsucht,
Aber der Dichter allein merkt's und erweckt den Accord.

E. Geibel.

109. Wort und Schrift.

1. O Wunder sondergleichen, wie im Laut
Sich der Gedanke selbst das Haus gebaut!

2. O zweites Wunder, wie dem Blick die Schrift
Den Schall versinnlicht, der das Ohr nur trifft!

3. Nicht Willkür schuf das Wort, sonst wär' es hohl;
Es ist des Geists nothwendiges Symbol.

4. Und forschst du weiter, ist der Buchstab nur
Des flüss'gen Lautes feste Klangfigur.

E. Geibel.

110. Unsere Sprache.

Daß keine, welche lebt, mit Deutschlands Sprache sich
In den zu kühnen Wettstreit wage!
Sie ist, damit ich's kurz, mit ihrer Kraft es sage,
An mannigfalter Uranlage
Zu immer neuer und doch deutscher Bildung reich;
Ist, was wir selbst in jenen grauen Jahren,
Da Tacitus uns forschte, waren,
Gesondert, ungemischt und nur sich selber gleich.

G. Klopstock (1767?).

111. Das deutsche Lied.

(Schluß des „romantischen Oedipus“.)

Seit ältester Zeit hat hier es getönt, und so oft im erneuenden Umschwung
In verjüngter Gestalt aufstrebte die Welt, klang auch ein germanisches Lied nach.
Zwar lange verhallt ist jener Gesang, den einst des Arminius Heerschaar
Anstimmend gejauchzt in des Siegs Festschritt, auf römischen Gräbern getanzt ihn;
Doch blieb von der Zeit des gewaltigen Karl wohl noch ein gewaltiges Lied euch,
Ein gewaltiges Lied von der mächtigen Frau, die erst als zarteste Jungfrau
Dasteht, und verschämt, voll schüchterner Huld, dem erhabenen Helden die Hand reicht,
Bis dann sie zuletzt, durchs Leben gestählt, durch glühende Rache gehärtet,
Graunvoll auftritt, in den Händen ein Schwert und das Haupt des enthaupteten Bruders.
Auch lispelt um euch der melodische Hauch aus späteren Tagen des Ruhms noch,
Als mächtigen Gangs zu des Heilands Gruft die gepanzerten Friedriche wallten;
An den Höfen erscholl der Gesang damals aus fürstlichem Mund, und der Kaiser,
Dem als Mitgift die Gestade Homers darbrachte die Tochter des Normanns,
Sang lieblichen Ton! Kaum aber erlosch sein Stamm in dem herrlichen Knaben,
Der, unter dem Beil hinsterbend, erlag capetingischer teuflischer Unthat,
Schwieg auch der Gesang, und die göttliche Kunst fiel unter die Meister des Handwerks.
Spät wieder erhub sie die heilige Kraft, als neu befruchtende Regung
Weit über die Welt aus Deutschlands Gau'n der begeisterte sächsische Mönch trug;
Doch strebte sie nun langsamer empor, weil blutiger Kriege Verderbniß
Das entvölkerte Reich Jahrhunderte lang preisgab der unendlichen Roheit;
Weil Wechsel des Lauts erst hemmte das Lied, da der bibelentfaltende Luther
Durch männlichern Ton auf immer vertrieb die melodische rheinische Mundart.
Doch sollte das Wort um so reicher erblühn, und es lehrte zugleich es Melanchthon
Den gediegenen Klang, den einst anschlug die beglücktere Muse von Hellas;
Und so reifte heran die germanische Kunst, um entgegen zu gehn der Vollendung!
Lang schlich sie dahin, lang schleppte sie noch nachahmende Fessel und seufzte,
Bis Klopstock naht und die Welt fortreißt in erhabener Odenbeflüglung,
Und das Maß herstellt, und die Sprache beseelt und befreit von der gallischen Knechtschaft,
Zwar starr noch und herb und zuweilen versteint, auch nicht jedwedem genießbar;
Doch ihm folgt bald das Gefällige nach und das Schöne mit Goethischer Sanftheit.
Manch großes Talent trat später hervor und entfaltete himmlischen Reichthum;
Doch keiner erschien, in der Kunst Fortschritt, dem unsterblichen Paare vergleichbar:

Keusch lehnt Klopstock an dem Lilienstab, und um Goethes erleuchtete Stirne
Glühn Rosen im Kranz. Kühn wäre der Wunsch, zu ersingen verwandte Belohnung! . . .
A. v. Platen (1828).

112. Die Zwei und der Dritte.

1. Phantasie, das ungeheure Riesenweib,
Saß zu Berg,
Hatte stehen neben sich zum Zeitvertreib
Witz, den Zwerg.
Der Verstand
Seitwärts stand,
Ein proportionirter Mann,
Sah das tolle Spiel mit an.

2. Phantasie sich halben Leibs zum Himmel hob,
Einen Stern
Faßte sie und schwang ihn, daß es Funken stob
Nah und fern.
Fiel der Witz
Wie ein Blitz
Drüber her und faßt den Schein
In die kleinen Taschen ein.

3. Phantasie zur Wolke, die vorüber flog,
Streckt' die Hand,
Sich die Wolke purpurn um die Schultern zog
Als Gewand.
Witz versteckt
Drunter steckt;
Wie sich nur ein Fältchen ruckt,
Witz heraus mit Lachen guckt.

4. Phantasie mit Donnersturm thut auf den Mund,
Witz verstummt;
Schweigt die Riesin, thut sogleich der Zwerg sich kund,
Pfeift und summt.
Der Verstand
Hält nicht Stand,
Geht und spricht: „Das mag ich nicht,
Denn das sieht wie ein Gedicht."
Fr. Rückert.

113. Das Epigramm.

Bald ist das Epigramm ein Pfeil,
Trifft mit der Spitze;
Ist bald ein Schwert,
Trifft mit der Schärfe;
Ist manchmal auch (die Griechen liebten's so)
Ein klein Gemäld', ein Strahl, gesandt
Zum Brennen nicht, nur zum Erleuchten.
G. Klopstock (1774).

114. Epigramme.

I.

Was doch heißt Ideal, als das Wirkliche, das sich zur Wahrheit
Aus des Künstlers Gemüth wiedergeboren erhöht?
Was zufällig allein, gohr aus; doch es blieb das Besondre,
Wie sich der Traube Natur stets noch im Wein dir verräth.

II.

Wahrheit setzt sich zum Ziele die Kunst, nicht sinnliche Täuschung,
Ja sie vernichtet sich selbst, wo sie zu täuschen versucht;
Leben athmet des Künstlers Gebild im glänzenden Marmor,
Gieb ihm Farben, und todt starrt es als Leiche dich an.

III.

Das ist des Lyrikers Kunst, aussprechen was allen gemein ist,
Wie er's im tiefsten Gemüth neu und besonders erschuf;
Oder dem Eigensten auch solch allverständlich Gepräge
Leihn, daß jeglicher drin staunend sich selber erkennt.

IV.

Unübersetzbar dünkt mich das Lyrische. Ist doch der Ausdruck
Hier von des Dichters Geblüt bis in das Kleinste getränkt.
Auch in verwandelter Form noch wirken Bericht und Gedanke,
Doch die Empfindung schwebt einzig im eigensten Wort.

V.

Wechselnd färbt, wie der Strahl des Gefühls, sich des Lyrikers Ausdruck,
Aber des Epikers Stil fließe wie reiner Krystall;
Klar sei jede Gestalt, und unsichtbar wie das Licht nur
Ueber dem Ganzen dahin schwebe des Dichters Gemüth.

VI.

Wirken will der Poet, wie der Redner. Aber das Höchste
Bleibt ihm die Schönheit doch, die er zu bilden sich sehnt.
Jener behält den Erfolg im Blick stets, dieser erreicht ihn,
Wenn er ihn über dem Drang seligen Schaffens vergißt.

VII.

Architektur und Musik, euch beide begrüß' ich als Schwestern,
Die ihr die zwingende Kraft ewiger Maße bewährt.
Was dort sichtbar im Raum als Verhältniß das Auge bezaubert,
Bannt hier wogenden Klangs in der Bewegung das Ohr.

E. Geibel.

115. Epigramme.

Das Kind in der Wiege.

Glücklicher Säugling! dir ist ein unendlicher Raum noch die Wiege;
Werde Mann, und dir wird eng die unendliche Welt. (1795.)

Erwartung und Erfüllung.

In den Ocean schifft mit tausend Masten der Jüngling;
Still, auf gerettetem Boot, treibt in den Hafen der Greis. (1796.)

Quelle der Verjüngung.

Glaubt mir, es ist kein Märchen, die Quelle der Jugend, sie rinnet
Wirklich und immer. Ihr fragt, wo? In der dichtenden Kunst. (1796.)

Pflicht für jeden.

Immer strebe zum Ganzen! und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an. (1796.)

Aufgabe.

Keiner sei gleich dem andern, doch gleich sei jeder dem Höchsten!
Wie das zu machen? Es sei jeder vollendet in sich. (1796.)

Freund und Feind.

Theuer ist mir der Freund; doch auch den Feind kann ich nützen:
Zeigt mir der Freund, was ich kann; lehrt mich der Feind, was ich soll. (1796.)

Der Schlüssel.

Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es treiben;
Willst du die andern verstehn, blick' in dein eigenes Herz. (1796.)

Die zwei Tugendwege.

Zwei sind der Wege, auf welchen der Mensch zur Tugend emporstrebt;
Schließt sich der eine dir zu, thut sich der andere dir auf.
Handelnd erringt der Glückliche sie, der Leidende duldend.
Wohl ihm, den sein Geschick liebend auf beiden geführt. (1795.)

Der Kaufmann.

Wohin segelt das Schiff? Es trägt sidonische Männer, 1
Die von dem frierenden Nord bringen den Bernstein, das Zinn.

Trag' es gnädig, Neptun, und wiegt es schonend, ihr Winde,
    In bewirthender Bucht rausch' ihm ein trinkbarer Quell!
Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu suchen
    Geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an. (1795.)

Die Johanniter.

Herrlich kleidet sie euch, des Kreuzes furchtbare Rüstung,
    Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Akkon und Rhodus beschützt,
Durch die syrische Wüste den bangen Pilgrim geleitet
    Und mit der Cherubim Schwert steht vor dem heiligen Grab.
Aber ein schönerer Schmuck umgiebt euch, die Schürze des Wärters,
    Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelsten Stamms,
Dient an des Kranken Bett, dem Lechzenden Labung bereitet
    Und die niedrige Pflicht christlicher Milde vollbringt.
Religion des Kreuzes, nur du verknüpftest in einem
    Kranze der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich!

F. v. Schiller (1795).

116. Reimsprüche.

Arbeitsregel.

Faulenz' und schrei:
Du bekommst für zwei.
Arbeit' und schweige:
Dir bleibt die Neige.

Stolz.

Adelstolz sitzt auf hölzernem Pferde,
Bauernstolz wälzt sich auf der Erde,
Bürgerstolz geht auf hohen Hacken,
Geldstolz steht auf gelben Schlacken,
Dichterstolz fliegt in den Himmel hinein:
Wo mag der stolzeste Stolz wohl sein?

Tadel und Lob.

Schilt mir keinen von unten bis oben,
Daß dir ein Plätzchen bleib' zum Loben;
Stopf' auch keinen mit Lob so voll,
Daß der Tadel nicht weiß, wohin er soll.

Regen und Sonnenschein.

Frag' den Grashalm, der der Sonne
Regenschwer entgegen zittert,
Ob er heute wünschen möchte,
Daß es gestern nicht gewittert.

Recht und Liebe.

Das Recht sagt: Jedem das Seine!
Die Liebe: Jedem das Deine!

Wilh. Müller.

117. Reimsprüche.

Willst du ins Unendliche schreiten,
Geh nur im Endlichen nach allen Seiten.

Willst du dich am Ganzen erquicken,
So mußt du das Ganze im Kleinsten erblicken.

Ein Kranz ist gar viel leichter binden,
Als ihm ein würdig Haupt zu finden.

Mit einem Herren steht es gut,
Der, was er befohlen, selber thut.

Thu' nur das Rechte in deinen Sachen,
Das andre wird sich von selber machen.

Wenn jemand sich wohl im Kleinen däucht,
So denke, der hat ein Großes erreicht.

Glaube nur, du hast viel gethan,
Wenn du dir Geduld gewöhnest an.

Es ließe sich alles vortrefflich schlichten,
Könnte man die Sachen zweimal verrichten.

Wer sich nicht nach der Decke streckt,
Dem bleiben die Füße unbedeckt.

Entzwei und gebiete! tüchtig Wort;
Verein' und leite! bessrer Hort.

Lief' das Brot, wie die Hasen laufen,
Es kostete viel Schweiß, es zu kaufen.

Das wär' dir ein schönes Gartengelände,
Wo man den Weinstock mit Würsten bände.

Alles in der Welt läßt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.

Die Zeit, sie mäht so Rosen als Dornen,
Aber das treibt immer wieder von vornen.

Genieße, was der Schmerz dir hinterließ!
Ist Noth vorüber, sind die Nöthe süß.

Wem wohl das Glück die schönste Palme beut?
Wer freudig thut, sich des Gethanen freut.

Willst du dir ein hübsch Leben zimmern,
Mußt ums Vergangene dich nicht bekümmern;
Und wäre dir auch was verloren,
Mußt immer thun, wie neu geboren;
Was jeder Tag will, sollst du fragen,
Was jeder Tag will, wird er sagen;
Mußt dich an eignem Thun ergötzen,
Was andre thun, das wirst du schätzen;
Besonders keinen Menschen hassen
Und das übrige Gott überlassen.

„Hat man das Gute dir erwidert?"
Mein Pfeil flog ab, sehr schön befiedert,
Der ganze Himmel stand ihm offen;
Er hat wohl irgendwo getroffen.

Ein Mann, der Thränen streng entwöhnt,
Mag sich ein Held erscheinen;
Doch, wenn's im Innern sehnt und dröhnt,
Geb' ihm ein Gott — zu weinen.

Laß nur die Sorge sein!
Das giebt sich alles schon;
Und fällt der Himmel ein,
Kommt doch eine Lerche davon.

Willst du immer weiter schweifen?
Sieh, das Gute liegt so nah.
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da.

Wie fruchtbar ist der kleinste Kreis,
Wenn man ihn wohl zu pflegen weiß!

Wenn der Schwergedrückte klagt,
Hülfe, Hoffnung sei versagt,
Bleibet heilsam fort und fort
Immer noch ein freundlich Wort.

W. v. Goethe (1814 — 1819).

118. Aus der Weisheit des Bramanen.

I.

Mein Sohn, du sollst dich nur, auf Straßen und auf Gassen,
Sehn mit ehrbaren, mit geehrten Leuten lassen.
Die halbe Ehr' ist dein, wenn man sich neigt vor ihnen;
Am Ende lernest du die ganze selbst verdienen.

II.

Die Flamme wächst vom Zug der Luft und mehrt den Zug;
So hält sich Leidenschaft durch Leidenschaft im Flug.
Das Feuer schürt der Wind und löscht das Feuer wieder;
So kämpfet Leidenschaft die Leidenschaft darnieder.
Wie still die Lampe brennt, am windbeschirmten Ort,
So ein beruhigt Herz in Andacht fort und fort.

III.

Wenn es dir übel geht, nimm es für gut nur immer;
Wenn du es übel nimmst, so geht es dir noch schlimmer.
Und wenn der Freund dich kränkt, verzeih's ihm und versteh:
Es ist ihm selbst nicht wohl, sonst thät' er dir nicht weh.
Und kränkt die Liebe dich, sei dir's zur Lieb' ein Sporn;
Daß du die Rose hast, das merkst du erst am Dorn.

IV.

Nie stille steht die Zeit, der Augenblick entschwebt,
Und den du nicht benutzt, den hast du nicht gelebt.
Und du auch stehst nie still, der gleiche bist du nimmer,
Und wer nicht besser wird, ist schon geworden schlimmer.
Wer einen Tag der Welt nicht nutzt, hat ihr geschadet,
Weil er versäumt, wozu ihn Gott mit Kraft begnadet.

V.

Sechs Wörtchen nehmen dich in Anspruch jeden Tag:
Ich soll, ich muß, ich kann, ich will, ich darf, ich mag.
Ich soll, ist das Gesetz, von Gott ins Herz geschrieben,
Das Ziel, nach welchem ich bin von mir selbst getrieben
Ich muß, das ist die Schrank', in welcher mich die Welt
Von einer, die Natur von andrer Seite hält.
Ich kann, das ist das Maß der mir verliehnen Kraft,
Der That, der Fertigkeit, der Kunst und Wissenschaft.
Ich will, die höchste Kron' ist dieses, die mich schmückt,
Der Freiheit Siegel, das mein Geist sich aufgedrückt.
Ich darf, das ist zugleich die Inschrift von dem Siegel,
Beim aufgethanen Thor der Freiheit auch ein Riegel.
Ich mag, das endlich ist, was zwischen allen schwimmt,
Ein Unbestimmtes, das der Augenblick bestimmt.
Ich soll, ich muß, ich kann, ich will, ich darf, ich mag.
Die sechse nehmen mich in Anspruch jeden Tag.

VI.

Verlier', o Jüngling, nur Geduld und Hoffnung nicht;
Richt' auf die Welt Vertraun, auf Gott die Zuversicht.
An dich die Forderung, zu kämpfen als ein Mann,
Und freue dich am Kampf, wenn dir der Sieg entrann.
Wenn er dir oft entrann, wird er nicht stets entrinnen;
Nur wer noch nichts gewann, hat alles zu gewinnen.
Mir selber ist, was mir gelang, gar spät gelungen,
Doch mehr nun freut mich, daß ich rang, als was errungen.
Ich wünsche nicht, daß sie so gar lang hin dich halten,
Doch gut ist's, daß sie Zeit dir gönnen zum Entfalten.

VII.

Der große Astronom sprach: Alle Himmelsflur
Hab' ich durchforscht und nicht entdeckt von Gott die Spur.
Hat er nicht recht gesagt? Bei Mond- und Sonnenflecken,
Im Sternennebel dort, ist Gott nicht zu entdecken.
Des Sehrohrs Scharfblick sieht den Unsichtbaren nicht,
Den nicht berechnen kann Zahl, Größe, Maß, Gewicht.
Wer Gott will finden dort, der muß ihn mit sich bringen;
Nur wenn er ist in dir, siehst du ihn in den Dingen.

VIII.

Weil' an den Gräbern nur, und pflanze Rosenhecken;
So denkst du an den Tod, und er wird dich nicht schrecken. —
Wenn dir ein lieber Freund hinweggestorben ist,
Denk: eine Tagereis' ist dieses Lebens Frist.
Nun, dein Gefährte ging ein Streckchen nur voraus,
Und um so früher ist er angelangt zu Haus.
Was klagest du, daß ihn die Herberg' aufgenommen?
Geh nur des Wegs getrost! Bald bist du nachgekommen.

IX.

Als wie der Schwan, der rein auf reinen Fluten schwimmt,
Im Himmel unter sich sein Spiegelbild vernimmt,
Und wenn er lang' im See gezogen seine Kreise,
Taucht unter und zurück läßt keine Spur der Reise;
Glückselig, wer so rein sich auf der Welt bewahrt
Und Abschied also nimmt, daß niemand es gewahrt.

Fr. Rückert (1836—1839).

119. Aus dem Laienbrevier.

I.

Der andern Gutes, o verschweig' es nicht,
Das Gute, was sie thun und was sie sind,
Das Schöne, was sie sind und was sie schaffen.
Wie? durch Verschweigen dankest du dem Gott,
Der dir Gefühl für Schönes gab und Gutes?
So dankest du dem Menschen, der dir's bietet
Mit frommer, mit natur-bescheidner Seele?
Denn also ist die Seele deß, der Gutes
Und Schönes so viel trug, daß er sich gleich
Dem Fruchtbaum niederbeugt, es dir zu reichen.
Des Guten Anerkennung ehrt dich selbst.
Es macht dich gut; das Schöne macht die Seele
Dir schön wie jenem, der es bringt, es trägt.
Wo viel zu loben ist, da darfst du tadeln.
Doch Schweigen — das entehrt dich! selbst den Frosch,
Der von dem Frühling spricht, so gut er kann.
— Ganz anders steht der Morgenstern am Himmel;
Er hat die lange Sommernacht durchzogen,
Er hat von nahem ihre Pracht gesehn...
Den höchsten Geist in höchstem Schweigen waltend ...
Die sausenden Gestirne und den Aether
Voll leisen Lebens, wie den tiefen Born ...
Und schweigt! — Die dort auch ihn gesehn, sie schweigen.
Allein sein funkelnd Auge, sein Gestrahl,
Das licht wie Gold weithin am Himmel fährt,
Das ist sein Ruf! Er selbst ist seine Hymne.

II.

Die kleinste Sache kannst du gut verrichten,
Die kleinste schlecht. Aus lauter kleinen Dingen
Besteht der Tag, bestehen alle Tage,
Besteht das Leben. Darum warte nicht
Mit deiner Weisheit, deiner Redlichkeit,
Bis große Dinge mit Posaunen kommen!
An jedes wende du dein ganz Gemüth,
Die ganze Seele, alle Lieb' und Treu.
Den Stempel, den du jedem aufgedrückt,
Den siehst du, und er kommt dir wieder vor,
Wie alte Münzen, jed' aus andrer Zeit,
Mit deinem Bildniß, und du freust dich dran!
So wendet an ein jedes kleinstes Blümchen
Die Sonne ihre ganze Kraft ein Weilchen,
Die Erde ihren ganzen Fleiß, wenn auch
Nur kurz, und jedes prangt ihr schön geschmückt!
Und so bezwingt sie, Tag für Tag, das Jahr.
Wer nur den Tag gewinnt, der hat die Schlacht
Gewonnen! Du gewinne Augenblicke!
Denn hast du jeden Augenblick besiegt,
Hast du das ganze Leben dir gewonnen!
Das ganze Leben dir geschmückt! dir leicht
Die ungeheure Last der Zeit gemacht!

III.

Die alte Silbermünze liegt vor dir,
Die Schrift verlöscht, das Bildniß unerkennbar,
Und nur im allgemeinen rührt dich das.

Doch nun durchglüht der Forscher sie auf Kohlen —
Und aus der unscheinbaren Fläche, siehe,
Schwillt nun und wächst die alte Schrift hervor
Und sagt dir glühend ihre alten Worte.
Das Götterbild erscheint im Feuer wieder
Erhaben schön; sein Auge sieht dich an,
Die Stirn entglüht, die Lippe brennt zu sprechen,
Und selbst das Haar scheint niedlich aufzulodern. —
So thut der Lobende mit deinem Herzen:
Lob glüht dir alle deine Fehler auf,
Ein jedes Wort spricht deutlich wieder zu dir,
Du hörst sie wie aus einem Schacht herauf!
Was am Gepräge deines Lebens dir
Mißrathen, wo das Silber falsch gewesen,
Wo du mit Leichtsinn Ernst und Fleiß verachtet,
Das fühlst du alles, glühend von dem Lob;
Und ein Bescheidner sinkt bei Lob in sich,
Versinnt sich in sich selbst — und weint vielleicht
Und glüht der alten Silbermünze gleich!
Doch auch das Götterbildniß hat er wieder
Gesehn im Feuer in der alten Schönheit;
Sein helles Auge hat ihn angesehn,
Ihm alles Hohe, alles Herrliche
Aufs neue angedeutet und bedeutet,
Dem je er nachgestrebt mit Werk und Wort
Und bis in seinen Tod nachstreben will —
Und ein Bescheidner sinkt bei Lob in sich,
Versinnt sich in sich selbst — und weint vielleicht
Und glüht der alten Silbermünze gleich.

L. Schäfer (1834).

120. Die beiden Gulden.

Hareth Ben Hemmam erzählt: Mich hielt mit frohen Genossen — ein trauter Kreis umschlossen, — von welchem eingeschlossen war Geselligkeit — und Gefälligkeit, — und ausgeschlossen Mißhelligkeit. — Und während wir nun die Fäden der Reden hin und wieder spielten, — und im Schwanken der Gedanken uns unterhielten — mit Geschichten — und Berichten — und Gedichten, — trat herein ein Mann mit gebrechlichem Mantel — und schwächlichem Wandel, — der den einen Fuß schleifte — und auf einen Stab sich steifte; — der sprach: O ihr köstlichen Steine der Schreine! — o ihr tröstlichen Scheine der Reine! — Froh gehen euch auf die Tage — und unter ohne Klage! — Freundlich weck' euch der Frühschein, — und lieblich schmeck' euch der Frühwein! — Seht einen Mann, der einst besessen — Haus und Hof, Esser und Essen, — Weiden und Weidende, — Kleider und zu Kleidende, — Gabe, zu schenken, — Labe, zu tränken, — Aecker und Aeste, — Feste und Gäste. — Doch es schnob der Sturm des Leides, — und es grub der Wurm des Neides, — und der Einfall der Unfälle — brach über des Glückes Schwelle, — bis mein Hof leer ward — und dünne mein Heer ward, — mein Brunnen erschöpft, — mein Wipfel geköpft, — mein Lager staubig, — mein Barthaar straubig, — mein Gesinde murrend, — meine Hunde knurrend, — im Stalle kein Rossegestampf, — in der Halle kein Feuerdampf, — daß mir der Neider — ward zum Mitleider, — und der Schadenfroh — vor meinem Schaden floh. — In des Unglücks Klammer, — in der Armuth Jammer — ward unser Schuh die Schwiel' am Fuß, — und unsre Speise der Verdruß. — Wir schnürten knapp den Leib zusammen, — um zu ersticken des Hungers Flammen. Statt Rosse blutig zu spornen, — gingen wir uns wund auf Dornen. — Der Tod bleibt unsre Zuflucht vor Bedrängniß; — wir klagen an das säumende Verhängniß. — Oder ist hier ein Beiräthiger, — Menschenfreundlicher, Gutthätiger, — der einen Kraftlosen, Haftlosen stütze, — ein Tröpflein der Milde auf einen

Saftlosen sprütze? — Bei dem, der mich hat entsprossen lassen von Kaile!*) — der den Mangel mir gab zu Theile! — ich habe nicht, wo ich die Nacht verweile.

Hareth Ben Hemmam erzählt: Um seine Nothdurft zu letzen — und zugleich seinen Witz auf die Probe zu setzen, — nahm ich ein Goldstück und wies es — und sagte: Dein ist dieses, — wenn du uns in Versen sein Lob lässest hören. — Und auf der Stelle ließ er sprudeln seine Brunnenröhren:

Gesegnet sei der Gelbe mit dem lichten Rand,
Der wie die Sonne wandelt über Meer und Land,
In jeder Stadt daheim, zu Haus an jedem Strand,
Gegrüßt mit Ehrfurcht, wo sein Name wird genannt.
Er geht als wie ein edler Gast von Hand zu Hand,
Empfangen überall mit Lust, mit Leid entsandt.
Er schlichtet jedes menschliche Geschäft gewandt,
In jeder Schwierigkeit ist ihm ein Rath bekannt.
Er pocht umsonst nicht an die taube Felsenwand,
Und etwas fühlt für ihn ein Herz, das nichts empfand.
Er ist der Zaubrer, dem sich keine Schlang' entwand,
Der Schöne, welchem keine Schönheit widerstand,
Der Held, der ohne Schwertstreich Helden überwand,
Der Schwachen Kräfte giebt und Thörichten Verstand,
Und Selbstvertraun einflößet, das mit Stolz ermannt.
Wer ihn zum Freund hat, ist den Fürsten anverwandt,
Wenngleich sein Stammbaum auf gemeinem Boden stand.
Der trifft des Wunsches Ziel, dem er den Bogen spannt.
Er ist des Königs Kron' und seiner Herrschaft Pfand,
Er ist der Erde Kern, und alles sonst ist Tand.

Und wie er war am Ende, — streckte er seine Hand nach der Spende — und rief: Wer verspricht, muß segnen; — die Wolke, die donnert, muß regnen. — Da gab ich ihm das Goldstück hin — und sprach: Sei es dir zum Gewinn! — Er schob es in seinen Mund — und sprach: Gott erhalte mir's gesund! — Dann macht' er sich auf, von dannen zu wanken — mit Grüßen und Danken. — Doch der Duft des Geistes, den er verstreute, — berauschte mich so, daß ich nicht Aufwand scheute. — Ein zweites Goldstück nahm ich aus der Tasche — und sprach: Da, hasche! — Dieses ist dein, wenn du nach seinem Adel — uns nun auch hören lässest seinen Tadel. — Da ließ er auf der Stelle — noch einmal rauschen die Welle:

Verflucht der Heuchler mit dem doppelten Gesicht,
Dem kalten Herzen und dem Lächeln, das besticht!
Er ziert sich wie ein Liebchen, und wer liebt es nicht?
Und wie Verliebte schmachtet er, der Bösewicht.
Er stammt vom Abgrund, aus den Finsternissen dicht,
Doch überstrahlt sein falscher Schein der Sonne Licht;
Die Wahrheit dringt nicht durch das Trugnetz, das er flicht.
Er giebt der Welt in allem Bösen Unterricht,
Lehrt, wie man falsche Eide schwört und Treue bricht.
Er ist's, um den man streitet, tobt und kämpft und ficht,
Er ist's, der aus des Richters Mund dein Urtheil spricht,
Um den der Dieb die Hand verliert am Hochgericht.
Für ihn verkauft man seinen Glauben, seine Pflicht,
Für ihn erkauft der Schlechte sich ein Lobgedicht.
Er ist's, um den das Herz aus Furcht dem Geiz'gen bricht,
Er ist's, um den des Neides Blick den Reichen sticht.
Das Schlimmste ist: Wer ihn bewahrt, dem nutzt er nicht,
Und wer ihn nutzt, der thut dadurch auf ihn Verzicht.
Darum verachtet ihn ein edler Mann und spricht:
Du Taugenichts, hinweg von meinem Angesicht!

*) Arabischer Stammname.

Ich rief: Gott müsse deinen edlen Mund vergulden! — Doch er rief: Versprechen macht Schulden! — und ich gab ihm den zweiten Gulden — und sprach: Verwend' ihn zum Erwerb von Gottes Hulden! — Er schob ihn mit Dankgeflüster — in den Mund zu seinem Geschwister, — und hinkte ab am Stabe, — preisend Geber und Gabe.

Hareth Ben Hemmam spricht: Mir sagte das Herz, es sei Abu Seid, — und seine Lahmheit ein angelegtes Kleid. — Ich hielt ihn an und rief: Bei Gottes Gnade! — Dein Witz verrieth dich; warum gehst du nicht gerade? — Er sprach: Und bist du der Hareth? — So bleibe mir ewig schwarz gehaaret, — der Lust gepaaret, — den Frohen und Edlen geschaaret! — Ich sprach: Ich bin der Hareth Ben Hemmam; wie geht es mit dir und deinem Kram? — Er sprach: Bald frisch, bald lahm; — ich segle mit zweierlei Winden, — gelinden und ungelinden. — Ich sprach: Du solltest dich schämen, — Zuflucht zu einem Gebrechen zu nehmen. — Da verfinsterten sich seine Mienen, — und er sprach: Laß dir dienen!

Ich hinke, doch nicht aus Vergnügen am Hinken,
Ich hink', um zu essen, ich hink', um zu trinken.
Ich hinke, wo Sterne der Hoffnung mir winken,
Ich hinke, wo Gulden entgegen mir blinken.
Was man nicht erfliegen kann, muß man erhinken.
Viel besser ist hinken, als völlig zu sinken.
Die Schrift sagt: Es ist keine Sünde zu hinken.

Fr. Rückert (1826). (Nach den „Makamen" des Hariri von Bosra.)

121. Aus den geharnischten Sonetten.

1.

1. Nicht mehr das Gold und Silber will ich preisen;
   Das Gold und Silber sank herab zum Tande,
   Weil würdiglich vom ernsten Vaterlande
   Statt Golds und Silbers ward erhöht das Eisen.
2. Wer Kraft im Arm hat, geh', sie zu beweisen,
   Ein Eisenschwert zu schwingen ohne Schande,
   Es heim zu tragen mit zerhau'nem Rande,
   Und dafür zu empfahn ein Kreuz von Eisen.
3. Ihr goldnen, silbren Ordenszeichen alle,
   Brecht vor dem stärkeren Metall in Splitter,
   Fallt, denn ihr rettetet uns nicht vom Falle;
4. Nur ihr, zukünft'ge neue Eisenritter,
   Macht euch hinfort zu einem Eisenwalle
   Dem Vaterland, das Kern jetzt sucht statt Flitter!

2.

1. Wir schlingen unsre Händ' in einen Knoten;
   Zum Himmel heben wir den Blick und schwören;
   Ihr alle, die ihr lebet, sollt es hören,
   Und, wenn ihr wollt, so hört auch ihr's, ihr Todten!
2. Wir schwören: stehn zu wollen den Geboten
   Des Land's, deß Mark wir tragen in den Röhren,
   Und diese Schwerter, die wir hier empören,
   Nicht eh'r zu senken, als vom Feind zerschroten.
3. Wir schwören: daß kein Vater nach dem Sohne
   Soll fragen, und nach seinem Weib kein Gatte,
   Kein Krieger fragen soll nach seinem Lohne,
4. Noch heimgehn, eh' der Krieg, der nimmersatte,
   Ihn selbst entläßt mit einer blut'gen Krone,
   Daß man ihn heile, oder ihn bestatte.

3.

1\. Der alte Fritz saß drunten in den Nächten
Auf einem Thron, aus Thatenglanz gewoben,
Und dachte, weil den Busen Seufzer hoben,
An sein einst freies Volk, das ward zu Knechten.
2\. Da kam, so lange von des Schicksals Mächten
Im ird'schen Stand des Lebens aufgehoben,
Sein alter Bruder kam jetzt her von droben;
Den sah er und hob an: Will's noch nicht fechten?
3\. Der aber sprach: Ich komme, vom Geschicke
Zu dir gesandt, als Bote, daß erschienen
Jetzt ist die Stunde, wo es bricht die Stricke.
4\. Da sprang der alte König auf mit Mienen,
Als ob er selbst zu neuem Kampf sich schicke,
Und sprach: „Jetzt will ich wieder sein mit ihnen."

4.

1\. „Das Schwert, das Schwert, das ich in meinen Tagen
Geschwungen, ich vergaß in wie viel Schlachten!
Das Schwert, ob dessen Klang nicht Feinde lachten,
Als sie bei Roßbach und bei Lissa lagen!
2\. Das Schwert, wer nahm's von meinen Sarkophagen?
Weß sind die Hände, die so keck sich machten,
Daß sie von dort zu seiner Schmach es brachten
Dahin, wo niemand ist, der es kann tragen?
3\. Ihr Söhne Preußens aus dem West und Oste,
Wie viel der Schwerter könnt ihr aus dem Frieden
Noch ziehn, die nicht gefressen sind vom Roste?
4\. Und könnt ihr Schwerter eilig g'nug nicht schmieden,
So nehmt nur Hack' und Sens', und, was es koste,
Holt mir mein Schwert her von den Invaliden!"

Fr. Rückert (1813).

122. An Luise, Königin von Preußen.

1\. Erwäg' ich, wie in jenen Schreckenstagen
Still deine Brust verschlossen, was sie litt,
Wie du das Unglück mit der Grazie Tritt
Auf jungen Schultern hast getragen,*

2\. Wie von des Kriegs zerrissnem Schlachtenwagen
Selbst oft die Schaar der Männer zu dir schritt,
Wie trotz der Wunde, die dein Herz durchschnitt,
Du stets der Hoffnung Fahn' uns vorgetragen:

3\. O Herrscherin, die Zeit dann möcht' ich segnen!
Wir sahn die Anmuth endlos niederregnen,
Wie groß du warst, das ahndeten wir nicht.

4\. Dein Haupt scheint wie von Strahlen mir umschimmert;
Du bist der Stern, der voller Pracht erst flimmert,
Wenn er durch finstre Wetterwolken bricht.

H. v. Kleist (1810).

123. Aufruf.

1\. Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.

* Hier fehlt ein Versfuß. In der Ausgabe der Kleistischen Schriften von Jul. Schmidt ist ergänzt: Auf jungen Schultern edel hast getragen. Nach M. Bernays schrieb Kleist vermuthlich: Auf jungen Schultern herrlich hast getragen.

Du sollst den Stahl in Feindesherzen tauchen;
Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat ist reif; ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
Drück' dir den Speer ins treue Herz hinein:
Der Freiheit eine Gasse! — Wasch' die Erde,
Dein deutsches Land, mit deinem Blute rein!

2. Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen;
Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
Hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen;
Errette sie mit deiner Freiheit Sieg!
Das Winseln deiner Greise ruft: „Erwache!"
Der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut,
Die Schande deiner Töchter schreit um Rache,
Der Meuchelmord der Söhne schreit nach Blut.

3. Zerbrich die Pflugschar, laß den Meißel fallen,
Die Leier still, den Webstuhl ruhig stehn!
Verlasse deine Höfe, deine Hallen!
Vor dessen Antlitz deine Fahnen wallen,
Er will sein Volk in Waffenrüstung sehn.
Denn einen großen Altar sollst du bauen
In seiner Freiheit ew'gem Morgenroth;
Mit deinem Schwert sollst du die Steine hauen;
Der Tempel gründe sich auf Heldentod. —

4. Was weint ihr, Mädchen, warum klagt ihr, Weiber,
Für die der Herr die Schwerter nicht gestählt,
Wenn wir entzückt die jugendlichen Leiber
Hinwerfen in die Schaaren eurer Räuber,
Daß euch des Kampfes kühne Wollust fehlt?
Ihr könnt ja froh zu Gottes Altar treten!
Für Wunden gab er zarte Sorgsamkeit,
Gab euch in euern herzlichen Gebeten
Den schönen reinen Sieg der Frömmigkeit.

5. So betet, daß die alte Kraft erwache,
Daß wir dastehn, das alte Volk des Siegs!
Die Märtyrer der heil'gen deutschen Sache,
O ruft sie an als Genien der Rache,
Als gute Engel des gerechten Kriegs!
Luise, schwebe segnend um den Gatten;
Geist unsers Ferdinand, voran dem Zug!
Und all' ihr deutschen, freien Heldenschatten,
Mit uns, mit uns und unsrer Fahnen Flug!

6. Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen!
Drauf, wackres Volk! Drauf! ruft die Freiheit, drauf!
Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine Eichen,
Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen?
Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf!
Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
In deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz:
Vergiß die treuen Todten nicht, und schmücke
Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!

Th. Körner (März 1813).

124. Kriegslied.

1. Empor mein Volk! das Schwert zur Hand,
Und brich hervor in Haufen!
Vom heil'gen Zorn ums Vaterland
Mit Feuer laß dich taufen!
Der Erbfeind bot dir Schmach und Spott,
Das Maß ist voll, zur Schlacht mit Gott!
Vorwärts!

2. Dein Haus in Frieden auszubaun
Stand all dein Sinn und Wollen,
Da bricht den Hader er vom Zaun,
Von Gift und Neid geschwollen.
Komm' über ihn und seine Brut
Das frevelhaft vergoss'ne Blut!
Vorwärts!

3. Wir träumen nicht von raschem Sieg,
Von leichten Ruhmeszügen;
Ein Weltgericht ist dieser Krieg
Und stark der Geist der Lügen;
Doch der einst unsrer Väter Burg,
Getrost, er führt auch uns hindurch!
Vorwärts!

4. Schon läßt er klar bei Tag und Nacht
Uns seine Zeichen schauen;
Die Flammen hat er angefacht
In allen deutschen Gauen;
Von Stamm zu Stamme lodert's fort,
Kein Mainstrom mehr, kein Süd und Nord!
Vorwärts!

5. Voran denn, kühner Preußenaar,
Voran durch Schlacht und Grausen!
Wie Sturmwind schwellt dein Flügelpaar
Vom Himmel her ein Brausen;
Das ist des alten Blüchers Geist,
Der dir die rechte Straße weist!
Vorwärts!

6. Flieg, Adler, flieg! Wir stürmen nach,
Ein einig Volk in Waffen,
Wir stürmen nach, ob tausendfach
Des Todes Pforten klaffen.
Und fallen wir: flieg, Adler, flieg!
Aus unserm Blute wächst der Sieg!
Vorwärts!

E. Geibel (1870).

125. Frühlingsgruß an das Vaterland.

1. Wie mir deine Freuden winken
Nach der Knechtschaft, nach dem Streit!
Vaterland, ich muß versinken
Hier in deiner Herrlichkeit.
Wo die hohen Eichen sausen,
Himmelan das Haupt gewandt,
Wo die starken Ströme brausen,
Alles das ist deutsches Land.

2. Von dem Rheinfall hergegangen
Komm' ich, von der Donau Quell,
Und in mir sind aufgegangen
Liebessterne mild und hell;
Niedersteigen will ich, strahlen
Soll von mir der Freudenschein
In des Neckars frohen Thalen
Und am silberblauen Main.

3. Weiter, weiter mußt du dringen,
Du mein deutscher Freiheitsgruß,
Sollst vor meiner Hütte klingen
An dem fernen Memelfluß.
Wo noch deutsche Worte gelten,
Wo die Herzen, stark und weich,
Zu dem Freiheitskampf sich stellten,
Ist auch heil'ges deutsches Reich.

4. Alles ist in Grün gekleidet,
Alles strahlt im jungen Licht,
Anger, wo die Herde weidet,
Hügel, wo man Trauben bricht;
Vaterland! in tausend Jahren
Kam dir solch ein Frühling kaum;
Was die hohen Väter waren,
Heißet nimmermehr ein Traum.

5. Aber einmal müßt ihr ringen
Noch in ernster Geisterschlacht
Und den letzten Feind bezwingen,
Der im Innern drohend wacht:
Haß und Argwohn müßt ihr dämpfen,
Geiz und Neid und böse Lust —
Dann nach schweren, langen Kämpfen
Kannst du ruhen, deutsche Brust.

6. Jeder ist dann reich an Ehren,
Reich an Demuth und an Macht;
So nur kann sich recht verklären
Unsers Kaisers heil'ge Pracht.
Alte Sünden müssen sterben
In der gottgesandten Flut,
Und an einen sel'gen Erben
Fallen das entsühnte Gut.

7. Segen Gottes auf den Feldern,
In des Weinstocks heil'ger Frucht,
Manneslust in grünen Wäldern,
In den Hütten frohe Zucht;
In der Brust ein frommes Sehnen,
Ew'ger Freiheit Unterpfand,
Liebe spricht in zarten Tönen
Nirgends wie im deutschen Land.

8. Ihr in Schlössern, ihr in Städten,
Welche schmücken unser Land,
Ackersmann, der auf den Beeten
Deutsche Frucht in Garben band,

Traute deutsche Brüder, höret
Meine Worte, alt und neu;
Nimmer wird das Reich zerstöret,
Wenn ihr einig seid und treu!

M. v. Schenkendorf (1814).

126. Friedensfeier.

1. Flammt auf von allen Spitzen,
Ihr Feuer deutscher Lust,
Und weckt mit euren Blitzen
Ein Danklied jeder Brust.
Das grause Spiel der Waffen
Mit Gott ist's abgethan,
Und die das Schwert geschaffen,
Die Palmenzeit bricht an.

2. Nun ward in Eins geschmiedet
Was eitel Stückwerk war,
Nun liegt das Reich umfriedet
Vor Arglist und Gefahr.
Vom Alpenglühn zum Meere,
Vom Haff zur Mosel weht
Das Banner deutscher Ehre
In junger Majestät.

3. Wie braust von Stamm zu Stamme
Ein Leben reich und stolz,
Seit der Begeistrung Flamme
Was starr sich mied verschmolz,
Und am vereinten Werke
Des Südens Flügelkraft,
Des Nordens klare Stärke
Wetteifernd ringt und schafft.

4. Zieh' ein zu allen Thoren
Du starker, deutscher Geist,
Der aus dem Licht geboren
Den Pfad ins Licht uns weist,
Und gründ' in unsrer Mitte,
Wehrhaft und fromm zugleich,
In Freiheit, Zucht und Sitte
Dein tausendjährig Reich!

E. Geibel (1871).

127. Der siebzigste Geburtstag.

Auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens,
Saß der redliche Tamm in dem Lehnstuhl, welcher mit Schnitzwerk
Und braunnarbigem Jucht voll schwellender Haare geziert war:
Tamm, seit vierzig Jahren in Stolp, dem gesegneten Freidorf,
Organist, Schulmeister zugleich und ehrsamer Küster,
Der fast allen im Dorf, bis auf wenige Greise der Vorzeit,
Einst Taufwasser gereicht und Sitte gelehrt und Erkenntniß,
Dann zur Trauung gespielt und hinweg schon manchen gesungen.
Oft nun faltend die Händ', und oft mit lauterem Murmeln
Las er die tröstenden Sprüch' und Ermahnungen. Aber allmählich
Starrte sein Blick, und er sank in erquickenden Mittagsschlummer.
Festlich prangte der Greis in gestreifter kalmankener Jacke;
Und bei entglittener Brill' in silberfarbenem Haupthaar
Lag auf dem Buche die Mütze von violettenem Sammet,
Mit Fuchspelze verbrämt und geschmückt mit goldener Trodbel.

Denn er feierte heute den siebzigsten frohen Geburtstag,
Froh des erlebeten Heils. Sein einziger Sohn Zacharias,
Welcher als Kind auf dem Schemel gepredigt und, von dem Pfarrer
Ausersehn für die Kirche, mit Noth vollendet die Laufbahn
Durch die lateinische Schul' und die theuere Akademie durch, —
Der war jetzt einhellig erwähleter Pfarrer in Merlitz
Und seit kurzem vermählt mit der wirthlichen Tochter des Vorfahrs.
Ferner hatte der Sohn zur Verherrlichung seines Geburtstags
Edlen Toback mit der Fracht und stärkende Weine gesendet,
Auch in dem Briefe gelobt, er selbst und die freundliche Gattin,
Hemmeten nicht Hohlweg' und verschneiete Gründe die Durchfahrt,
Sicherlich kämen sie beide, das Fest mit dem Vater zu feiern
Und zu empfahn den Segen von ihm und der würdigen Mutter.
Eine versiegelte Flasche mit Rheinwein hatte der Vater
Froh sich gespendet zum Mahl und mit Mütterchen auf die Gesundheit
Ihres Sohns Zacharias gellingt und der freundlichen Gattin,

Die sie so gern noch sähen und Töchterchen nennten und bald auch
Mütterchen, ach! an der Wiege der Enkelin oder des Enkels.
Viel noch sprachen sie fort von Tagen des Grams und der Tröstung,
Und wie sich alles nunmehr auflöst' in behagliches Alter:

„Gutes gewollt, mit Vertraun und Beharrlichkeit, führet zum Ausgang!
Solches erfuhren wir selbst, du Trauteste, solches der Sohn auch.
Hab' ich doch immer gesagt, wenn du weintest: Frau, nur geduldig!
Bet' und vertrau'! Je größer die Noth, je näher die Rettung.
Schwer ist aller Beginn; wer getrost fortgehet, der kommt an!“

Feuriger rief es der Greis und las die erbauliche Predigt
Nach, wie den Sperling ernähr' und die Lilie kleide der Vater.
Doch der balsamische Trank, der altende, löste dem Alten
Sanft den behaglichen Sinn und duftete süße Betäubung.

Mütterchen hatte mit Sorg' ihr freundliches Stübchen gezieret,
Wo von der Schule Geschäft sie ruheten, und der Bewirthung
Rechtliche Gäst' aufnahmen, den Prediger und den Verwalter;
Hatte gefegt und gekühlt und mit feinerem Sande gestreuet,
Reine Gardinen gehängt um Fenster und luftigen Alkov,
Mit rothblumigem Teppich gedeckt den eichenen Klapptisch,
Und das bestäubte Gewächs am sonnigen Fenster gereinigt,
Knospende Ros' und Levkoj' und spanischen Pfeffer und Goldlack,
Samt dem grünenden Korb Maililien hinter dem Ofen.
Ringsum blinkten gescheu'rt die zinnernen Teller und Schüsseln
Auf dem Gesims'; auch hingen ein Paar Stettinische Krüge
Blaugeblümt an den Pflöcken, die Feuerkieke von Messing,
Besem und Mangelholz und die zierliche Elle von Nußbaum.
Aber das grüne Klavier, vom Greise gestimmt und besaitet,
Stand mit bebildertem Deckel und schimmerte; unten befestigt
Hing ein Pedal; es lag auf dem Pult ein offnes Choralbuch.
Auch den eichenen Schrank mit geflügelten Köpfen und Schnörkeln,
Schraubenförmigen Füßen und Schlüsselschilden von Messing
(Ihre selige Mutter, die Küsterin, kauft' ihn zum Brautschatz)
Hatte sie abgestäubt und mit glänzendem Wachse gebohnet.
Oben stand auf Stufen ein Hund und ein züngelnder Löwe,
Beide von Gyps, Trinkgläser mit eingeschliffenen Bildern,
Zween Theetöpfe von Zinn und irdene Tassen und Aepfel.

Als sie den Greis wahrnahm, wie er ruht' in athmendem Schlummer,
Stand das Mütterchen auf vom binsenbeflochtenen Spinnstuhl,
Langsam, trippelte dann auf knirrendem Sande zur Wanduhr
Leis' und knüpfte die Schnur des Schlaggewichts an den Nagel,
Daß ihm den Schlaf nicht störte das klingende Glas und der Kuckuk.
Jetzo sah sie hinaus, wie die stöbernden Flocken am Fenster
Rieselten, und wie der Ost dort wirbelte, dort in den Eschen
Rauscht' und der hüpfenden Kräh'n Fußtritte verweht' an der Scheuer.
Lange mit ernstem Gesicht, ihr Haupt und die Hände bewegend,
Stand sie vertieft in Gedanken und flüsterte halb, was sie dachte:

„Lieber Gott, wie es stürmt und der Schnee in den Gründen sich aufhäuft!
Armer, wer jetzt auf Reisen hindurch muß, ferne der Einkehr!
Auch wer, Weib zu erwärmen und Kind, auswandert nach Reisholz,
Hungrig oft und zerlumpt! Kein Mensch wohl jagte bei solchem
Wetter den Hund aus der Thür, wer seines Viehs sich erbarmet!
Dennoch kommt mein Söhnchen, das Fest mit dem Vater zu feiern!
Was er wollte, das wollt' er, von Kind auf. Gar zu besonders
Wühlt mir das Herz. Und seht, wie Katz' auf dem Tritte des Tisches
Schnurrt und das Pfötchen sich leckt, auch Bart und Nacken sich putzet!
Das bedeutet ja Fremde, nach aller Vernünftigen Urtheil.“

Sprach's und trat an den Spiegel, die festliche Haube zu ordnen,
Welche der Vater verschob, mit dem Kuß ausgleichend den Zwiespalt;
Denn er leerte das Glas auf die Enkelin, sie auf den Enkel.
„Nicht ganz schäme sich meiner die Frau im modischen Kopfzeug!"
Dachte sie leis' im Herzen und lächelte selber der Thorheit.

Neben dem schlummernden Greis', an der anderen Ecke des Tisches,
Deckte sie jetzo ein Tuch von feingemodeltem Drillich,
Stellete dann die Tassen mit zitternden Händen in Ordnung;
Auch die blecherne Dos', und darin großklumpigen Zucker,
Trug sie hervor aus dem Schrank und scheuchte die sumsenden Fliegen,
Die ihr Mann mit der Klappe verschont zur Wintergesellschaft;
Auch dem Gesims' enthob sie ein Paar Thonpfeifen mit Posen,
Grün und roth, und legte Toback auf den zinnernen Teller.

Als sie drinnen nunmehr den Empfang der Kinder bereitet,
Ging sie hinaus vorsichtig, damit nicht knarrte der Drücker.
Aus der Gesindestube darauf, vom rummelnden Spulrad,
Rief sie, die Thür halb öffnend, Marie, die geschäftige Hausmagd,
Welche gehaspeltes Garn von der Wind' abspulte zum Weben,
Hastiges Schwungs, von dem Weber gemahnt und eigenem Ehrgeiz.
Heiser ertönte der Ruf; und gehemmt war plötzlich der Umschwung:

„Flink, lebendige Kohlen, Marie, aus dem Ofen gescharret,
Dicht an die Platte der Wand, die den Lehnstuhl wärmet im Rücken;
Daß ich frisch (denn er schmeckt viel kräftiger) brenne den Kaffee.
Heize mit Kien dann wieder und Torf und büchenem Stammholz,
Ohne Geräusch, daß nicht aus dem Schlaf erwache der Vater.
Sinkt das Feuer in Glut, dann schiebe den knorrigen Klotz nach,
Der in der Nacht fortglimmt, dem leidigen Froste zur Abwehr.
Siebzigjährige sind nicht Fröstlinge, wenn sie im Sommer
Gern an der Sonn' ausruhn und am wärmenden Ofen im Winter.
Auch für die Kinderchen wohl braucht's gründliche Wärme zum Aufthaun."

Und der Ermahnenden folgte Marie und sprach im Herausgehn:
„Barsch durchkältet der Ost; wer im Sturm lustreiset, ist unklug;
Nur ein wähliges Paar, wie das unsrige, dammelt hindurch wohl.
Wärmenden Trank auch bracht' ich den Kälberchen heut und den Milchküh'n,
Auch viel wärmende Streu in das Fach. Schönmädchen und Blüming
Brummten am Trog und leckten die Hand und ließen sich krauеln."

Sprach's, und sobald sie dem Ofen die funkelnden Kohlen entscharret,
Legte sie Feurung hinein und weckte die Glut mit dem Blasbalg,
Hustend, und schimpfte den Rauch und wischte die thränenden Augen.

Emsig stand an dem Herde das Mütterchen, braunte den Kaffee
Ueber der Glut in der Pfann' und rührte mit hölzernem Löffel;
Knatternd schwitzten die Bohnen und bräunten sich, während ein dicker,
Duftender Qualm aufdampfte, die Küch' und die Diele durchräuchernd.
Sie nun langte die Mühle herab vom Gesimse des Schornsteins,
Schüttete Bohnen darauf, und fest mit den Knieen sie zwängend,
Hielt sie den Rumpf in der linken und drehete munter den Knopf um;
Oft auch hüpfende Bohnen vom Schoß haushälterisch sammelnd,
Goß sie auf graues Papier den grobgemahlenen Kaffee.
Plötzlich hemmte sie nun die rasselnde Mühl' in dem Umlauf,
Und zu Marie, die den Ofen verspündete, sprach sie gebietend:

„Eile, Marie, und sperre den wachsamen Hund in das Backhaus,
Daß, wenn der Schlitten sich naht, das Gebell nicht störe den Vater.
Denkt auch Thoms an die Karpfen für unseren Sohn und den Pastor,
Der uns zu Abend beehrt? Ihr Lieblingsessen von Alters
Hol' er vor dunkeler Nacht, sonst geht ihm der kitzlige Fischer

Schwerlich zum Hälter hinab. Aus Vorsicht bring' ihm den Beutel!
Wenn er auch trockenes Holz für die Bratgans, die wir gestopfet,
Splitterte! Bring' ihm das Beil und bedeut' ihn! Dann im Vorbeigehn
Steig' auf den Taubenschlag und sieh, ob der Schlitten nicht ankommt."

Kaum gesagt, so eilte Marie, die geschäftige Hausmagd,
Nehmend von rußichter Mauer das Beil und den maschigen Beutel;
Lockte den treuen Monarch mit Geburtstagsbrocken zum Backhaus,
Fern an den Garten hinab und schloß mit der Krampe den Kerker.
Anfangs kratzte der Dogg' und winselte; aber sobald er
Wärme roch vom frischen Gebäck des festlichen Brotes,
Sprang er behend auf den Ofen und streckt' ausruhend die Glieder.
Jene lief in die Scheune, wo Thoms mit gewaltiger Arbeit
Häckerling schnitt, denn ihn fror, und sie sagt' in der Eile den Auftrag:

„Splittere Holz für die Gans und hol' in dem Beutel die Karpfen,
Thoms, vor dunkeler Nacht; sonst geht dir der kitzlige Fischer
Schwerlich zum Hälter hinab, trotz unserem Sohn und dem Pastor!"

Thoms antwortete drauf und stellte die Häckerlingslad' hin:
„Splitter, Marie, und Karpfen verschaff' ich dir, früher, denn noth ist.
Wenn an dem heutigen Tage sich kitzlig zeiget der Fischer,
Treib' ich den Kitzel ihm aus; und bald ist der Hälter geöffnet!"

Also der rüstige Knecht; da rannte sie durch das Gestöber,
Stieg auf den Taubenschlag und pustete, rieb sich die Hände,
Steckte sie unter die Schürz' und schlug sich über die Schultern.
Als sie mit schärferem Blick in des Schnees umnebelnden Wirbeln
Spähete, siehe da kam's mit verdecktem Gestühl wie ein Schlitten,
Welcher vom Berg in das Dorf herklingelte. Schnell von der Leiter
Stieg sie herab und brachte der emsigen Mutter die Botschaft,
Welche der Milch abschöpfte den Rahm zu festlichem Kaffee:

„Mutter, es kommt wie ein Schlitten; ich weiß nicht sicher, doch glaub' ich!
Also Marie; da verlor die erschrockene Mutter den Löffel;
Unter ihr bebten die Knie', und sie lief mit klopfendem Herzen,
Athemlos; ihr entflog im hastigen Lauf der Pantoffel.
Jene lief zur Pfort' und öffnete. Näher und näher
Kam das Gelling' und das Klatschen der Peitsch' und der Pferde Getrampel.
Nun, nun lenkten herein die muthigen Ross' in den Hofraum,
Blankgeschirrt; und der Schlitten mit halb schon offnem Verdeckstuhl
Hielt an der Thür', und es schnoben, beschneit und dampfend, die Renner.

Mütterchen rief: „Willkommen!" daher, „Willkommen ihr Kindlein!
Lebt ihr auch noch?" und reichte die Händ' in den schönen Verdeckstuhl;
„Lebt in dem grimmigen Ost mein Töchterchen?" Dann, für sich selber
Nur zu sorgen ermahnt: „Laßt, Kinderchen!" sprach sie, „dem Sturmwind
Wehret das Haus! Ich bin ja vom eisernen Kerne der Vorwelt!
Stets war unser Geschlecht steinhart und Verächter des Wetters;
Aber die jüngere Welt ist zart und scheuet die Zugluft."

Sprach's und den Sohn, der dem Schlitten entsprang, umarmte sie eilig,
Hüllte das Töchterchen dann aus bärenzottigem Fußsack.
Und liebkosete viel mit Kuß und bedauerndem Streicheln,
Zog dann beid', in der Linken den Sohn, in der Rechten die Tochter,
Rasch in das Haus, dem Gesinde des Fahrzeugs Sorge vertrauend.

„Aber wo bleibt mein Vater? Er ist doch gesund am Geburtstag?"
Fragte der Sohn. Schnell tuschte mit winkendem Haupte die Mutter:

„Still! das Väterchen hält noch Mittagsschlummer im Lehnstuhl!
Laß mit kindlichem Kuß dein junges Gemahl ihn erwecken;
Dann wird wahr, daß Gott im Schlafe die Seinigen segnet!"

Sprach's und führte sie leis in der Schule gesäubertes Zimmer,
Voll von Tisch und Gestühl, Schreibzeug und bezifferten Tafeln,
Wo sie an Pflöck' aufhängte die nordische Wintervermummung,
Mäntel, mit Flocken geweißt, und der Tochter bewunderten Leibpelz,
Auch den Flor, der die Wange geschirmt, und das seidene Halstuch.
Und sie umschloß die Enthüllten mit strömender Thräne der Inbrunst:

„Tochter und Sohn, willkommen! ans Herz! willkommen noch einmal!
Ihr, uns Altenden Freud', in Freud' auch altet und greiset,
Stets einmüthiges Sinns, und umwohnt von gedeihenden Kindern!
Nun mag brechen das Auge, da dich wir gesehen im Amtsrock,
Sohn, und dich ihm vermählt, du frisch aufblühendes Herzblatt!
Armes Kind, wie das ganze Gesicht roth glühet vom Ostwind!
O du Seelengesicht! Denn ich dutze dich, weil du es forderst!
Aber die Stub' ist warm, und gleich soll der Kaffee bereit sein!"

Ihr um den Nacken die Arme geschmiegt, liebkoste die Tochter:
„Mutter, ich dutze dich auch, wie die leibliche, die mich geboren;
Also geschah's in der Bibel, da Herz und Zunge vereint war:
Denn du gebarst und erzogst mir den wackeren Sohn Zacharias,
Der an Wuchs und Gemüth, wie er sagt, nachartet dem Vater.
Mütterchen, habe mich lieb, ich will auch artiges Kind sein;
Fröhliches Herz und rothes Gesicht, das hab' ich beständig,
Auch wenn der Ost nicht weht. Mein Väterchen sagte mir oftmals,
Klopfend die Wang', ich würde noch krank vor lauter Gesundheit."

Jetzo sagte der Sohn, sein Weib darstellend der Mutter:
„Mütterchen, nehmt sie auf Glauben. So zart und geschlank, wie sie dasteht,
Ist sie mit Leib und Seele vom edelsten Kerne der Vorwelt.
Daß sie der Mutter nur nicht das Herz abschwatze des Vaters!
Komm denn und bring' als Gabe den zärtlichsten Kuß zum Geburtstag."

Schalkhaft lächelte drob und sprach die treffliche Gattin:
„Nicht zur Geburtstagsgabe! Was Besseres bring' ich im Koffer
Unserem Vater zur Lust und dem Mütterchen, ohne dein Wissen!"

„Sprach's und faßte dem Manne die Hand; die führende Mutter
Oeffnete leise die Thür' und ließ die Kinder hineingehn.
Aber die junge Frau, voll Lieb' im lächelnden Antlitz,
Hüpfte voraus und küßte den Greis. Mit verwunderten Augen
Sah er empor und hing in der trautesten Kinder Umarmung.

J. H. Voß (1781). (In einfacherer Gestalt bereits 1771 erschienen.)

128. Der alte Thurmhahn.

Zu Cleversulzbach im Unterland
Hundert und dreizehn Jahr ich stand,
Auf dem Kirchthurm ein guter Hahn,
Als ein Zierrath und Wetterfahn'.
In Sturm und Wind und Regennacht
Hab' ich allzeit das Dorf bewacht.
Manch falber Blitz hat mich gestreift,
Der Frost mein'n rothen Kamm bereift,
Auch manchen lieben Sommertag,
Da man gern Schatten haben mag,
Hat mir die Sonne unverwandt
Auf meinen goldigen Leib gebrannt.
So ward ich schwarz für Alter ganz,
Und weg ist aller Glitz und Glanz.
Da haben sie mich denn zuletzt
Veracht't und schmählich abgesetzt.

Meinthalb! so ist der Welt ihr Lauf,
Jetzt thun sie einen andern 'nauf.
Stolzir', prachtir' und dreh' dich nur!
Dir macht der Wind noch andre Cour.
Ade, o Thal, du Berg und Thal!
Rebhügel, Wälder allzumal!
Herzlieber Thurn und Kirchendach,
Kirchhof und Steglein übern Bach!
Du Brunnen, dahin spat und früh
Oechslein springen, Schaf' und Küh',
Hans hinterdrein kommt mit dem Stecken,
Und Bastes Eolein auf dem Schecken!
— Ihr Störch' und Schwalben, grobe Spatzen,
Euch soll ich nimmer hören schwatzen!
Lieb däucht mir jedes Drecklein itzt,

Damit ihr ehrlich mich beschmitzt.
Ade, Hochwürden, Ihr Herr Pfarr,
Schulmeister auch, du armer Narr!
Aus ist, was mich gefreut so lang,
Geläut' und Orgel, Sang und Klang.

Von meiner Höh' so sang ich dort,
Und hätt' noch lang gesungen fort,
Da kam so ein krummer Teufelshöcker,
Ich schätz', es war der Schieferdecker,
Packt mich, kriegt nach manch' hartem Stoß
Mich richtig von der Stange los.
Mein alt preßhafter Leib schier brach,
Da er mit mir fuhr ab dem Dach
Und bei den Glocken schnurrt' hinein;
Die glotzten sehr verwundert drein,
Regt' ihnen doch weiter nicht den Muth,
Dachten eben: wir hangen gut.

Jetzt thät man mich mit altem Eisen
Dem Meister Hufschmied überweisen;
Der zahlt zween Batzen und meint Wunder,
Wie viel es wär' für solchen Plunder.
Und also ich selben Mittag
Betrübt vor seiner Hütte lag.
Ein Bäumlein — es war Maienzeit —
Schneeweiße Blüten auf mich streut,
Hühner gackeln um mich her,
Unachtend, was das für ein Vetter wär'.
Da geht mein Pfarrherr nun vorbei,
Grüßt den Meister und lächelt: Ei,
Wär's so weit mit uns, armer Hahn?
Andrees, was fangt Ihr mit ihm an?
Ihr könnt ihn weder sieden noch braten,
Mir aber müßt' es schlimm gerathen,
Einen alten Kirchendiener gut
Nicht zu nehmen in Schutz und Hut.
Kommt! tragt ihn mir gleich vor ins Haus,
Trinket ein kühl Glas Wein mit aus.

Der rußig Lümmel, schnell bedacht,
Nimmt mich vom Boden auf und lacht.
Es fehlt' nicht viel, so that ich frei
Gen Himmel einen Freudenschrei.
Im Pfarrhaus, ob dem fremden Gast
War Groß und Klein erschrocken fast;
Bald aber in jedem Angesicht
Ging auf ein rechtes Freudenlicht.
Frau, Magd und Knecht, Mägdlein und Buben
Den großen Göckel in der Stuben
Mit siebenfacher Stimmen Schall
Begrüßen, begucken, betasten all'.
Der Gottesmann drauf mildiglich
Mit eignen Händen trägt er mich
Nach seinem Zimmer, Stiegen auf,
Nachpolteret der ganze Hauf'.

Hier wohnt der Frieden auf der Schwell'!
In den geweißten Wänden hell
Sogleich empfing mich sondre Luft,
Bücher- und Gelahrtenduft,
Gerani- und Resedaschmack,
Auch ein Rüchlein Rauchtabak.
(Dies war mir all noch unbekannt.)
Ein alter Ofen aber stand
In der Ecke linker Hand.
Recht als ein Thurn thät er sich strecken
Mit seinem Gipfel bis zur Decken,
Mit Säulwerk, Blumwerk, kraus und spitz —
O anmuthsvoller Ruhesitz!
Zuoberst auf dem kleinen Kranz
Der Schmied mich auf ein Stänglein pflanzt'.
Betrachtet mir das Werk genau!
Mir dünckt's ein ganzer Münsterbau,
Mit Schildereien wohl geziert,
Mit Reimen christlich ausstaffirt.
Davon vernahm ich manches Wort,
Dieweil der Ofen ein guter Hort
Für Kind und Kegel und alte Leut',
Zu plaudern, wann es wind't und schneit.

Hier seht ihr seitwärts auf der Platten
Eines Bischofs Krieg mit Mäus' und Ratten,
Mitten im Rheinstrom sein Castell.
Das Ziefer kommt geschwommen schnell,
Die Knecht' nichts richten mit Waffen und Wehr,
Der Schwänze werden immer mehr.
Viel Tausend gleich in dicken Haufen
Frech an der Mauer auf sie laufen,
Fallen dem Pfaffen in sein Gemach;
Sterben muß er mit Weh und Ach,
Von den Thieren aufgefressen,
Denn er mit Meineid sich vermessen.
— Sodann König Belsazers seinen Schmaus,
Weiber und Spielleut', Saus und Braus;
Zu großem Schrecken an der Wand
Räthsel schreibt eines Geistes Hand.
— Zuletzt da vorne stellt sich für
Sara lauschend an der Thür,
Als der Herr mit Abraham
Vor seiner Hütte zu reden kam. . . . .

Seit daß ich hier bin, dünket mir
Die Winterszeit die schönste schier.
Wie sanft ist aller Tage Fluß
Bis zum geliebten Wochenschluß!
— Freitag zu Nacht, noch um die Neune,
Bei seiner Lampen Trost alleine,
Mein Herr fängt an sein Predigtlein
Studiren; anderst mag's nicht sein.
Eine Weil' am Ofen brütend steht,
Unruhig hin und dannen geht;
Sein Text ihm schon die Adern reget;
Drauf er sein Werk zu Faden schläget.

Inmittelst einmal auch etwan
Hat er ein Fenster aufgethan —
Ah, Sternenlüfteschwall wie rein
Mit Haufen dringet zu mir ein!
Den Berrenberg ich schimmern seh',
Den Schäferbühel dick mit Schnee!

Zu schreiben endlich er sich setzet,
Ein Blättlein nimmt, die Feder netzet,
Zeichnet sein Alpha und sein O
Ueber dem Exordio.
Und ich von meinem Postament
Kein Aug' ab meinem Herrlein wend';
Seh', wie er, mit Blicken steif ins Licht,
Sinnt, prüfet jedes Worts Gewicht,
Einmal sacht' eine Prise greifet,
Vom Docht den rothen Butzen streifet;
Auch dann und wann zieht er vor sich
Ein Sprüchlein an vernehmentlich,
So ich mit vorgerecktem Kopf
Begierlich bringe gleich zu Kropf.
Gemachsam kämen wir also
Bis Anfang Applicatio.

Indeß der Wächter Elfe schreit.
Mein Herr denkt, es ist Schlafenszeit;
Ruckt seinen Stuhl und nimmt das Licht;
„Gut' Nacht, Herr Pfarr!" — Er hört es nicht.

Im Finstern wär' ich denn allein.
Das ist mir eben keine Pein.
Ich hör' in der Registratur
Erst eine Weil' die Todtenuhr,
Lache den Marder heimlich aus,
Der scharrt sich müd' am Hühnerhaus;
Windwehen um das Dächlein stieben;
Ich höre, wie im Wald da drüben —
Man heißet es im Vogeltrost —
Der grimmig Winter sich erbost,
Ein Eichlein spalt't jähling mit Knallen,
Eine Buche, daß die Thäler schallen.
Du meine Güt', da lobt man sich
So frommen Ofen dankbarlich!
Er wärmelt halt die Nacht so hin,
Es ist ein wahrer Segen drin.
— Jetzt, denk' ich, sind wohl hie und dort
Spitzbuben aus auf Raub und Mord;
Denk', was eine schöne Sach' es ist,
Brave Schloß und Riegel zu jeder Frist!
Was ich wollt' machen herentgegen,
Wenn ich eine Leiter hört' anlegen;
Und sonst was so Gedanken sind;
Ein warmes Schweißlein mir entrinnt.
Um Zwei, Gottlob, und um die Drei
Glänzet empor ein Hahnenschrei,
Um Fünfe, mit der Morgenglocken,
Mein Herz sich hebet unerschrocken,
Ja voller Freuden auf es springt,
Als der Wächter endlich singt:
Wohlauf, im Namen Jesu Christ!
Der helle Tag erschienen ist!

Ein Stündlein drauf, wenn mir die Sporen
Bereits ein wenig steif gefroren,
Rasselt die Lis' im Ofen, brummt,
Bis 's Feuer angeht, faust und summt.
Dann von der Küch' rauf, gar nicht übel,
Die Supp' ich wittre, Schmalz und Zwiebel.
Endlich, gewaschen und geklärt,
Mein Herr sich frisch zur Arbeit kehrt.

Am Samstag muß ein Pfarrer sein
Daheim in seiner Klause fein,
Nicht visiteln, herumkutschiren,
Seine Faß einbrennen, sonst hantieren.
Meiner hat selten solch Gelust.
Einmal — Ihr sagt's nicht weiter just —
Zimmert' er den ganzen Nachmittag
Dem Fritz an einem Meisenschlag,
Dort an dem Tisch, und schwatzt' und schmaucht',
Mich alten Tropf kurzweilt' es auch.

Jetzt ist der liebe Sonntag da,
Es läut't zur Kirchen fern und nah.
Man orgelt schon; mir wird dabei,
Als säß' ich in der Sacristei.
Es ist kein Mensch im ganzen Haus;
Ein Mücklein hör' ich, eine Maus.
Die Sonne sich ins Fenster schleicht,
Zwischen die Cactusstöck' hinstreicht
Zum kleinen Pult von Nußbaumholz,
Eines alten Schreinermeisters Stolz;
Beschaut sich, was da liegt umher,
Concordanz und Kinderlehr',
Oblatenschachtel, Amtssigill,
Im Tintenfaß sich spiegeln will,
Zutheuerst Sand und Grus besicht,
Sich an dem Federmesser sticht
Und gleitet übern Armstuhl frank
Hinüber an den Bücherschrank.
Da stehn in Pergament und Leder
Vornan die frommen Schwabenväter:
Andreä, *Bengel*, *Rieger* zween,
Samt *Oetinger* sind da zu sehn.
Wie sie die goldnen Namen liest,
Noch goldener ihr Mund sie küßt,
Wie sie rührt an *Hillers* Harfenspiel —
Horch! klingt es nicht? so fehlt nicht viel.

Inmittelst läuft ein Spinnlein zart
An mir hinauf nach seiner Art
Und hängt sein Netz, ohn' erst zu fragen,
Mir zwischen Schnabel auf und Kragen.
Ich rühr' mich nicht aus meiner Ruh,
Schau' ihm eine ganze Weile zu.

Darüber ist es wohl geglückt,
Daß ich ein wenig eingenickt.
Nun sagt, ob es in Dorf und Stadt
Ein alter Kirchhahn besser hat?

Ein Wunsch im stillen dann und wann
Kommt einen freilich wohl noch an.
Im Sommer stünd' ich gern da drauß
Bisweilen auf dem Taubenhaus,
Wo dicht dabei der Garten blüht,
Man auch ein Stück vom Flecken sieht.
Dann in der schönen Winterzeit,
Als zum Exempel eben heut:
Ich sag' es grad' — da haben wir
Gar einen wackern Schlitten hier,
Grün, gelb und schwarz; — er ward verwichen
Erst wieder sauber angestrichen!
Vorn auf dem Bogen brüstet sich
Ein fremder Vogel hoffärtig —
Wenn man mich etwas putzen wollt',
Nicht daß es drum viel kosten sollt',
Ich stünd' so gut dort als wie der
Und machet' niemand nicht Unehr'!
— Narr! denk' ich wieder, du hast dein Theil!
Willt du noch jetzo werden geil?
Mich wundert, ob dir nicht gefiel',
Daß man, der Welt zum Spott und Ziel,
Deinen warmen Ofen gar zuletzt
Mitsamt dir auf die Läufe setzt',
Daß auf dem G'sims da um dich säß'
Mann, Weib und Kind, der ganze Käs!
Du alter Scherb, schämst du dich nicht,
Auf Eitelkeit zu sein erpicht?
Geh' in dich, nimm dein Ende wahr!
Wirst nicht noch einmal hundert Jahr.

E. Mörike.

129. Aus Reineke Fuchs.

(Mit einigen Kürzungen.)

Und es trat der König hervor auf erhabene Stätte,
Sprach vom Steine herab und hieß die sämtlichen Thiere
Stille schweigen; sie sollten ins Gras nach Stand und Geburt sich
Niederlassen. Und Reineke stand an der Königin Seite;
Aber der König begann mit großem Bedachte zu sprechen:

„Schweiget und höret mich an, zusammen Vögel und Thiere,
Arm' und Reiche höret mich an, ihr Großen und Kleinen,
Meine Baronen und meine Genossen des Hofes und Hauses!
Reineke steht hier in meiner Gewalt; man dachte vor kurzem
Ihn zu hängen, doch hat er bei Hofe so manches Geheimniß
Dargethan, daß ich ihm glaube und wohlbedächtlich die Huld ihm
Wieder schenk'. — Es schützt ihn fortan und schirmt ihn mein Friede.
Nun sei allen zusammen bei Leibesleben geboten:
Reineken sollt ihr überall ehren mit Weib und mit Kindern,
Wo sie euch immer bei Tag oder Nacht hinkünftig begegnen.
Ferner hör' ich von Reinekens Dingen nicht weitere Klage;
Hat er Uebels gethan, so ist es vorüber; er wird sich
Bessern und thut es gewiß. Denn morgen wird er bei Zeiten
Stab und Ränzel ergreifen, als frommer Pilger nach Rom gehn
Und von dannen über das Meer; auch kommt er nicht wieder,
Bis er vollkommenen Ablaß der sündigen Thaten erlangt hat."
Isegrim aber und Braune, ob solchen Ausgangs erzürnet,
Traten alsbald vor König und Volk; sie redeten vieles
Wider Reineken, redeten heftig; da sagte der König:
„Hörtet ihr's nicht? Ich hab' ihn aufs neue zu Gnaden empfangen."
Zornig sagt' es der König und ließ im Augenblick beide
Fahen, binden und schließen; denn er gedachte der Worte,
Die er von Reineken hatte vernommen, und ihres Verrathes.

So veränderte sich in dieser Stunde die Sache
Reinekens völlig. Er machte sich los, und seine Verkläger
Wurden zu Schanden; er wußte sogar es tückisch zu lenken,
Daß man dem Bären ein Stück von seinem Felle herabzog,
Fuß lang, Fuß breit, daß auf die Reise daraus ihm ein Ränzel
Fertig würde; so schien zum Pilger ihm wenig zu fehlen.
Aber die Königin bat er, auch Schuh' ihm zu schaffen, und sagte:

„Ihr erkennt mich, gnädige Frau, nun einmal für Euren
Pilger; helfet mir nun, daß ich die Reise vollbringe.
Isegrim hat vier tüchtige Schuhe; da wär' es wohl billig,
Daß er ein Paar mir davon zu meinem Wege verließe;
Schafft mir sie, gnädige Frau, durch meinen Herren, den König.
Auch entbehrte Frau Gieremund wohl ein Paar von den ihren,
Denn als Hausfrau bleibt sie doch meist in ihrem Gemache."
Diese Forderung fand die Königin billig. „Sie können
Jedes wahrlich ein Paar entbehren!" sagte sie gnädig.

An den vorderen Füßen verlor Herr Isegrim also
Seine Schuhe bis an die Knorren; desgleichen verschonte
Man Frau Gieremund nicht, sie mußte die hintersten lassen.

So verloren sie beide die Haut und Klauen der Füße,
Lagen erbärmlich mit Braunen zusammen und dachten zu sterben;
Aber der Heuchler hatte die Schuh' und das Ränzel gewonnen,
Trat herzu und spottete noch besonders der Wölfin:
„Liebe, Gute!" sagt' er zu ihr: „da sehet, wie zierlich
Eure Schuhe mir stehn, ich hoffe, sie sollen auch dauern.
Wenn ich nun reise, so kann ich mich täglich der lieben Verwandten
Dankbar erinnern; Ihr habt mir die Schuhe gefällig gegeben,
Und es soll Euch nicht reuen; was ich an Ablaß verdiene,
Theil' ich mit Euch, ich hol' ihn zu Rom und über dem Meere."

Nun beschäftigte sich der Heuchler am anderen Morgen
Gleich die Schuhe zu schmieren, die seine Verwandten verloren.
Eilte dem Könige noch sich vorzustellen und sagte:
„Euer Knecht ist bereit, den heiligen Weg zu betreten,
Eurem Priester werdet Ihr nun in Gnaden befehlen,
Daß er mich segne, damit ich von hinnen mit Zuversicht scheide,
Daß mein Ausgang und Eingang gebenedeit sei!" so sprach er.
Und es hatte der König den Widder zu seinem Kaplane;
Alle geistlichen Dinge besorgt' er, es braucht' ihn der König
Auch zum Schreiber, man nannt' ihn Bellyn. Da ließ er ihn rufen,
Sagte: „Leset sogleich mir etliche heilige Worte
Ueber Reineken hier, ihn auf die Reise zu segnen,
Die er vor hat; er gehet nach Rom und über das Wasser.
Hänget das Ränzel ihm um, und gebt ihm den Stab in die Hände."

Und sich räuspernd begann Bellyn sogleich aus dem Buche
Ueber den Pilger zu lesen, doch dieser achtet' es wenig.
Und nun war der Segen gelesen, da gab man ihm weiter
Ränzel und Stab, der Pilger war fertig; so log er die Wallfahrt.
Falsche Thränen liefen dem Schelmen die Wangen hinunter
Und benetzten den Bart, als fühlt' er die schmerzlichste Reue.
Und er stand und bat, sie möchten alle getreulich
Für ihn beten, so gut sie vermöchten. Er machte nun Anstalt
Fort zu eilen, er fühlte sich schuldig und hatte zu fürchten.
„Reineke," sagte der König, „Ihr seid mir so eilig! Warum das?" —
„Wer was Gutes beginnt, soll niemals weilen," versetzte
Reineke drauf; „ich bitt' Euch um Urlaub; es ist die gerechte
Stunde gekommen, gnädiger Herr, und lasset mich wandern."
„Habet Urlaub," sagte der König; und also gebot er
Sämtlichen Herren des Hofs, dem falschen Pilger ein Stückchen
Weges zu folgen und ihn zu begleiten. Es lagen indessen
Braun und Isegrim, beide gefangen, in Jammer und Schmerzen.

Und so ging er dahin, mit stillen, frommen Gebärden,
Mit einfältigem Wesen, als wüßt' er's eben nicht anders.
Drauf erhub sich der König zurück zu seinem Palaste,

Sämtliche Thiere folgten dahin. Nach seinem Befehle
Hatten sie Reineken erst ein Stückchen Weges begleitet;
Und es hatte der Schelm sich ängstlich und traurig gebärdet,
Daß er manch gutmüthigen Mann zum Mitleid bewegte.
Lampe, der Hase, besonders war sehr bekümmert. „Wir sollen,
Lieber Lampe," sagte der Schelm, „und sollen wir scheiden?
Möcht' es Euch und Bellyn, dem Widder, heute belieben,
Meine Straße mit mir noch ferner zu wandeln! Ihr würdet
Mir durch Eure Gesellschaft die größte Wohlthat erzeigen.
Ihr seid angenehme Begleiter und redliche Leute,
Jedermann redet nur Gutes von Euch, das brächte mir Ehre;
Geistliche seid Ihr und heiliger Sitte. Ihr lebet gerade,
Wie ich als Klausner gelebt. Ihr laßt Euch mit Kräutern begnügen,
Pfleget mit Laub und Gras den Hunger zu stillen, und fraget
Nie nach Brot oder Fleisch, noch andrer besonderer Speise."
Also konnt' er mit Lob der beiden Schwäche bethören;
Beide gingen mit ihm zu seiner Wohnung und sahen
Malepartus, die Burg, und Reineke sagte zum Widder:
„Bleibet hier außen, Bellyn, und laßt die Gräser und Kräuter
Nach Belieben Euch schmecken; es bringen diese Gebirge
Manche Gewächse hervor, gesund und guten Geschmackes.
Lampen nehm' ich mit mir; doch bittet ihn, daß er mein Weib mir
Trösten möge, die schon sich betrübt, und wird sie vernehmen,
Daß ich nach Rom als Pilger verreise, so wird sie verzweifeln."
Süße Worte brauchte der Fuchs, die zwei zu betrügen.
Lampen führt' er hinein, da fand er die traurige Füchsin
Liegen neben den Kindern, von großer Sorge bezwungen;
Denn sie glaubte nicht mehr, daß Reineke sollte von Hofe
Wiederkehren. Nun sah sie ihn aber mit Ränzel und Stabe, —
Wunderbar kam es ihr vor, — und sagte: „Reinhart, mein Lieber,
Saget mir doch, wie ist's Euch ergangen? Was habt Ihr erfahren?"
Und er sprach: „Schon war ich verurtheilt, gefangen, gebunden;
Und der König bezeigte sich gnädig, befreite mich wieder,
Und ich zog als Pilger hinweg; es blieben zu Bürgen
Braun und Isegrim beide zurück. Dann hat mir der König
Lampen zur Sühne gegeben, und was wir nur wollen, geschieht ihm.
Denn es sagte der König zuletzt mit gutem Bescheide:
Lampe war es, der dich verrieth. So hat er wahrhaftig
Große Strafe verdient und soll mir alles entgelten."
Aber Lampe vernahm erschrocken die drohenden Worte,
War verwirrt und wollte sich retten und eilte zu fliehen.
Reineke schnell vertrat ihm das Thor, es faßte der Mörder
Bei dem Halse den Armen, der laut und gräßlich um Hülfe
Schrie: „O helfet Bellyn! Ich bin verloren! Der Pilger
Bringt mich um!" Doch schrie er nicht lange; denn Reineke hatt' ihm
Bald die Kehle zerbissen. Und so empfing er den Gastfreund.
„Kommt nun," sagt' er, „und essen wir schnell, denn fett ist der Hase,
Guten Geschmackes. Er ist wahrhaftig zum erstenmal etwas
Nütze, der alberne Geck; ich hatt' es ihm lange geschworen.
Aber nun ist es vorbei; nun mag der Verräther verklagen!"
Reineke machte sich dran mit Weib und Kindern, sie pflückten
Eilig dem Hasen das Fell und speisten mit gutem Behagen.

Und Frau Ermelyn sprach: „Ich möchte fragen: wie seid Ihr
Los und ledig geworden?" „Ich brauchte," sagt' er dagegen,
„Viele Stunden, wollt' ich erzählen, wie fein ich den König
Umgewendet und ihn und seine Gemahlin betrogen.
Ja, ich leugn' es Euch nicht, es ist die Freundschaft nur dünne
Zwischen dem König und mir und wird nicht lange bestehen.

Wenn er die Wahrheit erfährt, er wird sich grimmig entrüsten.
Keine Gnade darf ich erwarten, das weiß ich am besten;
Ungehangen läßt er mich nicht, wir müssen uns retten.
Laßt uns nach Schwaben entfliehn! Dort kennt uns niemand; wir halten
Uns nach des Landes Weise daselbst. Hilf Himmel! es findet
Süße Speise sich da und alles Gute in Fülle:
Hühner, Gänse, Hasen, Kaninchen und Zucker und Datteln,
Feigen, Rosinen und Vögel von allen Arten und Größen;
Und man bäckt im Lande das Brot mit Butter und Eiern.
Rein und klar ist das Wasser, die Luft ist heiter und lieblich.
Fische giebt es genug, die heißen Gallinen, und andre
Heißen Pullus und Gallus und Anas, wer nennte sie alle?
Das sind Fische nach meinem Geschmack! Da brauch' ich nicht eben
Tief ins Wasser zu tauchen; ich habe sie immer gegessen,
Da ich als Klausner mich hielt. Ja, Weibchen, wollen wir endlich
Friede genießen, so müssen wir hin, Ihr müßt mich begleiten.

Nun versteht mich nur wohl! es ließ mich diesmal der König
Wieder entwischen, weil ich ihm log von seltenen Dingen.
König Emmerichs herrlichen Schatz versprach ich zu liefern;
Den beschrieb ich, er läge bei Krekelborn. Werden sie kommen,
Dort zu suchen, so finden sie leider! nicht dieses, noch jenes,
Werden vergeblich im Boden wühlen, und siehet der König
Dergestalt sich betrogen, so wird er schrecklich ergrimmen.
Denn was ich für Lügen ersann, bevor ich entwischte,
Könnt Ihr denken; fürwahr es ging zunächst an den Kragen!
Niemals war ich in größerer Noth, noch schlimmer geängstigt.
Nein! ich wünsche mir solche Gefahr nicht wieder zu sehen.
Kurz, es mag mir begegnen, was will, ich lasse mich niemals
Wieder nach Hofe bereden, um in des Königs Gewalt mich
Wieder zu geben; es brauchte wahrhaftig die größte Gewandtheit,
Meinen Daumen mit Noth aus seinem Munde zu bringen."

Und Frau Ermelyn sagte betrübt: „Was wollte das werden?
Elend sind wir und fremd in jedem anderen Lande.
Leben wir hier doch sicher genug! Wie stark ist die Feste!
Ueberzög' uns der König mit seinem Heere, belegt' er
Auch die Straße mit Macht; wir haben immer so viele
Seitenthore, so viel geheime Wege, wir wollen
Glücklich entkommen. Fürwahr! Es macht mir keine Besorgniß;
Aber daß Ihr über das Meer zu gehen geschworen,
Das betrübt mich. Ich fasse mich kaum. Was könnte das werden!"

„Liebe Frau, bekümmert Euch nicht!" versetzte dagegen
Reineke. „Höret mich an und merket: besser geschworen
Als verloren! So sagte mir einst ein Weiser im Beichtstuhl:
Ein gezwungener Eid bedeute wenig. Das kann mich
Keinen Katzenschwanz hindern! Ich meine den Eid, versteht nur.
Wie Ihr gesagt habt, soll es geschehen. Ich bleibe zu Hause.
Wenig hab' ich fürwahr in Rom zu suchen, und hätt' ich
Zehen Eide geschworen, so wollt' ich Jerusalem nimmer
Sehen; ich bleibe bei Euch und hab' es freilich bequemer.
Will mir der König Verdruß bereiten, ich muß es erwarten;
Stark und zu mächtig ist er für mich; doch kann es gelingen,
Daß ich ihn wieder bethöre, die bunte Kappe mit Schellen
Ueber die Ohren ihm schiebe. Da soll er's, wenn ich's erlebe,
Schlimmer finden als er es sucht. Das sei ihm geschworen!"

Ungeduldig begann Bellyn am Thore zu schmälen:
„Lampe, wollt Ihr nicht fort? So kommt doch! lasset uns gehen!"
Reineke hört' es und eilte hinaus und sagte: „Mein Lieber,

Lampe bittet Euch sehr, ihm zu vergeben: er freut sich
Drin mit seiner Frau Muhme, das werdet Ihr, sagt er, ihm gönnen.
Gehet sachte voraus! Denn Ermelyn, seine Frau Muhme,
Läßt ihn sobald nicht hinweg; Ihr werdet die Freude nicht stören."

Da versetzte Bellyn: „Ich hörte schreien, was war es?
Lampen hört' ich, er rief mir: Bellyn! zu Hülfe! zu Hülfe!
Habt Ihr ihm etwas Uebels gethan?" Da sprach der kluge
Reineke: „Höret mich recht! Ich sprach von meiner gelobten
Wallfahrt; da wollte mein Weib darüber völlig verzweifeln.
Es befiel sie ein tödtlicher Schrecken, sie lag uns in Ohnmacht.
Lampe sah das und fürchtete sich, und in der Verwirrung
Rief er: Helfet, Bellyn! Bellyn! o säumet nicht lange;
Meine Muhme wird mir gewiß nicht wieder lebendig!"
„So viel weiß ich," sagte Bellyn, „er hat ängstlich gerufen."
„Nicht ein Härchen ist ihm verletzt," verschwur sich der Falsche;
„Lieber möchte mir selbst, als Lampen, was Böses begegnen.
Hörtet Ihr?" sagte Reineke drauf, „es bat mich der König
Gestern, käm' ich nach Hause, da sollt' ich in einigen Briefen
Ueber wichtige Sachen ihm meine Gedanken vermelden.
Lieber Neffe, nehmet sie mit; ich habe sie fertig.
Schöne Dinge sag' ich darin und rath' ihm das Klügste."
„Lieber Reinhart," sagte Bellyn, „Ihr müßt nur die Briefe
Wohl verwahren; es fehlt, sie einzustecken, ein Täschchen."
Reineke sagte: „Das weiß ich zu machen. Ich denke, das Ränzel,
Das ich aus Braunens Felle bekam, wird eben sich schicken,
Und es wird Euch dagegen der König besonders belohnen;
Er empfängt Euch mit Ehren, Ihr seid ihm dreimal willkommen!"
Alles das glaubte der Widder Bellyn. Da eilte der andre
Wieder ins Haus, das Ränzel ergriff er und steckte behende
Lampens Haupt, des Ermordeten, drein und dachte daneben,
Wie er dem armen Bellyn die Tasche zu öffnen verwehrte.

Und er sagte, wie er heraus kam: „Hänget das Ränzel
Nur um den Hals und laßt Euch, mein Neffe, nicht etwa gelüsten
In die Briefe zu sehen; es wäre schädliche Neugier.
Selbst das Ränzel öffnet mir nicht! Ich habe den Knoten
Künstlich geknüpft; ich pflege das so in wichtigen Dingen
Zwischen dem König und mir; und findet der König die Riemen
So verschlungen, wie er gewohnt ist, so werdet Ihr Gnade
Und Geschenke verdienen als zuverlässiger Bote.

Ja, sobald Ihr den König erblickt und wollt noch in beff'res
Ansehn Euch setzen bei ihm, so laßt ihn merken, als hättet
Ihr mit gutem Bedacht zu diesen Briefen gerathen,
Ja dem Schreiber geholfen; es bringt Euch Vortheil und Ehre."
Und Bellyn ergötzte sich sehr und sprang von der Stätte,
Wo er stand, mit Freuden empor und hierhin und dorthin,
Sagte: Reineke! Neffe und Herr, nun seh' ich, Ihr liebt mich,
Wollt mich ehren. Es wird vor allen Herren des Hofes
Mir zum Lobe gereichen, daß ich so gute Gedanken,
Schöne, zierliche Worte zusammen bringe. Denn freilich
Weiß ich nicht zu schreiben, wie Ihr; doch sollen sie's meinen,
Und ich dank' es nur Euch. Nun sagt, was meint Ihr noch weiter?
Geht nicht Lampe mit mir in dieser Stunde von hinnen?"

„Nein! versteht mich!" sagte der Schalk; „noch ist es unmöglich.
Geht allmählich voraus, er soll Euch folgen, sobald ich
Einige Sachen von Wichtigkeit ihm vertraut und befohlen."
„Gott sei bei Euch!" sagte Bellyn, „so will ich denn gehen!"
Und er eilete fort; um Mittag gelangt' er nach Hofe.

Als ihn der König ersah und zugleich das Ränzel erblickte,
Sprach er: „Saget, Bellyn, von wannen kommt Ihr? und wo ist
Reineke blieben? Ihr traget das Ränzel, was soll das bedeuten?"
Da versetzte Bellyn: „Er bat mich, gnädigster König,
Euch zwei Briefe zu bringen, wir haben sie beide zusammen
Ausgedacht. Ihr findet subtil die wichtigsten Sachen
Abgehandelt, und was sie enthalten, das hab' ich gerathen.
Hier im Ränzel finden sie sich; er knüpfte den Knoten."

Und es ließ der König sogleich dem Biber gebieten,
Der Notarius war und Schreiber des Königs, man nannt' ihn
Bokert. Es war sein Geschäft, die schweren, wichtigen Briefe
Vor dem König zu lesen, denn manche Sprache verstand er.
Auch nach Hinzen schickte der König, er sollte dabei sein.
Als nun Bokert den Knoten mit Hinze, seinem Gesellen,
Aufgelöset, zog er das Haupt des ermordeten Hasen
Mit Erstaunen hervor und rief: „Das heiß' ich mir Briefe!
Seltsam genug! Wer hat sie geschrieben? Wer kann es erklären?
Dies ist Lampens Kopf, es wird ihn niemand verkennen."

Und es erschraken König und Königin. Aber der König
Senkte sein Haupt und sprach: „O, Reineke! hätt' ich dich wieder!
Reineke hat mich betrogen! der schändliche Lügner!" so rief er,
Schien verworren, mit ihm verwirrten sich alle die Thiere.

Aber Lupardus begann, des Königs naher Verwandter:
„Traun! ich sehe nicht ein, warum Ihr also betrübt seid.
Fasset Muth! es möcht' Euch vor allen zur Schande gereichen.
Seid Ihr nicht Herr? Es müssen Euch alle, die hier sind, gehorchen."

„Eben deswegen," versetzte der König, „so laßt Euch nicht wundern,
Daß ich im Herzen betrübt bin. Ich habe mich leider! vergangen.
Denn mich hat der Verräther mit schändlicher Tücke bewogen,
Meine Freunde zu strafen. Es liegen beide geschändet,
Braun und Isegrim; sollte mich's nicht von Herzen gereuen?
Ehre bringt es mir nicht, daß ich den besten Baronen
Meines Hofes so übel begegnet, und daß ich dem Lügner
So viel Glauben geschenkt und ohne Vorsicht gehandelt."
Und es sagte Lupardus: „Herr König, höret die Bitte,
Trauert nicht länger! was Uebels geschehen ist, läßt sich vergleichen.
Gebet dem Bären, dem Wolfe, der Wölfin zur Sühne den Widder;
Denn es bekannte Bellyn gar offen und kecklich, er habe
Lampens Tod gerathen; das mag er nun wieder bezahlen!
Und wir wollen hernach zusammen auf Reineken los gehn,
Werden ihn fangen, wenn es geräth; da hängt man ihn eilig;
Kommt er zum Worte, so schwätzt er sich los und wird nicht gehangen.
Aber ich weiß es gewiß, es lassen sich jene versöhnen."
Und der König hörte das gern; er sprach zu Lupardus:
„Euer Rath gefällt mir. So geht nun eilig und holet
Mir die beiden Baronen, und laßt mir die Thiere
Sämtlich zusammen berufen, die hier bei Hofe gewesen;
Alle sollen erfahren, wie Reineke schändlich gelogen,
Wie er entgangen und dann mit Bellyn den Lampe getödtet.
Alle sollen dem Wolf und dem Bären mit Ehrfurcht begegnen,
Und zur Sühne geb' ich den Herren, wie Ihr gerathen,
Den Verräther Bellyn und seine Verwandten auf ewig."

Also war die Sühne beschlossen; sie mußte der Widder
Mit dem Halse bezahlen, und alle seine Verwandten
Werden noch immer verfolgt von Isegrims mächtiger Sippschaft.
So begann der ewige Haß. Nun fahren die Wölfe

Ohne Scheu und Scham auf Lämmer und Schafe zu wüthen
Fort, sie glauben das Recht auf ihrer Seite zu haben;
Keines verschont ihr Grimm, sie lassen sich nimmer versöhnen.
Aber um Brauns und Isegrims willen und ihnen zu Ehren
Ließ der König den Hof zwölf Tage verlängern; er wollte
Oeffentlich zeigen, wie ernst es ihm sei, die Herrn zu versöhnen.

W. v. Goethe (1793).

130. Aus Tristan und Isolde.

Die Hirschjagd.

1. Er stutzt' und stand ... es war wohl Trug?
Ach nein! da bläst's! die Stunde schlug!
Er warf empor den Hals, ward flüchtig,
Dann stand er, rannte, dann fürsichtig
Zog vor dem Wald er einen Kreis
Mit Vor- und Rückwärtsrennen, Schwenken,
Um von der rechten Fährte Gleis
Die wilden Mörder abzulenken;
Drauf sprang er in den grünen Wald,
Da näher schon der Lärmen hallt!

2. Halloh und Hussah! Klaffen! Hörner!
Zu Ross' die Schaar durch Korn und Dörner!
Bricht da hervor ein Menschenkopf,
Ein Hundsmaul dort, ein Pferdeschopf!
Voran die rüstigsten Piqueure
Mit Rüden zum Lanciren gut;
Da hinten bei der alten Föhre
Die mit der Stöber-Brackenbrut;
Nebst dem Gefolg zuletzt der König,
Rückbleibend in dem Trab ein wenig.

3. Vorm Walde stoppt der Hauptpiqueur,
Hebt seine Peitsch' und ruft: Derrière!
Gleich steht der Kopfhund, stehn die andern,
Sie lassen nur die Augen wandern;
Es steht die Brack' am Föhrenbaum,
Der Stöber steht und läßt vom Rennen.
So stellt ein Heer sich auf den Raum,
So still, wo soll die Schlacht entbrennen.
Der König trabte her zur Schau;
Sein und der Seinen Haar war grau.

4. Nun giebt der Hauptpiqueur das Zeichen;
Lancirt hervor die Hunde streichen.
Die Nase tief am Boden, sucht
Die Koppel nach des Hirschen Flucht.
Jetzt fällt der Dickkopf in die Fährte,
Der mit dem zottigen Behang;
Wie sich der Hirsch auch wand und kehrte,
Den irrt kein Gang und Widergang,
Er zeichnet mit der Nas' im Grase:
O Hirsch! gefunden ist die Straße!

5. Fanfaren blasen! Jauchzen tönt!
Die Koppel vor Verlangen stöhnt.
Die Jäger sprengen her, in Nacken
Das Horn geworfen! Stöber, Bracken
Und Windspiel und der Dänenhund —
Es rennt herbei die ganze Meute!
Der König thut den Willen kund:
„Forcirt die angesprochne Beute!“
Es stürzt der Zug in Waldes Nacht. —
Wer weiß, wie du einst wirst gejagt.

6. O König Mark, der du zur Stunde
Den Hirschen jagst mit Roß und Hunde! —
Der hatte schon gewähnet fast,
Weil's stille ward, man ließ ihm Rast,
Und stand am kühlen Ort, zu lauschen;
Da hört' er schrein! Er that sich weg;
Es knackt der Zweig, die Blätter rauschen
Auf dem durchrannten Wechselsteg;
Er fliegt vom Wald in das Gekräute,
Der Jäger folgt, ihm nach die Meute.

7. Ist er aus ihrem Angesicht,
So steht er immer, regt sich nicht.
Die braunen Augen thun die Frage:
Wie kommt mir Armen solche Plage?
Vorm Kräuticht wieder aufgespürt,
Macht schlau er Bogen und Retouren;
Er denkt: So werdet ihr verführt
Zu fallen in die falschen Spuren.
Auch schießt die Meut' hinüber wohl
Und schwärmt verwirrt durch Kraut und Kohl.

8. Doch Hourvari! erklingt's, — und plötzlich
Ist sie zurecht. Sie spürt. Entsetzlich!
Schon wieder fand in ihre Müh'!
Sie sehn ihn, rufen: A la vue!
Er stürzt zum wildsten Eichenforste,
Unwegsam, alt. Hoch wie ein Mann
Wächst drin das Farrnkraut. Falkenhorste
Stehn auf den Klippen. Dann und wann
Liegt ein bemooster Stamm querüber,
Ein Pfuhl starrt mitten inn', ein trüber.

9. Hoch stand die Sonne schon. Im Forst
Da dämmert' es um Klipp' und Horst.

Der Hirsch sprang in die kühle Lache;
Roth spritzte draus hervor, die Bache,
Die drin sich sühlte, grunzte dumpf
Und wies die scharfen, weißen Hauer!
Die Jäger ritten durch den Sumpf,
Die Bache lassend auf der Lauer;
Nicht brächten Auerochs und Bär
Sie ab vom Hirsch, der ihr Begehr.

10. Leicht setzt er über Stämm' und Steifen,
Leicht, wie ein Knabe hüpft durch Reifen.
Nachsetzt die Schaar! Da stürzt ein Roß!
Der Jäger mit! Und bügellos
Wird dort ein zweiter! Blutend liegen
Das Roß, die Jäger sinnebaar;
Vorüber aber sausend fliegen
Die andern all; es ruft die Schaar:
Nachher Verband und Salb' den Wunden!
Jetzt auf den Hirsch mit allen Hunden!

11. Er flüchtet zu den Klippen, wo
Der Falk die Jungen ätzet froh.
Doch von der Klippe schaut herunter
Der sichre Falk mit Augen munter.
Und schmerzlich blickt der Hirsch hinauf:
Ach säß' ich, wo der Vogel sitzet!
Dann wieder fort im schnellsten Lauf,
Weil dort das Horn schon wieder blitzet!
Noch hält ihn seiner Muskeln Fleiß;
Doch in die Fährte tropft schon Schweiß,

12. Tropft rother Schweiß von Schrammen, Rissen,
So Dorn und Distel ihm gerissen.
Schon knickt er in den Läufen. Doch
Nicht seufzt der Mund des Hirschen hoch.
Stumm trägt die Pein des Wilds Gebieter,
Und Rettung zeigt sich, wie es scheint.
Im hohen Farrenkraute sieht er
Sein Rudel, zwanzig Stück vereint;
Er springt hinein. Was ihr auch jagtet,
Nun sucht, den ihr zu fällen trachtet!

13. Doch o der Untreu! Lassen denn
Auch Thiere den Geächteten?
Das ganze Rudel stäubt zur Seite
Nach rechts, nach links und sucht das Weite!
Er bleibt allein im Farrenkraut,
Verlassen, hülflos, zitternd, schäumend — —
Hoch ob den Spitzen, rothbethaut
Von seinem Schweiß, empor sich bäumend
Schaut er nach einem Zufluchtsort,
Und ein Gehege sieht er dort.

14. Rasch wie ein Pfeil schießt ins Geheg' er,
Nach schießt der Hund, nach setzt der Jäger;
Kein Weg ist vom Geheg' ins Frei',
Denn es gehört zur Köhlerei.
Am Meiler steht der Köhler, beuget
Sich mit dem Schürbaum zu der Loh'n,
Daneben sitzt sein Weib und säuget
Auf ihrem Schoß den kleinen Sohn:
Grad' auf den Mann, das Weib, die Funken
Rennt los der Hirsch, als wie betrunken.

15. Er schlägt mit seinem Lauf den Baum
Dem Manne aus der Hand, und kaum
Kann mit dem Kind die schrei'nde Mutter
Fliehn hinter einen Haufen Futter.
Zum Köhlerhof hinaus der Hirsch!
Ein Thal dahinter! Er zu Thale!
Durch Hof und Menschen nach die Pirsch!
Der Fluß blinkt drin. Mit heißer Schale
Und glüh'nder Brust fällt er hinein.
Der Hund, das Roß springt hinterdrein.

16. Er schwimmt, sie schwimmen; klimmt, sie klimmen;
Wohin er flieht, da sind die Grimmen.
Schon läßt die Sonne von der Macht,
Von ihrer Wuth nicht ab die Jagd.
Kurz war der Schatten, der zur Seite
Ihm lief, als er begann zu troll'n;
Nun ist er Partner durchs Gebreite
Von einem langen, schauervoll'n,
Der wie ein Spottgeist mit ihm rennet,
Sich treu stellt, seinen Schmerz nicht kennet.

17. Durch Bauland, licht und blau von Flachs,
Durch Hügelsand, drin schläft der Dachs,
Durch Wiesen, wo die Rinder gehen,
Durch Birkenholz, besetzt mit Rehen,
Und da, wo in der Tannenkluft
Kein Laut jemals die Stille störet,
Als wenn der Au'rhahn gluckfend ruft
Die Hennen und nicht sieht noch höret;
Durch Letten, Moor, durch Kies und Grand
Ward er gehetzt, ist er gerannt.

18. Er kann nicht mehr! — das Horn ist blutig
An allen Schalen. Wild und muthig
Vergießt sein Auge eine Thrän'
In heißem Zorn. Die Flanken gehn
Vor Keuchen zitternd hin und wieder.
Gischt deckt die Zung'! Und Schweiß und Näss'
Dringt durch die todtgequälten Glieder;
Ihm bebt der Lauf, ihm knackt die Hess',
Und röchelnd stöhnt die Brust, die wunde.
Er kann nicht mehr! Nah sind die Hunde.

19. Er stellt sich, nimmt sie an. Er rümpft
Das Maul, wie höhnend. Ja, er glimpft
Jetzt nicht mit euch; ihr kennt das Zeichen!
Gekniffnen Schweifs die Stöber weichen,
Fest aber bleiben Dän' und Brack'.
Er beugt den Kopf entgegen diesen;
Gestemmt auf seine Läufe strack,
Die Spitzen vor, sie aufzuspießen.
Und funkelnd seine Augen starr'n,
Die stärksten Feinde zu erharr'n.

20. Da habt ihr's! Hei, da liegt ihr beide
Mit ausgerißnem Eingeweide!
Nun fällt die Meut' ihn wüthend an,
Er aber kämpft, steht seinen Mann.
Will ihn ein Hund an dem Gehöre
Darnieder reißen auf den Kies,
Fühlt er auch schon die blut'ge Lehre,
In seinem Wanst des Hirschen Spieß.
So steht er, kämpft er gegen zwanzig,
Und keiner, der ihn fällte, fand sich.

21. Von Leichen, Blut, Geheul umringt
Steht so der Hirsch. Der König winkt.
Ein grüner Jäger springt vom Bügel,
Giebt seinem Nebenmann den Zügel,
Schleicht sich von hinten sacht herzu,
Zieht sacht sein Messer, durch die Hessen
Dem Hirsch zu schneiden, denn im Nu
Stürzt dann der Arme. Doch indessen
Sah's dieser! Mit dem Hinterlauf
Schlägt er, verdirbt dem Feind den Kauf.

22. Der Jäger liegt und ringt die Hände.
Fort kämpft der Hirsch, das giebt kein Ende. —
Da plötzlich springt aus dem Gebüsch
Ein fremder Jüngling, keck und frisch!
Auch er trägt eine Jägerjacke,
Auch er trägt einen Weidmannsspeer,
Auch ihm folgt eine graue Bracke,
Auch ihm hängt von der Schulter quer
Ein Jägerhorn zu hellem Schalle,
Doch sieht er anders aus als alle.

23. Der alte König schilt zornblaß
Den alten Seneschall: „Ha! was
Für Jäger hab' ich, die nicht mögen
Den Edelhirsch zum Grunde legen?
Der alte Seneschall schilt wieder
Auf einen andern alten Herrn:
„Laßt, Säum'ger, ihn doch werfen nieder!"
Der hört das Schelten auch nicht gern
Und schilt den Hauptpiqueur, der schilt
Die Jäger, und die Jäger-Gild'

24. Im Chorus schilt zuletzt die Meute;
Auf denen bleibt der Schimpf für heute,
Da niemand war umher zu sehn,
Auf den die Hunde konnten schmähn.
Und Hund auf Hund zum Tode schlitzend,
Kämpft noch der Hirsch, von Geifer naß,
Im Boden wühlend, Moder spritzend,
Sand wirbelnd auf, zerschnittnes Gras. —
Durch Sandesstieben, durchs Gezeter,
Durch Blut und Hirn verreckter Köter

25. Springt, eingelegt den Jägerspeer,
Der fremde Jüngling flink einher,
Flink wie ein Tänzer hüpft zur Dirne.
Der Hirsch hat just mit zorn'ger Stirne
Gewandt zur Rechten sich; da stößt
Links in die Brust den Speer der Flinke,
Bis in das Herz! Hervor nun flößt
Den rothen Strom die wunde Linke;
Es klagt der Hirsch! Und sterbend sagt
Zuerst sein Mund: Ich ward geplagt!

26. Er will sich heben, fällt danieder.
Der Tod läuft über seine Glieder;
Ein Zittern geht vom Hals zur Blum'
Dem Stolz des Hains, des Rudels Ruhm!
Wie wenn ein Wurm sich, kreuchend, fräße
Den Leib hindurch mit nagendem Zahn
Und stille in dem Herzen säße,
Nachdem er seinen Fraß gethan:
So frißt sich emsigen Geschrotes
Den Hirsch hindurch der Wurm des Todes.

27. Sitzt still dann in des Herzens Haus.
Der Hirsch verendet. Es ist aus.
Die Hunde wollen ihn zerfleischen,
Zurück sie dräu't des Jünglings Heischen.
Die Jäger sind erstaunt, verdutzt
Ob diesem guten Weidmannsstücke;
Es stutzt der Seneschall; es stutzt
Der alten Herren Schaar. Voll Tücke
Schaut mancher auf den Knaben, der
So thut, als ob er Meister wär'!

28. Der aber bleibt ganz ohne Scheue,
Ob er sie ärgere oder freue.
Er geht und beugt sein linkes Knie
Vorm König, den er sah noch nie.
„Ihr seid," so spricht er, „hier am Orte
Der Erste, scheint's, der Pirsche Haupt:
Gebt gute Statt dem guten Worte:
Entschuldigt, was ich mir erlaubt!
Ich habe freilich mich vergangen,
Daß Euren Hirsch ich abgefangen.

29. Doch welcher Weidmann bliebe faul,
Sieht er so steif der andern Gaul?"
Er senkt den Speer, er spricht anmuthig.
Doch auch nach Wildfangsweise muthig
Sprach es der Knab'. Aus Augen groß
Sah seine Seele sonder Hüllen.
Er sah den König an. Das Roß,

Das alte, sieht so an das Füllen,
Verwundert, daß es Rosse alt
Auf Erden geb' und müd und kalt.

30. Der alte König sah den Jungen
Mit Lächeln an, von Lust durchdrungen.
Er wollt' ihm etwas sagen; doch
Schon wieder mußte der ins Joch
Der Weidmannspflicht, die er sich selber
Hier aufgelegt. Ein Jäger warf
Ab seinen Rock, als ob es Kälber
Zu schlachten gäb'. Ein Messer scharf
Zog dieser Jäger nicht mit Fuge.
Seid Ihr denn Metzger?" rief der kluge,

31. Der witz'ge Jung'. „Ihr all' umzirkt
Euch, seht, wie man den Hirsch zerwirkt!
Ich tadl' euch, daß ihr dient dem König
Als Weideleut' und wißt so wenig.
In früh war auch das Blasen, Schrein
Zu früh; ich hört' es, eh die Fährte
Noch mochte angesprochen sein.
War das die Kunst, die man euch lehrte?
Nun tritt als wie ein Fleischerknecht
Der zu dem Hirsch; ist dieses recht?

32. Ein König ist der Hirsch! Und starb er,
In seinem Schweiß fürwahr erwarb er
Den Anspruch, daß dem König gleich
Geschickt er werde. Kommt zur Leich'
Des Königs einer wohl im Hemde?
Reißt ihm den Mantel gröblich fort?
Muß ich euch sagen, ich, der Fremde,
Das Weidwerk sei kein wüster Mord?
Der Jäger bleibt im Schmuck gekleidet,
Wenn er des Waldes Fürst entkleidet,

33. Und nimmt ihm ab den Mantel roth
Nach zierlicher Curée Gebot.
Das Messer gebt! Ihr sollt nun sehen
Die regelrechtste der Curéen."
Zum König sprengt der Seneschall
Und ruft: „Wie lange bleibt Ihr gütig?
Der Bube höhnet ja uns all'!"
Und Marke sagt: „Seid nicht so wüthig,
Herr Seneschall! Der Knabe frei
Weiß mehr als meine Jägerei.

34. Die Sanftmuth ist des Alters Tugend,
Laßt schäumen doch die wilde Jugend.
Der Jugend schilt und Jugend scheucht,
Ist infam durch mürrisches Alter kreucht.
Wir werden leider balde rostig,
Hält uns nicht muntre Jugend blank;
Ist's nicht um mich so kahl und frostig,
Weil einstens ich den Zorn nicht zwang
Auf Sünde, wie die Jugend sündet,
Und Frucht, die Jugendsünde kündet?

35. Drum, Seneschall, ich bitte, laßt
Mir ungekränkt den jungen Gast!"
Im Walde grün sprach dieses leise
Der graue Greis zum grauen Greise
Da trat der Wildfang keck heran,
Hielt hoch empor das blut'ge Messer
Und rief: „Mein Werk ist nun gethan,
Wer's besser kann, der mach' es besser."
Da lag der Hirsch, entschält vom Kleid,
Dort lag die Haut, dort das Gescheid'

36. Zerschnitten für der Hunde Lusten,
Die Sachen lagen, wie sie mußten.
Roth war der Hirsch, Gescheid und Haut;
Am Jungen wurde nicht erschaut
Der kleinste Fleck auf Jack' und Wammes
Und an den Händen weiß und klein,
Der Sproß des unbekannten Stammes
War säuberlich geblieben, rein,
Und zeigete, daß er verstehe
Die saubre, reinliche Curée.

37. Er bog sein Knie mit höf'scher Kunst
Zum zweiten, sagte: „Gebt Vergunst,
Mein Herr, daß ich mich nun entferne!
Ich kam als Bönhas, gehe gerne
Von dannen, weil der Zunft ich nicht
Von Euren Jägern angehöre.
Wer sich in Zünfte drängt, der bricht
Leicht Hals und Bein! So klang die Lehre
Von meinem Meister, Herrn Rual;
Ich käme wohl hierorts zu Fall."

38. Der König aber stieg vom Rappen
Und nahm die Hand des jungen Knappen.
Erheitert sah das alte Aug',
Als wie ein Licht durch einen Rauch.
Und Marke sprach: „Weil du gefället
Den Hirsch, den keiner fällen konnt',
Weil du vor ihn dich hast gestellet
Und ihn vor wüster Schmach geschont,
Weil du verbliebst ein Unbeschweißter
In der Curée, sei Jägermeister!"

39. O Marke, wird der Meister dir
Nicht jagen einstens im Revier,
In dem Revier, darin man keinen
Mag sehn mit Pfeil und Spieß erscheinen?
Der König sprach: „Und weil dein Blick
So keck, und hüpfest gleich dem Rehe,
Und schiltst mit Zier und Art und Schick,
Und bist so jung vom Kopf zur Zehe,
So allerliebst, so naseweis,
Dreist wie ein Fant, klug wie ein Greis:

40. So sollst du, wenn dir's mag gefallen,
Mir nahe sein in meinen Hallen." —
Er sprach es, und die Alten murr'n,
Sie murren, daß die Hunde knurr'n.

Das kümmerte den Fant nicht mächtig,
Er küßte froh des Königs Rock
Und sprach: „Weil Ihr ein Herr bedächtig,
Weil Weisheit spricht aus Eurer Lock'
Erbleichter Weiße, weil deswegen
Nicht Zweifel darf Eu'r Wort erregen;

41. Und weil Ihr seid so reich bemannt,
Gewiß ein Fürst von Leuten, Land,
Vielleicht ein König, ein gepreister:
So, topp! bin ich Eu'r Jägermeister. —
Auf, Jäger! legt den Hirschen sanft
In einen Wagen, grün von Büschen,
Und folgt damit. Zu Waldes Ranft
Sprengt ihr voran, um durch den frischen,
Gekühlten Abend vor dem Zug
Zu blasen, bis der Herr genug

42. Des Blasens hat. Wer übrig bleibet,
Der nimmt die Hunde fest und treibet
Zur Koppel, was sich wo verlief,
Die Todten grabt in Boden tief!
Und Ihr, mein Herr, geruht zu Rosse
Zu steigen und nach Haus die Kehr
Anzubefehlen! Daß zum Schlosse
Der Jägermeister hinterher
Nicht laufen mag, befehlt desgleichen,
Mir einen Klepper darzureichen."

43. Es murrt der Seneschall, es murr'n
Die Alten, daß die Hunde knurr'n.
Der König lachte, rief: „Die Schecken
Dem Jägermeister gebt, dem kecken!"
Er stieg zu Roß, ihm hielt den Reif
Der Wildfang, der die wilde Stute
Dann leicht beschritt. Im Bügel steif
Zwang er die bäumende; der gute
Weidmann war auch ein Reiter stark,
Das freute sehr den König Mark.

44. Die Jäger mit den Hörnern sprengten
Zu Waldes Ranft. Die Mannen drängten
Sich um den König. Der gebot:
„Zur Rechten mir, du Knabe roth!"
Voran nun ritten alle Bläser
Und bliesen lustig. Darauf ritt
Der König und sein Jagdverweser;
Der Seneschall, die Alten mit,
Sie ritten hinterher; dann doppelt
Die Jäger, so die Meut' gekoppelt.

45. Zum letzten fuhr der Wagen nach,
Worin der Hirsch im Laube lag.
Sie ritten, fuhren durch den Abend,
Der thauig war und mild und labend.
Nichts klang im Feld, nichts im Geflür,
Als Jägerhorn und Beteglocke,
Der scheue Schwärmer huscht' herfür,
Hing saugend am Ligusterstocke,
Floh nicht den Zug. So still zur Burg
Ritt Marke heim die Breiten durch.

46. Die Hörner machten eine Pause
Am Hügel, nah' des Königs Hause:
Am Blumenhügel, den ihr wohl
Vom Feste kennt zu Tintavol.
Da lag ein Ulmenbaum, verwittert,
Der einst gestanden hoch und kühn,
Und Eppich drüber, falb, zerknittert,
Das einst an ihm gehangen grün;
Ihr wißt, wer einst davon gebrochen
Ein Blatt, und was das Blatt gesprochen.

47. Der König hielt und sagte: „Sprech:
Von wannen kommt Ihr, junger Knecht?"
„Herr," rief der Wildfang, „soll's gelingen,
Muß ich die Kund' in Reimen singen.
Die Weisen wähnen, ungereimt
Sei unser Leben; ich, zum Hohne
Den Weisen, habe stets gereimt
In Reim auf Reim, als müß'ge Drohne.
Was mir das lust'ge Leben gab!
In Reimen klingt mir's auf und ab.

48. Ich blase, singe dann. Ihr Jäger
Blast den Refrain, gleich mir, nicht träger!"
„Du toller Bub'," rief Marke, „wie
Soll'n's blasen, was sie hörten nie?"
„O," sprach der Knab', „ein Gassenhauer
Ist die Begleitung zu dem Lied;
Ich mach' es mir nicht eben sauer,
Reim' ich in Eins, was mir geschieht."
Er blies. Sie kannten Ton und Maße,
Man leiert' es auf Markt und Straße.

49. Und ungeduldig frug der Herr:
„Nun zaudre nicht! Wo kamst du her?"
Der Knabe blies und sang voll Seele
Mit goldnem Laut aus heller Kehle:

50. „Aus der Hütte des Einsiedels kam ich,
Der mir Obdach gegeben zu Nacht,
Seinen Jagdspieß, sein Hörnelein nahm ich,
Seine Bracke die folgte zur Jagd.

51. Von der Welt, von der argen erst neulich
Hatt' er fromm sich bethan in die Klaus,
Drum den Spieß und das Hörnelein freilich
Hatt' er noch bei der Brack' in dem Haus.

52. Ich ging aus, um ein Rehlein zu pirschen,
Wenn es hoch kam, ein Schmalthier etwa

Und da kam ich zum prächtigen Hirschen,
Traf den Hirschen und ward Euer Mann."

53. Er blies, das gab ein fein Gelläng,
Die Jäger bliesen nach Refrain.
Und Marke fragte ungeduldig:
„Wie kamst zur Klause, Knabe huldig?"
Der Knabe blies, voll Seele sang
Die Kehle hell mit goldnem Klang:

54. „In die Klause kam aus der Wildniß
Euer Jägermeister, Mylord,
Es kam in die grimmige Wildniß
Der Meister der Jäger vom Bord.

55. Vom Borde im Sturm die besorgten
Normannen ihn setzten an Strand,
Der Sturm, so wimmert' ihr Forchten,
Sei zur Strafe vom Himmel gesandt.

56. Die Normannen mich hatten gestohlen
Zu Nantes im Bretagnischen Gau,
Dort boten sie Falken und Fohlen
Auf dem Markte den Käufern zur Schau.

57. Sie lockten mit Mienen so listig
Mich zum Schach in die falsche Galeer',
Und als ich gewonnen ganz rüstig,
Da fuhr die Galeer' in dem Meer."

58. Er blies, und so wie er, nicht träger,
Nachbliesen den Refrain die Jäger.
Und Marke rief: „Bei Charlemagne!
Wie kamst denn, Jung', in die Bretagne?"
Der Knabe blies und sang voll Seele
Mit goldnem Laut aus heller Kehle:

59. „Zur Bretagne nach Nantes zu dem Grafen
Mich sandte mein Meister Rual;
Da sollt' ich die Künste, die braven,
Recht üben, die zierlichen all'.

60. Er lehrte mich hornen und singen,
Auf der Laut', auf der Cither das Spiel,
Er lehrte mich reiten und springen
Und tanzen im fränkischen Stil.

61. Er lehrte mich alle Gebärde
Des Ritters bei Damen, Fräulein,
Er lehrte mich auch die Beschwerde
Von dem Waffenwerk groß oder klein.

62. Und als er's gelehret, da schickte
Nach Hof mich mein Meister bedacht;
Doch eh' ich den Grafen erblickte,
Stahl mich die normannische Yacht."

63. Er blies, das gab ein fein Gelläng,
Die Jäger bliesen nach Refrain.
Und Marke fragte ungeduldig:
„Wo traf Rual dich, Knabe huldig?"
Der Knabe blies, voll Seele sang
Die Kehle hell mit goldnem Klang:

64. „Mein Meister, der hat mich gefunden,
Einen Ring mit Steinen dabei,
Er konnt' es ja nimmer erkunden,
Wer das Kind, das verlassene, sei.

65. Die Leute umher um die Stätte,
Sie sagten: Die Mutter ist todt.
Mit dem eigenen Kinde Florete,
Sein Weib, ihre Brust mir erbot."

66. Er blies, und so wie er, nicht träger,
Nachbliesen den Refrain die Jäger.
Und ungeduldig frug der Herr:
„Doch sage mir: Wer bist du? Wer?"
Der Knabe blies und sang voll Seele
Mit goldnem Laut aus heller Kehle:

67. „Ich bin wie die fließende Welle,
Ich bin wie der wehende Wind,
Ich bin wie das Wild, wie das schnelle,
Bin ein vater- und mutterlos Kind."
Er blies, das gab ein fein Gelläng,
Die Jäger bliesen nach Refrain.

68. Und Marke schwieg. Es schwieg die Waise.
Sie ritten nach dem Schlosse leise.
Der Wildfang sah im Dämmergrau
Der hohen Mauern Quaderbau,
Er sah den Graben, sah die Zinnen,
Die Thürme und die lange Wand,
Und hundert Fenster wohl darinnen,
Und an der Brücke vielerhand
Die Diener wartend mit den Kerzen
Auf ihren Herrn, dem's schwer im Herzen.

69. Bei Kerzenschein, bei Fackellicht
Hielt sich der König länger nicht.
Er rief: „Zeig mir den Ring, du Knabe,
Des Findelkindes einz'ge Habe!"
Der Wildfang streift' ihn ab; er wußt'
Im mind'sten nicht, was damit wollte
Des Königs unruhvolle Brust.
Es war ein Ring von purem Golde.
Vier Steine zeigten dran ihr Glühn,
Zwei roth, ein blauer, einer grün.

70. Zum Kerzenlicht, zum Fackelscheine,
Hob Mark empor den Ring, die Steine.
Er blickte drauf, wie auf Gewirr
Von krausen Fäden, wüst und irr

Verhadert auf den Haspelstäben,
Der Meister blickt der Weberei,
Will er daraus den Teppich weben.
Er suchet, wo der Anfang sei
Der Fäden, findet's nicht, bis endlich
Der doch ihm wird im Knäuel kenntlich.

71. So suchte in der Steine Kranz
Der König lang den Anfangsglanz,
Ihr Erstlingslicht, in frühen Zeiten
Einst leuchtend den Vergangenheiten,
Rief bebend endlich: „Das ist hier
Ein Malachit; das blaue Dunkel
Ein Amethyst; in rother Zier
Blinkt der Rubin dann, der Karfunkel.
Der Malachit, der Amethyst,
Rubin, Karfunkel — ach das ist

72. Der Reigen ja der Steine, sollend
Bedeuten: Mark, und zeigen wollend
Der schönen Schwester einst, wie heiß
Sie Mark geliebt, die Rose weiß.
Den Ring gab einst ich Blanchefluren!
Jetzt trägt das Findelkind den Ring,
Den Knaben fing ich auf den Fluren,
Wo ich den Hirsch zu jagen ging.
Den Jägermeister ich betreffe,
Der Jägermeister ist mein Neffe.

73. O Jägermeister, an mein Herz!" —
Der König rief's in Wonn' und Schmerz.
Er schlang um ihn die beiden Arme,
Entzückt von Lust, gequält von Harme.
Hatt' einen Neffen ja so schön,
Wußt' auch die Schwester nun im Sarge;
Die alte Wang' hinunter gehn
Der Thränen Fluten ihm, nicht karge.
Er weint'. Die Ritter weinten auch,
Nur nicht der Seneschall, der Gauch.

74. Ob über solcher Wunder Führung
Der Wildfang spürte starke Rührung,
Verschweigt mein Lied. Noch war zur Zeit
Ihm unbekannt Empfindsamkeit;
Er dachte mehr: 's ist immer besser
Sich schälen für den Durst die Birn'
An Königs Tisch mit Königs Messer,
Als trocken durch die Wälder irr'n.
Doch hielt er still den Thränengüssen
Und ließ sich herzen, ließ sich küssen.

75. Die Thräne rann in Königs Bart:
„Wie heißt du, Knabe muntrer Art?"
„Ich heiße Tristan," sagte Tristan,
„So taufte mich Rual. — Weil trist an
Mein Leben fing mit tristem Sterne,
Gab er den tristen Namen mir.
Ich aber will das Omen ferne
Mir halten, ja, das schwör' ich dir,
Herr Ohm! den aus dem Stegereif
Ich find', als ich am Wege schweif'!

76. Das Zeichen sagt, am Wegschweife
Fortuna mir im Stegereife!
Ein Königsneff' aus Zufall muß
Fah'n Zufalls wärmsten Liebeskuß!"
Er sprach's so muthig, sprach's so wacker,
Daß Marken ging die Thräne aus.
Er lacht' und ließ sich vom Geflacker
Der Fackeln leuchten in sein Haus.
Die Alten folgten; doch der Junge
Blieb draußen noch im rechten Schwunge.

77. Er schuf, daß erst der Hunde Schwarm
Gethan sei in den Hundsstall warm,
Und schuf, daß erst die Jäger hingen
Das Pirschzeug auf an Pflock und Ringen,
Und schuf, daß dann gefahren ward
Der Wagen vor die helle Küchen,
Und daß der Hirsch auf Fliesen hart
Gelangte von den grünen Brüchen.
Dann schritt vergnügt zur Pfort' er hin
Und rief: „Wohlan! zu Haus ich bin!"

78. Im Dunkel auf der hohen Schwelle
Da stolpert' er und fiel, der Schnelle,
In seines Dolches Spitze scharf.
Roth rann es von dem Arm; so warf
Sein Blut in seines Oheims Pforte
Herr Tristan, als er Einzug hielt.
Wohl mancher hätte vor dem Orte
Bei solchem Zeichen Graun gefühlt;
Tristan verband sich; leichten Muthes
Hüpft' er zum Ohm durch Tropfen Blutes.

K. Immermann (1840).

131. Aus Rostem und Suhrab.

I.

Die Roßprobe.

Zu seiner Mutter sprach Suhrab, der junge Held:
„Den Vater nun zu schaun, Mutter, zieh' ich ins Feld.
Dazu brauch' ich ein Roß, mit meinem Muth schritthaltend,
Ein Roß mit einem Huf von Eisen, kieselspaltend:
Von Stärk' ein Elefant, und vogelgleich an Schwung,
Im Wasser wie ein Fisch, und wie ein Reh im Sprung:

Ein Roß, das meine Wucht und meine Waffen trage,
Und nicht von meiner Faust erlieg' an einem Schlage.
Denn nicht zu Fuße ziemt zum Kampfe mir zu gehn;
Vom hohen Roß will ich dem Feind ins Antlitz sehn."
Da so die Mutter hört' ihr junges Heldenblut,
Zum Himmel hob sie stolz ihr Haupt in hohem Muth.
Sogleich befohlen ward von ihr dem Hirtenvolke,
Zu bringen aus der Trift von Pferden eine Wolke,
Damit dem Suhrab käm' ein Rößlein fein zur Hand,
Auf dem er säße, wenn er ritt' in Feindesland.
Und alles, was sich fand von Pferden allzumal,
Was aufzutreiben war da zwischen Berg und Thal,
Das trieben sie zur Stadt, und Suhrab nahm, der Leu,
Die Fangschnur nun und trat zum nächsten ohne Scheu.
Welch Roß vor allen stark er sah von Bug und Backen,
Des Riemens Schlinge warf er gleich ihm übern Nacken.
Er zog es her und legt' ihm auf den Rücken auch
Die Hand, da lag's gestreckt am Boden auf dem Bauch.
Es konnte nicht den Druck der flachen Hand ertragen;
Er braucht' es mit der Faust zu Boden nicht zu schlagen.
Schon war durch seine Hand manch schmuckes Roß geknickt,
Und keines kam ihm noch zur Hand, für ihn geschickt.
Es schien, es war kein Roß für seine Kraft gerecht,
Und traurig ward der Sproß vom Pehlewangeschlecht.

Da stellte sich zuletzt ein alter Recke dar
Und sprach: „Ich hab' ein Roß, wie keines ist, noch war.
Im Gange wie ein Pfeil, im Laufe wie ein Wind,
Es ist von Rostems Hengst, vom Rachs, ein einzig Kind.
Kein Roß von gleicher Kraft ist auf der Welt zu sehn,
Ein Blitz im Rennen ist's, und ein Gebirg im Stehn.
Die Hitze, noch der Frost macht es nicht kalt, noch heiß,
Mit Nüstern voller Dampf und Poren ohne Schweiß.
Ein Wolkenschatten schwebt es über Thal und Hügel,
Und segelt durch die Luft, ein Vogel ohne Flügel.
Der Pfau zieht ein vor Scham des Rads gespannten Reif,
Wenn es die Mähne hebt und hoch trägt seinen Schweif.
Am Berge klimmend, ist es einem Löwen gleich;
Im Wasser schwimmend, ist es einer Möven gleich.
Sein Reiter, wenn im Ritt er schnellt den Pfeil vom Bogen,
Kommt schneller als der Pfeil dem Feinde nachgeflogen.
So flüchtig ist's zur Flucht: auch der von seinen Sohlen
Erregte Staub versucht umsonst es einzuholen.
Bei allen Tugenden, die diesem Rößlein eigen,
Hat's Einen Fehler nur: es läßt sich schwer besteigen.
Doch wer's bestiegen hat, den wird's zum Siege tragen,
Der mag darauf den Kampf mit Rostem selber wagen."
Froh wurde Rostems Sohn von dieses Wortes Klange,
Er lacht' und rosengleich erblühte seine Wange.
Laut rief er: „Ei so bringt mir gleich das schmucke Roß!"
Sie brachten's ungesäumt zum jungen Heldensproß.
Er machte gleich an ihm mit seiner Hand die Probe:
Das Thier war stark genug, und es bestand die Probe.
Da schmeichelt', streichelt' er's und sattelt' es geschwind,
Aufs starke Roß schwang sich das starke Heldenkind.
Im Sattel saß er fest als wie ein Bild von Erz,
Und hielt mit leichter Hand die Zügel wie zum Scherz.
Er tummelte das Roß, daß es begann zu schäumen,

Zu schnauben mit Gebraus, doch durft' es ihm nicht bäumen.
Da sprach vom Roß Suhrab, indem er's anhielt, leise:
„So hab' ich nun ein Roß gewonnen zu der Reise!
Nun acht' ich mein die Welt, da ich ein Roß gewann,
Auf dem ich Rostem selbst mit Ruhm bestehen kann!"

II.

Der Zweikampf.

Als beide Kämpfer nun erschienen auf dem Plan,
Da kamen ihres Kampfs Zuschauer auch heran;
Die Heermacht Irans hier, gewaffnet und geschmückt,
Vom Feldherrn Tus geführt, vom Lager ausgerückt;
Die Heermacht Turans dort, den Berg herabgedehnt,
Von Barman aufgestellt und an die Burg gelehnt.
Vor diesen Zeugen ritt zu seinem Gegner hin
Suhrab, und mit dem Mund anlächelnd grüßt' er ihn:
„Wie hast du in der Nacht geruht, und bist erwacht
Am Morgen? Früh, o Greis, hast du dich aufgemacht!
Das Aug' und jeden Sinn erlabend, ist der Morgen;
Doch welchen Abend er uns bringt, das ist verborgen.
Der Berge Häupter sind vom Strahl der Frühe golden,
Mit Morgenwein gefüllt sind alle Blumendolden,
Die Morgenlüfte gehn, die Schläfer einzuladen,
Schnell aufzustehn und sich im Maienthau zu baden.
Die Vögel singen laut, die klaren Bäche fließen,
Die Anger sonnen sich, und alle Blumen sprießen;
Das ist fürwahr kein Tag zu Mord und Blutvergießen,
Ein Tag, das kurze Glück des Lebens zu genießen,
Komm, lieber Alter, steig' herab von deinem Drachen
Ins grüne Gras, und laß uns Waffenstillstand machen!
Im Angesichte des und jenes Heeres laß,
Daß froh sie staunen, uns ablegen Groll und Haß!
Des Krieges Schauplatz sei in eine Friedensbühne
Verwandelt, und ein Fest erblüh' uns auf dem Grüne.
Ich wink', und Saitenspiel und Wein kommt zum Gelag;
Ich feir' im Rosenhag mit dir den Frühlingstag,
Vom Haupte legest du des schweren Helmes Glanz,
Und um dein Haar leg' ich von Rosen einen Kranz.
Dann sitzen wir beim Wein und plaudern vom Gefecht;
Und alles, was ich weiß von mir, sag' ich dir recht,
Du selber sagest auch mir Stammbaum und Geschlecht.
Nach deinem Namen hab' ich ohne Rast und Ruh'
Gefragt, und niemand sagt ihn mir, o sag' ihn du!
Nicht ziemt es zwischen uns, so Herz und Mund verschlossen
Zu halten, denn wir sind von gestern Kampfgenossen."

So sprach das Kind; es hatt' aus Wasser, Luft und Flur
Gesprochen an sein Herz die Sprache der Natur.
Wie eine Knospe war das Herz ihm aufgegangen,
Und das Verlangen blüht' auf seinen Rosenwangen.
Doch wie die Knosp' am Strauch vom Frühlingsstrahl geweckt,
Zurück vom kalten Hauch des Nordwinds wird geschreckt;
Und wie die Blume, die den Kelch geöffnet hält
Dem Frühthau, wenn auf sie der gift'ge Mehlthau fällt:
So schrumpfte Suhrabs Herz zusammen, und es brach
Der Hoffnung grüner Stiel ihm ab, als Rostem sprach:

„Nicht also haben wir, o liebes Kind, gewettet,
Zu ruhn in Friedensruh' auf Frühlingsgrün gebettet.
Wir haben uns bestellt, im Ringkampf uns zu tummeln,
Nicht stachellos umher zu schwärmen, wie die Hummeln.
Wenn du ein Jüngling bist, so bin ich doch kein Knabe;
Du siehst, daß ich den Gurt geschnallt zum Ringen habe.
Du hast mich lang genug aufs Tagwerk lassen warten,
Rosen zu brechen, wie sie blühn in unserm Garten.
Der Hauch des Morgens ist belobt zu jedem Werke,
Und mir erneuet er der alten Glieder Stärke.
Drum, eh des Mittags Glut der Sehnen Kraft abspannt,
Zeig', ob du bist ein Mann, wenn ich dich übermannt!
Ich habe nicht gehört, daß auf dem Kampfplatz plaudern
Kampflustige, wenn froh die Hengst' im Frühwind schaudern.
Ich habe mich versucht mit Männern hier und dort;
Ich bin ein Mann der That, kein Mann von vielem Wort.
Drum meinen Namen nenn' ich eh'r nicht, sei verbürgt!
Als bis du liegst; dann sollst du wissen, wer dich würgt."

Da rief Suhrab erzürnt: „Wohlan denn, alter Mann,
Wenn dich mein gutgemeinter Rath nicht beugen kann!
Mein Wunsch war, daß du einst auf einem sanften Pfühl
Den Geist aushauchtest, nicht im heißen Kampfgewühl,
Wer nach dir blieb, die Gruft dir ehrenvoll bedächte,
In Türkisschrein den Leib Sohn oder Enkel brächte.
Doch nun, mit Gott, wenn ist in meiner Hand dein Hauch;
Mit meiner Hand hier will ich ihn entbinden auch!"
So rief er, und vom Roß sprang er gewaffnet nieder;
Der Helm klang auf dem Haupt, der Panzer um die Glieder.
Und ihm genüber schwang sich Rostem ab, ihm klang
Laut an der Hüft' ein Schwert, das halb der Scheid' entsprang.
Mit Schweigen gingen beid' und führeten mit Schweigen
Die Ross' an ihrer Hand zum Bach hin unter Zweigen,
Wo an des Baches Rand ein einzler Felsen stand,
Der tauglich schien, ein Roß zu halten fest am Band;
Um den schlang Rostems Hand den Zaum des Rachs im Nu,
Und Suhrab eilig band sein Roß dort an dazu.
So standen dort in Ruh', das eine bei dem andern,
Die Rosse, da zum Kampf die Männer mußten wandern;
Friedfertig schnaubten sie sich an und legten, als
Umarmeten sie sich, vertraulich Hals an Hals.
Sie unterredeten sich schweigend; ach sie brächen
Ihr Schweigen gern auch, daß sie ihren Herr'n zusprächen!
Doch diese ließen stehn mit seinem Sohn den Rachs
Und schritten auf den Plan zum Faust- und Ringkampf stracks.

Sie gürteten sich fest die Mitte, stülpten dicht
Die Aermel um den Arm und furchten das Gesicht.
Zwei Löwen gleich an Wuth herschossen sie zumal;
Vom Leibe Fleisch und Blut vergossen sie zumal.
Zwei Leiber wurden da Ein Leib, indem sie rangen,
Um den vier Arm' im Knäul wie Schlangen sich verschlangen.
Wie eine Goldspang' eng den Frauenarm umschmiegt,
Und wie fest an dem Leib ein nasses Kleid anliegt:
So mit den Armen eng umschmiegten sich die beiden,
Anstrengten hin und her und wiegten sich die beiden;
An Kraft nicht, noch an Kunst besiegten sich die beiden.
Sie hätten Stein und Erz zerdrückt in ihren Armen;

Sie drückten sich umsonst und drückten ohn' Erbarmen.
Angst fühlte Brust an Brust, und Glied um Glieder Schmerz,
Als Vater dort und Sohn sich drückten so ans Herz.
Indessen oben sie sich mit den Armen klemmten,
Den Odem in der Brust, das Blut im Herzen hemmten,
Indessen hielten sie am Boden die gestemmten
Füß' eingewurzelt. So rang Suhrab mit Tehemten!
Mit mächtigem Umfah'n, gewaltigem Umschlingen
Vermochten sie sich doch zu Boden nicht zu ringen,
Vermochten sie sich nicht vom Grund empor zu bringen,
Vermochten sie sich auch vom Platz nicht wegzubringen.
Umsonst umschlangen sie, umsonst umflochten sie;
Vergebens rangen sie, vergebens fochten sie.
Voll Muth andrangen sie, voll Wuth aufkochten sie;
Sich nicht bezwangen sie, noch übermochten sie.
Nun wollten sie's, anstatt mit Ringen und mit Dringen,
Mit Schwingen in die Luft vollbringen und erzwingen.
Los ließen Vater sich und Sohn, und seine Hand
Ausstreckte jeder nach des andern Gürtelband.
Und Rostem schwang den Sohn empor mit einem Schwunge
Am Gürtel; fast erlag dem Alten da der Junge.
Doch dieser fiel vom Glück geschlendert auf die Brust
Des Gegners schwer und warf ihn nieder in den Dust.
Da kniet' er auf der Brust des Vaters und besann
Sich selber nicht, wie er die Oberhand gewann.
Da zuckt' er rasch den Dolch, und, ohne dran zu denken,
Wollt' er den kalten Stahl ins Herz des Vaters senken.

Rostem, aufblickend, sah das nahe Ungemach
Schweben ob seinem Haupt und rief: „Gemach, gemach!
Gemach! was willst du thun? Bist du aus Heldensamen,
So schände deinen Ruhm nicht jetzt und deinen Namen!
Du kommest her und stammst aus wilder Türken Mitte;
Nach Iran kommst du, kämpfst, und kennst nicht Irans Sitte.
Die Sitt' ist hier zu Land, daß wer den Kampf mit Ringen
Beginnen mag und in den Staub den Gegner bringen,
Das erstemal, da er ihn an den Boden legt,
Umbringet er ihn nicht, wie sehr ihn Zorn bewegt.
Ihn schelten würde man und seinem Namen fluchen!
Mit einem zweiten Gang läßt er's den Feind versuchen.
Vermag er dann zu Fall ihn wiederum zu bringen,
Dann ist's erlaubt, ist Sitt' und Recht, ihn umzubringen."
So sprach er, ob vielleicht er sei durch List errettet
Vom Gegner, unter dem er unsanft lag gebettet.
Suhrab hielt zweifelnd inn' und sprach: „Ich habe nicht
Von dieser Sitt' im Land vernommen den Bericht.
Sag' an, ob wirklich so es alle Helden halten,
Ob's so gehalten wird von Rostem auch, dem alten?"
Doch Rostem sprach: „Was geht's dich an, wie's Rostem macht?
Nun ja doch! diesen Brauch hat Rostem aufgebracht."
Wie Rostems Sohn aus Rostems Mund dies Wort gehört,
Das Schwert zog er zurück und ließ ihn los, bethört:
Einmal von Selbstvertraun, sodann von Schicksals Fug,
Am meisten aber, weil sein Herz von Großmuth schlug;
Sonst hätt' ihn nicht allein bethört des Vaters Trug.
Rostem sah froh erstaunt sich los vom Feind gekettet,
Doch war er unmuthsvoll, daß ihn nur List gerettet.
Vom Boden sprang er auf und schüttelte die Glieder

Vom Staub, und ein die ausgereckten reckt' er wieder.
Doch Suhrab wendete von ihm sich ins Gefild
Und jagte vor sich her ein aufgesprungnes Wild.
Auf dieses macht' er Jagd zur Kurzweil und vergaß
Des Mannes ganz, mit dem er erst im Kampf sich maß.

Doch Rostem, als er war entbunden seiner Qual,
Ging an den Bach hinauf, dort in ein Felsenthal,
Wo er vor langer Zeit einmal mit einem Geiste
Zusammentraf, als er des Wegs nach Turan reiste.
Als er dort aus dem Krieg mit Beute schwer beladen
Zurückkam, mühsam ging er da auf seinen Pfaden.
Denn Rostem damals war solch eine Kraft verliehn,
Die nicht nur seinen Feind, die drückte selber ihn.
Denn wo er auf den Grund mit seines Leibs Gewicht
Auftrat, gab nach der Grund und widerstand ihm nicht.
Den Fußtritt drückt' er tief auch härterem Gestein,
Nicht lock'rem Sande nur und weichem Boden ein;
So wehrlos schon, vielmehr, wenn er die Waffen trug,
Und nun trug er dazu noch schweren Raubs genug!
Im Melme* sank ihm ein der Fuß bis an die Knöchel;
Da lachte neben ihm der Berggeist mit Geröchel.
„Wer," fragte Rostem, „lacht?" Dumpf sprach der Berggeist: „Ich!"
„Worüber?" „Weil ich seh' im Grund einsinken dich.
Die dir die Mutter gab, die Kraft ist lästig dir,
Du bist zu schwach für sie, gieb sie zu tragen mir;
Und brauchst du sie einmal, wenn matt sind deine Glieder,
So komm' und ruf'! so geb' ich deine Kraft dir wieder."
Da gab der Pehlewan dem Berggeist in Verwahr
Den Ueberschuß der Kraft, die ihm beschwerlich war.
Jetzt aber kam er her, um, eh' im Berge modern
Er ließe seine Kraft, sie nun zurückzufodern.
Denn gegen Suhrab war der Sieg ihm zweifelhaft,
Wenn er nicht nähme ganz zusammen seine Kraft.

Zu Suhrab aber, der froh seiner Jagd nachging,
Kam Barman, als der Tag sich an zu neigen fing.
Er kam von bangem Muth und Ungeduld getrieben,
Was in den Sternen nun ob Suhrab sei geschrieben,
Und welchen Wunsch erfüllt sehn sollt' Afrasiab,
Von beiden wen im Grab, ob Rostem, ob Suhrab?
Er wußte nicht, warum sie ihren Kampf geschieden,
Und fürchtete, daß Sohn und Vater machten Frieden.
Doch als er wohlgemuth herwandeln jenen sah,
Rief er ihn an, indem er trat mit Staunen nah:
„Was ist es? Was geschah? Wo ist dir hingekommen
Der Gegner, den du dir zu würgen vorgenommen?"
Doch Suhrab lächelnd sprach: „Er ist mir nicht entwischt;
Auf einen neuen Gang hab' ich mich angefrischt."
Ihn fragte Barman: „Warum ward aufgehoben
Der Kampf?" Doch Suhrab sprach: „Er ward nur aufgeschoben.
Im Ringen hatt' ich ihn geworfen auf den Plan,
Schon zuckt' ich meinen Dolch, da war's um ihn gethan;
Doch er mit lautem Ruf rief mich um Schonung an:
Gemach! was willst du thun? Bist du aus Heldensamen,
So schände deinen Ruhm nicht jetzt und deinen Namen!

* Melm, schon im Ahd. und Mhd. für Staub, weiche Erde. (Ital. melma — Schlamm.)

Die Sitt' ist hier zu Land, daß wer den Kampf mit Ringen
Beginnen mag und in den Staub den Gegner bringen,
Das erstemal, da er ihn an den Boden legt,
Umbringet er ihn nicht, wie sehr ihn Zorn bewegt.
Ihn schelten würde man und seinem Namen fluchen!
Mit einem zweiten Gang läßt er's den Feind versuchen.
Vermag er dann zu Fall ihn wiederum zu bringen,
Dann ist's erlaubt, ist's Sitt und Recht, ihn umzubringen.
So sprach er, und ich gab auf dieses Wort ihn frei,
Daß er mir erst erlegt im zweiten Gange sei!"
So sprach Suhrab vergnügt; doch Barman sah das Walten
Des Himmels, daß Rostem für Iran sei behalten.
Zu Suhrab sprach er: „Weh! du bist des Lebens satt;
Ein Glück begegnet nie zweimal an Einer Statt.
Den Pardel ließest du entspringen aus den Schlingen,
Darein ihn Gott dir gab, nun wird er dich verschlingen!"
So sprach er mißvergnügt und wendete sich ab
Vom Knaben rasch, den er nunmehr verloren gab.
Er ging hinweg und sprach: „Das Schicksal mag es lenken
Mit ihm, wie's ihm gefällt! Ich will das Heer bedenken."

Auf einem Felsenthron saß dort der Geist und sah
Das Thal herauf; ein Mann kam seinem Sitze nah.
Voll Muths und unmuthsvoll umschauend kam er bei;
Da merkte wohl der Geist, daß er gesuchet sei.
Ein Abendnebel lag als Helm auf seinem Haupte;
Den hob er weg, indem er mit dem Athem schnaubte.
Auf seinem Throne saß der Geist nun unverhüllt,
Doch finster, von des Bergs verborgner Kraft erfüllt.
Den Rostem rief er an: „Wen und was suchst du? sprich!"
Darauf sprach Rostem: Dich und meine Kraft such' ich.
Ich seh' und kenne dich, wie ich dich schon geschaut;
Du bist nicht seit der Zeit gealtert noch ergraut;
Doch kennst du mich? und weißt, was ich dir anvertraut?"
Mit düsterm Lächeln gab zur Antwort ihm der Geist:
„Ich kenne dich nicht mehr, Rostem, du bist ergreist.
Doch was bemühest du die alten Heldenlieder
Zu mir?" Tehemten sprach: „Gieb meine Kraft mir wieder!
Bis heute kam ich aus mit dem, was ich gespart;
Das Ganze brauch' ich heut', gieb her, was du bewahrt!"
Da sprach der Geist: „Die Kraft des Menschenkinds, wann sie
Von ihm gewichen ist, kehrt ihm zurücke nie.
Denn keinem kann er sie zur Wiedergabe geben;
Du aber gabest mir die deine aufzuheben.
Wohl aufgehoben hier ist sie und aufbehalten;
Viel besser als bei dir, liegt sie in Bergesspalten.
Warum willst du mit ihr dein alterndes Genick
Beladen? Held, du nimmst auf dich ein Mißgeschick!
Doch weigern werd' ich sie dir keinen Augenblick,
Wenn du sie ernstlich willst und dreimal sie verlangest;
Allein bedenk' es recht, wozu du sie empfangest!
Ich gebe Stück für Stück dir deine Kraft zurück,
Ich gebe sie dir, doch zum Unglück, nicht zum Glück:
Laß deine Kraft hier ruhn! du hast der Thaten nun
Genug gethan; zum Leid wirst du dir eine thun!
Tehemten, ja ein Leid, ich fürchte, wirst du finden
Durch deine Kraft, davon dir selbst die Kraft wird schwinden."

So unterhandelten sie dort um Rostems Kraft;
Doch Rostems Sohn sah sich im Feld um zweifelhaft
Und wußte nicht, was er vom Gegner denken sollte,
Der nicht erschien, und ob er heimwärts lenken sollte,
Ob warten noch, bis doch er endlich wiederkäme,
Damit er heute noch das Leben hier ihm nähme!
Am Ende dünkt' es doch das beste seiner Meinung,
Im Feld zu warten noch auf seines Feinds Erscheinung.
„Denn," sprach er, „heute früh hat er auf mich gewartet;
Nun wart' ich spät auf ihn: so ist es wohlgeartet.
Der Abend ist so schön nicht, als es uns versprach
Der Morgen; in der Welt kommt Herbes Frohem nach.
Die Sonne sinkt und läßt ein blut'ges Abendroth
Zurück als Abschiedsgruß, den sie dem Leben bot.
Wo aber bleibt der Mann, den ich nicht missen kann?
Ich tödt' ihn in der Nacht, weil er am Tag entrann!"
So sprechend blickt' er auf und sah den Rostem kommen,
Als wie ein Meteor trübröthlich angeglommen.
Dem Suhrab schien er ganz verwandelt zauberhaft,
Von wunderbarem Glanz, in voller Jugendkraft.
Mit Staunen grüßt' er ihn, mit Zittern und Verzagen;
Wo er gewesen sei, hatt' er nicht Muth zu fragen.
Er fragt': „Und ringen wir noch heute vor der Nacht?"
Und Rostem sprach: „Ei ja! es ist geschwind vollbracht."
Da traten an zum Kampf der Vater und der Sohn;
Der angethan mit Kraft, die diesem war entflohn.
Wie, wenn die Sonne sinkt, die Nacht siegjauchzen mag,
Und wenn die Nacht erliegt, so triumphirt der Tag;
So mochte Rostem leicht ob Suhrab triumphiren:
Gewinnen konnt' er nicht, und jener nicht verlieren.
Da zog die Dämmerung aus Abendwolkenflor
Dem Schauplatz dieses Wehs den dichten Vorhang vor,
Daß von dem Doppelheer, das als Zuschauer nah
Dem Schauspiel war, was da geschah, kein Auge sah.
Da griffen an die zwei, da war es schon gethan;
Vom Vater war es ab- und um den Sohn gethan.
Rostem that einen Ruck — und Suhrab lag im Dust;
Rostem that einen Zuck — sein Dolch traf Suhrabs Brust.

Suhrab sprach todeswund: „O ungetreuer Mann!
Das ist der Schonung Lohn, den ich von dir gewann?
Von Rostem hast du mir ein Märchen vorgelogen,
In Rostems Namen um mein Leben mich betrogen.
Doch sei ein Fisch im Meer, ein Vogel in der Luft,
Die Rach' ereilet dich, wo ich lieg' in der Gruft.
Wenn Rostem das erfährt, — und er wird es erfahren,
Nicht wird ihm das Gerücht die Trauerkund' ersparen —
Wenn Rostem es erfährt, so giebt er dir den Lohn
Dafür, daß du erschlugst sein und Tehminas Sohn!"
Er sprach's, und von dem Wort getroffen, Rostem schrak
Zusammen, als ob ihm der Dolch im Busen stak.
Er rief: „O Unglückskind, was sagst du? sag's geschwind,
Sag's recht, wer deine unglücksel'gen Eltern sind!"
Doch Suhrab sprach mit Stolz und Trauer in der Miene:
„Ich bin Suhrab, der Sohn von Rostem und Tehmine;
Er Irans Hort, und sie Semengans Frauenzier.
Die Mutter hat mich hergesandt, den Vater hier
Zu suchen, weil er dort so lang nicht kam zu ihr.

Die Spange gab sie mir mit als Erkennungszeichen;
Die Spange, die er ihr einst gab, sollt' ich ihm reichen.
Die Spange trug ich nicht am Arme; vor Verlust
Sie zu bewahren, trag' ich hier sie auf der Brust.
Reiß das Gewand hier auf im Busen, das mich drückt,
Und sieh das Zeichen, das den Sohn von Rostem schmückt!"
So sprach er, und vor Weh dem Vater wollt' entweichen
Die Seel' und harrte nur noch aufs Erkennungszeichen.
Weg riß er das Gewand und sah, wie einen Molch
In Rosen, in der Brust dort sitzen seinen Dolch;
Der stak noch in der Wund', als Scheide, die er schloß.
Nun zog ihn Rostem aus, und Suhrabs Leben floß.
In Purpurwellen floß das Leben hin und tränkte
Das Gold der Spange, die Tehminen Rostem schenkte.
Er zog der Spange Gold, besetzt mit den Rubinen
Von Sohnes Blut, hervor, selbst mit blutlosen Mienen,
Und rief: „Suhrab, mein Sohn! Weh Rostem und Tehminen!"

III.

Die Todtenklage.

So sprach er, und Sewar ging an die Sendung schnell.
Doch Rostem rief: „Schafft mir das grüne Zelt zur Stell'!
Ich geh' nicht hier vom Ort, wo ich den Sohn erschlagen;
Doch über ihn im Tod soll auch mein Heerzelt ragen."
So rief er, und geschwind ward von der Sabulschaar
Das grüne Heerzelt aufgespannt, wo Suhrab war.
Der Vater ließ sodann in edle Spezereien
Ihn legen, daß bewahrt die schönen Glieder seien.
Wie eine Rose, die den ganzen Stock geschmückt,
Im Morgenthau am Stiel vom Gärtner abgepflückt,
Damit sie bleibe frisch, ins Wasser wird gesteckt:
So blühend lebensgleich lag er vom Tod gestreckt.
Auf Purpur und Brokat lag er in Gold und Seide:
So schmückt' ihn sich zur Lust der Vater und zum Leide.
Dann aber ordnet' er die Todtenfeier an,
Und feierlich im Zug zog Sabuls Heer heran.
Sie zogen, Roß und Mann, am grünen Zelt vorbei,
Im Kreis umher, mit Feldmusik und Feldgeschrei.
Den Rossen aber war geschoren Mähn' und Schweif,
Und an den Pauken abgespannt der ehr'ne Reif,
Die Bogen ohne Senn', und alle Spitzen stumpf:
So zogen sie, und all die Pauken schollen dumpf.
Dreimal an jedem Tag, am Morgen, um die Mitte
Des Tags und vor der Nacht, pflogen sie dieser Sitte.
Rostem auf seinem Rachs ritt nicht dem Zug voran;
Bei seinem Sohne saß im Zelt der Pehlewan.
Doch jeden Morgen sprach er da: „Suhrab, mein Sohn!
Hörst du den Kriegsheerton, und wachst nicht auf davon?"
Und jeden Abend dann sprach er: „Mein Sohn Suhrab!
Die Sonne geht hinab, und du gehst in dein Grab.
Als er zum neuntenmal um sein erloschnes Glück
Am Abend trauerte, kehrt' ihm Sewar zurück.

Und als vom Schlaf der Nacht war neu das Heer erwacht,
Sprach Rostem, der verwacht bei seinem Sohn die Nacht:
„Sewar, mein Bruder! jetzt brecht überm Haupt mir ab
Das grüne Zelt, und nehmt von mir hinweg Suhrab!

Bringt ihn nach Sabul, in die Gruft, in der ich wollte
Gern schlafen, wenn ich ihn damit erwecken sollte.
Sag' unsrer Mutter dort, der altenden Rudabe,
Die oft gewünscht, von mir würd' ihr ein Enkelknabe:
Hier schick' ich einen ihr, so schön, wie sie ihn nur
Gewünscht; von einem Fehl an ihm ist keine Spur,
Nur daß des Vaters Dolch fehl ging in seine Brust;
Verdorben hat der Sohn am Enkel ihr die Lust.
Ihr geht! ich bleibe hier; fragt nicht warum! Was mir
Begegne, fragt nur nicht! Doch laßt den Rachs mir hier!
Grüß' alle Mannen dort, das ganze Volk und Land,
Sewar, das alles geb' ich nun in deine Hand.
Der Mutter wag' ich nicht zu sehn ins Angesicht
Und keinem Menschen dort; nach Sabul kann ich nicht.
Umtummeln muß ich hier mich etwas in der Oede,
Daß ich den Schmerz in mir, den grimmen Drachen, tödte.
Das ist das kleinste nicht der Rostemsabenteuer,
Denn grimmig ist der Drach' und speiet Gift und Feuer.
Nun Glück zur Fahrt nach Haus! und laßt's euch nicht beschweren,
Daß ich euch führt' heraus, um so zurückzukehren!
Lebt alle wohl! wenn man daheim von Rostem spricht
Und fragt, wohin er kam? so sagt, ihr wißt es nicht."

Fr. Rückert (1838). (Nach dem „Königsbuche" des Firdusi.)

132. Märchen.

1. Ihr habt gehört die Kunde
Vom Fräulein, welches tief
In eines Waldes Grunde
Manch hundert Jahre schlief.
Den Namen der Wunderbaren
Vernahmt ihr aber nie;
Ich hab' ihn jüngst erfahren:
Die deutsche Poesie.

2. Zwo mächt'ge Feen nahten
Dem schönen Fürstenkind,
An seine Wiege traten
Sie mit dem Angebind.
Die erste sprach behende:
„Ja, lächle nur auf mich!
Ich gebe dir frühes Ende
Von einer Spindel Stich."

3. Die andre sprach dagegen!
„Ja, lächle nur auf mich!
Ich gebe dir meinen Segen,
Der heilt den Todesstich;
Der wird dich so bewahren,
Daß süßer Schlaf dich deckt,
Bis nach vierhundert Jahren
Ein Königssohn dich weckt."

4. Da ward ins Reich erlassen
Ein feierlich Gebot,
Verkündet in allen Straßen,
Der Tod darauf gedroht:
So jemand Spindeln hätte,
Die sollte man liefern ein
Und sie an offner Stätte
Verbrennen insgemein.

5. Nicht nach gewohnter Sitte
Erzog man dieses Kind
In dumpfer Kammern Mitte,
Noch sonst, wo Spindeln sind;
Nein, in den Rosengärten,
In Wäldern frisch und kühl,
Mit lustigen Gefährten,
Bei freiem, kühnem Spiel.

6. Und als es kam zu Jahren,
Ward es die schönste Frau,
Mit langen goldnen Haaren,
Mit Augen dunkelblau,
In Gang, Gebärde züchtig,
In Reden treu und schlicht,
In aller Arbeit tüchtig,
Nur mit der Spindel nicht.

7. Viel stolze Ritter gingen
Der Holden Dienste nach,
Heinrich von Ofterdingen,
Wolfram von Eschenbach.
Sie gingen in Stahl und Eisen,
Goldharfen in der Hand;
Die Fürstin war zu preisen,
Die solche Diener fand.

8. Mit Degen und mit Speere
Waren sie stets bereit,
Den Frauen gaben sie Ehre
Und sangen widerstreit.
Sie sangen von Gottesminne,
Von kühner Helden Muth,
Von lindem Liebessinne,
Von süßer Maienblut.

9. Von alter Städte Mauern
Der Widerhall erklang,
Die Bürger und die Bauern
Erhuben frischen Sang.
Der Senne hat gesungen,
Der über Wolken wacht;
Ein Lied ist aufgeklungen
Tief aus des Bergmanns Schacht.

10. In einer Mainacht blinkten
Die Sterne wunderschön;
Der Fürstin war, als winkten
Sie ihr zu Thurmes Höh'n.
Sie stieg hinauf zum Dache,
Die zarte, ganz allein;
Da fiel aus einem Gemache
Ein trüber Lampenschein.

11. Ein Weiblein, grau von Haaren,
Dort an dem Rocken spann,
Sie hatte wohl nichts erfahren
Vom strengen Spindelbann.
Die Fürstin, die noch nimmer
Gesehen solche Kunst,
Sie trat in Weibleins Zimmer:
„Wer bist du, mit Vergunst?"

12. „Man nennt mich, schönes Liebchen,
Die Stubenpoesie;
Denn aus dem trüben Stübchen
Verirrt' ich mich noch nie.
Ich sitz' am lieben Platze
Beim Rocken, wandellos;
Meine alte, blinde Katze,
Die spinnt auf meinem Schoß.

13. Lange, lange Lehrgedichte,
Die spinn' ich recht mit Fleiß;
Flächsene Heldengedichte,
Die haspl' ich schnellerweis'.
Mein Kater maut Tragödie,
Mein Rad hat lyrischen Schwung,
Meine Spindel spielt Komödie
Mit Tanzbelustigung."

14. Die Fürstin thät erbleichen,
Als man von Spindeln sprach;
Sie wollte flugs entweichen,
Die Spindel sprang ihr nach;
Und an der morschen Schwelle
Da fiel das Fräulein jach,
Die Spindel auf der Stelle
Sie in die Ferse stach.

15. Was war das für ein Schrecken,
Als man sie morgens traf!
Sie war nicht mehr zu wecken,
Sie schlief den Zauberschlaf.
Ein Lager ward bereitet
Im hohen Rittersaal,
Goldstoffe drauf gebreitet
Und Rosen ohne Zahl.

16. So schlief sie in der Halle,
Die Fürstin, reich geschmückt.
Bald hatte die andern alle
Der gleiche Schlaf berückt.
Die Sänger, schon in Träumen,
Rührten die Saiten bang,
Bis in des Schlosses Räumen
Der letzte Laut verklang.

17. Die Alte spann noch immer
Im stillen Kämmerlein,
Es woben in jedem Zimmer
Die Spinnen groß und klein.
Die Hecken und Ranken woben
Sich um den Fürstenbau,
Und um den Himmel oben
Da spann sich Nebelgrau. —

18. Wohl nach vierhundert Jahren
Da ritt des Königs Sohn
Mit seinen Jägerschaaren
Ins Waldgebirg davon:
„Was ragen doch da innen,
Ob all dem hohen Wald
Für graue Thürm' und Zinnen
Von seltsamer Gestalt?"

19. Am Wege stund gerade
Ein alter Spindelmann:
„Erlauchter Prinz, um Gnade!
Hört meine Warnung an!
Romantische Menschenfresser
Hausen auf jenem Schloß,
Die mit barbarischem Messer
Abschlachten Klein und Groß."

20. Der Königssohn verwegen
Thät mit drei Jägern ziehn;
Sie hieben mit dem Degen
Sich Bahn zum Schlosse hin.
Gesenket war die Brücke,
Geöffnet war das Thor,
Daraus im Augenblicke
Ein Hirschlein sprang hervor.

21. Denn in des Hofes Räumen,
Da war es wieder Wald,
Da sangen in den Bäumen
Die Vögel mannigfalt.
Die Jäger ohn' Verweilen,
Sie drangen muthig hin,
Wo eine Thür mit Säulen
Aus dem Gebüsch erschien.

22. Zween Riesen schlafend lagen
Wohl vor dem Säulenthor;
Sie hielten, ins Kreuz geschlagen,
Die Hellebarten vor.
Darüber rüstig schritten
Die Jäger allzumal,
Sie gingen mit kecken Tritten
Zu einem großen Saal.

23. Da lehnten in hohen Nischen
eschmückter Frauen viel,
ewappnete Ritter dazwischen
Rit goldnem Saitenspiel:
ochmächtige Gestalten,
eschloßnen Auges, stumm,
rabbildern gleich zu halten
us grauem Alterthum.

24. Und mitten ward erblicket
in Lager reich von Gold,
a ruhte, wohlgeschmücket,
ine Jungfrau wunderhold.
ie Süße war umfangen
Rit frischen Rosen dicht,
nd auch von Mund und Wangen
schien zartes Rosenlicht.

25. Der Königssohn, zu wissen,
b Leben in dem Bild,
hät seine Lippen schließen
n ihren Mund so mild.
r hat es bald empfunden
m Odem, süß und warm,
nd als sie ihn umwunden,
loch schlummernd, mit dem Arm.

26. Sie streifte die goldnen Locken
lus ihrem Angesicht;
sie hob, so süß erschrocken,
hr blaues Augenlicht.
Und in den Nischen allen
Erwachen Ritter und Frau;
Die alten Lieder hallen
Im weiten Fürstenbau.

27. Ein Morgen, roth und golden,
Hat uns den Mai gebracht;
Da trat mit seiner Holden
Der Prinz aus Waldesnacht.
Es schreiten die alten Meister
In hehrem, stolzem Gang,
Wie riesenhafte Geister,
Mit fremdem Wundersang.

28. Die Thäler, schlummertrunken,
Weckt der Gesänge Lust;
Wer einen Jugendfunken
Noch hegt in seiner Brust,
Der jubelt, tiefgerühret:
„Dank dieser goldnen Früh',
Die uns zurückgeführet
Dich, deutsche Poesie!"

29. Die Alte sitzt noch immer
In ihrem Kämmerlein;
Das Dach zerfiel in Trümmer,
Der Regen drang herein.
Sie zieht noch kaum den Faden,
Gelähmt hat sie der Schlag;
Gott schenk' ihr Ruh in Gnaden
Bis über den jüngsten Tag!

L. Uhland (1811).

133. Das Eleusische Fest.

(Zuerst 1799 als „Bürgerlied" veröffentlicht.)

1. Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
lechtet auch blaue Cyanen hinein!
reude soll jedes Auge verklären,
Denn die Königin ziehet ein,
Die Bezähmerin wilder Sitten,
Die den Menschen zum Menschen gesellt
Und in friedliche, feste Hütten
Wandelte das bewegliche Zelt.

2. Scheu in des Gebirges Klüften
Barg der Troglodyte sich;
Der Nomade ließ die Triften
Wüste liegen, wo er strich;
Mit dem Wurfspieß, mit dem Bogen
Schritt der Jäger durch das Land;
Weh dem Fremdling, den die Wogen
Warfen an den Unglücksstrand!

3. Und auf ihrem Pfad begrüßte,
Irrend nach des Kindes Spur,
Ceres die verlassne Küste.
Ach, da grünte keine Flur!
Daß sie hier vertraulich weile,
Ist kein Obdach ihr gewährt;
Keines Tempels heitre Säule
Zeuget, daß man Götter ehrt.

4. Keine Frucht der süßen Aehren
Lädt zum reinen Mahl sie ein;
Nur auf gräßlichen Altären
Dorret menschliches Gebein.
Ja, so weit sie wandernd kreiste,
Fand sie Elend überall,
Und in ihrem großen Geiste
Jammert sie des Menschen Fall.

5. „Find' ich so den Menschen wieder,
Dem wir unser Bild geliehn,
Dessen schöngestalte Glieder
Droben im Olympus blühn?
Gaben wir ihm zum Besitze
Nicht der Erde Götterschoß?
Und auf seinem Königssitze
Schweift er elend, heimatlos?

6. Fühlt kein Gott mit ihm Erbarmen?
Keiner aus der Sel'gen Chor
Hebet ihn mit Wunderarmen
Aus der tiefen Schmach empor?

In des Himmels sel'gen Höhen
Rühret sie nicht fremder Schmerz;
Doch der Menschheit Angst und Wehen
Fühlet mein gequältes Herz.

7. Daß der Mensch zum Menschen werde,
Stift' er einen ew'gen Bund
Gläubig mit der frommen Erde,
Seinen mütterlichen Grund,
Ehre das Gesetz der Zeiten
Und der Monde heil'gen Gang,
Welche still gemessen schreiten
Im melodischen Gesang."

8. Und den Nebel theilt sie leise,
Der den Blicken sie verhüllt;
Plötzlich in der Wilden Kreise
Steht sie da, ein Götterbild.
Schwelgend bei dem Siegesmahle
Findet sie die rauhe Schaar,
Und die blutgefüllte Schale
Bringt man ihr zum Opfer dar.

9. Aber schaudernd, mit Entsetzen
Wendet sie sich weg und spricht:
„Blut'ge Tigermahle netzen
Eines Gottes Lippen nicht.
Reine Opfer will er haben,
Früchte, die der Herbst beschert;
Mit des Feldes frommen Gaben
Wird der Heilige verehrt."

10. Und sie nimmt die Wucht des Speeres
Aus des Jägers rauher Hand;
Mit dem Schaft des Mordgewehres
Furchet sie den leichten Sand,
Nimmt von ihres Kranzes Spitze
Einen Kern, mit Kraft gefüllt,
Senkt ihn in die zarte Ritze,
Und der Trieb des Keimes schwillt.

11. Und mit grünen Halmen schmücket
Sich der Boden alsobald,
Und so weit das Auge blicket,
Wogt es wie ein goldner Wald.
Lächelnd segnet sie die Erde,
Flicht der ersten Garbe Bund,
Wählt den Feldstein sich zum Herde,
Und es spricht der Göttin Mund:

12. „Vater Zeus, der über alle
Götter herrscht in Aethers Höhn,
Daß dies Opfer dir gefalle,
Laß ein Zeichen jetzt geschehn!
Und dem unglücksel'gen Volke,
Das dich, Hoher, noch nicht nennt,
Nimm hinweg des Auges Wolke,
Daß es seinen Gott erkennt!"

13. Und es hört der Schwester Flehen
Zeus auf seinem hohen Sitz;
Donnernd aus den blauen Höhen
Wirft er den gezackten Blitz.
Prasselnd fängt es an zu lohen,
Hebt sich wirbelnd vom Altar,
Und darüber schwebt in hohen
Kreisen sein geschwinder Aar.

14. Und gerührt zu der Herrscherin Füßen
Stürzt sich der Menge freudig Gewühl,
Und die rohen Seelen zerfließen
In der Menschlichkeit erstem Gefühl,
Werfen von sich die blutige Wehre,
Oeffnen den düstergebundenen Sinn
Und empfangen die göttliche Lehre
Aus dem Munde der Königin.

15. Und von ihren Thronen steigen
Alle Himmlischen herab,
Themis selber führt den Reigen,
Und mit dem gerechten Stab
Mißt sie jedem seine Rechte,
Setzet selbst der Grenze Stein,
Und des Styx verborgne Mächte
Ladet sie zu Zeugen ein.

16. Und es kommt der Gott der Esse,
Zeus' erfindungsreicher Sohn,
Bildner künstlicher Gefäße,
Hochgelehrt in Erz und Thon.
Und er lehrt die Kunst der Zange
Und der Blasebälge Zug;
Unter seines Hammers Zwange
Bildet sich zuerst der Pflug.

17. Und Minerva, hoch vor allen
Ragend mit gewicht'gem Speer,
Läßt die Stimme mächtig schallen
Und gebeut dem Götterheer.
Feste Mauern will sie gründen,
Jedem Schutz und Schirm zu sein,
Die zerstreute Welt zu binden
In vertraulichem Verein.

18. Und sie lenkt die Herrscherschritte
Durch des Feldes weiten Plan,
Und an ihres Fußes Tritte
Heftet sich der Grenzgott an.
Messend führet sie die Kette
Um des Hügels grünen Saum;
Auch des wilden Stromes Bette
Schließt sie in den heil'gen Raum.

19. Alle Nymphen, Oreaden,
Die der schnellen Artemis
Folgen auf des Berges Pfaden,
Schwingend ihren Jägerspieß,
Alle kommen, alle legen
Hände an, der Jubel schallt,
Und von ihrer Aexte Schlägen
Krachend stürzt der Fichtenwald.

20. Auch aus seiner grünen Welle
teigt der schilfbekränzte Gott,
älzt den schweren Floß zur Stelle
uf der Göttin Machtgebot;
nd die leichtgeschürzten Stunden
liegen ans Geschäft gewandt,
nd die rauhen Stämme runden
ierlich sich in ihrer Hand.

21. Auch den Meergott sieht man eilen;
asch mit des Tridentes Stoß
richt er die granitnen Säulen
us dem Erdgerippe los,
chwingt sie in gewalt'gen Händen
och, wie einen leichten Ball,
nd mit Hermes, dem behenden,
hürmet er der Mauern Wall.

22. Aber aus den goldnen Saiten
ockt Apoll die Harmonie
nd das holde Maß der Zeiten
nd die Macht der Melodie.
Mit neunstimmigem Gesange
allen die Kamönen ein;
eise nach des Liedes Klange
füget sich der Stein zum Stein.

23. Und der Thore weite Flügel
setzet mit erfahrner Hand
ybele und fügt die Riegel
nd der Schlösser festes Band.
Schnell durch rasche Götterhände
ist der Wunderbau vollbracht,
nd der Tempel heitre Wände
glänzen schon in Festespracht.

24. Und mit einem Kranz von Myrten
Naht die Götterkönigin,
Und sie führt den schönsten Hirten
Zu der schönsten Hirtin hin.
Venus mit dem holden Knaben
Schmücket selbst das erste Paar,
Alle Götter bringen Gaben
Segnend den Vermählten dar.

25. Und die neuen Bürger ziehen,
Von der Götter sel'gem Chor
Eingeführt, mit Harmonieen
In das gastlich offne Thor;
Und das Priesteramt verwaltet
Ceres am Altar des Zeus;
Segnend ihre Hand gefaltet,
Spricht sie zu des Volkes Kreis:

26. „Freiheit liebt das Thier der Wüste,
Frei im Aether herrscht der Gott,
Ihrer Brust gewalt'ge Lüste
Zähmet das Naturgebot;
Doch der Mensch in ihrer Mitte
Soll sich an den Menschen reihn,
Und allein durch seine Sitte
Kann er frei und mächtig sein."

27. Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein!
Freude soll jedes Auge verklären,
Denn die Königin ziehet ein,
Die uns die süße Heimat gegeben,
Die den Menschen zum Menschen gesellt.
Unser Gesang soll sie festlich erheben,
Die beglückende Mutter der Welt!

Fr. v. Schiller (September, 1798).

134. Der Spaziergang.*

Sei mir gegrüßt, mein Berg mit dem röthlich strahlenden Gipfel!
Sei mir, Sonne, gegrüßt, die ihn so lieblich bescheint!
Dich auch grüß' ich, belebte Flur, euch, säuselnde Linden,
Und den fröhlichen Chor, der auf den Aesten sich wiegt;
Ruhige Bläue, dich auch, die unermeßlich sich ausgießt
Um das braune Gebirg, über den grünenden Wald,
Auch um mich, der, endlich entflohn des Zimmers Gefängniß
Und dem engen Gespräch, freudig sich rettet zu dir.
Deiner Lüfte balsamischer Strom durchrinnt mich erquickend,
Und den durstigen Blick labt das energische Licht.
Kräftig auf blühender Au erglänzen die wechselnden Farben,
Aber der reizende Streit löset in Anmuth sich auf.
Frei empfängt mich die Wiese mit weithin verbreitetem Teppich;
Durch ihr freundliches Grün schlingt sich der ländliche Pfad.
Um mich summt die geschäftige Biene, mit zweifelndem Flügel
Wiegt der Schmetterling sich über dem röthlichten Klee.
Glühend trifft mich der Sonne Pfeil, still liegen die Weste,
Nur der Lerche Gesang wirbelt in heiterer Luft.

* Elegie war die Ueberschrift dieses Gedichts in den „Horen" vom Jahre 1795.

Doch jetzt braust's aus dem nahen Gebüsch; tief neigen der Erlen
    Kronen sich, und im Wind wogt das versilberte Gras;
Mich umfängt ambrosische Nacht; in duftende Kühlung
    Nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen mich ein.
In des Waldes Geheimniß entflieht mir auf einmal die Landschaft,
    Und ein schlängelnder Pfad leitet mich steigend empor.
Nur verstohlen durchdringt der Zweige laubichtes Gitter
    Sparsames Licht, und es blickt lachend das Blaue herein.
Aber plötzlich zerreißt der Flor. Der geöffnete Wald giebt
    Ueberraschend des Tags blendendem Glanz mich zurück.
Unabsehbar ergießt sich vor meinen Blicken die Ferne,
    Und ein blaues Gebirg endigt im Dufte die Welt.
Tief an des Berges Fuß, der jählings unter mir abstürzt,
    Wallet des grünlichten Stroms fließender Spiegel vorbei.
Endlos unter mir seh' ich den Aether, über mir endlos,
    Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab.
Aber zwischen der ewigen Höh' und der ewigen Tiefe
    Trägt ein geländerter Steig sicher den Wandrer dahin.
Lachend fliehen an mir die reichen Ufer vorüber,
    Und den fröhlichen Fleiß rühmet das prangende Thal.
Jene Linien, sieh! die des Landmanns Eigenthum scheiden,
    In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt.
Freundliche Schrift des Gesetzes, des menschenerhaltenden Gottes,
    Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verschwand!
Aber in freieren Schlangen durchkreuzt die geregelten Felder,
    Jetzt verschlungen vom Wald, jetzt an den Bergen hinauf
Klimmend, ein schimmernder Streif, die länderverknüpfende Straße;
    Auf dem ebenen Strom gleiten die Flöße dahin.
Vielfach ertönt der Herden Geläut im belebten Gefilde,
    Und den Widerhall weckt einsam des Hirten Gesang.
Muntre Dörfer bekränzen den Strom, in Gebüschen verschwinden
    Andre, vom Rücken des Bergs stürzen sie jäh dort herab.
Nachbarlich wohnet der Mensch noch mit dem Acker zusammen,
    Seine Felder umruhn friedlich sein ländliches Dach;
Traulich rankt sich die Reb' empor an dem niedrigen Fenster,
    Einen umarmenden Zweig schlingt um die Hütte der Baum.
Glückliches Volk der Gefilde! noch nicht zur Freiheit erwachet,
    Theilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz.
Deine Wünsche beschränkt der Ernten ruhiger Kreislauf,
    Wie dein Tagewerk, gleich, windet dein Leben sich ab!
Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick? Ein fremder
    Geist verbreitet sich schnell über die fremdere Flur.
Spröde sondert sich ab, was kaum noch liebend sich mischte,
    Und das Gleiche nur ist's, was an das Gleiche sich reiht.
Stände seh' ich gebildet, der Pappeln stolze Geschlechter
    Ziehn in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher.
Regel wird alles, und alles wird Wahl und alles Bedeutung;
    Dieses Dienergefolg' meldet den Herrscher mir an.
Prangend verkündigen ihn von fern die beleuchteten Kuppeln,
    Aus dem felsichten Kern hebt sich die thürmende Stadt.
In die Wildniß hinaus sind des Waldes Faunen verstoßen,
    Aber die Andacht leiht höheres Leben dem Stein.
Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wird um ihn,
    Reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt.
Sieh, da entbrennen in feurigem Kampf die eifernden Kräfte,
    Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund.
Tausend Hände belebt **ein** Geist, hoch schläget in tausend
    Brüsten, von **einem** Gefühl glühend, ein einziges Herz,
Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Gesetze;

Hier auf dem theuren Grund ruht ihr verehrtes Gebein.
Nieder steigen vom Himmel die seligen Götter und nehmen
In dem geweihten Bezirk festliche Wohnungen ein;
Herrliche Gaben bescherend erscheinen sie: Ceres vor allen
Bringet des Pfluges Geschenk, Hermes den Anker herbei,
Bacchus die Traube, Minerva des Oelbaums grünende Reiser,
Auch das krieg'rische Roß führet Poseidon heran;
Mutter Cybele spannt an des Wagens Deichsel die Löwen,
In das gastliche Thor zieht sie als Bürgerin ein.
Heilige Steine! Aus euch ergossen sich Pflanzer der Menschheit,
Fernen Inseln des Meers sandtet ihr Sitten und Kunst.
Weise sprachen das Recht an diesen geselligen Thoren,
Helden stürzten zum Kampf für die Penaten heraus.
Auf den Mauern erschienen, den Säugling im Arme, die Mütter,
Blickten dem Heerzug nach, bis ihn die Ferne verschlang.
Betend stürzten sie dann vor der Götter Altären sich nieder,
Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für euch.
Ehre ward euch und Sieg, doch der Ruhm nur kehrte zurücke;
Eurer Thaten Verdienst meldet der rührende Stein:
„Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl."
Ruhet sanft, ihr Geliebten! Von eurem Blute begossen
Grünet der Oelbaum, es keimt lustig die köstliche Saat.
Munter entbrennt, des Eigenthums froh, das freie Gewerbe,
Aus dem Schilfe des Stroms winket der bläulichte Gott.
Zischend fliegt in den Baum die Axt, es erseufzt die Dryade,
Hoch von des Berges Haupt stürzt sich die donnernde Last.
Aus dem Felsbruch wiegt sich der Stein, vom Hebel beflügelt;
In der Gebirge Schlucht taucht sich der Bergmann hinab.
Mulcibers Amboß tönt von dem Takt geschwungener Hämmer,
Unter der nervichten Faust spritzen die Funken des Stahls.
Glänzend umwindet der goldene Lein die tanzende Spindel,
Durch die Saiten des Garns sauset das webende Schiff.
Fern auf der Rhede ruft der Pilot, es warten die Flotten,
Die in der Fremdlinge Land tragen den heimischen Fleiß;
Andre ziehn frohlockend dort ein mit den Gaben der Ferne,
Hoch von dem ragenden Mast wehet der festliche Kranz.
Siehe da wimmeln die Märkte, der Krahn von fröhlichem Leben,
Seltsamer Sprachen Gewirr braust in das wundernde Ohr.
Auf den Stapel schüttet die Erndten der Erde der Kaufmann,
Was dem glühenden Strahl Afrikas Boden gebiert,
Was Arabien kocht, was die äußerste Thule bereitet;
Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea das Horn.
Da gebieret das Glück dem Talente die göttlichen Kinder,
Von der Freiheit gesäugt, wachsen die Künste der Lust.
Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,
Und vom Meißel beseelt, redet der fühlende Stein.
Künstliche Himmel ruhen auf schlanken ionischen Säulen,
Und den ganzen Olymp schließet ein Pantheon ein.
Leicht, wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Senne,
Hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom.
Aber im stillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel
Sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden Geist,
Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Hassen und Lieben,
Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Aether dem Strahl,
Sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern,
Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.
Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken,
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.

Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes,
Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.
Seine Fesseln zerbricht der Mensch. Der Beglückte! Zerriss' er
Mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Zügel der Scham!
Freiheit! ruft die Vernunft, Freiheit! die wilde Begierde,
Von der heil'gen Natur ringen sie lüstern sich los.
Ach, da reißen im Sturm die Anker, die an dem Ufer
Warnend ihn hielten, ihn faßt mächtig der flutende Strom;
Ins Unendliche reißt er ihn hin, die Küste verschwindet,
Hoch auf der Fluten Gebirg wiegt sich entmastet der Kahn;
Hinter Wolken erlöschen des Wagens beharrliche Sterne,
Bleibend ist nichts mehr, es irrt selbst in dem Busen der Gott.
Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
Aus dem Leben, es lügt selbst auf der Lippe der Schwur;
In der Herzen vertraulichsten Bund, in der Liebe Geheimniß
Drängt sich der Sykophant, reißt von dem Freunde den Freund.
Auf die Unschuld schielt der Verrath mit verschlingendem Blicke,
Mit vergiftendem Biß tödtet des Lästerers Zahn.
Feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke, die Liebe
Wirft des freien Gefühls göttlichen Adel hinweg.
Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich
Angemaßt, der Natur köstlichste Stimmen entweiht,
Die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet:
Kaum giebt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund.
Auf der Tribüne prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht,
Des Gesetzes Gespenst steht an der Könige Thron.
Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,
Mag das trügende Bild lebender Fülle bestehn,
Bis die Natur erwacht, und mit schweren, ehernen Händen
An das hohle Gebäu rühret die Noth und die Zeit,
Einer Tigerin gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen
Und des numidischen Wald's plötzlich und schrecklich gedenkt,
Aufsteht mit des Verbrechens Wuth und des Elends die Menschheit,
Und in der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur.
O, so öffnet euch, Mauern, und gebt den Gefangenen ledig!
Zu der verlassenen Flur kehr' er gerettet zurück!
Aber wo bin ich? Es birgt sich der Pfad. Abschüssige Gründe
Hemmen mit gähnender Kluft hinter mir, vor mir den Schritt.
Hinter mir blieb der Gärten, der Hecken vertraute Begleitung,
Hinter mir jegliche Spur menschlicher Hände zurück.
Nur die Stoffe seh' ich gethürmt, aus welchen das Leben
Keimet, der rohe Basalt hofft auf die bildende Hand.
Brausend stürzt der Gießbach herab durch die Rinne des Felsen,
Unter den Wurzeln des Baums bricht er entrüstet sich Bahn.
Wild ist es hier und schauerlich öd'. Im einsamen Luftraum
Hängt nur der Adler und knüpft an das Gewölke die Welt.
Hoch herauf bis zu mir trägt keines Windes Gefieder
Den verlorenen Schall menschlicher Mühen und Lust.
Bin ich wirklich allein? In deinen Armen, an deinem
Herzen wieder, Natur? ach! und es war nur ein Traum,
Der mich schaudernd ergriff mit des Lebens furchtbarem Bilde?
Mit dem stürzenden Thal stürzte der finstre hinab.
Reiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare,
Nehme den fröhlichen Muth hoffender Jugend zurück.
Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um.
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
Ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz!
Immer dieselbe, bewahrst du in treuen Händen dem Manne,

Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,
Nährest an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter;
Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.

Fr. v. Schiller (September, 1795).

135. Das Lied von der Glocke.

Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango.

Fest gemauert in der Erden
Steht die Form aus Lehm gebrannt.
Heute muß die Glocke werden!
Frisch, Gesellen, seid zur Hand!
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben;
Doch der Segen kommt von oben.

Zum Werke, das wir ernst bereiten,
Geziemt sich wohl ein ernstes Wort;
Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.
So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
Was durch die schwache Kraft entspringt;
Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand.

Nehmet Holz vom Fichtenstamme,
Doch recht trocken laßt es sein,
Daß die eingepreßte Flamme
Schlage zu dem Schwalch hinein!
Kocht des Kupfers Brei,
Schnell das Zinn herbei,
Daß die zähe Glockenspeise
Fließe nach der rechten Weise!

Was in des Dammes tiefer Grube
Die Hand mit Feuers Hülfe baut,
Hoch auf des Thurmes Glockenstube,
Da wird es von uns zeugen laut.
Noch dauern wird's in späten Tagen
Und rühren vieler Menschen Ohr,
Und wird mit dem Betrübten klagen
Und stimmen zu der Andacht Chor.
Was unten tief dem Erdensohne
Das wechselnde Verhängniß bringt,
Das schlägt an die metallne Krone,
Die es erbaulich weiter klingt.

Weiße Blasen seh' ich springen;
Wohl! die Massen sind im Fluß.
Laßt's mit Aschensalz durchdringen,
Das befördert schnell den Guß.
Auch vom Schaume rein
Muß die Mischung sein,
Daß vom reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme schalle.

Denn mit der Freude Feierklange
Begrüßt sie das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt.
Ihm ruhen noch im Zeitenschoße
Die schwarzen und die heitern Lose.
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen goldnen Morgen. —
Die Jahre fliehen pfeilgeschwind.
Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,
Er stürmt ins Leben wild hinaus,
Durchmißt die Welt am Wanderstabe,
Fremd kehrt er heim ins Vaterhaus.
Und herrlich in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmelshöhn,
Mit züchtigen, verschämten Wangen,
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.
Da faßt ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
Aus seinen Augen brechen Thränen,
Er flieht der Brüder wilden Reihn.
Erröthend folgt er ihren Spuren
Und ist von ihrem Gruß beglückt,
Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt.
O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit!
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit;
O daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

Wie sich schon die Pfeifen bräunen!
Dieses Stäbchen tauch' ich ein;
Sehn wir's überglast erscheinen,
Wird's zum Gusse zeitig sein.
Jetzt, Gesellen, frisch!
Prüft mir das Gemisch,
Ob das Spröde mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Zeichen.

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da giebt es einen guten Klang.
Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.

Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Festes Glanz.
Ach, des Lebens schönste Feier
Endigt auch den Lebensmai:
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei.
Die Leidenschaft flieht,
Die Liebe muß bleiben;
Die Blume verblüht,
Die Frucht muß treiben.
Der Mann muß hinaus
Ins feindliche Leben,
Muß wirken und streben
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe,
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.

Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn,
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeichten Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer.

Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Ueberzählet sein blühend Glück,
Siehet der Pfosten ragende Bäume
Und der Scheunen gefüllte Räume
Und die Speicher, vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen,
Rühmt sich mit stolzem Mund:
Fest, wie der Erde Grund,
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauses Pracht!
Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

Wohl! nun kann der Guß beginnen,
Schön gezacket ist der Bruch;
Doch bevor wir's lassen rinnen,
Betet einen frommen Spruch!
Stoßt den Zapfen aus!
Gott bewahr' das Haus!
Rauchend in des Henkels Bogen
Schießt's mit feuerbraunen Wogen.

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft;
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,
Wachsend ohne Widerstand,
Durch die volkbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand.
Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen;
Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl!
Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm?
Das ist Sturm!
Roth wie Blut
Ist der Himmel;
Das ist nicht des Tages Glut!
Welch Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule,
Durch der Straße lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile.
Kochend, wie aus Ofens Rachen,
Glühn die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern
Unter Trümmern;
Alles rennet, rettet, flüchtet;
Taghell ist die Nacht gelichtet.
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer; hoch im Bogen
Spritzen Quellen Wasserwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brausend sucht.
Prasselnd in die dürre Frucht
Fällt sie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,
Und als wollte sie im Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reißen in gewalt'ger Flucht,

Wächst sie in des Himmels Höhen
Riesengroß!
Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke;
Müßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehen.
Leergebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.

Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
Was Feuers Wuth ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben:
Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh! ihm fehlt kein theures Haupt.

In die Erd' ist's aufgenommen,
Glücklich ist die Form gefüllt;
Wird's auch schön zu Tage kommen,
Daß es Fleiß und Kunst vergilt?
Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zersprang?
Ach! vielleicht, indem wir hoffen,
Hat uns Unheil schon getroffen.

Dem dunkeln Schoß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann seine Saat
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen, nach des Himmels Rath.
Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schoß
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Los.

Von dem Dome,
Schwer und bang
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.

Ach! die Gattin ist's die theure,
Ach! es ist die treue Mutter,
Die der schwarze Fürst der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schaar,
Die sie blühend ihm gebar,
Die sie an der treuen Brust
Wachsen sah mit Mutterlust. —
Ach! des Hauses zarte Bande
Sind gelöst auf immerdar;
Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war;
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr;
An verwaister Stätte schalten
Wird die Fremde, liebeleer.

Bis die Glocke sich verkühlet,
Laßt die strenge Arbeit ruhn.
Wie im Laub der Vogel spielet,
Mag sich jeder gütlich thun.
Winkt der Sterne Licht,
Ledig aller Pflicht,
Hört der Bursch die Vesper schlagen;
Meister muß sich immer plagen.

Munter fördert seine Schritte
Fern im wilden Forst der Wandrer
Nach der lieben Heimathhütte.
Blökend ziehen heim die Schafe,
Und der Rinder
Breitgestirnte, glatte Schaaren
Kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
Schwankt der Wagen,
Kornbeladen;
Bunt von Farben
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.
Markt und Straße werden stiller;
Um des Lichts gesell'ge Flamme
Sammeln sich die Hausbewohner,
Und das Stadtthor schließt sich knarrend.
Schwarz bedecket
Sich die Erde;
Doch den sichern Bürger schrecket
Nicht die Nacht,
Die den Bösen gräßlich wecket;
Denn das Auge des Gesetzes wacht.

Heil'ge Ordnung, segenreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten
Und das theuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!

Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
In der Freiheit heil'gem Schutz;
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.

Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Thal durchtoben;
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röthe
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!

Nun zerbrecht mir das Gebäude,
Seine Absicht hat's erfüllt,
Daß sich Herz und Auge weide
An dem wohlgelungnen Bild.
Schwingt den Hammer, schwingt,
Bis der Mantel springt!
Wenn die Glock' soll auferstehen,
Muß die Form in Stücke gehen.

Der Meister kann die Form zerbrechen
Mit weiser Hand, zur rechten Zeit;
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glüh'nde Erz sich selbst befreit!
Blindwüthend, mit des Donners Krachen
Zersprengt es das geborstne Haus,
Und wie aus offnem Höllenrachen
Speit es Verderben zündend aus.
Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten;
Wenn sich die Völker selbst befrein,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.

Weh, wenn sich in dem Schoß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhülfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt
Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Losung anstimmt zur Gewalt.

Freiheit und Gleichheit! hört man schallen;
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden ziehn umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen sie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.
Gefährlich ist's den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Weh denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden,
Und äschert Städt' und Länder ein.

Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet! wie ein goldner Stern
Aus der Hülse, blank und eben,
Schält sich der metallne Kern.
Von dem Helm zum Kranz
Spielt's wie Sonnenglanz;
Auch des Wappens nette Schilder
Loben den erfahrnen Bilder.

Herein! herein
Gesellen alle! schließt den Reihen,
Daß wir die Glocke taufend weihen!
Concordia soll ihr Name sein.
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Versammle sie die liebende Gemeine.

Und dies sei fortan ihr Beruf,
Wozu der Meister sie erschuf:
Hoch überm niedern Erdenleben
Soll sie im blauen Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners, schweben
Und grenzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme sein von oben,
Wie der Gestirne helle Schaar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr.
Nur ewigen und ernsten Dingen
Sei ihr metallner Mund geweiht,
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr' im Fluge sie die Zeit.
Dem Schicksal leihe sie die Zunge;
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr entschallt,
So lehre sie, daß nichts bestehet,
Daß alles Irdische verhallt.

Jetzo mit der Kraft des Stranges
Wiegt die Glock' mir aus der Gruft,
Daß sie in das Reich des Klanges
Steige, in die Himmelsluft!
Ziehet, ziehet, hebt!
Sie bewegt sich, schwebt!
Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute!

Fr. v. Schiller (1799).

136. Epilog zu Schillers Glocke.

Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute!

1\. Und so geschah's! Dem friedenreichen Klange
Bewegte sich das Land, und segenbar
Ein frisches Glück erschien; im Hochgesange
Begrüßten wir das junge Fürstenpaar;
Im Vollgewühl, in lebensregem Drange
Vermischte sich die thät'ge Völkerschaar,
Und festlich ward an die geschmückten Stufen
Die „Huldigung der Künste" vorgerufen.

2\. Da hör' ich schreckhaft mitternächt'ges Läuten,
Das dumpf und schwer die Trauertöne schwellt.
Ist's möglich? Soll es unsern Freund bedeuten,
An den sich jeder Wunsch geklammert hält?
Den Lebenswürd'gen soll der Tod erbeuten?
Ach! wie verwirrt solch ein Verlust die Welt!
Ach, was verstört ein solcher Riß den Seinen!
Nun weint die Welt, und sollten wir nicht weinen?

3\. Denn er war unser! Wie bequem gesellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt,
Wie bald sein Ernst, anschließend, wohlgefällig,
Zur Wechselrede heiter sich geneigt,
Bald, raschgewandt, geistreich und sicherstellig,
Der Lebensplane tiefen Sinn erzeugt
Und fruchtbar sich in Rath und That ergossen:
Das haben wir erfahren und genossen.

4\. Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte sich bei uns im sichern Port
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

5\. Nun schmückt' er sich die schöne Gartenzinne,
Von wannen er der Sterne Wort vernahm,
Das dem gleich ew'gen, gleich lebend'gen Sinne
Geheimnißvoll und klar entgegen kam.
Dort sich und uns zu köstlichem Gewinne
Verwechselt' er die Zeiten wundersam,
Begegnet' so im Würdigsten beschäftigt,
Der Dämmerung, der Nacht, die uns entkräftigt.

6\. Ihm schwollen der Geschichte Flut auf Fluten,
Verspülend, was getadelt, was gelobt,
Der Erdbeherrscher wilde Heeresgluten,
Die in der Welt sich grimmig ausgetobt,
Im Niedrig-Schrecklichsten, im höchsten Guten
Nach ihrem Wesen deutlich durchgeprobt.
Nun sank der Mond, und zu erneuter Wonne
Vom klaren Berg herüber stieg die Sonne.

7\. Nun glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich, stets erhöhter,
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edeln endlich komme.

8\. Doch hat er', so geübt, so vollgehaltig,
Dies bretterne Gerüste nicht verschmäht;
Hier schildert' er das Schicksal, das gewaltig
Von Tag zu Nacht die Erdenachse dreht,
Und manches tiefe Werk hat, reichgestaltig,
Den Werth der Kunst, des Künstlers Werth erhöht.
Er wendete die Blüte höchsten Strebens,
Das Leben selbst an dieses Bild des Lebens.

9\. Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritte
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,
Durch Zeit und Land, der Völker Sinn und Sitte,
Das dunkle Buch mit heiterm Blicke las;
Doch wie er athemlos in unsrer Mitte
In Leiden bangte, kümmerlich genas,
Das haben wir in traurig schönen Jahren,
Denn er war unser, leidend miterfahren.

10\. Ihn, wenn er vom zerrüttenden Gewühle
Des bittern Schmerzes wieder aufgeblickt,
Ihn haben wir dem lästigen Gefühle
Der Gegenwart, der stockenden, entrückt,
Mit guter Kunst und ausgesuchtem Spiele

Den neubelebten, edeln Sinn erquickt,
Und noch am Abend vor den letzten Sonnen
Ein holdes Lächeln glücklich abgewonnen.

11. Er hatte früh das strenge Wort gelesen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.
So schied er nun, wie er so oft genesen;
Nun schreckt' uns das, wovor uns längst gegraut.
Doch schon erblicket sein verklärtes Wesen
Sich hier verklärt, wenn es hernieder schaut:
Was Mitwelt sonst an ihm beklagt, getadelt,
Es hat's der Tod, es hat's die Zeit geadelt.

12. Auch manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt.
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert ihn! Denn, was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.

13. So bleibt er uns, der vor so manchen Jahren —
Schon zehne sind's! — von uns sich weggekehrt.
Wir haben alle segenreich erfahren,
Die Welt verdankt' ihm, was er sie gelehrt:
Schon längst verbreitet sich's in ganze Schaaren,
Das Eigenste, was ihm allein gehört.
Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

W. v. Goethe.

(Am 10. August 1805. Wiederholt und erneut bei der Vorstellung am 10. Mai 1815.)

Erläuterung einiger Ausdrücke in Gedichten

von

Groth, Hebel, Immermann und Rückert.

I. Kl. Groth, S. 583 und 584.

lewer, über.
ls, als, wie.
Bahl, Bohle, Brett, Planke.
Bewern, beben, zittern.
Blenkern, blinken.
Blöh', blühete.
Bölen, Buchen, aus Buchen.
Borrn, Boden, Grund.
Brust, braust.
Daer, durch.
Dal, nieder; op un dal, auf und nieder.
Dar, dort.
Dau, Thau.
Deep, tief.
Dörp, Dorf.
Drusen, rieseln, träufeln.
Dun, Dune, Flaumfeder.
Fleier, Wetterhahn.
Flö', flutete.
Graff, (Gracht) Graben.
Grasnarv, Grasnarbe, Grasdecke.
Hadbar, Storch. (Altd. odebero, Heilbringer).
Hart, Herz.
Heben, Himmel.
Hendal, hinab.
Kinnerweeg, Kinderwiege.
Knee, Knie.
Lisen, leise.
Lütt, klein.
Mod, Moth.
Pogg, Pock, Frosch.
Reth, Ried.
Rüschen, Binsen.
Schep, Schiff.
Schülpern, schwanken.
Seeg, sah.
Sid, Seide.
Thorn, Thurm,
Tohöch, zur Höhe, hinauf.
Trocken (von trecken), zogen.
Voß, Fuchs (de V. bruut = der Nebel steigt auf).
Wa, wie?
Water, Wasser.
Week, weich.
Wisch, Wiese.
Wit, weit.
Wit, weiß.
Wull, wer? (wull weet? wer weiß?)

II. J. P. Hebel, S. 640 bis 645.

Vorbemerkung. In dem betreffenden Idyll feiert Hebel den Fluß seiner Heimat, die Wiese, unter dem Bilde eines allemannischen Mädchens, um sie durch alle Stufen der Kindheit und Jugend hindurch, endlich als „gattige" Braut dem „großen Sohne des Gotthards," dem Rheine entgegenzuführen. Wenn dabei der Lauf des letzteren nur in raschen Strichen gezeichnet worden ist — doch werden echt episch alle Stätten genannt, die er nach seinem Austritt aus den Schweizerbergen berührt, vergl. V. 240 ff. —: so lag es dagegen von vorn herein in der Aufgabe des Dichters, jeden Schritt der Wiese „mit Gesang zu begleiten auf ihren freudigen Wegen;" und so verfolgt er sie denn von ihrem Ursprunge auf den Felsenhöhen des Feldbergs im Breisgau bis zur Mündung bei Kleinhüningen unterhalb Basel. Das liebliche Thal, welchem sie den Namen gegeben, ist mit zahlreichen Ortschaften bedeckt und von einer Bevölkerung bewohnt, welche, nach Hebels Schilderungen, gern in vollem Maße genießt, was ihr kluger Fleiß gewonnen, aber auch in frommer Wärme den Lehren des Lutherthums anhängt, ohne darum glaubensgehässig gegen die katholischen und reformirten Nachbarn zu sein. (Vergl. V. 88 ff.) Einst gehörte diese Landschaft den Grafen von Rötteln zu, an deren Geschlecht noch heute die Trümmer des gleichnamigen, 1678 von den Franzosen zerstörten Schlosses (V. 148 ff.) und das Dorf Rötteln erinnern, dessen Pfarrer Hitzig (V. 165 ff.) ein Jugendfreund Hebels war. Jetzt ist der wichtigste Ort des Thales der Amtssitz Lörrach (V. 169), wo Hebel als Gymnasiallehrer wirkte; andere ansehnliche Städte sind Zell (V. 70) und Schopfheim (V. 139), in deren Nähe Hausen („Husem") liegt, Hebels Heimats-, wenn auch nicht Geburtsstätte. Bei diesem Punkte verweilt — ungesucht — das Gedicht am längsten (Vgl. die Schilderung der Tracht V. 93 ff.); hier beginnt ihm das eigentliche Wiesenthal (V. 87), zugleich scheint hier zu Hebels Zeit die

Landesgrenze zwischen den verschiedenen Confessionen gewesen zu sein (V. 88). Denn das obere, noch im Abfall des Schwarzwaldes selbst belegene Thal ist vorwiegend von Katholiken bewohnt; dorthin gehören die Ortschaften: Todtnau (V. 5), Uzefeld (V. 51), die Kapelle Buchen (V. 52), das gewerbthätige Schönau (V. 55), Mambach (V. 70). — Unterhalb Schopfheim bei Gündehausen nimmt die Wiese einen anderen Waldbach gleiches Namens auf (V. 143), und nun zieht die zum Fluße erwachsene, Matten und Fluren befruchtend, Eisenhämmer und Mühlen treibend, doch jezuweilen auch die Zerstörungen eines Wildwassers verbreitend, auf der letzten Strecke ihres Laufes noch an einer Reihe von Städten, „scharmanti Dörfre und Chilchthürm" vorüber. Es sind (Vgl. V. 157 ff.): Maulberg, Höllsten, Steinen (V. 15… ein Dorf, in dessen Nähe Hebels schwererkrankte Mutter auf freiem Felde vom Tode ereilt wurde), Hauingen, Hagen, Rötteln, Thurmringen, Lörrach, Stetten, Brombach, Weil (der dortige Pfarrer Tobias Güntert, ein alter Freund Hebels) und Riechen.

Abe, aben, nieder.
Arfel, ein Arm voll.
Aecke, Nacken.
Aß, daß.
Balge, Vorwürfe machen.
Batte, fruchten, frommen (bessern).
Barfis, barfuß.
Bohle, werfen (βάλλειν).
Bosget, Bosheit, Muthwille.
Briegge, weinen.
Briggem, Bräutigam.
Bruttle, halblaut redend fortgehn.
Bueche, Buche, Kapelle dieses Namens.
Burst, Bursche.
Bütschelichind, Wickelkind.
Cha (chani chasch u. s. f.), kann, kann ich, kannst ff.
Check, teck.
Chilspel, Kirchspiel.
Chlöpfe, (klopfen) knallen.
Chnöblene, Knöchel.
Chrenzech, Grenzach.
Chresme, klettern.
Chretze, Tragband.
Chruse, Krug.
Chumm, (chunnst u. s. f.), komme, kommst ff.
(cho, gekommen.)
Chuuche, hauchen.
Chummi, Kümmel.
Dengele, durch Hämmern schärfen.
Denglegeist, Gespenst auf dem Feldberg.
Dotsch, Ungeschickter.
Duren, durch.
Echt, echter, etwa, wohl.
Ehne, jenseits, drüben.
Engelsüß, Tüpfelfarren. Polypodium vulgare. (Heilkräftige Wurzel.)
Erlustre, erlauschen.
Faschinat, Buschwerk zur Einhegung von Gewässern (fasces).
Frauenmänteli, Frauenmantel, Sinau. Alchemilla vulg.
Furtcho, fortkommen.
Füre, vor; für si, vor sich, vornhin, vorwärts.
Fürtuch, Schürze.
Gattig, wohlgebildet.
G'halt, Zimmer.
Geißle, Peitsche.
Gell, gelt, nicht wahr? —
Gere, begehren.
Gigse, knarren.
Go, gen, gegen.
Go (gohsch u. s. f.), gehe, gehst ff.
Gottwilche, willkommen!
G'se Gott, segne Gott.
Gumpe, springen, hüpfen.
Güggele, gucken demin.
G'wülch, Gewölk.
Ha (hesch u. s. f.), habe, hast ff.
(Hani, habe ich, hemmer, haben wir, hender, habt ihr.)
Habermark, Haferwurz. Scorzonera hispanica (Kaffeesurrogat).
Hasebrötli, Feldbinse. Luzula campestris (Süßliche Samen).
Haselire, toben.
Häli, Schaf. (Kinderausdruck.)
Hätteli, Ziege. (Kinderausdruck.)
Hochi, Höhe.
Hofertig stoh, Gevatter stehn.
Holderstock, Geliebter, Geliebte.
Hurst, Strauch, Busch, Horst.
Jesten, Launen.
Immli, Biene, demin. (Imme).
Legi, Flußwehr.
Lenge, langen, greifen.
Letsch, (ital. laccio) Schleife, Schlinge.
Lewat, Raps, (Rübsen).
Lit, liegt.
Liestel, Liestal, Liesthal (Kanton Basel).
Lose, horchen, lauschen.
Lömmer, lassen wir.
Luege, lugen.
Luepfe, lüpfen, in die Höhe heben.
Meidbeli, dem. zu Meidli (V. 74); dieses aber dem. zu Maid (Magd), Mädchen (Mädelchen).
Mittere, mit ihr.
Mummeli, Lockruf und (kindliche) Bezeichnung der Rinder.
Näume, irgendwo. Näumis, irgend etwas.
Nidsi, niederwärts.
No, nach (noot no, nach und nach).
Numme, nur.
Nümme, tnich mehr.
Nütt, nichts.
Oebbe, etwa.
Oeli, Oelpresse.
Phatest, Laune, Possen.
Plütschi, Blöcke.
Reinli, Rain.
Rhinek, Rheineck.

Ribi, Reibmühle.
Rickli, Schnüre, durch welche ein Band geht, um Kleider fester anzuziehen.
Riemen, (Streifen), Bezeichn. eines Ackergevierts.
Rinkli, dem. zu Rinke, Schnalle.
Sägese, Sense.
Schaffig, geschäftig, thätig.
Schiehut, Strohhut.
Schliefe, schlüpfen.
Schöchle, zusammenhäufen.
Seisch, seit, sagst, sagt.
Sel, dies da.
Sepli, Joseph, dem.
Stotze, Bein, Schenkel.
Strehle, strählen, kämmen.
Stune, staunen.
Sufer, sauber.
Suft, sonst.
Taue, Feldmaß = 1 Morg.
Tieffehose, Diessenhofen.
Toneli, Anton dem.
Trülle, trillen, treiben.
Trümmlig, taumelig, schwindlig.
Ueser, unser.
Uffeme, auf einem.
Urig, allerhand, lauter.
Use, aus; ussen, außen.
Vögtene, Frau Vögtin.
Visperle, flüstern, plaudern, vorbeirieseln, vorüberplätschern.
Wagle, Wiege.
Wahle, wallen.
Warbe, umwenden, umwerfen (das Heu).
Wasserstelzli, Bachstelz (Wipstert).
Weger, wahrlich.
Weserei, Verrechnungsstelle bei den Eisenwerken zu Hausen und Weinschenke daselbst.
Wide, Weide.
Windeweh, (wonneweh) wohl und weh.
Witt, willst.
Wuli, Gänschen. (Kinderausdruck).
Zimpfer, jungfräulich, jüngferlich.
Zitig, zeitig, reif.
Zurzi, Zurzach.
Züber, Zober, Wassergefäß.
Züribiet, Züricher Gebiet.

III. K. Immermann. S. 680 bis 686.

Str. 2. Piqueurs, die Leiter der Jagd.
- " " Lanciren, (lancer le cerf) den Hirsch austreiben; aber auch bloß: den Hund auf die Fährte desselben zu bringen wissen. Lancirhund, derjenige, welcher bei der Hetzjagd den Hirsch zuerst „sprengt" (vom Lager aufjagt).
- " " Stöber sind Spürhunde, Bracken dagegen Hetzhunde. Wenn es übrigens Str. 22 heißt: „Auch ihm folgt eine graue Bracke," so ist dieser Zusatz nicht bedeutungslos, denn neben den Hunden weißer Race (sogen. Baulx oder Greffiers) standen die grauen während des Mittelalters in hohem Ruf. Sie waren von Ludwig dem Heiligen bei der Rückkehr aus Palästina (1254) mitgebracht worden und sollten der Sage nach niemals von der Tollwuth befallen werden. In der That aber waren sie grimmige, wolfsgierige Hetzer.
- " " Stoppen d. i. stopfen (engl. stop), ebensowohl see- als weidmännisch, Halt machen, die Hunde (das Schiff) anhalten.
- " " Kopfhund, der vorderste in der Meute (auch Leithund).

St. 4. Zeichnet der Leithund, so berührt er die Fährte des Wildes mit der Nase und bleibt stehen.
- " 8. Hourvari, Zuruf bei der Parforcejagd, wenn die Hunde die Fährte verloren haben und fehl jagen.
- " 9. Bache, weibl. Wildschwein.
- " 10. Schweiß, das Blut der Jagdthiere.
- " 16. Schalen nennt man die hornigen Theile an den gespaltenen Klauen des Edelwilds.
- " 18. Hessen, die Sehnen am Sprunggelenk der Hinterfüße.
- " 20. Gehör, Ohr des Roth- und Schwarzwildes.
- " 25. Klagen sagt man von dem röchelnden Schrei, den der Hirsch ausstößt, wenn er die Todeswunde empfängt.
- " 26. Blume, der Schwanz bei Hase, Hirsch und Reh.
- " 33. Curé (curée) ein schon im Mhd. (curie) üblicher Ausdruck für das kunstgerechte Zerlegen (Zerwirken) des Hirsches.
- " 35. Gescheide, Gedärme, Eingeweide.
- " 52. Schmalthier, Hirschkuh.

IV. Fr. Rückert S. 686 bis 695.

Die Sage von Rostem und Suhrab ist eine Episode des großen iranischen Epos, wie es seine Vollendung durch Abul Kasim Mansur erhielt. Dieser größte aller persischen Dichter, unsterblich geworden unter dem Namen Firdusi (d. i. der

Paradiesische), verwob den ganzen Schatz nationaler Ueberlieferungen — von einer vorgeschichtlichen mythischen Urzeit an bis herab zur Vernichtung des Perserreichs durch die Araber — in sein „Königsbuch" (Schahname), an das er die ganze Kraft seines Genius und den Fleiß eines Menschenalters setzte. Einundsiebzig Jahr alt, schloß er sein Werk 1011 n. Chr. mit den stolzen Worten ab:

Ich habe, der dies Buch hervorgebracht,
Die Welt von meinem Ruhme voll gemacht;
Wer immer Geist hat, Glauben und Verstand,
Von dem werd' ich mit Lob und Preis genannt;
Der ich die Saat des Wortes ausgesät,
Nicht sterb' ich, wenn mein Odem auch verweht!

Die vorliegende Sage gehört dem ersten Theile des Königsbuches an, der die altiranische Heroenzeit schildert. Den eigentlichen Mittelpunct desselben bildet der Gegensatz und Kampf zwischen Iran und Turan; ein Gegensatz und ein Kampf, der sich in seinem tiefsten Grunde als ein religiös sittlicher darstellt. Iran (das alte Baetrien) mit seinem wolkenlosen, schneidend klaren Himmel, mit seinen flammenden Sternennächten ist das Land Ormuzds, des Lichtgottes; Turan, das unwirthliche Steppenland, sich der Tiefe zusenkend und von Nebeln und Wolken verhüllt, steht unter dem Banne Arhimans, des Gottes der Finsterniß; es ist das Land wilder Türken. Beide scheidet der Dschihon (Oxus), und die Ufer dieses Flusses sind daher der Hauptschauplatz der großen Schlachten. Unter den Schahs von Turan ist der mächtigste Afrasiab, „die Schlange von Turan;" einer seiner Feldherrn ist Barman. Neben den Heldenkönigen Irans aber leuchtet ein Geschlecht fürstlicher Vasallen, der Pehlewane (d. i. eigentlich Hüter der Grenze, dann überhaupt Bezeichnung ritterlicher edler Helden), und unter ihnen, alle überragend an urgewaltiger Größe, Rostem von Sabul. Er heißt Tehemten, der Starkleibige, der Starkgliedrige: sein Körper ist wie Erz, seine Gestalt bergeshoch, von seiner Stimme zittern Felsen und Meere. Nur das Roß der Rosse, der Rachs (d. i. Blitz) vermag ihn zu tragen, und wenn der Held auf ihm heransprengt, mit dem Ringpanzer bekleidet, das Tigerfell über den Schultern, Dolch und Schwert zur Seite, die Stierkopfkeule schwingend, so ergreift der bloße Anblick die Feinde mit Entsetzen. Als Frucht der Liebe zu Tehmina, einer Fürstentochter aus Turanischem Geschlecht, wird ihm ein Sohn geboren, Suhrab genannt (der immer holde, freundliche), aber eben diesen Sohn hat das Verhängniß, hat Arhiman auserſehen, „das Mark seines Lebens zu zerstören, indem Vater und Sohn, die beiden Herrlichsten ihres Geschlechts, sich unerkannt im Kampfe gegenübertreten sollen, daß jener diesen tödte und sich im Schmerz über den gemordeten Liebling verblute." — Eine meisterhafte Nachbildung des ganzen großartigen Dichterwerks verdanken wir Friedrich von Schack: die Heldensagen von Firdusi. 2. Aufl. 1865.

Litterargeschichtliche Notizen.

Abel, Otto, geb. 22. Jan. 1824 zu Kloster Reichenbach im Schwarzwald, seit 1851 Docent der Geschichte an der Univers. Bonn, stirbt vielversprechend in jugendlicher Blüte 28. Octbr. 1854. „Philipp der Hohenstaufe" 1852. „Kaiser Otto IV. u. König Friedrich II." (unvollendet) 1855.

Prof. Theil: Nr. 60. Heinrich VI.

Alexis, Willibald [Georg Wilhelm Heinrich Häring], geb. 28. Juni 1797 zu Breslau, französischen Stammes, studirt die Rechte, zieht 1815 ins Feld, lebt als Privatmann zu Berlin, wo er in Verbindung mit Hitzig, „den neuen Pitaval," eine Sammlung interessanter Rechtsfälle herausgiebt, gest. 1859 in Arnstadt. Studien in W. Scotts Manier. Seine vaterländischen Romane (Cabanis; Roland von Berlin; der falsche Woldemar; Hans Jürgen und Hans Jochem; Isegrim,) zeichnen sich durch scharf umrissene Charaktere, durch treue und eindringliche Sitten= und Naturschilderungen, wie durch kräftige Sprache aus; Adel der Gesinnung.

Prof. Theil: Nr. 15. Märkische Moorlandschaft. Nr. 90. Das Vaterland.

[**Ampère**, Jean Jacques Antoine, geb. 12. Aug. 1800, Prof. der neuern Litter. am Collège de France zu Paris, am 27. März 1863 gest. Gelehrter Kenner germ. u. skandinav. Sprachen.] — Prof. Theil: Nr. 25. Spanien und England.]

Auerbach, Berthold, geb. 28. Febr. 1812 in Nordstetten, lebt jetzt in Berlin. Epochemachend durch die „Schwarzwälder Dorfgeschichten." An ihn hat sich ein Kreis von Mitstrebenden und Nachahmern gereihet. Als Vorgänger kann außer Pestalozzi und Jung Stilling in seinen Jugendjahren, vornehmlich Immermann (Hofschulz) und zum Theil Hebel betrachtet werden. An des Letztgenannten „rheinischen Hausfreund" erinnert denn auch Auerbachs „Gevattersmann." Die Kunst der Darstellung, die Auerbach auch schon früher, namentlich in seinem „Spinoza" bewiesen hat, ist in den Dorfgeschichten musterhaft, sowohl in seiner, psychologischer Entwickelung der Charaktere, als in der Durchsichtigkeit der Form.

Prof. Theil: Nr. 7. Die feindlichen Brüder.

Bäßler, Ferdinand, geb. 1816 zu Zeitz, Professor u. geistl. Inspector der Landesschule Pforta, gest. 3. Febr. 1879. — Die „Heldengeschichten des Mittelalters," ihren Sängern nacherzählt. Eine sehr ansprechende, den poetischen Character jener Sagenstoffe glücklich bewahrende Bearbeitung. „Hellenischer Heldensaal." Stil von duftiger Weiche.

Prof. Theil: Nr. 36. Die Kathedrale von Antwerpen. Nr. 37. Niederländische Kanzeln.

Boas, Eduard, geb. 1811 zu Landsberg a. d. Warthe, stirbt ebenda 1853. — „Nachträge zu Schillers und Goethes Gedichten." „Xenienkampf." In den „Nordlichtern" giebt er die Ausbeute einer Reise nach Scandinavien.

Prof. Theil: Nr. 14. Trollhätta.

Bürger, Gottfried August, geb. 1. Jan. 1748 zu Molmerswende, stirbt 8. Juni 1794 als (unbesoldeter) Professor zu Göttingen. Seiner glänzenden Begabung fehlte das harmonische Gleichgewicht. Sinnlichkeit und Einbildungskraft überwogen in seinem Dichten und Leben, und überlieferten ihn einem tragischen Geschick. Der erste und einer der größten Balladendichter Deutschlands. Seine Sprache voll hinreißender Musik. „Wie wenn das Auge ein unbekanntes holdes Land erblickt, so ist es dem Bürgers Werke lesenden Deutschen; freudig überrascht sieht er seiner Sprache ungeahnte Schönheit" (Ludwig von Baiern). Schillers Recension 1790. Bürgers Leben und Dichtungen von H. Pröhle 1856. — Poet. Theil: Nr. 78. Lenore.

Burckhardt, Jakob, geb. 1818 in Basel, Professor daselbst. „Die Zeit Constantins des Großen." „Die Cultur der Renaissance in Italien." 1863. 3. Aufl. 1877.

Prof. Theil: Nr. 61. Venedig im 15. Jahrh. Nr. 63. Der Humanismus in Italien.

Chamisso, v., Adalbert [eigentlich Louis Charles Adelaide Chamisso de Boncourt], geb. 27? Jan. 1781 auf dem Schlosse Boncourt in der Champagne. Von den Stürmen der Revolution vertrieben, flüchtet die Familie mit dem Knaben, der 1797 Page der Königin von Preußen wird. Der poetische Bund der „Brüder vom Nordstern" nimmt ihn auf, befreundet ihn mit Varnhagen, Fouqué, Hitzig und weckt sein Dichtertalent. Aber der nun losbrechende Kampf Preußens gegen sein Vaterland raubt ihm allen Halt. „Ich bin Franzose in Deutschland, und Deutscher in Frankreich." Er wendet sich dem friedlichen Studium der Natur zu, dichtet 1813 „Peter Schlemihls wundersame Geschichte" (fast in alle Sprachen Europas übersetzt), umsegelt mit Kotzebues Sohne die Welt und kehrt 1818 wandermüde heim. Jetzt seine poetische Thätigkeit entfaltet sich nun erst völlig. Gedichte. Redigirt den Musenalmanach, beschreibt seine Reise, übersetzt mit Gaudy die Chansons Bérangers, stirbt 21. Aug. 1838. Gedichte, 21. Aufl. 1879. Seine Lieder sind wahr und einzelne tief gefühlt, wenn gleich in den Lebensbildern nicht ohne einen gewissen prosaischen Beigeschmack; seine Schwänke voll ergötzlicher Laune, aber seine Balladen und poetischen Erzählungen (meist in vortrefflichen Terzinen) streifen häufig an das Groteske, Entsetzliche und tragen fast insgesamt einen strengen, düstern Farbenton. Ungleich naiver ist Chamisso in der Reisebeschreibung und im Schlemihl, „in welchem er auf eine vollkommen klassische Weise den eignen Schmerz, das Weh des aus dem Vaterlande, aus der Nation gestoßenen Verbannten, aus sich herauslöst, poetisch gestaltet und poetisch versöhnt hat." (Vilmar.) Sämtliche Werke, 1836—39.

Poet. Theil: Nr. 4 Schloß Boncourt.

Claudius, Matthias, als Schriftsteller Asmus oder der Wandsbecker Bote, geb. 15. Aug. 1740 zu Reinfeld bei Lübeck, stud. in Jena, befreundet sich dem Göttinger Hainbunde, giebt den „Wandsbecker Boten" heraus 1775, 8 Theile und stirbt als Revisor der holst. Bank bei seinem Schwiegersohne Perthes in Hamburg 21. Januar 1815. Schlägt im Liede zuerst wieder einen reinen, volksthümlichen, zum Herzen dringenden Laut an, polemisirt in seinen pros. Schriften mit heiterem Humor gegen die „neuen Meinungen." Seine Lebensauffassung eine durchaus religiöse. („Wie ein Christbaum steht er da, dessen Lichter, kein Auge blendend, überall hinscheinen, wo für kindliche Freude, für herzliche Erwärmung noch eine Stätte ist." Gelzer.) Sämtl. Werke, 8. Aufl. Wilh. Herbst: M. Cl. der Wandsbecker Bote; ein deutsches Stillleben. 3. Aufl. 1863. — Poet. Theil: Nr. 47. Christiane.

Curtius, Ernst, geb. 2. Sept. 1814 zu Lübeck, bereist (mit Geibel) Griechenland, Lehrer des Kronpr. v. Preußen, Prof. zu Göttingen, jetzt zu Berlin, schreibt seine klassische „Geschichte Griechenlands," 4. Aufl. 1874. „Göttinger Festreden," 1864.

Pros. Theil: Nr. 27. Land und Volk der Griechen. (I.) Nr. 133. Der Wettkampf, ein Bild griechischen Lebens.

Dahlmann, Friedrich Christoph, geb. 13. Mai 1785 zu Wismar, studirt in Kopenhagen und Halle, wird 1813 Prof. der Geschichte in Kiel, geht 1829 nach Göttingen, verläßt es 1837, als einer der „Sieben" des Amtes entsetzt, wird Prof. der Geschichte in Bonn, Mitglied der Nationalversammlung in Frankfurt, stirbt 1860 in Bonn. — Geschichte Dänemarks. Geschichte der englischen Revolution. Geschichte der französischen Revolution. Ernste Quellenforschung; edle imponirende Männlichkeit. Schlichte, aber lebensvolle, prägnante Darstellung, nicht ohne volksthümliche Züge, hie und da etwas spröde in der Diction.

Pros. Theil: Nr. 88. Jäger, Hirten, Ackerbauer (I).

Dingelstedt, Franz, geb. 30. Juni 1814 zu Halsdorf in Oberhessen, studirt Philologie, Lehrer in Fulda, Dramaturg in München, Weimar, jetzt Generalintendant in Wien. Romane. Gedichte. Tragödie: Das Haus des Barneveldt. Vielseitiges regsames Talent. Glänzende, geschliffene Form.

Poet. Theil: Nr. 50. Auf Chamissos Tod.

Döderlein, v., Ludwig, geb. 19. Decbr. 1791 zu Jena, Rector des Gymnasiums und Professor der Philologie in Erlangen, stirbt 9. Novbr. 1863. Wissenschaftliche, größtentheils philol. Arbeiten. „Reden und Aufsätze." 3. Bd. 1843. 1847. 1860. Sorgfältig in Composition und Ausdruck.

Pros. Theil: Nr. 104. Wahrhaftigkeit, Bescheidenheit, Anstand. Nr. 104. Bildung, das Ziel der Schule.

Dräseke, Johann Heinrich Bernhard, geb. 18. Jan. 1774 zu Braunschweig, studirt zu Helmstädt, Prediger zu Mölln, Ratzeburg, Bremen, 1832 evangelischer Bischof und Generalsuperintendent zu Magdeburg, stirbt im Decbr. 1849 u Potsdam. — Predigten für denkende Verehrer Jesu. 1804 ff. Predigten über ie letzten Schicksale unseres Herrn. 1816 ff. Deutschlands Wiedergeburt. Außerrdentliches Rednertalent, „der Jean Paul unter den geistlichen Rednern," besonders nächtig und von oft überraschender Wirkung in der Stegreifrede.

Pros. Theil: Nr. 93. Die Nacht. Nr. 101. Geringes, die Wiege des Großen.

Droysen, Joh. Gustav, geb. 6. Juli 1808 zu Treptow in Pommern, zuerst Gymnasiallehrer in Berlin, dann Prof. der Geschichte in Kiel, in Jena, seit 1859 in Berlin. „Geschichte Alexanders des Großen" 1833, 34. „Geschichte des Hellenismus" Bde. 1836 u. 1843. „Leben des Generals York" 1851. „Geschichte der preuß. Politik" 1855. „Gustav Adolph," 2 Bde. 1870.

Pros. Theil: Nr. 55. Umgestaltung der griechischen Cultur durch Alexander.

Duncker, Max, geb. 15. Octbr. 1812 zu Berlin, früher Professor der Geschichte n Halle und Tübingen, dann Director des geheimen Staatsarchivs zu Berlin. „Geschichte des Alterthums." 4 Th. 1855 ff. Tüchtige Forschung, einfache, aber örnige, höchst anschauliche Darstellung. — Pros. Theil: Nr. 23. Aegypten.

Ehrenberg, Ferdinand, geb. 6. Decbr. 1776 zu Elberfeld, Hof- und Domprediger in Berlin, stirbt 8. Dec. 1852. — Andachtsbuch für Gebildete des weiblichen Geschlechts. Gemüthvoller, homiletisch gewandter Kanzelredner.

Pros. Theil: Nr. 92. Das Gras.

Eichendorff, v., Joseph, Freiherr, geb. 10. März 1788 auf Schloß Lubowitz bei Ratibor, stud. zu Halle die Rechte, folgt 1813 dem Ruf der Waffen, seit 1830 Regierungsrath in Berlin, stirbt 26. Novbr. 1857 zu Neiße. Seinen ersten Roman „Ahnung und Gegenwart" gab Fouqué 1815 heraus. „Aus dem Leben eines Taugenichts;" das liebenswürdigste Product der deutschen Romantik: „Ein raffinirtes Mahl Pückler-Muskaus kann nicht so viel Appetit erregen, als ein Butterbrot, unter freiem Himmel mit dem Taugenichts auf grünem Teppich des Waldes verzehrt." (Rosenkranz.) Außer anderen Novellen dramatische Versuche und Uebersetzungen aus dem Spanischen. Gedichte. Sinniges Versenken in die Natur, lautere Frömmigkeit, eine fast träumerische Weichheit bilden die Grundzüge seines dichterischen Charakters, aus denen aber oft genug der fröhlichste Lebensmuth, die schalkhafteste Laune hervorblitzt. Einer unserer besten lyrischen Dichter. Die Sprache ist durchaus musikalisch, zuweilen verschwimmend. Wirft sich zuletzt in eine confessionell-einseitige, wenn auch stets geistvolle Kritik. Sämtliche Werke, 1841. — Poet. Theil: Nr. 6. Nachklang.

Fichte, Joh. Gottlieb, geb. 19. Mai 1762 zu Rammenau unweit Kamenz, eines armen Webers Sohn. Studirt Theol. in Jena u. Leipzig, geht als Hauslehrer in die Schweiz (Pestalozzi), wird 1794 Prof. der Philosophie in Jena, nimmt 1799 seine Entlassung und wendet sich nach Berlin. Hier, unter den Augen und Ohren französischer Späher, hält er während des Winters 1807—1808 seine berühmten „Reden an die deutsche Nation," wird 1811 Professor an der neuerrichteten Universität daselbst und stirbt am 27. Januar 1814 ohne den Tag der Freiheit, den er verkündet, zu sehen. Der Philosoph des vollendeten Idealismus. Wie sein Landsmann Lessing ein Mann vom Wirbel bis zur Zehe; oft schroff und leidenschaftlich. Auch in seiner kräftigen, in den „Reden an die Nation" wahrhaft prophetischen Sprache spiegeln sich diese Züge. Leben und Briefwechsel, herausg. von seinem Sohne Immanuel Fichte. 1830. „Fichte im Verhältniß zu Kirche und Staat," von Ad. Lasson. 1863. Eckardt: Fichte 1862.

Pros. Theil: Nr. 135. Rede an die deutsche Nation.

Fischer, Kuno, geb. 23. Juli 1824 zu Sandewalde in Schlesien, seit 1855 Prof. d. Philos. in Jena, jetzt in Heidelberg. Bearbeitet die Geschichte der neueren Philosophie, giebt eine Reihe einzelner Monographieen (über „Fr. Baco") und Vorträge u. a. über „Kant," „Lessings Nathan," „Schiller als Komiker" 1861.

Pros. Theil: Nr. 51. Kants Persönlichkeit. Nr. 114. Schiller als Soldatenmaler.

Fouqué, Friedrich de la Motte, Baron, geb. 12. Febr. 1777 zu Brandenburg, Enkel des berühmten preuß. Generals Fouqué, dessen Leben er beschrieben, im Rheinfeldzuge Lieutenant der Kavallerie, im Befreiungskriege Rittmeister. W. v.

Schlegel führt ihn als Dichter ein. — Sigurd. Undine 1811. Der Zauberring 1816. Thiodolf. Lebt in Halle, wo er in Vorlesungen zu wirken sucht, beschreibt sein Leben, veranstaltet eine Auswahl seiner Werke, geht nach Berlin und stirbt 23. Jan. 1843. „Außer ihm ist es noch niemandem gelungen, eine, wenn auch hin und wieder allerdings phantastische, zuweilen sogar formlose, aber im Ganzen doch getreue poetische Wiedergeburt der alten heitern Ritter- und Sängerzeiten zu bewerkstelligen, hauptsächlich im Zauberring, in Thiodolfs des Isländers Fahrten, und in dem ausgezeichneten, alter Volkssage angehörenden Märchen Undine. Schwächer sind seine Poesieen, zum Theil darum, weil er sich hiermit in Regionen wagte, welche für ihn zu hoch lagen, wie z. B. in Sigurd, dem Schlangentödter." (Vilmar.)

Poet. Theil: Nr. 5. Am Fliederbaum.

[**Franklin**, Benjamin, geb. 17. Jan. 1706 zu Boston, starb 17. April 1790, nachdem er noch in seinem 78. Jahre eine der höchsten Würden in dem von ihm mitbegründeten Freistaate bekleidet hatte. Als Knabe bekanntlich zum Buchdrucker bestimmt, vertauschte er bald den Schriftsetzer gegen den Schriftsteller, und ist (abgesehen von seinen polit. Aufsätzen u. s. w.) durch seinen Kalender und seine Essays, die er zuerst in einem von seinem Bruder herausgegebenen Journale veröffentlichte, ein charakteristischer Vertreter amerikanischer Lebensweisheit und amerikanischen Utilitätsinstincts geworden.]

Prof. Theil: Nr. 87. Der arme Richard, oder Mittel, reich zu werden.

Freiligrath, Ferdinand, geb. 17. Juni 1810 zu Detmold, zum Kaufmann bestimmt, arbeitet im Handelscomptoir zu Soest, Amsterdam, Barmen, tritt im Musenalmanach auf, erregt die höchsten Hoffnungen, wirft sich 1839 ganz der Poesie in die Arme, bis er sich nach einer Reihe gewaltsam bewegter Jahre in London dem kaufmännischen Leben wieder zuwendet, um endlich in das Vaterland zurückzukehren und einer gesicherten Muße zu genießen; stirbt 18. März 1876 zu Cannstadt. — Gedichte. 37. Aufl. 1877. „Zwischen den Garben." Ehe Freiligraths Dichtung sich der Politik zuneigte, schwelgte sie meist in der Romantik fremder Zonen und Wunder, und entwickelte eine wahrhaft glanzvolle Macht der Schilderung, wobei ihr eine kecke, straffe Sprache und wirksame Effecte der Strophik zu Hülfe kamen. Doch wird in seinen älteren Poesieen zuweilen Maß und Leichtigkeit vermißt. Im eigentlichen lyrischen Liede, das er seltener versucht, von tiefer Empfindung. (Trefflicher Uebersetzer.)

Poet. Theil: Nr. 25. Der Liebe Dauer. Nr. 64. „Prinz Eugen." Nr. 68. Der Wassergeuse. Nr. 86. Der ausgewanderte Dichter. Nr. 103. Der Alexandriner.

Geibel, Emanuel, geb. 18. Octbr. 1815 zu Lübeck, soll in Bonn Theologie studiren, wendet sich jedoch ausschließlich dem Studium der Alten und der schönen Litteratur zu, geht nach Berlin, wo ihn Chamisso, Gaudy, Hitzig u. A. wohlthätig anregen. Reist nach Griechenland, kehrt 1840 zurück, wird gefesselt von den roman. Litteraturen, übersetzt a. d. Spanischen. Gedichte zuerst 1840. 65. Aufl. 1869. Zeitstimmen. Juniuslieder. Neue Gedichte. Dramen: König Roderich. Brunhild. Sophonisbe. Aus Geibel spricht ein frommer, inniger, edler Sinn und ein durchaus poet. Naturell, das besonders in den Gedichten der letzteren Jahre immer mehr bewies, daß ihm neben weicher Hingebung auch selbständige männliche Stärke nicht fehle. Anklänge an Goethe, an Eichendorff und Heine, aber auch oft, und nicht zu seinem Nachtheile, an Volkslieder; durchweg mustergültige, bewunderungswürdig melodische Form. (Geibel „der König des Wohllauts.") 1852 Prof. d. Litter. zu München, seit 1867 in seine Vaterstadt zurückgekehrt. — Eine liebevolle Charakteristik des Dichters von Th. Kriebitzsch siehe in Masius „Mußestunden" I. Jahrg. 1868. — K. Gödeke: Em. Geibel, Leben und Dichtungen) 1869.

Poet. Theil: Nr. 12. Morgenwanderung. Nr. 51. Ludwig Uhland. Nr. 52. Schill. Nr. 56. Volkers Nachtgesang. Nr. 57. Gudruns Klage. Nr. 76. Der Tod des Tiberius. Nr. 92. Auf dem See. Nr. 97. Der Aether. Nr. 100. An den Schlaf. Nr. 102. Sanssouci. N. 108. Der Reim. Nr. 109. Wort und Schrift. Nr. 114. Epigramme. Nr. 124. Kriegslied. Nr. 126. Friedensfeier.

Gerok, v., Karl, geb. 30. Januar zu Vaihingen in Würtemberg 1840, Repetent am Tübinger Seminar, 1846 Prediger in seiner Vaterstadt, Oberhofprediger, Prälat,

etzt geadelt. Vorzugsweis bedeutend in geistlicher Dichtung. „Palmblätter“ seit 1853 in 25. Aufl. erschienen. „Pfingstrosen“ u. s. w. Eine Fülle poet. Empfindung und Anschauung in klar und reich ausgeprägter, lebendiger Form.

Poet. Theil: Nr. 75. Ave Caesar, morituri te salutant!

Gervinus, Georg Gottfried, geb. 20. Mai 1805 zu Darmstadt, widmet sich zuerst dem Kaufmannsstande, stud. dann in Heidelberg (Schlosser), wird Gymnasiallehrer in Frankfurt a. M. und 1835 Prof. in Heidelberg, geht 1836 als Prof. d. Gesch. u. Litter. nach Göttingen, giebt aber — einer der Göttinger Sieben — schon im nächsten Jahre sein Amt auf, und kehrt nach Heidelberg zurück, gelehrter Muße lebend und stirbt 18. März 1871. Seine „Geschichte der deutschen Dichtung“ 5 Bde. 4. Aufl. 1853, ein kritisch-historisches Fundamentalwerk voll großartiger Combination. „Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen.“ 8. Th. 1866.

Prof. Theil: Nr. 71. Rückblick auf Napoleons Fall.

Giesebrecht, v., Wilhelm, geb. 5. März 1814 zu Berlin, Prof. der Gesch. in Königsberg, seit 1862 in München; dort geadelt. „Gesch. d. deutschen Kaiserzeit“ 4. Aufl. 1870 ff. Ueberall auf eigener Forschung stehend, das Urtheil besonnen wägend, dabei voll patriotischer Wärme und Meister eines edel beredten Ausdrucks.

Prof. Theil: Nr. 59. Heinrich IV.

Goethe, v., Johann Wolfgang, geb. 28. Aug. 1749 zu Frankfurt a. M. Sein Vater kaiserlicher Rath, seine Mutter („die Frau Rath“) eine hochbegabte, liebenswürdige Frau, vom Dichter bis ans Ende dankbar verehrt und nicht ohne bedeutenden Einfluß auf dessen jugendliche Entwickelung. Von früh an ist er allem Schönen offen, und ergreift mit mächtigem Triebe jedes Wissen. Studirt von 1765—68 in Leipzig (Gellert, Gottsched, Ernesti, Oeser), dann 1769 in Straßburg (Herder, Merk), geht nach Wetzlar (Jerusalem), kehrt nach Frankfurt zurück. Reise in die Schweiz 1773 (Stolberg, Lavater). Geheimrath in Weimar 1776. Reist nach Italien, kehrt 1786 nach Weimar zurück. Freundschaftsbund mit Schiller. Stirbt als Minister 22. März 1832. — Götz 1773. Werther. Clavigo 1774. Iphigenie 1787. Egmont 1788. Tasso. Faust 1790. Wilhelm Meister 1794—96. Lieder, Balladen, Elegieen. Hermann und Dorothea 1798. Wahlverwandtschaften 1809. Dichtung und Wahrheit 1811. Sämtliche Werke. Vollst. Ausg. letzter Hand. 55 Bde. 1828 ff. Ausg. in 2 Bdn. 1836. Ausg. in 40 Bdn. 1840. Schriften über ihn: Goethes Leben von Viehoff, 1847; von Schäfer, 1851 (3. Aufl. 1877); vom Engl. Lewes (Leben u. Schriften) 1857; Goethes Leben u. Schriften v Goedeke, 1874 (2. Aufl. 1877); von Rosenkranz, „Goethe und seine Werke.“ 2. Aufl. 1855; Goethe als Dramatiker von Düntzer, 1837; Goethe und die Erzählungskunst von Auerbach, 1861; Briefwechsel mit Schiller, 6 Th. 1828 f.; mit Zelter, 6 Th. 1833 f.; mit Lavater 1833; mit Klopstock 1833; mit einem Kinde (Bettina v. Arnim) 3 Bde. 1835; mit v. Sternberg 1866. Gespräche mit Eckermann, 3 Th. 1836—48.

Prof. Theil: Nr. 9. Das Kind mit dem Löwen. Nr. 35. Das Abendmahl von Leonardo da Vinci. Nr. 43. Die Laokoongruppe. Nr. 46. Klopstocks Messias in Goethes Elternhause. Nr. 115. Ueber Hebels allemann. Gedichte. Nr. 120. Der Charakter.

Poet. Theil: Nr. 16. Abendsonne. Nr. 19. Wanderers Nachtlied. Nr. 20. Ein Gleiches. Nr. 24. An den Mond. Nr. 60. Der König von Thule. Nr. 85. Mignon. Nr. 90. Mahomets Gesang. Nr. 91. Gesang der Geister über den Wassern. Nr. 93. Prometheus. Nr. 94. Grenzen der Menschheit. Nr. 96. Das Göttliche. Nr. 117. Reimsprüche. Nr. 129. Aus Reineke Fuchs. Nr. 136. Epilog zu Schillers Glocke.

Gregorovius, Ferdinand, geb. 19. Jan. 1821 zu Neidenburg, auf dem alten Schlosse der Deutschritter, lebt in Rom. „Grabmäler der Päpste.“ „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter.“ 1859 ff. noch unvollendet, bis jetzt 7 Bde. (Gediegener Forscher und dichterisch beredter Schilderer.) — Prof. Theil: Nr. 11. Die Sonnenfinsterniß vom 18. Juli 1851. Nr. 58. Untergang der Ostgothen.

Grimm, Jakob Ludwig, geb. 4. Jan. 1785 zu Hanau, studirt die Rechte in Marburg, arbeitet mit Savigny in Paris, wird Bibliothekar des Königs von Westfalen, vertieft sich in deutsche Studien, wird nach der Rückkehr des Kurfürsten zweiter Bibliothekar in Kassel, Professor in Göttingen, kehrt nach Kassel zurück, folgt dem Rufe Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin, stirbt 20. Sept. 1863. — Ueber den altdeutschen

Meistergesang 1811. Deutsche Grammatik. 2. Aufl. 1852. Deutsche Rechtsalterthümer 1828. Deutsche Mythologie, 3. Aufl. 1854. Reinhart Fuchs 1834. Kleinere Schriften 1864 ff. Von ihm menschlich und litterarisch unzertrennlich sein Bruder Wilhelm G.

Pros. Theil: Nr. 28. Italien und Scandinavien. Nr. 110. Märchen und Sage. Nr. 111. Wesen der Thierfabel. Nr. 134. Rede über das Alter.

Grimm, Wilhelm Karl, geb. 24. Febr. 1786 zu Hanau. Mit Jakob G. zu Kassel erzogen, in Marburg studirend, in Kassel Bibliothekar, in Göttingen Professor, mit jenem von hier verwiesen und 1841 nach Berlin berufen, stirbt da 16. Decbr. 1859. — Die altdänischen Heldenlieder 1829. Die deutsche Heldensage 1811. Giebt Achim von Arnims Werke heraus. — Die Kinder- und Hausmärchen (1812) so wie die deutschen Sagen (1816) und das 1854 begonnene Wörterbuch gehören beiden Grimms fast zu gleichen Theilen. Die deutsche Sprachwissenschaft und die Geschichte unsres nationalen Alterthums verewigen die Namen des Brüderpaars. Ihr Stil hat durchaus deutsches Gepräge sowohl in seiner gedankenfesten Strenge als in der Wärme und Weichheit seiner poet. Elemente.

Pros. Theil: Nr. 75. Die altnordischen Heldenlieder.

Groth, Klaus, geb. 24. April 1819 zu Heide in Holstein, Mädchenschullehrer, giebt sein Amt auf, vertieft sich in sprachliche Studien, wird von der Universität Bonn zum Doctor promovirt, lebt als Professor in Kiel. Führt die niederdeutsche Mundart wieder in die Litteratur ein. „Quickborn,“ zuerst 1852. 10. Aufl. 1869. Erreicht er Hebel vielleicht nicht an naiver Kühnheit und Anmuth, so doch an Weiche und Innigkeit. Gerade in den kleinsten seiner Lieder spricht sich diese Empfindung am meisten aus, die Einfalt der Mundart wird da zuweilen ergreifend. „Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch.“ 1858.

Poet. Theil: Nr. 7. Heimweh. Nr. 8. Das Moor. —

Grün, Anastasius [Anton Alexander, Graf v. Auersperg], geb. 11. April 1806 zu Laibach in Krain; reist nach Italien und Paris; wird k. k. Kammerherr zu Wien, Geheimrath, stirbt 12. Septbr. 1876 zu Graz. — Der letzte Ritter; ein Romanzenkranz 1830. Spaziergänge eines Wiener Poeten. Schutt. Gedichte, 15. Aufl. 1877. Nibelungen in Frack. Pfaff vom Kalenberg. Hochfliegende Begeisterung für Freiheit und echter Mannesadel, verbunden mit einer tiefpoetischen Empfindung, der auch die Töne heiterer Laune und Satire nicht versagen. Seine Sprache strahlend, oft von Bildern überstürzt, unerschöpflich in den überraschendsten Antithesen, doch nicht immer ohne Härten. (Uebersetzer krainischer Volkslieder.)

Poet. Theil: Nr. 39. Tempel und Münster. Nr. 42. Lazzaronenglück.

Hagenbach, Karl Rudolph, geb. 4. März 1801 zu Basel, seit 1828 Prof. der Theologie daselbst, gest. 7. Juni 1874. Vorlesungen über „die christl. Kirche der drei ersten Jahrhunderte.“ 1853. „Vorlesungen über Wesen und Geschichte der Reformation.“ 4. Aufl. 1873. Musterhafte Popularität der Darstellung bei wissenschaftlicher Gründlichkeit. (Als Dichter feiert er „Luther und seine Zeit.“)

Pros. Theil: Nr. 66. Zwingli (II).

Harms, Klaus, geb. 25. Mai 1778 zu Fahrstedt, in Ditmarschen, Prediger in Lunden, Archidiakonus zu Kiel, Dr. theol. phil., erblindet 1849, tritt vom Amt zurück und stirbt 1. Febr. 1855. Winterpostille, zuerst 1808. Sommerpostille, zuerst 1815. Glaubensstarker Charakter, mächtige Phantasie, scharfer Blick. Energische, gewaltig ergreifende Beredtsamkeit, volksthümlich-originell, zuweilen an Manier streifend.

Pros. Theil: Nr. 6. Heinrich von Zütphen. Nr. 97. Der Frühling. Nr. 98. Der Sommer. Nr. 99. Der Herbst. Nr. 100. Der Winter. Nr. 109. Meine liebe Landessprache.

Hase, Karl, geb. 25. Aug. 1800 zu Steinbach in Sachsen, Prof. der Theologie in Jena. Dogmatiker und Kirchenhistoriker. Unter seinen kleinen Schriften: „Neue Propheten“ (drei histor. polit. Kirchenbilder) 1853. Feinheit und geistvolle Prägnanz charakterisiren seine Darstellung.

Pros. Theil: Nr. 62. Florenz unter Cosmus von Medici.

Hebbel, Friedrich, geb. 18. März 1813 zu Wesselburen (Ditmarschen), wächst unter dem Drucke der Armuth auf, studirt in Heidelberg und München Philosophie, lebt in Wien, stirbt dort 13. Decbr. 1863. Tritt 1842 zuerst als Lyriker, dann als Dramatiker auf. (Judith. Herodes u. Mariamne. Die Nibelungen.) Romane.

Halt mit Recht als einer der bedeutendsten unter den Dichtern der Gegenwart, obgleich mannigfach forcirt und die Grenzen des Schönen verkennend.

Poet. Theil: Nr. 21. Gebet. Nr. 36. Der Wein. Nr. 43. Venedig. Nr. 98. An den Aether.

Hebel, Johann Peter, geboren 10. Mai 1760 zu Basel, wo seine Eltern damals als Tagelöhner arbeiteten, verlebt seine Kindheit zu Hausen bei Schopfheim in dem von ihm besungenen Thale der Wiese, studirt Theologie, wird Lehrer am Pädagogium zu Lörrach, dann am Gymasium zu Karlsruhe, Director desselben, Ministerialrath, badischer Prälat, stirbt auf der Reise 22. September 1826. Allemanische Gedichte, zuerst 1803 (vielfach ins Hochdeutsche übertragen.) Der rheinische Hausfreund (1808—1815). „Seine Lieder haben an echter Naivetät in den Naturdichtungen nicht ihres Gleichen" (Gervinus). Seine Erzählungen, voll köstlicher Laune und drastischer Lebendigkeit, „wiegen ganze Fuder von Romanen auf" (Vilmar.) Sämtliche Werke, 8 Bde. 1832. F. Becker: J. P. Hebel, Festgabe zu seinem Geburtstage 1860.

Prof. Theil: Nr. 85. Der Geiz (II). Nr. 102. Der Ackerbau, eine Schule der Religiosität.

Poet. Theil: Nr. 88. Die Wiese.

Heine, Heinrich, 12. Dec. 1799 zu Düsseldorf von jüdischen Eltern geboren, studirt in Bonn, Berlin, Göttingen, tritt zum Christenthum über, lebt seit der Julirevolution in Paris, erliegt am 17. Februar 1856 einer qualvollen Krankheit, die ihn acht Jahre lang ans Lager gefesselt. Seit dem Auftreten der Romantiker, deren geistiger Nachkomme Heine war, hat kein deutscher Dichter so tief und so dauernd auf unsere Litteratur eingewirkt. Buch der Lieder, zuerst 1827. 45. Aufl. 1879. Reisebilder, zuerst 1826. Neue Gedichte. „Zarteste Lieblichkeit und dämonische Zersetzungslust, vornehme diplomatische Kälte und bequemes Sichgehenlassen." (Gödeke.) Reich begabter Lyriker, doch zu oft ein Sklav des Witzes. Blendender, elastischer Stil, bald hymnenhaft erhaben, bald leichtfertig graziös, alle Farbenscalen durchlaufend, in den prosaischen Schriften fast französisch und epigrammatisch zugespitzt. „Heine fehlte bei allem Talent die Gesinnung, die allein unserm Wesen Halt, unserm Streben Ziel zu geben vermag." Ueber ihn zahlreiche (Partei-)Schriften. Vollständige Ausgabe seiner Werke von Strodtmann.

Prof. Theil: Nr. 45. Henry Brougham.
Poet. Theil: Nr. 67. Die Wallfahrt nach Kevlaar.

Heinse, Wilhelm, geb. 16. Febr. 1749 zu Langenwiese in Thüringen, mit Gleim und Wieland befreundet. Aufenthalt in Italien 1780—83; Lector des Kurfürsten zu Mainz, Hofrath, Bibliothekar; stirbt 22. Juni 1803. Uebersetzer des Tasso und Ariost. Kunstromane (Ardhingello. Hildegard). Briefe. Kraftgenie, aus Wielands Schule hervorgegangen, dessen Freiheiten er bis zum Cynismus steigert. In Stil, Composition und Kunstansicht niederländischer Geschmack; sinnlich-lebendig in Schilderungen; wunderbar anschaulich in der Beschreibung von Gemälden.

Prof. Theil: Nr. 33. Der Regenbogen. (Gemälde von Rubens.)

Herder, v., Johann Gottfried, geb. 25. Aug. 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen, Schüler von Hamann, dem „Magus des Nordens," studirt zu Königsberg, wird Lehrer und Prediger zu Riga, reist mit dem Prinzen von Holstein-Eutin, Hofprediger in Bückeburg, Hofprediger in Weimar, Generalsuperintendent, Präsident des Oberconsistoriums; 1801 geadelt; stirbt 18. Decbr. 1803. — Fragmente zur deutschen Litteratur 1767. Stimmen der Völker 1778. Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit 1783. Cid 1802—3. Gesammelte Werke 1827—30 in 60 Bdn. Auswahl in 1 Bd. 1844. Neue Gesamtausgabe von B. Suphan, seit 1877. Divinatorischer Genius, deutscher Litteratur und Wissenschaft neue Richtungen, neue Ziele, neue Aussichten zeigend, von entschiedenem Einfluß auf neuere Philosophie, Theologie und Poesie. Phantastische Kritik und kritische Phantasie, instinctiver Takt für das Rechte, dichterische Wärme, oft enthusiastische Glut, zuweilen hohenpriesterlich stolzes Selbstbewußtsein ohne die rechte sichere Stätigkeit. Der Stil durchläuft ein Stadium von Metamorphosen, „schwankt zwischen Prosa und Poesie," und erringt erst später das Maß und die Klarheit klassischer Darstellung. Herders Lebensbild von dessen Sohne. 1846.

Prof. Theil: Nr. 128. Annehmlichkeit, Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Geographie.

Poet. Theil: Nr. 38. Die Lerche. Nr. 54. Alexanders Grab. Nr. 55. Aesop im Bilde.

Hettner, Hermann, geb. 12. März 1821 zu Leisersdorf bei Goldberg in Schlesien, bereist Griechenland, wird Prof. der Aesthetik in Jena, jetzt Prof. der Kunstgeschichte in Dresden. „Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts." 3. Aufl. 1871. 5 Bde. (Neben pietätvoller Würdigung treffende Sicherheit des Urtheils, Feinheit der Empfindung und glänzende, scharfbeleuchtende Darstellung.)

Prof. Theil: Nr. 79. Daniel Defoe und der Robinson. Nr. 80. Oliver Goldsmith. Nr. 82. Lessing (1. Das deutsche Schauspiel vor Lessing).

Heyse, Paul, geb. 15. März 1830 in Berlin, 1854 als Prof. nach München berufen. Dramatischer Dichter (Die Pfälzer in Irland. Elisabeth Charlotte. Kaiser Hadrian. Hans Lange). Novellist. Als Erzähler bald durch seltene Anmuth, bald durch den tiefen Ernst seiner Seelengemälde fesselnd. Vornehme, krystallreine Form von zauberischer Leichtigkeit. „Novellen in Versen" zuerst 1864. Giebt mit E. Geibel ein „spanisches Liederbuch" heraus 1852. — Poet. Theil: Nr. 23. Geduldet euch fein! Nr. 66. Wanda.

Hölderlin, Friedrich, geb. 20. März 1770 zu Lauffen in Schwaben, auf der Klosterschule zu Denkendorf und Maulbronn, im Stift zu Tübingen (Hegel und Schelling), geht nach Jena (Schiller), wird Erzieher in Frankfurt a. M. (Diotima). Eine tragische Leidenschaft bricht sein Leben, unstät zieht er umher, bis er 1807 in völligen Irrsinn versinkt, den erst am 7. Juni 1843 der Tod löst. — Hyperion oder der Eremit in Griechenland (Roman in Briefen) 1797. Gedichte 1826. Uebersetzung des Sophokles. Hölderlins Werke und Biographie, herausgeg. von Theod. Schwab, 2 Bde. 1846. Hölderlin der größte Elegiker Deutschlands. „Er war in Hellas heimisch und dichtete in den schönsten Metren, die der griechische Geist ersonnen, aber sein Gemüth war echt romantisch" (Rosenkranz).

Poet. Theil: Nr. 28. Die Nacht. Nr. 31. Die Eichbäume. Nr. 83. Rückkehr in die Heimat. Nr. 89. Der gefesselte Strom. Nr. 59. Schicksalslied. Nr. 99. An den Aether.

Hölty, Ludwig Heinrich Christoph, geb. 21. Decbr. 1748 zu Mariensee im Hannöverschen, Sohn eines Landpfarrers, mit ängstlicher Sorgfalt erzogen, auf dem Lyceum zu Celle gebildet, bezieht die Universität Göttingen (Hainbund), kehrt nach Mariensee zurück, stirbt zu Hannover 1. Septbr. 1776. — Seine Naturlieder sind warme, innige Laute eines stillumfriedeten Herzens; auf seinen Elegieen liegt der schwermüthige Ernst der Todesahnung. Die Form ist einfach, weich. Des Frühgeschiedenen Namen bewahrt das fromme Andenken der Nation. Voß veranstaltete 1783 die erste Ausgabe von Höltys Gedichten (nicht ohne unberechtigte Aenderungen).

Poet. Theil: Nr. 48. Auf das Grab meines Vaters.

Hotho, G. H., geb. 22. Mai 1802 in Berlin und daselbst Professor der Philosophie und der Kunstgeschichte. Schreibt über deutsche und niederländische Malerei; Mitherausgeber der Werke Hegels, dessen Vorlesungen über Aesthetik von ihm mit musterhafter Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit redigirt sind.

Prof. Theil: Nr. 19. Blick auf Paris.

Humboldt, v., Friedrich Heinrich Alexander, Freiherr, geb. 14. Septbr. 1769 zu Berlin, studirt in Göttingen und Frankfurt a. d. O., dann (unter Werner) auf der Freiberger Akademie. Bereist von 1795—98 einen großen Theil Europas und verläßt dasselbe im Juni 1799. Verbündet mit seinem gleichstrebenden Freunde Aimé Bonpland, durchwandert er 5 Jahre lang die tropischen Gegenden Amerikas und kehrt mit unermeßlicher Ausbeute zurück, lebt bis 1826 in Paris, macht 1827 bis 1829 (mit Ehrenberg und Rose) eine Reise nach Sibirien und an das kaspische Meer, seit 1829 zumeist in Berlin, wo er 6. Mai 1859 stirbt. — Ansichten der Natur, zuerst 1808. Reise in die Aequinoctialgegenden (aus dem Franzöf. von H. Hauff 1859). Kosmos seit 1845. „Erhabene Universalität." Durch die Meisterschaft seiner Sprache gehört er zweien Litteraturen, der deutschen und der französischen, gleichzeitig und in gleich hoher Vollendung an. A. v. Humboldts Leben, herausg. von K. Bruhns.)

Pros. Theil: Nr. 10. Der südliche Sternenhimmel. Nr. 31. Die südamerikanische Steppe. Nr. 94. Das Meer. Nr. 95. Erderschütterungen. Nr. 96. Naturgenuß.

Humboldt, v. Wilh., Freiherr, Bruder des Vorigen, geb. 22. Juni 1767 zu Potsdam, studirt die Rechte in Frankfurt a. d. O. und Göttingen, tritt 1794 in Jena Goethe und Schiller freundschaftlich nahe, reist, beginnt 1802 seine politische Thätigkeit, lebt seit 1820 in wissenschaftlicher Muße zu Tegel und stirbt dort 8. April 1835. Ein Staatsmann „von Perikleischer Hoheit des Sinnes." Als Sprachforscher zu den ersten zählend (sein großartiges Werk „über die Kawisprache auf Java" 1832.) Seine „ästhetischen Versuche" (1799), ganz an Goethes Hermann und Dorothea anschließend, werden von grundlegender Bedeutung. 3. Aufl. 1861. „Briefwechsel mit Schiller." 1830. „Briefe an eine Freundin" 6. Aufl. seit 1847. Uebersetzung von Aeschylos Agamemnon. 2. Aufl. Humboldts Leben von R. Haym.

Pros. Theil: Nr. 107. Bedeutung der Uebersetzungen. Nr. 108. Sprache und Gedanke. Nr. 118. Das Idyll (verglichen mit der Epopoe). Nr. 126. Aufgabe des Geschichtschreibers.

Jacobs, Christian Wilhelm Friedrich, geb. 6. Octbr. 1764 zu Gotha, studirt in Jena und Göttingen, Gymnasiallehrer in Gotha, Professor am Lyceum zu München, kehrt 1810 nach Gotha zurück, stirbt 30. März 1847. — Leben der Alten, 4. Bde. 1827. Rosaliens Nachlaß. Feierabende zu Mainau. Liebenswürdiger Charakter von reinster Sittlichkeit. Gehobene, harmonische Darstellung; vollgültiges Muster rednerischen Stils. Ausgezeichneter Jugendschriftsteller.

Pros. Theil: Nr. 104. Bildung, das Ziel der Schule. (II.) Nr. 105. Was und wie soll gelesen werden?

Immermann, Karl Lebrecht, geb. 24. April 1786 zu Magdeburg, militärisch-streng erzogen, studirt in Halle, zieht als Freiwilliger gegen Frankreich, wird Landgerichtsrath in Düsseldorf (das Theater seine Schöpfung), stirbt plötzlich 25. Aug. 1840. Dramatische Studien meist nach Shakespeare. Tulifäntchen (ein Märchen, nicht, wie oft gesagt ist, gegen Platen). Merlin. Andreas Hofer. Romane: die Epigonen. Münchhausen, zuerst 1838. Tristan und Isolde (ein Gedicht in Romanzen, unvollendet, nach Immermanns Tode 1841 von Tieck herausgegeben). Memorabilien, 3 Bde. 1840—43. — Entschiedenste Begabung für epische (und satir.) Darstellung. Sein eigenes Wort: „Mit Kraft begannen die mit Schönheit enden" charakterisirt am besten sein Dichterleben. Lichter, straffer Stil, in einzelnen Productionen spröde. (War zugleich ein Meister dramatischer Recitation.)

Pros. Theil: Nr. 1. Der westfälische Hofschulze. Nr. 20. Goethes Haus. Nr. 70. Preußens Schilderhebung 1813. Nr. 84. Müßiggang, Thätigkeit.

Poet. Theil: Nr. 130. Aus Tristan und Isolde.

Kalisch, Wilhelm, geb. 28. Jan. 1793 zu Brandenburg, 1816—17 bei Pestalozzi, gest. als Professor an der königl. Realschule in Berlin.

Pros. Theil: Nr. 50. Pestalozzi.

Kinkel, Gottfried, geb. 11. Aug. 1815 zu Obercastel bei Bonn, studirt Theologie, wird 1837 Privatdocent in Bonn, bereist Italien, wendet sich der Kunstgeschichte zu und wird 1846 Professor dieser Disciplin an der rheinischen Universität. Seine Theilnahme am badischen Aufstande führt ihn in Gefangenschaft und darauf in Festungshaft nach Spandau, aus der er 1850 entkam. Nachdem er 16 Jahre als Flüchtling in London gelebt, ward ihm eine Professur der Kunstgeschichte in Zürich übertragen. „Gedichte," zuerst 1843, 7. Aufl. 1872. „Otto der Schütz" 52. Aufl. 1879. behandelt eine Rheinsage in anmuthigster Frische und sauberer, wohllautender Form. „Nimrod," Trauerspiel. — Poet. Theil: Nr. 17. Abendstille. Nr. 74. Petrus.

Kleist, v., Heinrich, geb. den 10. Octbr. 1776 zu Frankfurt a. d. O., wird Offizier, widmet sich den Studien, zerfällt mit sich selbst, durchirrt Frieden suchend Städte und Länder, wird in der Schweiz von Zschokke für die Dichtung gewonnen, tritt mit einer Reihe von Dramen hervor, ohne die gehoffte Anerkennung zu finden, sinkt immer tiefer in Schwermuth und macht seinem Leben ein gewaltsames Ende bei Potsdam am 21. Novbr. 1811. Seine, oft großartig entworfenen Dramen (Käthchen von Heilbronn 1810. Prinz Friedrich von Homburg 1809. Die Hermannsschlacht 1811) sind die hervorragendsten der romantischen Schule. Sein Lustspiel „Der zer-

brochene Krug" (die Frucht eines dichterischen Wettkampfes) bei aller Anspruchslosigkeit des Süjets von hoher dramatischer Lebendigkeit. Unter seinen Erzählungen steht „Michael Kohlhaas" obenan, obgleich der darin behandelte Stoff erwiesenermaßen ein unhistorischer ist. Schriften nebst Nachlaß und Leben, herausg. von Tieck. 3 Bde. 1826. von Julian Schmidt, 1859. Vgl. A. Wilbrandt: H. v. Kleist. 1863.

Pros. Theil: Nr. 8. Michael Kohlhaas.

Poet. Theil: Nr. 122. An die Königin Luise.

Klopstock, Friedrich Gottlieb, geb. 2. Juli 1724 zu Quedlinburg, in Schulpforta gebildet, studirt Theologie zu Jena und Leipzig (Bremer Beiträge), reist 1750 in die Schweiz (Bodmer), durch König Friedrich von Dänemark nach Kopenhagen berufen, seit 1771 in Hamburg, vom Markgrafen Karl Friedrich von Baden hochgeehrt, begrüßt die französische Revolution, wird französischer Ehrenbürger, sieht sich enttäuscht und immer enger sich einfriedigend stirbt er 14. März 1804 zu Hamburg. Die Linde zu Ottensen beschattet sein und seiner Meta Grab. — Der Messias, von 1748—1773. Oden und Elegieen, 1771 zuerst gesammelt, 34mal gedruckt. Geistliche und vaterländische Dramen. Eine Reihe prosaischer Schriften, meist über die Theorie der Sprache und Dichtkunst (Gelehrtenrepublik 1774). Sämtliche Werke, 1798—1817 in 12 Bdn. Giebt zuerst wieder volles Leben der in französischer Pedanterie erstarrten Poesie. Religion, Vaterland, Freiheit und Natur sind die begeisternden Mächte seiner Dichtung, getragen von dem Wohllaut der kunstvollsten Rhythmen. Seine Sprache an deutschen Quellen, besonders an Luther gestärkt, und durch treffende Combinationen mit griech.-röm. Elementen verschmolzen: voll Melodie, feierlich-erhaben, prophetisch-kühn; in den späteren Dichtungen oft zerflossen oder gewaltsam gesteigert, zuweilen unentwirrbar-dunkel. Leben von Gruber 1832.

Poet. Theil: Nr. 45. Die frühen Gräber. Nr. 46. Die Sommernacht. Nr. 82. Frühlingsfeier. Nr. 110. Unsere Sprache. Nr. 113. Das Epigramm.

Körner, Theodor, geb. 23. Septbr. 1791 zu Dresden, auf der Universität zu Leipzig und Berlin, Hoftheaterdichter zu Wien, tritt im März 1813 in Lützows Freischaar und fällt am 26. Aug. bei Gadebusch. — Dramen. (Zriny, Rosamunde u. s. w.) Leier und Schwert, 1814. In seinen Kriegsliedern weht der Freiheitssturm jener heroischen Zeit, als deren edelster, volksthümlichster Ausdruck sie gelten dürfen. — Poet. Theil: Nr. 123. Aufruf.

Kugler, Franz Theodor, geb. 19. Jan. 1808 zu Stettin, Professor der Kunstgeschichte zu Berlin, starb 18. März 1858. „Handbuch der Kunstgeschichte." 3. Aufl. 1855. Giebt mit R. Reinick ein „Liederbuch für deutsche Künstler" heraus. (Im „Skizzenbuch" von 1830 u. a. „An der Saale hellem Strande" ff.).

Pros. Theil: Nr. 38. Der Münster in Freiburg.

Kuranda, Ignaz, geb. in Prag 1812, jetzt in Wien. „Belgien seit seiner Revolution." Besonnenes Urtheil; scharfgeschliffener, feingewandter Ausdruck.

Pros. Theil: Nr. 18. Brügge.

Lasaulx, v., Ernst, geb. 16. März 1805 zu Coblenz, bereist Italien und den Orient, Professor der Archäologie und altklassischen Litteraturgeschichte in Würzburg, und seit 1844 in München, wo er 9. Mai 1861 stirbt. „Philosophie der schönen Künste." 1860. — Pros. Theil: Nr. 72. Homeros.

Lenau, Nikolaus [d. i. Nikolaus Niembsch Freiherr v. Strehlenau], geb. 13. Aug. 1802 in dem Dorfe Csatád im Banat, studirt Philos., Jurispr., Medicin, wandert nach Amerika 1832, kehrt bald zurück, lebt in Wien und Ischl, verfällt 1844 in unheilbaren Wahnsinn, dem er am 22. Aug. 1850 erliegt. — Gedichte, 16. Aufl. 1857, jüngste Aufl. 1879. Faust. Savonarola. Die Albigenser. Elegischer Dichter, von tiefer Melancholie zerrissen. Wo er die Heimat schildert, voll hoher Anschaulichkeit. Neben weichster Zartheit eine oft erhabene Kraft. Wohlklingende, bilderreiche Form, meist in trochäischen Rhythmen sich bewegend. Die Kritik spricht ihm Beruf für dramatische Dichtung ab. Sämtliche Werke, herausg. von A. Grün. 4 Bde. 1855. Lenaus Leben von seinem Schwestermanne Ch. Schurz 1856.

Poet. Theil: Nr. 3. Einem Knaben. Nr. 18. Abendlied. Nr. 49. Am Grabe Höltys.

Leo, Heinrich, geb. 19. März 1799 zu Rudolstadt, studirt zu Breslau und Göttingen, reist nach Italien, Prof. in Berlin, in Jena, seit 1828 in Halle, stirbt hier 24. April 1878. — Verfassung der lombard. Städte 1820. Geschichte des jüdischen Staats. Geschichte der italien. Staaten. 5 Bde. 1829 f. Zwölf Bücher niederländischer Geschichten. Lehrbuch der Universalgeschichte. „Tiefer Forscher (auch auf dem Gebiete der Sprache) und origineller Darsteller; der Stil voll stolzer Offension" (Schwab).
Pros. Theil: Nr. 24. Palästina. Nr. 29. Oberitalien.

Lessing, Gotthold Ephraim, eines Predigers Sohn, geb. 22. Jan. 1729 zu Kamenz, auf der Fürstenschule zu Meißen („ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß"), 1746 auf der Universität zu Leipzig (Weisse, Mylius, Zachariae), streift ziellos auf allen Gebieten des Wissens, wirft sich mit übermüthiger Lust ins bewegteste Leben (Berlin, Potsdam, Breslau, Hamburg, Leipzig), bis er 1770 als Bibliothekar nach Wolffenbüttel gerufen wird, wo er 15. Febr. 1781 stirbt. — Miß Sara Sampson, 1755. Fabeln, 1759. Minna v. Barnhelm, 1763. Laokoon, 1766. Dramaturgie. 1767. Wie die Alten den Tod gebildet, 1769. Emilie Galotti, 1772. Polemik gegen Göze. Nathan, 1779. Sämtliche Werke; neue Ausgabe von Lachmann, 13 Bde. 1839 ff., durchgesehen und vermehrt von W. v. Maltzahn 1853 f. Eine fast verzehrende Forschbegier, immerrege Kampflust, entschlossenste Festigkeit, unerbittliche Strenge gegen sich und Andere, echte Menschlichkeit beim Schein der Härte, edelste Selbstverleugnung bei männlichstem Vollgefühl bilden die Grundzüge dieses einzigen Charakters. Lessing „der erste Kunstrichter Deutschlands," „das Revolutionsgenie in der Litteratur." (Ein Meisterstück der Charakteristik bei Gervinus IV. 318 ff. 2. Ausg. Lessings Leben von Danzel und Guhrauer, 1850. 1853. Von A. Stahr, 1859. 6. Aufl. 1869.)
Pros. Theil: Nr. 83. Die Zerstreutheit. Nr. 117. Grenzen der Malerei und Poesie. Nr. 129. Ueber den deelamatorischen Vortrag von Sentenzen. Nr. 130. Die Geistererscheinungen bei Voltaire und bei Shakespeare. Nr. 131. Epilog zur Dramaturgie.

Lichtenberg, Georg Christoph, geb. 1. Juli 1742 zu Oberramstädt bei Darmstadt, bereist England zu wiederholtenmalen, seit 1770 Prof. der Math. und Philos. in Göttingen, stirbt 24. Febr. 1799. Erwächst an dem Vorbilde englischer Humoristen, verbindet mit schärfster Beobachtung und treffendem Witz eine weiche (selbst krankhaft reizbare) Empfindung; polemisirt insbesondere gegen die kraftgenialischen Auswüchse der Zeit. „Ausführliche Erklärungen der Hogarthischen Kupferstiche" 1794. Briefe aus England an Boie. Vermischte Schriften, 6 Bde. 1844.
Pros. Theil: Nr. 44. Garrik als Schauspieler.

Lingg, Hermann, geb. 22. Jan. 1820 zu Lindau am Bodensee, Militärarzt, jetzt privatisirend in München. Seine „Gedichte," 1854 zuerst durch Geibel herausgegeben, behandeln gern historische Stoffe. 1. Th. 7. Aufl. 1871. 2. Th. 2. Aufl. 1869. Großartige Schilderung voll dramatischer Kraft. Die Form meisterhaft und vielfach neu. „Die Völkerwanderung," ein Epos.
Poet. Theil: Nr. 13. Mittagszauber. Nr. 30. Waldnacht.

Lotze, Hermann, geb. 21. Mai 1817 in Bautzen, Professor in Göttingen. „Medicinische Psychologie." 1852. „Mikrokosmus." 3 Bde. 1856—64 (Eindringende Schärfe des Gedankens, Klarheit und Eleganz des Stils).
Pros. Theil: Nr. 121. Das phlegmatische Temperament.

Mörike, Eduard, geb. 8. Septbr. 1804 zu Ludwigsburg, Sohn eines Medicinalraths, in dem Seminar zu Urach und Tübingen gebildet, wird 1834 Pfarrer zu Kleversulzbach bei Weinsberg, später Lehrer am Katharinenstift zu Stuttgart, giebt 1866 das Amt auf, vom Könige mit einem Ehrensolde bedacht, stirbt 4. Juni 1875. Maler Nolten (Novelle) 1832. Gedichte. 4. Aufl. 1867. Meister Martin und die Glockendiebe (Idyll). Tiefe Empfindung und naive Anmuth, aber auch ein echt volksthümlicher Humor sprechen sich in der Lyrik Mörikes aus, und erinnern dadurch nicht weniger als durch die überraschende Leichtigkeit und Plastik der Sprache an Goethes Lieder.
Poet. Theil: Nr. 10. In der Frühe. Nr. 11. An einem Wintermorgen. Nr. 22. Gebet. Nr. 29. Gesang zu Zweien in der Nacht. Nr. 32. Im Park. Nr. 33. Die schöne Buche. Nr. 65. Schön-Rohtraut. Nr. 87. Besuch in Urach. Nr. 101. An den Schlaf. Nr. 128. Der alte Thurmhahn.

Mommsen, Theodor, geb. 30. Novbr. 1817 zu Garding in Schleswig, jetzt Professor der Philologie in Berlin, mit der Herausgabe röm. Inschriften beschäftigt. Rechts- und Geschichtsforscher. Epochemachend durch seine „Römische Geschichte, zuerst 1854; jetzt 6. Aufl. 1874. Gründlichstes Quellenstudium, kühne Combinationen, Charakteristiken von bewunderungswürdiger Schärfe und Lebendigkeit. Der Stil modern, geistvoll pointirt.

Pros. Theil: Nr. 53. Mithradates. Nr. 54. Pyrrhos.

Mosen, Julius, geb. 8. Juli 1803 zu Marienei im Voigtlande, studirt in Jena und Leipzig, Advocat in Dresden, 1844 Dramaturg der Oldenburger Bühne, stirbt, nachdem er fast 20 Jahr gegen ein schweres Leiden angekämpft, am 10. Octbr. 1867. Novellen. Epen. (Ritter Wahn. Ahasver.) Dramen. (Heinrich der Finkler. Otto III. Cola Rienzi). Gedichte. Die Dresdner Gemäldegallerie. Mosens dramatische Dichtung strebt Schillerschem Höhenfluge nach. Seinen Epen liegen bedeutsame, poetische Mythenstoffe zu Grunde. Seine Gedichte sind zum Theil von volksthümlicher Kraft.

Pros. Theil: Nr. 32. Der Judenkirchhof. (Gemälde von Ruisdael.)

Müller, Wilhelm, geb. 7. Octbr. 1794 zu Dessau, Sohn eines Schuhmachers, studirt in Berlin, zieht ins Feld, wirft sich auf das Studium der altdeutschen Litteratur; reist nach Italien, wird Gymnasiallehrer und Bibliothekar zu Dessau, stirbt 1. Octbr. 1827. — Rom, Römer und Römerinnen. 1820. Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten. 1821. (Jugendfrohe, ins Herz schmeichelnde Klänge.) Griechenlieder (voll hoher, fortreißender Begeisterung für hellenische Freiheit) 1822, 1823, 1824. Auch seine Sinngedichte sind bedeutend. Die gesammelten Gedichte W. Müllers mit einer Biographie desselben gab G. Schwab 1837 heraus, jetzt 4. Aufl. — Poet. Theil: Nr. 116. Reimsprüche.

Nahlowsky, Joseph, geb. 18. März 1812. Prof. der Philos. an der Univ. Graz. „Das Gefühlsleben" 1861. (Feine psychologische Analyse in gewandter Darstellung.)

Pros. Theil: Nr. 122. Verwandtschaft der Ton- und Farbenwirkungen.

Nasemann, Otto, geb. 1821. Prof. an der Realschule, dann Director des Stadtgymnasiums in Halle. Arbeitet in Verbindung mit Duncker Beckers Weltgeschichte um.

Pros. Theil: Nr. 39. Die Marienburg.

Novalis, Friedrich, [Friedrich v. Hardenberg], geb. 2. Mai 1772 zu Wiederstedt im Mansfeldischen, stud. die Rechte in Jena (Gebr. Schlegel), Leipzig und Wittenberg, dann Bergwesen in Freiberg, wird 1800 zum Amtshauptmann in Weißenfels designirt, stirbt — langsam hinsiechend — im Elternhause daselbst 25. März 1801. Der begabteste Lyriker der romantischen Schule. Seine geistlichen Lieder athmen fromme, sehnende Innigkeit. „Hymnen an die Nacht." Der unvollendet gebliebene Roman „Heinrich von Ofterdingen" sollte eine Apotheose der (romant.) Poesie werden. (Seine Schriften und Biographie herausgeg. von Tieck und Fr. Schlegel 1802. 5. Aufl. 1837.)

Poet. Theil: Nr. 26. „Wenn alle untreu werden." Nr. 35. Weinlied.

Osterwald, Karl Wilhelm, geb. 23. Febr. 1820 zu Bretsch i. d. Altmark, stud. in Halle, Lehrer am Pädagogium daselbst, dann Prof. am Gymnasium zu Merseburg, seit 1865 Director des Gymnasiums zu Mühlhausen i. Th. „Alfred" (vaterländisches Epos). „Im Grünen" (seine Naturbilder). Gedichte. 3. Aufl. 1873. u. s. w. Sein poetisches Naturell, das sich fast in allen Gebieten und Formen der Dichtung bewegt, erscheint vielleicht am liebenswürdigsten in dem eigentl. Liede, dessen musikalischer Wohllaut sich hier mit warmer, inniger Empfindung paart. Glücklich auch in der Nachbildung alter Weisen und Maße; trefflicher Jugendschriftsteller.

Poet. Theil: Nr. 27. Ich hör' ein Glöcklein.

Passarge, Louis, geb. 6. Aug. 1825, Oberlandesgerichtsrath in Königsberg. „Aus dem Weichseldelta" 1856: eine sehr frische, anschauliche, mit Seele und Verständniß geschriebene Schilderung von Land und Leuten.

Pros. Theil: Nr. 17. Danzig. Nr. 21. Die Weichselbrücke bei Dirschau.

Platter, Thomas, geb. in den Walliser Bergen 17. Febr. 1499, durchzieht als fahrender Schüler die deutschen Lande, und stirbt, nachdem er 37 Jahre lang unter den verschiedensten Umständen und mit dem begeistertsten Eifer dem Lehrerberuf obgelegen, als Bürger und Druckherr zu Basel 26. Januar 1582. Sein Leben, welches

r seinem Sohne Felix zu Liebe aufgezeichnet, ist (samt dem des Felix) neuerdings Basel 1840, Leipzig 1878) herausgegeben. Es legt in der Einfachheit und Wahrheit sei-er Darstellung, die durch die schweizerische Mundart noch einen besondern Reiz erhält, in merkwürdiges Zeugniß ab von der Gewalt des Wissenstriebes, welcher damals im Bunde mit der kirchlichen Reformation bis in die untersten Schichten des deutschen Volkes drang, und in einzelnen Geistern zu bewundernswerther Hingebung gedieh.

Prof. Theil: Nr. 48. Aus Thomas Platters Leben.

Platen-Hallermund, v. August, Graf, geb. 24. Oktbr. 1796 zu Ansbach, Kadett, Page, Lieutenant, zieht gegen Frankreich, geht auf die Universitäten Würzburg und Erlangen, verläßt grollend das Vaterland (1826) und stirbt 5. Decbr. 1535 zu Syrakus. Auf seinen Grabstein schrieb der Italiener Landolina die Worte:

Ingenio germanus, forma graecus,
Novissimum posteritatis exemplum.

Ghaselen. Gedichte. Polemische Dramen (Die verhängnißvolle Gabel. Der romantische Oedipus). Geschichten des Königreichs Neapel (Fragment). Die Abassiden (Epos). Gesammelte Werke, herausg. v. Gödeke, 1839. 1853. Platen ist neben Rückert vielleicht der größte Meister der Form, dessen die neudeutsche Litteratur sich zu berühmen hat, aber der Mehlthau des Unmuths deckt oft auch die sinnigsten Blüten seiner Dichtung. („Eines fehlt dir jedoch; die sanfte Wallung des Lebens!" Hebbel.)

Poet. Theil: Nr. 37. Ghasel. Nr. 40. Der Besuv. Nr. 44. Die Venetianer. Nr. 58. Klagelied Ottos III. Nr. 111. Schluß des romantischen Oedipus.

Prutz, Robert, geb. 30. Mai 1816 zu Stettin, Professor der deutschen Litteratur in Halle, seit 1859 in seiner Vaterstadt privatisirend, wo er 21. Juni 1872 stirbt. Dramen (und Gedichte) politischer Tendenz. „Aus der Heimat. Neue Gedichte" 1858. Prutz's fruchtbares geschmeidiges Talent bewegt sich in Formen von hoher, insbesondere auch rhythmischer Vollendung; in seiner Lyrik überwiegt bei aller Fülle an tiefempfundenen und ergreifenden Lauten oft ein rhetorisches Element. Verdienstvolle Thätigkeit auf dem Gebiet der Litteraturgeschichte. „Der Göttinger Dichterbund" 1841 (eine beredte, liebevoll eingehende Monographie).

Poet. Theil: Nr. 84. Heimat.

Radowitz, v., Joseph, geb. 6. Febr. 1797 zu Blankenburg, stirbt als preuß. Generallieutenant 25. Decbr. 1853 zu Erfurt. Gesammelte Schriften. 5 Bde.

Prof. Theil: Nr. 85. Der Geiz. (I.) Nr. 86. Der Sammler.

Ranke, v. Leopold, geb. 21. Decbr. 1795 zu Wiehe in Thüringen, Oberlehrer am Gymnasium zu Frankfurt a. d. O., Prof. der Geschichte in Berlin, zum preußischen Historiographen und 1865 in den Adelstand erhoben. — Fürsten und Völker von Südeuropa, 3 Bde. 1827 ff. Französische, Englische Geschichte. Neun Bücher preußischer Geschichte. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, 5 Bde., zuerst 1839. Aus seiner Schule ist eine große Anzahl bedeutender Historiker hervorgegangen. In Ranke verbindet sich tiefgründende Forschung und ein Darstellungstalent, das mit den feinsten Linien die anschaulichsten Portraits zu zeichnen weiß.

Prof. Theil: Nr. 56. Eintritt des Christenthums in die römische Welt. Nr. 64. Karl V. Nr. 65. Die Disputation in Leipzig 1519. Nr. 66. Zwingli. (I.) Nr. 67. Johann der Beständige.

Reuter, Fritz, geb. 7. Nov. 1810 zu Stavenhagen in Mecklenburg, stud. die Rechte, bringt 7 Jahre auf preuß. Festungen zu, wird Lehrer, darnach Landwirth, tritt spät, aber mit glänzendem Erfolge als Dialektdichter auf, stirbt 12. Juli 1874 zu Eisenach. „Olle Kamellen" 13. Aufl. 1879. (Stadt- und Dorfgeschichten aus Niederdeutschland, welche eine außergewöhnliche Plastik, besonders im komischen Genre bekunden. Zugleich weiß R. die ganze Naivetät und alle den treuherzigen Witz der Mundart aufs glücklichste zu verwenden.) — Prof Theil: Nr. 2. Eine Versteigerung und ein Begräbniß.

Richter, Heinrich, zuerst Offizier, dann Lehrer an der königlichen Kriegsakademie in Berlin. „Das weströmische Reich unter Gratian, Valentinian II. und Maximus" 1865. Ein bedeutendes Werk, das auf den solidesten Studien beruht, gewandt in Form und Gruppirung, von überraschender Klarheit in der Entwickelung der socialen und politischen Zustände, und ebenso fein als energisch in der Charakteristik der hervortretenden Persönlichkeiten.

Prof. Theil: Nr. 57. Julians Perserzug und Fall.

Riehl, Wilhelm Heinrich, geb. 6. Mai 1823 in Biberich, Prof. der Staatswissenschaften in München. „Naturgeschichte des Volkes." 3 Th. „Die Pfälzer." 1847 u. s. w. Ein beredter, von sittlicher und patriotischer Wärme erfüllter Verteidiger der Tradition in Volksleben und Familie. Wirksame Gruppirung des Stoffs; feine Beobachtung; knapper, klarer Stil.

Pros. Theil: Nr. 22. Pfälzische Bauernhäuser. Nr. 30. Rügen.

Ritter, Karl, geb. 7. Aug. 1779 zu Quedlinburg, in Schnepfenthal gebildet, begiebt sich auf Reisen, 1819 Gymnasiallehrer in Frankfurt a. M., 1825 Prof. der Geographie in Berlin, stirbt 28. Septbr. 1859. Wird durch seine „vergleichende Geographie" (seit 1817 begonnen, 13 Bände.) der eigentliche Schöpfer dieser Wissenschaft. Ein Nationalwerk ebenso kühn in seiner Anlage, als sicher begründet und lichtvoll geordnet in seiner Ausführung. K. R., ein Lebensbild von (seinem Schwager) G. Kramer. 1. Th. 1864. 2. Theil 1870.

Pros. Theil: Nr. 24. Palästina und seine Weltstellung. (II.)

Roquette, Otto, geb. 19. April 1824 zu Krotoschin in Posen, studirt in Halle, wird Lehrer in Dresden, in Berlin; jetzt Professor am Polytechnicum zu Darmstadt. „Waldmeisters Brautfahrt," eine sinnige, mit allem Reiz der Jugendfrische und des Wohllautes ausgestattete Märchendichtung. 45. Aufl. 1877. „Der Tag von St. Jakob." „Geschichte der deutschen Litteratur." 1862. „Leben u. Dichten Chr. Günthers."

Pros. Theil: Nr. 77. Hans Sachs und das Drama.

Rosenkranz, Karl, geb. 23. April 1805 zu Magdeburg, Professor der Philosophie zu Königsberg, stirbt 14. Juni 1879. Aesthetiker. Litterarhistoriker. Umfassendes Wissen, feinsinnige Kritik, graziöser, weltmännisch-leichter Stil.

Pros. Theil: Nr. 34. Der Zinsgroschen. (Gemälde von Tizian.)

Rückert, Friedrich, geb. 16. Mai 1788 zu Schweinfurt, 1811 Privatdocent zu Jena, reist nach Italien, läßt sich in Koburg nieder, wird 1826 Prof. der orient. Sprachen in Erlangen und folgt 1841—48 dem Rufe Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin, zieht sich dann auf sein Gut Neuseß zurück, wo er 31. Januar 1866 stirbt. Rückert tritt unter dem Namen Freimund Reimar als patriot. Dichter auf (1814) in den „deutschen Gedichten," enth. „die geharnischten Sonette" („die Form, die so leicht tönendes Erz und eine klingende Schelle ist, wird hier treffendes Erz und Sturmglocke, und unter dem lustigen Gewande spannt sich ein starker Muskel"). Kranz der Zeit. Die Makamen des Hariri. 1826. (In diesen Nachbildungen arabischer Witz- und Reimfertigkeit leistet Rückert das Höchste, was Uebersetzungskunst je zu erreichen vermag.) Nal und Damajanti; eine indische Geschichte. Die Weisheit des Bramanen, ein Lehrgedicht in Bruchstücken, 10. Aufl. 1878. Rostem und Suhrab, persische Heldengeschichte 1838. Liebesfrühling. Dramen. Gesammelte Gedichte. 6 Bde. Auswahl seiner Gedichte 19. Aufl. 1876. Rückert ist eine einzige Erscheinung auf dem Gebiete der Litteratur: ein volles, ununterbrochenes, allumfassendes Dichterleben, das bald in des „Freiheitgeistes Sturmwindgang" jugendlich daherbraust, bald in den innigsten, zartesten Liedern ausklingt, bald tändelt in kindlichem Spiel, bald Sprüche beschaulicher Weisheit verkündet. Es ist nichts, was dieser geniale Improvisator nicht besänge; er selbst sagt:

„O Sonn' ich bin dein Strahl, o Ros' ich bin dein Duft!
Ich bin dein Tropf' o Meer, ich bin dein Hauch o Luft!"

Allgemach freilich „rückte in seinem Dichternamen der Accent von Freimund auf Reimar über" (Gervinus). Doch wunderbar und unvergleichlich bleibt immer die Virtuosität der sprachlichen Technik, mit welcher Rückert jetzt fast alle Litteraturen des Orients, im vollsten Sinne des Worts, verdeutscht hat. Vgl. G. Pfizer: Uhland und Rückert, ein kritischer Versuch. 1837. C. Beyer: F. Rückerts Leben und Dichtungen. 3. Aufl. 1869.

Poet. Theil: Nr. 1. An die Sprache. Nr. 2. Aus der Jugendzeit. Nr. 112. Die Zwei und der Dritte. Nr. 119. Aus der Weisheit des Bramanen. Nr. 120. Die beiden Gulden. Nr. 121. Geharnischte Sonette. Nr. 131. Aus Rostem und Suhrab.

Schefer, Leopold, geb. 30. Juli 1784 zu Muskau, auf der Schule zu Bautzen, von dem Fürsten Pückler vielfach unterstützt, verkehrt mit Fichte, Goethe, Schiller, Brentano, beginnt mit seinem fürstlichen Gönner ein Reiseleben, kehrt 1820 zurück und stirbt 13. Febr. 1862. — Mehr als 40 Novellen. Das Laienbrevier; ein Lehrgedicht,

zuerst 1834. Schefer erscheint als ein poet. Descendent J. Pauls. Im Laienbrevier hört man die Andacht eines liebeseligen, naturschwelgerischen, zu orientalischem Pantheismus neigenden Gemüthes in Sprüchen reden, die meist von lieblichen idyllischen Bildern eingerahmt sind. — Poet. Theil: Nr. 119. Aus dem Laienbrevier.

Schenkendorf, v., Friedrich Max Schenk, geb. 11. Decbr. 1784 zu Tilsit, stud. in Königsberg, zieht ins Feld (mit gelähmtem Arm), stirbt 11. Decbr. 1817 als Regierungsrath zu Koblenz. — Gesammelte Gedichte. Ein tiefes Gemüth, für Vaterland und Religion begeistert, von den Träumen mittelalterlicher Herrlichkeit erfüllt. Seine Lieder sind von edler, volksthümlicher Einfachheit und von dem Hauche einer frommen Sehnsucht getragen.

Poet. Theil: Nr. 125. Frühlingsgruß ans Vaterland.

Scherenberg, Christian Friedrich, geb. 5. Mai 1798 in Stettin, jetzt in Berlin. Vielleicht bedeutender in seinen „Gedichten," 4. Aufl. 1869, als in dem prachtvollen Pathos seiner Schlachtstücke (Ligny, Leuthen, Waterloo, Abukir). In der Form kühn, aber auch gewaltsam. — Poet. Theil: Nr. 15. Fischers Heimbucht.

Schiller, v., Johann Christoph Friedrich, geb. 10. Novbr. 1759 zu Marbach in Würtemberg. Sein Vater war Militairwundarzt und ward später Hauptmann und Aufseher über die Gärten des fürstlichen Lustschlosses Solitude. Schiller trat 1775 in die Militairakademie (später Karlsschule) zu Stuttgart, studirte Jura, dann Medicin, wird Regimentschirurg, flüchtet 1782 (nach Bauerbach), wird 1783 Theaterdichter zu Mannheim, geht später nach Leipzig (Gohlis), darauf nach Dresden (Körner), wendet sich 1787 nach Weimar, wird 1789 Prof. der Geschichte in Jena, Meiningischer Hofrath, Ehrenbürger der französ. Republik, erkrankt, tritt mit Goethe in freundschaftliche Verbindung, seit 1801 wohnhaft in Weimar, 1802 geadelt, stirbt 9. Mai 1805. — Die Räuber, 1781. Fiesko, 1782. Kabale u. Liebe, 1783. Don Karlos, 1784—87. Geschichte des Abfalls der Niederlande, 1788. Geschichte des 30jährigen Krieges, 1791—93. Die Horen, Xenien, Romanzen, 1794—98. Wallenstein, 1791—99. Maria Stuart, 1799—1800. Jungfrau von Orleans, 1801. Braut von Messina, 1803. Tell 1804. Sämtliche Werke, älteste Ausg. 12 Bde. 1812 f., sehr oft wiederholt; in 1 Bd. 1834; eine sehr sorgsame Ausg. von J. Meyer veranstaltet 1862. Histor.-kritische Ausgabe von K. Gödeke, 1867 ff. Kritische Ausgabe in 9 Bdn. von H. Kurz, 1868 ff. Schillers Leben, oft dargestellt, so von Karoline v. Wolzogen, 2 Th. 1830; von dem engl. Geschichtschreiber Thom. Carlyle, 1830; v. K. Hoffmeister (Schillers Leben, Geistesentwicklung und Werke), 5 Bde. 1838, von Gust. Schwab 1840. von Em. Palleske 1859, von Joh. Scherr 1859. Schiller als Philosoph von Kuno Fischer 1858. Schiller als Komiker von demselben 1861. Schiller als Lyriker von Brandstäter 1863. Schillers wissenschaftl. Thätigkeit von Tomaschek 1832. Schillers Briefwechsel mit Dalberg 1819, mit Goethe, 6 Th. 1828 ff., mit W. v. Humboldt 1830, mit Fichte 1847, mit Körner, 4 Th. 1847.

Prof. Theil: Nr. 68. Wilhelm v. Oranien. Nr. 123. Die Gartenkunst. Nr. 125. Sittliche Anforderung an den Dichter. Nr. 132. Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen.

Poet. Theil: Nr. 41. Pompeji und Herculanum. Nr. 71. Der Ring des Polykrates. Nr. 72. Der Gang nach dem Eisenhammer. Nr. 79. Kassandra. Nr. 80. Das Siegesfest. Nr. 81. Klage der Ceres. Nr. 104. Der epische Hexameter. Nr. 106. Das Distichon. Nr. 115. Epigramme. Nr. 133. Das Eleusische Fest. Nr. 134. Der Spaziergang. Nr. 135. Die Glocke.

Schlegel, v., August Wilhelm, Sohn des Dichters Adolf S., geb. 8. Sept. 1767 zu Hannover, auf dem dortigen Lyceum gebildet, stud. in Göttingen, (Bürger:

„Dich zum Dienst des Sonnengotts zu krönen,
Hielt ich nicht den eignen Kranz zu werth;
Doch — dir ist ein besserer beschert!")

hält in Jena, Berlin und Wien ästhetische Vorlesungen, reist mit Frau v. Stael durch Europa, wird Bernadottes Secretär, lebt in Coppet bei Frau v. Stael, wird Professor zu Bonn, stirbt 12. Mai 1845. — Jon (Trauerspiel). Uebersetzung des Shakespeare von 1797—1810. Spanisches Theater. Blumensträuße der ital., span. und portugiesischen Poesie. Mit F. v. Schlegel: das „Athenäum" und „Charakteristiken und Kritiken." — Sämtliche (deutsche und französische) Werke, herausg. von Böcking,

15 Bde. 1846 ff. Das kritische Haupt der romant. Schule. W. v. Schlegel war ein höchst umfassendes, überaus anregendes Talent, zwar ohne eigentliche Dichterweihe, aber voll feinen Sinns, ironischer Schärfe und bewunderswürdiger Bildsamkeit. Auf dem Gebiete der Litterärgeschichte theilt er seinen Ruhm mit Friedrich Schlegel, aber in einziger Größe steht er da als Uebersetzer und Nachdichter des großen Briten. Seinen Gedichten (namentlich den Sonetten) gebührt der Preis rhythmischer Vollendung. Feinbegrenztes Maß, durchsichtige Klarheit und glänzende Gewandung charakterisiren seine Prosa.

Pros. Theil: Nr. 73. Sophokles. Nr. 113. Goethes Hermann und Dorothea. Nr. 116. Die drei Grundformen der Poesie. Nr. 124. Ursprung und Geist des Romantischen.
Poet. Theil: Nr. 105. Der Hexameter. Nr. 107. Das Sonett.

Schnaase, Karl, geb. 7. Septbr. 1798 in Danzig, lebt als Obertribunalsrath in Berlin. Niederländische Briefe. Geschichte der bildenden Künste, 7 Bde. 2. Aufl. 1867, (ein treffliches Werk, in dem geistreiche Auffassung mit gründlicher Kritik und historischem Sinne Hand in Hand geht).

Pros. Theil: Nr. 52. Charakter und Sitte der Römer.

Schubert, v., Gotthilf Heinrich, geb. 26. April 1780 zu Hohnstein in Sachsen, auf der Schule zu Greiz, darnach zu Weimar (in Herders Hause), studirt Theol. und Med., Arzt in Freiberg (Werner), hält in Dresden Vorlesungen, wird Director des Realinstituts zu Nürnberg, Prinzenerzieher zu Schwerin, Professor der Naturwissenschaften zu Erlangen, Prof. in München, Lehrer des Königs von Griechenland ꝛc., gest. 1. Juli 1860. — Außer andern Schriften: Wanderbüchlein eines reisenden Gelehrten. Reise in das Morgenland. Erzählungen. Spiegel der Natur. Selbstbiographie. Reichquellende, biblisch und dichterisch gefärbte Darstellung, voll frommer, oft schwärmerisch-entzückter Innigkeit.

Pros. Theil: Nr. 16. Die Ufer des Hellespont und Smyrna. Nr. 49. Aus Schuberts Studienjahren. Nr. 88. Jäger, Hirten, Ackerbauer. (II.)

Schwab, Gustav, geb. 19. Juni 1792 zu Stuttgart, Prof. der alten Litteratur am Gymnasium daselbst, Pfarrer ebenda, stirbt als Consistorial- und Studienrath 4. Nov. 1850. — Gedichte, 4. Aufl. 1851. Buch der schönsten Geschichten und Sagen. Die schönsten Sagen des klass. Alterthums. Schillers Leben 1840. Neben Uhland, dem er zwar an künstlerischer Prägnanz des Ausdrucks und an Wärme des Gefühls nicht gleichsteht, aber an Weite des poetischen Gesichtskreises überlegen ist, gilt Schwab als Haupt der schwäbischen Dichterschule. Viele seiner Balladen und poet. Erzählungen haben einen klassischen Werth; in ihnen verbindet sich lyrische Empfindung mit epischer Toneinfachheit. Schwabs Leben und Wirken, geschildert von Klüpfel, 1858. — Pros. Theil: Nr. 47. Schillers Flucht.

Sealsfield, Charles, galt lange für einen Amerikaner, ist aber nach neueren Ermittelungen von deutscher Herkunft und 1797 zu Poppitz bei Znaim in Mähren geboren. Sein eigentlicher Name lautete Postl, und er soll denselben nur abgelegt haben, um seine Flucht aus einem Prager Kreuzherrnstift zu verdecken. Jedenfalls sind nach des Verfassers eigener Erklärung seine sämtlichen Schriften als deutsche Originalwerke anzusehen. (Vgl. die Schrift von Victor Hamburger: „Sealsfield-Postl, bisher unveröffentlichte Briefe u. Mittheilungen" 1879, und Hemmann's Aufsatz in „Nord und Süd" Septbr. 1879.) — Der Legitime. Der Virey. Lebensbilder aus beiden Hemisphären. Das Cajütenbuch. Süden und Norden. In seinen Romanen und Lebensbildern ist zum größten Theil das Leben der Amerikaner in Staat und Gesellschaft mit einer wahrhaft epischen Unparteilichkeit in eben so kühnen Umrissen als fein ausgeführten Details geschildert. Auch im Stil ist Sealsfield meisterhaft, obschon man ihm seine vielen Fremdwörter nachsehen muß, die häufig ohne Berechtigung angewandt sind. Seine Naturschilderungen im saftigsten, kräftigsten Colorit sind unübertroffen. S. starb 26. Mai 1864 auf einem Landsitze bei Solothurn, wohin er sich nach seinen Weltwanderungen zurückgezogen. — Pros. Theil: Nr. 4. Die Jacintoprairie.

Stahr, Adolph, geb. 22. Octbr. 1805 zu Prenzlau, Gymnasiallehrer in Halle, später in litterarischer Muße in Oldenburg, in Berlin, stirbt 1876, 3. Octbr. „Ein Jahr in Italien" (seit Goethe das ausgezeichnetste Reisewerk über dies Land). „Torso."

Kunstgeschichtl. Studien.) 2 Th. 1854. Leben Lessings 1859, 6. Aufl. 1869. Geistvolle Kritik; glänzende, oft blendende Darstellung.
Pros. Theil: Nr. 40. Der sterbende Fechter. Nr. 41. Der Borghesische Fechter.

Steffens, Henrich, geb. 2. Mai 1773 zu Stavanger in Norwegen, in Drontheim erzogen, durch Buffon für Naturforschung begeistert, in Jena zu Schellings Füßen, in Freiberg bei Werner, Prof. in Halle, in Breslau, ein Werber und Streiter fürs Vaterland mit Wort und Hand, seit 1831 Prof. in Berlin, stirbt 13. Febr. 1846. Mehrere Romancyklen: Die Familie Walseth und Leith. Die vier Norweger. Malcolm. — „Was ich erlebte," 10 Bde. (ungleiche Darstellung, nicht ohne redselige Eitelkeit). Romantisirender Naturphiloph. Seinen poet. Erzeugnissen mangelt es nicht an hohen Schönheiten und inniger, religiöser Wärme, wohl aber an eigentlicher Architektonik; der Stil „begeistert und leuchtend." — Pros. Theil: Nr. 3. Die Trauung.

Stifter, Adalbert, geb. 23. Octbr. 1806 zu Oberplan in Böhmen, Sohn eines Handwerkers, empfängt seine Bildung in der Benedictiner-Abtei zu Kremsmünster, studirt in Wien Mathematik und Naturwissenschaft, seit 1849 k. k. Schulrath zu Linz, stirbt daselbst am 18. Januar 1868. — „Studien," 6 Bde. „Bunte Steine." Außerordentlich fein in Schilderungen, namentlich der Landschaft und des Pflanzenlebens (man erkennt hier leicht, daß der sinnige Dichter auch ein Maler ist), sauber in psychologischer Entwickelung der Charaktere, dagegen fehlt es seinen Erzählungen an eigentlich epischer Bewegung.
Pros. Theil: Nr. 5. Im Hochgebirg verirrte Kinder.

Stolz, Alban, geb. 8. Febr. 1808 zu Bühl in Baden, seit 1847 Prof. der Theol. zu Freiburg, einer der originellsten und ausgezeichnetsten (kathol.) Volksschriftsteller. „Spanisches für die gebildete Welt." Das „Vaterunser." (Beredsamkeit von höchst bedeutender Kraft.) — Pros. Theil: Nr. 91. Heute.

Storm, Theodor, geb. 14. Septbr. 1817 zu Husum in Schleswig, Advokat, seit 1853 in Potsdam und Heiligenstadt, jetzt Hardesvogt in seinem Geburtsort. „Gedichte." „Immensee." 18. Aufl. „Im Sonnenschein." Sämtl. Schriften, 6 Bde. 1868. Zarte und tiefe Empfindung, in die feinste und wohllautendste Form gegossen. (Erinnert in einigen Zügen an Stifter.) — Poet. Theil: Nr. 14. Waldweg.

Strauß, David, geb. 27. Jan. 1808 zu Ludwigsburg, Docent in Tübingen, in Folge seines „Leben Jesu" nach Zürich berufen u. s. w., in Darmstadt, stirbt am 8. Februar 1874 in seiner Vaterstadt. Wendet sich litterärgeschichtlichen Studien zu: „Nicodemus Frischlin." „Daniel Schubart." „Ulrich von Hutten." „Lessings Nathan der Weise." „Voltaire." „Kleinere Schriften, biograph., litterar- und kunstgeschichtl. Inhalts." 2 Bde. 1862. 1866.
Pros. Theil: Nr. 81. Die deutsche Litteratur vor Klopstock.

Sybel, v., Heinrich, geb. 2. Decbr. 1817 in Düsseldorf, stud. Geschichte, wird 1839 Docent in Bonn, 1842 Prof., geht in gleicher Eigenschaft nach Marburg, nach München und kehrt 1861 nach Bonn zurück; jetzt in Berlin. Geschichte des ersten Kreuzzugs. Entstehung des deutschen Königthums. Geschichte der Revolutionszeit 1853.
Pros. Theil: Nr. 69. Prinz Eugen von Savoyen.

Uhland, Johann Ludwig, geb. 26. April 1787 zu Tübingen, stud. daselbst die Rechte, macht in Paris französische Studien, Mitglied der württemberg. Ständekammer, 1829 Prof. der deutschen Sprache u. Litter. zu Tübingen, privatisirt seit 1833, tritt 1848 in die Nationalversammlung ein, stirbt 13. Novbr. 1862 in Tübingen. — Gedichte, 1815, 60. Aufl. 1875. Dramen: Ernst von Schwaben, 1818; Ludwig der Baier, 1819; Walther von der Vogelweide. Sagenforschungen (Thormythus) 1836. Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder 1844. Der Grundton seiner Poesie ist ein romantischer, und mehr als in seinen warmen, heimatinnigen Liedern liegt der Kern derselben in den Romanzen, in welchen er das Heldenthum und die Minne des Mittelalters verherrlicht. Ihre natürliche Färbung, ihr plastischer, geschlossener Ausdruck, ihre reine, sichere Form stellen sie zu den vollendetsten Mustern dieser Dichtart. Seit seine Muse verstummte, hat er sich auf dem Gebiete der Litterärgeschichte die bedeutsamsten Verdienste erworben. Schriften über ihn: Uhland und Rückert, von G. Pfizer, 1837; Leben und Charakteristik von Liebert, 1857; von Eckardt, 1863, von Notter, 1863; von O. Jahn, 1863. Eine geist- und liebevolle Charakte-

ristik gab ferner F. Th. Vischer „Kritische Gänge" 4. Heft, 1863. Endlich Karl Mayer: L. Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen, 1867.

Pros. Theil: Nr. 112. Der Mythus von Thor.

Poet. Theil: Nr. 9. Frühlingsglaube. Nr. 34. Die Ulme zu Hirsau. Nr. 53. Tells Platte. Nr. 59. Der König auf dem Thurme. Nr. 61. Die sterbenden Helden. Nr. 62. Die drei Lieder. Nr. 62. Taillefer. Nr. 69. Das Schloß am Meer. Nr. 70. Ver sacrum. Nr. 73. Der Waller. Nr. 77. Die Kaiserwahl. Nr. 132. Märchen.

Vilmar, A. F. Christian, geb. 21. Novbr. 1800 zu Solz in Kurhessen, Prof. der Theologie in Marburg, starb 29. Juli 1868. „Geschichte der deutschen National-Litteratur." 1845. 13. Aufl. 1869. Summarische, aber beredte Schilderung namentlich der älteren Zeiten; ein frischer, poetischer Sinn charakterisirt das ganze Buch.

Pros. Theil: Nr. 82. Lessing (Sein Stil. III.) Nr. 89. Hausmenschen und Weltmenschen.

Vischer, Friedrich Theodor, geb. 30. Juni 1807 zu Ludwigsburg, Prof. der Aesthetik in Tübingen, dann in Zürich, seit 1866 wieder in Tübingen. Kritische Gänge. 6 Hefte. „Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen" 1846 ff. 4 Bde. Ein grundlegendes Werk in wohlgefügtem Massenbau, dessen zweiter Haupttheil — insbesondere in seinen zahlreichen Deutungen aus dem Reiche der Natur und Geschichte — ebenso durch Weite als durch Schärfe und Feinheit des Blickes und durch überraschende Plastik des Ausdruckes auch den uneingeweihten oder auf anderem Standpunkt stehenden Leser fesselt.

Pros. Theil: Nr. 27. Land und Volk der Griechen. (II.)

Vogt, Karl, geb. 5. Juli 1817, Prof. der Zoologie zuerst in Gießen, dann in Genf. „Zoologische Briefe." — Pros. Theil: Nr. 13. Nachtfahrt am ligur. Strande.

Voß, Johann Heinrich, geb. 20. Febr. 1751 zu Sommersdorf im Mecklenburgischen, studirt in Göttingen Philologie (Heyne) und Theologie, wird „Aeltester" des Hainbundes, geht nach Wandsbeck, wird Rector in Otterndorf, dann in Eutin, zieht sich 1802 nach Jena zurück, wendet sich nach Heidelberg, wo er 29. März 1826 stirbt. — Durch die Schule der Armuth gegangen, steht er als tüchtiger, treuer, ehrenfester Charakter da, der allerdings auch, wenn Parteileidenschaft ihn ergriff, in schroffe Härte ausschlug. („Er pries, sagt mit karikirender Hyperbel A. W. v. Schlegel, — er pries die Milde mit Bitterkeit, die Duldung mit Verfolgungseifer, den Weltbürgersinn wie ein Kleinstädter, die Denkfreiheit wie ein Gefängnißwärter.") Als Dichter bewegt er sich am liebsten in der Kleinwelt des Idylls. Dorthin wies ihn seine Muse, wenn schon auch hier zuweilen jene Hausbackenheit eindringen will, welche in seinen Liedern meist den Ton bestimmt. Seine „Luise" (zuerst 1783) und „Der siebzigste Geburtstag" (1771) gehören zu dem Erbschatz der Nation. Ungleich größere Bedeutung gewann Voß als Uebersetzer (Homer 1781. Virgil 1789, Theokrit, Ovid, Tibull, Horaz, Shakspeare u. s. w.), indem er mit ungeahnter Technik und reiner Nachempfindung die „Alten und räumlich Entfernten uns wie Gleichzeitige nahe stellte." Auf Voß beruht schließlich noch heute unsere Metrik und zumeist unsere Uebersetzungskunst. — Poet. Theil: Nr. 127. Der siebzigste Geburtstag.

Wackernagel, Wilhelm, geb. 23. April 1806 zu Berlin, studirt dort Philologie, Prof. der deutschen Litt. zu Basel, stirbt 21. Decbr. 1869. — Gedichte eines fahrenden Schülers. Neuere Gedichte. Weinbüchlein. Sevilla. 1854. Die Lebensalter. 1862. Seine Lyrik rankt sich an den Minneliedern empor und gewinnt von ihnen die Heiterkeit und Frische, die zumal seine Weinlieder auszeichnet. Unter den Forschern und Darstellern deutscher Litteratur hat sich Wackernagel eine der ersten Stellen erworben. Geschichte der deutschen Litteratur, 1848 (leider unvollendet). Poetik, Rhetorik und Stilistik (herausg. v. Sieber) 1873. Gedrungener Stil, nicht ohne volksthümliches Element, aber auch nicht immer ohne Schwere.

Pros. Theil: Nr. 26. Die Andalusier. Nr. 74. Deutschlands Weltberuf. Nr. 76. Hartmann v. d. Aue, Wolfram v. Eschenbach und Gottfried v. Straßburg. Nr. 78. Anfänge des Neuhochdeutschen. Nr. 118. Das Idyll. (I.) Nr. 119. Das Sprichwort. Nr. 127. Sage und Geschichte gegenüber der Idee.

Waldau, Max (d. i. Georg Spiller v. Hauenschild), geb. 24. März 1822 zu Breslau, stirbt, sich früh verzehrend, 20. Jan. 1855 zu Tschaidt in Oberschlesien. Ein geniales Uebermaß charakterisirt seine Composition und seinen Stil. Sein Roman „Nach der Natur," trotz aller Auswüchse, immer eine der bedeutendsten Productionen auf diesem Felde. — Pros. Theil: Nr. 12. Hochgewitter im Schwarzwald.

Winckelmann, Johann Joachim, eines Schuhmachers Sohn, geb. 9. Decbr. 1717 zu Stendal, dort, in Salzwedel und in Berlin auf der Schule, („homo vagus et inconstans" heißt es im Abgangszeugniß), in Halle und Jena auf der Universität, 1743 Conrector in Seehausen i. d. Altmark („Seehussae litteras graecas retractavi undequaque conquisitis libris veterum. Sophoclem . . . vix depono."), 1748 Bibliothekar des Grafen Bünau in Nöthenitz bei Dresden, tritt 1754 zum katholischen Bekenntniß über, geht 1755 nach Rom — zu hohen Ehren steigend (Präsident der Alterthümer und Secretär der vatican. Bibliothek) — und wird auf einer schnell wieder abgebrochenen Reise nach Deutschland in Triest von einem habgierigen Italiener erdrosselt, 8. Juni 1768. Epochemachend für das Studium der Antike durch seine „Geschichte der Kunst des Alterthums" 1764. Er im Vereine mit Lessing hat erst das tiefere Verständniß der altklassischen Welt erschlossen, und indem er seiner begeisterten Anschauung einen nicht selten wahrhaft dichterischen Ausdruck lieh, zugleich um die reinere, edlere Gestaltung unserer Prosa erhebliches Verdienst erworben, darin allein irrend, „daß er dem, was unter griech. Himmel, im griech. Glauben, im griech. Leben das Höchste und Schönste gewesen, für alle Völker und alle Zeiten gleiche Bedeutung beimaß." (Gödecke.) Ueber ihn: Goethe „Winckelmann und sein Jahrhundert." Justi „Winckelmann, sein Leben, seine Werke und seine Zeitgenossen." 1866.
— Pros. Theil: Nr. 42. Der Vaticanische Apollo.—

Inhalt.

Halle, Buchdruckerei des Waisenhauses.